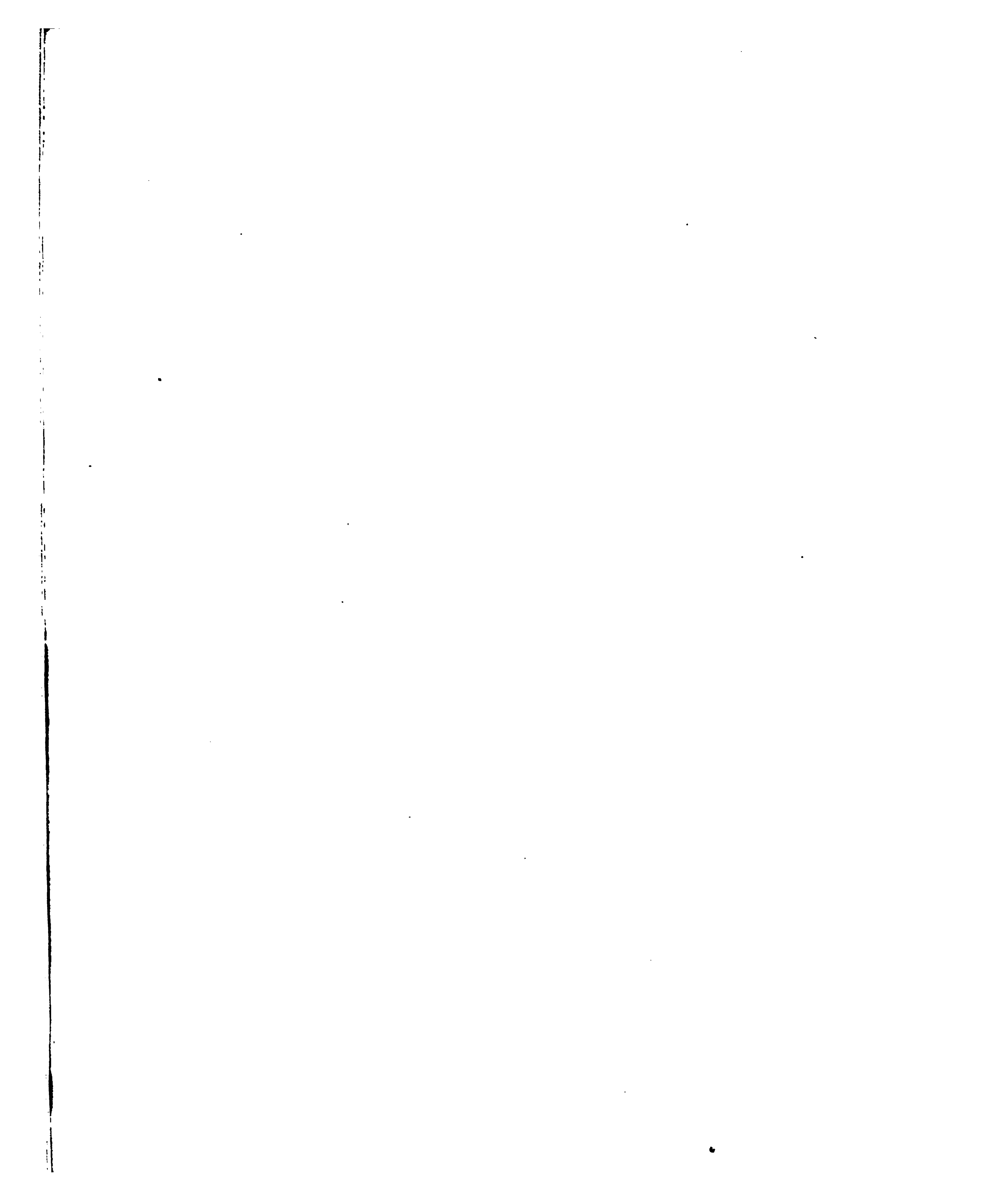


Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1839.

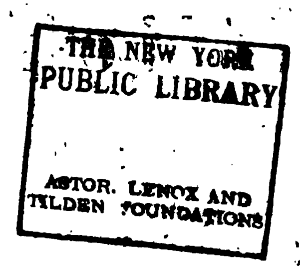
Erster Band.

Berlin,

Verlag von Duncker und Humblot.

1839.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.



Systematischer Index

zum

Jahrgang 1839 der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

I. Philosophie.

II. Theologie.

III. Jurisprudenz.

IV. Staats- und Kameralwissenschaften.

V. Geschichte.

VI. Philologie.

a) Orientalische Philologie.

VII. Kunstkritik und Archäologie.

VIII. Mathematik, Geographie, Physik, Chemie.

IX. Mineralogie, Botanik und Zoologie.

X. Physiologie und Medizin.

XI. Bibliographie.

XII. Vermischtes.

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

I.

Ueber den Ursprung des Episkopats in der christlichen Kirche. Prüfung der neuestens von Hrn. Dr. Rothe aufgestellten Ansicht. Von Dr. Ferdinand Christian **Baur**, *ord. Prof. der evangel. Theol. a. d. Univ. in Tübingen. Tübingen,* 1838. *bei Lud. Fr. Fues. XII u.* 187 *S.* gr. 8.

Zur Prüfung der eigenthümlichen Ansicht vom Ursprung des Episkopats, welche Dr. Rothe in seinem bekannten Werke (die Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung. Ein geschichtlicher Versuch von Richard Rothe. Erster Band. Wittenberg, 1837.) aufgestellt hat, war so leicht Niemand mehr geeignet und berufen als der verehrte Verf. vorliegender Abhandlung, welcher grade auf dem Felde der ältesten Kirchen- und Dogmengeschichte sich als besonders heimisch bewährt und manche Verhältnisse dieses im Allgemeinen so dunkeln Zeitraums bereits in ein erwünschtes Licht gesetzt hat. Den philosophischen Theil des Rothe'schen Werks, welcher zu beweisen sucht, dafs der Staat mit Aufhebung der Kirche die wahrhaft angemessene Form des christlichen Lebens in seiner Vollendung sei, hat der Verf. in einer Recension in diesen Jahrbüchern (Aprilheft 1838 No. 52 ff.) beurtheilt; der historische Theil jenes Werks erforderte aber zu seiner Würdigung eine näher ins Einzelne eingehende, auf einer genauern Erforschung der Quellen beruhende Behandlung, welche die Gränze einer Recension überschritten hätte. Der Vf. liefs deshalb diese Abhandlung in der Tübinger Zeitschrift für Theologie, dem dritten Heft des laufenden Jahrgangs abdrucken, und, um ihr eine gröfsere Oeffentlichkeit zu geben, dieselbe in vorliegender Schrift zugleich besonders abdrucken. Das Eigenthümliche der Rothe'schen Ansicht besteht in der Behauptung, dafs die christliche Kirche im eigentlichen Sinne des Wortes in der nächsten Zeit nach dem Jahr 70 von den damals noch lebenden unter den Aposteln gegründet sei, und zwar vermittelst der Institution des Episkopats. Diese Ansicht steht in der Mitte zwischen der katholischen, welche jene Formen von Christo selbst ableitet, und der gewöhnlichen protestantischen, welche dieselben im nachapostolischen Zeitalter aus einem Zusammenflufs von Verhältnissen und Bedingungen entstanden sein läfst. Selten möchte eine bei näherer Prüfung durchaus unhaltbare Hypothese, wie die Rothe'sche, mit solchem Aufwand von Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geist durchgeführt; selten aber auch eine mit so bedeutenden Kräften vertheidigte Meinung so rasch und vollständig widerlegt sein. Dieses Schicksal der Rothe'schen Hypothese erklärt sich theils aus der Natur des behandelten Gegenstandes und den fast sämmtlich unsichern Daten, womit der scharfsinnige Urheber rechnete, theils aber auch aus der Vortrefflichkeit und Gründlichkeit dieser Gegenschrift. Denn Dr. Baur zeigt sich schon durch seine gröfsere Unbefangenheit und ächt-protestantische Geistesfreiheit seinem Gegner überlegen, steht ferner durch die Consequenz seiner Ueberzeugung im Vortheil, während Inconsequenz und ein Vermischen verschiedenartiger Elemente und Standpunkte den philosophischen wie den historischen Theil des Rothe'schen Werks drückt; mufs man daher auch einen subjectiv gröfsern Aufwand von Geist und Scharfsinn auf Seiten Rothe's anerkennen und kann man auf der andern Seite auch nicht alle positiven Ansichten, welche Dr. Baur seinem Gegner entgegenstellt, billigen: so bleibt dennoch der Sieg auf Seiten Dr. Baur's, wie diefs hoffentlich Dr. Rothe selbst laut der Vorrede seines Werks im Allgemeinen anerkennen wird. Diese ausgezeichnete Schrift hat nämlich — abgesehn von dem Lehrreichen des Inhalts, sofern derselbe mit der Grundansicht in kei-

nem unmittelbaren und nothwendigen Zusammenhange steht — den Zweck einer erschütternden Anregung der gelehrten Forschung vollständig erreicht, und wird in dieser Hinsicht noch weiter fortwirken und dadurch bleibenden Werth behalten. Was nun vorliegende Gegenschrift betrifft, so kann dieselbe als ein Muster ächt wissenschaftlicher Polemik oder richtiger Verständigung betrachtet werden; das Interesse dreht sich rein um den Gegenstand der Forschung ohne alle Persönlichkeiten, Dr. Baur ehrt den ausgezeichneten Gegner und bezeugt ihm seinen aufrichtigen Dank für die vielfache Belehrung, die er theils unmittelbar aus seinem Werke, theils auf Veranlassung desselben gewonnen hat, und die Schärfe, welche der Ausdruck zuweilen annimmt, gilt blofs der Sache. Es versteht sich diefs eigentlich bei einem so würdigen und wahrhaft gebildeten Theologen von selbst; wenn man aber die capriciöse Rechthaberei, den Cynismus und die gegen alles wissenschaftliche Kriegsrecht gewählten Waffen mancher Streiter der sogenannten neuevangelischen Richtung mit jener Würde und Sicherheit, welche das Bewufstsein der guten Sache giebt, vergleicht, so fühlt man sich gedrungen, den wohlthätigen Eindruck davon rühmend und dankbar anzuerkennen.

Ueberblicken wir vorläufig den Inhalt der Abhandlung, so zeigt sich, dafs der Verf. den Rothe'schen Hauptargumenten Schritt vor Schritt nachgeht, die bedeutendsten Momente besonders hervorhebt und beleuchtet und dabei die allgemeinen Gesichtspunkte umsichtig entwickelt. Um die Einführung des Episkopats durch die Apostel in dem angegebenen Zeitpunkte als nothwendig nachzuweisen, hatte sich Dr. Rothe besonders auf die Gefahr berufen, welche die um sich greifenden christlichen Häresen dem Gemeinwesen drohten, und aufserdem die Zerstörung Jerusalems als Signal geltend gemacht, auf welches die christlichen Gemeinden sich theils von der äufsern Verbindung aus dem Judenthum völlig losgesagt, theils das gegenseitige Parteiinteresse überwunden und sich fester unter einander verbunden hätten. Dem entgegen sucht der Verf. zu zeigen, dafs der Ursprung der ersten christlichen Häresen, namentlich der Gnostiker, später falle, und dafs die Zerstörung Jerusalems höchstens für die palästinensischen Gemeinden, keineswegs aber für die christliche Kirche überhaupt die Bedeutung eines erschütternden Ereignisses haben konnte, noch der Geschichte zu Folge wirklich gehabt hat. Ferner [illegible] Rothe vier historische Data entdeckt zu haben, [illegible], sobald man sie nur richtig erklärte und com[illegible], die Einführung einer Kirchenverfassung und [illegible] Ursprung des Episkopats auf die Apostel selbst [illegible]. Der Verf. weist die Rothe'schen Deutungen aller vier Stellen und die daraus gezogenen Folgerungen [illegible]schieden zurück und nimmt damit der [illegible] Rothe'schen These jeden Schein einer historisch-mög[illegible] Begründung. Eine besondere Stütze hatte indefs Dr. Rothe für seine Ansicht in den Ignatianischen Briefen gefunden, deren Aechtheit (in der kürzern Recension) er gegen die gewöhnlichen Zweifel mit Anstrengung und Entschiedenheit vertheidigte. Der V[illegible] untersucht weiter unten die Frage über die Aechtheit dieser Briefe näher, und weist zunächst die Versch[illegible] kirchlichen Verfassungsform in den Briefen des [illegible]tius von der in dem Briefe des römi[illegible] Clemens nach (da doch bei Voraussetzung der Aechtheit [illegible] Briefe beide Schriftsteller fast gleichzeitig geschrieben hätten, Clemens am Ende des ersten Jahrhunderts [illegible] im Anfang des zweiten, Ignatius im J. [illegible]), und [illegible] dann weiter, dafs die ursprüngliche Identität der [illegible]schöfe und Presbyter selbst noch bei [illegible]me, während die Ignatianischen Briefe [illegible] eige[illegible] Episkopalsystem entschieden vertheidigten. [illegible] vergleicht Dr. Baur die gewöhnliche Vorstellung vom Ursprunge des Episkopats mit der Rothe'schen Ansicht und findet in der letztern eine ka[illegible]rende Tendenz als falschen subjectiven Prag[illegible]s und als Inconsequenz in logischer und in h[illegible]scher Beziehung. Endlich hatte Rothe die ebio[illegible]sche Kirchenverfassung als ein häretisches Gege[illegible] der katholischen betrachtet und dadurch die Pri[illegible] der letztern zu stützen gesucht; der Verf. kehr[illegible] Sache um, und findet die ursprüngliche Grundlag[illegible] Ebioniten, indem er dabei auf die Clemen[illegible] Homilien und die apostolischen Constitutionen, [illegible]zeugnisse des ebionitischen Geistes, zurück[illegible]. Den Schlufs des Ganzen bildet eine Untersuchung [illegible] Aechtheit und wahren Ursprung der Ignatian[illegible] Briefe. Der Verf. sucht das Factum, welches sie [illegible]aussetzen, nämlich die Wegführung des Ignatius [illegible] Antiochien nach Rom, um hier wilden Thieren vorgeworfen zu werden, als unwahrscheinlich darzustellen, und hält die Briefe für absichtliche Erdichtung, sowohl in Hin-

sicht der Idee derselben als auch der Persönlichkeit des Ignatius, wie sie darin erscheint; dieselben seien wahrscheinlich in Rom entstanden um die Mitte des zweiten Jahrhunderts und von Paulinern ausgegangen, wie die gleichzeitigen Clementinischen Homilien, welche in der Empfehlung des Episkopalsystems dieselbe Tendenz zeigen, von den Petrinern.

Gehn wir nun auf die einzelnen Theile des Inhalts näher ein, so begegnen wir zuerst einer Verschiedenheit der Ansicht über das Zeitalter der ältesten Häretiker. „Während nämlich Dr. Rothe noch die Apostel selbst in Folge der Erfahrungen, die sie durch das Hervortreten der ersten Häretiker gemacht hatten, die bischöfliche Kirche anordnen läfst, sagen, wie Dr. Baur nachzuweisen strebt, die glaubwürdigsten Zeugnisse ausdrücklich, dafs die ersten Häretiker, welche zugleich deutlich als Gnostiker bezeichnet werden, erst nach dem Hingang der Apostel hervorgetreten seien." Da die ersten Häresen auf dem Boden des judaisirenden Christenthums hervorgetreten sind, so legt der Verf. besonderes Gewicht auf den Bericht des judenchristlichen Hegesippus (bei Eusebius K. G. III, 32. IV. 22., zwei Stellen, welche in Ansehung der Zeitbestimmung der ersten häretischen Erscheinungen nicht ganz im Einklange sind, was aber der Verf. läugnet) und zwar auf die Stelle (III, 32), wonach, wie der Verf. sie versteht, die Häretiker erst seit dem Märtyrertode des Symeon, also zur Zeit des Kaisers Trajan offen hervertraten. Denn Symeon wurde danach durch Häretiker bei den Römern verdächtigt, dafs er aus davidischem Geschlecht abstamme und ein Christ sei, und auf diese Weise zum Märtyrertode gebracht. Bis auf jene Zeiten, setzt dann Eusebius nach Hegesipp hinzu, sei die Kirche noch eine reine Jungfrau gewesen. Wenn auch schon früher Einige die gesunde Norm der heilbringenden Predigt zu verderben suchten, so schlichen sie doch unbekannt und im Dunkeln umher; als aber der heilige Chor der Apostel das Lebensziel erreicht hatte und das Geschlecht der ersten Gläubigen abgetreten war, nahm der gottlose Irrthum seinen Anfang und die falschen Lehrer wagten nun mit entblöfstem Haupte der Predigt der Wahrheit die Predigt der fälschlich so genannten Gnosis entgegenzusetzen. Die andre Stelle Euseb. K. G. IV, 22. wo die Reinheit der Kirche nur bis auf den Märtyrertod des Jacobus, wahrscheinlich im J. 69, datirt wird, weil Thebuthis, der in der Nachfolge des Jacobus dem Symeon hatte weichen müssen, seit dieser Zeit angefangen habe, falsche Lehren auszubreiten, sucht Dr. Baur mit jener so auszugleichen, dafs er dort das bestimmte öffentliche Hervortreten, hier nur geheime Umtriebe der Häretiker bezeichnet findet. Wir lassen diese Ausgleichung einstweilen auf sich beruhen, und suchen die Argumentation des Verfs. erst vollständig zu überblicken. Clemens von Alexandrien setzt (Strom. VII, 17.) das Auftreten der Stifter der Häresen im Allgemeinen in die Zeit des Hadrian, und Irenäus, Tertullian, Epiphanius wissen von keinem ältern christlichen Häretiker als dem die Reihe der Gnostiker eröffnenden Cerinth. „Nicht also defswegen, sagt der Vf., weil wir aus Mangel an Nachrichten die ältere Zeit nicht näher kennen, sondern nach der bestimmten Versicherung von Schriftstellern, welche jener Zeit nahe genug standen, um sichere Kenntnifs von ihr zu haben, können wir mit dem Anfang der Geschichte der christlichen Häretiker nicht über den Anfang des zweiten Jahrhunderts zurückgehn." Diefs war denn auch ein Hauptgrund, weshalb Dr. Baur in seiner bekannten Schrift über die Aechtheit der Pastoralbriefe die letztern ins zweite Jahrhundert herabsetzte, da die Irrlehrer, welche darin bekämpft werden, für judaisirende Gnostiker gehalten werden müssen. Indefs suchte ein neuerer Vertheidiger der Aechtheit dieser Briefe (die Aechtheit der Pastoralbriefe, mit besonderer Rücksicht auf den neuesten Angriff des Hrn. Dr. Baur vertheidigt von Michael Baumgarten, Dr. Phil. Berlin, 1837.) nachzuweisen, dafs die darin bekämpften Irrlehrer Zeitgenossen des Apostel Paulus sein konnten, und auch Dr. Rothe betrachtete diese Häretiker als ein unentbehrliches, schon a priori vorauszusetzendes Glied in der Entwickelung des apostolischen Zeitalters. Der Verf. sieht sich daher genöthigt, seine früher ausgesprochene Ansicht, wie es scheint mit einiger Modification in Ansehung des jüdischen Elements jener Irrlehrer, gegen beide Gegner zu vertheidigen. Da nun Rothe den gnostisirenden und zugleich judaistischen Charakter jener Häretiker anerkennt, aber nach der Stelle des Hegesippus bei Euseb. K. G. IV, 22. das Hervorbrechen der Häresie um dreifsig Jahre hinaufrückt, so sucht der Verf. ihm nur das letztere Zeugnifs zu entreifsen, was aber nach der Ansicht des Ref. nicht gelungen ist. Auf der andern Seite ist es aber

willkürlich, das Auftreten solcher Häretiker und in solcher Allgemeinheit in die Lebenszeit des Paulus zurückzuversetzen und so die Abfassungszeit der Pastoralbriefe und den geschichtlichen Anfang der eigentlichen Gnosis in Ein historisches Continuum zusammenfliefsen zu lassen, und von dieser Seite stellt sich Ref. auf Seiten Dr. Baur's und wird diese Ansicht weiter unten in der Kürze motiviren. Einen ganz andern Weg schlug Hr. Baumgarten in seiner Widerlegung der Baur'schen Meinung ein. Er ging von der Richtigkeit der kirchlichen Tradition über das spätere Auftreten der Gnostiker aus und wagt ins apostolische Zeitalter keinen Gnosticismus ante Gnosticos zu versetzen; um die Aechtheit der Pastoralbriefe zu retten, giebt er daher die fraglichen Irrlehrer für Kabbalisten aus, eine Meinung, die früher auch Andere vertheidigt hatten, die aber aus blofser Unkenntnifs hervorgegangen ist und daher von Dr. Baur siegreich über den Haufen geworfen wird. Zur Bezeichnung des gnostischen Charakters der Irrlehre kann freilich nichts bestimmter sein, als die I Timoth. 6, 20. erwähnten ἀντιθέσεις τῆς ψευδωνύμου γνώσεως; dennoch machte Hr. Baumgarten die eben so deutlich ausgesprochene judaisirende Richtung dieser Häretiker dagegen geltend, indem er von der Ansicht ausging, dafs Gnosticismus und Judenthum in einem feindlichen Gegensatz zu einander stehn. Dafs aber beide Richtungen verbunden werden können, bezeugen die vielen aus dem Judenchristenthum hervorgegangenen Gnostiker, wie Cerinth, Valentin u. A. Allerdings steht das gewöhnliche Judenthum, sofern es sich in einem bestimmten Kreise traditioneller Vorstellungen bewegt, in einem relativen Gegensatze zum Gnosticismus (wie zur Kabbalistik), und eine Vereinigung beider Seiten kann nur durch Umbildung gewisser Anschauungsformen zu Stande kommen; allein theils ist dieser Gegensatz kein totaler und absoluter, theils handelt es sich hier auch gar nicht von einer Vereinigung des Judenthums und der Gnosis, sondern, was Dr. Baur noch mehr hätte hervorheben können, von einer Verschmelzung des Juden*christenthums* mit gnostischen Elementen. Dadurch, dafs das Judenthum in das Christenthum übergeht, ist seine gewöhnliche Form schon aufgehoben und die Verbindung mit gnostischen Elementen erleichtert. Hätte man das äufsere und innere Verhältnifs der Kabbalistik und des Gnosticismus gehörig gekannt oder beachtet, so würde man schwerlich die Kabbalistik für die Irrlehre der Pastoralbriefe ausgegeben haben. Zunächst ist nämlich durch Neander und Baur, die beiden ausgezeichnetsten Forscher auf diesem Gebiete, erwiesen, dafs manche gnostische Systeme, wie das Valentinianische, mit dem kabbalistischen nahe verwandt sind; Gnosticismus und Kabbala haben ja überhaupt eine gemeinsame Wurzel und gingen aus der Verbindung speculativer orientalischer und platonischer Ideen mit alttestamentlichen Vorstellungen hervor. Unterschieden werden beide Richtungen durch das christliche Element, welches sich nur im Gnosticismus findet, während die Kabbala sich auf jüdischem Boden hielt. Die Keime der Kabbala sind wahrscheinlich älter als der Gnosticismus und waren einer der Factoren um diesen zu bilden, das ausgebildete System der Kabbala ist aber höchst wahrscheinlich jünger, und, wie wenigstens Ref. urtheilt, selbst durch christlichen Einflufs, wenn auch unbewufst, vermittelt. Da sich nun beide Richtungen von dem gesunden Theismus auf gleiche Weise entfernen, so stellt der Verf. die nicht abzuweisende Alternative auf: Entweder können die Häretiker der Pastoralbriefe auch nicht Kabbalisten sein, oder, wenn sie Kabbalisten sein können, so können sie eben so gut auch Gnostiker sein. Das angebliche Haupthindernifs, sie für Gnostiker zu halten, ist damit hinweggeräumt. Da es nun ferner unerweislich ist, dafs im apostolischen Zeitalter die Kabbalistik schon so weit ausgebildet und verbreitet war, wie man nach den Pastoralbriefen voraussetzen müfste, und da es eben so unerwiesen ist, dafs die Kabbalisten als solche mit dem Christenthum in eine solche Berührung gekommen wären, um für christliche Häretiker zu gelten, denn in diesem Falle wären sie eben aus Kabbalisten Gnostiker geworden: so fällt damit die ganze bodenlose Hypothese, und es bleibt dabei, dafs die Irrlehrer der Pastoralbriefe judaisirende Gnostiker waren. Das jüdische Element derselben liegt unzweideutig in der Bezeichnung νομοδιδάσκαλοι, und der Satz: καλὸς ὁ νόμος bildet keine Antithese, sondern Concession des Vfs. der Briefe, wie denn nirgends ein antijüdisches Element, etwa im Sinne Marcions, bei jener Irrlehre hervortritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Ueber den Ursprung des Episkopats in der christlichen Kirche. Prüfung der neuestens von Hrn. Dr. Rothe aufgestellten Ansicht. Von Dr. Ferdinand Christian Baur.

(Fortsetzung.)

Wenn Dr. Baur in seiner Schrift über die Pastoralbriefe ein solches entdeckt haben wollte, so war diefs ein Mifsgriff, den der Verf. in vorliegender Schrift stillschweigend zurückzunehmen scheint. — Nun müssen wir aber auf die Frage zurückkommen, mit welchem Rechte der Verf. den Bericht des Hegesippus so benutzt, dafs dadurch der Ursprung des Gnosticismus erst an das Ende des ersten und den Anfang des zweiten Jahrhunderts gesetzt wird. Nach dem Urtheile des Referenten ist Dr. Baur hierbei gegen sonstige Gewohnheit eben so inconsequent als unkritisch zu Werke gegangen, indem er theils Berichten desselben Schriftstellers über dasselbe Zeitalter ganz verschiedenen historischen Werth beilegte, theils die unhistorische Seite aller dieser Berichte nicht gehörig berücksichtigte. So schenkt der Verf. dem, was bei Euseb. K. G. III, 32. IV. 22. über Symeons Märtyrertod und die frühern Umtriebe des Thebuthis berichtet ist, vollen Glauben, während er unbeachtet läfst, dafs an der letztern Stelle die Richtung des Thebuthis als schon vorhanden und in frühern Richtungen wurzelnd dargestellt ist. Eben so hält der Verf. die Sage des Hegesipp vom Convent, welcher Symeon zum Vorsteher der Gemeinde zu Jerusalem wählte (Euseb. III, 11.), für unverbürgt, da doch diefs Ereignifs mit den Umtrieben des Thebuthis gleichzeitig gewesen wäre und leichter überliefert werden konnte als jene. Soll nun eine der beiden Stellen des Eusebius III, 32. und IV, 22. benutzt werden, um einen Anfang des Gnosticismus zu bestimmen, so verdient die letztere allerdings den Vorzug und ist, wie Rothe richtig bemerkte, bestimmter. Denn sie knüpft das Auftreten der Irrlehrer unzweideutig an die Wahl des Symeon zum Nachfolger des Jacobus und die dadurch erweckte Eifersucht des Thebuthis. Dagegen ist die Notiz vom Ursprunge der Häresen in der andern Stelle an den Bericht vom Märtyrertode des Symeon nur angehängt, und zwar mit einer sehr vagen Uebergangsformel, und die Zeitbestimmung ist dann viel allgemeiner. Hegesipp, fügt Eusebius hinzu, habe auch andere Verhältnisse jener Zeit erwähnt und gesagt, dafs die Kirche bis auf die damaligen Zeiten rein geblieben, dafs die Irrlehrer früher im Dunkeln umhergeschlichen und erst nach dem Tode der Apostel und der ersten Generation von Gläubigen offen hervorgetreten seien. Hierdurch wird offenbar ein ganzer Zeitraum bezeichnet, welcher der Natur der Sache nach auch nur als Anfangspunkt einer viel verzweigten geistigen Erscheinung gedacht werden kann; damit verliert man aber schon alle Berechtigung, die Zeit Trajan's als jenen Anfangspunkt zu fixiren. Freilich berichtet Hegesippus, dafs der greise Symeon durch *Häretiker* als Nachkomme des davidischen Geschlechts und als Christ bei den argwöhnischen Römern angeklagt und so zum Märtyrertode gebracht sei; man könnte daher in jener Anklage das erste *öffentliche* Hervortreten der häretischen Partei erblicken. Allein die Kritik darf hier und in ähnlichen Fällen die historische Genauigkeit des Berichts in Anspruch nehmen. Dafs nämlich die Ankläger Symeons Juden*christen* waren, ist höchst unwahrscheinlich, da der Sektenhafs schwerlich zu einer gleich fanatischen als unklugen Handlung verleiten konnte, und die Anklage (ὡς ὄντος ἀπὸ Δαβίδ καὶ Χριστιανοῦ) schon durch ihre Form verräth, dafs sie von Seiten der Ungläubigen geschah. Vielleicht könnte dafür auch der Umstand sprechen, dafs später die Ankläger Symeons selbst als Nachkommen des davidischen Geschlechts angegeben und eingezogen würden, da das Moment der Verwandt-

schaft mit dem davidischen Geschlecht in der christlichen Gemeinde schwerlich aufser dem Zusammenhange mit der Familie Christi aufgefafst wurde. Will man nun nicht annehmen, dafs Hegesipp unter den Häretikern in jener Stelle ungläubige Juden verstanden, da derselbe auch sonst nur die an Christum gläubigen Juden als den wahren Stamm Juda, und die verschiedenen Richtungen des ungläubigen Judenthums als Sekten bezeichnet (Euseb. IV, 22.); so mufs man vermuthen, dafs Hegesipp oder seine Quelle jene gehässige Handlung nur im frommen Eifer den Häretikern aufgebürdet habe. Dieser Verdacht wird bestärkt, wenn man das gehässige Motiv beachtet, welches Hegesipp dem Thebuthis zur Verbreitung von Irrlehren unterschiebt, als ob derselbe damit an sich gehalten, bis er mit seinen Ansprüchen auf das Vorsteheramt der Gemeinde von Jerusalem zurückgewiesen, nun sich aber dafür gerächt hätte. Ref. wundert sich, wie ein sonst so unbefangener Kritiker, wie Dr. Baur, hier dem unlautern Bericht des Hegesipp das Wort reden kann. „Schon in der Absicht, sagt der Verf., Bischof zu werden, lag allerdings der erste Keim der bald nachher hervortretenden Häresen, indem der Gedanke, so lange noch Verwandte des Herrn selbst vorhanden waren, Bischof der jerusalemschen Gemeinde zu werden, nur aus demselben Princip entspringen konnte, aus welchem die Häresen selbst hervorgingen." Dieser Zusammenhang ist weit hergeholt und liegt schwerlich dem Berichte des Hegesipp zu Grunde; vielmehr wird darin die Irrlehre als ein Frevel betrachtet und ihre Verbreitung als ein Akt unlauterer Rache. Das fromme Vorurtheil konnte hier wie auch sonst den Ursprung der Heterodoxie nicht aus redlichem Streben nach Erkenntnifs und Wahrheit begreifen, sondern schob die Sache den Urhebern ins Gewissen. Da Hegesipp die häretische Meinung des Thebuthis bei jener Gelegenheit schon voraussetzt und ihn zu den sieben jüdischen Sekten, den Vorläufern der spätern Gnostiker rechnet, so ist man vielmehr berechtigt, den Umstand in Zweifel zu ziehen, dafs Thebuthis nach dem Vorsteheramt gestrebt habe, und damit fällt dann auch das J. 69. als fester Anfangspunkt des Gnosticismus, und es bleibt in den Berichten des Hegesipp nur das unbestimmt allgemeine Datum der nachapostolischen Zeit übrig. Aber auch hierauf darf man schwerlich so grofses Gewicht legen, wie der Verf. thut, da der Gedanke wenigstens in der Form, wie ihn Hegesipp ausspricht, schief und halbwahr ist. Zu Lebzeiten der Apostel sollen es nämlich die (schon vorhandenen) Gnostiker aus Scheu vor der apostolischen Auctorität nicht gewagt haben, mit entblöfstem Haupte aufzutreten; diefs sagt aber Hegesipp blofs aus der Ansicht heraus, die er sich einmal von der apostolischen Auctorität und Kirche gebildet hatte, die aber durch die apostolischen Briefe hinlänglich widerlegt wird. Mufs nun auch hier das Motiv als ein äufserliches und gehässiges von der Hand gewiesen und als unhistorisch betrachtet werden, so bleibt als historischer Kern von den Berichten des Hegesippus nur so viel übrig, dafs der später allgemeiner verbreitete Gnosticismus in allmäliger Entwicklung aus den jüdischen Sekten hervorgegangen sei und etwa seit dem J. 69. — wenn man sonst diesen Zeitpunkt noch fixiren darf — eine bestimmtere Form und Bedeutung angenommen habe. Mögen sich auch an die Namen des Simon, Dositheus, Gorthäus, welche Heg. als Genossen des Thebuthis und Vorläufer der eigentlichen Gnostiker nennt, spätere fabelhafte Sagen angehängt haben, so darf man doch dieselben als historische Personen eben so wenig verwerfen als den Thebuthis, oder alle zusammen gleichmäfsig, und mufs damit zugestehn, dafs die Keime des Gnosticismus in's apostolische Zeitalter hinaufreichen, also auch zu der Zeit vorhanden waren, in welcher nach Rothe's Meinung der Episkopat gestiftet sein soll. Damit ist aber noch nicht zugestanden, dafs der Gnosticismus in der Form, wie ihn die Pastoralbriefe bestreiten, in die Lebenszeit des Apostel Paulus gefallen sei; vielmehr soll nur behauptet werden, dafs die spätere kirchliche Sage darüber nicht entscheiden kann und jenes objectiv-historische Kriterium Dr. Baur's unhaltbar ist. Die Berichte des Hegesippus über jenen Gegenstand beschränken sich auf Palästina und die Judenchristen, während die Pastoralbriefe Verhältnisse der kleinasiatischen und kretensischen Gemeinden betreffen. Mufs man sich aber auch auf die innere Kritik dieser Briefe mit Hinzuziehung der Apostelgeschichte beschränken, so wird dennoch nach den wiederholten Untersuchungen der nachpaulinische Ursprung derselben immer wahrscheinlicher. Denn da schon der sprachliche Charakter ein so starkes Vorurtheil gegen die Aechtheit erweckt, so erhalten die historischen Schwierigkeiten, die Briefe in die Wirksamkeit des

Apostels einzufügen, doppeltes Gewicht. Die veränderten Verhältnisse der Gemeinden führen wenigstens an das Ende des apostolischen Zeitalters, und ein letzter Versuch, die Briefe vor die römische Gefangenschaft zu setzen (Böttger's Beitr. zur Einl. in d. Paul. Br. Heft 5.) ist jedenfalls mifslungen. Dafs aber der Apostel nach der ersten römischen Gefangenschaft nicht wieder in Kleinasien war, wie die Briefe voraussetzen, liegt am Bestimmtesten in der Abschiedsrede des Apostels, Apostelgesch. 20, 25., ausgesprochen, mag man sich dabei auf die Untrüglichkeit Pauli oder richtiger auf den Charakter der Reden in der Apostelgesch. berufen. Da der Referent hier den Apostel das bestimmte Bewufstsein aussprechen läfst, dafs er alle kleinasiatischen Gemeinden nie wiedersehen werde, obgleich er den Apostel V. 29. auf spätere Verhältnisse hinweisen läfst, so darf man voraussetzen, dafs der Refer. der Apostelgesch. von einer solchen Befreiung Pauli aus der ersten Gefangenschaft nichts wufste, denn sonst hätte er wenigstens den Ausdruck gemildert, um den Apostel nicht auf eine so emphatische Weise eine Unwahrheit sagen zu lassen. Dafs V. 29. gefährliche Irrlehrer, offenbar dieselben, welche in den Pastoralbriefen dorthin versetzt werden, also judaisirende Gnostiker, als *zukünftig* bezeichnet werden, beweist, dafs der Gnosticismus um's J. 60 noch nicht als historisch bedeutsame Erscheinung aufgetreten war, wenigstens nicht in Kleinasien, und die Form der Pastoralbriefe bestätigt sein nachpaulinisches Auftreten, sofern der Verf. sich öfter auf Paulinischen Standpunkt lebendig *zurück* versetzt und die Häresе als zukünftige schildert. Um die Pastoralbriefe historisch begreifen zu können, mufs man defshalb einige Decennien herabsteigen, darf sie aber schwerlich bis in das zweite Jahrhundert herabrücken, weil sonst der Glaube an den Paulinischen Ursprung derselben, den wir schon um die Mitte dieses Jahrh. ziemlich allgemein verbreitet finden, nicht wohl zu erklären wäre. Um den Gnosticismus zur Zeit Pauli nachzuweisen, hatte sich Rothe auf die Irrlehren des Briefes an die Colosser berufen. Dagegen erwidert der Verf. mit Recht: „Neben den übrigen Verschiedenheiten, die im Allgemeinen auf das Verhältnifs des in den Ebionitismus übergehenden Essäismus zum Gnosticismus zurückzuführen sind, bleibt der Hauptunterschied immer diefs, dafs, während die Irrlehrer des Colosserbriefes als etwas Locales und Singuläres erscheinen, die Häretiker der Pastoralbriefe dagegen sich als ein an mehrern Orten zugleich auftauchendes, gleich einer Krankheit allgemein um sich greifendes Uebel charakterisiren." Ueberdiefs verlangt Dr. Baur eine kritische Classificirung der Paulinischen Briefe unseres Canon: als unzweifelhaft ächte betrachtet er die BB. an die Römer, Corinther, Galater; als unächt die Pastoralbriefe, alle zwischen inne liegenden mehr oder weniger dem Zweifel an ihrer Aechtheit ausgesetzt. Damit ist dann auch ein Verdacht gegen die Aechtheit des Colosserbriefes ausgesprochen, welchen denn auch der verstorbene Dr. Mayerhoff in einer nachgelassenen Schrift: der Brief an die Colosser, mit vornehmlicher Berücksichtigung der drei Pastoralbriefe kritisch geprüft. Berlin, 1838. durchzuführen gesucht hat. Die Gründe, welche von der sprachlichen Eigenthümlichkeit des Briefes und deren Verwandtschaft mit den Pastoralbriefen entlehnt sind, verdienen allerdings Beachtung, dagegen scheint das behauptete Abhängigkeitsverhältnifs von dem Briefe an die Epheser sehr problematisch und das, was über die Identität der Irrlehrer mit denen der Pastoralbriefe gesagt ist, ganz unhaltbar, wie denn Mayerhoff wenig Geschick zeigt, Lehrbestimmungen richtig zu beurtheilen. Sollte Dr. Baur durch diese Schrift auch veranlafst werden, sich entschiedener gegen die Aechtheit des Colosserbriefes auszusprechen, so fehlen ihm doch immer die objectiv-historischen Gründe, mit dem Auftreten des Gnosticismus bis in die Zeit Trajan's herabzugehn. Müssen wir aber auch Dr. Rothe das Vorhandensein gnostischer Richtungen bald nach dem J. 70 zugeben, so dürfen wir dennoch den Gebrauch dieses Factums zur Begründung des apostolischen Ursprungs des Episkopats als unberechtigt von der Hand weisen.

Was der Verf. gegen das zweite von Rothe zur Einführung des Episkopats geltend gemachte Moment, die Wirkungen der Zerstörung Jerusalems auf die christlichen Gemeinden, einwendet, mufs als treffend und genügend betrachtet werden. „Selbst wenn man voraussetzt, heifst es S. 37, die Christen haben in der Zerstörung des jerusalemschen Tempels nur die durch Gottes Gericht bewirkte Zertrümmerung der alttestamentlichen Theokratie erblicken können, so kann doch keineswegs zugegeben werden, dafs sie sich auch damals noch in einem so nahen äufsern Zusammenhang mit der jüdisch-theokratischen Gemeinschaft betrach-

teten, dafs für sie jenes Ereignifs ein auf solche Weise Epoche machendes gewesen wäre, wie Hr. Dr. Rothe die Sache darstellt." Der Verf. weist ferner darauf hin, dafs eine Vereinigung der beiden Hauptparteien, der Pauliner und Petriner, keineswegs in der nächsten Folgezeit zu Stande gekommen, vielmehr die vollständige Entwicklung des Gegensatzes erst in die Zeit falle, in welcher er nach der Rothe'schen Ansicht schon wieder verschwunden sein müfste. Diefs beweise der bekannte Hafs nicht blofs der palästinensischen Ebioniten, sondern auch desjenigen Theils der römischen Gemeinde, aus dessen Mitte die pseudoklementinischen Homilien hervorgingen, gegen den Apostel Paulus, wie auch noch andre Data der Art. Ref. erkennt das Gewicht dieses Arguments an, möchte indefs nicht mit dem Verf. die Partei der Petriner so schlechthin mit der ebionitischen Richtung identificiren, und mufs daher auch ein früheres partielles Zusammenfliefsen der gewöhnlichen Judenchristen mit den Paulinern wahrscheinlich finden.

Es folgt nun die Prüfung der vier Data, worin Dr. Rothe ausdrückliche historische Zeugnisse für seine Hypothese von der Stiftung des Episkopats fand. Er berief sich zuerst auf die Sage einer apokryphischen Schrift: Petri (oder Pauli) praedicatio (erwähnt in dem Buch de rebaptismate unter Cyprians Werken), welche berichten soll, dafs Paulus zu Rom kurz vor seinem Tode zuerst mit Petrus zusammengetroffen, diesem seine Lehre zur Prüfung vorgelegt, und von ihm die Erklärung seiner Billigung derselben erhalten habe. Daraus folgerte denn Rothe gemeinschaftliche Berathungen über die Organisation der Kirche. Dr. Baur macht nun vor allen Dingen darauf aufmerksam, dafs die angeführte Schrift, abgesehn von dem Apokryphischen ihres Inhalts, das, was bei Rothe die Hauptsache ist, gar nicht enthalten habe. Sie erwähnt nämlich nur, dafs beide Apostel sich zuletzt in Rom persönlich kennen gelernt, nicht aber, dafs Paulus dem Petrus seine Lehre zur Prüfung vorgelegt habe. Den letztern Gedanken fügte Hr. Rothe nach der Combination, welche Credner (Beitr. zur Einl. in's N. T. I, 360—62) im Geiste der pseudopetrinischen Schriften gemacht hatte, hinzu, und argumentirte dann daraus, ein Verfahren, welches ohne alles Fundament ist. Hätte aber auch wirklich die Schrift diesen Zusatz selbst enthalten, so wäre nichts darauf zu geben, da ihr Inhalt, wie die angegebnen Notizen zeigen, durchaus fabelhaft war, namentlich auch die Nachricht, dafs beide Apostel sich zuletzt in Rom persönlich kennen gelernt hätten. Petrus ist ja nach aller Wahrscheinlichkeit nie in Rom gewesen. Hr. Rothe meint freilich ungeachtet der trefflichen Abhandlung Baur's (die Christuspartei in der korinth. Gemeinde, der Gegensatz des petrin. und paul. Christenth. in der ältesten Kirche, der Apostel Petrus in Rom. Tübing. Zeitschr. für Theol. 1831. Heft 4.) das Gegentheil behaupten zu können und beruft sich auf den angeblichen Beweis, welchen Credner (Einl. in's N. T. I, 62—30 und Recens. von Mayerhoff's Einl. in die Petr. Schriften in der Hall. Allg. L. Zeit. 1836. Juli No. 124.) für Petri Anwesenheit in Rom geführt habe. Dr. Baur zeigt dagegen in einer ausführlichen Anmerkung, wie schlecht es um diesen Beweis steht. — Eben so befriedigend beseitigt der Verf. das zweite Datum Rothe's. Eusebius (K. G. III, 11.) berichtet als alte Sage, wahrscheinlich des Hegesippus, dafs nach dem Märtyrertode des Jacobus die Apostel, Jünger und Verwandten des Herrn zusammengekommen seien, um an seine Stelle einen Nachfolger zu wählen und dafs diese Wahl einstimmig auf Symeon, einen Verwandten des Herrn, gefallen sei. Aufser dem von Eusebius angegebenen schob Rothe dem Convente noch einen zweiten Zweck unter, nämlich über die nothwendig gewordene festere Gründung der Kirche und die Einführung einer kirchlichen Verfassung Berathungen zu halten und Anstalten zu treffen, ein Zweck, der sich dann auch in der Wahl des Symeon bethätigt habe, da dieser der *erste* eigentliche Bischof von Jerusalem gewesen sei. Der Verf. zeigt hier, wie willkürlich und unnöthig Rothe einen andern Zweck aufser dem im Berichte selbst ausgesprochenen voraussetze, und macht aufserdem darauf aufmerksam, dafs der Bericht das Amt des Symeon von dem seines Vorgängers durch nichts unterscheide, selbst nicht die Bezeichnung: *Bischof* vom Symeon gebrauche, ja dafs nicht Symeon, sondern Jacobus in der spätern Tradition (Euseb. K. G. III, 22. 32. IV, 22.) als der *erste*, Symeon dagegen als der *zweite* Bischof von Jerusalem genannt sei. So zeugt denn dieses Datum eher gegen als für Rothe. —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 3.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Ueber den Ursprung des Episkopats in der christlichen Kirche. Prüfung der neuestens von Hrn. Dr. Rothe aufgestellten Ansicht. Von Dr. Ferdinand Christian **Baur.**

(Fortsetzung.)

Das dritte Datum Rothe's ist eine Stelle in den von Pfaff herausgegebenen Fragmenten des Irenäus, wo von „zweiten Verordnungen der Apostel" die Rede ist, worunter Rothe Anordnungen für die Organisirung der Kirche verstand, welche die Apostel in einer späteren Periode ihrer Wirksamkeit getroffen. Durch die Gründung des Episkopats werde nämlich die ganze Thätigkeit der Apostel in eine frühere und spätere Periode geschieden. Richtig zeigt dagegen der Vf., wie Rothe die an sich unbestimmten Worte nach seiner Voraussetzung deutet, und einen Kreis im Beweisen beschreibt. Unter jenen „zweiten Verordnungen" soll die apostolische Tradition im Unterschiede von den apostolischen Schriften verstanden werden; Ref. zieht es jedoch wegen der folgenden Worte, welche den Inhalt jener Verordnungen angeben, vor, blofs an die neutestamentliche Lehre vom geistigen Opfer im Gegensatz zu den ersten Verordnungen des A. T. von äufsern Opfern zu denken. —. Als viertes Datum betrachtet Dr. Rothe eine Stelle des römischen Clemens Epist. I. ad Corinth. C. 44., worin er den Sinn findet, die Apostel hätten eine testamentarische Verfügung getroffen, dafs, wenn sie (die Apostel) gestorben wären, andere bewährte Männer in ihrem Amte nachfolgen sollten. Darin schien dann der Gedanke der Einsetzung des Episkopats als Fortsetzung des Apostolats zu liegen. Der Vf. zeigt das Willkürliche dieser Deutung in philologischer und logischer Hinsicht, und vernichtet damit die letzte scheinbar-historische Stütze der Rothe'schen Hypothese. —

Dafs es im Anfange des zweiten Jahrhunderts noch nicht die Form der kirclichen Verfassung gab, welche die Ignatianischen Briefe voraussetzen und empfehlen, wird befriedigend aus dem Briefe des römischen Clemens dargethan; denn, obgleich der Inhalt es wohl mit sich gebracht hätte, ist darin dennoch keine Rede von einem Bischof der korinthischen Gemeinde, ein Umstand, den Hr. Rothe durch die Hypothese erklärte, dafs derselbe damals gestorben gewesen. Wir wollen jedoch den Leser durch diese Einzelnheiten nicht ermüden und wenden uns deshalb zu einem Theile der Abhandlung, welcher ein allgemeineres Interesse darbietet, sofern darin die katholisirende Tendenz des Rothe'schen Werkes geistreich und scharf nachgewiesen wird. Hr. Rothe hatte selbst in der Vorrede geäufsert, er werde nichts dawider haben, wenn man etwa sein Buch für den Versuch eines protestantischen Seitenstücks zu Möhler's „Einheit in der Kirche" ansehen sollte, einer Schrift, zu der er nie ohne freudige Bewunderung ihrer urkräftig frischen und auch im Ganzen eben so wahren als tiefen Auffassung des innersten Selbstbewufstseins der ältesten Kirche zurückkehre. Hr. Baur untersucht nun, was denn eigentlich als das Charakteristische der katholisirenden Tendenz anzusehn sei. Dafs der Episkopat als der eigentliche Mittelpunkt der kirchlichen Verfassung und des kirchlichen Lebens betrachtet werde, sei der Geschichte gemäfs; auch könne es nicht schlechthin getadelt werden, dafs der Episkopat möglichst nahe an den Apostolat herangerückt sei, da die Bischöfe in gewissem Sinne die Nachfolger der Apostel seien. Dafs aber der Episkopat die unmittelbare Institution der Apostel sein soll, dafs er in der ganzen Form, in welcher er sich im Laufe des zweiten Jahrhunderts entwickelt hat, nichts enthalte, was nicht von den Aposteln beabsichtigt, und für den Zweck, für welchen es in der Folge diente, von ihnen angeordnet wäre, diefs müsse zunächst zur katholisirenden Tendenz des Werkes gerechnet wer-

den. Denn nach der protestantischen Ansicht werde die Gestalt, welche die christliche Kirche im Episkopat erhielt, als das mehr oder minder zufällige Resultat der hiezu zusammenwirkenden Verhältnisse jener Zeit, nicht als absichtliche Veranstaltung bestimmter Personen betrachtet. Indem nun der Vf. das Moment der Absichtlichkeit fixirt, stellt er das Rothe'sche Werk in Eine Reihe mit Kestner's berüchtigter Schrift: die Agape, oder der geheime Weltbund der Christen, von Clemens in Rom unter Domitian's Regierung gestiftet (Jena, 1819), worin gezeigt werden sollte, dafs das Christenthum sich nicht von selbst verbreitet habe, dafs vielmehr vom Ende des ersten Jahrhunderts an ein geheimer religiös-politischer Weltbund, Agape genannt, bestanden, welcher die zerstreuten Christengemeinden zu Einem Körper verbunden, Juden und Heiden geworben, und dessen Constitution und Mysterien-Ritual der frühern apostolischen Kirche in allen Ländern ein neues gleichförmiges Gepräge aufgedrückt habe. Clemens von Rom sei der Stifter und erste Vorsteher dieses Bundes gewesen und habe den Plan zu einer Weltrevolution durch das Christenthum entworfen, die Zerstörung Jerusalems habe das erste Signal zur Ausführung gegeben. Der Vf. macht Dr. Rothe den Vorwurf, dafs die Hauptideen jener längst verschollenen Schrift bei ihm, nur in anderer Gestalt, wieder auftreten; auf beiden Seiten finde sich dieselbe Voraussetzung des Absichtlichen und Planmäfsigen; wie dort der römische Clemens, so sei hier der Apostel Johannes die handelnde Hauptperson. Der Unterschied bestehe nur darin, dafs die Absichtlichkeit und Planmäfsigkeit, von welcher beide ausgehen, bei dem einen schon ganz in die rein menschliche Sphäre eines geheim wirkenden, selbst den Betrug nicht verschmähenden Bundes verlegt sei, bei dem andern aber noch ganz dem heiligen Kreise der apostolischen Wirksamkeit angehöre, und die ganze Richtung dort mehr durch ein politisches, hier vorzugsweise durch ein hierarchisches Interesse bestimmt werde. Diesen Unterschied leitet der Vf. aus dem verschiedenen Charakter der Zeiten ab, worin beide Schriften entstanden sind. „In unsern Tagen, in welchen auch unter den Protestanten da und dort ein neues Interesse für hierarchische Ideen erwacht, und in einem Theile der protestantischen Kirche selbst so ernstliche Anstalten getroffen werden, ein neues Papstthum zu errichten, liegt es um so näher, das Hierarchische des Katholicismus von einer auch de[m] Protestantismus sich empfehlenden Seite dadurch d[ar]zustellen, dafs man es aus apostolischem Ursprung a[b]zuleiten versucht." Ref. meint, dafs der Vf. Hrn. R[o]the hierin Unrecht thut; denn der philosophische T[heil] des Rothe'schen Werkes zeugt hinlänglich dageg[en,] dafs durch jene Construction etwa die hierarchisch[en] Interessen der Gegenwart beschönigt werden sollt[en.] Ferner ist es auch wohl nicht ganz richtig, dafs [das] Moment der Absichtlichkeit und Planmäfsigkeit für s[ich] betrachtet schon die katholisirende Tendenz ausdrück[e.] Der Vf. selbst hebt (S. 103) die Gleichartigkeit d[er] Kestner'schen und Rothe'schen Ansicht grofsenth[eils] dadurch auf, dafs er Kestner's Agape als die weit[er] fortgeführte Ansicht der ältern Protestanten vom U[r]sprung des Papstthums ansieht, sofern der Protesta[nt] geneigt sei, was der Katholik für eine unmittelbare I[n]stitution der Apostel hält, als ein Werk des Betrug[s] und des hierarchischen Interesses zu betrachten. Der eigentlich katholische Charakter besteht vielmehr darin, dafs die endliche und wandelbare Erscheinungsform des kirchlichen Lebens auf unmittelbar göttliche Auctorität, Aussprüche Christi und der Apostel, zurückgeführt und dadurch für immer fixirt wird, während der Protestantismus nur den geistigen Kern für unwandelbar hält und die äufserlichen Formen der freien Entwicklung des christlichen Geistes überläfst und von den jedesmaligen Zeitbedürfnissen abhängig macht. Die Rothe'sche und Kestner'sche Ansicht berühren sich nur in formeller Hinsicht, sofern beide von einer abstract-verständigen und subjectiven Betrachtungsweise ausgegangen und insofern geistlos sind. Dem Inhalte nach entfernt sich die Rothe'sche Meinung um eben so viel von der Kestner'schen, als sie sich der katholischen nähert und die endliche Form des Episkopats von der höhern Auctorität der Apostel abhängig macht. Jener falsche subjective Pragmatismus läfst sich aber au[f] beiden Seiten nicht verkennen, und wird vom Vf. tref[f]fend charakterisirt. „Existirt alles, heifst es gegen di[e] Rothe'sche Auffassungsweise, was sich in der Geschicht[e] im Grofsen verwirklicht hat, zuvor schon, als Absich[t] und Idee, in dem concreten Selbstbewufstsein bestimm[t]ter Subjecte, so ist die äufsere Existenz im Grunde Ne[-]bensache, das ganze Leben der Geschichte zieht sic[h] in die geweihte Sphäre einzelner Individuen zusamme[n] und je höher solche Individuen gestellt sind, desto me[hr]

mufs man, damit die Idee und die Wirklichkeit in dem angemessenen Verhältnifs zu einander stehen, über so manches hinwegsehen, was in der Wirklichkeit sich nicht abläugnen läfst, aber mit der göttlichen Auctorität der Individuen, die durch ihre Idee die Wirklichkeit bestimmt haben sollen, in offenbaren Widerstreit kommt. Ist es also bei jener erstern (Kestner'schen) Ansicht der Dualismus, welcher sich in die Geschichte eindrängt, so ist es bei dieser letzteren der Doketismus, welcher die concrete Wirklichkeit der Geschichte in eine blofse Abstraction, ihr wahres Leben in ein blofs scheinbares zu verwandeln droht. Die katholische Stabilität hebt die Bewegung auf, ohne welche es kein Leben und keine geschichtliche Entwicklung giebt. Der wahre geschichtliche Fortschritt kann daher nur auf einem Standpunkt stattfinden, auf welchem jede geschichtliche Erscheinung ganz als das, wofür sie sich selbst gibt, genommen, weder als die absolute Verwirklichung noch als absolute Negation der Idee, sondern als ein Moment betrachtet wird, durch welches sich die an sich seiende Idee hindurchbewegt, um sich in der Reihe der Momente in der Totalität ihres Wesens zu realisiren." Nachdem der Vf. an einem schlagenden Beispiele die Willkür des subjectiven Pragmatismus, wie ihn Rothe geübt, dargethan, geht er zu dem Hauptsatze über, worin sich die katholisirende Tendenz des Werkes am unmittelbarsten ausspricht, nämlich zu der Behauptung, dafs der Episkopat nicht blofs eine apostolische Institution sei, sondern auch die unmittelbare Fortsetzung der solidarisch ausgeübten Plenipotenz und souveränen Regierungsgewalt, welche zuerst in das Collegium der Apostel niedergelegt war. Der Vf. bemerkt jedoch, dafs sich die protestantische Natur Rothe's gegen die streng katholische Consequenz gesträubt habe, wovon denn die Folge Halbheit, Haltungslosigkeit und Vermischung heterogener Elemente sei. Diese Inconsequenz zeigt sich besonders darin, dafs von den beiden apostolischen Prärogativen, der normativen Auctorität in Glaubenssachen aus der sogenannten Schlüsselgewalt d. h. dem göttlichen Recht in Hinsicht der Regierung der äufsern Gemeinschaft, nach Rothe's Meinung nur die zweite auf die Bischöfe übergehen konnte, weil die erstere ihrer Natur nach unablöslich an die Personen der Apostel gebunden gewesen. Der Vf. erblickt hierin eine blofse Behauptung, die nicht nur vom Katholicismus nicht zugegeben werde, sondern auch aus der Natur der Sache keineswegs begriffen werden könne. Denn hatten die Bischöfe in Beziehung auf die eine Seite der christlichen Gemeinschaft eine infallible Auctorität erhalten, warum sollten sie unfähig gewesen sein, die Träger desselben göttlichen Rechts in Beziehung auf das Lehramt zu sein? „Man hat nur die Wahl, entweder die apostolische Infallibilität der Bischöfe in ihrem vollen Umfang anzuerkennen, oder, wenn man diefs nicht will, auch in Beziehug auf das äufsere Regiment der Kirche sich nicht Ausdrücke und Begriffe anzueignen, die offenbar dem Katholicismus abgeborgt sind, und nur im Sinne desselben gebraucht werden können." Indefs hatte Dr. Rothe in der Vorrede versichert, es gebe keine kräftigere Apologie des Protestantismus als eben die Anerkennung, ja die ausdrückliche Behauptung, dafs in der *Vergangenheit* der Katholicismus, seinem Wesen nach, volle geschichtliche Realität und Berechtigung, dafs er *in ihr* tiefe innere Wahrheit, hohe sittliche Herrlichkeit und Gewalt *gehabt habe*. „Ist aber diefs, sagt der Vf. dagegen, die volle geschichtliche Realität und Berechtigung des Katholicismus, wenn derselbe in die Vergangenheit verwiesen wird? Wird der Begriff des Katholicismus nicht unmittelbar dadurch aufgehoben, dafs ihm seine Berechtigung zwar für die Vergangenheit zugestanden, für die Gegenwart aber abgesprochen wird? Zum Begriff des Katholicismus gehört wesentlich, dafs er auf göttliche Auctorität gegründet, ein unmittelbares göttliches Recht zu seiner Existenz hat. Wird diefs als ein zu einer bestimmten Zeit erloschenes betrachtet, so kann es auch von Anfang an kein göttliches gewesen sein, sondern nur relative Gültigkeit gehabt haben. Aber eben diese kann der Katholicismus, wenn er nicht sich selbst aufgeben soll, nie zugeben, — kann seinem Selbstbewufstsein zufolge nie blofses Moment sein, sondern macht Anspruch auf die Totalität und absolute Herrschaft." Zuletzt spricht der Vf. noch seine Verwunderung darüber aus, dafs Dr. Rothe, bei der Schwäche seiner eignen Argumente, so wenig Rücksicht auf die gewöhnlichen historischen Beweise der katholischen Kirche für eine gleiche Behauptung nahm, da sie doch viel scheinbarer seien, besonders der aus Matth. 16, 18. entlehnte.

Zur Begründung seiner Ansicht vom Ursprunge des katholischen Episkopats stellte Dr. Rothe zuletzt in der ebionitischen Kirchenverfassung, wie sie in den

pseudoklementinischen Homilien vorliegt, worin der Episkopat den Mittelpunkt bildet, ein häretisches Nachbild der katholischen auf, und setzte dabei voraus, dafs dieselbe sich in der Periode nach der Zerstörung Jerusalems und in den palästinensischen Gegenden jenseit des Jordans, dem ursprünglichen Wohnsitze des Essäismus, ausgebildet, und nur vorübergehendes Dasein gehabt habe. Der Verf. zeigt dagegen treffend, wie Dr. Rothe vor allem darin irre, dafs er die Ebioniten in einer Zeit, in welcher es eigentlich noch keine katholische Kirche gab, als eine rein häretische Partei betrachtet, und sie eben defswegen in eine Lokalität verweist, in welcher sie freilich aufserhalb des Zusammenhangs mit der Kirche gewesen, defshalb aber auch keine Veranlassung gehabt hätte, die katholische Kirchenverfassung nachzuahmen. Nach Dr. Baur's Ansicht tragen alle Judenchristen der ältesten Zeit einen mehr oder minder ebionitischen Charakter an sich, ihre Ueberzeugung war also durch ein essäisches Element irgendwie vermittelt. Sollte es aber auch nicht in dem Grade und der Allgemeinheit der Fall gewesen sein, wie der Vf. voraussetzt, so ist doch so viel gewifs, dafs erst später diejenigen Ebioniten, welche der sich aus Juden- und Heidenchristen bildenden grofsen Kirchengemeinschaft gegenüber in einer isolirten Stellung blieben, als häretische Sekte galten, deren Ursprung in die Zeit des Trajan versetzt wurde, worin das häretische Element überhaupt bestimmter hervortrat. Da es nun auch in Kleinasien und besonders in Rom Ebioniten gab, und die pseudoclementinischen Homilien höchst wahrscheinlich in Rom entstanden sind, so werden wir damit auf den Kampfplatz der beiden Hauptparteien gewiesen, und die ebionitische Kirchenverfassung, wie sie in jenen Homilien sich vorfindet, kann nicht blofs ein häretisches Nachbild sein, sondern greift wesentlich in den Entwicklungsgang der sich bildenden katholischen Kirche ein. Da die gleichfalls ebionitischen Constitutionen der Apostel (in der ursprünglichen Gestalt), wie der Vf. aus der eigenthümlichen Stellung, welche der römische Clemens darin einnimmt, schliefst, Verordnungen waren, welche die Judenchristen an die Heidenchristen richteten, so folgt daraus, dafs die ganze in jenen beiden Schriften niedergelegte Verfassung, mit dem Episkopat als Mittelpunkt, judenchristlichen Ursprungs ist, zugleich aber in dem ursprünglichen Verhältnifs, in welchem diese beiden Parteien zu einander standen, ehe sie sich noch zur Einheit verbunden hatten, den Grund ihres Ursprungs hat. Die ebionitische Kirchenverfassung, welche sich in einzelnen Elementen, namentlich dem Verhältnifs des Jacobus zur jerusalemschen und den übrigen judenchristlichen Gemeinden, schon im N. T. findet, ist sonach die ursprüngliche Grundlage der spätern katholischen Verfassung, und das von Rothe aufgestellte Abhängigkeitsverhältnifs kehrt sich um, wenngleich der Vf. dabei zugiebt, dafs der Paulinische Universalismus, auf welchen Dr. Rothe einseitig die Kirche basirte, ein wesentlicher Factor war, um mit der Einheit auch die Allgemeinheit der katholischen Kirche zu erzeugen. Indem Dr. Baur diese Verhältnise näher entwickelt und von den Einigungsversuchen handelt, welche von den Parteien der Pauliner und Petriner gemacht wurden, so spricht er dabei auch über Ursprung und Zweck des Briefes an die Hebräer eine eben so originelle als kühne Vermuthung aus, die wir hier mittheilen. „Vielleicht ist als das erste Glied dieser eine eigne Classe bildenden und einer bestimmten Periode angehörenden irenischen Schriften der Brief an die Hebräer anzusehen. In seiner ganzen Eigenthümlichkeit, indem er zugleich Brief und Abhandlung ist, — den Namen des Apostels Paulus sich zwar nicht beilegt, aber doch überall paul. Geist athmet, — ja sogar durch die Erwähnung des Timotheus den Wunsch zu verstehn giebt, dafs man ihn als ein aus der nächsten Umgebung des Apostels Paulus kommendes Schreiben ansehen möge — scheint er ganz als der erste, noch mit einer gewissen Ambiguität gemachte Versuch angesehn werden zu können, das Geschäft der Ausgleichung beider Parteien durch Briefe, die im Namen der Apostel im Umlauf gesetzt wurden, zu betreiben. Unter den Hebräern, an welche der Brief gerichtet ist, mag der Vf. zunächst die römischen Judenchristen vor Augen gehabt haben, aber es gehört auch diefs zum eigenthümlichen Charakter des Briefs, zum Plan des Vfs., dafs diese Hebräer zugleich eine Abstraction sind. Er bekämpft das Besondere, die Judenchristen in seiner Nähe, also die in Italien, vom Allgemeinen aus. Der Judaismus der Leser hatte einen ebionitischen Charakter."

(Der Beschlufs folgt.)

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Ueber den Ursprung des Episkopats in der christlichen Kirche. Prüfung der neuestens von Hrn. Dr. Rothe aufgestellten Ansicht. Von Dr. Ferdinand Christian Baur.

(Schluſs.)

Ref. weiſs zwar nicht, wie Dr. Baur bei der Voraussetzung eines so späten Ursprungs des Briefes (denn er scheint ihn in den Anfang des zweiten Jahrhunderts zu setzen) mit den historischen Gründen für ein höheres Alter zurechtkommen will, empfiehlt jedoch diese neue Hypothese zu weiterer Prüfung, da von den bisher aufgestellten keine einzige auszureichen scheint, um die historischen Verhältnisse jenes Briefes vollständig zu erklären.

Die scharfsinnige Untersuchung über die Aechtheit der Ignatianischen Briefe, womit die Abhandlung schlieſst, verfolgt darin einen eigenthümlichen Weg der Beweisführung, daſs sie nicht bloſs den Ignatianischen Ursprung der Briefe aus historischen und psychologischen Gründen in Anspruch nimmt, sondern auch die Glaubwürdigkeit des Faktums, welches sie voraussetzen, leugnet, daſs nämlich Ignatius auf Befehl des Kaisers Trajan nach Rom geführt sei, um daselbst den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Wer die Briefe für spätere Fiction hält, leugnet damit ebenfalls schon die Art und Weise der Reise von Antiochien nach Rom, wie sie die Briefe schildern, die Gesandtschaften und Glückwünschungen zum Märtyrerthum von Seiten der asiatischen Gemeinden, den lebhaften Verkehr, welchen Ignatius trotz seiner römischen Wache mit ihnen unterhält, und alle jene Gefühle und Zwecke, die ihn unterwegs erfüllt haben sollen. Der Vf. findet aber selbst das einfache Faktum unglaublich und mit den von Trajan in dem bekannten Briefe an Plinius dargelegten Grundsätzen über das gegen Christen zu beobachtende Verfahren unvereinbar. Man könne wohl annehmen, daſs Ignatius, wie Symeon von Jerusalem, den Märtyrertod erlitten habe, auch seien zuweilen Christen, wie unter Marc-Aurel, wilden Thieren vorgeworfen, doch finde sich kein Beispiel, daſs Einzelne zu diesem Zwecke nach Rom geführt worden: das Verfahren des Kaisers wäre ganz geeignet gewesen, religiöse Schwärmerei zu erregen, auch sei eine allgemeinere Christenverfolgung, wie sie die Briefe und das Martyrium des Ignatius mit jenem Faktum in Verbindung setzen, unter Trajan unglaublich. Dazu kommen dann die unwahrscheinlichen Umstände der Reise, welche jedoch richtiger von dem einfachen Faktum geschieden und zur anderen Seite der Untersuchung über die Briefe selbst gerechnet werden. Die Kritik muſs es bei einem so zufälligen Umstande bei Zweifeln bewenden lassen, und Ref. möchte nicht ebengroſses Gewicht darauf legen, da es hinreicht, die in den Briefen vorliegende Form des Faktums als höchst unwahrscheinlich in Anspruch zu nehmen. In den Briefen tritt nun die Idee des Episkopats so überwiegend hervor, daſs die Erzählung nur zu ihrer Einkleidung und Form vorhanden zu sein scheint. Zum Träger der Idee wählte man einen Mann, in dessen Person und Schicksal die ganze Würde und Herrlichkeit der Idee zur Anschauung kommen konnte. Mit Recht weist der Vf. ferner darauf hin, daſs die ganze Persönlichkeit des Ignatius, wie sie in diesen Briefen erscheint, weit mehr mit der Voraussetzung einer absichtlichen Erdichtung als einer wirklichen Geschichte zusammenstimmt. Als Charakterzüge begegnen uns nämlich Ueberspannung, unnatürlicher Drang zum Märtyrerthum, Selbstbewunderung und Selbstverherrlichung, eine unnatürliche Weise der Demuth und daneben hierarchischer Hochmuth; die Gemüthsstimmung trägt die Farbe des Gesuchten und Erkünstelten an sich, ernste und würdige Gedanken wechseln mit sinnreich spielenden, nach pikanten Vergleichungen haschenden, kurz

alle Züge bilden keine wahrhafte psychologische Einheit. Wenn Dr. Rothe besonderes Gewicht auf den Umstand legt, dafs die Briefe den Episkopat als ein noch junges Institut voraussetzen und deshalb in die Zeit des Ignatius hinweisen sollen, so entgegnet der Vf., dafs dieses auch noch um die Mitte des zweiten Jahrhunderts möglich gewesen sei, und die Briefe erst etwa zur Zeit des Cyprian zu spät gekommen wären. Aeufsere Zeugnisse lassen sich für die Aechtheit nicht beibringen, da Irenaeus, Origenes, Eusebius wohl die Briefe als Werke des Ignatius kannten und benutzten, aber kein Schriftsteller unabhängig von den Briefen Zeugnifs ablegte, dafs Ignatius dergleichen auf seiner Reise geschrieben hätte. Der Vf. vergleicht dieselben nach Tendenz und Einkleidung mit den Clementinischen Homilien und läfst dieselben um die Mitte des zweiten Jahrhunderts in Rom von einem Pauliner ausgehen. Das Resultat der Untersuchung ist in folgendem Satze ausgesprochen: „Als im Laufe der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts die petrinische Partei in demselben Grade, in welchem sie, durch die Verhältnisse der Zeit bestimmt, die Bedeutung des Episkopats zu heben und festzustellen suchte, auch den Einflufs des Judaismus verstärkte und Rom gleichsam zu einem zweiten Jerusalem machen wollte, da mochte ein von der Idee des reinen paulinischen Christenthums eben so sehr als von der Idee des Episkopats begeisterter Pauliner auf Antiochien, den ersten Sitz des paul. Christenthums, zurückblicken, um den vielleicht schon damals im Ruhme des Märtyrerthums glänzenden Bischof Ignatius dem schon als Träger der petrinischen Traditionen geltenden Clemens gegenüberzustellen, und in seiner Gefangenschaft, seiner Abführung in den Occident, seinem römischen Märtyrertod, für jene Zwecke das Bild des Apostels Paulus auf's Neue vor die Seele zu rufen." Diese Combination ist geistreich und zugleich natürlich, schliefst jedoch die Untersuchungen über den schwierigen Gegenstand nicht ab.

Ueberblicken wir nochmals den ganzen Inhalt der Abhandlung, so müssen wir es dankbar und freudig anerkennen, dafs sich der verehrte Verf. darin ein neues Denkmal seiner ächt-protestantischen Gesinnung, speculativen Bildung und umfassenden historischen Gelehrsamkeit gestiftet hat. Möge Hr. Dr. Baur nicht blofs in der Zustimmung der Gleichgesinnten, sondern auch in den Anfeindungen des Obscurantismus, welcher in manchen Theilen der evangelischen Kirche immer mehr nach der Herrschaft strebt, eine Anerkennung der grofsen Bedeutung erblicken, die seine wissenschaftlichen Leistungen für die Entwicklung der neueren Theologie behaupten.

Vatke.

II.

Geschichte der neuern Philosophie von Ludwig **Feuerbach**. *Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. Ansbach*, 1837.

L. Feuerbach's schriftstellerische Thaten sind stets gehaltvoll, muthig, tapfer und durch höchst erquickliche Frische und Lebendigkeit ausgezeichnet. Er ist begeistert für die Freiheit des Denkens, und zwar für die wahrhafte Freiheit, für diejenige, welche sich in das Wesen vertieft, an der Idee ihre Erfüllung, ihr Gesetz und ihre Nothwendigkeit hat; nichts ist ihm verhafster, als ein feiges unwissenschaftliches Anschliefsen an eine äufsere Autorität, nichts trauriger, beklagenswerther, als ein halbes, seinen Inhalt nicht aus sich selbst schöpfendes Denken, als ein Denken, welches sich nur als Mittel, nicht als Zweck seiner selbst, als Entelechie zu fassen vermag. Mit um so gröfserer Innigkeit giebt sich Feuerbach den historischen Gestaltungen des freien Denkens hin; sie sind ihm keine vergangene fremde Objecte, sondern ewige unvergefsliche Thaten, welche der Historiker nicht blofs zu erzählen, zu excerpiren und zu kritisiren hat, sondern zugleich als ewige Momente der Idee zu reproduciren und zu entwickeln. Dies ist es vor Allem, was Feuerbach von dem Historiker fordert. „Die Entwickelung soll Reproduktion, Metamorphose sein. Der Entwickler soll das Fremde nicht *als ein Fremdes*, sondern so als wäre es das Seinige, er soll es als ein durch die eigne Thätigkeit Vermitteltes, Assimilirtes wiedergeben. Sein Vorbild ist nicht die Biene, die den Blumenstaub sammelt und nach Hause trägt, sondern die Biene, die den bereits gesammelten Blumenstaub als Wachs wieder ausschwitzt." Das Medium dieser Entwickelung und Reproduktion ist das Denken, und zwar das philosophische, das wissenschaftlich gebildete Denken. Denn dies allein versteht den Gedanken, und weifs ihn zu würdigen, dies

allein vermag sich in eine systematische Gestaltung des Gedankens hineinzuversetzen, sich derselben nicht blofs als einer historischen Begebenheit zu erinnern, sondern ihre ewige Wahrheit und Bedeutung in der vergänglichen Hülle zu erkennen und hervorzuheben. Erst diese Entwickelung des unvergänglichen Kernes einer historisch vergangenen Philosophie ist die wahrhafte Erinnerung, erst hierdurch wird dieselbe nicht in mechanischer, sondern in freier, geistiger Weise in Besitz genommen, wird behandelt als das was sie ist, als ein Concretes, Inhaltsvolles, Lebendiges. Ueber diese freie Aneignung und Reproduction vergifst aber Feuerbach nicht, den Leibnitz auch in seiner eigenen Gestalt vorzuführen; er läfst ihn selbst sprechen, und schwerlich möchte sich irgend ein wesentliches Moment der Leibnitzischen Philosophie, irgend ein geistvoller tiefer Gedanke derselben auffinden lassen, welcher nicht zugleich in Leibnitz's eigenen Worten in die Darstellung aufgenommen wäre.

Nach einer Einleitung, welche den Gang der christlichen Philosophie vor Leibnitz kurz zusammenfafst, giebt Feuerbach eine allgemeine Charakteristik Leibnitz's. Seine Persönlichkeit ist ein Abbild, die reale Existenz, eine Concentration seiner metaphysischen Principien; er ist ein durch und durch *monadisches* Wesen, welches in fortwährender Thätigkeit Sinn für Alles hat, die Wirklichkeit nach allen Seiten hin umfafst und sich denkend anzueignen und klar zu machen trachtet, welches in seiner unendlichen Beziehung und Harmonie mit dem All doch immer selbstständig bleibt, dessen Receptivität immer zugleich die selbsteigenste Activität ist, so dafs es alle Gedanken und Vorstellungen aus seinem eigenen Fond, aus seiner eigenen Innerlichkeit producirt. Diese monadische Polyhistorie und Polypragmosyne aber, so wenig sie bei Leibnitz eine blofs äufserliche, todte, mechanische war, so wenig sein Kopf einem blofsen Herbarium zu vergleichen ist, sondern vielmehr einem lebendigen, die fruchtbarsten Zeugungsstoffe, animalcula spermatica in sich bergenden Organismus, war doch der Grund, dafs die äufsere Gestalt der Leibnitzischen Philosophie eine so aphoristische, so wenig ihrem Inhalte und ihrer Idee entsprechende blieb. Die Form seiner Philosophie zerfällt, wie die Monaden selbst, in eine äufserliche Vielheit unübersehbarer Atome, deren Zusammenhang und Gedankenverkehr ein blofs idealer, innerlicher ist, welche nur durch die harmonia praestabilita, durch die ursprüngliche Consequenz des Leibnitzischen Geistes zusammengehalten werden, ohne dafs dieser innerliche Zusammenhang eine wahrhafte Ueberwindung der Aeufserlichkeit und somit ein absolut idealer und energischer wäre; die Leibnitzischen Gedanken bedürfen daher einer Monas, welche sie zu einer organischen Einheit zusammenfafst, einer monas dominans, welche sie, wie der Vf., aus ihrer aphoristischen Zerstreutheit, so viel es ihr Gehalt selbst erlaubt, zu einem lebendigen, in sich gegliederten Ganzen versammelt.

Das *Princip* der Leibnitzischen Philosophie bestimmt der Vf. zunächst im Verhältnifs zu Spinoza und Cartesius. Dem Spinoza ist die eine, alle selbstständige Bestimmtheit und Individualität vernichtende Substanz das Wesen und alle Wahrheit. „Er fafst Alles in Einem untheilbaren, mit sich harmonischen, grofsen Gedanken zusammen; er ist ein Astronom, der in die Sonne der Gottheit mit unverwandten Blicken schaut und, versenkt in diesen majestätischen Anblick, die Erde mit ihren Gegenständen und Interessen als ein Nichts aus dem Gesichte verliert. Er ist der Kopernikus der neuern Philosophie. Die Gottheit ist ihm nicht die Sonne des Ptolomäus, sondern der in sich ruhende Mittelpunkt, um den die Erde selbstlos taumelt, gleich einem Nachtschmetterling, der, fascinirt und betrunken vom Lichtreiz, die brennende Kerze umflattert, und endlich in ihre Flamme sich stürzt, als wäre er nur ein Accidenz dieser leuchtenden Substanz." Nach Leibnitz dagegen ist die *Thätigkeit*, *Handlung* das Wesen der Substanz, und diese Thätigkeit ist ohne *immanenten Unterschied* nicht denkbar. Die Monas ist nicht einfache unmittelbare Beziehung auf sich, sondern hat das Negative, das Andere ihrer selbst in sich, und somit den Trieb der Bewegung und Lebendigkeit, des Sichselbstsetzens, der energischen Selbstständigkeit. Durch diese Selbstunterscheidung reifst sich die Monas von der allgemeinen Substantialität los und ist *für sich*, ein *einzelnes Individuum*, welches andere aufser sich hat, und von diesen nicht blofs, wie das Atom, durch unmittelbare Qualität unterschieden ist, sondern durch eigene That sich selbst von ihnen unterscheidet. Indem aber ferner diese Individuation und Specification bei Leibnitz absolutes Princip ist, so liegt hierin zugleich der charakteristische Unterschied der Leibnitzischen von der Cartesischen Philosophie. Cartesius fafste aller-

dings das Selbstbewufstsein als das Wesen des Geistes, aber der Geist hat die Materie aufser sich, diese ist eine besondere, vom Geiste schlechthin unterschiedene Substanz, welche an der *Ausdehnung* ihr eigenthümliches Princip hat. Nach dem Principe der Individuation giebt es keine selbstständige, keine von der Individuation verlassene Materie, keinen Mechanismus, sondern Alles ist individuell; was uns als feste, selbst- und seelenlose Materie erscheint, ist ansich, seinem Wesen und seiner Wirklichkeit nach ebenfalls Monade, somit thätige lebendige Idealität, aus welcher das Phänomen der Ausdehnung als ein Secundäres erklärt werden mufs.

Im Folgenden entwickelt Feuerbach zuerst die Leibnitzische Monadologie nach ihren wesentlichen Momenten, dann die Theodicee und endlich die Pneumatologie Leibnitz's. In der Darstellung der Monadologie scheint mir nur ein Punkt weniger genügend und wahrhaft aus dem Principe der Leibnitzischen Philosophie heraus entwickelt zu sein, nämlich die Bedeutung der harmonia praestabilita. Diese, meint der Vf., bezwecke eigentlich nur eine Harmonie zwischen der Leibnitzischen Metaphysik und den gewöhnlichen populären Vorstellungen vom Körper und seiner Communication mit der Seele; jedoch sei, setzt der Vf. hinzu, diese Verbindung des philosophischen Gedankens mit der populären Vorstellung nicht eine äufserliche subjective, absichtslose Beziehung, sondern ein objectives Ingredienz der Leibnitzischen Philosophie selbst. „Die prästabilirte Harmonie beruht auf der Natur der Dinge selbst; sie liegt im Wesen der Seele selbst; sie ist an sich nur der äufserliche, populäre, theologische Ausdruck von der metaphysischen Idealität der Seele und des Leibes, von *der* Bestimmung, nach welcher die Seele die herrschende Entelechie, die substanzielle Form, die wesentliche Kraft ihres Körpers ist." Allerdings spricht Leibnitz über die prästabilirte Harmonie sehr häufig in einer äufserlichen und ungeschickten Weise, dennoch ist sie nach ihrer metaphysischen Bedeutung ein wesentliches Moment der Monadologie, und zwar noch in einem andern Sinne, als Feuerbach diefs in seiner Darstellung gezeigt hat. Einerseits ist die prästabilirte Harmonie nur eine weitere Entwickelung des Begriffs der Monade, und somit wie diese ein wahrhaft spekulativer Gedanke, eine unentbehrliche, in dem Begriffe der Monas an sich schon liegende Bestimmung, andrerseits tritt eben in dieser weiteren Entwickelung die Einseitigkeit des Begriffs der Monade *überhaupt* offen und unverkennbar hervor, und eben darin liegt der Grund, dafs Leibnitz die prästabilirte Harmonie nicht mit speculativer Bestimmtheit begreift, sondern immer nur vorstellt; nur durch diese Unbestimmtheit wird der Widerspruch, welcher in dem gegenseitigen Verhältnisse der Monaden zu einander liegt, verdeckt und für Leibnitz selbst erträglich. Die *Materie* ist nach Leibnitz, wie der Vf. trefflich entwickelt, wesentlich das Phänomen der *verworrenen Vorstellung*, und insofern in dieser jede Monade alle anderen vorstellt, ist die Materie der Zusammenhang der Monaden unter einander, das allgemeine Band derselben; jedoch dürfen wir nicht vergessen, dafs dieser materielle Zusammenhang durch die Endlichkeit und Beschränktheit, eben durch die Verworrenheit und Unfreiheit der Monaden vermittelt ist, dafs derselbe daher *als solcher* noch nicht, wie der Vf. es thut, als „das Wort bezeichnet werden kann, wodurch der in sich verborgene Geist allein als Geist sich offenbart, oder als der allbelebende Hauch Gottes, als das Licht der Welt, in dem jedes Wesen das andere von Angesicht zu Angesicht schaut." „Wenn ich einen andern Menschen — sagt der Vf. weiter — nur *als andern* mir vorstelle, so habe ich nur eine *materialistische* Anschauung vom Menschen; ich befinde mich auf dem Standpunkte des Hobbesischen Naturrechts, im bellum omnium contra omnes. Eine geistige Anschauung habe ich erst, indem ich den Andern nicht als Andern, sondern als ein Wesen meines Wesens, als mein anderes Ich betrachte." „Eine klare und deutliche Vorstellung ist die, deren ich mich bis in ihre einzelnen Theile hinein bewufst bin, die ich durchschaue, in der ich meine Intelligenz bethätigt (affirmirt) finde, die Gewifsheit von der Realität meiner Vernunft habe, in der ich mir selbst klar, vollkommen bei mir bin. Eine dunkle, verworrene Vorstellung dagegen leistet meiner Intelligenz *Widerstand*, setzt ihr *Schranken*: sie ist mir ein Dorn im Auge, sie alterirt mich, nimmt meine Heiterkeit, meinen Seelenfrieden u. s. w." Die Materie ist also wesentlich Passivität und Unfreiheit der Monaden, und zwar das sie selbst drückende Gefühl dieser Unfreiheit, die Empfindung ihrer Endlichkeit und ihres gegenseitigen *unaufgelösten* Unterschiedes.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 5.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Januar 1839.

Geschichte der neuern Philosophie von Ludwig Feuerbach.

(Schlufs.)

Hier tritt also die Endlichkeit an die Monaden selbst heran und in sie hinein, sie werden als endliche gesetzt, legen selbst das Bekenntnifs ihrer Endlichkeit ab, und hiermit ist das Hinausgeben zur absoluten Monas für die Monaden selbst nichts gleichgültiges, sondern nothwendiges, zu ihrem Wesen gehöriges, mit ihrem eigenen Begriffe an sich schon gesetztes. Durch dies Hinausgehen zur absoluten Monas wird das Phänomen der Materie erst wahrhaft realisirt, denn die wahrhafte Realität der Materie ist nicht ihr Sein und Bestehen, sondern vielmehr ihre Negation, die Aufhebung der Verworrenheit und Unfreiheit zur Klarheit und absoluten Idealität. Für die absolute Monas giebt es keine Materie, sie ist die wesentliche, wahrhaft *monadische* Einheit der endlichen Monaden, das allgemeine, aber nicht verworrene, sondern klare, durchsichtige *harmonische* Band derselben. *Der* Begriff ferner, durch welchen Leibnitz die Monaden zu einer wesentlichen Einheit, zu einem unum per se zusammenfafst, ist der Begriff des Organismus. Die absolute Monas wäre sonach als die *monas dominans* der Welt zu fassen, in ganz ähnlichem Sinne wie die Seele die monas dominans des organischen Leibes ist; so wäre das Absolute die wirklich mächtige Idealität, die immanente, die Welt durchdringende und gliedernde Harmonie, das Princip aller Gestaltung und ebendarum, wenn auch nicht der Zeit, doch dem Begriffe nach, die *prä*stabilirte Harmonie. Obwohl Leibnitz den Begriff des Absoluten in dieser Weise nicht durchführt, so sind es doch wesentlich die angegebenen Gedankenbestimmungen, welche der Vorstellung der prästabilirten Harmonie zu Grunde liegen; Leibnitz selbst nennt das Absolute allerdings auch die absolute Monas, die Monade der Monaden, ohne aber die charakteristische Bestimmung der Monas auf das Absolute wirklich anzuwenden, so dafs das Absolute nur dem Namen aber nicht der Sache nach als Monas gefafst wird; statt dessen ergeht sich Leibnitz in der ganzen Breite religiöser Vorstellungen, und hier erscheint die Hinweisung auf den Begriff der Monas wie Spielerei, wie ein opus supererogationis, wie ein philosophischer Luxus, welcher zur Sache selbst nichts wesentliches hinzuthut. — Jedoch ist anderseits schon der Begriff der *dominirenden Monas überhaupt*, eine so wichtige Rolle ihm auch in der Monadologie angewiesen wird, genau genommen eine sehr unbestimmte Vorstellung. Durch das Dominiren einer Monas werden andere Monaden zu unselbstständigen Momenten herabgesetzt; dadurch aber werden sie selbst nicht weiter berührt, jede ist und bleibt rein für sich, und das Dominirtwerden ist nur eine dunklere Vorstellung *überhaupt*, ohne dafs es bei dem abstracten Fürsichsein der Monaden möglich wäre, diese in eine bestimmte und wesentliche Beziehung zur dominirenden Monas zu setzen. Dieser unaufgelöste Widerspruch zwischen Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit ist geradezu der Fundamentalwiderspruch der Leibnitzischen Metaphysik, ihr wesentlicher und charakteristischer Mangel, und gerade an dem Punkte, wo jener Widerspruch seine absolute Lösung erhalten sollte, wo die Beziehung der Monaden zu einander sub specie aeterni betrachtet werden müfste, gehen dem Leibnitz die Gedanken aus und in die Vorstellung über. Ein wirkliches Dominiren ist bei dem blofs graduellen Unterschiede der Monaden von einander schlechterdings unmöglich, sie fallen vielmehr wie Zahlen auseinander; der blofs ideale Zusammenhang ist eben darum, weil er ein blofs idealer sein soll, kein *wirklich* idealer, kein die Aeufserlichkeit überwindender, diese nach allen Seiten hin durchbrechender, und ebenso ist die Monas für sich, wenn sie auch aller Aeufserlichkeit und allem äufserlichen Zusammenhange

entnommen ist, eben darum, weil sie diese nicht durch eigene That überwindet, weil sie nicht im Kampfe der Negation ihre Realität sich selbst zu erringen hat, doch nur die abstracte und unwirkliche Idealität und Freiheit; diese ist, obwohl sie eine lebendige sich selbstsetzende sein soll, doch nur eine unmittelbare, seiende und atomistische, eine durch ein Anderes gesetzte und vermittelte, und somit immer nur scheinbare. Von dem abstract idealen Zusammenhang der Monaden ist die praestabilirte Harmonie, wie sie von Leibnitz selbst gefafst wird, eine nothwendige Consequenz, ja genau genommen nichts weiter als ein besonderer Ausdruck dafür; die blofs innerliche Einheit der Monaden wird nothwendig zu einer blofs äufserlichen, und es ist gleichgültig, ob wir das Vorher der Harmonie noch in die Zeit verlegen oder nicht, immer ist diese eine den Monaden fremde, somit ihre Freiheit zerstörende und unbegreifliche Macht. Wenn Leibnitz weiter die prästabilirte Harmonie ganz besonders dazu anwendet, den Zusammenhang von Leib und Seele zu erklären, so wird durch diese Anwendung allerdings der Begriff der organischen Einheit und des wirklichen Dominirens der einen Monade über andere wieder aufgehoben; jedoch ist dieser Begriff bei dem blofs graduellen Unterschiede der Substanzen von einander und bei ihrem blofs idealen Zusammenhange ein unberechtigter, ein nach seinen Prämissen undurchführbarer, in dessen Zurücknahme sich nur der charakteristische Widerspruch zwischen Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit auf das Entschiedenste ausspricht.

Der Darstellung der Leibnitzischen Theodicee schickt der Vf. eine Kritik des theologischen Standpunktes überhaupt voraus. So viel Treffendes diese Kritik im Einzelnen auch enthält, so läfst sich doch Feuerbach durch seinen allerdings gerechten Zorn gegen die äufsere unfreie und unwissenschaftliche Vermischung von Denken und Vorstellung zu einer gar zu harten Einseitigkeit fortreifsen, indem er nämlich Theologie und Philosophie als schlechthin getrennte Sphären auseinander wirft. „Die Kategorie der Theologie ist die *Relation*, die der Philosophie die *Substantialität*. Die Philosophie bezieht den Gegenstand, der der Gegenstand aller Gegenstände ist, unmittelbar nur *auf sich selbst*, und erst mittelbar und indirect auf den Menschen, die Theologie bezieht ihn *unmittelbar* und *nur* auf den Menschen." „Der Standpunkt der Theologie ist wesentlich der *praktische* Standpunkt des Menschen; der der Philosophie der Standpunkt der θεωρια (im allgemeinsten und ursprünglichsten Sinne des Worts): von dem praktischen Standpunkte aus erscheint die Welt als Produkt des Willens, als eine *That*, die geschehen aber auch unterbleiben konnte, als zufällig: vom theoretischen aus erscheint sie in einem *innern Zusammenhange*, als Produkt des Wesens, als Produkt der Intelligenz, als nothwendig darum." „Die Philosophie ist die Anschauung des Unendlichen vom Standpunkte des Unendlichen aus, genau in *dem* Sinne und in *der* Weise, wie die Anschauung von der Bewegung der Erde um die Sonne die Anschauung vom Standpunkte des Universums, des Unendlichen ist; die Religion ist die Anschauung des Unendlichen und das Verhältnifs zu ihm vom Standpunkte der Endlichkeit, des Lebens aus; daher das Gefühl ein absolut nothwendiges und wesentliches Moment der Religion ist. Die Theologie nun ist die Wissenschaft von der Religion, und wenn sie sich strenge in ihren Gränzen hält, ist ihre Aufgabe keine andere als die, eine Phänomenologie der Religion zu sein, d. i. die historische Sammlung und Beobachtung der Thatsachen und Erscheinungen des religiösen Lebens und Gemüthes, die Uebersetzung von den dunkeln Orakelsprüchen der Religion in klare vernehmliche Worte, und die Bestimmung und Festsetzung des Normalreligiösen und des Ideals der Religiosität nach den klassischen Mustern, in denen sich das Wesen der Religion am authentischsten verkündet und verkörpert hat." Die wahre Vermittlung der Philosophie mit der Theologie besteht keineswegs darin, nachzuweisen, dafs den Vorstellungen der Dogmen Gedanken, Vernunftwahrheiten zu Grunde liegen. Denn die Dogmen sind nichts anderes, als praktische Bestimmungen, die zu metaphysischen gestempelt sind." „Wesentlich ist es, zu bemerken, dafs die Philosophie an und für sich in keiner Beziehung zur (historischen, positiven) Theologie steht, folglich auch nicht im Gegensatze zu ihr, schon aus diesem einfachen Grunde, weil die Philosophie wesentlich die freie, die allgemeine Wissenschaft, die Theologie aber nicht nur eine besondere, bestimmte, sondern ihrer Basis, ihrem Standpunkt nach selbst beschränkte Wissenschaft ist, das Allgemeine aber nicht dem Besondern, sondern nur das Besondre dem Besondern entgegengesetzt ist." — Wä-

re die Theologie wirklich nur das, was Feuerbach hier verlangt, hielte sie sich wirklich innerhalb dieses beschränkten Gesichtskreises, so wäre sie vor Allem gar nicht mehr als *Wissenschaft* zu betrachten und zu bezeichnen; denn sie hätte nicht das Wissen, sondern das Nichtwissen zu ihrer Basis. Der praktische Standpunkt verliert alle objective Geltung und Bedeutung, wenn er nicht in der Theorie wurzelt; erst von ihr empfängt er seinen geistigen Fond, sein Recht und seine göttliche Sanction, und ohne diese theoretische Basis wäre er nicht blofs ein gedankenloser, sondern selbst auch unpraktischer, weil ein abstracter, vom *wirklichen* Leben des Geistes sich losreifsender, die wesentliche Innerlichkeit des Menschen nicht befriedigender. Mit einer solchen von Gott wie vom Logos gleichsehr verlassenen Theologie hätte allerdings die Philosophie nichts weiter zu schaffen, aber nicht aus dem Grunde, weil sie selbst die allgemeine, die Theologie aber die besondere und beschränkte Wissenschaft wäre, sondern vielmehr darum, weil die Theologie der wesentlichen Allgemeinheit entbehrte, weil sie überhaupt nicht eine Besonderung *dieser* Allgemeinheit, sondern etwas ganz Apartes, aus der wissenschaftlichen Allgemeinheit Herausfallendes sein würde. In der Wirklichkeit der geistigen Entwickelung aber ist es der Religion wie der Theologie in Wahrheit immer um das *Erkennen* zu thun gewesen; diefs ist der wesentlichste, durchgreifendste, unaufhaltsamste Trieb des Geistes, der Trieb, welcher die ganze Praxis des Geistes in ihrem Kerne in Bewegung setzt, dessen fortschreitende Befriedigung einzig und allein den geistigen Menschen zu befriedigen, mit Gott, mit sich und der Welt zu versöhnen im Stande ist. Das Erkennen ist es denn auch, welches Religion und Theologie mit der Philosophie in wesentliche unzertrennliche Beziehung setzt, welches die Religion zur Theologie fortentwickelt, und diese aus ihrer scholastischen Gestalt zur freien Wissenschaft des Denkens emportreibt. Durch diesen Fortschritt zum freien Denken wird also die Theologie nothwendig mit ergriffen, es ist zugleich ein Fortschritt innerhalb ihrer selbst, und *die* Theologie, welche im Angesichte des freien speculativen Wissens die scholastische Form festhält, welche ohne die Energie des Begriffs in sich aufzunehmen, das Denken nur äufserlich und willkührlich an die Dogmen der Kirche anlegt, ist eine mangelhafte, einseitige Theologie, entspricht ihrem eigenen Begriffe nicht, weil sie ihrem Begriffe nach wesentlich die Wissenschaft von Gott ist. — Die Leibnitzische Theodicee bewegt sich nun allerdings nicht in reinen speculativen Gedanken, producirt nicht in freier Weise den unendlichen Inhalt, sondern giebt eine äufserliche, halbe und höchst schwankende Vermittelung von Glauben und Wissen, welche eben wegen ihrer Aeufserlichkeit und Unfreiheit, wenn auch für die Zeit charakteristisch, doch an und für sich weder theologischen noch philosophischen Werth hat. Die speculativen Fundamente der Leibnitzischen Philosophie treten in der Theodicee ganz und gar in den Hintergrund; nur von Ferne zeigt Leibnitz bisweilen die Lehre von den einfachen Substanzen und der prästabilirten Harmonie, führt diese nur an den mifslichsten Punkten wie eine Hypothese ein, als wolle er durch Hinweisung auf ein ganz besonderes Mysterium jeden weitern Zweifel an der Vernunft des Glaubens zurückschrecken. Seinen letzten Grund hat diese Art und Weise der Betrachtung in der abstracten Gestalt der metaphysischen Principien einerseits, und andrerseits in der Tendenz, diese Abstraction zu überwinden und zu einer concreteren Gestaltung fortzuführen. Abstracte Principien sind aber eben diejenigen, die in ihrer wesentlichen Allgemeinheit nicht den Keim der unendlichen Entwickelung in sich enthalten, welche eben darum nicht ausreichen, den ganzen Reichthum der erscheinenden Wirklichkeit zu erfassen, sondern diesem vielmehr äufserlich als ein Besonderes gegenübertreten; damit wird dem Denken selbst das Vorstellen zu einem nothwendigen Bedürfnifs und erst *das* Denken ist wirklich frei von der Vorstellung, welches mit dem Principe der absoluten Produktivität die Energie der unendlichen Entwickelung gewonnen hat.

Julius Schaller.

III.

Cours sur la génération, l'ovologie et l'embryologie fait au Museum d'histoire naturelle en 1836, *par Mr. le Prof.* **Flourens**, *Membre de l'Académie royale des Sciences. Recueilli et publié par M. Deschamps. Paris,* 1836. 4. 190 *S. mit* 10 *Kupfertafeln.*

Herr Flourens ist durch seine wichtigen Untersuchungen über das Nervensystem, besonders über die Funktionen der

verschiedenen Centralparthieen desselben, der wissenschaftlichen Welt längst aufs Vortheilhafteste bekannt. Haller, Zinn, Lorry, Rolando hatten durch viele Experimente die Funktionen der Centraltheile des Nervensystems aufzuhellen gesucht, doch wendeten sie sämmtlich dabei die unzuverläſsige Methode an, durch eine Trepanöffnung in der Hirnschale der Thiere verletzende Werkzeuge in diejenigen Hirntheile zu stoſsen, deren Thätigkeiten sie kennen lernen wollten, wobei dann die wirklich verletzten Theile nicht bestimmt erkannt und somit manche unrichtige Folgerungen gemacht wurden. Flourens gelang es zuerst durch gänzliches Bloſslegen der zu prüfenden Gehirntheile die verschiedenen Funktionen sicherer zu bestimmen und zu beweisen, daſs die Willenskräfte und die Empfindung allein im Gehirn und nicht mehr im Rückenmark ihren Sitz haben, daſs hingegen das Rückenmark mit Ausschluſs des groſsen und kleinen Gehirns das besondere Organ der Excitabilität und der Sympathieen sei, und nur das Rückenmark und nicht das Gehirn fähig sei auf Reizungen Bewegungen in den Muskeln hervorzurufen; daſs ferner das kleine Gehirn die willkührlichen Bewegungen regele. Selbst Marshall Hall sagt von dem Flourensschen Werk: es sei eins der bemerkenswerthesten in der Physiologie. Alles dieses muſs schon das günstige Vorurtheil erwecken, daſs der Inhalt des gegenwärtigen Werkes die Spuren von dem Talent des Verfassers an sich tragen werde. Der Zweck desselben, nämlich in Form von Vorlesungen belehrend auf die junge Generation zu wirken, läſst hier jedoch weniger umfassende wissenschaftliche Untersuchungen als eine vollendete Darstellung erwarten, und in der That hat der Verf. selbst dem Bekannteren durch zwei Eigenthümlichkeiten Neuheit und lebendigen Reiz zu geben gewuſst, dadurch nämlich, daſs er den Stoff überall 1) mit historischer Umsicht behandelt, und demselben 2) durch die vergleichende Anatomie eine lebendige Entwickelung gegeben hat. Der Verfasser bringt seinen Inhalt in 2 Hauptabtheilungen: 1. Die Bildungsgeschichte der Genitalien. 2. Die Ovologie oder die Bildungsgeschichte des Eies. 3. Die Embryologie oder die Entwickelung des Keims. Auf die Beschreibung der männlichen und weiblichen Generationsorgane beim Menschen folgt jedesmal erst eine Erläuterung dieser Bildungen durch die vergleichende Anatomie nicht nur der Säugethiere, Vögel, Fische, Amphibien, sondern auch der Bauchwirbelthiere. Die Analogie der Ovarien mit den Hoden, der Eileiter mit dem Vas deferens, der Saamenblasen mit dem Uterus u. s. w. wird durch alle Thierklassen durchgeführt; die Struktur des erektilen Gewebes der Ruthe und der Klitoris besonders durch die Cuvierschen Injektionen des Ruthenkörpers beim Elefanten erläutert. In Bezug auf die elastischen Röhren, welche Needham zuerst in dem männlichen Laich der Tintenfische fand, ist die Beobachtung von Carus im 19. Bande der Akten der Leopold. Akademie zu vergleichen, nach welcher diese Röhren wurmähnliche Spermatozoeń sind. Bei Darstellung der Bildungsgeschichte des Eies werden besonders die Verbindungen der verschiedenen Eihäute mit den entsprechenden Theilen des Embryo hervorgehoben, und beide, Embryo und Eihäute, als Theile eines Ganzen, die aus einander hervorgehen und deren Gefäſse unmittelbar in einander übergehen, betrachtet, so daſs alle Eitheile nur organische Ausbreitungen des Embryo sind, die, nachdem sie ihren Zweck erfüllt haben, obliteriren. Der Geschichte unserer Kenntniſs des Eies bei den Säugethieren ist ein besonderes Kapitel gewidmet, worin hervorgehoben wird, daſs Galen als der Schöpfer der Ovologie anzusehen ist, und daſs die heutigen Namen der verschiedenen Eihäute (Amnion, Allantois, Urachus) von ihm herrühren. Eine folgende Epoche bildet der Nachweis der positiven Existenz der Eier bei allen organischen Geschöpfen durch Harvey; während in den dritten vom Vf. angenommenen historischen Zeitraum die Entdeckung der Eier in den Ovarien durch Stenon und van Horn, der allmählige Durchgang dieser Eier durch die Eileiter in den Uterus, welcher von R. de Graaf und Swammerdamm verfolgt wurde, und endlich die feinere Anatomie der Organisation des Ureies durch v. Baer gehören. In der Entwickelungsgeschichte des Eies der Säugethiere findet sich nach Hrn. Flourens die Continuität der Eihäute und des Embryo in folgender Weise: Das äuſsere Amnionblatt geht in die Epidermis, das innere in die Haut über. Die erste Chorionplatte hängt mit der Fascia superficialis der Bauchwand, die zweite mit der Aponeurosis der Bauchmuskeln zusammen, und endlich die innere Zellenschicht des Chorions mit dem Peritonäum. Bei Einsprützungen der Nabelgefäſse, während die Placenta noch mit dem Uterus zusammenhängt, geht ein Theil der Injektionsmasse in die Uteringefäſse über, so daſs der Herausgeber vermuthet, daſs ein Theil der Placentargefäſse mit den Uteringefäſsen anastomosire, wie es bei der Uterinplacenta vieler Thiere der Fall ist. Die Eibildung und Entwickelung der Oviparen unter den Wirbelthieren, so wie die Ovologie der Bauchwirbelthiere machen den Beschluſs der Ovologie des Verfs. Die Embryologie oder Entwickelung des Keimes macht den letzten Theil des Werkes aus, und stellt vorzüglich die Eigenthümlichkeiten der Cirkulation und der Ernährung des Fötus dar. Durch zehn Steindrucktafeln werden die abgehandelten Gegenstände anschaulich gemacht. Die beiden ersten Tafeln stellen die Bildung der Generationsorgane dar. Auf der dritten Tafel werden die Eihäute und deren Zusammenhang mit dem Embryo beim Menschen vorgestellt. Die vierte Tafel versinnlicht die Eibildung der Pachydermen an dem Ei des Schweins. Dasjenige der Wiederkäuer ist an dem Ei der Kuh auf der fünften Tafel, und auf der 6. und 7. das Ei der Fleischfresser und der Nagethiere abgebildet. Die 8. und 9. Tafel stellt die verschiedenen Formen der Eibildung bei den Vögeln, Reptilien und Fischen vor, und auf der 10. findet man die Cirkulationsorgane beim Menschen.

№ 6.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

IV.

Memoirs on the nervous System. By Marshall Hall, M. D. F. R. S. L. et E. etc. London, 1837.

Lectures on the nervous System and its diseases. By Marshall Hall, M. D. F. R. S. etc. London, 1838.

Der Inhalt obiger Schriften liefert einen sprechenden Beweis, dafs in dem Gebiet der Naturwissenschaften manche grofse Entdeckung blofs durch die Schärfe des Verstandes und der geistigen Auffassung gemacht und ein Feld neuer Einsichten uns über solche Gegenstände eröffnet werden kann, die, den äufseren Erscheinungen nach grofsentheils gar nicht unbekannt, entweder übersehen oder vernachläfsigt worden, blofs weil man ihre wahre Bedeutung nicht recht begriffen hatte. Ist der Begriff solcher Sachen einmal erkannt, so gewinnen sie ein tieferes Interesse, man sieht das, was man schon so oft gesehen, mit anderen Augen an, und überzeugt sich, dafs die menschliche Vernunft allein die lebendige Seele in aller grofsen Beobachtung ist. Natürlich ist diefs mehr in den physiologischen als in den historischen Naturwissenschaften hervortretend, und in den physiologischen selbst stellen sich die den geistigen am nächsten stehenden Funktionen des Nervensystems in dieser Beziehung oben an, und fordern eine besonders tiefe Durchdringung und geistige Verarbeitung, um völlig begriffen zu werden. Daher war es denn möglich, dafs eine grofse Reihe von Erscheinungen in dem Leben dieses Systems den Aerzten so lange vor Augen liegen konnte, ohne je recht gesehen zu werden, bis man, auf ihren inneren Zusammenhang aufmerksam gemacht, sie genauer zu durchschauen veranlafst ward. Die schönen Entdeckungen Bell's über den Unterschied der empfindenden und bewegenden Nerven gehörten schon zu dieser Art von Kenntnissen, die nicht nur durch die Sinne, sondern vorzüglich durch die geistige Auffassung sich bilden; indessen möchte man sagen, dafs diese durch die Untersuchung von Marshall Hall an Feinheit der Einsicht und des Urtheils nicht minder als an Erkenntnifs eines tiefen organischen Zusammenhangs in dem Nervenleben noch übertroffen werden. Der Gegenstand, um den es sich hier handelt, ist eine von der empfindenden und bewegenden Kraft noch ganz verschiedene Thätigkeit des Nervensystems, welche Marshall Hall die excito-motorische oder die Reflexfunktion nennt, und welche darin besteht, dafs ein Nerve, der aller Empfindung beraubt ist, noch reizbar ist; den empfangenen Reiz zum Rückenmark fortpflanzt und von hier aus auf die Muskelbewegung völlig unwillkührlich wirkt; dafs also empfindende Nerven auch blofs reizleitend und bewegende Nerven der willkührlichen Muskeln durchaus willenlos und bewufstlos erregend wirken können. Der Mittelpunkt dieser Wirkungen ist das Rückenmark und dieses ist das Organ einer bisher nicht unterschiedenen Funktion, der Reflexfunktion. Diese Funktion umfafst alle die Thätigkeiten, die man früher unter dem Namen der Sympathieen kannte und regelt zugleich die Thätigkeiten der Ingestion und Egestion, bewacht die Mündungen und Schliefsmuskeln des Körpers, auch nach der Wegnahme des Gehirns blofs durch diese Funktion des Rückenmarks. Bei Auseinandersetzung dieser Funktion, deren äufsere Erscheinungen seit langer Zeit bekannt waren, deren Ursachen aber immer entweder mit der Empfindung oder der willkührlichen Bewegung verwechselt worden, zeigt der Verf. eine gerechte Anerkennung seiner Vorgänger und Zeitgenossen und erwähnt der Leistungen von Legallois, Flourens, Majo, und besonders der seine Beobachtungen bestätigenden und erweiternden Arbeiten von Joh. Müller mit grofser Auszeichnung, wenngleich er die Verschiedenheit der Ansichten nicht ver-

schweigt. Merkwürdig ist, dafs Gilbert Blane im Jahr 1788 ganz nahe an der Erkenntnifs der Wahrheit in Bezug auf die Reflexfunktion war, indem er die Erscheinungen unter allen am richtigsten unterschied. G. Blane sagt nämlich, es gebe Thatsachen, welche zeigen, dafs die instinktartigen Thätigkeiten selbst der mit einem Gehirn versehenen Thiere nicht von der Empfindung abhängen, denn wenn man junge Katzen köpfe, so behielten die gereizten Extremitäten noch ihre automatischen Bewegungen, die offenbar ohne Empfindung vor sich gehen müfsten. Legallois und vorzüglich Flourens zeigten dann, dafs das Rückenmark die Quelle dieser Excitabilität sei, indem sie mit der Zerstörung des Rückenmarks aufhöre; aber der Unterschied von den Empfindungen und willkührlichen Bewegungen blieb noch unerkannt. Auch Majo, der an den Augennerven die Erscheinungen des Reflexes der Reizung der Netzhaut auf das Gehirn und von da auf den bewegenden Augennerven entdeckte, unterschied diese Wirkung von der Empfindung und freien Bewegung ebenfalls noch nicht. Auf diese Unterscheidung beruht das Wesentliche der Arbeit Marshall Hall's. Es giebt eine Reihe von Erscheinungen der Bewegung willkührlicher Muskeln unter Umständen, wo die Empfindung, der Wille, die Affekte und alle Gehirnfunktionen aufgehört haben. Bei kranken Menschen, die durch einen Fall das Rückenmark in der Halsgegend schwer verletzt haben, findet man eine Unempfindlichkeit und völliges Erlöschen der willkührlichen Bewegung in allen Theilen, die aus dem Rückenmark unterhalb der verletzten Stelle ihre Nerven beziehen. Aber so wie man diese Theile, besonders die Extremitäten, an der Haut mit einer Nadel sticht, oder sonst reizt, so treten die Muskeln in zuckende Bewegung. Aehnliche Erscheinungen lassen sich durch Experimente an Thieren hervorbringen. Die Körper geköpfter und dadurch ihres Gehirns beraubter Amphibien und Fische liegen ruhig und ohne Willensäufserung, besonders ohne freiwillige Bewegungen da; diese Körper haben sicher keine Empfindung, keine Willenskraft mehr, denn sonst würden sie sich auch ohne äufsere Reize von selbst bewegen. Diefs thun sie nicht; aber die willkührlichen Muskeln bewegen sich augenblicklich, sobald man einen Reiz, sei es auf die Haut, die Muskeln oder auf das Rückenmark und die Nerven, direkt wirken läfst. Diese Erscheinungen hatte man immer gekannt, aber ihre Bedeutung und ihre innere Quelle nicht errathen. M. Hall zeigte, dafs diese bewegende Kraft, welche nach dem Absondern des Gehirns in dem empfindungslosen Körper noch übrig ist, ihr Centrum im Rückenmark hat, und dafs die Kette von Erscheinungen aufhört, sobald man das Rückenmark in den geköpften Körpern zerstört hat. Das Rückenmark ist aber nur das Centralorgan des Reflexes, der sich von den excitatorischen Nerven auf die motorischen überträgt; denn man kann später noch durch direkte Reizung der bewegenden Nerven Zuckungen in den Muskeln erregen. Die excito-motorischen Kräfte bleiben also als eigenthümliche und selbstständige Funktionen noch übrig, wenn alle Empfindung im thierischen Körper erloschen ist; sie sind also von Empfindung und freier Bewegung ganz verschieden und ohne unmittelbaren Zusammenhang mit der Empfindung. Da die Willenseinwirkung als primum movens dieser Bewegungen fehlt, so bedürfen sie zu ihrer Anregung überall eines äufseren Reizes, der auf die Haut oder die Schleimhäute wirkt, von wo sich dann die Erregung zum Rückenmark fortpflanzt. Nach Haller, der die hieher gehörigen Erscheinungen unter dem Namen der vis nervosa begriff, hatte man geglaubt, dafs ihre Wirkungen sich nur vom Gehirn und Rückenmark auf die Nervenzweige, und von den Stämmen der Nervenzweige nur in der Richtung auf die Zweige fortpflanzen, dafs aber die bewegende Ursache nie umgekehrt von den Zweigen zu den Stämmen zurückgehen könne. Hier zeigte nun aber Marshall Hall, dafs allerdings in den excitatorischen Nerven die reizende Ursache von den Zweigen nach dem Rückenmark zurücklaufen kann und mufs, und dafs sie dann erst vom Rückenmark in der Richtung von den Stämmen auf die Zweige der motorischen Nerven reflektirt wird. Ja noch weiter geht aus den Versuchen von M. Hall hervor, dafs nach der retrograden Fortpflanzung des Reizes auf das Rückenmark in der Länge des Rückenmarks selbst sich der Reiz von unten nach oben eben so gut als von oben nach unten fortpflanzt, so dafs durch Reizung excitatorischer Nerven, die sich in der Mitte des Rückenmarks inseriren, oder durch Reizung dieses Theils des Rückenmarks selbst, sowohl Bewegungen in den unteren als in den oberen Gliedmafsen hervorgebracht werden können. Die Thätigkeit dieser reflektirenden Funktion ist also rücklaufend (incident) in der Länge der Nerven,

die zum Rückenmark gehen, aufwärts und abwärts gehend (direct and retrograde) im Rückenmark selbst und reflektirt in der Richtung der Nervenzweige, die vom Rückenmark entspringen. Nach M. Hall zeigt nur das Rückenmark, nicht aber das grofse und kleine Gehirn, diese reflektirende Funktion; auch sind die drei höheren Sinnesnerven nach ihm nur sensitiv, nicht mit excito-motorischer Kraft begabt. M. Hall liefs ein Pferd durch einen Schlag mit der Axt auf den Kopf in der Gegend der vorderen Hirnlappen tödten, so dafs das Thier sogleich zu Boden fiel und bewegungslos da lag. Reizungen der Haut des Gesichts mit spitzen Instrumenten zeigten ein völliges Erlöschen der Empfindung, aber eine Reizung der Augenlider mit einem Strohhalm erregte eine Schliefsung der Augenlider, und Berührung der Cornea hatte Drehung des Auges nach Aufsen zur Folge, so wie aber der obere Theil des Rückenmarks zerstört wurde, hörten diese excitomotorischen Bewegungen auf. M. Hall setzt also voraus, dafs wenn die Gehirnnerven excito-motorische Kräfte besitzen, sie vom Rückenmark aus Ursprungsfäden an sich ziehen. Ueberhaupt müfsten nach Hall alle gangliösen empfindenden Wurzeln der Nerven, besonders der hintern Rückenmarksnerven aus zweierlei Fäden bestehen, nämlich aus sensitiven und excitatorischen, weil nämlich nach dem Erlöschen der Empfindung noch die excitatorische Kraft in ihnen übrig bleibt. Diese Wurzeln sind also nicht rein sensitiv, wie man nach den schönen Untersuchungen von Bell voraussetzte, sondern aufser der empfindenden Kraft haben sie noch die excito-motorische, welche nach Hall's Versuchen an Schildkröten den hintern Rückenmarkswurzeln nicht abgesprochen werden kann. Man hatte mit Unrecht früher die Bewegungen, welche sich nach Reizung der hinteren Wurzeln der Rückenmarksnerven bei Fröschen zeigen, nur einer Reaktion auf vorhergegangene Empfindung zugeschrieben, was indessen, wie sich nun aus dem Zusammenhang der Erscheinungen ergiebt, nicht der Fall ist, indem diese Wirkung auch nach Entfernung des Gehirns in M. Hall's Versuchen eintritt. M. Hall vermuthet nach seinen Experimenten an Krebsen, dafs bei den Evertebraten beide Arten von Nervenfäden getrennt sind, so dafs einzelne Nerven ganz motorisch, andere ganz excitatorisch sind, und dafs Wille und Empfindung bei diesen Thieren fast erloschen erscheint und sie nur eine Art excitomotorischen Lebens führen.

Der Verf. gründet nun auf seine Untersuchungen eine neue Eintheilung des Nervensystems, in welcher das Rückenmark von dem Cerebralnervensystem mehr als bisher unterschieden wird. Er unterscheidet: 1) das Gehirn als Organ der Intelligenz, der Empfindung und der willkührlichen Bewegung. 2) Das wahre Rückenmark steht unabhängig vom Gehirn der Reflexfunktion vor und äufsert seine Funktion in der fortdauernden Unterhaltung der Respiration, in der Bewachung der Sphinkteren und Regulirung der Ingesta und Egesta, auch noch nach Entfernung des Gehirns. 3) Das Gangliensystem für die Ernährung und Absonderung.

Das wahre Rückenmark als excito-motorisches System ist dem Schlaf nicht unterworfen; daher dauert der Ton der Muskeln, die Wirkung der Sympathieen, das Athemholen, der normale Zustand der Oeffnungen und Sphinkteren auch ohne die Wirkung des Willenseinflusses im Schlafe fort. Die Zurückhaltung des Urins in der Blase, so wie der Faeces im Rektum, das Ausstofsen der Kohlensäure durch den Larynx, das Verschlucken von Wasser und Speichel u. s. w. sind alles Funktionen, welche durch Integrität des Rückenmarks als Centralpunkt der von den Organen zu ihm gehenden excitatorischen und der von ihm zu den Organen geschickten motorischen Nerven unterhalten werden. Die Bewegungen in allen diesen Funktionen sind unwillkührlich und haben eine Nothwendigkeit gleich denen des organischen Lebens. Das excito-motorische System umfafst aufser dem wahren Rückenmark als Centralorgan noch die excitatorischen und motorischen Nerven, welche nothwendig zur Integrität seiner Funktionen gehören. Die excitatorischen Nerven betrachtet der Verf. als Wachen für die Eingänge und Ausgänge des thierischen Körpers und zwar 1) den Trigeminus als Wache für das Auge, die Nasenöffnungen und Rachenmündung. 2) Den Vagus als Wache für den Kehlkopf, den Schlund und die obere Magenöffnung. 3) Die hinteren Wurzeln der Rückenmarksnerven als Wachen für das Rektum, die Blase, die Saamenblasen, den Uterus. Jeder Abtheilung dieser excitatorischen entspricht eine Ordnung motorischer reflektirender Nerven. Und zwar sind 1) die reflektirenden Zweige für den Trigeminus: der Abducens und

Trochlearis für das Auge, die Portio minor des Trigeminus und der Facialis. 2) Dem Vagus entsprechen als reflektirend: reflektirende Fasern des Vagus selbst, ferner der Accessorius und der Hypoglossus. 3) Den excitatorischen Spinalnerven, welche von der Körperoberfläche, der Ruthe und Clitoris, dem After, dem Blasenhalse und dem Uterus entspringen, entsprechen die motorischen Portionen, welche sich zum Zwerchfell, den Intercostal- und Bauchmuskeln begeben, und die Sacralnerven, welche zu den Sphinkteren und Expulsoren der Blase, des Uterus, der Saamenblasen gehen. Die Entdeckung der Ganglien an den hinteren Wurzeln der Sacralnerven durch Hrn. Prof. Schlemm, welche dem Vf. jedoch nicht bekannt gewesen zu sein scheint, wirft ein schönes Licht auf diese Betrachtungen. Die einzelnen Verrichtungen des Reflexionssystems sind nun folgende: 1) *Das Verschliefsen der Augenlieder.* Im wachenden Zustande pflanzt sich der Reiz durch den Quintus zum verlängerten Mark fort und von diesem wird der bewegende Impuls durch den Facialis zum M. orbicularis geleitet. Der Levator palpebrae und vielleicht die geraden Augenmuskeln scheinen dem Vf. die einzigen absolut dem Gehirn unterworfenen und rein willkührlichen Muskeln zu sein, welche keine excitomotorischen, sondern willkührliche Gehirnnervenfäden erhalten. Diese Muskeln sind auch nicht dem Schlaf unterworfen, wie der Orbicularis. Im Schlaf gewinnt der Orbicularis, wie andere Sphinkteren, durch seine Stärke das Uebergewicht über den Levator und das Auge bleibt unwillkührlich verschlossen. So bleibt das Auge vor fremden Einwirkungen im Schlafe geschützt, die bei Wunden des Facialis oder Schwäche der excito-motorischen Kraft so leicht Entzündungen der Augen herbeiführen. 2) *Das Schlucken* ist ebenfalls eine nothwendige excito-motorische Bewegung, welche nach Joh. Müller's Beobachtung auch noch bei geköpften Thieren durch Reizung des Schlundes erregt werden kann, nach der Zerstörung des Rückenmarks aber unmöglich ist. Majo hatte schon erkannt, dafs das Schlucken ein instinktiver und unwiderstehlicher Akt sei, hatte aber nicht die klare Einsicht des ganzen Zusammenhanges, da er die Anregung der Bewegung von einer eigenen Empfindlichkeit der Kehle ableitete. Der excitirende Reiz ist gewöhnlich der Speichel, daher auch beim Mangel desselben das Schlucken erschwert ist. 3) *Die Thätigkeit des Magenmundes.* Durch Zerschneidung des Vagus wird der Magenmund gelähmt und die Speisen treten aus dem Magen wieder in den Oesophagus zurück; daher man nach Zerschneidung des Vagus bei Kaninchen, auch wenn sie kurz vorher keine Nahrung genommen hatten, die Speisen im Oesophagus fand. 4) *Das Oeffnen und Verschliefsen der Stimmritze im Kehlkopf* ist ebenfalls durch die Integrität des verlängerten Markes bedingt, und hört auf, so wie der Larynx aus seiner Verbindung mit demselben getrennt ist, oder das Rückenmark zerstört wird. Majo hatte früher eine Sympathie zwischen der Schleimhaut des Kehlkopfs und seinen Muskeln angenommen, Magendie hatte zwar auf die Nervenwirkung dabei geachtet, aber nicht die Beziehung zum verlängerten Mark dargestellt. 5) *Die Respirationsbewegungen* sind vorzüglich Gegenstand sehr ausführlicher und schöner Untersuchungen von Bell gewesen, der zuerst auf den innigen Zusammenhang derselben mit dem verlängerten Mark aufmerksam machte. Bell sah mit Legallois und Flourens die Medulla oblongata als das primum movens der Respiration an. Diese Ansicht stützte sich auf die Vorstellungen, welche die französischen Physiologen von den verschiedenen Theilen des Rückenmarks hatten, dafs nämlich verschiedene Abtheilungen desselben überhaupt das Lebensprincip für die verschiedenen Theile des Rumpfs enthalten sollten. In Bezug auf die Respiration hielt man diese Idee fest, weil hier die associirten excitatorischen Bewegungen am meisten hervortreten und deren Hauptnerven von der Med. oblongata ausgehen; und weil man fand, dafs die Respiration keine rein willkührliche Aktion sei, da sie nach Entfernung des Gehirns noch fortdauere und also auch die durch den Vagus zum Gehirn gebrachte Empfindung des Bedürfnisses zum Athmen, worauf Majo und Bostock viel Gewicht legten, nicht in Anschlag kommen konnte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 7.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Memoirs on the nervous System. By ***Marshall Hall.***
Lectures on the nervous System and its diseases. By ***Marshall Hall.***

(Schlufs.)

M. Hall war selbst länger bei der Ansicht geblieben, aber der schon von Flourens bemerkte Umstand, dafs ein, wenn gleich beschwerliches Athemholen auch nach Zerschneidung des Nervus vagus, wo der Einflufs der Med. oblongata durch diesen Nerven also behindert ist, noch fortdauere, zeigt, dafs noch andere Kräfte hierbei wirksam sein müssen, und M. Hall kam auf die Idee, dafs bei der Respiration ein excitatorischer Procefs Statt finde, der durch mehrere Nerven vermittelt wird, und wobei das ganze Rückenmark als Reflexorgan mitwirke. Zunächst ist aber der Antheil des Willenseinflusses an der Respiration, der durch das Gefühl des Bedürfnisses derselben vom Gehirn aus erregt wird, nicht zu übersehen, wenn gleich im gewöhnlichen Gange der Wille den excitatorischen Procefs nur modifizirt und eine zeitlang unterhält, wenn der excito-motorische Procefs gehindert ist. Was alsdann den excito-motorischen Procefs selbst anlangt, so ist dieser zwar hauptsächlich durch Excitation des Nerv. vagus ursprünglich angeregt, aber auch der Trigeminus durch die von der Nase und dem Gesicht kommenden Zweige, so wie die Spinalnerven wirken eben so excitirend, und M. Hall nimmt an, dafs die erste Inspiration eines neugeborenen Kindes durch den Eindruck der äufsern Luft auf die äufsere Haut des Gesichts und des ganzen Körpers erregt werde. Der Vf. führt dafür zuerst die Beobachtung an, dafs durch Besprützen des Gesichts mit kaltem Wasser sowohl als durch den Eindruck der Temperatur des Wassers auf die Hautnerven beim Baden tiefe plötzliche Inspirationen erregt werden, und macht dann auf eine Beobachtung des Dr. Heming aufmerksam, nach welcher ein neugebornes dicht eingewickeltes Kind nicht athmete, so dafs man zur Anwendung von Heilmitteln gegen diese Asphyxie schreiten wollte, und zu dem Zweck die Bedeckungen entfernte. Die durch die Entblöfsung des Körpers erzeugte Einwirkung der kalten Luft auf die Haut erzeugte aber sogleich tiefe Inspiration. Durch Reizung der Nasenlöcher und des Gaumens und Kehlkopfs sah M. Hall an dem abgeschnittenen Kopf einer Schildkröte die Respirationsbewegungen der Kehle eben so gut wie durch Reizung des durchschnittenen Rückenmarks entstehen. Zu den motorischen Nerven der Respiration gehören die Intercostalnerven, der Zwerchfellnerv und die untern Rückenmarksnerven. Das Respirationsnervensystem ist also nach allen diesen Erscheinungen keinesweges auf die Medulla oblongata beschränkt, sondern ein Theil des excito-motorischen Systems überhaupt, dessen Reflexcentrum das ganze Rückenmark ist; das primum movens der Respiration ist der Reiz auf alle excitatorischen Nerven, welcher sich zum Rückenmark und der Medulla oblongata fortpflanzt und von da auf die Muskeln reflektirt wird. Von dem verlängerten Mark allein wird die Bewegung nicht angeregt, wenn die excitatorischen Nerven fehlen, daher ist dieses auch nicht das primum movens. 6) *Das Verschliefsen des Sphinkter ani und der Harnblase.* Sobald bei einem durch einen Schlag auf den Kopf der Empfindung beraubter Pferde der Rand des Afters stimulirt wird, zieht sich der Sphinkter stärker zusammen. Diefs geschieht aber nur, so lange die Nerven seiner Muskeln mit dem Rückenmark zusammenhängen; ist dieser Zusammenhang aufgehoben oder das Rückenmark zerstört, so hört diese Reflexionsbewegung auf. 7) *Die Thätigkeit der Expulsoren.* Wenn man bei einer Schildkröte nach der Trennung des Schwanzes und der hinteren Extremitäten nebst dem Rektum und natürlich auch einem Theil des

Rückenmarks, durch Einsprützung von Wasser die Kloacke und die Blase bis zur Spannung anfüllt; so bleibt der Sphinkter geschlossen und hält das Wasser zurück. Sobald man nun die Hautbedeckungen reizt, wird es aber ausgesprützt. Diefs geschieht nicht, sobald das Rückenmark zerstört ist. 8) Auch die Bewegungen in den Generationsorganen sind durch die Reflexfunktion des Rückenmarks bedingt. Bei Krankheiten oder Verwundungen des Rückenmarks entstehen bewufstlose Erektionen nach dem Einführen des Katheters in die Harnblase und es ist bekannt, dafs bei mechanischen Reizungen des Rückenmarks selbst an geköpften Thieren sowohl Erektionen als auch Ejakulationen entstehen; sogar hat man das Beispiel, dafs eine an Paraplegie leidende Person die Beiwohnung ohne alle Empfindung ausübte und befruchtete. J. Müller und Jngleby erzählen Fälle, wo nach dem Tode der Mutter noch die Geburt des Kindes erfolgte, durch die vermöge der reflektirenden Kräfte bewirkten Contraktionen des Uterus und der Bauchmuskeln. 9) Nach Entfernung des Gehirns bei Thieren werden durch das Rückenmark die Muskeln in einer Tonicität erhalten, welche sie fähig macht, auf angebrachte Reize die reflektirten Bewegungen zu zeigen. Diese Tonicität verliert sich sogleich nach Zerstörung des Rückenmarks. Endlich 10) zeigen sich die Leidenschaften und Affekte durch die reflektirende Rückenmarksfunktion bedingt. Die blödsinnigen Kretinen, bei denen durch eine Atrophie und gehemmte Ausbildung der Gehirnhemisphären die geistigen Kräfte fast ganz verschwinden, treten die Begierden und Affekte in erhöhtem Grade hervor: Appetit, Geschlechtstrieb, Furcht und Schreck sind sehr hervorstechend. Die paralytischen Glieder in der Hemiplegie, auf die der Wille keinen Einflufs mehr hat, werden durch Ueberraschung und andere Gemüthsbewegungen in Bewegung gesetzt, so dafs es keinem Zweifel unterliegt, dafs der Sitz dieser Aufregungen nicht im Gehirn, sondern tiefer unten im Rückenmark ist. Der Vf. giebt auch einen Abrifs der *Pathologie und Therapie des excito-motorischen Systems*, aus dem wir das Hervorstechendste mitzutheilen nicht unterlassen können. Die Krankheiten können in jedem der drei Theile des reflektirenden Systems: 1) in den excitatorischen oder 2) in den motorischen Nerven, oder 3) in dem Rückenmark als dem Centrum beider ihren Sitz haben. Die Krankheitserscheinungen im ersten Fall sind incident, und entweder direkt oder rücklaufend, und sie führen immer Krämpfe herbei. Die Krankheiten in den motorischen Nerven gehen nie rückwärts und bilden entweder Krämpfe oder Lähmungen. Durch die Kenntnifs dieser Verhältnisse erhalten wir manche lehrreiche Aufklärungen über die krampfhaften und paralytischen Krankheitserscheinungen. — *Beim Erbrechen* zunächst können nicht nur die Verzweigungen des N. vagus im Magen, in den Nieren und den Gallengängen, sondern auch die Verzweigungen des Trigeminus im Rachen und dem Gaumensegel, und eben so die Ausbreitungen der Spinalnerven im Rectum und im Uterus excitatorisch wirken und daher können Reizungen aller dieser Organe Brechen erregen; wie es denn bekannt ist, dafs nicht nur fremde Reize im Magen, sondern auch Gallen- und Nierensteine, Kitzeln des Rachens und Gaumens, gewisse Reizungen des Rektums und des Uterus brechenerregend wirken können. *Gewisse Formen des Asthma* sind ebenfalls Wirkung der Reflexion. Der Reiz des eingeathmeten kohlensauren Gases auf die Schleimhaut des Kehlkopfs und der Luftröhre, bringt Verschliefsung der Stimmritze durch die excitatorische Wirkung des Pneumogastrikus hervor und ähnlich ist die Wirkung des eingeathmeten Staubes von Ipecacuanha und anderen Substanzen, welche durch krampfhafte Verschliefsung der Stimmritze Athembeschwerden erzeugen. *Tenesmus und Strangurie* werden durch abnorme Reizung der excitatorischen Rückenmarksnerven in der Harnblase und im Mastdarm und After erzeugt, ja man hat Beispiele, dafs der Reiz des krankhaften Zahndurchbruchs durch Leitung des Reizes längs des Rückenmarks Strangurie erzeugte. *Keuchhusten, selbst Convulsionen* werden oft durch krankhafte Reizung von Sordes im Magen oder Kothanhäufungen im Rektum oder durch Reizung des Trigeminus beim krankhaften Zahnen erzeugt. Wir können auch den sogenannten Magenhusten hierher rechnen. Die *Epilepsie* entsteht durch Ursachen, die durch das Medium excitirender Nerven auf das Rückenmark wirken, welches direkt oder indirekt die mittelbare oder unmittelbare Quelle aller Krämpfe ist. Tetanus kann sowohl durch Affektionen des Rückenmarks selbst, wie durch Reizung excitirender Nerven entstehen. Am merkwürdigsten bleiben die Verhältnisse in der *Hemiplegie und Paraplegie*, wo das Cerebro-Spinal Leben (Empfindung

und Willenseinflufs), welches den gesunden Gliedern inwohnte, ganz erlischt und nur das reine Rückenmarksleben mit seinen Reflexionsfunktionen in denselben übrig bleibt. Die Glieder sind völlig empfindungslos und ohne willkührliche Bewegung, dagegen können leidenschaftliche Aufregungen, Stechen der Haut, Kitzeln der Fufssohlen, sehr merkliche Muskelbewegungen hervorrufen. Wenige *therapeutische Bemerkungen*, die der Vf. hinzufügt, sind nicht ohne Interesse. In der Asphyxie, besonders der Neugebornen, erregt die Reizung der excitirenden Gesichts- oder Hautnerven durch Besprützen mit kaltem Wasser oft augenblicklich die Respiration wieder. Niesen, Erbrechen, Husten, erregen wir durch mechanische Reizung der Nase, des Rachens und des Kehlkopfs, und die Anwendung mancher bekannten ähnlichen Mittel erklärt sich jetzt leicht. Namentlich ist es von Interesse zu erfahren, dafs das Strychnin die krampferzeugende Wirkung bei Fröschen oder Salamandern auch hervorbringt, wenn man Strychninpulver nur auf die Haut streut, und dafs der Tetanus fortdauert, auch wenn man das Thier nun köpft; aber sogleich aufhört, so wie man das Rückenmark zerstört. Opium betäubt nur die Gehirnfunktionen, erhöht dagegen die excito-motorische Rückenmarksfunktion in einem sehr hohen Grade, so dafs sich die gröfste Excitabilität durch Opium erzeugen läfst. Blausäure stimmt die Reflexfunktion herab. In theoretischer nicht minder als in praktischer Beziehung öffnet sich hier weiteren Untersuchungen noch ein grofses Feld, wie überall, wenn einmal ein allgemeines Gesetz zuerst in einzelnen Erscheinungen erkannt worden ist; Manches wird sich noch näher bestimmen, Einiges berichtigen, Vieles hinzufinden lassen. Wir machen nur auf zwei allgemeinere Verhältnisse aufmerksam, deren Aufklärung sich zunächst am meisten wünschenswerth zeigen wird. Diese Verhältnisse betreffen nämlich den Zusammenhang der excitatorischen Wirkung mit der bewufsten Empfindung und den Zusammenhang der rein motorischen Wirkung mit der völlig willkührlichen Bewegung. Offenbar zeigt sich nämlich die excitatorische Wirkung in der Integrität des Lebens der Empfindung untergeordnet und mit dieser in beständigem Zusammenhange: so ist die rein excitatorische Wirkung der Brechreize gewöhnlich im Magen nicht ohne die Empfindung des Ekels, die excitatorische Reizung zum Verschlucken meistens nicht ohne das Gefühl des Hungers vorhanden. So möchten wir auch dem Hrn. Vf. nicht ganz beistimmen, wenn er in dem Primum movens der Respiration nur auf die excitatorische Reizung sieht und alle Empfindung läugnet; im Gegentheil scheint uns neben der Excitation auch eine wirkliche Empfindung des Bedürfnisses zur Respiration, ein Lufthunger, unläugbar. Aehnlich ist es mit den Empfindungen des Bedürfnisses zum Stuhl und zum Harnlassen, wo die excitatorische Reizung überall zur bewufsten Empfindung wird, bevor der Wille auf die motorische Wirkung sich äufsert. Der excitatorische Reiz wirkt hier in allen beiden Fällen nicht blofs auf das Rückenmark unbewufst, sondern macht sich auch im Gehirn als eine bewufste Empfindung fühlbar. Auf der anderen Seite sehen wir die motorische Kraft wieder eng mit der Einwirkung des Willens auf die Bewegungen verbunden und verflochten. Die nothwendig excitatorischen Bewegungen der Respiration können durch den Willen auf mancherlei Art verändert, ja aller Nothwendigkeit ungeachtet eine Zeit lang ganz unterdrückt werden, so dafs im wachenden Zustande viel willenhaftes in der Respiration ist. Man kann dem excitatorischen Reiz zum Husten willkührlich eine Zeit lang widerstehen und vielleicht sämmtliche excitatorische Bewegungen mehr oder weniger vom Willen abhängig machen. Man wird bei näherer Betrachtung finden, dafs in dem Verhältnifs der reinen Gehirnwirkung zur Reflexfunktion auch noch ein Unterschied ist; dafs es einige Organe und Systeme giebt, wo die Reflexfunktion überwiegend, die Willenseinwirkung untergeordnet ist, wie z. E. in der Respiration; andere, wo Wille und Reflex vielleicht in gleichem Grade ineinander greifen, wie bei den verschiedenen Ausleerungen; noch andere, wo der Wille über den Reflex überwiegend ist, wie in der Bewegung der Glieder. Die Aufklärung über diesen Zusammenhang dürfen wir gewifs am meisten von dem ausgezeichneten Talent des Verfs. selbst erwarten, denn wer den Geist besessen hat, so feine lange verborgene Unterschiede aufzufinden, dem wird es auch wohl gelingen, den Zusammenhang wiederherzustellen, der diese Unterschiede zu einem höheren Ganzen vereinigt.

Dr. C. H. Schultz.

V.

Esclavage et traite, par Agénor de Gasparin, Maitre des Requêtes. Paris, 1838. *XVI u.* 261 *S. in* 8.

Der Titel dieses Buchs könnte vermuthen lassen, dafs der Verf. von der Negersclaverei und dem Sclavenhandel im Allgemeinen handeln wolle. Dies ist jedoch nicht der Fall, und es ist auch sehr die Frage, ob ein solches Buch zeitgemäfs wäre, nachdem seit einem halben Jahrhundert dieser Gegenstand in einer Menge von Schriften aller Art, ebenso wie fast jährlich in den legislativen Versammlungen der gröfsern constitutionellen Staaten, nach allen Richtungen hin, und unter allen Gesichtspunkten erörtert und beleuchtet worden ist. Der Verf. läfst sich daher auch gar nicht erst darauf ein, uns etwa eine Definition der Sclaverei mit ihren Abstufungen: Leibeigenschaft und Unterthänigkeit, zu geben; oder die Unrechtmäfsigkeit der Sclaverei an sich zu beweisen; oder auch nur alle die Gründe zu widerlegen, welche man zur Rechtfertigung oder Entschuldigung der Fortdauer derselben häufig angeführt hat, namentlich: dafs ohne die Sclaverei die gefangenen Neger anstatt verkauft, getödtet werden würden, und dafs die Sclaverei ein Mittel sei, dieselben schneller mit den Vorzügen und Annehmlichkeiten der Civilisation bekannt zu machen. Der Verf. nimmt vielmehr mit Recht an, dafs diese Fragen bereits genügend beantwortet seien, und sein Zweck ist eigentlich nur zu zeigen, dafs die Abschaffung der Negersclaverei in *den französischen Colonien*, eben so gut wie sie bereits in den englischen Colonien zur Ausführung gekommen ist, und nächstens kommen wird, nothwendig und zeitgemäfs sei; zugleich erörtert er aber auch die wichtige Frage, wie dies am besten geschehen könne? „Ja! (sagt er S. VI.) die Neger in „unsern Colonien werden dereinst frei werden: aber „wie werden sie es werden? wann sollen die ersten „Maafsregeln in Bezug auf sie ergriffen werden? Das „sind zwei weitumfassende Fragen, deren Lösung viele „Uebel verhindern oder herbeiführen kann." „Die Ne„ger unserer Colonien werden ihre Freiheit erlangen; „aber wenn dies in Folge einer Freilassung in Masse „und an einem bestimmten Tage geschieht: dann wird „das schwarze Geschlecht seine Unabhängigkeit erlan„gen und seine furchtbare Einheit wird nicht gebro„chen werden; dann wird der Anbau in unsern Colonien „mit der Sclaverei zu Ende gehen! denn man wird „Allen die Freiheit gegeben haben, ohne von einem „Einzigen Garantien zu fordern, ohne vorher die frei„willige Arbeit geschaffen zu haben"!

„Die Neger unserer Colonien werden die Freiheit „erlangen; aber wenn wir nicht von morgen ab die „Apathie von uns schütteln, in welche wir bisher ver„sunken gewesen sind; wenn wir die deutlichen Zei„chen verkennen, welche einen schleunigen Entschlufs „fordern; wenn wir unempfindlich und taub bei den „Mahnungen eines Nachbarvolks bleiben, welches durch „die Erfüllung dieses grofsen Werks immer mehr be„wegt und in Anspruch genommen wird; wenn wir „noch glauben, warten zu können: dann wird die Frei„lassung der Sclaven, welche wir nicht vorbereitet, und „auf friedlichen und regelmäfsigen Wegen herbeige„führt haben, von selbst gewaltsam erfolgen." „Dies „sind die Gedanken, die meine Seele belasten. Ich „wünschte den Augen Aller die Einfachheit und Zweck„mäfsigkeit eines Systems einleuchtend zu machen, „welches an die Individuen und nicht an das ganze „Sclavengeschlecht sich wendend, so viel als möglich „die von Natur lebhafte Organisation der Schwarzen „brechen und auflösen; welches, indem es jeden Scla„ven auffordert, nach und nach seine Freiheit durch „eine freiwillige Arbeit zu erlangen, ihn an die Ge„wohnheiten des Arbeiters und an die Sitten des freien „Mannes gewöhnen soll, ehe es die gesetzliche Scla„verei aufhebt; und welches endlich, indem es den „Negern selbst den gröfsten Theil der zu zahlenden „Entschädigung aufbürdet, den Einwurf wegen der er„forderlichen zu grofsen Ausgabe und dadurch den „Hauptvorwand für einen längern Aufschub beseitigt."

Diese Worte geben im Allgemeinen bereits den Grundgedanken des Verfs. zu erkennen. Er richtet seine Vorschläge ausdrücklich an die Deputirtenkammer von 1838. Da indessen seine Vorrede vom 1sten Juni datirt ist, der Bericht des Hrn. v. Rémusat über das Projekt des Hrn. H. Passy erst am 18. Juni aufs Büreau der Kammer niedergelegt und dieselbe am 21. Juni vertagt und am 12. Juli geschlossen wurde: so sind seine Worte für diesmal erfolglos verhallt, werden es aber nicht für immer sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Esclavage et traite, par Agénor de Gasparin.

(Fortsetzung.)

Im ersten Kapitel, welches die jetzige Sachlage des vorliegenden Gegenstandes in Frankreich behandelt, beschwert sich der Verf. über die Gleichgültigkeit und den Mangel an christlicher Liebe unter seinen Landsleuten: während in England die Freilassung der Sclaven in den Colonien das allgemeinste Interesse errege. Diese Strafpredigt oder moralische Vorlesung erscheint als der schwächste Theil des Buchs, und würde gewifs an und für sich wenig Eindruck machen, wenn der Verf. seine Behauptungen nicht durch anderweitige positivere Gründe unterstützte; eben so wenig, wie die ebenfalls in der Vorrede vorgebrachte Beschwerde gerechtfertigt erscheint: dafs die französischen Kammern, durch die langen politischen Parteikämpfe erschöpft, in ihren Verhandlungen eine zu grofse Lauigkeit zeigten. Nur erst wenn die politischen Parteiungen in den Hintergrund treten, kann den übrigen Interessen, den moralischen und materiellen, die erforderliche ruhige Aufmerksamkeit gewidmet werden, welche sich dann auch immer einfinden wird. Aber noch scheint die französische Deputirtenkammer keineswegs diesen Standpunkt erreicht zu haben, und der Vf. hätte daher eher Recht, ihr noch immer eine zu grofse Leidenschaftlichkeit vorzuwerfen, welche jede irgend wichtige Sache zur Parteisache macht.

Im zweiten Capitel behandelt er die Frage, ob die zur Rechtfertigung der Sclaverei noch immer angeführten Gründe irgend haltbar seien. Er giebt zu, dafs die Sclaverei und der Sclavenhandel an und für sich keine Vertheidiger mehr finde; dafs dagegen aber die Fortdauer der einmal bestehenden Sclaverei noch ziemlich allgemein gerechtfertigt werde: so dafs z. B. vor zwei Jahren noch Dufie, der Gouverneur von Südkarolina, in seiner officiellen Botschaft erklärte: *er betrachte die Sclaverei wie den Eckstein der republikanischen Freiheit, und werde in seiner Sterbestunde noch dafür beten, dafs seine Kinder und Kindeskinder nur immer mitten in Institutionen leben möchten, welche die Sclaverei begünstigen*; weshalb es nothwendig sei, die wesentlichsten dafür angeführten Gründe einer nähern Prüfung zu unterwerfen.

Er beantwortet nun zuerst die Frage: ob die schwarze Race in geistiger Beziehung wirklich unter der weifsen stehe, obgleich dies immer noch nicht die Sclaverei rechtfertigen würde. Von allen Beweisen, die er zur Widerlegung dieser Behauptung aufführt, erscheint ihm keiner so schlagend als der folgende (S. 23).

„Wenn es irgend ein schweres Werk giebt; ein „Werk, welches Ausdauer und Talent erfordert: so „ist es die Gründung einer regelmäfsigen Regierung, „unmittelbar nach einer Revolution. Wir wissen dies „selbst nur zu gut, wir, die wir seit 8 Jahren kämpfen, „um dies Ziel zu erreichen, und bei unserm langsamen, beschwerlichen und ungewissen Vorschreiten sogar manchmal Rückschritte zu machen scheinen. Wie „würde die Sache geworden sein, wenn statt unserer „Julirevolution eine an die Dienstbarkeit gewöhnte „Classe an die Spitze der Geschäfte gekommen wäre? „wie, wenn diese Dienstbarkeit, tausendmal härter, als „die Unterthänigkeit, der Sclaverei in den Antillen „gleichgekommen wäre, und wenn diese an die Spitze „der Regierung tretende Classe mit dem Rechte über „ihre Person zugleich die unumschränkte Gewalt erhalten hätte?"

„Die Einbildungskraft erschrickt bei diesem Gedanken, und doch war genau so die Lage, in welcher sich die Neger von St. Domingo befanden. Und „nicht allein, dafs sie sich Oberhäupter wählen mufsten, „welche eben so wenig Erfahrung hatten, als die Masse, „waren sie noch genöthigt, hinter einander die Angriffe „Englands und den Einfall Frankreichs zurückzuweisen."

Demnächst zeigt der Vf. in Zahlen, dafs in allen französischen Colonien verhältnifsmäfsig mehr Weifse wegen Verbrechen bestraft werden, als Schwarze. Es möchte aber zweifelhaft sein, ob diese Zahlen für die Sclaven genau sind, wie denn überhaupt die Anzahl der *Bestrafungen* keineswegs einen sichern Maafsstab für die Anzahl der *Verbrechen* giebt. „Man gefällt „sich ferner (fährt der Verf. S. 28 fort) uns fast ver- „führerische Schilderungen von der jetzigen Glück- „seeligkeit unserer Sclaven zu machen, und man ver- „sichert, dafs die Sclaverei in der Wirklichkeit nicht „mehr existire. Ich weifs allerdings, dafs seit Ab- „schaffung des Sclavenhandels bei uns das eigene „Interesse des Herrn wesentliche Verbesserungen in „dem Schicksal der Sclaven herbeigeführt hat. Ich „weifs, dafs sie im Allgemeinen, aufser dem Sonntag, „noch einen Tag der Woche zur Bearbeitung eines „Stück Landes auf ihre eigene Rechnung frei haben; „dafs sie für ihren Herrn täglich nur 9 Stunden ar- „beiten dürfen; dafs die Frauen während zweier Mo- „nate vor und nach ihrer Entbindung von aller Arbeit „frei sind: aber wenn ich zeige: dafs *gesetzlich* der „Sclave noch immer eine Sache ist, die man ohne wei- „tere Umstände verkaufen kann, wie das Zugvieh; „dafs er geboren wird und stirbt, ohne dafs nach ihm „gefragt werde; dafs seine Ehre als nicht bestehend „betrachtet wird; dafs seine Kinder nur als ein Zube- „hör der Mutter angesehen werden; dafs er nur für „seinen Herrn erwerben kann; dafs endlich das Gesetz „bestimmt, wie viel er in baarem Gelde kosten soll, „wenn eine englische Kugel oder das Schwert des „Henkers ihn trifft: wenn ich Alles dies beweise, habe „ich dann nicht das Recht zu behaupten, dafs die Scla- „verei noch nicht blos dem Namen, sondern auch der „That nach, bestehe?"

Im dritten Capitel behandelt der Verf. die Frage, ob die Freilassung der Sclaven in den französischen Colonien schon zeitgemäfs sei, und beginnt dasselbe mit gerechtem Unwillen folgendergestalt: „Es wird mir „schwer, mich zu der kalten Beantwortung der Frage „herabzustimmen, ob die Freilassung der Sclaven zeit- „gemäfs sei. Wie? das Verbrechen ist offenbar und „anerkannt: und es sollte noch nicht Zeit sein, es zu „sühnen? unsere Gesetzbücher sind mit diesem Schand- „fleck besudelt: und es sollte nicht Zeit sein, ihn aus- „zuwischen? die Menschheit ist geschändet, die Men- „schenwürde ist verkannt und mit Füfsen getreten und „das Laster öffentlich aufgemuntert: und der Zeit- „punkt sollte noch nicht gekommen sein, die Verbes- „serung wenigstens zu beginnen? Nein! wenn man jetzt „noch sagen kann, die Stunde sei noch nicht gekom- „men: dann vermag man eine solche Behauptung nur „so auszulegen, dafs diese günstige Stunde für die „eine Partei immer, für die andere niemals schla- „gen soll!"

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart und Tübingen 1838. *bei J. G. Cotta.* 446 *S.*

Vor zwölf Jahren safs ein sechzehnjähriger Gymnasiast zu Detmold am Krankenlager siech und bleichen Angesichts, aber von einer inneren Gluth durchlodert, deren aufflackerndes Leuchten das Oel seines Lebens zu verzehren schien. Da bot er träumerisch dem Munde den dunkelgrünen Saft des Moosthees, den ihm der Geiser und der Hekla gesendet, da fühlte er die schwache Brust gesunden, wilderes Feuer durchzuckte seine Nerven und er rief:

Ha! wenn dieser Insel Pflanzen
Mir den Lebensbecher reichen,
Mög' ich dann in meinem ganzen
Leben dieser Insel gleichen!

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen,
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt; — wie roth und heifs
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faaröer Eis:

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprühn und wallen
Sollt ihr, und in fernen Herzen
Siedend, zischend niederfallen!

Aeufsere Verhältnisse konnten den Jüngling zwar den gelehrten Studien entreifsen und ihn nöthigen, die ersehnten Universitätsjahre mit den arbeitsvollen Lehrstunden auf einem Handlungscomptoir zu vertauschen; aber die sprudelnde Fülle seiner Dichterbegeisterung vermochten sie nicht zu schwächen, sondern mufsten gerade zu einer besondern naturwüchsigen Hervorbildung seiner Individualität dienen, und wenn ihm auch „das Buch des Wissens dunkel blieb auf vielen Blättern, so lag doch das Buch des Lebens vor ihm mit farbigen Lettern." Da safs er am Strande des Meers zu Amsterdam, und am Markte der Welt sah er aller Länder Söhne kommen und sah ihre Sitten und erkannte ihren Sinn; da liefs er von den Schiffern sich er-

zählen, was sie auf den Weltfahrten erschaut, und lauschte am liebsten der Kunde von der brennenden Sonne des Aequators und dem üppigen Naturleben der heifsen Zone, von der wilden Kraft des Negers und dem phantastischen Nomadenthum des Beduinen; da safs er am Strande des Meers, und liefs sich von dessen frischer Luft durchhauchen und sann dem geistigen Netze nach, das um die Gewässer die Züge furchtloser Entdecker ziehn, und grüfste die Fluth:

Du hast dich mir gezeigt,
Auf dafs mein Mund von dir und deinen Wundern zeugt,
Uraltes Meer, vor meinem Sterben.
Du reichst den Purpur mir: mein Lied ist das Gewand,
Auf dem er glühen soll, ich tauche mit der Hand
In deine Fluth, mein Lied zu färben.

Sieh, wie es funkelt! sieh, schon glänzt es purpurroth,
Schon glüht es farb'ger als die Flagge, die das Boot
Aus China schmückt von Surabaya!
Schon geht es buntgeschuppt in seiner Pracht einher;
Dem Goldfisch ist es gleich, dem blitzenden, wenn er
Sich sonnt im Busen von Biscaya.

Zurückgekehrt in die deutsche Heimath giebt er nun in Liedern kund, was er gesehn und gefühlt in der Fremde und was im Wechsel der Personen und Zustände ihn bewegte. Den Charakter seiner Poesie hat er selbst schon so eben geschildert.

Die Weise der Lyrik ist eine dreifache. Einmal offenbart der Sänger sein eignes Herz im Liede, was sein Gemüth erfüllt, das erklingt in seinen Strophen, in Freud' und Leid schwebt seine Seele auf den harmonischen Tönen, es gilt ihm nur sein Inneres zu enthüllen und auszusprechen, er geniefst sich selbst und am herrlichsten, wenn er in der Liebesfeier in der preisgekrönten beglückenden Geliebten sich doppelt geniefst. Oder die Aufsenwelt ist es, die durch ihre Erscheinungen den Dichter antreibt, diese nach der Wirkung darzustellen, die sie auf ihn ausüben, und jene erscheint im Gesang theils eine Bewegung des Gemüths hervorrufend, theils abspiegelnd oder nachhallend, aber so im Vordergrunde, dafs durch sie das Innere des Sängers kund wird. Drittens aber kann der Sänger, der hohen Gedanken und tiefen Empfindungen, deren er voll ist, sich klar bewufst, der Eindrücke, die er empfängt, vollkommen mächtig, die Ideen seines Geistes zu beredten Gestalten schaffen oder die Gedanken als solche in ihrer Entwicklung geschmückt mit den Blüthen der Phantasie in wohllautenden Accorden aussprechen.

Alle drei Arten der Lyrik haben in den drei gröfsten Dichtern unsres Jahrhunderts ihre gröfsten Meister gefunden. Göthe ist unerreicht und einzig im eigentlichen Liede. Sein ganzes Leben ward ihm zum Gesang, und was in der Jugend unmittelbar ihn bewegt, das tönte, als weifse Locken um die Stirn des ewigen Jünglings wallten, wiedergeboren durch die Phantasie in seinem heiteren Gemüthe, und im Buch Suleika schlug er nicht nur die weichsten und reinsten Klänge der deutschen Sprache an, sondern schuf auch darin die innigsten und herrlichsten aller Liebeslieder. So zauberhaft süfs haben sie niemals die Lippe eines andern Sterblichen umspielt. Lord Byron führt in seinem wundervollen Childe Harold ganz Europa und seine Geschichte an uns vorüber, aber nicht als Epiker, sondern wie Jegliches seinem Helden nach dessen Stimmung erscheint und auf ihn wirkt. Er beschreibt das Aeufsere nicht als solches, vielmehr leiht er dem Tonlosen eine Stimme und die lyrische Gluth seines eignen schmerzbewegten Gefühls: die ganze Welt erscheint als ein Reflex seines Innern, als die Verkörperung seiner Verse. Und Schiller, der weder als Dichter noch als Philosoph zu den ersten Geistern gehört, trat dadurch als ein Ebenbürtiger in die Reihen der gröfsten Männer, dafs ihm, der vom Allgemeinen ausging, das Denken den substanziellen Gehalt seines Liedes bot und seine künstlerische Phantasie ihn die Verstandesschranken seiner Zeitgenossen durchbrechen und die Wirklichkeit der Idee anschaun liefs, so dafs die künftige Speculation schon im Spiegel seiner Gedankenlyrik aufglänzt, wenn er das Höchste und Heiligste in machtvollstem Schwung seiner prächtigen Worte sang.

Freiligrath reiht sich der zweiten Klasse an. Seine malerische Kraft übertrifft weit das Schilderungsvermögen aller jüngern Dichter. Noch hat Niemand naturfrischer und in keckeren Zügen das Leben und die Gestalten aller Zonen in überraschender Nähe uns vor Augen geführt; wir fühlen den eigenthümlichen Hauch jeglicher Natur uns anwehen, die Schauer des Urwalds, die brennende Gluth des Südens, der wogende Sand der Wüste und die kahle Dürre der Nordsee werden uns unmittelbar gegenwärtig. Der ungetrübte Glanz einer jeden Nationalfarbe ist bewundernswerth. Mit Recht hat darum J. Klein Freiligraths Lyrik eine *ethnographische* genannt und in der Neigung des Dichters, sowohl die fremdeste Bilderform bis zu erschrekkender Nähe heranzubringen, als auch die in Tracht, Sitte und Gefühlsart nicht minder unter sich verschiedenen, als von unserem Sein und Wesen sich abhebenden Volksthümlichkeiten in prägnanten, glühfarbigen Saftstrichen hinzustellen, die Richtung unsrer Tage ersehn, uns mit allen Nationalitäten zu befreunden, und wie Dampf und Eisen Verkehr und Völkerleben verknüpft, auch die klingenden Fäden der Lyrik als Vermittelungsnetze zwischen den Nationen auszuspinnen. Aber zu bemerken ist hier noch, dafs sich Freiligrath vorzugsweise zu den Völkern hinwendet, wo noch die Individualität in eigner Machtvollkommenheit gilt, die sie in der Allgemeinheit europäischer Kultur so schwer sich erringt, wo der leidenschaftliche Vollschlag der Lebenspulse den Menschen zur That treibt, wenn die Deutschen in ruhiger Betrachtung sinnend stehn bleiben, wo die Natur noch nicht dem Nutzen dienstbar in ungeschwächter Zeugungskraft jene kühnen und üppigen Gestaltungen hervorbringt, die seiner Phantasie so sehr zusagen. Darum möchte er am Sinai geboren sein, auf dafs der Geist der Wildnifs zu ihm spräche, wenn er mit verhängtem Zügel den Libanon durchsprengte, oder des Himmels goldne Schrift läse: da möchte er vor seinem Stamme im Zelt die innere Flamme in lodernden Gesängen aushauchen. So sieht er das Grab eines Generals im Dome; ein eherner Löwe ist auf dem Piedestal errichtet, am Fufs des Denkmals ist eine Schlange ausgehauen, deren Schweif zum Munde hinabgekrümmt ist. Er spricht:

Wohl mag's dir nicht behagen
Hier in der Kirch', o Held!
Ein wurmzerfress'ner Schragen
Dein Feldbett und dein Zelt.
Statt Predigt, Singen, Beten,
Geläut und Glockenschlag
Vernähmst du gern Trompeten? —
Wart' bis zum jüngsten Tag!

Und er schildert dagegen, wie im feuchten Pisangschatten ein Marattenhäuptling begraben liegt, der jüngst gefallen. Da ringelt sich an einsam schauerlicher Stelle die Abgottschlange; da tritt ein Leu aus den Büschen und legt sich wie ein Erzbild auf den aufgeworfenen Erdhügel: da nähern sich zwei gelbfarbige Reiter und Einer spricht zum Andern:

Siehst du den Löwen liegen?
Er hält am Grabe Wache.
Lass deinen Falben fliegen
Und knirschend murmle: Rache!

Indess gesellt sich zu solchen Vorzügen ein Mangel, der bei vielen Gedichten Freiligraths nicht minder in das Auge fällt. Er ist zu sehr Poet der Anschauung, zu wenig Poet des Gemüths. Die innigen, sinnigen Töne des eigentlichen deutschen Liedes schlägt er gar selten an, und so sehr er durch seine Bilderpracht vor den Mitstrebenden hervorragt, fast eben so weit wird er von Manchem durch ächtes tiefes Gefühl und Gedankenfülle übertroffen. Während er in der Weite schweift, vergifst er zu oft das nächste, das eigne Herz, den Urquell aller Poesie. Der kühne, trotzige Jünglingmann, der in seiner frischen Kraft glücklich einer verweichlichten Sentimentalität entgeht, entbehrt zugleich eines zarten, weiblichen Elementes, das den lieblichen Hauch anmuthiger Harmonie sanft und freundlich um die Gestalten seiner Phantasie ergösse. Doch nicht durchaus. Und wenn er in den *Bannersprüchen* allgemeine Gedanken glücklich ausgesprochen, wenn er in den *Auswandrern* und der *Bilderbibel* rührend einfach eine tiefe Empfindung kund gegeben, so sind *die Blumenrache, der Geuse, der Reiter, Grabbe's Tod, der ausgewanderte Dichter* bei aller vorherrschenden Malerei so von wahrem Gefühl belebt und alles Aeufsere so durch eine innere Seele begeistet, dafs dieselben in meisterhafter Vollendung zu dem Besten unsrer Literatur gezählt werden müssen. Die *Blumenrache* stellt ein einfaches Naturereignifs in Form eines Mythus so sinnig und herrlich dar, wie diefs nur Goethe im *Fischer* und *Erlkönig* gelungen ist; doch wird man auch hier wieder das überwiegende Gemüth des letzteren erkennen. Eine ähnliche Parallele liefse sich zwischen dem *Geusen* und *Schäfers Klagelied* ziehn. Aber wenn hier das Herz sich durch die Umgebung der Natur auszusprechen gedrängt ist, so läfst es Freiligrath wiederum nur durch äufsere Vorgänge hindurchblicken. Uebrigens ist diese Ballade vielleicht das plastischste Gedicht der ganzen Sammlung. Grabbe's Tod ward dem Dichter erzählt, als er im Lager war, und diefs bereits sehr lebendig geschildert hat. Da ruft er aus:

Du loderndes Gehirn,
So sind jetzt Asche deine Brände?
Wachtfeuer sie, an deren sprühender Gluth
Der Hohenstaufen Heeresvolk geruht,
Des Corsen Volk und des Carthagers;
Jetzt mild wie Mondschein leuchtend durch die Nacht,
Und jetzo wild zu greller Brunst entfacht, —
Den Lichtern ähnlich dieses Lagers.

So ist's! Wie Würfelklirren und Choral,
Wie Kerzenflackern und wie Mondenstral
Vorhin gekämpft um diese Hütten,
So wohl in dieses mächt'gen Schädels Raum,
Du jäh Verstummter, wie ein wüster Traum
Hat sich Befeindetes bestritten.
— — — — —
— — — — —
Und ich entschlief zuletzt; in einem Zelt
Träumt' ich von einem eingestürzten Tempel.

Der Scheik am Sinai ist wohl dasjenige Gedicht, in welchem die Individualität des Dichters am glänzendsten charakteristisch hervortritt.

So energisch, kühn und geschlossen, wie in Freiligraths Gedichten der Gehalt, ist auch die Sprache. Kein Kitt von Redensarten, kein überflüssiges Wort, nichts müfsig, die Reime schlagend und wirksam. Seine Alexandriner beweisen, was das langweiligste aller Versmafse unter der Hand eines sprachgewaltigen Poeten werden kann, er hat ihn „wieder zu Ehren gebracht." Eine besondere Eigenthümlichkeit sind die Reime auf fremde Wörter, die oft sehr guten Eindruck machen, oft aber auch etwas unwillkührlich Manirirtes an sich tragen, mitunter gar nicht echte Reime sind. Aber wie im Ganzen die Schatten und Flecken durch das helle, ja grelle Licht überstralt werden, so auch hier. — Freiligrath ist bei seinem ersten Auftreten in Almanachen und Zeitschriften so freudig und theilnehmend wie Wenige begrüfst worden. Vorzüglich war es Gutzkow, der ihn fortwährend im Auge behielt, und als *deutschen Victor Hugo* auf den Schild hob. In der That hat Freiligrath viel Aehnlichkeit mit demselben und sich gröfstentheils nach den französischen und englischen Romantikern gebildet. Er ist durchaus romantisch. Und während bei den Hellenen das Allgemeine in die Individualität ergossen war, die noch nicht in sich als einzelnes Subjekt reflektirt jenem gegenübertrat, und während dieser geistige Gehalt völlig in der noch blicklosen Skulpturgestalt aufging, haben wir Modernen in der Kunst die schwierigere Aufgabe, sowohl die Concentration nach Innen als die Fülle der äufseren Partikularitäten in einem bewegungsreichen Bilde darzustellen. Shakespeare und Goethe haben es glücklich vollbracht; Viele vermögen nur das Erstere und wissen das Innere nicht anschaulich genug in detaillirter Erscheinung zu gestalten; Freiligrath hat mit dem Letzteren begonnen, und hat vornämlich nach dem ideellen Einheitspunkte hinzuarbeiten. Wir können von ihm hoffen, dafs er als Mann sich des Kranzes würdig beweisen wird, der schon des Jünglings Stirne schmückt.

Moriz Carriere.

№ 9.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Esclavage et traite, par Agénor de Gasparin.

(Fortsetzung.)

Der Verf. zeigt nun, dafs wenn die Colonisten eine vollständige Entschädigung für den Verlust der Sclaven erhielten, sie die Freilassung derselben sehr zeitgemäfs finden würden; dafs ferner die französischen Colonien schon lange genug und eben so gut wie die englischen, auf diese Maafsregel vorbereitet, ja! dafs die englischen es zum Theil keineswegs schon in so hohem Grade seien; dafs es thöricht wäre, erst den Erfolg in den englischen Colonien abwarten zu wollen, hauptsächlich deshalb, weil eine solche Maafsregel nie zur Ausführung kommen würde, wenn ein Staat erst immer das Beispiel seines Nachbarstaats abwarten wolle; endlich, dafs man mit der Emancipation, welche ringsum die französischen Colonien immer weitere Fortschritte macht, eilen müsse, damit sie nicht endlich von selbst gewaltsam in's Leben trete. „Werft eure „Blicke ringsum auf den Ocean. Hier sind es die „englischen Inseln, dort Haiti, die schon frei sind; „weiterhin findet ihr Cuba und Portorico mehr vorge„schritten, als ihr, und im Begriff die Freilassung der „Sclaven zu bewirken. Derselbe Ansteckungsstoff um„schliefst und verfolgt euch auf dem Festlande. Euer „Guyana grenzt an das englische; Peru, Chili, Buenos„Ayres, Columbia, Guatimala, ganz Südamerika schüt„telt die Sclaverei ab; Mexico hat sie schon abge„schafft und die Sclaverei in den südlichen Freistaaten „Nordamerikas ist noch gefahrdrohender für euch, als „die Freiheit bei den andern Völkern! und wenn ihr „selbst schon jetzt erklärt, dafs der Zahn der Zeit „die Fesseln eurer Sclaven zerfressen habe; dafs sie „nur noch durch einen Faden gehalten werden, den „die geringste gewaltsame Anstrengung von ihrer Seite „zerreissen kann; wenn die englische Lehrzeit schon „im Stande ist, eure Sclaven aus der Ferne anzu„locken; wenn sie zu Hunderten auf diese halbfreien „Inseln entfliehen; wenn eure Behörden genöthigt sind, „deswegen die Küstenwachen zu verdoppeln; wenn „endlich die Sclaverei von euch gleichsam aus allen „Poren entwischt und euch mit einer Explosion be„droht: dann eilt, ich beschwöre euch in eurem ei„genen Interesse, das Ventil zu öffnen, was allein noch „euren Untergang verhindern kann, und erkennt, dafs „es nicht blos zeitgemäfs, sondern dringend nothwen„dig ist, die Grundlagen der Emancipation festzu„stellen."

Im vierten Capitel zeigt der Verf., dafs Frankreich auch als See- und Handelsmacht kein Interesse an der längern Fortdauer der Sclaverei habe. Der Raum gestattet nicht, ihm hier in allen seinen Betrachtungen zu folgen, und alle die zum Theil niederschlagenden Wahrheiten zu wiederholen, welche er seinen Landsleuten vorhält. Das Hauptresultat ist, dafs der Verfall der Colonien und der Marine in ganz andern, viel tiefer liegenden Gründen zu suchen sei, als dafs die Beibehaltung der Sclaverei eine wesentliche Rolle dabei spielen könne. Er zeigt namentlich, dafs der Runkelrübenzucker ohnedem den Bau des Zuckerrohrs vernichten werde; dafs die Colonien Frankreichs überhaupt an und für sich zu unbedeutend seien (im Ganzen 371,000 Einwohner in Ile Bourbon, Martinique, Guadeloupe und dem französischen Guyana, indem die übrigen Punkte im Besitz der Franzosen nicht der Rede werth sind); und dafs zu allen Zeiten die Colonien nichts eingebracht, sondern den Staat, die Handelsgesellschaften und die Pflanzer ruinirt haben. Er beweiset ferner, dafs der Handel mit den Colonien nur $\frac{1}{10}$ des auswärtigen Seehandels, und $\frac{1}{15}$ oder $\frac{1}{14}$ des auswärtigen See- und Landhandels zusammen genommen ausmacht; dafs der Küstenhandel zum auswärtigen Seehandel sich wie 22 : 18 und der Küstenhandel in einem und demselben Meere zu dem ganzen Küsten-

handel sich wie 20 : 22 verhält; daſs endlich der Gewinn bei dem auswärtigen Handel nur etwa $\frac{1}{60}$ des ganzen Handelsgewinns Frankreichs beträgt. Wenn auch gegen dies letztere Resultat, wegen der Art die Rechnung zu führen, Manches eingewandt werden könnte: so geht doch daraus ein neuer Belag für die längst anerkannte Wahrheit hervor, daſs der inländische Handel immer viel wichtiger sei, als der auswärtige, und daſs ein Land sehr blühend sein könne, ohne allen auswärtigen Handel.

In Bezug auf den Nutzen der Colonien zur Ausbildung der Marine übergeht der Verf. die allgemeinen Fragen: ob überhaupt eine Marine nothwendig sei? ob eine Kriegsmarine ohne Handelsmarine nicht bestehen könne? und ob nicht die Dampfschifffahrt dem jetzigen Seewesen eine gänzliche Umgestaltung drohe? sondern beweiset nur, daſs die Colonien viel zu unbedeutend sind, um zur Bildung einer Marine beizutragen, wobei er unwillig ausruft (S. 76): „Was? wir wären also wirklich auf einen solchen Punkt der Ohnmacht und Herabwürdigung gekommen, daſs bei unserm Handel mit der ganzen übrigen Welt wir unsern privilegirten Verbindungen mit drei kleinen Inseln den ersten Platz einräumen müſsten? Was? eine jährliche Tonnenzahl von 200,000 Tonnen wäre die Hoffnung unserer Kriegsmarine? Was? 5 bis 6 Tausend zum Handel mit den Colonien bestimmte Matrosen wären die Pflanzschule für unsere Kriegsequipagen, und die Grundlage für eine zukünftige Kriegsmarine, welche durch meine Vorschläge in Gefahr kommen soll? Die Schaamröthe steigt mir in's Gesicht, wenn ich diese Armseeligkeiten erörtere. Aber es bleibt nichts übrig, als unsere Wunden zu sondiren, wenn wir sie heilen wollen!"

Es ist nicht möglich, dem Verf. in seinen weitern Betrachtungen über den Verfall der französischen Marine und die Nothwendigkeit der Aenderung des Kolonialsystems zu folgen, und eben so wenig erlaubt es der Raum hier etwas über das künftige Schicksal aller Colonien zu sagen, denen Andere, namentlich z. B. Say bereits das Prognostikon gestellt haben (in seinem Cours d'économie politique pratique an mehreren Stellen, und namentlich im III. Bande). Ich gehe vielmehr zu

dem fünften Capitel über, in welchem der Vf. das Interesse der Colonisten in Bezug auf die Freilassung der Sclaven näher erörtert. Er betrachtet dasselbe hauptsächlich aus dem Gesichtspunkte der Gefahr, welche den Colonisten droht, wenn sie die Emancipation länger aufschieben, indem er die Geldentschädigung der Colonisten als eine nothwendige Bedingung vorausschickt; und hier läſst er sich in eine weitläuftige Untersuchung ein, um zu beweisen, daſs der Haſs und die Abneigung der schwarzen und weiſsen Race in den nordamerikanischen Freistaaten und den englischen Colonien so groſs sei, daſs die eine der andern nothwendig dereinst werde das Feld räumen müssen, und beide nicht neben einander bestehen können. Da also, wo in den obenerwähnten Staaten und Colonien die Zahl der Schwarzen bedeutend sei, werde unfehlbar mit der Zeit gewaltsam, oder allmälig im friedlichen Wege, eine der beiden Bevölkerungen der andern weichen müssen, und wenn die französischen Colonisten diesem Schicksal entgehen wollten: so bliebe nichts übrig, als so bald als möglich die schwarze Bevölkerung ganz auf den Fuſs der weiſsen zu stellen und so eine vollständige Vermischung beider zu bewirken, und den Unterschied der Farbe zu verwischen, welcher, die französischen Colonien ausgenommen, wo diese Verwischung schon immer statt gefunden hat, sonst in Nordamerika und Westindien allgemein eine so schroffe und unvertilgbare Scheidewand zwischen den beiden Racen zieht.

Wenn man auch dem Verf. hier nicht unbedingt in allen seinen Ansichten beizutreten vermag; wenn namentlich der zunehmende Verkehr der Völker unter einander, durch Schifffahrt und Eisenbahnen, die Racen immer mehr mit einander vermischen muſs, selbst wenn sie durch die Farbe getrennt sind, welche allerdings wohl das mächtigste Mittel ist, zwei Kasten zu sondern, indem sie den Unterschied derselben fortwährend dem Auge darstellt: so ist es doch anziehend, dem Verf. dabei zu folgen, und man wird wenigstens seine Urtheile in dieser Beziehung höchst beachtenswerth finden. Wenn er bei dieser Gelegenheit nur beiläufig einer Frage erwähnt, die doch sonst immer als eine Lebensfrage bei der Sclavenemancipation angesehen worden ist, nämlich: ob freie weiſse Arbeiter die Sclavenarbeit ersetzen können: so geschieht es, weil er diese Frage als bereits durch die Erfahrung, namentlich in den spanischen Kolonien (in denen überhaupt sich auffallender Weise die Lage der Sclaven viel günstiger gestaltet hat, als in Staaten und Kolo-

nien englischen Ursprungs (vgl. S. 183)) bereits genügend und zwar bejahend entschieden sei. Er meint aber mit Recht, dafs die Heranziehung weifser Arbeiter gar nicht einmal nöthig sei, wenn man nach seinem Systeme die Sclaven nicht, wie in den englischen Kolonien, ohne gehörige Vorbereitung plötzlich freilasse, sondern sie vorher arbeitsam und fleifsig mache, und an diese Bedingung ihre Freilassung knüpfe, — eine Ansicht, in welcher man ihm nur durchaus beistimmen kann. Es verdient hierbei bemerkt zu werden, dafs die vorschriftsmäfsige 9stündige Arbeitszeit der französischen Sclaven bei weitem kürzer ist, als die Arbeitszeit der freien Arbeiter bei uns (welche den gröfsten Theil des Jahres hindurch zu 12 Stunden etwa anzunehmen ist); und dafs dieser Umstand, wenn die Ursache dieses Unterschiedes auch zum Theil wohl dem heifseren Klima zuzuschreiben ist, doch um so eher vermuthen läfst, dafs der freiwillige Fleifs des freien weifsen Arbeiters die gezwungene und träge Arbeit des schwarzen wohl zu ersetzen im Stande sein werde, eine Erfahrung, welche man auch bei uns, seit Einführung unserer neuen agrarischen Gesetze, durch ähnliche Erfahrungen beim Vergleich der freien und gezwungenen Arbeit fast täglich bestätigt zu finden Gelegenheit hat.

Der Verf. schliefst seine Betrachtungen über die künftige Einbürgerung der schwarzen an Stelle der weifsen Bevölkerung in mehreren Theilen des mittlern Amerika mit folgenden beherzigungswerthen Worten (S. 104):

„Ja! es ist gut, dafs der europäische Kolonist „sein Vermögen behalte, und für den Verlust seiner „Rechte, ja selbst für den Verlust eines gehässigen „Rechts entschädigt werde. Es ist gut, dafs der freie „Neger, der an seine Stelle treten wird, mit Gelde „das Erbtheil bezahle, was er so lange mit seinem „Schweifse benetzt hat. Es ist gut, dafs diese Veränderung langsam, allmählig, im friedlichen Wege, „von beiden Seiten freiwillig vor sich gehe: aber es „ist auch gut, es ist schön, dafs der aus Habsucht „gewaltsam eingeführte Sclave Herr dieser Inseln bleibe, aus denen man einen Kerker für ihn zu machen „glaubte. Es ist erfreulich, zu bemerken, wie die göttliche „Macht auf diese Weise sogar die Verbrechen der „Menschen in Wohlthaten zu verwandeln vermag. Es „ist diefs eine feierliche Sühne, welche jedes edle „Herz mit Rührung erfüllen mufs, so dafs wir einst „werden so glücklich sein, sagen zu können, dafs von „der Sclaverei und den Berechnungen des Geizes und „der Grausamkeit nur die Civilisation eines wilden „Volks, die Verbreitung des Christenthums unter Millionen und die Gründung neuer Reiche zwischen der „alten und neuen Welt übrig geblieben ist. Und das „ist noch nicht Alles. Diese Krisis, welche die südlichen Staaten der Union bedroht, diese Krisis, von „der ich so oft gesprochen habe, weil es unvermeidlich ist, unaufhörlich an sie zu denken: sie wird einst „zum Ausbruch kommen. Schon kündigen tausend „unheilbringende Symptome sie an. Die Heftigkeit der „Leidenschaften verräth zu sehr die Furcht, die man „nicht ohne Ursache hegt. Die Sclaverei, auf 7 oder „8 Staaten beschränkt, wird sie endlich nicht ihre „Fesseln brechen? Der Verlust an entlaufenen Sclaven und die vielen Freilassungen in Virginien, welche man durch ein Gesetz hat beschränken müssen, „bekunden sie nicht ein zunehmendes Mifsbehagen? „würde der Kampf, der sich entspinnen mufs, nicht „ein Kampf auf Leben und Tod, nicht ein Ausrottungskampf sein, wenn die schwarzen Königreiche in „den Antillen nicht da wären, wie eigends dazu bestimmt, dem unterdrückten Geschlecht einen Zufluchtsort zu gewähren, und den Weifsen eine Menge „Verbrechen und Gefahren zu ersparen?"

Das nun folgende *sechste Kapitel* ist eigentlich das wichtigste im ganzen Buche. Es stellt als allgemeinen Grundsatz der Emancipation auf: „dafs man die „Freiheit nur denen gewähren solle, welche fähig sind, „einen angemessenen Gebrauch davon zu machen;" und so sehr wie diefs als ein Gemeinplatz klingt, so überzeugend thut er dar, dafs die Freilassung in Masse, wie sie in den englischen Kolonien stattfindet, in keiner Beziehung einen so sichern Erfolg verspreche, als eine konsequent und aufrichtig durchgeführte successive Freilassung der Einzelnen, die durch ihren Fleifs sich dieser Wohlthat würdig gemacht haben. Er zeigt dabei, dafs man bei diesem letzteren Verfahren eben so rasch zum Ziele gelange, während in den englischen Kolonien den Resultaten der allgemeinen Emancipation mit ängstlicher Spannung entgegen gesehn werde, und noch keineswegs feststehe, dafs es ein günstiges sein müsse. Er macht, beiläufig erwähnt, bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, dafs in

St. Lucia, was ehemals Frankreich gehörte, die Sclaven eine grofse Neigung für Putz und Spielereien bewahrt hätten, und diefs ein wirksames Mittel sein könne, um der sonst allgemein sich kundthuenden Neigung der Freigelassenen zum Vagabundiren entgegen zu arbeiten. Und allerdings giebt es keine wirksamere Maafsregel, den Menschen zu civilisiren, als ihn dahin zu bringen, dafs er Geschmack an den Genüssen und Annehmlichkeiten der Civilisation gewinne.

Der Verf. weiset ferner geschichtlich nach, dafs eine so plötzliche Emancipation nie mit günstigem Erfolg stattgefunden habe, und dafs man selbst in den französischen Kolonien, als während der Revolution durch das Dekret vom 16 Pluviose, An II, die Sclaverei völlig abgeschafft war, durch eine Menge besonderer Verordnungen die Wirkung dieses Dekrets gänzlich lähmen mufste, bis endlich Napoleon 1802 die Sclaverei förmlich wieder herzustellen genöthigt war. Der Verf. wirft ferner dem englischen Emancipationsgesetz vor, dafs es eigentlich nur die Geldentschädigung feststelle, ohne irgend etwas Wesentliches zu thun, um die Sclaven zur Freiheit vorzubereiten, und beweiset diefs auf eine überzeugende Art; denn die sogenannte Lehrzeit der Sclaven in den englischen Kolonien ist eigentlich nichts, als eine Entschädigung der Kolonisten durch zeitweilige Arbeit (S. 111): „Die Freilas„sung in Masse in den englischen Kolonien ist aus ei„nem ungeduldigen Gedanken hervorgegangen, welcher „dem Ziele entgegengeeilt, wohl wissend, dafs durch „ihn Alles erschüttert, Alles in Frage gestellt ist, und „dafs eine schnelle Lösung, sie mag ausfallen wie sie „wolle, alsdann immer noch besser ist, als der unru„hige und drohende Zustand, welchen sie hervorgeru„fen hat. Auch ich wünschte, dafs die allgemeine „Emancipation möglich wäre. Auch in mir regt sich „dies schnell sich aufdringende Gefühl, welches uns „geneigt macht, jede theilweise Maafsregel in dieser „Angelegenheit als eine Art Impietät zurückzuweisen. „Auch ich bin geneigt ohne weitere Prüfung zu erklä„ren, dafs bei einer Frage von so hoher Wichtigkeit, „wo es sich darum handelt, eine grofse Ungerechtig„keit zu sühnen, und der Menschenwürde ihre unver„äufserlichen Rechte wiederzugeben, jede halbe Maafs„regel gehässig, und jede unvollständige Wiederer„stattung ein neuer Eingriff sei. Mein Herz empört „sich bei diesem Gedanken, aber meine Vernunft hat „auch eine Stimme dabei. Sie sagt mir, dafs die „Freilassung im Einzelnen keineswegs der Grofsartig„keit und Würde entbehrt, wenn sie auf Alle anwend„bar ist; wenn sie Allen dieselben Mittel zur Errei„chung des Ziels an die Hand giebt; wenn sie den „Keim einer wahrhaft allgemeinen Emancipation in sich „trägt, welche dann viel vernünftiger und viel wirksa„mer sein wird, als alle jene Maafsregeln, welche „diesen prunkenden Namen zur Schau tragen!"

„Man macht aber der Freilassung im Einzelnen „noch den Vorwurf, dafs sie das Ansehen und die Au„torität der Herrn untergrabe. Ich gebe dies zu: „aber ich kenne auch kein Mittel, die Sclaverei zu „unterdrücken, ohne sie in Verruf zu bringen; ich „kenne kein Mittel, eine tief eingreifende Revolution „zur Ausführung zu bringen, ohne die alten Principien „zu erschüttern. Und darin zeigt sich eben am deut„lichsten die Fehlerhaftigkeit einer allgemeinen Eman„cipation, dafs sie, anstatt eine gemischte Mittelclasse „zu bilden, die Schwarzen vereinigt, um sie den Wei„fsen gegenüber zu stellen."

Für jeden Verständigen kann es allerdings keinem Zweifel unterliegen, dafs eine solche prunkende Freilassung in Masse mehr einer gewaltsamen Revolution, als einer verständigen Reform gleiche; eben so wie man in der Gesetzgebung unsers Vaterlandes, als eine ähnliche bei Weitem nicht so tief eingreifende Maafsregel nothwendig war, nur die Weisheit des Gesetzgebers anerkennen kann, der ihre Ausführung nur erst im Verlauf von Menschenaltern eintreten liefs. Und wenn, wie es leicht möglich ist, und fast den Anschein hat, die Emancipationsbill in den englischen Colonien den Erfolg haben sollte, eine Masse von faulen Proletariern zu bilden, und aus ihnen ein zweites Irland mit einer ganz entwürdigten niedern Classe zu machen: dann möchte man allerdings fast geneigt sein, lieber die Fortdauer der Sclaverei zu wünschen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 10.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Esclavage et traite, par Agénor de Gasparin.

(Schlufs.)

Der Verf. bekämpft aus demselben Grunde mit Recht das der französischen Deputirtenkammer vorgelegte Gesetz, wonach alle Kinder gegen eine vom Staat zu zahlende Entschädigung vom 10. Jahre an für frei erklärt werden sollen: indem dadurch zwar mit der Zeit allerdings die Sclaverei zu Ende ginge, aber zugleich der wesentliche Nachtheil entstände, dafs das Verhältnifs der Sclaveneltern zu ihren freien Kindern ein ganz unnatürliches sein und so die neue Gestaltung der Dinge der kräftigsten Grundlage jeder geselligen Ordnung, nämlich des Familienbandes entbehren würde. „Genügt es (sagt er S. 163) dafs man ein Decret erlasse, welches diese elenden, hilflosen Wesen „ohne Industrie, ohne sittliche Bildung, ohne Vergangenheit und Zukunft, zu Bürgern erklärt? man wird „allerdings eine Art Vormundschaft, oder Lehrzeit ausfindig machen, um durch diese Beschränkung der „Freiheit hinterher die Unvorsichtigkeit des Gesetzgebers wieder gut zu machen: aber das Uebel wird „einmal geschehen sein, und man wird eine gefährliche Waffe in Hände gelegt haben, welche sie nicht „zu handhaben verstehen. Und will man denn auf die „übrige zur Sclaverei verdammte Generation gar keine „Rücksicht nehmen? denkt man, dafs sie unempfindlich bleiben werde, bei dem Anblick der grofsen Veränderung, die unter ihren Augen vor sich geht? Wie? „alle sollen frei sein, nur sie nicht? — Wie? ihre eigenen Kinder sollen durch die Geburt den Anspruch „auf Freiheit erlangen, und sie sollte sich nicht empören gegen einen Mifsbrauch der Gewalt, der vor dem „Angesicht der ganzen Welt dafür erklärt worden ist?"

Im siebenten Capitel macht uns der Verf. nun mit seinem Emancipationsplan näher bekannt, welcher nach dem Vorstehenden leicht zu errathen ist. Man sorge für bessern Religionsunterricht und bessere Schulen für die Sclaven; man gebe ihnen eine Familie, begünstige die legitimen Ehen (auf Ile Bourbon fand bisher unter 70,000 Sclaven keine einzige gesetzliche Ehe statt) und gestatte keine Trennung derselben, oder auch nur eine getrennte Emancipation der einzelnen Familienglieder. „Man behandle sie als Menschen, „wenn man verlangen will, dafs sie sich als Menschen „betragen sollen." Vor Allem gebe man ihnen ein Eigenthum und das Recht, sich loszukaufen, was sie jetzt nicht haben.

Der Verf. schlägt nun vor, den Werth jedes Sclaven im Mittel zu 1150 Franks anzunehmen, ihm den Sonnabend, den er jetzt schon durch Gewohnheitsrecht frei hat, gesetzlich zu seinem Nutzen zu überlassen, ihm dadurch Gelegenheit zu geben, $\frac{1}{5}$ seines Werthes dem Herrn zu zahlen, und ihm, wenn dies geschehen, einen zweiten Tag in der Woche zur Arbeit auf eigene Rechnung zu gewähren, womit er das zweite Fünftheil seines Werthes seinem Herrn bezahlen könne u. s. w., — auf welchem Wege er im Stande sein würde, in $13\frac{1}{2}$ Jahren seine Freiheit durch seine Arbeit zu verdienen. Der Staat soll zur Beförderung der Sache nur $\frac{1}{4}$ oder nach Umständen $\frac{1}{8}$ des ersten Fünftheils bezahlen, was allerdings nur denen gewährt werden müfste, die bereits sich $\frac{3}{4}$ oder $\frac{5}{8}$ des ersten Fünftheils ihres Lösegeldes durch eignen Fleifs und Sparsamkeit erworben und dadurch ihre Berechtigung auf diese Vergünstigung bekundet hätten. Dies würde nur eine Ausgabe von 20 Millionen Franken machen, welche sich auf eine Reihe von Jahren vertheilte. Aufserdem schlägt der Vf. vor, jedem Sclaven ein kleines Grundstück als Eigenthum zu geben, um ihn an den Boden zu fesseln, und seiner natürlichen Neigung zu einem herumirrenden Leben entgegen zu arbeiten, Geschlechtsnamen einzuführen, Sparkassen zu stiften, endlich die Sclaven mehr an die Annehmlichkeiten der Civilisation

zu gewöhnen, auch für etwa vorkommende Gährungen unter denselben eine genügende militairische Macht aufzustellen, aufserdem aber noch die freiwilligen Freilassungen durch eine Zubufse von Seiten des Staats zu begünstigen, und erst zuletzt, nachdem die Emancipation auf diese Weise in der Hauptsache erfolgt wäre, sie vollends zur Ausführung zu bringen, indem man für den kleinen Ueberrest eine allgemeine Emancipation in Masse eintreten liefse.

Es kann hier nicht der Ort sein, die Vorschläge des Verfs. im Detail zu prüfen, oder gar zu untersuchen, welche besondere Vorschriften zur Ausführung derselben noch erforderlich sein möchten: die Hauptsache bleibt, dafs dem Sclaven durch das Gesetz die Gelegenheit gegeben werde, sich durch eigenen Fleifs und Anstrengung die Freiheit zu erkaufen, und dieser Weg ist unstreitig der sicherste und beste, um die Sclaven nicht blos dem Namen nach, sondern auch in der That zu freien Leuten zu machen. Das Einzige, was dagegen einzuwenden wäre, möchte wohl nur die Besorgnifs sein, dafs auf diesem Wege doch das grofse Werk zu langsam vorschreiten dürfte, weshalb die Menschlichkeit wohl an das Mutterland die dringende Anforderung zu stellen berechtigt ist, um 300jährige Greuel zu sühnen, nicht blos eine Summe von 20 Millionen Franken, welche die Kammern oft für die frivolsten Zwecke bewilligt haben, sondern wenigstens das 10fache im Laufe einer Reihe von Jahren zu bewilligen.

Der Verf. schliefst das Ganze *im achten Capitel* mit einer Betrachtung über die Nothwendigkeit strengerer Maafsregeln gegen den Sclavenhandel, da Spanien, Portugal, Brasilien und die nordamerikanischen Freistaaten es mit Unterdrückung desselben, trotz aller Versprechungen, nie aufrichtig gemeint haben: indem sonst immer, ohngeachtet aller Verbote, die Colonien sich neue Sclaven zum Ersatz der abgehenden zu verschaffen wissen werden. Nachdem er bei dieser Gelegenheit eine kurze Geschichte des Sclavenhandels gegeben hat, weiset er nach, dafs die jährliche Sclavenausfuhr aus Afrika trotz aller darüber bestehenden Verträge noch immer zu 70,000 anzunehmen sei. Wer würde ihm nicht beistimmen, und wünschen, dafs die betheiligten Regierungen ihren Einflufs hierbei möchten auf eine wirksamere Art geltend machen, als durch blofse diplomatische Verhandlungen und Verträge, welche gerade in dieser für die Menschheit so wichtigen Angelegenheit von Seiten der Verpflichteten so selten aufrichtig gemeint gewesen sind!

Die vorstehende Uebersicht des wesentlichsten Inhalts, so wie die mitgetheilten Proben von der Schreibart des Vfs. zeigen zur Genüge, dafs derselbe seinen Gegenstand mit eben so viel philanthropischer Gesinnung und edler Wärme, als mit Sachkenntnifs und leidenschaftsloser Ruhe des Verstandes behandelt hat. Seine Arbeit kann daher nicht anders als einen günstigen und bleibenden Eindruck machen, und wenn ihr Erfolg für diesmal nicht der erwünschte gewesen ist: so wird sie dennoch unstreitig immer einen ehrenvollen Platz unter den Bestrebungen derjenigen Menschenfreunde einnehmen, welche seit einem halben Jahrhundert bemüht sind, für die Abschaffung der Negersclaverei zu wirken: wenn gleich ihre Bestrebungen vielleicht noch eines eben so langen Zeitraums bedürfen werden, um in den Gesetzbüchern *aller* christlichen Staaten diesen Schandfleck *gänzlich* zu tilgen.

M. v. Prittwitz.

VII.

Claudii Ptolemaei Geographiae libri octo. Graece et latine ad codicum manuscriptorum fidem edidit Dr. Frid. Guil. Wilberg. Fasciculus I. librum primum continens. Accedunt duae tabulae. Essendiae, sumptib. et typ. G. D. Baedeker. MDCCCXXXVIII. 96 S. *VI.*

Aufgefordert, das in der Ueberschrift bezeichnete Buch in diesen Blättern anzuzeigen, habe ich mich dieser Zumuthung nicht entziehen wollen, obwohl es ein in vieler Hinsicht mifsliches Unternehmen ist, über eine Arbeit dieser Art ein Urtheil zu fällen, ehe sie entweder ganz vollendet, oder wenigstens so weit geführt ist, dafs über die Art und Weise, wie sie vollendet werden wird, kein Zweifel mehr obwalten kann. Keine von diesen beiden Bedingungen aber findet hier statt. In dem ersten Hefte nämlich dieser neuen Ausgabe des Ptolemäus ist aufser dem ersten Buche des Schriftstellers selbst nur eine äufserst kurze Anzeige der bei derselben benutzten Handschriften enthalten, ohne irgend eine Andeutung von Seiten des Herausgebers, was von diesen durch ihn gebrauchten Hülfsmit-

teln für die Behandlung der übrigen Bücher erwartet werden kann, in denen doch offenbar der Hauptwerth des ganzen Werkes einerseits, so wie die gröſste Aufgabe für den Herausgeber andrerseits enthalten ist. Es möchte also, um ein schlieſsliches Urtheil über diese neue Ausgabe zu fällen, gewiſs am besten sein, die Erscheinung der weitern Lieferungen abzuwarten. Auch bin ich nicht gesonnen, ein solches hier abgeben zu wollen, und ich würde es mir gar nicht haben einfallen lassen, mich jetzt öffentlich über dieses Unternehmen auszusprechen, wenn ich nicht durch die Einsicht mehrerer Handschriften des Ptolemäus in den Stand gesetzt wäre, mir ein weiter gehendes Urtheil über diese Sache zu bilden, als die sonst bis jetzt allgemeiner bekannt gewordenen Materialien gestatten; und wenn ich nicht glaubte durch die Mittheilung einiger hierauf bezüglichen Nachrichten Manchem einen Dienst zu leisten, der sich für diesen eben so wichtigen, als schwierigen Schriftsteller interessirt.

Von dem dringenden Bedürfnisse einer neuen Ausgabe des Ptolemäus noch jetzt reden zu wollen, würde sehr überflüssig sein. Denn nachdem er zum letztenmale im Jahre 1618 von P. Bertius in einem zwar prächtigen und theuern, aber von Fehlern aller Art wimmelnden Abdrucke herausgegeben war, hat dieser Fürst der Geographen überhaupt wohl wenig gebraucht, viel weniger einer durchgreifenden kritischen Behandlung gewürdigt gelegen, bis das in neuester Zeit lebendig geweckte Interesse für geschichtliche Forschung im Allgemeinen, und für Geographie insbesondere die Nothwendigkeit einer neuen Bearbeitung höchst fühlbar machte. So wurden kurz nach einander drei Ausgaben angezeigt und Proben derselben gegeben — von Sickler, Nobbe und Wilberg. Die erste ist wohl durch den bald nach der Anzeige erfolgten Tod Sicklers vereitelt; an der zweiten wird, wie es heiſst, gedruckt: von der dritten liegt seit einigen Monaten das erste Heft vor. Es enthält, wie bereits bemerkt, das erste Buch der Geographie, und zwar den griechischen Text mit einer lateinischen Uebersetzung, begleitet von den dem Texte untergelegten abweichenden Lesarten mehrerer Handschriften, von einigen alten Scholien, und endlich von den Anmerkungen des Herausgebers. Ueber die Ansichten, Zwecke und Grundsätze, welche Hrn. Wilberg bei Veranstaltung seiner Ausgabe leiteten, hat sich derselbe noch nicht näher ausgesprochen, und es wird die Vorrede, worin dies wahrscheinlich geschehen wird, erst später ausgegeben werden. Es kann also darüber nur in so weit geurtheilt werden, als aus der Arbeit im Einzelnen sich darauf schlieſsen läſst. Hiernach hat sich derselbe offenbar die Aufgabe gestellt, theils den Text kritisch festzustellen, theils die etwa vorkommenden sprachlichen oder sachlichen Schwierigkeiten zu erläutern, und ich werde mir in diesen beiden Beziehungen einige Bemerkungen über das Geleistete erlauben.

Was nun zuerst die kritische Behandlung des Textes betrifft, so kam es dabei, wie bei jeder Arbeit dieser Art, zunächst darauf an, auf die Quellen unserer Texte, die Handschriften zurückzugehen, welche, wie in die Augen springt, bei einem Werke, das dem bei weitem gröſsten Theile nach aus Verzeichnissen von, zum Theil anderwärts nicht erwähnten, Namen und Zahlen ohne Gedankenzusammenhang besteht, bei welchem also von Conjectur in unzähligen Fällen gar nicht einmal die Rede sein kann, von ganz besonderer Wichtigkeit sind. Dies wohl erkennend, hat der Herausgeber, durch Unterstützung von Seiten des hohen Ministerii dazu in den Stand gesetzt, mehrere Pariser Handschriften theils selbst verglichen, theils durch Andere vergleichen lassen, deren Verzeichniſs und kurze aus dem Cataloge der Pariser Bibliothek entnommene Beschreibung dem Texte vorausgeschickt ist. Auch dies nur vorläufig, indem eine genauere Beschreibung dieser Handschriften in den später zu liefernden Prolegomenen gegeben werden soll. Es wäre aber gewiſs wünschenswerth gewesen, wenn die aus jenem, überhaupt wegen seiner Genauigkeit wenig rühmenswerthen, Catalog herübergenommenen Ungenauigkeiten verbessert, und über den Werth der einzelnen Handschriften und ihr Verhältniſs zu einander einige kurze Andeutungen hinzugefügt wären, als Wegweiser für den Leser, der allerdings aus der Prüfung der gesammten mitgetheilten Varianten sich ein gewisses Urtheil darüber bilden wird, aber, namentlich nach Mittheilung eines verhältniſsmäſsig doch kleinen Stückes vom ganzen Werke, nicht zu der Sicherheit und Entschiedenheit der Ansicht kommen kann, als man sie bei dem voraussetzen darf, der die Handschriften selbst geprüft und benutzt hat. In Bezug auf die angedeuteten Ungenauigkeiten bemerke ich aber, daſs zwei der wichtigsten Handschriften, nämlich die mit No. 1401. und

1402. bezeichneten, unbezweifelt nicht, wie angegeben ist, dem 14ten, sondern dem 15ten Jahrhundert angehören, und der erste unter ihnen, der schöne und vielgepriesene Fonteblandensis, wohl der zweiten Hälfte desselben, was theils schon aus dem Charakter der Mahlereien, die sich auf den beigegebenen, mit der Handschrift aus einer Zeit stammenden, prächtigen Charten befinden, im Allgemeinen deutlich genug hervorgeht, bestimmter aber noch aus einer kleinen in der Initiale des ersten Buches angebrachten Hemisphäre erkannt wird, auf welcher die Südspitze Africa's bereits als umschiffbar dargestellt ist: — ja es könnte sogar scheinen, als sei das westlichste Cap America's angedeutet. Wenn aber bei den Handschriften alter Schriftsteller die Bestimmung der Zeit ihrer Anfertigung überhaupt nicht unwichtig ist, so ist dies bei Ptolemäus ganz besonders der Fall, da sein Werk mehr als irgend ein anderer Text zu Veränderungen und namentlich Zusätzen Gelegenheit gab, und selbst einlud. Ferner bemerke ich, dafs in eben dieser Handschrift, nicht, wie von Hrn. Wilberg nach dem Catalog gesagt ist, 37 Charten, sondern dem Texte des Ptolemäus entsprechend 27 sich befinden, wie es auch in der, dem als specimen seiner Ausgabe von Sickler gegebenen Abdrucke der Germania des Ptolemaeus *) beigefügten, Beschreibung dieses codex richtig angegeben ist. Es ist dies freilich keine Sache von grofser Wichtigkeit, aber doch sie zu bemerken nicht überflüssig. Auch der cod. coislinianus möchte, nach dem mitgetheilten Facsimile zu urtheilen, eher dem 15ten als dem 14ten Jahrhundert angehören. Was aber die Benutzung dieser Handschriften betrifft, so wäre nicht unwichtig gewesen anzugeben, in wie weit sie durch Hrn. Wilberg selbst, in wie weit sie durch Andere geschehen, und wer diese Anderen seien: denn hier, wie in jeder Sache des Vertrauens, weifs man gern, wem man vertraut. Uebrigens scheinen die Varianten mit Gewissenhaftigkeit gesammelt und mitgetheilt zu sein, nur vermifst man eine Andeutung darüber, ob die, namentlich in den beiden wichtigsten Handschriften (Reg. 1402 und Coislinianus) nicht selten vorkommenden, zwischen den Zeilen oder am Rande beigefügten abweichenden Lesarten von derselben Hand, als der Text, oder von verschiedenen geschrieben seien: was natürlich von grofser Wichtigkeit zu ihrer Beurtheilung ist.

Ein ungleich wichtigerer Punkt aber als alle bisher berührten ist dieser, ob denn diese von Hrn. Wilberg benutzten Handschriften von der Art seien, dafs sie zur Begründung eines diplomatisch möglichst genauen Textes, wie man ihn für jeden Schriftsteller, aus mancherlei Gründen besonders für den Ptolemäus wünschen mufs, hinreichen. Ein Urtheil darüber kann nur durch eine gewissenhafte Prüfung wo möglich sämmtlicher vom Ptolemäus vorhandenen Handschriften begründet werden, die grade hier um so nöthiger ist, als man von denselben, die Pariser ausgenommen, nur sehr unvollständige und mangelhafte Kenntnifs hat, trotz dem, dafs bereits nun vor hundert Jahren eine besondere Commentatio critico-litteraria de Claudii Ptolemaei Geographia ejusque codicibus von Raidel erschienen ist. Eine solche Prüfung, die leider bei der Zerstreuung der Handschriften ihre grofse Schwierigkeiten hat, ist auch dieser Ausgabe nicht vorausgegangen, und man ist also auch bei ihr von der Unsicherheit, wie weit man festen Boden unter den Füfsen habe, nicht befreit. Dafs aber eine solche Prüfung hier nicht ohne bedeutenden Gewinn sein werde, kann ich versichern, da ich, wenn auch nur beiläufig, mehrere Handschriften gesehen habe, welche sehr bedeutende und interessante Abweichungen von dem bis jetzt bekannten Texte darbieten, und bei einer Recension, welche denselben im Wesentlichsten schliefslich feststellen will, durchaus nicht unberücksichtigt bleiben dürfen.

*) s. Claudii Ptolemaei Pelusiotae Germania e codice mspto. graeco antiquissimo, nondum collato, qui Lutetiae Parisiorum sub titulo Cod. Reg. fonteblandensis No. CIↃCCCCI asservatur etc. edidit Dr. F. C. L. Sickler p. VIII.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Claudii Ptolemaei Geographiae libri octo. Graece et latine ad codicum manu scriptorum fidem edidit Dr. Frid. Guil. Wilberg.

(Fortsetzung.)

Es sind diefs nicht die Prachtcodices, deren es von Ptolemäus aus leicht begreiflichen Gründen mehr giebt, als von irgend einem andern Schriftsteller, die aber, meist einer späteren Zeit angehörend, weniger Beachtung verdienen, sondern einige ältere, äufserlich mehr unscheinbare: zuerst nämlich 2 Vaticanische, die entschieden in frühere Jahrhunderte zurückgehen, als die sonst bekannten, dieselben ohne Zweifel, welche in dem mit verschiedenen alten Collationen versehenen, auf der Leipziger Stadtbibliothek befindlichen Exemplar des Ptolemäus als Vaticanus major und minor bezeichnet sind (s. Nobbe Claudii Ptolemaei Geographiae editionis Specimen Lips. 1836. p. 4.), indem sie dieser Bezeichnung durchaus entsprechen. Der eine, gröfsere ist von stattlicher Schrift und mit Karten versehen: der kleinere, wie es scheint ältere, ist ohne Karten. Von beiden kann ich im Allgemeinen nur sagen, dafs sie mannigfach von einander abweichen: eine nähere Prüfung, welche mir die Umstände nicht erlaubten, hat mein Freund, der Dr. Heyse angestellt, und es ist zu hoffen, dafs das Resultat derselben auf irgend eine Weise bald bekannt gemacht werde. Eine dritte, bis jetzt, so viel ich weifs, nirgends erwähnte, wichtige Handschrift habe ich selbst in Mailand etwas näher, freilich doch bei weitem nicht genügend, geprüft. Erst als ich im Begriff war, in die Heimath zurückzukehren, kam sie in meine Hände, und ich konnte sie eben nur wenige Stunden benutzen. Dafs aber dieselbe wirklich die beigelegte Schätzung verdiene, wird aus folgenden Angaben hervorgehen.

Es befindet sich diese Handschrift in der Ambrosiana unter der Bezeichnung D. No. 527 parte inferiore. Sie bildet einen stattlichen Band in Grofsfolioformat, und enthält auf Baumwollenpapier in zwei Kolumnen geschrieben die Geographie des Ptolemäus mit Karten (deren Zahl ich nicht genau angeben kann); aufserdem den Dionysius Periegetes mit fortlaufender, untergelegter Paraphrase, welcher Erklärungen eingefügt sind, die ich aber, durch die Zeit gedrängt, leider gar nicht näher beachten konnte. Die Geographie des Ptolemäus ist von zwei verschiedenen, jedoch offenbar in eine Zeit gehörenden Händen geschrieben: die zweite beginnt bei L. IV. c. 3. Der Dionysius rührt wiederum von der ersten, schönern her. Ihrem allgemeinen Charakter nach schienen sie mir dem Ende des 12ten oder Anfang des 13ten Jahrhunderts anzugehören. *) Vorn auf einem vorgesetzten Blatte der Handschrift finden sich die Worte: Portato da Scio da Stephano Maurojardato (sic) und, von einer andern Hand geschrieben: ex insula Chio advectus anno 1606; fuit Manuelis Sophiani.

Was nun die innere Einrichtung der Handschrift angeht, so weicht sie in sehr vielen Dingen von der, welche in den bis jetzt allgemein bekannt gewordenen herrscht, völlig ab. Den Anfang macht das in den Ausgaben des Ptolemäus gegen das Ende des 8ten Buches hingestellte Scholion, welches anfängt "Οταν δὲ λέγῃ, ὁ δὲ διὰ μέσου u. s. w. (s. ed. Bert. p. 251): es nimmt hier, ohne dafs irgend eine Ueberschrift hinzugefügt

*) Eine genauere Bestimmung der Zeit, in welcher die Handschrift angefertigt wurde, glaubte ich anfangs in der unter dem Dionysius befindlichen, von derselben Hand, als der Text geschriebenen Unterschrift τέλος διονυσίου τοῦ τὴν περιήγησιν συγγραψαμένου. ᾱ ρ̄ π̄ ε̄ zu finden: allein die hinzugefügte Zahl bezieht sich offenbar auf die Anzahl der Verse des Dionysius, die in der Handschrift nicht abgesetzt sind, und sich nach unsern Texten auf 1186 belaufen. Worauf jener Unterschied von einem Verse beruht, weifs ich nicht zu sagen.

wäre, die ganze erste Folioseite ein, ist also viel ausgedehnter, als in den gedruckten Texten. Alsdann folgt die Geographie des Ptolemäus selbst, und zwar so, dafs den vom Anfang des zweiten Buches an gegebenen Beschreibungen der einzelnen Länder die darauf bezüglichen Karten jedesmal beigegeben sind, mit Hinzufügung zugleich der kurzen Angaben über Begränzung und Inhalt einer jeden, die Tageslänge der wichtigsten darauf verzeichneten Orte u. s. w., welche in den Ausgaben und meisten Handschriften gewöhnlich vereinigt den Haupttheil des 8ten Buches ausmachen (s. ed. Bert. p. 223–249). Ebenso fehlen am Ende des 7ten Buches die letzten drei in den Ausgaben und meisten Handschriften dorthingestellten Kapitel (ed. Bert. p. 214–220). Es schliefst demnach das siebente Buch mit der Beschreibung und Karte der Insel Taprobane. Darauf folgen unmittelbar das erste und zweite Kapitel des achten Buches (ed. Bert. p. 221–223), dann die Worte: *αἵδε εἰσὶν αἱ γνωσθεῖσαι ἐπαρχίαι ἢ σατραπίαι.*

εὐρώπης μὲν ἐπαρχίαι λδ.

ἰουερνία νῆσος βρεττανικὴ ια νη ς´

und so fort, sowie dies Verzeichnifs in den Ausgaben gelesen wird (s. ed. Bert. 249–51), nur dafs, aufser mancherlei Abweichungen im Einzelnen, die in dieser Handschrift beigefügten Längen- und Breitenbestimmungen daselbst fehlen. Der Schlufs des Verzeichnisses ist

ταπροβάνη νῆσος ρκδ γ

ὁμοῦ γίνονται πᾶσαι αἱ τῆς οἰκουμένης ἐπαρχίαι ϟδ.

Hieran schliefst sich die auch in den Ausgaben an dieser Stelle stehende kurze Bemerkung, welche anfängt *τὰ προγραφόμενα ἔξωθεν τοῦ ζωδιακοῦ ἐπὶ τῆς κρικωτῆς σφαίρας*, und ich bemerke hiebei nur, dafs diese Worte in der Handschrift roth, und von dem folgenden abgesondert als Ueberschrift geschrieben sind. Darauf folgt eine kurze Angabe des Standes der Sonne in den zwölf Monaten, dann mehrere Bemerkungen über die Lage und Bewohner Indiens und China's, anfangend:

τὰ ἐντὸς γάγγου ποταμοῦ ἰνδικῆς γ´ κ (sic) *χῶραι παράλιοι*

συρασρήνης ἐν κόλπῳ καλουμένῳ κανθινδύσάθμον ὅρος (l. *κάνθι ναύςαθμον ὅρμος* v. l. VII. c. 1.) u. s. w.

Diefs alles fehlt in den Ausgaben und füllt in der Handschrift etwa 2 Seiten. *) Daruntergesetzt findet sich die auch in andern Handschriften vorkommende Notiz über die Anfertigung der Karten nach den acht Büchern des Ptolemäus durch Agathodämon, der hier, wie auch sonst, *ἀγαθὸς δαίμων* genannt ist. Am Rande ist an dieser Stelle von jüngerer Hand ein Epigramm auf den Ptolemäus geschrieben, welches sich auch in der prächtigen bessarionischen Handschrift unter dem Bilde des Ptolemäus befindet (s. Raidel l. c. p. 11. Zannetti Bibl. marc.). Nach allem diesen folgen zwei leergelassene Blätter. Dann erst finden sich die oben erwähnten in den Ausgaben am Ende des 7ten Buches stehenden Abschnitte von den Worten *ἡ μὲν οὖν οἰκουμένης ἐπαρχιῶν καὶ σατραπειῶν κατὰ μέρος ὑφήγησις* u. s. w. bis zu den Worten *παλαιοτέρων ἱςορίαις.* Daran schliefst sich endlich noch ein in den Ausgaben fehlender kurzer Anhang, welcher anfängt *τὸ κατ' ἀρχὰς ὁ πτολεμαῖος ἐν ᾧ διαλαμβάνει περὶ ἐνιαυσίου μεγέθους* — und schliefst *ἤγουν τὸ κατὰ τοὺς διδύμους ἀπογειότατον ὂν τῷ ἡλίῳ περιγειότατόν ἐςι τῆς σελήνης.* Zuletzt ist noch ein Atlas von fünf Karten beigefügt, deren erste die *οἰκουμένη*, die zweite Europa, die dritte Libyen, die vierte das nördliche Asien, die fünfte das südliche Asien darstellt. Der ersten Karte ist eine Anmerkung von fast einer Seite beigefügt, welche beginnt *ἐπεὶ δὲ μετὰ τὴν ὑπογραφὴν τῆς καθόλου διαθέσεως, ὡς κατεγράψαμεν, συμμέτρως ὑπεδείξαμεν καὶ πῶς ἂν ἔχει* (sic) *τὸ τῆς γῆς ἡμισφαίριον, ἐν ᾧ ἡ οἰκουμένη καταγράφοιτο* — und schliefst *τό τε κορωνὸν καὶ σάριφα καὶ παροπάνισον καὶ καυκάσια καὶ ἰμάον.*

Diese, in vielen Beziehungen freilich nicht genügende, Beschreibung zeigt, denke ich, doch schon die Wichtigkeit der in Rede stehenden Handschrift, indem sich daraus entnehmen läfst, dafs sie manche bedeutende Elemente zur Aufklärung über die Natur des ptolemäischen Textes, namentlich über die Authenticität mancher Theile desselben darbietet. Aber nicht blos in Hinsicht auf diese allgemeinern Fragen ist sie beachtenswerth, sondern auch in Bezug auf die Feststellung des Textes im Einzelnen, wie aus der vollständigen Vergleichung einiger Capitel, nämlich Ger-

*) Man vergleiche zu dem hier Gesagten die Mittheilungen von Del Furia über die florentinischen Handschriften des Ptolemäus in dem zweiten Specimen von Nobbe (1837) p. 10 und 11.

maniens, Italiens und Achaja's, welche ich anstellen konnte, hervorgeht. Auch da finden sich grofse Abweichungen vom gewöhnlichen Texte, und nicht etwa blos hie und da in der Rechtschreibung einzelner Namen, oder den Zahlenangaben über die Länge und Breite verschiedener Orte, sondern auch vielfach in der Anordnung und Aufeinanderfolge derselben. Bekanntlich ist das System, welches Ptolemäus in der Aufführung der verschiedenen geographischen Puncte befolgt, dieses, dafs er ein jedes Land nach seinen verschiedenen Völkerschaften, oder ähnlichen Abtheilungen in eine Menge kleinerer Ganzen zerfällt, und dann die in diesen befindlichen geographischen Puncte aufführt, indem er der Fortschreitung ihrer geographischen Länge folgt. Diese sehr natürliche Ordnung ist auch in dem Texte, wie er in den Ausgaben vorliegt, meistentheils erhalten, an vielen Stellen jedoch auch gestört. Die Mailänder Handschrift dagegen bewahrt sie in den Capiteln, die ich vergleichen konnte, durchaus. Wie grofs dadurch an manchen Stellen ihre Verschiedenheit von dem gewöhnlichen Texte wird, möge ein Beispiel aus der Beschreibung Italiens zeigen. Man vergleiche mit dem nachfolgenden, aus derselben genommenen Stücke die Ausgabe von Bertius p. 72. Es heifst:

τούσκων μεσόγειοι		
φόσσαι παπινιάναι	$\overline{\lambda\alpha}$	$\overline{\mu\beta}$ ς' γ'
ϐιράκελλον	$\overline{\lambda\alpha}$ ς' δ'	$\overline{\mu\gamma}$ ς'
λοῦκος φοιρωνίας κολω$^{\nu}$	$\overline{\lambda\beta}$ γ' ιϐ'	$\overline{\mu\beta}$ ς' γ' ιϐ'
ϐανδελία	$\overline{\lambda\beta}$ γ' ιϐ'	$\overline{\mu\beta}$ ς' γ'
λοῦκα	$\overline{\lambda\gamma}$	$\overline{\mu\gamma}$ γ'
πιςορία	$\overline{\lambda\gamma}$	$\overline{\mu\gamma}$
πίσαι κολώνεια	$\overline{\lambda\gamma}$ ς'	$\overline{\mu\beta}$ ς' δ'
ρουσαίλλαι	$\overline{\lambda\gamma}$ ς'	$\overline{\mu\beta}$ γ'
οὐολατέραι	$\overline{\lambda\gamma}$ ς' δ'	$\overline{\mu\beta}$ γο'
φλωρεντία	$\overline{\lambda\gamma}$ ς' γ'	$\overline{\mu\gamma}$
σατουρνιάνα κολω$^{\nu}$	$\overline{\lambda\delta}$	$\overline{\mu\beta}$ γο'
οὐετουλώνιον	$\overline{\lambda\delta}$	$\overline{\mu\beta}$ ς'
φαισοῦλοι	$\overline{\lambda\delta}$ γ'	$\overline{\mu\beta}$ ς' (?)
σαίνα	$\overline{\lambda\delta}$ γ'	$\overline{\mu\beta}$ ς'
μανλιάνα	$\overline{\lambda\delta}$ ς'	$\overline{\mu\beta}$ γο'
ἧβα	$\overline{\lambda\delta}$ ς'	$\overline{\mu\beta}$ δ'
ἄκουλκα	$\overline{\lambda\delta}$ γο'	$\overline{\mu\gamma}$
ἀρρήτιον	$\overline{\lambda\delta}$ γο'	$\overline{\mu\beta}$ γ'
κλούσιον	$\overline{\lambda\delta}$ γο'	$\overline{\mu\beta}$ γ' ιϐ'
οὐόλκοι	$\overline{\lambda\delta}$ γο'	$\overline{\mu\beta}$ ς'
σουάνα	$\overline{\lambda\delta}$ ς' γ'	$\overline{\mu\beta}$ γ' ιβ'
κόρτωνα	$\overline{\lambda\varepsilon}$	$\overline{\mu\beta}$ γο'
οὐολσίνιον	$\overline{\lambda\varepsilon}$	$\overline{\mu\beta}$ γ'
ϐιτουργία	$\overline{\lambda\varepsilon}$	$\overline{\mu\beta}$ ς' γ'
ταρκουίναι	$\overline{\lambda\varepsilon}$ δ'	$\overline{\mu\beta}$
περουσία	$\overline{\lambda\varepsilon}$ γ'	$\overline{\mu\beta}$ γ'
φερεντία	$\overline{\lambda\varepsilon}$ ς'	$\overline{\mu\beta}$ γ'
σούδερνον	$\overline{\lambda\varepsilon}$ ς'	$\overline{\mu\beta}$ ιϐ'
βλήρα	$\overline{\lambda\varepsilon}$ γο'	$\overline{\mu\alpha}$ ς' γ'
φόρος κλαυδίου	$\overline{\lambda\varepsilon}$ ς' γ' ιϐ'	$\overline{\mu\alpha}$ ς' γ' ιϐ'
σούτριον	$\overline{\lambda\varsigma}$	$\overline{\mu\beta}$ ς'
νέπετα	$\overline{\lambda\varsigma}$	$\overline{\mu\alpha}$ ς' γ'
φαλέρινον	$\overline{\lambda\varsigma}$ γ'	$\overline{\mu\alpha}$ ς' γ' ιϐ'
κέρρε	$\overline{\lambda\varsigma}$ ς'	$\overline{\mu\alpha}$ ς' γ' etc.

Diesem Beispiele könnte ich noch eine ganze Zahl ähnlicher Stellen geringern und gröfsern Umfanges beifügen. Dafs aber die Ordnung der Mailänder Handschrift die richtige sei, scheint mir unzweifelhaft, und es möchte schwer zu sagen sein, wie die Verwirrung in dem gewöhnlichen Texte, mit welchem die meisten Handschriften, namentlich sämmtliche Pariser im Wesentlichen übereinzustimmen scheinen, entstanden sei. Aufserdem ist aber zu bemerken, dafs in eben jener Handschrift nicht allein sämmtliche Orte, die bisher in den lateinischen Texten des Ptolemäus allein aufgeführt waren, fehlen, ohne irgend eine Andeutung von Lücken, sondern dafs auch selbst manche in dem griechischen Texte, wie wir ihn jetzt besitzen, verzeichnete auf gleiche Weise ausgelassen sind. So fehlen z. B. gleich im Anfange desselben Capitels über Italien (p. 68 ed. Bert.) in Ligurien die Stadt *τιγουλλία*, in Tyrrhenien *ποπλώνιον ἄκρον* etc. Ueberhaupt sind im Allgemeinen die Angaben schlichter, einfacher und weniger wortreich, als in den Ausgaben, oder manchen noch durch mehr Zusätze bereicherten Handschriften, wie z. B. dem viel gepriesenen Cod. Fonteblandensis. Alles dies möchte auf Ueberarbeitung und durch theilweise Einschiebsel und Zusätze herbeigeführte Umgestaltung des ursprünglichen Textes deuten. Dagegen wird, was ich beiläufig bemerke, eine durch Flüchtigkeit entstandene, in den Ausgaben und den Handschriften, deren Lesarten ich an dieser Stelle kenne, befindliche und sehr störende Lücke in der Grenzbezeichnung Italiens, gleich im Anfang des in Rede stehenden Capitels (p. 67 ed. Bert.) durch diese Handschrift ausgefüllt, indem es

darin heifst: — ἀπὸ δὲ ἄρκτων τοῖς τε ὑπὸ τὴν ῥαιτίαν ἀλπίοις ὄρεσι καὶ ταῖς ποιναῖς καὶ τῇ ὄχρᾳ καὶ τῷ καρουσαδίῳ ὄρεσι τῷ ὑπὸ τὸ νωρικὸν ὧν αἱ θέσεις εἴρηνται. καὶ ἔτι τῇ παραλίῳ τοῦ ἀδρίου κόλπου τῇ ἀπὸ τιλαουεμπτου ποταμοῦ μέχρι τοῦ γαργάνου ὄρους· ἀπὸ δὲ ἀνατολῶν τῇ ἀπὸ τοῦ γαργάνου ὄρους παραλίῳ μέχρις ὑδροῦντος. Die durch den Druck hervorgehobenen Worte fehlen in der Vulgata, im cod. Fontebl. und Coislin. und wahrscheinlich auch den übrigen Pariser Handschriften, so dafs die Stelle ganz sinnlos ist: denn das bei Bertius hinter παραλίῳ eingeschobene καὶ, obwohl es einen Sinn zu geben scheint, giebt doch in der That keinen, indem die Ostgrenze immer ausgelassen bleibt. Wie aber jene Auslassung entstand, liegt am Tage.

Auch in der, der Karte Italiens beigegebenen, unmittelbar darauf bezüglichen kurzen Notiz, welche bei Bertius im achten Buche p. 227 steht, sind die Abweichungen der Mailänder Handschrift von dieser Ausgabe sehr bedeutend, wogegen dieselbe an dieser Stelle meistentheils mit dem cod. Reg. coislinianus stimmt, dessen Varianten Montfaucon im Anhange der Bibliotheca Coislin. mittheilt. Diese ausführliche Darlegung der Eigenthümlichkeiten jener Handschrift, welche Manchem vielleicht an dieser Stelle nicht ganz passend erscheinen mag, habe ich dennoch zu geben mich nicht gescheut, theils weil sie für diejenigen, denen dieser ganze Gegenstand näher liegt, an sich interessant sein wird, theils aber besonders darum, weil dadurch die Behauptung, dafs eine jede Textes-Recension, welche dieselbe nicht berücksichtigt, nicht als schliefsliche angesehen werden kann, am besten begründet erscheinen wird; eine Behauptung, die ich um so entschiedener hinstelle, als ich mich erinnere, bei einem freilich nur sehr flüchtigen Einblick in die Vaticanischen Handschriften bemerkt zu haben, dafs der eine der beiden oben erwähnten, und zwar der kleinere ohne Karten, ähnliche Abweichungen vom gewöhnlichen Texte, als die mailänder darbiete. Das alles mufs nun erst genau untersucht, und danach das Verhältnifs der einzelnen Handschriften zu einander, so wie ihr Gewicht in der Beurtheilung der von ihnen gebotenen verschiedenen Lesarten bestimmt werden, ehe an eine diplomatisch sichere Feststellung des Textes, so weit sie bei den vorhandenen Hülfsmitteln möglich ist, gedacht werden kann. Was hier aber von dem Texte gesagt ist, eben das gilt von den Karten, bei denen ja Veränderungen und Verderbnisse aller Art noch viel leichter waren. Da diese Forderungen nun in der zur Beurtheilung vorliegenden Ausgabe des ersten Buches nicht erfüllt sind, so folgt von selbst daraus, dafs die darin gegebene Recension des Textes nicht als eine, wenigstens in diplomatischer Hinsicht abschliefsende, angesehen werden kann. Ich bin weit davon entfernt, daraus dem Hrn. Wilberg einen Vorwurf zu machen, indem jene Untersuchungen anzustellen nicht in der Macht eines Jeden steht: ich spreche nur einfach den factischen Bestand aus; wobei ich jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken kann, dafs bei Veranstaltung einer neuen Ausgabe eines Werkes, wie das ptolemäische, welches seiner Natur nach immer nur selten wird gedruckt werden, eine solche abschliefsende Behandlung doppelt wünschenswerth sei.

Betrachtet man nun übrigens, was trotz jenem Mangel in dieser neuen Ausgabe geleistet ist, so läfst sich durchaus nicht verkennen, dafs der Text, in den frühern Ausgaben an manchen Stellen fast ganz sinnlos, an vielen andern wenigstens sehr verderbt, theils durch die Benutzung der von den pariser Handschriften gebotenen Lesarten, theils durch Conjectur (namentlich sind mehrere Stellen durch glückliche Vermuthungen des Hrn. Grashof, eines Freundes des Herausgebers aufgeklärt) sehr gewonnen hat. Was Ptolemäus wolle, also am Ende die Hauptsache, liegt wohl fast überall klar und bestimmt vor; allein in vielen Einzelnheiten, die an sich freilich von keiner grofsen Bedeutung sind, aber als integrirende Theile einer historischen Erscheinung auf die sorgfältigste Beachtung begründeten Anspruch haben, möchte doch wohl auch in diesem Buche die Benutzung jener oben besprochenen Handschriften nicht ohne bedeutenden Einflufs sein, da bei den mannichfaltigen Schwankungen der Pariser Handschriften, von denen doch keine ein völlig entschiedenes Uebergewicht über die andern hat, es schwer ist, sich feste Principien in ihrer Behandlung zu bilden. Vielleicht könnte man sich jedoch dem Cod. 1402, den auch Hr. Wilberg an verschiedenen Stellen als den besten bezeichnet, noch entschiedener anschliefsen, als es hier geschehen ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 12.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Claudii Ptolemai Geographiae libri octo. Graece et latine ad codicum manuscriptorum fidem edidit Dr. Frid. Guil. Wilberg.

(Schlufs.)

Auf Einzelnes hiebei einzugehen, möchte um so überflüssiger sein, als bei dem von verschiedenen Seiten her erwachten Eifer für Ptolemäus gehofft werden kann, dafs jene wichtigsten Quellen bald, vielleicht durch den Hrn. Herausgeber selbst benutzt, und dadurch alle hieher einschlagenden Untersuchungen einen festern Grund und Boden gewinnen werden: es wäre gewifs sehr wünschenswerth, dafs dies vor der Weiterführung der begonnenen Ausgabe geschähe.

Ein zweiter Theil der in dieser Ausgabe vorliegenden Leistungen, der kritischen Behandlung des Textes an Wichtigkeit zunächst stehend, sind die demselben untergelegten Anmerkungen, in welchen theils manche die Kritik einzelner Stellen betreffende Puncte näher besprochen, theils mehrere sachliche und sprachliche Bemerkungen beigebracht, theils endlich die an verschiedenen Orten, namentlich im 23. und 24. Capitel gegebenen mathematischen Constructionen vollständiger entwickelt werden. In allen drei Rücksichten geben dieselben manches Treffliche und Anerkennenswerthe, worunter auch hier einige schätzbare Beiträge des Hrn. Grashoff zu bemerken sind: auf der andern Seite aber scheinen sie mir auch nicht wenig Ueberflüssiges zu enthalten. Die Geographie des Ptolemäus ist ein Werk, welches im Allgemeinen wohl nur von Gelehrten gebraucht wird, bei denen man nicht allein voraussetzen darf, dafs ihnen gedrängte kurze Fingerzeige, wo sie nöthig sind, genügen, sondern auch behaupten kann, dafs jede andere, gleichsam aufgedrungene, Auseinandersetzung ihnen lästig und störend sein wird, um so mehr, je wortreicher sie sich ausbreitet. Dergleichen scheinen mir nun allerdings in diesen Anmerkungen mehr als einmal vorzukommen. Freilich mögen sehr verschiedene Ansichten herrschen über das, was zu bemerken nöthig, oder auch nur bemerkenswerth sei, und ich will die meinige nicht zu sehr wider die des Hrn. Herausgebers geltend machen: doch glaube ich, wird es in mehr als einer Hinsicht in seinem eignen nicht weniger, als seiner Leser Interesse sein, wenn er im weiteren Verfolge seiner Ausgabe recht strenge prüft, was wohl zum Verständnifs des jedesmal vorliegenden Textes, namentlich für die voraussetzlichen Leser des Ptolemäus zu bemerken nöthig sei, und dann dieses mit Ausschliefsung alles nicht streng zur Sache gehörenden darlegt. Es begegnet Jedem leicht, dafs er, was ihm bei einer mit Liebe gepflegten Untersuchung persönlich wichtig war, dies auch für allgemein wichtig hält: da es doch in der That nur dasjenige ist, was die Summe des zum Gemeingut gewordnen Wissens durch neue Resultate vermehrt. Und es gehört eine gewisse Selbstverläugnung dazu, diese in ihrer schlichten und oft unscheinbaren Gestalt zu geben: aber wer sich darauf beschränkt, ist des Beifalls der Einsichtigen gewifs. Durchaus nicht klar ist mir geworden, welches Princip der Hr. Herausgeber bei der Anführung anger Stellen anderer, besonders französischer Schriftsteller über verschiedene vom Ptolemäus behandelte Dinge befolgt. Wollte er dadurch solche Leser unterstützen, denen die bezüglichen Werke weniger leicht oder gar nicht zugänglich wären? Ich weifs nicht, ob eine solche Rücksicht hier an ihrer Stelle war, und sollte meinen, dafs eine kurze Anführung und Verweisung auf jene Bücher genügt hätte. Noch weniger verstehe ich, warum an mehreren Stellen, vorzüglich im Anfange, der fortlaufenden lateinischen Uebersetzung in den Noten noch die französische, aus dem Journal des savants entnom-

mene des Hrn. Letronne hinzugefügt ist. Ein ähnlicher Ueberflufs scheint es mir zu sein, wenn, vornämlich in den Anmerkungen zu dem 24. Capitel, in welchem Ptolemäus seine Grundsätze über die Kartenzeichnung darlegt, hie und da verschiedene Arten und Weisen dieselben mathematisch abzuleiten, weitläuftig auseinander gesetzt werden. Eine solche Auseinandersetzung mag angebracht sein in einer selbständigen, diesen Gegenstand nach allen Seiten hin darstellenden Abhandlung; in einer Anmerkung zum griechischen Texte genügte es, wenn eine solche Ableitung hinzuzufügen nöthig schien, wie sie Manchen allerdings willkommen sein mag, dieselbe einfach und möglichst kurz zu geben. Uebrigens erlaube ich mir über diesen Theil der Arbeit kein weiteres Urtheil, indem ich diesen Dingen selbst ferne stehend, sie keiner eingehenderen Prüfung unterworfen habe.

Die dem griechischen Texte zur Seite gestellte lateinische Uebersetzung habe ich an den Stellen, wo ich sie genauer verglichen habe, im Ganzen treu, klar und fliefsend gefunden, so wie auch der in den Anmerkungen durchgehende Ausdruck sich durch Klarheit und Leichtigkeit auszeichnet, die nur mitunter durch eine, im Ganzen nicht unbedeutende, Zahl von zum Theil recht unangenehmen und sinnentstellenden Druckfehlern, von denen keine Angabe beigefügt ist, gestört wird. Die äufsere Ausstattung in Bezug auf Druck und Papier ist vortrefflich, was sich jedoch nicht gleicherweise von der beigegebenen Tafel mit den Facsimilien von 6 Pariser Handschriften des Ptolemäus sagen läfst, indem sie wohl nur ein unvollkommenes Abbild derselben geben, was ich von No. I. und IV, deren Originale ich gesehen habe, versichern kann, und von den übrigen ein jeder Kundige leicht erkennen wird.

Ich schliefse diese schon viel zu lang gewordene Beurtheilung mit dem aufrichtigen, dem Hrn. Herausgeber gewifs willkommenen Wunsche, dafs es ihm gelingen möge, die zur vollständigen Durchführung seines wichtigen Unternehmens unentbehrlichen Hülfsmittel selbst und so benutzen zu können, dafs Späterkommenden keine Nachlese mehr übrig bleibe.

G. Krämer.

VIII.

Nationalökonomie oder Volkswirthschaft, dargestellt von Dr. A. F. Riedel, Königl. Geheimen Archivvorstande, Hofrathe und aufserordentlichem Professor an der Universität zu Berlin. 1*ster Bd. Berlin*, 1838. *bei F. H. Morin. XVI.* 410 S.

Jedes Gebiet der Wissenschaft hat seine Heroen, denen es vergönnt war, mit genialem Blicke in seine verborgenen Tiefen zu schauen und ihren Inhalt an das Licht zu ziehen. Ein solcher Heros war auf dem Gebiete der politischen Oekonomie Adam Smith, der über die meisten seiner Vorgänger weit emporragt und seinen Nachfolgern einen Reichthum hinterliefs, den nur Wenige ganz zu bewältigen verstanden und wohl gar als werthlos bei Seite warfen. Selbst Männer, wie Ricardo und M' Culloch in England und J. B. Say in Frankreich, denen die politische Oekonomie viele Aufklärungen verdankt, haben ihren grofsen Vorgänger nicht immer richtig gewürdigt und sind bisweilen von ihm abgewichen, wo er das Rechte vollkommen erkannt hatte. Damit meinen wir aber keineswegs, dafs die Wissenschaft nicht über A. Smith hinausgehen könne, — sie ist schon über ihn hinausgegangen —, sondern wollen nur andeuten, wie schwierig es uns erscheine, da Fortschritte zu machen, wo selbst ausgezeichnete Denker oft Mühe gehabt haben, die schon gewonnenen Resultate in ihrem ganzen Umfange zu begreifen. A. Smith schuf gewissermafsen erst ein wissenschaftliches Gebiet; er hatte vollauf zu thun, dasselbe zu bezeichnen, die sich darauf bewegenden Erscheinungen zu gruppiren, und die einzelnen Gruppen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erforschen. Er that es mit jener Ruhe und Einfachheit, welche die Liebe zur Wissenschaft verleiht, und mit jener Klarheit, welche sich stets mit der Herrschaft über den zu behandelnden Stoff verbunden zeigt. Man bewunderte ihn, aber man gestand sich, dafs man den Gang seiner Untersuchungen nicht ganz billigen könnte, dafs man eine nähere Ausführung der Gedanken, eine sorgfältigere Begriffsbestimmung vermifste, dafs man bei der Anwendung seiner Sätze Bedenken und Zweifel entstehen sähe. Man machte sich selbst an das Werk, man befolgte eine andere Methode, man zerlegte den Stoff in seine einzelnen Bestandtheile, man suchte durch ge-

nauere Bestimmung der Begriffe Dunkelheiten und Widersprüche zu heben, machte neue Combinationen, verglich mit den Aussprüchen des Meisters die Auslegungen seiner Schüler und fügte zur Wissenschaft die Gelehrsamkeit. So sind neue Werke neuen Werken gefolgt, und insbesondere haben sich die Deutschen mit ihrem Streben zu anatomiren und zu systematisiren bewährt. Das konnte nicht anders sein und war der Wissenschaft förderlich; aber schwerlich dürften ihre Fortschritte dem Aufwande von Arbeit gleichen, der ihretwegen gemacht wurde. Nicht wenige leere Spitzfündigkeiten sind auf diese Weise in Umlauf gekommen, nicht wenige Scheinwahrheiten haben sich geltend gemacht und neue Schwierigkeiten erzeugt.

Der Theil der politischen Oekonomie, von welchem hier allein die Rede ist, die Nationalwirthschaftslehre, bietet grofse Schwierigkeiten dar, die vornehmlich darin ihren Grund haben, dafs das ganze Gewebe von wirthschaftlichen Verhältnissen auf einmal gegeben ist, und in der Darstellung in seine Elemente zerlegt zu werden verlangt, ohne dafs die Beziehung derselben zum Ganzen aufhört, und eine Erscheinung als Bedingung einer andern vorausgesetzt wird, ohne ihre Erörterung vorher gefunden zu haben. Der Ref. will daher nicht bergen, dafs die Erklärung des Hrn. Vfs. auf der ersten Seite der Vorrede, wonach er mit der Herausgabe seines Werkes nicht habe zögern wollen, ungeachtet er vielleicht erst nach vielen Jahren fortgesetzter Studien und nach mannigfaltigen Versuchsarbeiten einen genügenden Antrieb dazu gehabt haben würde, ihn von vorn herein nicht zum Vortheil desselben gestimmt hat. Der Wunsch, einen Leitfaden bei den Vorlesungen zu haben, giebt durchaus keinen genügenden Entschuldigungsgrund. Von einem Leitfaden glauben wir mit Recht besondere Schärfe und Zuverläfsigkeit des Urtheils erwarten zu müssen; denn wer mag sich einem Wegweiser anvertrauen, den er selbst von Zeit zu Zeit auf den rechten Weg bringen mufs. Indefs gelingt manchem auf den ersten Wurf, was andern nach vielen Versuchen nicht gelingen will, und die Entschuldigung ist mehr eine Redefigur der Bescheidenheit, als ein Bekenntnifs der Schwäche. Das dürfte auch in dem vorliegenden Falle gelten; denn das vorliegende Werk will nicht blos die bisher gewonnenen Resultate in wissenschaftlicher Form geben, sondern es macht auch Anspruch darauf, manche beachtungswerthe Punkte der Volkswirthschaftslehre ausführlicher und gründlicher, als bisher, erörtert zu haben.

Sollen wir ein allgemeines Urtheil über dasselbe abgeben, so wollen wir gern einräumen, dafs es nicht, wie so viele literarische Erscheinungen des Tages, ein Buch aus 10 Büchern ist, sondern den Ursprung aus dem eigenen freien Nachdenken des Verfs. beurkundet, dafs es Fleifs und Sorgfalt zu erkennen giebt und manchen wirthschaftlichen Verhältnissen eine neue Seite abgewonnen und zu ihrer schärferen Bestimmung beigetragen hat. Dabei aber müssen wir zugleich bekennen, dafs wir mit dem von ihm befolgten Plane keineswegs einverstanden sind, dafs wir nicht alles, was ihm ein Fortschritt der Wissenschaft zu sein scheint, dafür halten, und dafs wir im Ganzen Schärfe und Klarheit in seiner Darstellung vermifst haben. Den Reichthum der Untersuchungen, das Streben, die einzelnen wirthschaftlichen Erscheinungen in allen ihren Beziehungen möglichst zu erschöpfen, manche vernachläfsigte Seite derselben mehr herauszuheben und in das rechte Licht zu stellen; diese Vorzüge seines Werks wird jeder mit dem Gegenstande Vertraute schon bei einer übersichtlichen Betrachtung der einzelnen Abschnitte desselben nicht verkennen. Wir wollen deshalb auch nur beliebig einen zum Belege herausgreifen, nämlich den, welcher die Untersuchung über die Bedingungen der Arbeitsproduction enthält, wobei wir nur bemerken, dafs man uns mit Unrecht der Inconsequenz beschuldigen würde, wenn man behauptete, dafs unsere späteren Ausstellungen mit dem hier ausgesprochenen Lobe im Widerspruche ständen; denn was wir hier loben ist die Sorgfalt und Umsicht, womit der Hr. Verf. seinen Gegenstand aus seinem Standpunkte behandelt hat, nicht dieser Standpunkt selbst. Als jene Bedingungen der Arbeitsproduction werden aber zuerst die Naturverhältnisse — Clima, Naturproduction, Lage des Landes —, dann die Verhältnisse des Volkslebens — Vermögenslage, Bevölkerung, mittelbar productive Arbeiten, Bildung, Freiheit —, und endlich die Betriebsart der Arbeit — Arbeitstheilung, Association der Arbeiter, öffentliche Arbeitseinrichtungen und Anstalten — behandelt.

Das Maafs, in welchem ein wissenschaftliches Ganzes von wissenschaftlichem Geiste durchdrungen ist, zeigt sich vornehmlich an dem Gliederbau desselben,

an der Methode, nach welcher es sich entfaltet und abschliefst. Der Begriff der Nationalwirthschaftslehre scheint uns diese Methode genau anzugeben und es nicht zweifelhaft zu lassen, dafs folgende Gebiete von einander abgesondert werden müssen: 1) die Lehre von der Production der die Bedürfnisse eines Volks auf wirthschaftliche Weise befriedigenden Güter mit den sie bedingenden Voraussetzungen; 2) die Lehren von der Trennung und Wiedervereinigung der jene Güter hervorbringenden Thätigkeiten in dem wesentlich gleichen Zwecke, mit den damit zusammenhängenden Untersuchungen über Werth und Preis, Geld, Credit, Geldumlauf, Nationalertrag, Nationaleinkommen und Nationalvermögen; und 3) die Lehre von der Entstehung des Privat-Einkommens und Vermögens in den besondern Classen von Besitzern wirthschaftlicher Kräfte und der Einzelnen in diesen Classen, nebst den Vorkehrungen zur Sicherstellung und Erhaltung des Privat-Einkommens und Vermögens, wie sie sich aus dem Interesse der einzelnen Classen und Familien entwickeln. Es können aber diese Untersuchungen theils so geführt werden, dafs man von allen besondern Bedingungen der Wirthschaft abstrahirt, theils so, dafs man auf diese Bedingungen Rücksicht nimmt, aber dann doch diejenigen unbeachtet läfst, welche als Produkt der Willkühr eine unendliche Mannigfaltigkeit zulassen und sich deshalb der wissenschaftlichen Betrachtung ganz entziehen.

Der hier blos angedeutete Plan dürfte sich in der weitern Entwickelung als der allein angemessene von selbst ergeben und die Volkswirthschaft mit allen ihren verschlungenen Verhältnissen in einfacher Klarheit darlegen. Wenn man dagegen Begriffe, welche uns von selbst als nothwendige Resultate zufallen, zu Vorbegriffen erhebt, wie es der Verf. in Hinsicht des Werthes in seinen beiden Formen als Gebrauchswerth und Tauschwerth gethan hat; so mufste er durchaus unklar bleiben; denn, wenn wir auch zugeben, dafs der Begriff des Gebrauchswerthes unmittelbar an den Begriff des Bedürfnisses geknüpft werden kann; so ist doch die Verständigung über den Tauschwerth nur als das Ergebnifs mehrerer vorhergehenden Untersuchungen zu erwarten. Nun hat allerdings jeder Gebildete gewisse Vorstellungen, die er zum Lesen wirthschaftlicher Werke mitbringt, wie er sie aus dem Leben schöpfte; aber wie weder der Mathematiker, noch irgend ein anderer, dem es obliegt, eine Wissenschaft zu lehren, auf solche unbestimmte und unklare Vorstellungen Rücksicht nimmt, so dürfen wir auch auf dem Gebiete der Wirthschaftslehre von ihnen keinen Gebrauch machen. Nebenbei bemerken wir nur, dafs wir es auch nicht billigen können, dafs der Verf. §. 39. den Tauschwerth wieder durch den Preis klar zu machen sucht, abgesehen davon, dafs der Preis von den meisten seiner Vorgänger mit Recht eine ganz andere Bedeutung erhalten hat, als ihm hier beigelegt ist. — Noch mehr häufen sich aber die Schwierigkeiten des eingeschlagenen Verfahrens durch die Anknüpfung von Untersuchungen an die Vorbegriffe, welche an dieser Stelle gar keinen Zweck erfüllen, wie die Untersuchung über den Maafsstab, wonach in der Volkswirthschaft gemessen werden soll. Auch scheint die Frage selbst durch ihre Unbestimmtheit schon anzudeuten, dafs der Verf. gefühlt habe, er bewege sich auf einem noch nicht geebneten Boden. Warum fragt er nicht bestimmt: nach welchem Werthe soll das Vermögen gemessen werden? offenbar, weil der Begriff des Vermögens bis dahin von ihm noch gar nicht gewonnen war. Aber nur das Vermögen konnte das zu messende Objekt sein, und so mufste es doch unter der Hand eingeführt werden. War nun aber einmal der Begriff des Vermögens auf die Bahn gebracht; so drängte sich bald die scheinbare Nothwendigkeit auf, ihn weiter zu verfolgen; und so finden wir einen Paragraphen (§. 55.), der sich mit dem Begriffe des Vermögens im engern und weitern Sinne beschäftigt, einen andern (§. 56.), welcher von dem Inbegriffe des sachlichen, und einen dritten (§. 57.), welcher von dem Inbegriffe des persönlichen Vermögens handelt. Aber nicht blos diese Gegenstände bilden den Inhalt der Einleitung, sondern diese beschäftigt sich auch mit dem Volksvermögensertrag oder dem Volkseinkommen, mit dem Verhältnisse zwischen Volksbedarf und Volkseinkommen und den Begriffen Wohlstand, Reichthum, Dürftigkeit, und schliefst dann erst mit der Bestimmung der Aufgaben der Volkswirthschaftslehre.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 13.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Nationalökonomie oder Volkswirthschaft, dargestellt von Dr. A. F. Riedel.

(Schlufs.)

Wir halten diese Angaben für hinreichend, um zu zeigen, dafs bei dem von dem Verf. befolgten Plane eine klare Einsicht in die Volkswirthschaft nicht gewonnen werden kann, und glauben nicht zu irren, wenn wir denselben aus einer Vorstellung zu erklären suchen, welche schon auf mehr als eine Bearbeitung der National-Oekonomie nachtheilig eingewirkt hat, nämlich auf *die*, wonach das National-Einkommen als das Ziel der einzelnen wirthschaftlichen Bestrebungen ins Auge gefafst wird. Die öftere Erwähnung des Ideals der National-Oekonomie scheint diese Meinung auch zu bestätigen. Allein das National-Einkommen, welches nur in dem Inbegriffe des unmittelbaren Einkommens der einzelnen Wirthschaften besteht, ist das sich von selbst ergebende Resultat des Strebens der Einzelnen im Volke, die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu erlangen, und mufs auch in der Wissenschaft als ein solches hervortreten.

Von den einzelnen Ausführungen mag es zur Begründung unseres Urtheils genügen, ein Paar Punkte herauszuheben und näher zu beleuchten. Wir wählen, als entscheidend für die ganze Kette der Untersuchungen, den Begriff, welchen der Hr. Verf. uns von der Nationalwirthschaftslehre giebt, und seine Betrachtung über den Maafsstab zur Bestimmung des Vermögens, weil er auf diese ein besonderes Gewicht legt. Nachdem er die falschen Vorstellungen von der Volkswirthschaft zu entfernen gesucht hat, sagt er von ihr §. 6. „Es ist vielmehr die Volkswirthschaft ein Inbegriff desjenigen vereinten staats- und privatwirthschaftlichen Verfahrens und Verhaltens eines Volks, welches, abgesehen von der Verschiedenheit seiner Bedürfnisse und Zwecke, als Gesammtheit und als einzelner für sich bestehender Persönlichkeiten, die Grundbedingung für die Lösung der Aufgaben bildet, welche die Staats- und Privatwirthschaft getrennt von einander und jede für sich verfolgen: sie ist aus an sich privatwirthschaftlichen, deren sie vorzüglich bedarf, und aus an sich staatswirthschaftlichen, ihr mehr entbehrlichen, Thätigkeiten zusammengesetzt; aber auf diejenigen Theile, Zwecke und allgemeinen Verhältnisse der Wirthschaft beschränkt, welche der Staat und die Individuen und innerhalb der letztern die verschiedenen Persönlichkeiten ungetrennt mit einander gemein haben." Zunächst müssen wir uns gegen das Zusammenfassen der beiden Gebiete, welche die Staatswirthschaft und die Privatwirthschaft einnehmen, erklären, theils weil sie auf ganz verschiedenen Principien beruhen, aus deren Aeufserung sich zwar eine Gesammtwirkung ergiebt, deren Erkenntnifs aber ein Auseinanderhalten jener beiden Gebiete nothwendig macht, theils weil aus der Privatwirthschaft und Staatswirthschaft nicht die Volkswirthschaft, sondern nur eine modificirte Privatwirthschaft entspringt. Ganz richtig hat man die Volkswirthschaft immer als den Inbegriff von wirthschaftlichen Thätigkeiten der einer bürgerlichen Gesellschaft oder einem Volke angehörenden Glieder, in ihrer wechselseitigen, aber natürlichen Abhängigkeit von einander betrachtet. Man hat dabei zwar den Staat als nothwendige Bedingung der Möglichkeit eines Volks vorausgesetzt, aber sich (allerdings mit Ausnahmen) gehütet, seine Interessen in Rücksicht des wirthschaftlichen Zustandes des Volks in Untersuchung zu ziehen. Man hat also die Volkswirthschaft behandelt, wie das Recht, welches eben so zu seiner Wirklichkeit den Staat voraussetzt, wie die Volkswirthschaft, aber auch eben so, wie diefs ein Begriff ist, der in seiner Reinheit und allgemeinen Wahrheit nur erkannt werden kann, wenn man von den besondern Einwirkungen des Staats zur Vermittelung seiner Wirklich-

keit abstrahirt. So zeigt z. B. die Nationalwirthschaftslehre die Nothwendigkeit des Geldes als Bedingung der Möglichkeit der Arbeitstheilung; aber wie das Geld zu verwirklichen ist, das zu untersuchen überläfst sie der Theorie der Staatskunst.

Mit der Ansicht des Hrn. Verfs. von dem Zusammensein staatswirthschaftlicher und privatwirthschaftlicher Thätigkeiten fällt nun aber auch jede Möglichkeit hinweg, aus seiner Erklärung den Begriff der Volkswirthschaft zu retten, weil die privatwirthschaftlichen Thätigkeiten für sich nur isolirte Erscheinungen sind. Wollte man dagegen behaupten, dafs die der hier entwickelten Vorstellung gegenüber geltend gemachte Ansicht keine Realität habe; so könnte dies nur in Folge eines grofsen Mifsverständnisses geschehen. Die Realität der Privatwirthschaft, wie man diese aufzufassen pflegt, nämlich als das in den verschiedensten Modificationen erscheinende Streben, Bedürfnisse durch Thätigkeiten zu befriedigen, ist nur durch die Realität der Volkswirthschaft möglich; denn da es ohne Arbeitstheilung gar keine bürgerliche Gesellschaft giebt, in dem Systeme der getheilten Arbeit aber die einzelne Wirthschaft (Privatwirthschaft) nur Bestand durch alle übrige zugleich vorhandene Wirthschaften hat; so ist die einzelne Wirthschaft nur in dem Systeme der Wirthschaften und durch dasselbe. Das Ganze ist die Bedingung des Einzelnen und nicht umgekehrt.

Die Ausmittelung des Maafsstabes zur Berechnung der Gröfse des Vermögens betreffend, können wir eben so wenig mit dem Hrn. Verf. übereinstimmen. Wenn er auch darin Recht hätte, dafs nur ein Theil des Vermögens sich nach dem Tauschwerthe und ein anderer nur nach dem Gebrauchswerthe berechnen lasse; so würde er doch zugeben müssen, dafs dieser doppelte Maafsstab zu gar keinem Resultate führe, wo es sich darum handelt, die Gröfse des ganzen Vermögens anzugeben. Wir bemerken aber aufserdem zur Feststellung des Gegenstandes, dafs wenn von der Aufsuchung eines solchen Maafsstabes die Rede ist, die blos subjektive Vorstellung ausgeschlossen bleiben mufs; weil die Volkswirthschaftslehre es nicht mit dem zu thun hat, was dieser oder jener meint, sondern mit dem, was sich als ein allgemeines Gesetz im Bereiche wirthschaftlicher Gegenstände geltend macht. Von einem Gebrauchswerthe, auf welchen sich kein Tauschwerth gründet, kann daher nicht die Rede sein. Indefs sind wir auch nicht, wie der Hr. Verf., der Meinung, dafs es Güter gäbe, welche, ungeachtet sie nur einen Gebrauchswerth hätten, doch einen bedeutenden Bestandtheil des Nationalvermögens bildeten; denn, abgesehen davon, dafs dies streng genommen nicht möglich ist, läfst sich auch nachweisen, dafs die Güter, welche hier gemeint werden, wirklich einen Tauschwerth haben, wenn sie auch nicht immer in den Tausch kommen, wie das Wasser an den Küsten, Stege und Wege, und sich ihre wirthschaftliche Bedeutung abgesondert schwer berechnen läfst. Die Annahme des Tauschwerths, als Maafsstab des Vermögens, wird immer durch den Gebrauch des Geldes erleichtert, wenn von einem bestimmten Zeitpunkte und einem bestimmten Volke die Rede ist. Nur wenn das Vermögen eines Volks in verschiedenen Zeiten, oder wenn das Vermögen verschiedener Völker in derselben Zeit berechnet werden soll, reicht man damit nicht aus, und ist genöthigt, in dem einen Falle die Veränderungen des Geldwerthes und in dem andern den verschiedenen Stand des Geldwerthes durch den Getreide- oder Arbeits-Preis auszumitteln. Bei Vergleichung des Vermögens verschiedener Völker würde aber dies gar nicht einmal nöthig sein und zugleich kein praktisches Resultat geben; denn indem ein Volk nach dem Vermögen eines andern Volkes fragt, will es immer wissen, was das Vermögen desselben nach seinen Vorstellungen von Vermögen für eine Bedeutung habe. Gesetzt in Frankreich wären 3 000 000 x Arbeit nöthig, um ein Resultat an Gütern hervorzubringen, wozu in England 2 500 000 x Arbeit hinreichten; so hätten die Engländer eben so Recht, das Resultat der 3 000 000 x Arbeit der Franzosen zu 2 500 000 x Arbeit anzuschlagen, wie die Franzosen Recht hätten, eine entgegengesetzte Veranschlagung vorzunehmen; weil man in England mit dem Resultate der französischen Arbeit nur über eine Arbeit von 2 500 000 x gebieten könnte, während die Franzosen mit dem Resultate der englischen Arbeit über eine Arbeit von 3 000 000 x in ihrem Lande gebieten würden. Scheinbar am richtigsten dürfte der Einwand gegen den Gebrauch des Tauschwerths als Maafstab des Vermögens sein, dafs er uns eine Verminderung des Vermögens zeigen könne, auch wenn sich die Bestandtheile desselben vermehrten. Auch ist dieser Einwand von

einem scharfsinnigen Schriftsteller gemacht worden. Wenn z. B., liefse sich anführen, jemand allerlei Metallwaaren besitzt, mit welchen er bisher x Arbeit bezahlen konnte, so wird er, wenn der Tauschwerth jener Waaren fällt, vielleicht nur noch $x - y$ Arbeit damit bezahlen können; er wird also ärmer werden, ohne dafs sich substanziell eine Veränderung in seinem Besitzthume zugetragen hat. Dieser Schlufs ist allerdings ganz richtig, aber nur in Rücksicht der Metallwaaren und nicht in Rücksicht jeder andern Waare oder der Arbeit, worin vielmehr den Metallwaaren gegenüber ein gröfserer Tauschwerth, als bisher, enthalten sein wird. Diese Andeutungen mögen hier genügen; sollen aber keineswegs die Behauptung einschliefsen, dafs die Aufgabe, das Vermögen eines Volkes zu berechnen, sich durch Anwendung des aufgestellten Maafsstabes leicht lösen lasse.

Wenn wir die grofsen Schwierigkeiten, welche mit der Darstellung der Nationalwirthschaftslehre verbunden sind, erwägen, wenn wir bedenken, dafs diese Schwierigkeiten für den Hrn. Verf. sich durch den Standpunkt, auf welchen er sich gestellt hat, noch vermehrt werden mufsten, und wenn wir endlich nicht vergessen, dafs er ohne lange Vorbereitung an die Ausarbeitung seines Werkes ging; so werden wir es ohne weiteres begreiflich finden, dafs er demselben nicht den Grad von Schärfe, Klarheit und Gedrängtheit geben konnte, der jedem wissenschaftlichen Werke zur Empfehlung gereicht, aber in einem Leitfaden, wo nicht durch die Ausführlichkeit der Erörterungen manche Dunkelheiten gehoben werden können, unerlafslich ist. Wir enthalten uns daher der Beibringung besonderer Belege, und schliefsen unsere Bemerkungen mit dem Wunsche, dafs es dem Hrn. Verf. gefallen möge, recht bald den zweiten Band seiner Untersuchungen nachfolgen zu lassen.

Eiselen.

IX.

Die Mathematik, als System betrachtet. Eine Skizze von Dr. H. Burhenne. Cassel, 1838. in Commission der Luckhardt'schen Hofbuchhandlung. 23 S. 4.

Die Mathematik hat vor allen anderen besonderen Wissenschaften den Vorzug, dafs sie ihren gesammten Inhalt als nothwendige Folge ihrer ersten Principien darstellt. In dieser Beziehung hat sie sich auch von jeher einer besonderen Achtung erfreut, und es hat sogar Zeiten gegeben, in welchen die mathematisch demonstrative Methode als die einzige wahrhaft wissenschaftliche galt, so dafs man selbst den philosophischen Schriften die äufsere Form von mathematischen gab, und die philosophischen Wahrheiten in denselben als Lehrsätze, Aufgaben und Zusätze vortrug, und mit Beweisen ausrüstete, welche um so scharfsinniger und wissenschaftlicher erschienen, je mehr sie von mathematischen Zeichen in sich enthielten. Als jedoch später, namentlich seit Kant, die Philosophie so weit erstarkt war, sich ihre eigenthümliche ihrem Wesen angemessenere Methode selbst schaffen zu können, verschwand nach und nach die hohe Achtung, welche die mathematische Methode von dieser Seite her genossen hatte, immer mehr, und es ist jetzt schon dahin gekommen, dafs Philosophie und Mathematik, welche seit dem Anbeginn der Wissenschaften stets in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden haben, sich feindlich einander gegenüberstellen. Es ist nicht zu leugnen, dafs die Mathematik in diesem Streite mit der Philosophie eine sehr nachtheilige Stellung hat, da sie ihr Gebiet des Quantitativen mit keinem Schritte verlassen kann, und folglich keine Angriffswaffen gegen die Philosophie hat, so dafs ihr nichts übrig bleibt, als sich in ihren Grenzen einzuschliefsen, in welchen sie allerdings unverwundbar ist und allen Angriffen zu trotzen vermag. Von der anderen Seite aber erscheint es als Undankbarkeit der Philosophie, wenn sie, nachdem sie so lange Zeit von der Mathematik ihre Methode entlehnt hat, jetzt, da sie derselben nicht mehr bedürftig ist, sie angreift, da sie doch vorzüglich nur durch diese Methode, welche dem unbegründeten Raisonniren, so wie der mystischen Schwärmerei, den Hauptfeinden der Philosophie, stets mit Erfolg widerstanden hat, zu ihrem gegenwärtigen Standpunkte sich hat emporarbeiten können. Eine nähere Betrachtung der Einwendungen, welche die Philosophie gegen die mathematische Methode gemacht hat, zeigt übrigens nichts anderes, als dafs diese Methode für die philosophische Erkenntnifs unzulänglich ist, keineswegs aber, dafs auch die Mathematik für sich ihre Methode aufgeben und die philosophische annehmen müsse. Ohne allen Zweifel wird

auch trotz dieser Einwendungen die Mathematik ihre Methode wie bisher beibehalten, und wird dieselbe in ihrer eigenthümlichen Weise fortbilden; denn es ist eine durchaus falsche Ansicht, zu meinen, sie sei so weit abgestorben oder so vollkommen, dafs sie einer Fortbildung unfähig wäre. Man erkennt vielmehr die bedeutenden Fortschritte, welche sie in unserer Zeit gemacht hat, sehr klar, wenn man die Meisterwerke der älteren Mathematiker mit denen der neueren vergleicht; ja man bemerkt sogar, wie die Fortschritte der mathematischen Methode mit denen der Philosophie einen innigen Zusammenhang haben. Während man in der Philosophie erkannt hat, dafs Form und Inhalt eine untrennbare Einheit ausmachen, so dafs die Methode ein Sichselbstauslegen des Inhaltes ist, und nicht ein äufserliches Thun des an die Sache herantretenden erkennenden Individuums: so ist dasselbe Princip, wenn gleich bedeutend modificirt, auch in der Mathematik herrschend geworden. In dieser Wissenschaft besteht zwar nicht jene untrennbare Einheit des Inhaltes und der Form, und es herrscht eine gewisse Willkür in der Methode, da die mathematischen Wahrheiten auf mehrfache Weise begründet werden können; allein es wird auch hier allemal durch die Sache selbst bestimmt, welche dieser verschiedenen Methoden ihrer Natur am angemessensten ist, und diese vorzüglich aufzusuchen, ist immer das Hauptbestreben der Mathematiker geworden. Hiermit hängt auch das Streben nach systematischer Darstellung der Mathematik, wie es sich in neuerer Zeit geltend gemacht hat, auf das genauste zusammen. Systematisch ist zwar die Mathematik an sich immer, insofern sie die neueren Wahrheiten auf die schon vorhandenen gründet, welche wieder in anderen ihren Grund haben, deren erster Grund in den einfachen Grundsätzen dieser Wissenschaft liegt; man verlangt aber jetzt von einer systematischen Entwickelung der Mathematik überdiefs, dafs die neuen Wahrheiten nur auf diejenigen gegründet werden, welche ihrer Natur nach am meisten dazu geeignet sind, als Gründe derselben zu dienen. Es ist klar, dafs eine solche Behandlungsweise der Mathematik, welche aus der Natur des zu behandelnden Stoffes selbst die Methode bestimmt, die schwierigste ist, da sie nicht nur eine Kenntnifs der Sätze und ihrer Beweise, sondern eine allseitige Durchdringung des Gegenstandes voraussetzt. Darum darf man auch nicht meinen, dafs sie ganz allgemein angenommen sei, vielmehr besteht neben vielen schätzbaren Behandlungen besonderer Theile der Mathematik, welche in diesem Sinne ausgeführt sind, immer noch die auch in anderen Wissenschaften beliebte Manier, nach welcher man ein fertiges irgendwoher entnommenes Princip auf den vorhandenen Stoff anwendet, um ihn nach diesem zurecht zu legen.

Zu dieser letzteren Art von Schriften gehört nun auch die eben angezeigte Skizze, die den grofsen Vorsatz hat, das leitende und bewegende Princip anzugeben, welches ein systematisches Fortschreiten in der Mathematik bedingt. Dieses Princip wird sogleich mit folgenden Worten an die Spitze gestellt: „der „Zweck dieser Skizze ist, darzustellen, dafs *das System der Mathematik ein stufenweiser Verallgemeinerungs-Procefs* ist; d. h. dafs der Fortgang im „Systeme der Mathematik durch Verallgemeinern der „Begriffe geschieht." Es werden für diese Ansicht zwei Gewährsmänner angeführt, nämlich Lagrange, dessen Ausspruch: le véritable secret de l'analyse consiste dans l'art de saisir les divers degrés d'indétermination, dont la quantité est susceptible diese Ansicht bestätigen soll, obgleich er offenbar etwas ganz anderes ausdrückt, und Ohm, dessen consequentes System der Mathematik von demselben Geiste durchdrungen sein soll, weshalb es auch bei dieser Skizze zu Grunde gelegt wird. Das ganze Gebiet der Mathematik, inwieweit es hier in Betracht gezogen wird, bezeichnet der Verf. mit dem Namen der allgemeinen Mathematik oder der Zahlenlehre, welche er in zwei Theile theilt, erstens die elementare Zahlenlehre, welche die verschiedenen Verbindungen der Zahlen betrachtet, zweitens die Analysis oder die Lehre von den Functionen, welche die Zahlenwerthe in ihrem Uebergange begreifen. Der ganze Verallgemeinerungsprocefs, wie ihn der Vf. hier dargestellt hat, läfst sich vollständig mit sehr wenigen Worten angeben, die Kunst besteht nämlich darin, dafs im ersten Theile der elementaren Zahlenlehre nur ganze Zahlen betrachtet werden, durch die Division wird nachher der Bruch eingeführt, und es können nun im zweiten Theile die in den elementaren Rechnungsarten vorkommenden Gröfsen auch Brüche sein.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Die Mathematik, als System betrachtet. Eine Skizze von Dr. H. Burhenne.

(Schlufs.)

Die Subtraktion giebt ferner, wenn der Minuendus kleiner als der Subtrahendus angenommen wird, negative Gröfsen, und deshalb wird in dem dritten Theile angenommen, dafs die in den elementaren Rechnungsarten vorkommenden Gröfsen auch negative Zahlen sein können. Beiläufig wird auch erwähnt, dafs Wurzelausziehung auf irrationale und imaginäre Zahlen führt, , dafs konsequenterweise die elementare Zahlenlehre noch zwei, den irrationalen und den imaginären Zahlen entsprechende Theile mehr erhalten sollte, der Vf. hat diefs aber nicht für gut befunden, sondern hat es bei den angegebenen drei Theilen bewenden lassen. In dem zweiten Haupttheile seines Systemes, in der Analysis, hat der Verf. seinen stufenweisen Verallgemeinerungsprocefs fast ganz vergessen. Dieser Theil soll zunächst die einfachsten Funktionen, nämlich $a+x$, $a-x$, $a.x$, $\frac{a}{x}$, a^x und $\overset{a}{\log}.\ x$, behandeln, und an diese sollen sich später „ihrer Wichtigkeit wegen" die Kreisfunktionen Sin. x, cos. x, Arc. Sin. x, Arc. cos. x anschliefsen. „Hier zunächst" (sagt der Verf. weiter p. 13) „sind jene einfachsten Funktionen in unendliche Reihen zu entwickeln, nachdem zuvor, um „diefs möglich zu machen in $\frac{a}{x}$, x^a, $\overset{a}{\log}.\ x$, statt x, „$1+x$ gesetzt ist." Beiläufig kommt sodann bei diesen Reihenentwickelungen die Differenzial-Rechnung vor mit dem Taylorschen Lehrsatze, die Integralrechnung aber findet in dem ganzen Systeme keinen Platz, entweder aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie zufällig vergessen worden ist, oder weil sie in das System nicht hat passen wollen. Es ist klar, dafs hier nur eine ganz unsystematische Willkür herrscht, und dafs diefs alles zu dem oben aufgestellten Grundprincipe gar keine Beziehung hat. — Die Variationsrechnung, welche nun folgt, nimmt als eine höhere Stufe der Verallgemeinerung, in welcher auch die Form der Funktion, oder das Gesetz, welches die unabhängige Variabeln mit der abhängigen verbindet, als veränderlich aufgefafst wird, den zweiten Theil der Analysis ein. Die Schrift schliefst sodann mit den Worten: „Eine höhere Stufe des Verallgemeinerns ist nicht „denkbar, also ist die höchste erreicht, der Verallgemeinerungsprocefs vollendet, das System durchlaufen." (Eine beliebte Art des Schliefsens, nach welcher mehrere Behauptungen, welche alle ein und dasselbe versichern, mit *also* verbunden werden, damit sie einen wissenschaftlichen Anstrich bekommen.) — Wenn der hier gegebene Inhalt der kleinen Schrift sehr armselig erscheint, so darf man nicht meinen, dafs die Schrift selbst reichhaltiger ist, etwas länger ist sie nur dadurch geworden, dafs überall mathematische Formeln und hin und wieder einige Sätzchen aus Ohm's Handbuche eingestreut sind, welche als ganz überflüssiger Zierrath füglich hätten wegfallen können. Da die Art und Weise, wie der Verf. sein Princip des Verallgemeinerns durchgeführt hat, offenbar ganz verfehlt ist, so wollen wir dieselbe nicht weiter in Betracht ziehen, sondern nur noch bei der Prüfung dieses Princips selbst etwas verweilen. Der Grundfehler desselben liegt offenbar darin, dafs es nicht aus dem Wesen des Mathematischen selbst entnommen ist, sondern nur eine allgemeine logische Kategorie enthält, welche zur Anordnung eines jeden anderen beliebigen Stoffes mit demselben Erfolge angewendet werden kann. Defshalb ist es auch nicht gradezu als falsch, sondern vielmehr als einseitig zu bezeichnen. Auch ist nicht wohl zu leugnen, dafs Verallgemeinerung der Grundbegriffe in einer systematischen Entwickelung der Mathematik stattfinden mufs, aber eben so wahr ist es auch, dafs

das Fortschreiten im Systeme durch Besonderung des Allgemeinen geschieht. Diefs tritt sogleich mit gröfster Klarheit bei dem Fortschritte von der Addition zur Multiplikation, und von der Multiplikation zur Potenzirung hervor, und wenn der Verf. nicht durch seine vorgefafste Meinung verblendet worden wäre, so hätte er diefs ebenfalls sehen müssen, da er selbst p. 5 sagt: „Gleichheit der Summanden führt zum Produkt; „Gleichheit der Faktoren führt zur Potenz." Die Multiplikation ist also zunächst nur derjenige ganz specielle Fall der Addition, in welchem die Summanden alle unter einander gleich sind, und die Potenzirung ist wieder der specielle Fall der Multiplikation, in welchem die Faktoren unter einander gleich sind. Ueberhaupt findet sich die Besonderung eben sowohl als die Verallgemeinerung in dem Systeme der Mathematik, und sie finden sich nicht nur neben einander, sondern es ist sogar fast durchgehends jede Verallgemeinerung zugleich eine Besonderung und umgekehrt. Wenn man z. B. die Einheit, die ganze Zahl und den Bruch in Rücksicht auf ihre Allgemeinheit mit einander vergleicht, so kann man die ganze Zahl als allgemeiner ansehen als die Einheit, und den Bruch als das allgemeinste, insofern die ganze Zahl ein besonderer Bruch, (dessen Nenner = 1) und die Einheit eine bestimmte von den vielen ganzen Zahlen ist; von der andern Seite aber kann man mit demselben Rechte die Einheit als das allgemeinste betrachten, in wiefern jede ganze Zahl und jeder Bruch wesentlich eine Einheit ist. Die Begriffsbestimmungen des Allgemeinen, Besonderen und Einzelnen, welche jeder systematisch wissenschaftlichen Entwickelung wesentlich inwohnen, verhalten sich überhaupt nicht als ausschliefsend gegen einander, sondern nur ihre lebendige Einheit bringt Wissenschaft und Erkenntnifs hervor. Eine besondere Betrachtung verdient noch diejenige bestimmte Art der Verallgemeinerung, nach welcher Erklärungen, Sätze oder Formeln, die ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäfs nur für ganze positive Zahlen statthaben, auch auf negative, gebrochene und irrationale Zahlen ausgedehnt werden. Diese Verallgemeinerungsart, welche der Verf. in dem ersten Theile seines Systemes anwendet, dient unter anderm dazu, je zwei der sechs Fundamental-Rechnungsarten, und zwar immer die einander entgegengesetzten, Addition und Subtraktion, Multiplikation und Division, Potenzerhebung und Wurzelausziehung unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zusammenzufassen und ist darum für diese Rechnungsarten wesentlich. Sie kommt auch im weiteren Verlaufe der Analysis nicht selten vor, verliert aber hier die wichtige Bedeutung das Entgegengesetzte in eine Einheit zusammenzubegreifen, und wenn hier Formeln, welche anfangs nur unter der Voraussetzung bewiesen waren, dafs eine der darin vorkommenden Gröfsen eine absolute ganze Zahl sei, später verallgemeinert werden, indem gezeigt wird, dafs sie auch gelten, wenn diese Gröfse eine beliebige gebrochene oder irrationale Zahl ist, so wird dadurch nur eine Unvollkommenheit des früheren Beweises aufgehoben, welche in einer überflüssigen Voraussetzung bestand. Zuweilen kann man jedoch auch in der Analysis durch diese Art der Verallgemeinerung von einer niederen Stufe zu einer höheren aufsteigen, z. B. von der Fakultät $(a+b)\ (a+2b)\ (a+3b)\ \ldots\ldots\ (a+n\,.\,b)$ zu einer transcendenten Funktion, in welcher nicht mehr vorausgesetzt wird, dafs n eine absolute ganze Zahl ist, und welche, sobald n eine absolute ganze Zahl wird, in jene Fakultät übergeht. Dieser Uebergang von der specielleren Funktion zu der allgemeineren giebt aber niemals eine bestimmte allgemeinere Funktion, da es bekanntlich immer eine unendliche Anzahl verschiedener Funktionen giebt, welche für alle ganzzahligen Werthe einer darin vorkommenden Gröfse mit irgend einer gegebenen zusammentreffen. Diese Verallgemeinerung führt daher niemals von einer Funktion zu *einer* anderen, sondern zu einer ganzen Klasse anderer Funktionen, aus denen man aber gewöhnlich, entweder blindlings oder durch besondere Gründe bestimmt, nur eine herausgreift. Durch dieselbe Art der Verallgemeinerung hat neulich ein französischer Mathematiker Liouville eine Weiterbildung der Analysis versucht, indem er die Indices der Differenzialquotienten, die der ursprünglichen Erklärung gemäfs absolute ganze Zahlen sein müssen, als beliebige continuirlich veränderliche Zahlen auffafst. Die Definition des Differenzialquotienten wird natürlicherweise dieser Annahme gemäfs eine ganz andere, und die Bedingung, dafs die neue Definition mit der alten zusammentreffen mufs, sobald der Index eine positive ganze Zahl wird, reicht nicht hin, um die neue Definition zu bestimmen, so dafs es, was Liouville übersehen zu haben scheint, nicht nur diese eine von ihm gewählte Diffe-

renzialrechnung beliebiger Indices giebt, sondern neben dieser noch eine unendliche Anzahl anderer. Wir wollen über den Erfolg, welchen eine vollständige Ausführung einer solchen allgemeinen Differenzial-Rechnung haben kann, nicht zu voreilig aburtheilen, bis jetzt aber ist die Anwendbarkeit derselben noch gar sehr beschränkt durch die Bedingungen, welchen eine Funktion sich unterwerfen mufs, damit überhaupt ein Differenzialquotient von beliebigem Index für dieselbe gefunden werden könne, und was die bisher durch diese neue Rechnungsart erlangten Resultate betrifft, so beschränken sich dieselben auf einige Eigenschaften bestimmter Integrale, welche sich auf direktem Wege einfacher und allgemeiner herleiten lassen. Im Allgemeinen ersieht man hieraus, dafs die genannte Art der Verallgemeinerung in vielen Fällen zwar zulässig ist, aber nicht immer einen in der Natur der Sache liegenden Fortschritt bewirkt, dafs vielmehr zuweilen dadurch dem zu behandelnden Gegenstande ein gewaltthätiger Zwang angethan wird, welcher einer echt systematischen Entwickelung zuwider ist.

Wenn nun überhaupt sich gezeigt hat, dafs die Verallgemeinerung für sich unfähig ist ein systematisches Fortschreiten in der Mathematik zu bewirken, so ergiebt sich natürlicherweise die Anforderung, dafs an die Stelle dieses unhaltbaren Princips ein anderes besseres gesetzt werde. Dieser Anforderung ist aber bereits hinlänglich genügt worden, und zwar nicht sowohl durch einen gescheuten Einfall eines Einzelnen, als vielmehr durch die Richtung, welche die Wissenschaft im Ganzen genommen hat, nämlich die systematische Entwickelung gar nicht durch ein äufseres anderswoher entnommenes Princip, sondern durch das Wesen des zu behandelnden Stoffes selbst, bestimmen zu lassen.

E. Kummer.

X.

Kritik der Geschichte der Offenbarung. 1. *Th.* 1. *Band.* Auch unter dem Titel: *Die Religion des Alten Testaments in der geschichtlichen Entwickelung ihrer Principien dargestellt von Lic. Bruno Bauer, Privatdocenten an der Fr. Wilh. Univ. in Berlin. Erster Bd. Berlin bei Dümmler. C. u.* 331 *S.* 8.

Der würdige Hr. Verf., der sich durch seine Zeitschrift für speculative Theologie und durch seine Recensionen in diesen Jahrbüchern den gerechten Dank des Publicums eben so sehr durch das was er sagt, als durch die lichtvolle Form, wie er es sagt, erworben hat, kann sicher darauf rechnen, es werde ihm die nämliche dankbare Anerkennung auch jetzt reichlich zufliefsen, wo er anfängt, die Schätze seines Wissens in einem gröfsern selbstständigern Werke zu verarbeiten und sie gemeinnützig für die christliche Theologie zu machen. Er hat einen Gegenstand gewählt, der, wie er an sich die Aufmerksamkeit in einem hohen Grade fesselt, so nur von demjenigen tüchtig und mit gutem Erfolg bearbeitet werden kann, der das Gebiet der philosophischen und theologischen Studien mehr, als flüchtig, durchlaufen, und in beiden Wissenschaften seine rechte Heimath gefunden hat. Da Hr. B. sich von jeder einseitigen Subjectivität, die über das blofse Meinen und Fürwahrhalten fast nirgends hinauskommt, rein und frei zu erhalten sucht, und nur, was im Angesichte der wahren Wissenschaft für vernünftig und allein richtig gelten kann, in Anspruch nimmt, so ist hiermit auch schon der Kritik der Maafsstab in die Hand gegeben, als welche sich wohl wird hüten müssen, dafs sie nirgends nach eigenen zurechtgelegten Ansichten, subjectiven Eindrücken, Gefühlen u. s. w. entscheide, sondern vielmehr zusehen mufs, einzig und allein dem Geltung zu verschaffen, was ebenfalls von dem Standpuncte der wahren Theologie aus als ein Recht angesprochen werden kann und mufs.

Wie aber in der christlichen Kirche überhaupt verschiedene Stufen des Glaubens nicht blofs denkbar, sondern auch in der Wirklichkeit vorhanden sind, so läfst sich innerhalb dessen, was wir die wahre Theologie nennen mufsten, gar wohl ein hinlänglicher Raum für Zweie denken, wo sich der eine mehr der negirenden, der andere mehr der affirmirenden Seite zuwendet, ohne dafs das innere Wesen, oder der eigentliche Kern jener Theologie dadurch alterirt würde. Hat nun Hr. B. die Data der ältesten hebräischen Geschichte, deren Substanz, unter dem scharfen Messer von Vatke, zu einem dünnen Faden geworden war, der jeden Augenblick zu zerreissen drohte, mit grofser Sorgfalt geprüft und Manches wieder aufgebaut, dessen Einsturz man mit Bangigkeit befürchtete, so wird es auch dem Rec. nicht verargt werden, wenn er da und dort noch einen Schritt weiter geht, als der Verf. des vorliegenden Werks, und dies um so dreister, je

mehr er glaubt nachweisen zu können, es geschehe dieses gemäfs den Principien, die Hr. B. selbst zugestanden und zu denen er sich geradezu bekannt hat. Das zu beurtheilende Werk darf aus gutem Grunde ein Epoche machendes genannt werden, und dieserhalb verlangen vor allen Dingen drei Fragen nur Beantwortung, die eine, wie sich die hier geäufserte Kritik der Geschichte der Offenbarung zur Vergangenheit, also zu der Periode verhält, wo die rationalistische Aufklärung nur starre Orthodoxie umstürzen und ihr das Grab bereiten wollte, die andere, in welcher Beziehung es zur Gegenwart steht, und die letzte endlich, welche Aussichten es für die Zukunft öffnet.

Sehen wir auf die Vergangenheit zurück, die der Verf. bereits hinter sich hat, dann ist es einleuchtend, dafs ihn in philosophischer Hinsicht weder Kant noch andere befriedigen können, dafs er aber in der Theologie noch weit weniger mit jener Orthodoxie, die sich mit der genannten Philosophie nicht recht streiten, aber auch nicht recht aussöhnen wollte, übereinstimmen, und am allerwenigsten endlich der Kritik in der sogenannten Aufklärungsperiode, die man füglich eine Afterkritik nennen kann, weil sie zu ihrem Ausgangspuncte kein Princip mifsbrachte, und zu ihrem Endpuncte kein Ziel hatte, das Wort reden will. Es ist nicht nöthig, zu diesem Urtheile besondere Beweisstellen zu liefern, da sie jeder in den Anmerkungen zu unserer Schrift bald auffinden, auch durch den ganzen Gang, den die Untersuchung genommen hat, darauf hingeführt werden wird. Statt dessen wollen wir lieber ein Wort mehr über die Stellung sagen, in welcher sich der Hr. Verf. zu den Repräsentanten der gegenwärtigen theologischen Richtungen befindet, ohne hier dem vorzugreifen, was erst weiter unten seine genügende Erörterung erhalten kann.

Mit Hengstenberg und Hävernick, gegen die er grade nicht in directer polemischer Richtung auftritt, wozu ihm auch der ruhige Gang seiner Untersuchung keine Veranlassung darbot, kann er natürlich nicht einverstanden sein, doch geschieht es auch wieder, dafs er in einzelnen Fällen ihnen gern beipflichtet, und sich also auch hier wesentlich von denen unterscheidet, die Alles, was Männer von jener Richtung sagen, kurzweg für Null und nichtig erklären. Zwei andere berühmte Männer unserer Zeit, die dem Hrn. Vf. ziemlich nahe stehen, von Bohlen und Vatke, müssen es sich ebenfalls gefallen lassen, dafs ihre Ansichten zum öftern — und Rec. setzt hinzu, aus sehr triftigen Gründen — bestritten werden. Ihnen gegenüber hat sich die Kritik des Hrn. B. jedenfalls den Namen einer eben so besonnenen, als gewissenhaften erworben. Wir bitten nebenbei, hieraus nicht etwa den übereilten Schlufs zu ziehen, als müfste man nun die Kritik der beiden vorhin genannten Männer schlechthin eine unbesonnene und gewissenlose nennen. Rec. wünscht nur dem Hrn. B. das gröfsere Lob zu spenden, dafs er die Kritik, die auch er nicht in die alten Fesseln zurückgeschlagen sehen mag, in den gehörigen Schranken der wahren Freiheit zu handhaben bemüht ist.

Da die Ansichten eines nicht minder bedeutenden Kritikers — es gilt de Wette — eben so gut der nächsten Vergangenheit, wie der Gegenwart angehören, und da der eben genannte Gelehrte bei allem unangenehmen Hin- und Herschwanken, welches man ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen hat, doch immer den unbefangenen Forschern beizuzählen ist, so mufs bemerkt werden, dafs Hr. B. auch diesen Gelehrten mit Geschick widerlegt, den Geist der uralten Geschichte richtiger gewürdigt, und ihre Quelle anderswo, als in den Verstandesreflectionen, an welche wir uns jetzt gewöhnt haben, aufgefunden hat. Wir verweisen der Kürze wegen auf die Aeufserungen über de Wette, Michaelis und von Cölln S. 165. Ueber sein Verhältnifs zu Bähr und dessen Symbolik hat sich der Hr. Verf. selbst hinlänglich in seiner Zeitschr. Bd. 3. H. 2. S. 502 ff. ausgesprochen, und wir selbst werden auf diesen Punct weiter unten zurückkommen. Kurz, man sieht es der vor uns liegenden Schrift deutlich an, wie sie die theologischen Hauptrichtungen der Gegenwart nicht blofs begriffen, sondern geistig durchdrungen, jetzt bestritten, und dann wieder geläutert und verklärt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Kritik der Geschichte der Offenbarung. 1. *Th.* 1. *Band.* Auch unter dem Titel: *Die Religion des Alten Testaments in der geschichtlichen Entwickelung ihrer Principien dargestellt von Lic. Bruno Bauer.*

(Schlufs.)

Welche Aussichten sie endlich in Ansehung der Zukunft öffnet? auch diese Frage dürfte sich jetzt leicht beantworten lassen. Einestheils wird sie warnend für solche Apologeten der alttest. Geschichte, die es mit dieser noch genauer nehmen möchten, als man es mit den Berichten der Evangelisten, die doch einer viel spätern Zeit angehören, nehmen kann. Ist es bei diesen Berichten eine eben so vergebliche und undankbare, als auch hinwiederum ganz schädliche Mühe, alle und jede Widersprüche bis auf ein Haar ausgleichen und eine Harmonie erzwingen zu wollen, dann mufs das Unternehmen derer noch viel thörichter erscheinen, welche die Urgeschichte, wenn doppelte Berichte von ihr vorliegen, bis auf Kleinigkeiten ausgleichen und hierzu Künste von Gewaltstreichen anwenden möchten. Da Rec. so eben das N. T. erwähnte, so mufs er es eben so unverholen bekennen, wie der Hr. Verf. von einer andern Seite her für den Apologeten auch noch ein freies und weites Feld übrig gelassen hat. Ueber einen sehr wichtigen Punct, der Anführungen Christi und seiner Apostel, namentlich des Paulus, aus 1 Mos. I—3. betrifft, ist er ganz mit Stillschweigen hinweggegangen, was um so unangenehmer auffällt, da er sonst den Grundsätzen einer gesunden und wohl abgemessenen Kritik zu huldigen gewohnt ist. Hier findet der künftige Apologet ein Gebiet, wo er rüstig für die Auctorität Christi streiten kann, ohne dafs er genöthigt wäre, auf die Rechte einer wahren Philosophie Verzicht zu leisten.

Was nun die eigentliche Philosophie des Hrn. Vfs. anbelangt, so ist diese, wie bekannt, die Hegel'sche; wie sie indefs bereits unter seinen Händen Modificationen erhalten hat, so läfst sich auch ganz und gar nicht bezweifeln, es werde Solches auch für die weitere Zukunft geschehen. Der gewaltige Einflufs, den diese Philosophie auf die Theologie geübt hat, und fortwährend übt, kann nun einmal nicht geleugnet werden; im Einzelnen jedoch mufs die Aufgabe, beide Wissenschaften zu versöhnen, ruhig und nach und nach ihre Lösung erwarten.

Ehe Rec. diese allgemeine Charakteristik des gegenwärtigen Werks schliefst, hält er sich verpflichtet, zu bemerken, wie Hr. B. offenbar auch dadurch eine der verdienstlichsten Arbeiten unternommen hat, dafs er den Inhalt der alttest. Religion, den man in vergangenen Jahrzehnten erst aufs Tiefste herabsetzen (die gewöhnlichen Rationalisten) und nachher ignoriren (Schleiermacher und And.) wollte, wieder mit zu Ehren zu bringen und einem so wichtigen Gegenstande ein wahrhaft ernstes und gründliches Studium zuzuwenden sucht.

Da es ganz überflüssig erscheint, über die Form des Werkes, wo Alles an dem Faden der strengsten Logik fortläuft, und wo nicht ein einziges Mal der Fall vorkommt, dafs das Erste eben so gut das Letzte, und umgekehrt das Letzte das Erste sein könnte, auch nur ein Wort zu verlieren, so wendet sich nun die Kritik mit Recht gleich zu dem Inhalt desselben. Hier sind zwei Puncte zu besprechen, indem das erste Buch von dem Standpuncte des patriarchalischen Bewufstseins und seinen Voraussetzungen, das zweite aber von dem Gesetze handelt. In beiden Fällen werden sich Veranlassungen finden, die uns zugleich auf den Inhalt der vorangeschickten Einleitung zurückzublicken nöthigen.

Das patriarchalische Bewufstsein mufs natürlich von Abraham seinen Ausgangspunkt, und ihn selbst

als den Repräsentanten eines solchen Bewufstseins nehmen. Eine Präexistenz des Monotheismus jenseit der Offenbarung an Abraham glaubt der Hr. Verf. nicht vorgefunden zu haben, S. 61, über Abraham selbst aber läfst er sich S. 72, 73 also vernehmen: „Bedenken wir nun, dafs selbst die heidn. Religionssysteme nicht von einander abgeleitet werden dürfen, da jedes in der religiösen Bestimmtheit der einzelnen Volksgeister mit einem Schlage gesetzt ist, und jede Aneignung fremder Elemente die ursprüngliche Bestimmtheit des Volksgeistes voraussetzt und durch eben dieselbe bedingt und modificirt wird, so werden wir aufhören, den Ursprung des Monotheismus in einem heidnischen Religionssystem zu suchen. Der Ursprung des Monotheismus kann nur in der Nothwendigkeit des Begriffs, d. h. in seinem innern absoluten Anfange gegeben sein.

Das wirkliche Bewufstsein von Einem substanziellen Subject ist daher in dem freien Acte gegeben, in welchem *Gott sein Selbstbewufstsein im endlichen Geiste setzt, also im Aufgange der Offenbarung.*"

Hierauf wird dann gezeigt, wie der Verstand dessenungeachtet nicht aufhören könne, die Erscheinungen des religiösen Geistes in Beziehung zu setzen, und wie er nach dem Zusammenhange des alttest. Princips mit den Formen des orientalischen Geistes von einem solchen Standpuncte aus fragen müsse. Bei dieser Gelegenheit wird Abraham als Chaldäer und als Nomade betrachtet und gezeigt, wie nicht einem Volke als solchem, sondern nur einem Individuum der Monotheismus offenbart werden konnte. Den schönen Schlufs des Paragraphen noch hinzugenommen, welcher die Hebräer ein einziges Volk nennt, müssen wir das Ganze zwar anziehend nennen, glauben aber doch auch behaupten zu dürfen, dafs im Einzelnen der Beweis noch mehr hätte geschärft, und der wesentliche Unterschied eines Abraham von andern Stiftern orientalischer Religionen noch stärker hätte hervorgehoben werden sollen. Sind etwa die zuletzt genannten Systeme in demselben Sinne mit einem Schlage gesetzt, in welchem Gott sein Selbstbewufstsein in dem endlichen Geiste Abrahams mit einem Schlage gesetzt hat?

Der Hr. Vf. möge nicht glauben, als wären seine schätzbaren Erörterungen über die Idee der Offenbarung, Einl. S. L ff., die wir dringend zum Nachlesen empfehlen, von uns unberücksichtigt geblieben.

Was etwa über die Ansichten des Hrn. Vfs., welche die Engelserscheinungen in der Geschichte Abrahams und den Mangel des Glaubens an Unsterblichkeit bei den Patriarchen betreffen, gesagt werden könnte, will Rec. nicht näher beleuchten, sondern dieses andern Kritikern überlassen; dagegen kann er sich nicht enthalten, zwei Wünsche auszusprechen, den einen, dafs es Hrn. B. gefallen haben möchte, die treffliche Entwickelung der göttlichen Eigenschaften S. 83, 84. in etwas erweiterter Form zu geben. Er hat sich blofs auf die Einheit, auf die Macht und auf die richtende Gerechtigkeit bezogen. Wo bleibt denn hier die Langmuth und die Geduld, die wir als einen wahren Spiegel der göttlichen Heiligkeit in jener Geschichte, wo Abraham eine Fürbitte für Sodom und Gomorrha einlegt, hervortreten sehen? Ein zweiter Wunsch wäre dann der, es möchten die beiden Geschichten von Isaacs Aufopferung und von Jacobs Segen, jene nach unsrer Anschauung in Ansehung ihres endlichen Verlaufs, wo sie so rührend schliefst, diese noch bestimmtere Beziehung auf die göttliche Offenbarung erhalten haben, damit der Leser über die Vorstellung des Hrn. Vfs. nicht in irgend einer Unruhe gelassen würde.

Nöthigte nicht der Raum, bald wieder abzubrechen, so müfsten noch die meisterhaften Zeichnungen, welche den Gott Abrahams über den Gott Melchisedeks hinausstellen, und welche Jacobs Kampf angehen, näher besprochen werden.

Wir wenden uns darum sofort zu dem zweiten Buche, welches von dem Gesetze handelt. Hier möchte es vorerst am rechten Orte sein, etwas über den doppelten Titel unseres Buches zu sagen. Genügend weist sich der Hr. Verf. darüber aus, es sei richtiger, von einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Religion des A. T. als — z. B. mit Vatke — von einer biblischen Theologie zu sprechen. Eben so ist auch dem folgenden Zusatz dieses Titels, welcher es mit der geschichtlichen Entwickelung der Principien zu thun hat, consequent im ganzen Buche sein Recht widerfahren. Gleiches läfst sich jedoch nicht von dem ersten Titel — Kritik der Geschichte der Offenbarung — sagen, denn die Gesetze, auf welche jetzt unsere Beurtheilung übergeht, werden, dem gröfsern Theile nach, wohl in ihrem geschichtlichen Zusammenhange erfafst, aber nicht einer besondern Kritik unterworfen, und darum läfst sich der eben erwähnte Titel,

der im rechten Sinne nur der Urgeschichte angehört, nicht anders, als mit Zwang, auf das ganze Werk anwenden.

Was nun den Inhalt des genannten zweiten Buches anbelangt, so kommen hier wieder drei Hauptfragen zur Besprechung, wo die erste das Volk, die zweite den Gesetzgeber und die dritte die Gesetze selbst angeht. Der erste Punct erinnert uns an das, was der Hr. Vf. über die geschichtlichen Voraussetzungen des Gesetzes gesagt hat, und wo er sein gefundenes Resultat in die Worte zusammenfafst S. 120: „Als Inhalt, den die Hebräer bis zu Moses erlebten — nämlich in Aegypten — ergaben sich uns die *Voraussetzungen des Gesetzes nach seiner rechtlichen und religiös-symbolischen Seite.* Nach der ersteren Seite war die Verfassung in der Form des Herkommens so weit ausgebildet, dafs sie in das wirkliche Volksbewufstsein übergehen mufste. Was die Symbolik des Cultus betrifft, so war in einem allmähligen Prozefs der Naturdienst, in welchem das höhere Bewufstsein der Idealität sich zu gestalten suchte, in dem Maafse mit dem höhern Princip verwachsen, dafs das Bewufstsein von diesem durch die gewonnene Grundlage gekräftigt in seiner neuen Gestalt sich zusammenfassen und als Gesetz des gemeinsamen Volkslebens fixiren mufste."

Die bestimmten Stadien der Entwickelung der hebräischen Nationalität in Aegypten werden gleich nachher besonders und sehr anschaulich geschildert, wo wir nebenbei auch auf gute philologische Bemerkungen aufmerksam zu machen haben.

Man sieht es der mitgetheilten Aeufserung im ersten Augenblicke an, wie durch sie ein Durchgangspunct für das Gesetz in allen seinen Erscheinungen gewonnen werden sollte. Rec. trägt auch diesmal kein Bedenken die geschichtliche Entwickelung eine höchst gediegene zu nennen, nur erlaubt er sich auch wieder die Bemerkung, dafs der Gegenstand eine etwas zu einseitige Behandlung erhalten, und dafs Hr. B. wohl den Forderungen des denkenden Geistes, aber nicht den eben so starken Forderungen der wirklichen Geschichte, entsprochen, mithin die Aufgabe nur zur Hälfte, und noch nicht vollständig gelöst hat. Wir können es immerhin zugeben, dafs wir eine bedeutende Lücke antreffen, wenn wir von dem ersten Buch Moses auf das zweite übergehen; wir dürfen es weiter einräumen, dafs uns die Geschichte über den mehrseitigen Bildungsgang des hebräischen Volks in Aegypten so gut wie in Stich gelassen hat: aber das wird man auch von der andern Seite her uns zugeben müssen, dafs laut der Geschichte der Aufenthalt der Hebräer im genannten Lande mehr als eine retrograde Bewegung angesehen und als mit dem tiefsten Verfall abschliefsend dargestellt wird.

Doch hier gilt es einen Punkt, dessen wir schon früher Erwähnung thun, und der mit der theologischen oder richtiger gesagt, philosophischen, Grundrichtung des Hrn. Vfs. zu genau verwachsen ist. Ihm gilt die successive Fortbildung des menschlichen Geschlechts, wo unter Ringen und Kämpfen nur eine allmählige Abstreifung des Schlechten und ein Ergreifen des Bessern gewonnen werden kann, für ein Princip, welches niemand zu bestreiten und umzustofsen vermag. Indefs Rec. ist nicht der Erste, der gegen das Falsche, was sich an diese Ansicht angeschlossen hat, Einrede erhebt, sondern es hat auch auf eine ähnliche Art sich Moll kürzlich in diesen Jahrbüchern, in einer Rec. über Billroth ausgesprochen, und mit Bezugnahme auf den Muhamedanismus, welcher nach dem Christenthum aufkam, und auf ähnliche Erscheinungen gezeigt, wie in der Cultur des Geistes bedeutende und langdauernde Rückschritte geschehen können, und wie also auch nicht bei einzelnen Völkern eine stetig fortschreitende und ungehemmte Entwickelung angenommen werden kann. Hierdurch soll das Princip des Hrn. Vfs. nicht in seiner Nichtigkeit dargestellt, sondern es soll nur seine einseitige Richtung bekämpft werden. Machen wir so eben die Anwendung auf den vorliegenden Fall, so wird sich ergeben, dafs Beides nicht probehaltig sein kann, vier Jahrhunderte — vgl. S. 118 — in der Geschichte zu streichen und sich das hebräische Volk zur Zeit der Gesetzgebung wie eine unbeschriebene Tafel zu denken, aber auch das Andere nicht, wo man mit Hrn. B. annehmen soll, eben dieses Volk sei so vorbereitet und so durch und durch gebildet zur Gesetzgebung herangekommen, dafs es das Gesetz selbst kaum anders, denn wie einen bekannten, erwünschten und sehr theuern Gast auf und angenommen habe.

Die Bedenklichkeiten, die man gegen die eben ausgesprochene Ansicht erheben möchte, finden sofort ihre Erledigung, wenn wir nun gleich den Gesetzgeber, wie er als persönlicher Vermittler erscheint, hinzunehmen. Es wird nöthig sein, dafs wir uns

zu allererst über die Bedeutung eines Gesetzgebers in abstracter Allgemeinheit einigen, ehe wir auf die concrete Erscheinung, wie sie uns in Moses entgegentritt, übergehen. Jeder Gesetzgeber, gleichviel, ob wir ihn innerhalb oder aufserhalb der göttlichen Offenbarung, auftreten sehen, wird, im Bewufstsein seines geistigen Uebergewichts, originell und umschaffend, weniger aber blofs umgestaltend erscheinen, und er wird nicht so sehr eine gewisse Summe von Kenntnissen, als vielmehr Ehrfurcht und Hingabe des Herzens bei denen, an die sich seine Ansprache richtet, voraussetzen müssen.

Tragen wir das so eben Gesagte auf Moses über, um seiner Persönlichkeit eine recht präponderirende Gestalt zu geben, so thun wir im Grunde nur, wozu wir von dem scharfsinnigen Hrn. Vf. selbst aufgefordert werden, indem dieser S. 151 treffend darauf hindeutet, wie der Begriff der Erhabenheit Gottes dem *Wunder* auf dem Standpuncte des Gesetzes eine nothwendige Stellung gegeben habe. Hier müssen wir mit hinzunehmen, was wir §. XII. in der Einleitung, über den Begriff des Wunders gesagt finden. In dem angegebenen Paragraphen hat Hr. B. nicht allein die irrigen Ansichten, wie sie sich bei gläubigen und bei ungläubigen Theologen kund thun, gehörig zurückgewiesen, sondern auch das Wunder in sein Verhältnifs zur Schöpfung und zur Offenbarung gesetzt, und dann noch gezeigt, wie man zwischen den Wundern Christi und den Wundern derer, welche blofs Träger und Diener des göttlichen Willens waren, zu unterscheiden habe. Nur eine Frage sei hier erlaubt, ob es dem Hrn. Vf. nicht möglich gewesen sein sollte, seine Gedanken noch etwas klarer darzulegen, da es ja bekannt genug ist, wie grade seine Schriften innere Gediegenheit und formelle Verständlichkeit in gleich hohem Grade und als gleich hervorstechende gute Eigenschaften an sich tragen.

Beiläufig darf nicht unerwähnt bleiben, wie auch diesmal über Moses und über den sogenannten jüdischen Particularismus Observationen vorkommen, die mit den gewöhnlichen mehr als rivalisiren, und gegen die letztgenannten ziemlich contrastiren möchten. Da Gott, der *Heilige*, die Welt an seiner Heiligkeit Theil nehmen lassen will, und zwischen sich und ihr keinen Gegensatz duldet, so wird von hier aus der Uebergang zum Gesetz vermittelt, zu dessen Besprechung wir uns so eben wenden. Neben der einen Ausstellung, die wir schon oben berührten, wo wir dem zwiefachen Titel des vorliegenden Werkes begegneten, dringen sich uns noch drei andere auf, die wir kürzlich angeben wollen. Den wahren Standpunct des Gesetzes sehen wir insofern etwas verschoben, als immer nur von Legalität schlechthin die Rede ist; die Moralität aber ganz ausgeschlossen wird. Hier zeigt sich aber auch alsbald — und das nenne ich die zweite Ausstellung — wie sich der Hr. Verf. unbewufst in Widersprüche verwickelt hat, denn wenn er nicht umhin kann, das verbotene Heirathen unter nahen Verwandten aus der sittlichen Natur des Menschen abzuleiten, und wenn er den Abscheu gegen die Polygamie auf ein gleiches Gefühl der Sittlichkeit zurückführt, dann giebt er ja sattsam zu erkennen, wie auch die Moralität stark genug bei der Gesetzgebung concurrire, und wie das Gesetz sie eben so sehr zu seiner Voraussetzung, als zu seinem Zwecke habe. Eine dritte Ausstellung, die sich noch mit anreiht, ist sehr untergeordnet zu nennen, denn sie erstreckt sich lediglich auf gewisse Wiederholungen, die sich mit leichter Mühe vermeiden liefsen. Die Richtigkeit dieser Ausstellung wird sich dem Hrn. Verf. bewähren, wenn es ihm beliebt, den Abschnitt von den Ehegesetzen noch einmal einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen.

Doch, wie unbedeutend erscheint auch diesmal der Tadel der Kritik gegen das Verdienst, welches sich Hr. B. durch das ganze zweite Buch, vom Gesetz erworben, wo er seinen Gegenstand so richtig aufgefafst hat, dafs ein Theil aus dem andern in logischer Ordnung, und dabei in angemessener Kürze, entwickelt, und dem Leser das grofse Bild des ganzen Gemäldes in frischen Farben und in einem herrlichen Rahmen vor die Seele hingestellt wird. Man kann bei einer solchen Darstellung gar nicht umhin, bald die Wege der göttlichen Weisheit zu bewundern, bald das hebräische Volk in seiner Nationalität zu preisen, bald manche Seite seines eigenen Herzens zu belauschen und dann wieder immer aufmerksamer zu beobachten.

Im Einzelnen liefse sich auch bei diesem nicht wenig interessanten Abschnitt auf eine Menge von apologetischen und polemischen Winken, die man namentlich in den Anmerkungen niedergelegt findet, aufmerksam machen, wenn dazu hier der Raum vorhanden wäre. Nur Eins darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Wir rügten es oben als einen Mangel, dafs man da und dort die Berücksichtigung des N. T. vermisse. Dies kann man aber nicht so verstehen, als ob ein solcher Mangel sich durch das ganze vor uns liegende Werk hindurchziehe; vielmehr mag uns die Erörterung der bedeutungsvollen Stelle, Deut. 18, 15—18. S. 277 von dem Gegentheil überzeugen, und es uns nur bedauern lassen, dafs wir ähnliche Erläuterungen nicht noch öfter bekommen haben.

Rec. sieht der Weiterführung und Vollendung des schätzbaren Werkes mit wahrer Freude entgegen, glaubt auch, dafs sich dann die Grundprincipien, von denen Hr. B. ausgeht, in noch mehr markirter Gestalt herausstellen, und dafs er selbst bei den Individualitäten, welche grade das A. T. so reichlich darbietet, etwas länger verweilen, dieserhalb auch einzelnen Wundererzählungen u. s. w. eine noch gröfsere Aufmerksamkeit widmen werde.

Wir scheiden mit inniger und erneuerter Hochachtung von dem Hrn. Verf., dessen Werk sich um so leichter liest, als nur ganz unbedeutende Druckfehler vorkommen.

Stein.

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

XI.

Literarische Reise nach Italien im Jahre 1837 *zur Aufsuchung von Quellen der böhmischen und mährischen Geschichte. Von Franz Palacky, Mitglied der gelehrten Gesellschaften zu Prag, Pesth, München, Görlitz und Breslau. Mit einem lithographirten Fac-simile. (Aus den Abhandlungen der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften). Prag,* 1838. *Bei Kronberger's Wittwe und Weber.*

Der Verfasser dieses Reiseberichts ist nunmehr als Historiker und insbesondere als Historiker des böhmischen Volkes allgemein rühmlichst anerkannt, und es wäre überflüssig über seinen Beruf als Historiker hier reden zu wollen. Da jedoch vielen Lesern dieser Jahrbücher, denen gerade diese specielle Geschichtskunde etwas ferner steht, es nicht ganz uninteressant sein möchte, die näheren Verhältnisse zu erfahren, in denen der Vf. zur böhmischen Historiographie überhaupt und zu gegenwärtiger italienischer Reise steht, so glauben wir nicht erst um Entschuldigung bitten zu dürfen, wenn wir zur Einleitung in die Anzeige gegenwärtiger Schrift Einiges darüber berichten.

Palacky war als Privatgelehrter aus eigenem Antriebe und aus Liebe zu vaterländisch-historischen Studien seit dem Jahre 1820, sowohl in den Bibliotheken zu Wien als in Prager öffentlichen und Privat-Bibliotheken und Archiven eifrigst beschäftigt, sich mit den Quellen der böhmischen Geschichte bekannt zu machen. Die ersten Früchte seiner Studien waren einzelne treffliche historische Aufsätze in den beiden Monatschriften (der deutschen und der böhmischen) des vaterländischen Museums in Böhmen, deren Redaction Palacky vom Jahre 1827 an, die deutsche durch 4 Jahre, die böhmische durch 10 Jahre geführt hat. Es sei uns erlaubt, die Titel dieser Abhandlungen, vorzüglich jene der böhmischen Zeitschrift, hier besonders aufzuführen; wir hoffen damit vielen von denen, welche P. als Gelehrten und Schriftsteller zu würdigen wissen, einen kleinen Dienst zu erweisen. In der deutschen Zeitschrift (Jahrg. 1827. Jan. und Febr.) findet sich: Beiträge zur Geschichte des grofsen Zwischenreichs in Böhmen in den Jahren 1439 bis 1453, wo in 2 Artikeln die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440 mitgetheilt werden. Als Fortsetzung dieser Beiträge erschien im dritten Quartalheft der böhmischen Zeitschrift erster Jahrg. 1827.: die Einnahme Prags durch Georg v. Podiebrad im Jahre 1448 (übersetzt von A. Müller in der deutsch. Zeitschr. 1828. Febr.-Heft). Mit diesen Studien steht im Zusammenhange seine in der deutschen Zeitschrift (März und December 1828.) in 2 Artikeln mitgetheilte gediegene Kritik von Eschenloer's Geschichten der Stadt Breslau, herausgegeben von Prof. Kunisch, worüber wohl damals P. bei seinem kritischen Blick und ausführlichen Vorstudien für jenen Zeitraum das kompetenteste Urtheil fällen konnte. Von den deutschen Aufsätzen erwähnen wir noch hier die treffliche biographische Skizze des A. Komenius, und des Aufsatzes über Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung in Böhmen, wo er in gedrängter Sprache Rechenschaft giebt von seinen vaterländisch-historischen Studien, von dem, was in diesem Felde noch zu leisten ist, und von der Tendenz seiner Arbeit. Wir wollen jedoch vorzugsweise derjenigen Aufsätze P. erwähnen, die sich in der böhmischen Zeitschrift befinden, da sie sowohl dem ungelehrten als dem gelehrten deutschen Publikum wohl kaum so bald zu näherer Bekanntschaft gelangen würden. Ihre Zahl ist bedeutend; sie bestehn theils in Mittheilungen aus böhmischen Geschichtsquellen, aus philologischen, ästhetischen, philosophischen, hauptsächlich aber aus historischen Original-Aufsätzen.

Wir wollen nur die letztern hier aufführen. Aufser dem oben erwähnten von A. Müller verdeutschtem Aufsatze findet sich im ersten Jahrgange (1827. Heft 4.) ein Aufsatz (als Fortsetzung des obigen) „Ueber die einheimischen Unruhen und Kriege in Böhmen nach der Eroberung von Prag im Jahre 1448." Im zweiten Jahrgang befinden sich folgende Aufsätze: „Ueber die Kriegskunst der Böhmen im 15ten Jahrhundert" und „der König Ludwig und sein Verhältnifs zur böhmischen Sprache." Im dritten Jahrgange sind 3 wichtige Aufsätze „über den alten böhmischen Kalender als Beitrag zu einem böhmischen Diplomatorium", „die Biographie des Komenius" nebst vollständiger Aufzählung seiner Schriften, und ein statistischer Aufsatz „über die slavischen Stämme in Ungarn." Ein dergl. Aufsatz über die polnischen Volksstämme findet sich im vierten Jahrgange. Im fünften Jahrg. steht ein sehr schön geschriebener Aufsatz über Zawisch von Rosenberg, den angeblichen Favoriten der nach König Ottokar II. gebliebenen Königin-Witwe Kunigunde, wahrscheinlich als Probe der von ihm, so Gott will, einst ausführlich zu bearbeitenden Geschichte von Böhmen in böhmischer Sprache. Aufserdem finden sich daselbst mehrere werthvolle Aufsätze, als: Ueber die böhmische Sprache beim lithauischen Hofe im 15ten Jahrhundert; Hülfen zur Kenntnifs der Landesordnung im Königreich Böhmen in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts; ferner Beiträge zur böhmisch-slavischen Alterthumskunde in 9 Artikeln. Im VI. Jahrgange befindet sich ein Verzeichnifs altböhmischer Personen- und Taufnamen mit historisch-kritischen Bemerkungen; im VII. Jahrgange hatte er die Resultate seiner Forschungen über die Boier als dem ältesten das böhmische Land bewohnenden Volke zuerst niedergelegt und später für sein deutsch-geschriebenes Geschichtswerk benutzt; im VIII. finden sich 3 Originalabhandlungen: Historische Notizen über die Gröfse der ehemaligen Bevölkerung Böhmens; Verzeichnifs von 452 Namen des böhmischen und mährischen Adels aus dem Jahre 1415; etymologische Analyse von böhmisch-slavischen Ortsnamen. Der IX. Jahrgang enthält: Studien zur Topographie des Budweiser Kreises; von den Kriegen Karls des Grofsen mit den Slaven, insbesondere den Böhmen; historische Hülfen zur Kenntnifs des altböhmischen Rechts und Gerichtsordnung. Im X. Jahrgange steht eine Geschichte des Gutes Lobkowitz (von dem die Fürsten Lobkowitz ihren Namen führen); ferner eine historisch-kritische Erörterung über die Urkunden der Leitmeritzer Collegialkirche, in dem XI. (dem vorjährigen Jahrgange) befindet sich eine Vergleichung der ältesten böhmischen Landesordnung mit den Gesetzen des Duschan Czar von Serbien und eine kritische Erörterung über den Märtyrertod des heiligen Wenzel nach einer alten slavischen Legende. Im ersten Heft des diesjährigen Jahrgangs steht eine Abhandlung über die böhmischen Sitten und Gebräuche aus dem Zeitalter Kaiser Karls des vierten. Eine noch ungleich gröfsere Zahl machen die urkundlichen Mittheilungen, die P. aus den reichen ihm zu Gebote stehenden Vorräthen durch Vermittelung der Zeitschrift dem vaterländischen Publikum hat zukommen lassen, und welche nicht wenig dazu beigetragen haben in dem gegenwärtigen Geschlechte Achtung und Liebe für das heldenartige Alterthum Böhmens wieder zu erwecken.

Durch die Bemühungen Pelzel's und Dobrowsky's ist zuerst der Anfang gemacht worden zu einer kritischen Herausgabe der alten böhmischen Historiker. Die königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften erkannte die Nothwendigkeit der Fortsetzung dieses von zweien ihrer Mitglieder ehemals rühmlich begonnenen Werkes und sie ermunterte Palacki, eine Herausgabe der böhmisch verfafsten Geschichte, welche unter dem Namen der Fortsetzung der Chronik des Bennesch v. Horzowitz oder Pulkawa, obgleich allgemein bekannt, doch bisher ungedruckt geblieben war, zu bearbeiten, mit dem Erbieten, die dabei nöthigen Auslagen zu bestreiten. P. übernahm diese Arbeit und verglich nun auf das Sorgfältigste die ihm zu Gebote stehenden Handschriften, deren er nicht weniger als 14 zusammenbrachte, wobei er mehrere Reisen im Lande und auch eine nach Wien unternehmen mufste. Aus allen diesen brachte er nun durch Einschaltung des jedem Manuscript Eigenthümlichen einen Gesammt-Text zusammen, der unter dem Titel: scriptores rerum boemicarum Tom. III. oder: annales patrio sermone scripti vulgo Pulcavae et Benessii de Horzowitz chronicorum continuatores anonymi von der erwähnten Gesellschaft 1825. herausgegeben wurde. Schon früher im Jahre 1826. wählte die königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften zum Gegenstande einer Preis-Aufgabe „eine ausführliche Würdigung der böhmischen Geschichtsschreiber vom ersten derselben bis zur Ha-

jek'schen Chronik herab", welche für den ersten Termin keinen Erfolg hatte, und daher bis Ende März 1829. verlängert wurde. Diesen Preis gewann P. und sein Werk wurde von der Gesellschaft unter dem Titel: Würdigung der alten böhmischen Geschichtsschreiber im Jahre 1830. herausgegeben.

Seit der Regierung Joseph II. haben die hohen Stände des Königreichs Böhmen den löblichen Gebrauch angenommen, von Zeit zu Zeit Männer von ausgezeichneter Gelehrsamkeit im Fache der vaterländischen Geschichte als Historiographen des Königreichs eigends zu diesem Zwecke anzustellen. So entstanden die Geschichtswerke Pelzel's, Cornova's (?), so wurde auch Woltmann für seine Geschichte Böhmens besonders honorirt. In der neusten Zeit wurde man denn auch auf die ausgezeichneten Forschungen P. im Fache der böhmischen Geschichte aufmerksam, und in der Versammlung der böhmischen Stände am 7. März 1831. wurde er zum besoldeten Historiographen Böhmens gewählt und ihm alle nöthige Unterstützung zur Bearbeitung und Herausgabe einer neu zu bearbeitenden ausführlichen Geschichte Böhmens zugesichert. Und so sehen wir ihn seit jener Zeit vielfältig beschäftigt, alle Archive und Bibliotheken im Lande selbst und in den Nebenländern fleifsig durchforschend und köstliches Material anhäufend zur Bearbeitung seiner Geschichte und zur Sammlung eines allgemeinen böhmischen Diplomatoriums. So besuchte er auch im Sommer des Jahres 1837. Schlesien, wo wir selbst mit ihm die Freude über einen wichtigen Fund für die böhmische Geschichtskunde theilten.

Nachdem er nun nach längerer arbeitvoller Verborgenheit durch Herausgabe des ersten Bandes seiner Geschichte seinen Beruf als Geschichtsschreiber vor aller Welt bewährt hat, sehen wir ihn wieder auf wichtigen historischen Excursionen. Doch geht jetzt die Reise schon mehr in die Ferne nach des Vatikans Mutter-Archiven aller christlichen Völker und Staaten. Für den zweiten Band, welcher die Geschichte Ottokars II. enthalten sollte, war eine bedeutende Lücke vom J. 1198, wo die Chronik des gleichzeitigen Abtes Gerlach von Mühlhausen abbricht, bis zum Jahre 1248, also genau ein halbes Jahrhundert, welches den wichtigsten Wendepunkt der böhmischen Geschichte enthält, durch erneuerte Forschungen auszufüllen. Alle von ausländischen Chronisten hierüber gemachten Mittheilungen und Hinweisungen liefsen im Vatikan eine reiche Ausbeute für den böhmischen Geschichtsforscher erwarten, und das Beispiel Pertz's und Raumer's liefs der Hoffnung Raum, dafs auch in unserer Zeit diese Quellen für den ausländischen Forscher nicht unzugänglich sein werden. Durch die Vermittelung Sr. Exc. des Hrn. Grafen Casp. Sternberg und des K. K. Botschafters am päpstl. Hofe Sr. Exc. des Graf. Rudolph von Lützow erlangte man zuerst die Abschrift eines Index monumentorum regnum Bohemiae spectantium etc. zur Auszeichnung derjenigen Urkunden, welche man etwa in Abschrift erhalten wollte. Da sich jedoch bald erwies, dafs man auf diese Weise kaum je oder nur sehr spät zu einem Resultat gelangen würde, so wurde vom Hrn. Grafen Sternberg die Anfrage gemacht, ob man nicht unmittelbar durch einen einheimischen Gelehrten die Arbeit vollenden lassen könnte. Dieses wurde zugestanden (19. März 1837.), und nun mufsten die vor dem Eintritt der gewöhnlichen langen Bibliotheksferien von Mitte Juni bis November noch übrigen wenigen Monate fleifsigst benutzt werden, um wenigstens der allernothwendigsten Forderung für die nächste Fortsetzung des Geschichtsbuchs zu genügen. Schon am 4. April langte P. an der Porta del Popolo in Rom an, ohne dafs er sich im geringsten erlaubt hätte, von den unendlichen Genüssen, die Italiens Kunst- und Naturwelt dem Auge des überraschten Fremden darbieten, einen Gebrauch zu machen.

Wir werden nun von ihm in das vaticanische Archiv eingeführt. Das prachtvolle Lokale des Archivs hat er wohl selbst nicht betreten, diese Gunst wird nur regierenden Fürsten und einzelnen hohen Staatsmännern durch besondern Befehl Sr. Heiligkeit zu Theil. Es wurde jedoch durch Verwendung des Hrn. Grafen Lützow der Präfekt des vatikanischen Archivs, der ehrwürdige Prälat Conte Marino Marini, autorisirt: a praestar si findove hi regolamenti dell' Archivio il comportano, oi desiderii del rispeltabile letterato Boemo Sign. Palacky; und so erhielt er die Gelegenheit in der Wohnung des Cardinals sowohl die Urkundenverzeichnisse, als auch einige Regestenbände und Urkunden selbst zu sehen und zu lesen, und sich davon zu kopiren, was ihm nöthig schien. Durch die Güte des Mons. Marini bekam P. aufserdem manche besondere Merkwürdigkeiten des Archivs zu sehn, z. B. mehrere der ausgezeichnetsten goldnen Bullen von Kaiser Frie-

drich I. Barbarossa, von Otto IV., Friedrich II., von Königen von Armenien, Ungarn, Sizilien, Spanien und andern; namentlich auch die Schenkungsurkunde Kaisers Otto I. mit goldner Schrift vom Jahre 962, und der Königin Maria Stuarts Abschiedsbrief an Pabst Sixtus V., wenige Stunden vor ihrer Hinrichtung geschrieben, den Liber diurnus romanorum pontificum und dergl. mehr. (Den Schlufs des langen Briefes der Königin, worin sie selbst berichtet, es sei ihr cejourd'hui durch Lord Burgherst und andere angekündigt worden, dafs sie sterben müsse, theilt P. wegen seines ästhetischen Interesses in einer Anmerkung auch für das allgemeine Publikum mit). Ueber den Reichthum (2016 Bände) und die Wichtigkeit der päpstlichen Regesten führt P. Pertz's Worte an, wodurch uns ein Blick geöffnet wird in den grofsartigen Gang der päpstlichen Geschichte und der Geschäftsführung Roms unter allen günstigen und ungünstigen Verhältnissen gegenüber von Europa und der übrigen Welt. Bei seiner Arbeit in den Regesten wollte P. besonders das XIII. Jahrhundert bis zum Erlöschen des alten Przemyslidenstammes in Böhmen erschöpfen, wozu er binnen 10 Wochen in 46 Regestenbänden etwa 45000 Urkunden durchsuchen mufste, von denen ihm, da sie alle zur Censur und Vidimirung vorgelegt wurden, nicht eine einzige Abschrift verweigert oder irgend eine Urkunde zurückbehalten worden ist. Bei dieser Arbeit berücksichtigte er auch Mähren, theils wegen der innigen Verwandtschaft seiner Geschichte mit Böhmen, theils wegen der Aufforderung an die mährischen Stände. Er schrieb aus den Regesten Joh. VIII. vier Mähren betreffende Bullen neuerdings ab, und liefs von mehreren Stellen Facsimiles abnehmen, davon eins dem gegenwärtigen Berichte beigefügt ist. Weiter wird nun noch einiges über das Aeufsere der Regestenbände selbst gesprochen und in Beispielen eine kurze Uebersicht der gebräuchlichen Abkürzungen, Sylben, Wörter, Sätze, Perioden als Eingangs- und Schlufsformeln mitgetheilt. Darauf folgt in der III. Abtheilung ein chronologisches Verzeichnifs der aus dem vaticanischen Archive geschöpften Urkunden, um eine vollständige Uebersicht des in den ältesten Regesten für Böhmen und Mähren vorhandenen historischen Stoffs zu geben. Von den meisten dieser Urkunden, deren Zahl 429 ausmacht, hat P. vollständige von Mons. Marini vidimirte Abschriften machen lassen, nur bei 101 Nummern begnügte er sich mit blofsen Excerpten, einige aber (11 Num.) wurden nicht nur aus Regesten, sondern theils aus den Originalen selbst, theils aus vidimirten Abschriften der Originale genommen. Aus den vier Mähren betreffenden Bullen wurden auch von einem vaterländischen Künstler Jos. Helbich Facsimiles solcher Stellen genommen, deren falsche Lesart bisher unter den Gelehrten Streitigkeiten veranlafste, davon ein Steindruck als Beilage beigefügt ist. Wir sehen schon aus diesem, wie fleifsig P. seinen kurzen Aufenthalt in Rom benutzt hat, und wie überaus reichhaltig die Ausbeute ist, die er in sein Vaterland mitbrachte. Wie kostbar diese Urkunden sein müssen und wie reichhaltig an historischen Daten läfst sich schon daraus entnehmen, dafs sie mit dem Jahr 879 beginnen und mit wenigen Unterbrechungen bis ins Jahr 1306 reichen.

Im vierten Abschnitt giebt er Rechenschaft von den in der vatikanischen Bibliothek vorgefundenen, zunächst für die Geschichte Böhmens wichtigen Urkunden. Dahin gehören: 1) das zweite Buch der Chronik Peters von Zittau, Abtes in Königssaal; offenbar ein Autograph des Autors, besonders merkwürdig wegen Reprehensionen des Königs Johann und einiger Barone, die in spätern Manuscripten unterdrückt sind und wovon hier einige Mittheilungen gemacht worden; 2) des Prager Erzbischofs Johann von Jenstein gesammelte Werke; 3) in 20 verschiedenen Codicibus enthalten einzelne davon Beiträge zur Hussitengeschichte. Hiebei ist zu bemerken, dafs die „Cronica Magistri Matthiae" aus welcher der Anfang „Rudolphus Comes de Habsburg" etc. mitgetheilt wird, nur eine Abschrift aus: „Mag. Alberti Argentin. Chronicon" apud Urstisium Tom. II. p. 97 sq. zu sein scheint. 4) Des Aeneas Sylvius Werk: „De viris illustribus", wahrscheinlich auch Autograph; zwar nach einer Nachricht von Dr. Papencordt aus Rom an P. von Mausi schon früher herausgegeben; sonst aber bei uns kaum irgendwo bekannt, daher die Böhmen betreffenden Biographien in den Beilagen mitgetheilt werden; 5) Joh. Huskas böhmische Uebersetzung der böhmischen Geschichte des Aeneas.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 17.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

Literarische Reise nach Italien im Jahre 1837 zur Aufsuchung von Quellen der böhmischen und mährischen Geschichte. Von Franz Palacky.

(Schlufs.)

6) 7) Einzelne Beiträge zur Geschichte des 16. u. 17. Jahrhunderts, welche in verschiedenen Codicibus sich vorfinden, davon besonders merkwürdig: Secretissima instructio Gallo-Britanno-Batava Friderico V. comiti Palatino electori data. 8) Einiges zur älteren slavischen Geschichte und Literatur, was sich zufällig darbot, davon die gründlichere Erforschung einem geschicktern Slavisten als der Autor selbst, wie er, nur zu bescheiden, bemerkt, überlassen bleibt. Eine kurze bisher unbekannte altbulgarische Chronik, welche dem grofsen slavischen Codex im Jahre 1340. einverleibt ist, wird in der Beilage 2 ganz mitgetheilt.

Die andern Bibliotheken, sowohl in Rom als im übrigen südlichern Italien, erlaubten nicht Zeit und die Choleraquarantänen zu untersuchen. Zur Erfrischung der geschwächten Sinne gewährten die nächsten Umgebungen Roms und die Kunstschätze der Stadt den erfreulichsten Stoff. Am 20. Juni trat P. die Rückreise von Rom über Civ. Vecchia an mit dem Dampfschiffe nach Livorno und von da über Pisa nach Florenz, wo er nur geringe Ausbeute gewann. Ein lateinischer Brief des vor Warna gefallenen polnischen und ungarischen Königs Wladislaw an die Florentiner wurde excerpirt und zum Theil hier mitgetheilt, weil es bekanntlich Noth thut um chronologische Haltpunkte aus der letzten Zeit der Regierung dieses Fürsten. — Von Florenz ging die Reise nach Mailand, wo P. vom 30. Juni bis zum 6. Juli verweilte. In der Ambrosianischen Bibliothek fesselten ihn besonders die Aufklärungen über eine: „Gulielma Boema, vulgo Gulielmina", die Stifterin oder Ursache einer schwärmerischen Sekte zu Mailand, welcher Sekte im J. 1300. durch die Inquisition ein Ende gemacht wurde. Diese Wilhelmine von übrigens sehr achtbarem Charakter soll eine Tochter des Königs Przemysl Ottokar I. und Gemahlin Constanz's von Ungarn gewesen und ihre letzten Lebensjahre als Wittwe in Mailand zugebracht haben, wo sie 1281. starb und im Kloster Chiaravola begraben wurde. Sie wurde schon bei Lebzeiten als eine Heilige verehrt und nach dem Tode von einigen Schwärmern für eine besondere Incarnation des heiligen Geistes gehalten. Eine Hauptrolle spielte hierbei ein Mailändischer Bürger Andreas Saramita, der um die Heiligsprechung einer böhmischen Heiligen zu betreiben nach Prag gereist war, jedoch wegen der Anarchie unter der Verwandtschaft des Markgrafen von Brandenburg nichts ausgerichtet hatte und in Mailand selbst mit dem Leichnam die Wunderzeichen betrieb und endlich zu seinem Unglücke sich in schwärmerischen Ideen von der Incarnation des heiligen Geistes, die er schon bei Lebzeiten der Wilhelmine geäufsert, und von ihr zur Bufse verwiesen wurde, verwirrte. Er büfste seine Irrlehren gegen Ende Augusts 1300. auf dem Scheiterhaufen, mit ihm zugleich soror Mayfreda und soror Jacoba, welche den Irrsatz trotz aller Ermahnungen nicht abschwören wollten. Die übrigen Anhänger der Sekte thaten Bufse und wurden absolvirt. Der Leichnam der Wilhelmine wurde, da Saramita später seinen früheren Aussagen zuwider auch auf sie die Schuld warf, aus dem Grabe gehoben und gleichfalls auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

In Venedig, wo er im ehemaligen Archiv der Republik Aufschlüsse über Handelsverhältnisse der alten Böhmen mit der Republik vermuthete, fand P. seine Erwartungen getäuscht. An spätern Quellen (seit dem XVI. Jahrhunderte) haben heimische Archive ohnedem Ueberflufs, ältere politische, die sich vorfanden, sind nun in Wien, und so beschränkte sich seine Ausbeute nur

auf einige wenige wichtige Notizen. Weniger dürftig, obgleich im Ganzen auch unbedeutend, war die Ausbeute in der S. Marcusbibliothek. Besonders interessant war, außer mehreren andern Böhmen und Schlesien betreffenden Artikeln, in einem grofsen lateinischen Codex (381 Blätter in Fol.; im Jahre 1466. wahrscheinlich in Breslau geschrieben) ein: Tractatus de longaevo Schismate, welcher die Geschichte der christlichen Kirche vom Jahre 1378 bis 1422. behandelt und woraus in der 4. Beilage die Titel der einzelnen Kapitel nebst einigen wichtigen Notizen mitgetheilt werden.

Von Venedig kehrte P. über Triest, Grätz und Linz, wo er seine vorausgeschickten Handschriften wohlbehalten antraf, nach einer nur zu kurzen Zeitfrist (kaum 4 Monate) zu Ende des Julius in seine Heimath wieder zurück. Diesen Winter wird er, freilich aus einer nicht erfreulichen Ursache, wieder in Italien zubringen. Möge ihm die Gunst Hygieas erlauben seine Mufse dort seinen Geschichtsarbeiten noch ferner mit Erfolg zu widmen.

Das übrige des Buches füllen 12 Beilagen aus, davon wir einige gelegenheitlich schon erwähnt haben. Hier folgen die Titel:

Beil. 1. Monsig. Marinis: Index Monumentorum Regnum Boemiae spectantium e Schedis Tabularii Vaticani egestus.

Dieser Index enthält in 233 Nummern Alles, was die Verzeichnisse des vatikanischen Archivs auf Böhmen bezügliches enthalten. In mehreren Titeln ist der eigentliche Inhalt gar nicht angegeben, bei mehreren steht nur: Rex Bohemiae ohne weitere Angabe, manche der interessantesten sind ganz mit Stillschweigen übergangen. Besonders ist das XV. Jahrhundert mangelhaft, wie man leicht durch Vergleichung mit Raynaldi ersehen kann. P. erhielt von den losen Urkunden nur solche zur Abschrift, welche dieser Index bezeichnet, obgleich deren noch viel mehr im Archive sein mögen.

Beilage 2. Altbulgarische Chronik, deren wir oben schon erwähnt haben. Statt der cyrillischen Schrift, worin das Original geschrieben ist, bediente sich P. mit Recht der verbesserten neueren böhmischen Schreibung mit lateinischen Lettern.

Beilage 3. Die böhmische Wilhelmine und ihre Anhänger in Mailand; Excerpte aus dem Originalprotocoll der Inquisition in der Ambrosiana in Mailand, davon oben auch schon Erwähnung geschah.

Beil. 4. Auszüge aus dem Tractatus de longaevo schismate (s. oben). P. hat richtig vermuthet, dafs diese Schrift von einem Schlesier, wahrscheinlich von einem in Breslau lebenden Geistlichen verfafst sei. Zur Bestätigung dieser Vermuthung dient auch der Umstand, dafs dort: Cap. 18. eine Stelle aufgeführt wird, welche sich auch in dem von Stenzel (Scriptores rerum Silesiacarum I. 1835.) abgedruckten: Catalogus Abbatum Saganensium p. 212 vorfindet; woraus man denn auf das Alter jenes Catalogus schliefsen kann. Der Tractat besteht aus zwei Büchern, das erste zählt 134 Capitel und reicht vom J. 1378 bis 1420, das zweite enthält die Jahre 1420—22.; der Verf. nennt sich: membrum universitatis Pragensis dum una esset, et posthac dum dividebatur in duas partes (im J. 1372).

Beil. 5. Intimatio Hussitarum in studio Craçoviensi et Responsiva universitatis Cracoviensis; aus dem Codex 4063 der vatikanischen Bibliothek. Die Hussiten kündigen der krak. Univers. die Vertheidigung ihrer Glaubensartikel an, werden aber von derselben schnöde abgefertigt.

Beil. 6. Aeneae Sylvii vita Sigismundi Imperatoris.

Beil. 7. Ejusd. vita Barbarae Imperatricis.

Beil. 8. Ejusd. vita Alberti Regis Romanorum.

Beil. 9. Ejusd. vita Joh. Giskrae. Es sind Bruchstücke aus der oben erwähnten Schrift: de viris illustribus.

Beil. 10. Anonyme Warnung des päpstlichen Legaten vor den Böhmen aus dem Vat. Cod. 4150. P. macht hierbei die Bemerkung, dafs, wenn der Cardinallegat Joh. Carvaial die Ansichten des anon. Verfs. zu den seinigen gemacht, es kein Wunder sei, dafs seine Legation ein so schmähliges Ende genommen.

Beil. 11. Kostenüberschlag böhmischer Miethstruppen im J. 1525, v. Albrecht Hrn. v. Sternberg auf Grünberg unterzeichnet, mit einer darauf folgenden lat. Uebersetzung aus demselben Codex.

Beil. 12. König Ludwig vor der Schlacht von Mohacz aus dem Cod. Vatic. 3924 ital. unter dem Titel: figura de la partita del Re da Buda contra Turchi del an. 1526.

Den Schlufs machen die schon erwähnten Facsimiles aus dem Regestenbuch Ioannis Papae VIII.

Purkinje.

XII.

C. L. Michelet, Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel. 2 *Theile. Berlin,* 1837. *u.* 1838. *bei Duncker u. Humblot.* 537 *u.* 801 *S. gr.* 8.

Hr. Michelet hat durch obiges Werk sein Versprechen, die Philosophie seit Kant ausführlicher zu behandeln, als dieses in Hegel's Vorlesungen zu geschehen pflegte (m. sehe: Hegel's Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, herausgegeben von C. L. Michelet. B. I. S. XVIII.), erfüllt. Auch sein Werk hat Vorlesungen zur Grundlage, ist jedoch zu einem gleichmäfsigen und buchartigen Ganzen gestaltet, während in Hegel's Vorlesungen, da sie in ihrer ursprünglichen Gestalt herausgegeben werden mufsten, der solchen eigne Charakter natürlich vorherrscht, unter Anderm auch das mehr unmittelbare und oft blitzartige Schaffen. So finden sich denn auch bei Hegel z. B. wohl genügende Andeutungen über den organischen Fortschritt der Geschichte der Philosophie, wie gröfsere allgemeine Uebersichten der Entwickelung und speciellere Uebergänge der Systeme in einander. Dennoch aber tritt diese speculative Organisation auch wieder vielfach zurück, verbirgt sich gleichsam unter dem Stoffe, und erscheint so überhaupt nicht zu einem gleichmäfsig gerundeten und entwickelten Ganzen erhoben. Daher unternahm es der Unterzeichnete, in seiner Schrift über „die Idee und Geschichte der Philosophie. Leipzig, 1838." die Entwickelung der Geschichte der Philosophie aus dem speculativen Princip harmonisch durchzuführen. Dafs nun diese, ohne Widerrede auch in dem Werke Hegel's angedeutete und lineamentarisch vorgezeichnete Organisation nicht blos gleichfalls von Hrn. Schaller (bei Anzeige der Hegel'schen Vorlesungen über Geschichte der Philosophie in den Hallischen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst), sondern auch ebenso von Hrn. Michelet in der einleitenden Uebersicht zu obigem Werke, im Wesentlichen anerkannt wird — und Hr. Michelet konnte eben so wenig mein Buch benutzen, als ich das seinige vor dem Abdrucke meiner Schrift gelesen habe —: diese Uebereinstimmung kann wohl einigermafsen als ein Zeichen für die innere Nothwendigkeit der Sache selbst angesehen werden.

Dafs nun der Hr. Verf. gerade die Periode von Kant bis Hegel zum Gegenstande einer ausführlicheren Darstellung wählte, hat seinen Grund theils in der geringern Ausführlichkeit Hegel's über dieselbe, theils in der Nähe und Wichtigkeit der Periode, theils auch darin, dafs nur für Hrn. Michelet das System Hegel's wie die Bestrebungen seiner Schule schon zum Objecte geworden sind und deshalb ausführlicher mitbehandelt werden, während Hegel die Geschichte bis zu seinem Systeme herabführte, und dann in einigen grofsen Zügen den gegenwärtigen Standpunct nur andeutete.

So wie aber vor der Geschichte der Philosophie, wie sie Hegel gegeben hat, sofort alle andere Behandlungen in den Hintergrund treten mufsten, ohne dafs wir natürlich deshalb die Darstellung Hegel's für fehlerfrei erklären wollen: ebenso steht die Bearbeitung dieser besondern Periode durch Hrn. Michelet in der einzigen Wahrheit der speculativen Idee, und selbst das nicht ohne Geist und Talent geschriebene Werk von Chalybäus mufs vor obigem sogleich zurücktreten, sei es, dafs man auf die Fülle des Materials, sei es, dafs man auf die philosophische Organisation sehe, welche letztere bei Chalybäus (m. sehe darüber meine Kritik in den genannten Hallischen Jahrbüchern) von dem Standpuncte einer unwahren Vermittlung aus auch nur unwahr ausfallen konnte. Wir bemerken noch, dafs sich Hrn. Michelet's Werk auch in der äufseren Ausstattung völlig an die Werke Hegel's anschliefst.

Wir begrüfsen somit von vorn herein des Hrn. Verfs. Arbeit aus reinster Ueberzeugung als eine wahrhaft gediegene, welche in den Händen keines nach philosophischer Bildung und namentlich nach Orientirung in der Gegenwart Strebenden fehlen darf, und wollen nun dieses Urtheil weiter begründen, indem wir den Verf. durch seinen erbauten Tempel näher begleiten, wodurch wir weit mehr die Fülle und Tüchtigkeit des Werks dem allgemeinen wissenschaftlichen Publicum vor Augen zu stellen, als unsere etwaigen Abweichungen polemisch zu begründen uns veranlafst finden werden.

Das ganze Werk wird eröffnet durch eine *Einleitung* (S. 3—34 des 1. Th.), welche sich über den Zweck desselben und allgemeinen Charakter der in ihm dargestellten Periode verbreitet, und eine kurze Schilderung der Philosophie vor Kant, wie eine allge-

meine Eintheilung der darzustellenden Periode giebt. Hr. Michelet hat sich als *Zweck* vorgesetzt, den Beweis zu führen, dafs sich seit Kant in der Philosophie das freie Bewufstsein der *Principien* am Schlagendsten und *κατ᾽ ἐξοχὴν* entwickelt habe, wie denn unsere Zeit überhaupt als ein Sichbewufstwerden, Sichdenken des früher Vorausgesetzten in eminentem Sinne zu fassen sei. Die Zeit ist die Bewegung, die Thatsache in die Idee aufzuheben. Näher kann denn als Zweck angesehen werden, zu zeigen, wie sich aus den *nächsten historischen Grundlagen* heraus die Philosophie in Hegel zur absoluten Wissenschaft erhoben habe.

Als *Heroen* in dieser Periode seit Kant werden aufser diesem selbst angeführt Jacobi, Fichte, Schelling, Hegel. Es dürfte jedoch leicht zugegeben werden, dafs ein Jacobi kein Recht hat, unter den Sternen erster Gröfse zu stehen; wie dieser denn später vom Verf. selbst nicht unter dieselben gerechnet wird. Die *speculative* Höhe der Zeit geht in Einem reinen Zuge durch Kant, Fichte, Schelling und Hegel.

In Rücksicht auf den *Charakter* dieser Epoche ist im Allgemeinen bemerkt, dafs sie die *Kuppel* des ganzen Gebäudes der Geschichte der Philosophie ausmacht, welche Kuppel in Hegel zum *Fundament* der an und für sich seienden Philosophie in ihrer Wirklichkeit umschlägt. Jene Kuppel setzt aber das ganze Gebäude voraus, und ist so die Form der höchsten concreten Fülle. In der Periode seit Kant ist der Weltgeist in der concentrirtesten und lebendigsten Bewegung. Die Stätte der Philosophie ist *Deutschland*, wo sich der frühere Rationalismus und Empirismus aufhebt zum concreten *Idealismus*, entsprechend der tiefen übergreifenden Innerlichkeit des deutschen Genius.

Es werden nun, um die Stellung dieser Epoche in dem Ganzen zu fassen, die Hauptmomente der *Geschichte der Philosophie überhaupt* kurz vorausgeschickt. Erste Hauptperiode ist die *griechische* Philosophie als die Entwickelung der *unmittelbaren* Idee in der unmittelbaren Einheit des Seins und Denkens. Die Eintheilung dieser Periode wird nach Hegel (Thales — Stoicismus — Neoplatonismus) angegeben. Ich habe in meinem genannten Buche gezeigt, dafs das abstracte philosophische Bewufstsein der alten Philosophie sich 1) als die Form der ersten *Unmittelbarkeit* des Seins, Denkens und Bewufstseins (Thales — Sophisten und Sokrates); 2) als die Form des reflectirenden Gedankens und *Selbst*bewufstseins (— Philo); 3) als die Form des *absoluten* Denkens und Bewufstseins in der abstracten Weise (— Proklus) entwickelt hat, so dafs diese Entwickelung den in sich gehenden und sich vertiefenden abstracten Geist als identisch mit der in sich gehenden und sich vertiefenden logischen Idee darstellt. — Im *Mittelalter* ist nicht mehr jene Unmittelbarkeit vorhanden, sondern hat sich der *concrete* Gegensatz des Geistes, die Entzweiung zwischen Sein und Denken, Natur und Geist herausgetrieben, aber die Vernunft ist gebannt in dem Glauben, und nur der Formalismus desselben: bis sich endlich Vernunft und Glauben zum Gegensatz entwickeln, und hieraus die neuere freie Philosophie hervordringt. — Diese *neuere* Philosophie geht gleichfalls aus, jedoch in der freien immanenten Weise der Philosophie selbst, von dem Gegensatze des Seins und Denkens, dann auch des Glaubens und der Vernunft. Denn sie hat überhaupt die Bestimmung, die *concrete* Idee als die Einheit der vorausgesetzten unendlichen Entzweiung zu erzeugen. Dieses ist sehr richtig. Eben so richtig wird bemerkt, wie deshalb diese Philosophie *erstens* vom Denken ausgehend zum Sein, *zweitens* vom Sein ausgehend zum Denken habe gelangen müssen, im *Rationalismus* und *Materialismus*. Wenn nun aber die neuere Philosophie in die drei *Perioden* der Metaphysik, des Empirismus und des concreten Idealismus (Cartesius — Locke — Kant) eingetheilt wird: so kann Ref. diese Eintheilung nicht ganz anerkennen; ebensowenig (und freilich Letzteres noch weniger), als er mit Hegel Baco und Böhme in die erste, die Verstandesmetaphysik in die zweite, die Philosophie seit Kant in die dritte Periode stellen kann, während Hegel selbst in der Recapitulation (Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, B. III. S. 687—688) den Nagel auf den Kopf trifft, wenn er das concrete Bewufstsein der neueren Zeit *erstens* als unmittelbares Bewufstsein (Cartesius, Spinoza, Locke, Leibnitz), *zweitens* als in sich reflectirtes Selbstbewufstsein in negativer Beziehung auf sein Anderes (Kant, Fichte), *drittens* als absolutes Bewufstsein, die intellectuelle Anschauung und den absoluten Begriff (Schelling, Hegel) sich entwickeln läfst.

(Die Fortsetzung folgt)

№ 18.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

C. L. Michelet, *Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel.*

(Fortsetzung.)

In *dieser* Weise habe daher auch ich in meinem genannten Buche die neuere Philosophie dargestellt, so dafs der Rationalismus und Materialismus in der ersten Periode sich einander bekämpfen und ergänzen (von Baco und Cartesius an), dann durch die Vermittlung von Berkeley, Hume, Rousseau der negative Idealismus des concreten Selbst (in Kant, Fichte) zur Erscheinung kommt, bis endlich in Schelling dieser Idealismus in die absolute Substanz (des Spinoza, Leibnitz) zurückgenommen, und der so entsprungene absolute Idealismus in Hegel zur reinen Begriffsvermittlung befreit wird.

Es werden weiterhin die näheren philosophischen *Zeitelemente* angegeben, aus denen heraus und gegen welche sich die Kantische Philosophie entwickelt. Hieran wird endlich eine *allgemeine Eintheilung* der Periode seit Kant geknüpft. Diese Periode ist überhaupt *Idealismus*, und zwar: a) *subjectiver* Idealismus in Kant und Fichte; b) *objectiver* Idealismus bei Schelling; c) *absoluter* Idealismus bei Hegel: wonach denn der Verf. sein Werk in *drei Bücher* eintheilt, so dafs die übrigen philosophischen Bestrebungen als Momente um diese Grundformen herum gruppirt werden. Und hier finden wir also mit Recht Jacobi nicht in das Centrum gestellt (wie es nach Obigem scheinen konnte; wie denn auch die Stellung, welche ihm Hegel im Anfange der neuesten Philosophie giebt, mehr als eine *Vorwegnahme* betrachtet werden mufs). Aber auch so kann Ref. diese Eintheilung, schon nach Obigem, gleichfalls nicht ganz anerkennen. Die Hauptfrage dabei ist die, inwiefern das System Schellings unter die Kategorie des *objectiven* Idealismus falle, und wie es sich zu dem Hegels verhalte? Wenn es scheint, dafs der Hr. Verf. dieses System als *Naturphilosophie* mit jenem Ausdrucke bezeichnen zu müssen glaubt (m. s. Th. II. S. 217: „Das Identitätssystem wurde daher auch *schlechthin* Naturphilosophie genannt, und für *diese* pafst der Name des *objectiven* Idealismus *am eigentlichsten*"): so würde dieses ein Unrecht gegen Schelling sein, als welcher schon in der Einleitung zum Systeme des transscendentalen Idealismus seine Philosophie so als absoluten Idealismus und absolute Identitätslehre darstellt, dafs Natur und Ich nur als die Eine absolute Vernunft in der Form des Seins und Fürsichseins erscheinen (m. vgl. auch Michelet Th. II. S. 304, wo aus der Neuen Zeitschrift für spekulative Physik angeführt wird: „Es giebt nicht ein absolutes Wissen und aufser diesem noch ein Absolutes, sondern *Beide sind Eins*. Die *Identification* der Form mit dem Wesen in der *absoluten* intellectuellen Anschauung entreifst dem Dualismus die letzte Entzweiung, in der er sich hält, und gründet an der Stelle des in der erscheinenden Welt befangenen Idealismus den *absoluten Idealismus* — den, setzt Herr Michelet hinzu, Hegel aber erst entwickelt und zu einer Wahrheit gemacht hat." Aber damit hat doch Schelling unmittelbar ausgesprochen, *was* Hegel vollendet hat. Dafs aber Schelling sich eine Zeit lang vorwiegend auf die Natur warf (dann später vorwiegend auf den Geist), kann keinen Grund gegen seinen Standpunct im absoluten Idealismus abgeben, und stellt vielmehr die *Vermittlung* dar, welche bei Schelling identisch ging mit der Vermittlung der Idee selbst. Auch ist dieses in der Nothwendigkeit der Idee gegründet, dafs die unmittelbare concrete Substanz (wie bei Spinoza, Leibnitz) durch die subjective Idealität (wie bei Kant, Fichte) unmittelbar die Rückkehr in sich sei, d. h. dafs der Idealismus, wenn auch zunächst nur *unmittelbar*, *absolut* werde. Und soll bei dem

Hrn. Verf. der Ausdruck „*objectiv*" nur die Unmittelbarkeit, die intellectuelle Anschauung bezeichnen, so ist nichts dagegen einzuwenden, nur dafs dann doch immer Schelling und Hegel in Eine Grundidee, als das relative *Ansich* und *Fürsich* derselben, zu setzen, nicht aber durch wesentlich veränderte Totalstandpuncte, wie Kant von Leibnitz, Schelling von Fichte, zu unterscheiden sind. Hören wir Hegel (Vorles. über die Gesch. der Philos. B. III. S. 535): „Die Kantische Philosophie stellt das Formelle der Aufgabe zunächst auf, hat aber nur die abstracte Absolutheit der Vernunft im Selbstbewufstsein zum Resultate — —: anderer Seits aber die Fichte'sche Philosophie zur Folge gehabt, welche das Wesen des Selbstbewufstseins als concrete Ichheit speculativ erfafst, aber über diese subjective Form des Absoluten nicht hinauskommt: von welcher die Schelling'sche Philosophie ausgeht, sie dann hinwegwirft, und die *Idee des Absoluten, das Wahre an und für sich aufstellt.*" Ferner (daselbst S. 647): „Die concrete Einheit bei Schelling ist dann die, dafs das Endliche so wenig als das Unendliche etwas Wahres ist, *die subjective Idee so wenig als die Objectivität.*" Ferner (daselbst S. 650): „Es ist nicht formelle Vereinigung des Spinoza, noch subjective Totalität, wie bei Fichte, sondern *Totalität mit der unendlichen Form;* dieses sehen wir in der Schelling'schen Philosophie hervorgehen." Endlich (daselbst S. 688): „Dieser Blitz (des Idealismus, Fichte's) schlägt in die geistige Substanz ein, und so ist *absoluter Inhalt und absolute Form identisch.* Diefs ist die intellectuelle Anschauung; aber dafs sie in Wahrheit intellectuell sei, wird erfordert, dafs sie nicht *unmittelbar* sei jenes Anschauen des Ewigen und Göttlichen (Schelling ist nur das Ansich der absoluten Erkenntnifs, die an sich seiende Identität und Absolutheit)."

Nach diesem Allen zerfällt die Philosophie seit Kant *wesentlich* in die *zwei* Perioden des subjectiven und absoluten Idealismus (Spinoza, Leibnitz kann man dann den vorausgesetzten objectiven Idealismus nennen), und diese Zweiheit weiset, anstatt dafs sie selbst zur Dreiheit *in sich* organisirt wäre, vielmehr hin auf die substanzielle Voraussetzung und objective Unmittelbarkeit der speculativen Philosophie *vor* Kant, mit welcher zusammen die neuere Philosophie einen in sich geschlossenen und vollendeten Organismus bildet, wie ich in meinem genannten Buche dargestellt habe. Daher dürfte die Philosophie seit Kant *wesentlich* in zwei, und nicht drei, Bücher zu theilen sein, und in dem einen Fichte zu Kant, im andern Hegel zu Schelling sich nur (wie früher Leibnitz zu Spinoza) wie das Fürsich zum Ansich *desselben* Grundstandpuncts verhalten. Dabei bleibt es aber fest stehen, dafs namentlich mit Kant ein Hauptwendepunct der Philosophie beginnt. Und von da aus begleiten wir nun unsern Verf. durch seine treffliche Entwickelung, welche die wahrhafte Freiheit der Idee mit der Fülle des Materials verbindet.

Im *ersten Buche* (Th. I. S. 37 — Th. II. S. 204) wird der *subjective Idealismus* dargestellt. Kant hat ihn angelegt, Fichte vollendet. Dieses Buch zerfällt in *drei Abschnitte*, deren erster den *kritischen* Idealismus, der zweite den *empirischen* Idealismus durch eine Reihe von Formen, der dritte den *transscendentalen* Idealismus Fichte's und dessen Evolutionen darstellt. Im zweiten werden die zertrennten und verflachten Radien, die *disjecta membra*, Kants wie die einseitigen Polemiker gegen ihn entwickelt — Formen, welche bis in die Gegenwart fortklingen, aber mit Recht an das Princip Kants angeschlossen werden: während freilich Fichte sich *unmittelbar*, ebenso der Idee als der Zeit nach, an die *Totalität* Kants anschliefst, und so das *zweite Hauptglied* (das Fürsichsein) zu Kant bildet. Daher sagt Hegel (a. a. O. S. 611): „Fichte'sche Philosophie ist *Vollendung* der Kantischen Philosophie. *Aufser dieser und Schelling sind keine Philosophieen.* Die Anderen schnappen von diesen etwas auf, und bekämpfen und bequängeln sie damit. *Ils se sont battus les flancs, pour être de grands hommes.* So Bouterwek, Reinhold, Fries, Krug u. s. w." Wenn daher Hr. Michelet diesen zweiten Abschnitt als eine *Vermittlung* zwischen Kant und Fichte aufgefafst wissen wollte, so ist darauf kein grofses Gewicht zu legen. Wir fassen es als ein allerdings zu Kant in Beziehung stehendes Zwischenspiel einseitiger und unmittelbarer wie reflectirender Formen. Ein Hamann, Herder, Jacobi haben freilich herrliche Ideen, wie man zu sagen pflegt; aber es ist kein wissenschaftlicher Fortschritt, ist nur geistreiches Gefühl und Raisonnement — Glaubensphilosophie, eine Philosophie, die keine ist. Die Andern sind auch dem Inhalt wie der Form nach unbedeutend. Es ist auch nicht nöthig, überall Dreiheit zu machen. Die Dreiheit ist wohl spe-

culative allgemeine Grundlage, aber *darin* kommt auch Zweiheit, Vierheit u. s. w. zum Recht. Man kann von Kant zu Fichte, Schelling, Hegel fortgehen, und alles Andere zur Seite lassen. Die empirische Fülle mufs dann freilich in der Geschichte auch untergesteckt, und Convergenzen von einem Standpunct zum anderen mögen besonders berücksichtigt werden.

Der *erste Abschnitt* handelt also (S. 39—218) vom *kritischen* Idealismus Kants. Der Hr. Vf. schickt hier wie sonst eine kurze Lebensdarstellung mit Angabe der Hauptschriften voraus, und verfährt bei Schilderung der Systeme in zweckmäfsiger Verknüpfung des Chronologischen und Systematischen der Gesammtheit der Schriften. In Beziehung auf die Kritik der R. V. wird mit Recht auf das Interessante der Vergleichung der ersten und zweiten Ausgabe hingewiesen, indem die erstere den transscendentalen Idealismus im Ganzen consequenter festhält. Es ist zu wünschen, dafs Rosenkranz und Schubert diese Bemerkung berücksichtigen. — Gut wird sofort bemerkt, wie in der Philosophie Kant's das *kritische* Element in Einigung mit dem *metaphysisch-idealistischen* und *skeptischen* grundbestimmend sei. Die Philosophie Kant's ist der Idealismus des subjectiven Selbstbewufstseins, welches das Ansich dem Fürsich *gegenüber* hält — die absolute Entzweiung des Objects und Subjects —, und in letzterem zur *blofsen* Erscheinung werden läfst — der absolute Widerspruch —, aber jedenfalls das unendliche Verdienst hat, die Philosophie zu dem Standpunct zu vermitteln, von welchem aus die Welt zu dem im Geiste frei Wiedergeborenen und Gesetzten wird. Der früheren substanziellen Unmittelbarkeit des concreten Bewufstseins mufs jetzt die erste subjectiv-idealistische Unmittelbarkeit gegenüber treten. „Der Gegenstand mufs sich nach dem Erkennen richten; das Subject ist die Sonne, um welche die Planeten kreisen," — dieses ist das klare Bewufstsein Kant's, ist der Schlüssel zu seiner ganzen Kritik, ist die Gröfse zugleich und die Schwäche des Standpuncts.

Das System Kant's wird nach den drei Kritiken der R. V., der P. V. und der Urtheilskraft ausgeführt, und an diese Grundwerke werden die übrigen an den gehörigen Stellen angeschlossen. Daher stellt das erste Kapitel die *theoretische* Philosophie dar nach der K. d. R. V. (S. 52—126), woran sich dann die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft schliefsen (S. 126—131). Hierbei wird S. 56 sehr gut bemerkt: „Man kann nicht genug die von Kant angelegten Fäden (hier ist vornehmlich von der intellectuellen Anschauung als *hypothetischer göttlicher* Erkenntnifs, nach Kant, die Rede) herausheben, welche von seinen Nachfolgern zu positiven Resultaten ausgesponnen wurden; und dies ist eben das Aergernifs, was die moderne Popularphilosophie nimmt, dafs auch die ächte Speculation an diesen grofsen Genius anknüpft, während jene Afterphilosophie sich der kritischen Philosophie, ihres negativen Resultates wegen, als eines Schildes zu bedienen, allein berechtigt zu sein glaubt." — Eben so genügend wird im zweiten Kapitel (S. 132—178) die K. d. P. V. dargestellt, woran sich dann die metaphysischen Anfangsgründe der Rechts- und Tugendlehre, die Schrift Zum ewigen Frieden, die Religion innerhalb der Grenzen der blofsen Vernunft, anschliefsen. Durch letztere hat Kant den Hauptgrund des praktischen oder moralischen Rationalismus in der Theologie gelegt, welchen er in die Mitte stellt zwischen den Naturalismus und Supranaturalismus. Freilich wurde damit die Tiefe der christlichen Dogmatik zum Raisonnement der endlich-praktischen Vernunft herabgesetzt. — Im dritten Kapitel (S. 179—218) schliefst die Darstellung des Systems mit der Kritik der Urtheilskraft, worin Kant die Idealität des Denkens und Anschauens, des Allgemeinen und Einzelnen zwar ausspricht, aber doch auch wieder die ästhetisch-teleologische Anschauung nur als *subjective* Nothwendigkeit gelten läfst, also in seinem Princip durchaus stehen bleibt.

Im *zweiten Abschnitte* (S. 218—430) wird nun die Philosophie des *unmittelbaren Wissens* oder der *empirische Idealismus* (Glaubensphilosophie, Reflexion, Popularphilosophie, Thatsache des Bewufstseins — welchen allen die *subjective Unmittelbarkeit* mit Kant gemein ist, nur sich dort zur unphilosophischen Popularität und Reflexion entäufsert hat) abgehandelt: „Der subjective Idealismus wird (S. 218) als Philosophie des unmittelbaren Wissens, seine in der kritischen Philosophie wie aus einer Wurzel entsprossenen Elemente wieder aus einander reifsen, oder nur äufserlich vermischt hinstellen, um schliefslich in seiner vollendetsten Gestalt, als Fichte'sche Ichheitslehre, sie wahrhaft und organisch zu durchdringen." Es werden hier drei Formen unterschieden, nämlich 1) die eigentliche *Kantische*

Schule, 2) in einem gewissen Gegensatze dazu der Gefühls-Idealismus und die *Glaubensphilosophie*, deren Spitze Jacobi, und 3) der Versuch einer Verbindung beider Richtungen, der Kantischen Reflexion mit dem Jacobischen Glauben, der Idealismus der *Ueberzeugung*, Thatsache des Bewufstseins, durch Reflexion aufgeklärtes Gefühl, welcher Richtung Spitze in Fries. Die Gliederung ist dem Begriffe entsprechend. Ueber die Bedeutung dieser Formen haben wir uns schon ausgesprochen.

Im ersten Kapitel (S. 221—299) wird also die *Kantische Schule* dargestellt nach den Stufen der Reinhold'schen Vorstellungstheorie, des idealistischen Skepticismus, und der idealistischen Verstandesmetaphysik Herbart's. Zunächst sub I. Reinholds Theorie des Vorstellungsvermögens als *formelle* Grundlage des Kant'schen Kriticismus (S. 222—244); zugleich mit Verflachung des Kantischen Idealismus. Diese Vorstellungstheorie geht endlich in das blofse *hypothetische Philosophiren* und die Anläufe zum Anlaufen über. — Es folgen sub II. (S. 244—274) die Bekämpfer und Ausleger Kant's, nämlich zuerst der empirische Skepticismus Schulze's, zweitens der skeptische Idealismus Beck's, drittens Bardili's Logik. — Unter III. (S. 274—299) wird Herbart abgehandelt, welcher idealistische Verstandesmetaphysik aufstellt, insofern auf Kantischem Standpuncte steht, als er, das *Ansich* aus dem Kreise menschlicher Erkenntnifs hinaussetzend, nur ein Fassen der Dinge, wie sie *für* den Verstand des Menschen seien, zuläfst: dabei, vom Satze der abstracten Identität (absoluten Position) ausgehend, die Begriffe der Dinge so *bearbeitet*, dafs die Widersprüche im Denken (freilich nicht *alle*, wie Herbart in der Vorrede zum 2. Bande der Metaphysik höchst naiv bemerkt) verschwinden sollen, und zu diesem Zwecke eine Masse von ursprünglichen abstracten Positionen herausbringt, welche in eine Wechselwirkung tretend, die keine ist, nur den *Schein*, wenn schon objectiven, des Werdens, das Bewufstsein selbst nur als *Scheinen* der Positionen in einander u. s. f. darstellen; — bis endlich der zwar dem Denken schlechthin widersprechende (wahrscheinlich ein Widerspruch, der nicht aufgelöst werden soll und noch weniger *kann*), aber doch zu setzende Gott die teleologische Organisation der Dinge mufs erklären helfen. Es ist die reine Geistlosigkeit, der Formalismus des Scharfsinns. In der Vorrede zum zweiten Band wendet sich Hr. Michelet gegen Angriffe Hartensteins auf seine Darstellung des Herbart'schen Systems.

Im zweiten Kapitel (S. 300—386) wird die *Gefühls-* und *Glaubensphilosophie* dargestellt. Es werden die mystische Glaubensphilosophie Hamann's, die empirische Glaubensphilosophie Herder's, und die skeptisch-kritische Glaubensphilosophie Jacobi's abgehandelt. In ihnen ist viel speculativer Inhalt, aber ohne die strenge Form der Wissenschaft, durchaus *unbegriffen*. Es ist Einheit mit Kant wie Gegensatz zu ihm — Vernunftglaube überhaupt, welcher kein rechter Glaube, keine rechte Vernunft ist. Hier auch der Kampf gegen die *Vermittlung*, besonders bei Jacobi; aber es giebt *unendliche* Vermittlung der Vernunft, die die Wahrheit selbst ist. Diese Männer haben viel Herrliches ausgesprochen, viel Tiefes gegen Kant, Spinoza u. s. w. geltend gemacht, aber nur als *Gemüths*vorläufer des absoluten Idealismus. Ja Jacobi hat *gegen* die Wissenschaft ausgesagt, es sei im Interesse der Vernunft, dafs kein Gott sei (freilich andere Form Gottes als im Gemüth), so wie alle Philosophie in ihrer letzten Consequenz zu Atheismus und Fatalismus oder zu Spinozismus führe. Aber die gegenwärtige Philosophie hat längst Spinoza zum Momente herabgesetzt, und gezeigt, dafs dessen System der unaufgelöste Widerspruch sei. Wohl aber kann zugegeben werden, dafs die absolute Philosophie der *idealisirte* Spinozismus sei (und schon Jacobi nannte sehr gut das System Fichte's den *umgekehrten* Würfel des Spinoza; aber erst die Aufhebung beider Seiten in einander, wie in Schelling, Hegel, ist die Wahrheit) — d. h. der Spinozismus, welcher durchgegangen ist durch den Idealismus, und worin die Substanz zum absoluten vermittelten Subject verklärt und das Moment der Ausdehnung zum Scheinen der Idee herabgesetzt ist.

Im dritten Kapitel (S. 386—430) folgt die *Jacobische Schule*, die reflectirende Gefühlsphilosophie, in höchster Spitze Kant und Jacobi vereinend. Es gehören hierher Bouterwek, Krug, Fries, Calker. Es ist Popularphilosophie, Reflexion der Unmittelbarkeit, verkommene Speculation, da die wahrhafte sich vielmehr in Fichte fortbildete.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 19.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

C. L. Michelet, Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns daher sofort zum *dritten Abschnitte*, welcher den *transscendentalen Idealismus* entwickelt (S. 431 — Th. II. S. 204). Ueber diesen Ausdruck: *transscendental*, wollen wir nicht rechten. Der Abschnitt zerfällt wieder in *drei Kapitel*, in deren erstem die ursprüngliche Philosophie Fichte's, in dem zweiten die Fichte'sche Schule, in dem dritten die Umbildung der Philosophie Fichte's durch diesen selbst dargestellt wird. Die Darstellung zunächst der *ursprünglichen Philosophie Fichte's* (S. 442—537) beschliefst den ersten Theil des Werks. Die Fichte'sche Philosophie wird nach den drei Momenten der Wissenschaftslehre, des Naturrechts und der Sittenlehre entfaltet. Das Wesentliche des Fichte'schen Systems ist dies, dafs in ihm das bei Kant als *seiend* aufgenommene Räderwerk oder Netz des sich wissenden Ich zu einem Processe absoluter *Selbsterzeugung* des allgemeinen Ich, und dafs ferner das Ding an sich und die ganze als dunkeles Jenseits zurückgelassene Welt an sich zum absoluten processirenden Ich und seinem *immanent gesetzten* Anderen aufgehoben und idealisirt wird. Aber das Ich ist noch nicht absoluter Geist, daher einseitig, endlich und subjectiv mit unüberwundenem Anstofse und Objecte. Das ungeheure Schauspiel jedoch beginnt, dafs der Geist, zunächst als Ich, das immanente Voraus-*Setzen* der Welt zum Zwecke seiner ewigen Selbsterzeugung wird: wodurch sich zuerst die materielle und objective Welt zu einem Traumbilde der Idealität auflöst — bis sie in dem *absoluten* sich wissenden Geiste wieder zu selbstständiger Objectivität entlassen, aber ebenso in der Idee gehalten wird. — Der Verf. hebt nach Gebühr die Gröfse der Fichte'schen Wissenschaftslehre hervor (S. 493): „Diese eiserne unbeugsame Folgerichtigkeit ist eben das grofse Verdienst der Wissenschaftslehre; *sie ist ein wahres Wunderwerk des Denkens.*" Ja sie ist ein solches, wie es Kant's Kritik der reinen Vernunft, wie es im höchsten Sinne Hegel's Logik ist, mit welchen sie auch der Verf. hier zusammenstellt. Dennoch sinkt sie, wie Kant's Werk, in ihren Widersprüchen zusammen, und nur Hegel's Logik hat *alle* Widersprüche überwunden und also aufgelöst in sich.

Im zweiten Kapitel (Th. II. S. 1—129) wird der aus der Fichte'schen Lehre hervorgehende Standpunct der *Ironie* als der Zerschneidung aller endlichen Verhältnisse von dem *unerfüllten* absoluten Ich aus und der daraus sofort emportreibenden *Sehnsucht* nach Erfüllung und Substanz entwickelt, welche sofort und zunächst ein Umschlagen der Abstraction in die *Unfreiheit* der Positivität (ja in noch schlimmerem Falle in die sinnliche Lust) wird, und auch in den höheren Bestrebungen zu keiner wahrhaften Versöhnung gelangt. Herr Michelet entwickelt diesen Standpunct in den drei Formen Schlegel's als der in sich selbst zusammensinkenden Freiheit des absoluten, aber in Wahrheit einseitigen, Ich; Schleiermachers als des Aufhebens der Schranke durch die als unendlich gesetzte Eigenthümlichkeit des Ich als des unendlich mannigfaltigen Spiegels des Einen Absoluten, also durch Setzen der Schranke; endlich Novalis' als des sehnsüchtigen Strebens, das eigenthümliche Ich vielmehr aufzuheben in dies allgemeine unendliche, die Abstraction der Nacht, die Indifferenz — woran sich dann die zweite Form der Fichte'schen Lehre selbst schliefst. Allerdings sehen wir bei allen diesen Männern ein Convergiren zum absoluten Idealismus, zu Schelling und Hegel, aber es kommt nicht zur wahren Wirklichkeit — man vgl. auch namentlich die von Windischmann her-

ausgegebenen Vorlesungen Schlegels aus den Jahren 1804—1806, wo freilich Schelling und Hegel schon mit ihren Geistesblitzen das neue Morgenroth verkündet hatten. Die schiefe Ansicht (es ist *verstellte* Idee) von einem *göttlichen Urvolk* hat Schlegel recht aufgebracht; Fichte und Schelling haben sich dann auch angeschlossen. Eben so kommt dann der *Katholicismus* herein, und was daran hängt. — Schleiermacher wird (S. 46—114) sehr ausführlich behandelt, und gezeigt, weshalb sein philosophischer Einflufs mit seinem Leben selbst erlosch. Schleiermacher konnte mit seiner reflectirenden Dialektik zu keinem festen Resultate gelangen, weil er nicht zu der lebendigen Einheit der Gegensätze durchdrang, sondern im eminenten Scharfsinne des Aussprechens des Einen und *daneben* auch sogleich des Andern, man könnte sagen, in der allherum gewendeten Kritik stecken blieb, abgesehen auch von der absichtlichen Hülle, welche er um Vieles warf. — Novalis wird endlich (S. 114—129) kürzer behandelt.

Im dritten Kapitel (S. 129—204) wird dann die *neue Form* der Fichte'schen Philosophie dargestellt, welche allerdings eine Convergenz zum absoluten Idealismus ist, aber sich nicht zur Wirklichkeit desselben erhebt, wie auch in *Vorstellungen* befangen bleibt. „Diese Bestrebungen der Fichte'schen Schule, die Schranken des subjectiven Idealismus zu durchbrechen, dies geistreiche Hindrängen gegen den Schelling'schen objectiven Idealismus hatte Fichte beobachtet, und es gelingt ihm nun noch selbst, alle diese Strahlen des höheren Lichts in Ein Ganzes zusammen zu binden, und so ausführlicher und wissenschaftlicher als seine Schule diesen Uebergang zu machen, wiewohl er und alle seine Schüler dennoch nur in der *Annäherung* zu diesem Standpuncte begriffen sind, ohne ihn vollständig zu erreichen, noch den unendlichen Progrefs gänzlich auf die Seite schieben zu können" (S. 129, 130). Auch in der neuen Form ist Princip, dafs das *Wissen* nur die *Schrankenbehaftung* des absoluten Ich oder Lebens, somit nicht identisch mit Gott, nur Erscheinung an ihm ist, weshalb die moralische Idee zum *höheren* Grunde des Wissens wird. Dieses ist der absolute Widerspruch im subjectiven Idealismus, Wissen zu sein, welches *Alles*, welches *absolut* wissen, also über Alles die Macht, aber ebenso vielmehr nur *Schranke* sein soll, die aufzuheben in das seelige Leben der sittlichen Idee (man vgl. Michelet, S. 149; meine Schrift S. 375, 376). Alle späteren tieferen Ansätze Fichte's werden sofort durch dieses πρῶτον ψεῦδος wieder vernichtet und in die Entzweiung hinausgeworfen. Aber ein Geist kommt nicht heraus aus dem Standpunct, den er *schöpferisch gesetzt* hat; er ist in diesem Dasein aufgegangen, wie die Thieridee hier im Dasein eines Insects, dort eines Fisches, dort eines Vogels. Der Weltgeist braucht andere Organe, um fortzuschreiten (man vergleiche meine Schrift S. 109, 110; Michelet S. 133). Daher ist es erst Schelling, welcher das Wissen ursprünglich in die absolute Substanz setzt, und damit in der Einheit der Subjectivität und Objectivität aus der absoluten Vernunft den Idealismus selbst *absolut* macht.

Dieses führt nun zum *zweiten Buche* des Werks (S. 205—598), worin der *objective Idealismus* entwickelt wird, über welche Bezeichnung wir uns schon früher erklärt haben. Auch der Satz, womit Herr Michelet dieses Buch eröffnet, ist so sehr derselbe mit dem, womit das dritte, die Philosophie Hegel's, eröffnet wird, dafs schon hierin die Identität der Grundlage hervorleuchtet. Dort (S. 207) heifst es: „Indem das subjective Ich von dem *göttlichen* Leben ganz durchdrungen und *in dasselbe versenkt ist:* so ist in der That dieses *absolute* Sein das allein Wahrhafte, was übrig bleibt." Hier (S. 601) heifst es: „Der Gründer des *absoluten* Idealismus, wo Natur und Ich in einer *absoluten Identität* gemeinschaftlich *versenkt* werden, ist Hegel." Den Unterschied macht nur das Ansich und Fürsich *desselben* Standpuncts. — Der Hr. Verfasser entwickelt nun in *drei Abschnitten* zunächst die Schelling'sche Philosophie, dann seine Schule, endlich Solger als nächsten Uebergang zu Hegel.

Im *ersten Abschnitte* (S. 209-416) wird die Philosophie Schelling's sehr gut durch die drei Formen (in drei Kapiteln) des Identitätssystems, der construirenden Naturphilosophie und der Theosophie, in zugleich chronologischer Form, dargestellt. Dieses in der Totalität ist allerdings erst die zugleich *fortgebildete* und *ganze* Philosophie Schelling's, durch alle Formen in dem Ansich, der *Unmittelbarkeit* stehen bleibend, daher endlich sogar aus der Philosophie selbst entäufsert. Schelling kam nicht zur *speculativen Logik* in ihrer vollen Vermittlung, daher nicht zum absoluten Begriff, nur zu seinem Ansich, zu der

intellectuellen Anschauung. Ersteres war die Bestimmung Hegel's, der Schelling überwunden, schon früher als die klare Macht des Denkens hinter der Genialität Schelling's stehend. — Wir brauchen kaum zu bemerken, wie vollständig und trefflich die Darstellung des Schelling'schen Systems bei Herrn Michelet ist. Den Schluſs bildet Schelling's Vorrede zu Becker's Uebersetzung von V. Cousin über deutsche und französische Philosophie, worin in der That der frühere Abfall der Idee in die Natur, wie ihn Schelling setzte, nur zu einem theilweisen Abfalle Schelling's von der speculativen Idee selbst geworden ist. Wir heben aus Schelling's System nur einige seiner vielen Lichtpuncte hervor (wo freilich schon oft Hegel im *wirklichen* Hintergrunde steht). So (S. 303): „Alle verschiedenen Lehren, die sich zur Form gebildet haben, sind nichts Anderes, als nach verschiedenen Richtungen verschobene Bilder des einzig wahren Systems, das, wie die ewige Natur, weder jung noch alt, und nicht der Zeit, sondern der Natur nach das Erste ist. So nennt Schelling (und Hegel steckt hier schon überall dahinter) ausdrücklich Pythagoras, Plato, Heraklit, Leibnitz, endlich Spinoza und Parmenides als die Urheber derjenigen *einzelnen Töne und Farben der Wahrheit*, welche er in einer gediegenen und bleibenden Gestalt zum Einklang und zur Harmonie bringen will." Bekanntlich hat dieses erst Hegel wirklich geleistet. — S. 321, 322 wird von solchen geredet, welche vom Standpunct Schelling's in die Gefühls- und Glaubens-Philosophie zurückfielen, und hier werden in einer Note auch Windischmann, Wagner, Krause genannt. Dies ist richtig; und hierher gehören auch Suabedissen und Troxler. Wenigstens verfielen diese alle weiter in Unmittelbarkeit; doch hätten ihre theils mehr schematischen, theils mehr innerlichen Systeme im zweiten Abschnitte wohl eine nähere Darstellung verdient. — Sehr gut sagt Schelling im Anfange der Schrift: Philosophie und Religion (S. 323): „Religion ist ein bloſses *Erscheinen* Gottes in der Seele, sofern diese auch noch in der Sphäre der *Reflexion* und *Entzweiung* ist: dagegen ist Philosophie nothwendig eine *höhere* und gleichsam ruhigere Vollendung des Geistes; denn sie ist immer in jenem Absoluten, ohne Gefahr, daſs es ihr entflieht, weil sie sich selbst in ein Gebiet über der Reflexion geflüchtet hat." Ferner in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (S. 352): „Die *neuere Welt* ist allgemein die Welt der *Gegensätze*, und wenn in der alten im Ganzen das Unendliche mit dem Endlichen unter Einer *gemeinschaftlichen Hülle* vereinigt liegt, so hat der Geist der spätern Zeit zuerst diese Hülle gesprengt, und jenes in *absoluter Entgegensetzung* mit diesem erscheinen lassen." Vortrefflich! Ferner ist interessant die Stelle aus den Jahrbüchern der Medicin (S. 383, 384), welche höchst wahrscheinlich auf Hegel geht: „Einen kenne ich, der ist von Natur ein unterirdischer Mensch, in dem das *Wissen substanziell und zum Sein* geworden ist, wie in den Metallen Klang und Licht zu gediegener Masse. Dieser erkennt nicht, sondern ist eine lebendige, stets bewegliche und *vollständige Persönlichkeit des Erkennens*." — Endlich sind vortrefflich die Stellen aus dem Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen (S. 399): „Das Dasein eines lebendigen Gottes ist eben darum *erweislich*, weil dieses lebendige Dasein aus einem nothwendigen *Grunde*, dessen wir uns nothwendig bewuſst werden, und der insofern *vor* und *unter* dem lebendigen Dasein ist, sich selbst entwickelt, also auch aus ihm zu entwickeln ist. Dieser Grund ist wieder Gott selber, aber nicht *als* bewuſster, intelligenter. Gott muſs etwas vor sich haben, nämlich *sich selber*, wenn es nicht ein *leeres Wort* ist, Gott sei *absolut*. Das Tiefste, Verborgenste in Gott, seine *Aseität*, ist nicht schon selbst Bewuſstheit, also der bewuſste Gott (es ist nur die logische Idee). Daſs sich das *Vollkommnere aus seinem eignen Unvollkommneren* erheben lasse, darin liegt nichts Widersinniges. Dem bloſsen *Vermögen* nach ist das Vollkommenste zuerst. Nothwendig muſs das Allervollkommenste, dasjenige, welches die Vollkommenheit aller Dinge in sich hat, *vor* allen Dingen sein. Die Frage ist aber, ob es *als* das Allervollkommenste zuerst war; welches schwer zu glauben ist, weil es, im *wirklichen* Besitz der höchsten Vollkommenheit, *keinen Grund zur Schöpfung und Hervorbringung* so vieler Dinge hatte, durch die es nur *weniger vollkommen* werden konnte." u. s. w. Das ganze Folgende ist sehr gut; es ist reine Hegel'sche Idee. — Aber Schelling scheint dann endlich in den *Dualismus* einer doppelten Vermittlung gefallen, eines *vor*weltlichen und *durch*weltlichen Gottes, anstatt daſs der vorweltliche nur das abgeschiedene Ansich, nur die logische Idee

ist. Eben so ist er dem Dualismus des Rationalismus und Empirismus, der Nothwendigkeit und Freiheit verfallen, und kann trotz aller Anstrengung nicht zur freien Idee kommen, wie sie Hegel dargestellt hat, und welche ihn nun vielmehr wie ein stetes Gespenst begleitet.

Im *zweiten Abschnitt* (S. 417—560) folgt die Darstellung der *Schelling'schen Schule* — durch Oken, Klein und die mystische Naturphilosophie, nämlich Schubert, Baader, Steffens. Bei Oken wird irrig bemerkt, dafs er noch Professor in München sei. Sein schematisirendes Construiren wird gehörig hervorgehoben, sein Lehrbuch der Naturphilosophie im Vergleiche der 1. und 2. Ausgabe ausgezogen. Klein wird kürzer, die *mystische Naturphilosophie* ausführlicher behandelt. Schubert träumt auch von einem Zustande ursprünglicher Vollendung des Menschen: die Idee der früheren Einheit des Geistes mit der *Natur* wird zur Idee der Einheit des Geistes mit *Gott* verstellt. Die frühere Anschauung, dafs sich die vollkommneren Organisationen der Pflanzen und Thiere erst durch langdauernden Procefs aus den unvollkommneren entwickelt hätten, berichtigt Schubert später dahin, dafs die *Totalität* der Reiche sich in *Einem* dargestellt habe, womit Hr. Michelet sich einverstanden erklärt. Allein beide Anschauungsweisen stellen sich als *Extreme* dar, beide sind in Einem wahr. Denn es bleibt nicht nur die Idee einer zeitlichen Organisation der Erde in einem Entwickelungsprocesse überhaupt bestehen, sondern es ist damit auch nothwendig zu setzen, dafs die Erde in ihrer ersten Gestaltung, *respective* Neugestaltung, sich *zuerst* das elementare Reich in einem Processe der Organisation *voraussetzte, dann* in erster Jugendkraft eine kolossale mehr *quantitative* als qualitative Schöpfung der lebendigen Organismen, auch selbst in räumlichen Unterschieden und zeitlichen Folgen, erzeugte, bis durch nochmaliges neues Gähren (die wählende Menschenidee) die alten Formen versenkt, und aus der nun qualitativer vorbereiteten Erde eine neue mehr qualitative, maafsvolle und geistige Wiederholung der ersten Schöpfung, mit dem *Menschen* an der Spitze (Zeus stürzt den Chronos, wie Chronos den Uranos) ausgeboren wurde, nach welcher Umgestaltung die Erde in festerer Form stehen blieb, um *zu seiner Zeit* sich aus erstorbener Productivität von Neuem zu verjüngen. Die Erde ist Organismus, welcher Kreislauf in sich. Die Natur hat ihre Evolutionen, welche freilich andere Bedeutung haben, als die Geschichte der Menschheit. Hr. Michelet erkennt hier, wie später bei Steffens, wesentlich nur *eine* Epoche an, die Entstehung des Menschen, und spricht in eigner Weise von einem *ewigen Sein* der Naturformen, von der Erde als *Hauptsache* der Welt — *vielleicht* Mifsverständnisse, welche aus Sätzen Hegel's hervorgegangen sind. Davon, wie über den Ausspruch (S. 457): „In der That die Natur ist die *zeitlose* Voraussetzung des Geistes, und die vermeintliche Geschichte der Natur ist ein *Nebeneinander*, welches die Geognosie dann als *Nacheinander* interpretirt:" sogleich unten noch etwas mehr. Ist nicht Raum *und Zeit* substanzielle Grundlage der Natur, ja der Natur in ihrer Abstraction selbst? — Ferner heifst es: „Diese zeitliche Erscheinung wieder in den Begriff der Ewigkeit zurückzuführen, *in dem die Natur stets ruhen geblieben war*, das ist das Ziel der Geschichte." Vielmehr ist zu sagen, dafs die Natur gerade die Entäufserung der Ewigkeit ist, das endliche *Befangensein* in Raum und Zeit; und die abstracte Ruhe oder Gleichförmigkeit der Naturformen ist nicht Ewigkeit zu nennen. Der Geist aber ist allerdings die Rückkehr in die Ewigkeit, und die Ewigkeit der Natur ist nicht ihr unendliches äufseres Dasein, sondern ihr absoluter Begriff, d. h. ihr Dasein in dem Begriffe. — Nachdem nun auch bei Baader der Dualismus nachgewiesen ist, worin jetzt auch manche Hegelianer verfallen, welche die Einheit Gottes mit dem Weltgeiste zerreissen; und nachdem dennoch viele tiefe Ideen Baaders aufgezeigt sind: wird bei Steffens jene naturphilosophische Polemik umfassender wieder aufgenommen, d. h. es wird wieder gegen Steffens' *Entwickelungsgeschichte der Erde* polemisirt. Hier wird zunächst (S. 513 ff.) Steffens getadelt (und gewifs *zum Theil* mit Recht), dafs er von älteren und jüngeren Gebirgen spreche.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Januar 1839.

C. L. Michelet, *Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland von Kant bis Hegel.*

(Schlufs.)

Wenn nun derselbe Verf. gerühmt wird, weil er anderswo selbst ausspreche, ein Wurm setze zugleich alle höheren Thierformen *voraus*, und nun Hr. Michelet dabei bemerkt: „Natürlich, denn die Gestalt des Wurms ist nur eine Abstraction des Typus des thierischen Organismus, die ohne die Totalität nicht bestehen kann:" so ist dagegen zu erwidern, dafs gerade das der Verlauf der *Erscheinung* ist, am Anfang nur die abstracte Form als *wirklich* zu setzen (wie den Keim, das Ei), und erst am Ende (hier im *Menschen*) zu der *entwickelten* Totalität zu gelangen, wie es wenigstens in der Entwickelung des Einzelwesens und der Menschengeschichte der Fall ist — während allerdings die Gattungen der Lebendigen einen unendlichen Progrefs der einfachen Wiederholung der Individuen darstellen. Aber auch die Erde ist Individuum, und zwar *an sich* lebendiges, tellurische Entwickelung, Procefs, weil *Totalität* der Momente. So hat sie Lebensverlauf, processirt sich durch Momente, hat Beginnen, Jugendkraft, Mannesbeharrlichkeit, Zurücksinken der Productivität, und diese *Allgemeinheit* ist die *Voraussetzung* der concreten Lebensgebilde. Innerhalb der Totalevolution hat sie dann freilich auch die Gleichförmigkeit der Wiederholung *in sich*, in Tagen, Jahren u. s. w. Auf keinen Fall kann daher Hr. Michelet jenen *abstracten Grund*, dafs das Abstracte das Concrete voraussetze, gegen Evolution der Erdtotalität anführen, da dieser Grund auch die Geschichte des Geistes aufheben müfste. Wohl aber ist aus der *Eigenthümlichkeit* der Natur zuzugeben, dafs, wie in der allgemeinen geologischen Organisation allerdings *auch* eine *Folge* der Entwickelung nothwendig ist im Verhältnisse des auch *zeitlich*-räumlich Voraus-*Setzenden* und Voraus-*Gesetzten*, so doch eben so *auch* eine *Gleichzeitigkeit* des in *Gegensätzen* Gebildeten (nach Steffens z. B. gleich des Metalls und Wassers), und namentlich *auch* ein Nebeneinander-Organisiren der niederen und höheren Pflanzen- und Thierformen als der *membrorum disjectorum* (doch nicht ganz im Sinne Oken's) zu setzen ist. Aber auch so dürften noch mehrere *Vermittlungen* der organischen Idee zu setzen sein, von den niederen Pflanzen und Thieren (denn allerdings müssen Pflanzen und Thiere überhaupt gleichzeitig gesetzt werden) zu den höheren hin. So dafs wohl die Totalentwickelung zugleich zu setzen ist als die *Wechselersetzung des Räumlichen und Zeitlichen*, so dafs *theils* das Niedere und Höhere *nebeneinander* in niedriger und höher organisirten Erdsphären, *theils nacheinander* in niederer und höherer Organisation derselben Sphären zu fassen ist. Nachdem freilich die jugendliche Schöpferkraft der Erde erloschen ist, und sich die Organisationen (mit Ausnahme der niedrigsten Wurzeln) nur aus sich selbst fortzeugen, ist alles zeitliche Nacheinander aufgehoben zum räumlichen Nebeneinander, und das Resultat eines grofsen Processes zur Unmittelbarkeit geworden. Und der Unterschied zwischen Natur und Geist ist der, dafs, wie dort die Zeit hervorgehend aus dem Raum sich aufhebt in den Raum, so hier die aus dem Raum emporgestiegene im Geist idealisirte und frei gewordene Zeit sich aufhebt in die *Ewigkeit*, den *Geist*. — Es ist sehr wesentlich, alle *Einseitigkeit* der Idee zu vermeiden. Ohne die zeitlich-räumlichen Vermittlungen von dem Erdorganismus aus (welche ja doch teleologisch vom Geiste vorausgesetzt sind) ist die concretere Wirklichkeit nicht zu begreifen. Hegel selbst hat die Natur am *abstractesten* behandelt, d. h. namentlich, er hat ihren Geschichtsprocefs im *Organismus* zu wenig entwickelt,

sich mehr auf die reinen idealen Stufen beschränkt. Denn er hat nur eine *Encyklopädie* der Naturphilosophie gegeben, wie denn auch in der Encyklopädie des Geistes die *historischen* Stufen von Staat, Religion, Philosophie nicht entwickelt sind. — Wenn nun Herr Michelet weiter fragt: „Warum soll es nun in der *Urzeit* anders gewesen sein (als etwa jetzt, wo alle Formen nebeneinanderstehen)? Warum denn Gott bei der *Schöpfung* das Vollkommne aus dem Unvollkommnen gebildet haben?": so ist zu antworten, dafs wir ja gerade den *Entwicklungsprocefs* suchen, wodurch das jetzt zugleich Seiende nach- *und* nebeneinander sich *bildete*; wobei ja Herr Michelet selbst schon den Einen Punct der Entstehung des *Menschen* als Moment der Fortbildung zugab, und gewifs auch noch die Totalentwickelung wird zugeben müssen, welche, wie wir sahen, nicht beeinträchtigt wird durch die schon *lange* dauernde *Gleichförmigkeit* der Erdnatur, so zu sagen ihr consolidirtes Mannesalter. Nicht richtig ist es daher endlich, wenn der Verfasser bemerkt (S. 518): „Freilich kann die zeitliche Entwickelung auch in der *blofsen* Natur, doch immer nur als etwas *Beiherspielendes* und *Untergeordnetes* zugegeben werden, wie die Weltgeschichte auch räumlich wird." Nein, die Zeit und Entwickelung ist der Natur *wesentlich*, substanziell. Aus Zeit und Raum steigt ja die Natur empor. Wenn es zuletzt heifst (S. 521): „Das Wesentliche bleibt hiernach gegen Steffens dies, dafs die Natur als ein *vollendetes Ganze* in *ewiger Dauer* dagestanden": so ist das wohl richtig in Beziehung auf das *ewige Gesetztsein* der Natur überhaupt, d. h. des unendlichen Wechsels der endlichen Kreise; sonst aber ist vielmehr zu sagen, dafs die Natur *aus* der Ewigkeit dastehe als ein unendliches Ganze der räumlich-*zeitlichen* Organisation — worin denn freilich, wegen der abstracten Gleichförmigkeit der Natur, diese *Eine Darstellung der Erde und Erdmenschheit wesentlich die Totalität selbst darstellt.* In Beziehung auf den Ausdruck „ewige Dauer" führe ich nur an, was Herr Michelet (S. 639) selbst von Hegel anführt: „*Ewigkeit* ist nicht blofse *Dauer*, wie die Berge dauern, sondern sie ist *Wissen.*" Sätze aber wie (S. 534): „In der That ist die Erde die *Hauptsache der Welt*;" oder (S. 537): „Aber die Totalität des Planeten ist keine gewordene, sondern eine *ewige*," lauten wenigstens sehr verdächtig. — Wir glaubten, der Idee selbst zu Liebe, Herrn Steffens hier gegen Hrn. Michelet grofsentheils in Schutz nehmen zu müssen.

Im *dritten Abschnitte* (S. 560—598) folgt Solger, welcher sehr richtig sagt (S. 563): „Eine Zeit, in welcher alle unmittelbaren und überlieferten Ueberzeugungen fast ausgerottet sind, kann nur durch *Einsicht und Bewufstsein gerettet* werden." Dieses ist der Standpunct Hegel's, — das absolute Bewufstsein.

Im *dritten Buche* (S. 599—801) wird der *absolute Idealismus Hegel's* dargestellt. Es wird zunächst der allgemeine Standpunct angegeben und gezeigt, dafs erst von Hegel die volle Wirklichkeit der absoluten Idee erkannt worden ist, womit aber die Philosophie nicht aufhöre, sondern erst recht anfange (S. 609). Was an der Zeit ist, ist die Erfassung des Hegel'schen Princips, und die Durchführung durch alle Wissenschaften, ein Ziel, von dem wir noch sehr weit entfernt sind. „Ohne *Abweichung* von Hegel'schen Sätzen wird es dabei nicht abgehen können" (S. 610). Es wird dann vom Leben und den Schriften Hegel's (S. 611—627) mit Bemerkungen über Gabler und Hinrichs, weiter von der *Hegel'schen Schule* (S. 627—691), freilich hier nicht ganz am rechten Orte, geredet. Es kommen hier vor: Göschel, Fichte, Weifse, Branifs als nicht gehörig durchgedrungene; dann die *eigentliche Schule*, und deren *Zerfallensein* in *zwei* (auch drei) Parteien, wozu der Satz Hegel's sehr gut angeführt wird (S. 638): „So dafs also die in einer Partei entstehende Zwietracht, welche ein Unglück scheint, vielmehr ihr Glück beweist; welches Glück (setzt Herr Michelet hinzu) vielmehr die *Nothwendigkeit* der Sache selbst ist (m. vgl. meine genannte Schrift, S. 488, 489)." Es wird dann die Entzweiung der Schule an den Lehren der Unsterblichkeit, der Persönlichkeit Gottes und des Lebens Jesu von Straufs nachgewiesen, und dabei die speculative Idee geltend gemacht. Weiter wird vom Einflufs Hegel's auf die übrigen Wissenschaften geredet, und werden hier Rosenkranz, v. Henning, Schultz, Wirth, Daub, Sietze, Gans, Michelet selbst, Kapp, Hotho, Rötscher, Mundt, Straufs, Vatke, Erdmann, Feuerbach, de Penhoen, Biese, nach ihren Leistungen angeführt.

Dann folgt endlich die Darstellung des *absoluten Idealismus*, erstens nach seinem *Werden* aus dem Schelling'schen Identitäts-Systeme, weiter nach der

Erhebung des Subjects in den Standpunct der Wissenschaft durch die *Phänomenologie*, drittens als die *gesammte Encyklopädie* der Wissenschaft, und wird die ganze Darstellung mit der Philosophie der Weltgeschichte geschlossen. Diese Darstellung überhaupt ist vortrefflich, namentlich auch die des reinen Systems der Wissenschaft (S. 715—791). Treffend auch heifst es am Ende der Schrift (S. 801): „Wenn eine Zeit die *philosophische* genannt werden kann, so ist es wohl vorzugsweise die unsere; in keiner also das Studium der Philosophie unerläfslicher als in ihr. Wo die *höchsten Gegensätze* bis zu ihrer *äufsersten Spitze* in allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft zugespitzt sind, und jeder feste Halt, der *von Aufsen* dargeboten würde, mit Verachtung vom Geiste zurückgestofsen wird, kann die unentreifsbare Befriedigung des Bedürfnisses nach *Versöhnung*, deren *Keime* wenigstens in der Wirklichkeit ebenso überall schon angelegt sind, nur durch die Tiefen der Philosophie zur *Reife* gezeitigt werden."

Wir haben gesehen, dafs Herrn Michelet's Werk als ein ausgezeichneter Beitrag zur klaren Auffassung und Zeitigung der Idee begrüfst werden mufs. Daher haben wir es auch erlebt, dafs sich das trübe Gähren der Unmittelbarkeit (in Hrn. Leo) vornehmlich gegen obige Schrift gewandt hat. Der fromme Eifer, die unwissenschaftliche Begeisterung kann heutzutage nur die *Leidenschaften* aufregen (wie auch bei Görres), aber eine nachhaltige That kann sie nicht vollbringen. Jeder Kampf, welcher jetzt gegen gründliche, gediegene und ernste Wissenschaft anders als *wissenschaftlich* geführt wird, ist Fanatismus, gehört in das Mittelalter, und ist von vorn herein mit dem Siegel der Unwürdigkeit gezeichnet.

Bayrhoffer.

XIII.

***Regesta chronologico-diplomatica Friderici IV. Romanorum Regis (Imperatoris III.). Auszug aus den im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archive zu Wien sich befindenden Reichsregistraturbüchern vom Jahre* 1440—1493. *Nebst Auszügen aus Original-Urkunden, Manuscripten und Büchern. Von Joseph Chmel. Erste Abtheilung. Vom Jahre* 1440 *bis März* 1452. *Wien*, 1838. 283 *S. Anhang CXX. gr.* 4.**

Es mufs für die Freunde der deutschen Geschichtsforschung erfreulich sein, dafs die Bearbeitung und Herausgabe der Regesten der römischen Könige und Kaiser durch die Thätigkeit der Hrn. Dr. Böhmer und Archivar Chmel so raschen Fortgang gewinnen. Da ersterer die Regesta Karolorum und die Urkunden der römischen Könige und Kaiser von Conrad I. bis Heinrich VII., in kurzen Auszügen, herausgegeben hat und so eben im Begriff ist in solcher Weise auch die Urkunden Ludwig des Bayern und Friedrich des Schönen erscheinen zu lassen; Hr. Chmel aber schon die Regesten König Ruprechts vor einigen Jahren geliefert und im vorliegenden Werke die Urkunden des Kaisers Friedrich III. giebt (die zweite, den Schlufs bildende Abtheilung soll demnächst erscheinen): so bleibt von dem Mittelalter nur noch die Bearbeitung der Regesten von vier Königen und Kaisern, den drei Luxemburgern Karl IV., Wenzel und Sigmund und dem einen Habsburger Albrecht II. übrig. Indem Hr. Chmel übernommen hat die ganze Reihenfolge der Reichsregistraturbücher von 1400—1519 (also auch für Kaiser Maximilian) zu excerpiren, so wäre es freilich in mehrfacher Hinsicht erspriefslicher gewesen, nach der chronologischen Folge die Arbeit zu machen und nicht von König Ruprecht mit Ueberspringung Kaiser Sigmund's und König Albrecht's II. zu Kaiser Friedrich III. überzugehen. Der Herausgeber entschuldigt diese Unregelmäfsigkeit damit, dafs er schon früher, ehe er sich zu dieser gröfsern Arbeit anheischig gemacht, die Regestenbücher K. Friedrich's III. excerpirt hatte. Diese Regesten Kaiser Friedrich's sind aus 13 Folianten Registraturbüchern, welche dessen Urkunden vom J. 1440—1493 umfassen, ausgezogen, sorgfältig in chronologische Ordnung gebracht und mit vielen anderwärts entnommenen, zum Theil auch gedruckten Documenten vermehrt.

Ueber den Gesichtspunct, den Hr. Chmel bei der Bearbeitung der Fridericianischen Regesten verfolgte, spricht sich derselbe in dem Vorworte folgendermafsen aus: „Erstens wollte ich die Regesten *Kaiser Friedrich's und seines Hauses* liefern, *mitsammen verbunden*, denn ich bin der Ueberzeugung, dafs zur unpartheiischen Würdigung Kaiser Friedrich's *die sämmt-*

lichen Verhältnisse, in denen er stets stand, und besonders *die Stellung der einzelnen Glieder seines Hauses* beachtet werden müssen. Die Vormundschaftsführung über Herzog Sigmund sowohl als über Ladislaus Posthumus, so wie das Verhältnifs mit seinem Bruder Herzog Albrecht waren vielfache Veranlassungen zu Wirren und Unfrieden, eben so verwickelt wurde dadurch die Stellung gegen die einzelnen Bestandtheile des damaligen österreichischen Staatskörpers. — Ich nahm zur Beleuchtung dieser Stellung somit auch die Geschichte der Landtage auf, in so weit dieselbe aus den Quellen geschöpft werden konnte. — Zweitens wollte ich die Excerpte so weitläufig als möglich machen, um jenen Forschern, welche selbe benutzen, die Mühe des *Nachschlagens und Nachsuchens* zu ersparen und den vollständigen Abdruck zu ersetzen." Die Stücke, welche Hr. Chmel für ungedruckt und besonders interessant hielt, sind theils in den Materialien zur österreichischen Geschichte, theils im Anhange zu den Regesten im vollständigen Abdruck mitgetheilt.

Man wird aus dieser Darlegung der Art und Weise, wie Hr. Chmel bei der Herausgabe der Fridericianischen Regesten zu Werke gegangen ist und welchen Gesichtspunct er dabei verfolgt hat, leicht ersehen, dafs dieselben in wesentlichen Puncten von den Regesten, welche Hr. Dr. Böhmer geliefert hat, sich unterscheiden; indem bei letzterm nur kurze Excerpte und zwar nur von königlichen und kaiserlichen Urkunden sich finden, sind bei ersterm längere Stellen aus den Urkunden wirklich ausgezogen und dazu noch solche anderweitige, selbst gedruckte Quellen, welche zur Erläuterung dienen können, beigefügt worden.

Daher kam es auch, dafs der Umfang der Fridericianischen Regesten, welche in der ersten Abtheilung nur zwölf Jahre umfassen, so grofs geworden ist, dafs sie einen ganzen Band füllen. Ref. ist der Meinung, dafs die weitläufigen Excerpte aus den bereits gedruckten Stücken, welche gegeben wurden, um den Geschichtsforschern die Mühe des Nachschlagens zu ersparen, hätten weggelassen werden können, da ein gründlicher Forscher sich mit den Excerpten doch nicht begnügen wird.

Dafs für Geographie, Chronologie, Rechts- und Staatsgeschichte u. s. w. unendlich viel durch die bereits erschienenen Regesta gewonnen und vielen bisher unsichern Puncten in der deutschen Geschichte dadurch eine feste Grundlage gegeben worden ist, möchte überflüssig sein näher zu erörtern. Auch die Fridericianischen Regesten geben viele Bereicherungen. Die wichtigsten ungedruckten Stücke, 98 an der Zahl, sind im Anhang vollständig abgedruckt. Ein grofser Theil derselben sind wichtig für die Geschichte des Gerichtswesens, und der Vehmgerichte. Ohne näher von den städtischen- und Kloster-Privilegien, den Bestätigungs-, Concessions-, Lehens-, Geleits-, Spruchbriefen zu sprechen, will Ref. nur auf die Documente hinweisen, welche in geschichtlicher Hinsicht von besonderer Bedeutung sind. Für die Geschichte Deutschlands im allgemeinen sind wichtig die beiden Instructionen Friedrichs für seine Gesandten zu den Reichstagen in Mainz und Frankfurt im J. 1441 (N. 2 und 9) und seine Reformation Behufs der Ordnung im Reiche (n. 23). Für die bayerische Geschichte sind mehrere Stücke (n. 1. 3. 4. 8. 63. 67. 70. 71) nicht zu übersehen; für die sächsische die Bestätigung der Uebereinkunft der Herzoge zu Sachsen im J. 1446 (n. 64); für die brandenburgische die Bestätigung des Vergleiches zwischen dem Markgrafen von Brandenburg und dem Hochmeister des deutschen Ordens im J. 1444 (n. 51). In Bezug auf die östreichische Geschichte sind n. 47. 50. 65. 66. 77. 78. nicht unbedeutende Documente: auch für die Schweiz, insbesondere für Freiburg, und für Savoyen sind einige interessante königliche Schreiben und Actenstücke mitgetheilt (n. 78. 81. 89. u. 91). Besonderes Licht erhält das Verhältnifs Friedrich's zu Papst Nicolaus V. durch mehrere päpstliche Schreiben und Urkunden, worunter herauszuheben sind 1) die Bestätigung des zu Wien mit der deutschen Nation abgeschlossenen Concordates (n. 76), 2) das Begleitungsschreiben bei der Uebersendung der geweihten goldenen Rose (n. 80), 3) die Verleihung des Rechts der primarum precum (n. 97), 4) die Beurkundungen über die lombardische Königs- und römische Kaiserkrönung (n. 95. u. 96). Den Schlufs (n. 98) macht eine bisher ungedruckte Beschreibung der Kaiserkrönung Friedrich's von einem Augenzeugen.

Noch ist zu erwähnen, dafs auch das Schreiben Friedrich's d. d. Frankfurt 27. Juli 1442, worin er den Aeneas Sylvius zum poëta laureatus creirt (n. 17), abgedruckt ist.

Druck und Papier sind schön. Nur wenige Druckfehler, und diese besonders in Zahlen sind dem Ref. vorgekommen, z. B. S. 160 n. 1596, wo anstatt 1417 zu lesen ist 1416. Im Ganzen aber ist der Druck sehr correct.

Aschbach.

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

XIV.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weifse (mit dem Zusatz auf dem Titel des zweiten Bandes: Doctor der Theologie und Philosophie, und dem Motto auf dem Titel der beiden Bände: Enervis fidei confessio est, in Christum sine teste et argumento non credere. Faust. Manich.). Zwei Bände. Leipzig, 1838. *Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. I. Bd. XII.* 614 *S. II. Bd. VI.* 543 *S.*

Erster Artikel.

Nachdem der erste Eindruck des Straufs'schen Werks über das Leben Jesu in einer Reihe von Abhandlungen und kleinern Schriften sich kund gethan hatte, aus welchen im Ganzen wenig mehr zu entnehmen war, als das eifrige Bestreben ihrer Verfasser, ein öffentliches Zeugnifs des gerechten Unwillens zu geben, mit welchem sie eine ihrer Subjectivität so wenig zusagende Erscheinung aufgenommen oder vielmehr von sich zurückgewiesen haben, folgte alsbald eine zweite Reihe von Schriften, deren Verfasser der Bedeutung, welche das Straufs'sche Werk schon gewonnen hatte, und in noch höherem Grade zu gewinnen schien, nicht besser begegnen zu können glaubten, als dadurch, dafs sie der in demselben gegebenen Darstellung der evangelischen Geschichte eine so viel möglich gleich umfassende in anderer Richtung entgegensetzten. Nach dem Umfange, in welchem diefs geschah, nach der Gröfse und Wichtigkeit der Zugeständnisse, die man dem Gegner bei allem Widerspruch gegen ihn und mit sich selbst machen zu müssen glaubte, nach dem Grade, in welchem entweder der Zweck der Wissenschaft in seiner Reinheit festgehalten oder einem andern untergeordnet wurde, nach dem, mit geringen Ausnahmen, mehr oder minder bitterem Ton, in welchem man, auch bei aller anscheinenden Ruhe und Mäfsigung, mit dem bestrittenen Buche sich auseinandersetzte, classificiren sich diese Schriften auf verschiedene Weise. An die Schriften der letztern Art schliefst sich das Werk des Hrn. Dr. Weifse so an, dafs es in Hinsicht seiner Grundsätze und seines Standpuncts im Allgemeinen, und der hieraus sich ergebenden Resultate dem Straufs'schen Leben Jesu ungleich näher zu stehen kommt, als irgend eine andere in dieselbe Kategorie gehörende Schrift. An diese nahe Verwandtschaft wird man schon am Eingange des Werkes erinnert. Wie das Straufs'sche Leben Jesu nennt sich auch die evangelische Geschichte des Hrn. Dr. Weifse eine kritische Bearbeitung, und wenn auch diese kritische Bearbeitung sich zugleich als eine philosophische ankündigt, so bezieht sich diefs, wenn auch nicht ausschliefslich, doch hauptsächlich auf die Schlufsabhandlung, in welcher Hr. Dr. Weifse, wie Straufs am Schlusse seines Werks, die Bedeutung der Persönlichkeit Christi und der evangelischen Geschichte vom allgemeinen oder philosophischen Standpunct aus betrachtet (I. S. VII.). Dem Vorwort zufolge ist die Idee der vorliegenden Bearbeitung der evangelischen Geschichte so wenig erst durch das Erscheinen des Straufs'schen Werks geweckt werden, dafs Hr. Weifse sogar zu verstehen giebt, wenn das Straufs'sche Werk nicht zuvor erschienen wäre, würde er von den negativkritischen Elementen, in deren Uebergewicht er den Character des Straufs'schen Werkes setzt, so viel aufzunehmen nicht haben umgehen können, dafs er eben so gut Straufs statt Weifse hätte werden können. Ja, selbst an die bekannte Straufs'sche Voraussetzungslosigkeit wird man in dem Vorwort erinnert, wenn nicht nur Hr. Weifse, wie Straufs, nur in noch etwas positiverem Sinne, die Befähigung zu seiner Arbeit hauptsächlich seinen philosophischen Studien verdanken will,

sondern auch des Berufs zum Mitarbeiten an dem wichtigen Unternehmen, das geschichtliche Christusbild aus der unklaren Hülle, mit welcher es nach der Ueberzeugung der Gebildeten unsers Zeitalters frühzeitig die Ueberlieferung, später das kirchlich festgestellte Dogma umgeben habe, herzustellen, deswegen um so mehr sich bewufst zu sein versichert, weil er als Nichttheolog von den besondern Pflichten gegen das kirchliche Glaubensbekenntnifs entbunden sei, welche den Diener der Kirche, oder den, der es werden wolle, fast immer, selbst ohne sein Wissen, und zwar in den meisten Fällen, je gewissenhafter er sei, um so mehr im freien unbefangenen Forschen zu hemmen pflegen, oder, wenn er sich dennoch von ihnen emancipire, eine feindselige verneinende Richtung gegen die Macht, von der er sich wohl bewufst sei, dafs sie ihre Ansprüche auf ihn nicht aufgebe, in ihm vorherrschend machen. Man sieht, Hr. Weifse stellt bei diesem Seitenblick auf Straufs seine Unbefangenheit noch über die Straufs'sche, nur fehlt es auch bei Hrn. Weifse nicht an hämischen Bemerkungen gegen die dogmengläubigen Ausleger, die Schriftgelehrten alter und neuer Zeit u. s. w.

Bei allem diesen tritt Hr. Dr. Weifse darin wenigstens ganz in die Fufsstapfen seiner Vorgänger, dafs er gleichfalls recht absichtlich darauf ausgeht, sich in ein feindliches Verhältnifs zu dem Straufs'schen Werk zu setzen, und auch da, wo er mit Straufs zusammentrifft, doch zugleich so wenig als möglich mit ihm gemein haben will: derselbe Hr. Weifse, welcher ohne den Vorgang von Straufs die Function der negativen Kritik selbst hätte übernehmen müssen, so sehr, dafs darüber die positive Tendenz kaum zum Worte gekommen wäre, versichert zugleich, dafs er sich zu einer solchen verneinenden Arbeit, sofern sie nicht unmittelbar darauf ausgehe, ein neues Positive an die Stelle des kritisch Hinweggeräumten zu setzen, so gut wie unfähig fühle (IV.). Dieser Gegensatz gegen die reine Negativität des Straufs'schen Werks wird von Hrn. Weifse durchaus so streng als möglich festgehalten. Wie wenn die mythische Ansicht an sich rein negativ wäre, und nicht auch Straufs — man denke nur an die gleiche Tendenz der Schlufsabhandlungen der beiden Werke — eben so gut seine positive als seine negative Seite zu haben behauptete! Allein man ist es an Hrn. Weifse schon gewohnt, dafs er auch da, wo er zunächst auf fremdem Boden auftritt, doch alsbald Besitz zu ergreifen, und sein eigenes Recht geltend zu machen weifs. Deswegen stellt sich nun aber bei der Beurtheilung des Weifse'schen Werks als Hauptgesichtspunct von selbst die Frage hervor, ob sich dasselbe zu dem Straufs'schen wirklich so verhalte, dafs das Negative des letztern erst durch das Positive des erstern aufgehoben wird?

Hr. Dr. Weifse hat sein Werk in acht Bücher getheilt. Das erste Buch handelt von den Quellen der evangelischen Geschichte, das zweite von den Sagen der Kindheit des Herrn, das dritte giebt eine übersichtliche Darstellung der evangelischen Geschichte bis zum Tode Jesu, das vierte durchgeht die evangelischen Erzählungen und Reden nach Marcus, das fünfte nach Matthäus und Lucas, das sechste nach Johannes, das siebente behandelt die Auferstehung und Himmelfahrt, und das achte enthält die philosophische Schlufsabhandlung. Das Umfassende des Plans erhellt hieraus von selbst, gewifs aber würde das Werk, obgleich Hr. Weifse S. VI. bei der Ausführung sich der möglichsten Kürze beflissen zu haben versichert, durch eine gedrängtere Darstellung sehr gewonnen haben. Wie vieles hätte besonders im vierten, fünften und sechsten Buch abgeschnitten werden können. Hr. Weifse, welchem ohnediefs eine reiche Fülle des Ausdrucks zu Gebot steht, läfst seiner Subjectivität öfters gar zu freien Lauf; er kann nicht oft genug seine Leser auf das Neue, Eigenthümliche, Bedeutungsvolle, Originelle seiner Ansichten aufmerksam machen, und giebt sich nicht selten auch bei Materien, über welche längst von Andern der Hauptsache nach dasselbe gesagt ist, das Ansehen, wie wenn es erst an ihm wäre, die Sache in das rechte Licht zu stellen. Dieses Vorwalten der eigenen Subjectivität, das sich auch in der bei Hrn. Weifse so oft wiederkehrenden unwissenschaftlichen Formel: „nach unserer innigsten Ueberzeugung" charakteristisch ausspricht, unterscheidet das Weifse'sche Werk nicht zu seinem Vortheil von dem Straufs'schen. Es soll diefs jedoch nicht gesagt sein, um dem in der That bedeutenden wissenschaftlichen Werth dieser neuen Bearbeitung der evangelischen Geschichte hierdurch etwas zu entziehen.

Das Eigenthümliche des Straufs'schen Werks ist bekanntlich die Begründung und consequente Durchführung der mythischen Ansicht. Zu ihrer Voraussetzung aber hat die mythische Ansicht die Anerken-

hang des traditionellen Characters, welchen die evangelische Geschichte in der Gestalt, in welcher sie auf uns gekommen ist, an sich trägt. Das Eine hängt mit dem Andern sehr eng und wesentlich zusammen. Wollte daher Hr. Weiſse als Gegner der mythischen Ansicht des Strauſs'schen Werks auftreten, so muſste er sie vor allem schon in der Traditions-Hypothese bekämpfen. Davon geht diese neue kritische Untersuchung aus, und Hr. Weiſse macht schon in der Vorrede S. V. auf das punctum saliens aufmerksam, von wo aus sich ihm die in dem ersten Buche dargelegte Hypothese über den Ursprung und das gegenseitige Verhältniſs der synoptischen Evangelien auf eine für ihn überraschende, ja erschreckende Weise entwickelt habe, die Originalität und Priorität des Marcus-Evangeliums vor den übrigen, eine Ansicht, welche sich ihm bei anhaltender selbstständiger Benutzung der Quellen mit unwiderstehlicher Evidenz aufgedrungen habe. Die Grundlage der auf diese Weise von Hrn. D. Weiſse gewonnenen Ansicht ist das bekannte Zeugniſs des Papias. Dieses älteste und gewichtigste Zeugniſs enthalte nicht blos keinen Umstand, der auf das Vorhandensein einer evangelischen Tradition in dem neuerdings erfundenen Wortsinne schlieſsen lieſse, sondern schlieſse das Vorhandensein einer solchen geradezu aus. Das Factum, daſs ein Schüler und dolmetschender Begleiter des Petrus, Marcus, die zerstreuten gelegentlichen Erzählungen jenes Apostels zu einem schriftlichen Aufsatze über die Reden des Herrn und die Begebenheiten seines Lebens in griechischer Sprache verarbeitete, möchte wohl für ein so gut, wie die Verfasserschaft und die Umstände der Entstehung irgend eines andern Schriftwerks älterer Zeit, beglaubigtes zu gelten haben (S. 34). Die von Schleiermacher gegen die Möglichkeit der Identität des von Papias erwähnten Marcus-Evangeliums mit dem unsrigen aus den Worten des papianischen Zeugnisses, daſs Marcus nicht der Ordnung nach das von Jesus Gesprochene oder Gethane aufgezeichnet habe, erhobene Einwendung, glaubt Hr. D. Weiſse (S. 41) durch die Bemerkung beseitigen zu können, daſs sich allerdings an der Ordnung, in welcher Marcus die Begebenheiten erzähle, manches ausstellen lasse, da er sie den Petrus nicht der Ordnung nach erzählen gehört, sondern sich, des Beistandes seines Meisters beraubt, solche Ordnung selbst habe erdenken müssen, auf der andern Seite liege aber nahe genug, daſs Marcus, bei dem Streben nach Vollständigkeit, doch eine gewisse Ordnung befolgt, seine Erzählungen in einen, wenn auch nur im Allgemeinen bestimmten chronologischen Zusammenhang gebracht, und nicht schlechthin aufs Gerathewohl das Verschiedenartigste neben einander gestellt habe. In den Worten des Zeugnisses selbst liege daher, urtheilt Hr. D. Weiſse, kein zureichender Grund zu der Voraussetzung, daſs es nicht von dem kanonischen Marcus-Evangelium spreche. Eben so wenig lassen sich in der besondern Beschaffenheit unsers zweiten kanonischen Evangeliums Umstände entdecken, die seine Abfassung durch einen vertrauten Begleiter des Ersten der Apostel ganz und gar undenkbar machen. Dagegen lasse die von der bisher herrschenden Ansicht über das Verhältniſs der synoptischen Evangelien zu einander abweichende Hypothese von der Entstehung des Marcus-Evangeliums ein helleres Licht auch auf die Entstehung des Matthäus-Evangelium fallen. Es sei ganz der Natur der Sache gemäſs, daſs der Apostel selbst noch kein Interesse hatte, eine eigentliche Lebensbeschreibung des Herrn aufzuzeichnen, eben so wenig wie ein Apostelschüler in jener noch keineswegs schreibseligen Zeit ein Interesse habe haben können, beim Leben seines Meisters einzelne Erzählungen desselben niederzuschreiben. Gar wohl dagegen habe es auch einem unmittelbaren Jünger in den Sinn kommen können, Reden und Aussprüche des Herrn schriftlich zu verzeichnen, hier sei eine streng wörtliche Bewahrung von wesentlichem Interesse sowohl für das persönliche Bedürfniſs der Jünger, als für das Bedürfniſs der Lehre gewesen. Nach dieser Ansicht wäre demnach unser kanonisches Matthäus-Evangelium als eine Zusammenstellung der Spruchsammlung (der λόγια) des Apostels und anderer Quellen, vor allem des Marcus-Evangeliums, anzusehen. In der weitern Ausführung der das Marcus-Evangelium betreffenden Hypothese sucht Hr. D. Weiſse in den innern Gründen für die Authentie dieses Evangeliums zugleich Spuren der demselben zu Grunde liegenden Erzählungen des Petrus, und Merkmale des Abhängigkeits-Verhältnisses der beiden andern Synoptiker von Marcus nachzuweisen.

Bei der groſsen Bedeutung, welche Hr. D. Weiſse dieser Hypothese auf den ganzen Gang seiner Untersuchung gegeben hat, müssen wir sie etwas näher ins

Auge fassen, aber auch sogleich gestehen, daſs sie uns in Vergleichung mit der gewöhnlichen Ansicht, nach welcher zwischen Marcus und den beiden andern Synoptikern das umgekehrte Verhältniſs stattfindet, keinesweges die Evidenz zu haben scheint, welche ihr Hr. D. Weiſse zuschreibt. Schon dieſs muſs ein gewisses Miſstrauen gegen die Objectivität des Eindrucks, dessen Ergebniſs diese Ansicht sein soll, erwecken, daſs Hr. Weiſse in der Beurtheilung des Werthes und schriftstellerischen Characters der drei Synoptiker eine gar zu offenbare Parteilichkeit verräth. Der Character des Matthäus-Evangeliums wird ein rein compilatorischer genannt, welcher auf eine spätere Formation der evangelischen Geschichtschreibung hindeute; die Gestaltung der Kindheitssage, manche dem Herrn untergelegte Aeuſserungen, die sich auf eine dem apostolischen Zeitalter schon etwas ferner stehende Gestaltung der kirchlichen Verfassung und der kirchlichen Verhältnisse beziehen, so wie mehrere ans Apokryphische streifende Züge setzen die Abfassung dieses Evangeliums in eine spätere Zeit als die des Lucas-Evangeliums (S. 93). Ueber das letztere wird das Urtheil gefällt, daſs bei einem Schriftsteller, welcher um die Uebereinstimmung der verschiedenen von ihm theils zusammengestellten, theils aus dem Stegreif ersonnenen chronologischen und Itinerarnotizen sich so wenig bekümmert habe, daſs er nicht selten im nächsten Capitel vergessen, was er im vorhergehenden gesagt habe, ernsthafter Weise von einer historischen Genauigkeit in Benutzung seiner Quellen nicht im Entferntesten die Rede sein könne (S. 89 vgl. S. 91. 236. 248. 287. 405). Diese harten Urtheile sollen nur das dem Marcus-Evangelium gespendete Lob erhöhen. Dieses Evangelium sei, was die wesentlichen geistigen Eigenschaften des Stils betreffe, das bestgeschriebene aller historischen Bücher des N. T. Es sei aus einer lebendigen Totalanschauung des Gegenstandes, aus einem im Geiste als Ganzes gegenwärtigen Bilde heraus entworfen und erwecke daher auch allein unter allen Evangelien schon bei einfacher unbefangener Lectüre ein entsprechendes Gesammtbild seines Inhalts, während man aus den übrigen solches Bild erst herausstudiren müsse (S. 68). Nur dieses Evangelium sei, bei allen Spuren seiner Entstehung, eine einfache, aus Einer Quelle geschöpfte und in Einem Gusse vollendete Composition (S. 69). Wie subjectiv schon dieses allgemeine Urtheil ist, fällt von selbst in die Augen. Fragen wir aber nach der nähern Begründung der dem Marcus zuerkannten Priorität, so kann Hr. D. Weiſse nicht nachdrücklich genug den Umstand hervorheben, daſs sich die Spur einer gemeinschaftlichen Norm bei den Synoptikern überall nur in denjenigen Partien finde, die der erste und dritte Evangelist mit Marcus, nicht in denjenigen, die sie zwar unter sich, aber nicht auch mit jenem gemein haben, und „damit diese hochwichtige und bisher fast allgemein übersehene Thatsache vollständig in ihrem rechten Lichte erscheine," wird sie sogleich mit einer andern (deren wesentliche Verschiedenheit von jener erstern nicht klar ist) combinirt, daſs nämlich auch in denjenigen Partien, welche alle drei Synoptiker gemeinschaftlich haben, die Einstimmung der beiden andern immer eine durch Marcus vermittelte sei. Um nun nichts davon zu sagen, daſs die hier aufgestellten Hauptsätze durch die unmittelbar folgende Bemerkung, daſs in denjenigen Partien, welche die beiden andern Synoptiker vor Marcus voraus haben, sich unter ihnen in Ansehung der Sachen und des Wortausdrucks Uebereinstimmung genug finde (S. 73), im Grunde wieder aufgehoben werden, so hätte man doch mit Recht erwarten sollen, daſs für eine kritische Behauptung von so hoher Wichtigkeit, wie die zuvor erwähnte, auch der genügende, ins Einzelne gehende, Inductionsbeweis gegeben würde. Allein statt dessen verweist Hr. Weiſse auf die Beispiele, die sich später in dem eigentlichen Verlauf der geschichtlichen Darstellung von selbst darbieten werden, und beschränkt sich da, wo der Beweis seine eigentliche Stelle hätte finden sollen, auf Ein Beispiel statt vieler andern, das als Beleg für die verschiedenen zuvor gemachten Bemerkungen zugleich und mit Einem Male dienen soll. Um so mehr müssen wir uns daher an dieses Hauptargument halten. Es ist dieſs die Stelle Marc. 9, 33. vgl. mit Matth. 18, 1 f. Luc. 9, 46 f. die Erzählung vom Rangstreit der Jünger. Hier gebe Marcus v. 33. schon als Anlaſs einen Zug, welchen er nicht absichtlich erfunden haben könne, sondern ungleich wahrscheinlicher die beiden andern als etwas ihnen unwesentlich scheinendes weggelassen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 22.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weifse.

(Fortsetzung.)

Wenn man aber auch hier die Möglichkeit eines entgegengesetzten Verhältnisses allenfalls noch zugebe, so falle doch bei dem Folgenden auch diese Möglichkeit hinweg. Während bei Marcus auf den den Jüngern gegebenen Bescheid eine Erzählung folge, bei welcher man keinen Zusammenhang mit dem Vorangehenden sehe, benehmen sich die beiden andern Synoptiker auf eine Weise, die schwerlich eine andere Erklärung zulasse, als aus dem verunglückten Bestreben, in das bei Marcus Zusammenhanglose einen Zusammenhang hineinzubringen, indem beide von der Voraussetzung ausgehen, dafs, was Jesus mit dem Kinde vornehme, einen Bezug auf den Rangstreit der Jünger haben müsse. Das Auffallende der Art und Weise, wie Matthäus und Lucas an dieser Stelle den Marcus benützt haben, steigere sich noch. Der Ausdruck bei Marc. v. 37. „in meinem Nahmen" erinnere diesen Evangelisten an einen Ausspruch Jesu bei einer andern Veranlassung. Matthäus lasse diese Anekdote weg, Lucas behalte sie bei. Hier könne nun zwar eben so gut Marcus dem Lucas, wie Lucas dem Marcus, nachgefolgt sein, was aber diejenigen, welche ein für allemal den Marcus zum Nachtreter der andern machen wollen, dazu sagen, wenn wir unmittelbar darauf eine gleich lexikalische Verbindung dem Marcus (v. 42.) und Matthäus (v. 6.) gemeinschaftlich, bei Lucas aber wegbleibend finden? Matthäus führe zwei andre Aussprüche Jesu an (v. 8. 9.), Marcus (v. 43—48.) einen, der den beiden Evangelisten gemeinschaftliche passe schlechterdings nicht in den Zusammenhang, der dem Matthäus eigenthümliche sehr gut. „Nun frage ich" fährt Hr. Weifse fort (S. 78): „was für ein Verfahren heifst diefs im Marcus voraussetzen, wenn man ihn erst rein zufällige lexikalische Verbindungen aus Lucas und Matthäus zusammensuchen, dann eine wirklich sachgemäfse, die sich bei Letzterem darbot, verschmähen, dagegen aber die unangemessene aufnehmen, ja nicht blos aufnehmen, sondern durch Ausmalen ins Grelle des ohnehin paradoxen Ausspruchs noch unangemessener machen läfst?" Und worauf beruht, müssen wir Hrn. D. Weifse fragen, die Beweiskraft dieser ganzen, so zuversichtlichen und so vieles begründenden Argumentation? Darauf, dafs die von Jesu mit dem Kinde vorgenommene Handlung, ungeachtet sie doch auch Marcus (indem er v. 36. fortfährt: καὶ λαβὼν παιδίον) in die unmittelbarste Verbindung mit dem Vorhergehenden setzt, keine Beziehung auf den Rangstreit der Jünger gehabt habe, eine Voraussetzung, deren von selbst einleuchtende Unrichtigkeit aus jedem bessern Commentar zu ersehen ist (Man vgl. insbesondere die von D. Kern in der Abhandlung über den Ursprung des Evang. Matth. Tüb. Zeitschr. für Theol. 1834. 2tes H. S. 77 gegebene Entwicklung dieses Zusammenhangs, an welche Abhandlung wir hier überhaupt als das beste Gegengewicht gegen die einseitige Ueberschätzung des Marcus-Evangeliums erinnern). Wie ungegründet ist ferner die Behauptung, dafs das, was bei Marcus v. 43. folgt, schlechthin in keinem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden stehe und das Befremden darüber, wie Marcus, wenn er den Matthäus hier vor sich hatte, Matth. v. 7. habe übergehen und dagegen v. 8. habe aufnehmen können? Fehlt es hier so ganz an Zusammenhang, wie Hr. D. Weifse meint, so macht auch Matth. v. 7. den Zusammenhang nicht klarer, fehlt es aber auch ohne diese Stelle nicht an einem vermittelnden Gedanken, so konnte ja Marcus aus diesem Grunde Matth. v. 7. für entbehrlich halten. Wie gewagt ist überhaupt die Behauptung, in Stellen, in welchen uns die Bestimmung des Zusammenhangs Schwierigkeit macht, habe sich

auch der Evangelist keinen Zusammenhang gedacht, und wie inconsequent ist es, von demselben Evangelisten, von welchem man bei Marc. v. 38. zugiebt, dafs er rein äufserlich oder lexikalisch einen Ausspuch Jesu angeknüpft habe, unmittelbar darauf zu verlangen, er dürfe nichts folgen lassen, was nicht im genauesten Zusammenhang mit dem Vorhergehenden stehe? Uns scheint die ganze Beweisstelle, welche Hr. D. Weifse zu einer Hauptstütze seiner Hypothese macht, eher das Gegentheil zu beweisen. Ist die Stelle Marc. 9, 38. Luc. 9, 49. für den Zusammenhang so unpassend, wie sie zu sein scheint, so ist doch weit denkbarer, wie ein Schriftsteller dazu kam, sie so anzuhängen, wie wir es bei Lucas finden, als sie in einen gröfsern, eine ganz andere Idee verfolgenden Context so hineinzustellen, wie diefs bei Marcus der Fall ist. Das Letztere scheint eben deswegen eine besondere Veranlassung vorauszusetzen, eine solche also, wie der Vorgang des Lucas war, von welchem demnach Marcus eben so abhängig erscheint, wie von Matthäus. Auf dieselbe Weise verhält es sich auch mit den übrigen hier in Betracht kommenden Momenten. Läfst sich auch das Abhängigkeits-Verhältnifs des Marcus von den beiden andern Synoptikern nicht bis zur Evidenz nachweisen, so fehlt es dagegen auf der andern Seite, wenigstens nicht minder, an einem bestimmten, für die Priorität entscheidenden Moment, so dafs man sich zuletzt doch wieder zu dem, wie es scheint, am nächsten liegenden Resultat hingezogen sieht, denjenigen der drei Synoptiker, welcher am wenigsten Eigenthümliches hat, für den von den beiden andern am meisten abhängigen zu halten. Macht man zu Gunsten des Marcus hauptsächlich die Kürze, Einfachheit, Natürlichkeit seiner Erzählung geltend, so ist auf der andern Seite zu erwägen, dafs diese Eigenschaft eben so gut die Folge eines epitomirenden, von einer gewissen Reflexion geleiteten Verfahrens sein kann, womit die dem Marcus gleichfalls eigene Neigung zur Ausmalung und Veranschaulichung des Erzählten durch beigefügte individuellere Züge gar wohl zusammenbestehen kann, da beides, die Kürze und die Detailmalerei, in Ermanglung anderer Mittel der geschichtlichen Darstellung, wie in diesem Falle vorausgesetzt werden mufs, darauf berechnet sein konnte, dem Evangelium, wenn es ein eigenes sein sollte, einen unterscheidenden Character zu geben. Auch der Anfang des Marcus-Evangeliums, auf welchen Hr. D. Weifse besonderes Gewicht legt (S. 57), bietet nichts dar, was mit dieser Ansicht sich nicht leicht vereinigen liefse. Es ist zwar beim ersten Anblick sehr scheinbar, zu sagen, Marcus übergehe die Geburt und Kindheit Jesu, weil er als der erste der Synoptiker früher schrieb, ehe noch die von den beiden andern aufgenommenen traditionellen Erzählungen sich gebildet hatten; wie läfst sich aber beweisen, dafs Marcus diese Erzählungen, auch wenn er den Matthäus und Lucas vor sich hatte, nicht absichtlich aus seinem Evangelium hinweglassen konnte? Dafs ihm, wie Hr. D. Weifse meint (S. 57), solche Weglassung gewifs nicht minder, wie später dem Marcion und den Ebioniten, als Häresis angerechnet, und sein Werk schwerlich unter die kanonischen Bücher aufgenommen worden wäre, könnte nur dann mit Recht eingewendet werden, wenn er auch sonst mit diesen Häretikern in Eine Klasse zu setzen wäre. Denn nicht die Weglassung der Genealogien und der Erzählungen der Jugendgeschichte für sich wurde diesen Häretikern als Häresis angerechnet, sondern, weil sie überhaupt für Häretiker galten, und von ihnen, wie wenigstens von Marcion, vorausgesetzt wurde, dafs sie auch sonst die evangelische Geschichte nach der Willkür ihrer häretischen Grundsätze behandelt haben, konnte man auch jene Weglassung nur aus einem häretischen Motiv ableiten. Dafs sie aber auch aus einem dogmatischen Grunde geschehen konnte, welcher nicht gerade nur als häretisch angesehen werden mufste, läfst sich an sich wohl denken, und mit bekannten Erscheinungen der ältesten christlichen Kirche leicht in Zusammenhang bringen. Und in der That, wenn sich in dem Eingang des Marcus-Evangeliums kaum verkennen läfst, wie Marcus mit einer gewissen Emphase die ἀρχὴ τοῦ εὐαγγελίου Ἰησοῦ Χριστοῦ, υἱοῦ τοῦ θεοῦ auf den Moment des Auftritts des Täufers fixirt, so mufs man weit geneigter sein, in diesem Anfang eine bestimmte Absicht vorauszusetzen, als in ihm nur den zufälligen Ausgangspunct der geschichtlichen Erzählung zu sehen. Dieser Ansicht fehlt es auch nicht an einer alten Auctorität. Was Eusebius K. G. VI, 14. aus den Hypotyposen des Clemens von Alexandrien anführt, dafs die die Genealogien enthaltenden Evangelien zuerst geschrieben worden seien, ist in jedem Fall ein wegen seines Alters sehr achtungswerthes Urtheil über das Verhältnifs der Evangelien, Clemens giebt aber diese

Bestimmung der Zeitfolge der Evangelien ausdrücklich als alte Ueberlieferung (als *παράδοσις τῶν ἀνέκαθεν πρεσβυτέρων*), und es ist kein Grund vorhanden, die Gültigkeit dieses historischen Zeugnisses in Zweifel zu ziehen.

Es ist überflüssig, bei diesem Puncte länger zu verweilen, da schon das Bisherige den Beweis geben kann, daſs die vorliegenden Untersuchungen zur Entscheidung der das Verhältniſs der synoptischen Evangelien zu einander betreffenden kritischen Fragen nichts wesentliches beitragen. Je mehr es aber an einem genügenden Beweis für den dem Marcus-Evangelium zuerkannten Vorzug der Priorität fehlt, desto zweifelhafter wird auch der andere mit dem bisher erörterten Punct eng zusammenhängende, der besondere Antheil, welchen der Apostel Petrus an der Entstehung des Marcus-Evangeliums gehabt haben soll. Es beruht dieſs auf dem Zeugniſs des Papias, aber wie verhält es sich denn mit diesem Zeugnisse selbst? So wenig auch gegen dieses Zeugniſs an sich eingewendet werden zu können scheint, so hat man doch bei der Würdigung desselben die Partei, welcher Papias angehörte, zu wenig in Erwägung gezogen. Als Mitglied der streng judaisirenden Partei, wie Papias erscheint, und worauf eben auch jenes bekannte, ihm in der neuesten Zeit sogar zur Empfehlung dienende Prädicat eines *σφόδρα σμικρὸς τὸν νοῦν* zu beziehen ist, stand er auch unter dem Einfluſs des den judaisirenden Christen der ältesten Zeit eigenthümlichen Parteiinteresses, und es muſs uns in dieser Hinsicht sogleich auffallen, warum er nur von den aus der Mitte der judaisirenden Partei hervorgegangenen Evangelien des Matthäus und Marcus spricht, und dagegen ungeachtet des Eifers, mit welchem er sich um mündliche Erkundigungen bemühte, von den beiden andern Evangelien keine Kenntniſs genommen zu haben scheint. Wie leicht kann daher, schon von dieser Seite betrachtet, seine Nachricht von dem Antheil des Petrus am Marcus-Evangelium ihre Quelle in einem Parteiinteresse haben! Dazu kommt dann aber, daſs wir, wenn wir dem Zeugniſs des Papias glauben, das Marcus-Evangelium sei aus den Vorträgen des Apostels Petrus entstanden, kaum umhin können, auch der weitern, wenn auch nicht schon von Papias selbst, doch schon in sehr früher Zeit, schon von Clemens von Alexandrien nach Eusebius K. G. VI, 14. damit in Verbindung gesetzten Angabe Glauben zu schenken, die in Rom gehaltenen Vorträge des Apostels Petrus haben die Veranlassung zur Entstehung des Marcus-Evangeliums gegeben, woraus sogleich von selbst erhellt, in welchem unsichern Kreise kirchlicher Sagen wir uns auch mit dem Zeugniſs des Papias befinden. Und was sagt denn nun dieses Zeugniſs selbst, wenn wir es näher betrachten? Petrus habe, sagt Papias, wie es das Bedürfniſs seiner Belehrungen mit sich brachte, in denselben auch Reden und Thaten Christi angeführt, und was hievon Marcus mit seinem Gedächtniſs aufgefaſst, das habe er genau niedergeschrieben, *ἀκριβῶς ἔγραψεν, οὐ μέντοι τάξει*. Um diese letztern Worte handelt es sich hauptsächlich. Man ist beinahe allgemein darüber einverstanden, daſs mit ihnen gesagt werden soll, Marcus habe sein Evangelium nicht in einer bestimmten Zeit- oder Sachordnung geschrieben. Ist aber dieſs wirklich die einzig richtige Erklärung? Schon Tholuck hat (Glaubw. der evangel. Gesch. S. 246) mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daſs in den in derselben Stelle nachfolgenden Worten: *οὐδὲν ἥμαρτε Μάρκος, οὕτως ἔνια γράψας ὡς ἀπεμνημόνευσεν* (Marcus habe nur Einiges und nicht alles vollständig aufgezeichnet) durch *ἔνια γράψας* dasselbe gesagt werden soll, was zuvor durch *οὐ τάξει ἔγραψε* ausgedrückt ist. Eben so muſs mit diesem Ausdruck zusammengenommen werden, was in derselben Stelle von Petrus selbst gesagt ist, daſs er *πρὸς τὰς χρείας ἐποιεῖτο τὰς διδασκαλίας, ἀλλ' οὐχ ὥσπερ σύνταξιν ποιούμενος τῶν κυριακῶν λόγων*. Wird dieſs nicht am natürlichsten so verstanden: Petrus habe die Reden des Herrn nicht in ihrem ganzen Zusammenhang gegeben, sondern nur so, daſs er bald da bald dort, wie es seine Vorträge mit sich brachten, einzelne Reden und Aussprüche in sie aufnahm? So bezieht sich nun auch jenes *οὐ τάξει ἔγραψε* unstreitig nicht darauf, daſs Marcus die sämmtlichen Reden des Herrn, oder die *λεχθέντα* und *πραχθέντα*, die er zum Inhalt seines Evangeliums machte, nicht in der gehörigen Zeit- oder Sachordnung zusammenstellte, sondern vielmehr nur darauf, daſs er jedes einzelne Stück dieser Art für sich nicht vollständig, in seinem ganzen Zusammenhang und Context (seiner *σύνταξις* oder *τάξις*) gab. Es ist also mit Einem Worte durch diese Bezeichnung nichts anders gemeint, als die bekannte epitomirende Weise des Marcus, die ihn besonders in den Reden des Herrn so characteristisch von Matthäus unterscheidet. Weit gefehlt also, daſs aus den fraglichen Worten nach Schlei-

ermacher die Folgerung zu ziehen ist, unser Marcus-Evangelium könne in dem Zeugnifs des Papias deswegen nicht gemeint sein, weil es ja gerade eine Zeit- und Sachordnung habe, wie das nach Papias von Marcus verfafste Evangelium nicht gehabt habe, geht aus der richtigen Erklärung jener Stellen vielmehr klar hervor, dafs das Zeugnifs des Papias sich auf kein anderes Marcus-Evangelium beziehen kann, als das unsrige. Was folgt nun aber hieraus für den Werth des Zeugnisses selbst? Unverkennbar spricht sich in der ganzen von Eusebius mitgetheilten Stelle des Papias ein specielleres Interesse für das Marcus-Evangelium aus, wie besonders aus der wiederholten Versicherung zu sehen ist, Marcus habe alle seine Sorgfalt darauf verwandt, das von Petrus Gehörte aufs Treueste wiederzugeben (*ἑνὸς γὰρ ἐποιήσατο πρόνοιαν τοῦ μηδὲν, ὧν ἤκουσε, παραλιπεῖν, ἢ ψεύσασθαί τι ἐν αὐτοῖς — ὥστε οὐδὲν ἥμαρτε Μάρκος, οὕτως ἔνια γράψας ὡς ἀπεμνημόνευσεν*). Man kann sogar in dem Zeugnifs des Papias kaum etwas anderes erkennen, als eine Apologie dieses Evangeliums. Je gröfseren Werth die Partei, in deren Mitte das Marcus-Evangelium entstanden ist, wie wir annehmen müssen, die römischen Judenchristen, auf dasselbe legten, desto mehr mufste man auch darauf bedacht sein, es gegen die Mängel, an welchen man Anstofs nehmen konnte, zu rechtfertigen. Man konnte, zumal wenn es, wie das kritische Verhältnifs der Synoptiker wahrscheinlich macht, auch erst nach dem Lucas-Evangelium entstanden ist, nicht läugnen, dafs sein Verfasser, wie Papias von Marcus sagt, *οὔτε ἤκουσε τοῦ κυρίου, οὔτε παρηκολούθησεν αὐτῷ*, und dafs es, was die Reichhaltigkeit des Inhalts betrifft, den beiden andern synoptischen Evangelien nachstund, zeigte ohnediefs der Augenschein. Indem man nun aber zu Gunsten des Evangeliums um so mehr geltend machen zu müssen glaubte, dafs die Mängel des apostolischen Ursprungs hinlänglich durch die Gewissenhaftigkeit und das treue Gedächtnifs des nur an die Vorträge des Apostels Petrus sich haltenden Marcus ersetzt werden, fand man eben hierin auch einen sehr scheinbaren Entschuldigungsgrund für die Dürftigkeit seines Inhalts in Vergleichung mit den andern; auch diese epitomirende Kürze weist ja nur auf die Beschaffenheit der apostolischen Vorträge, die die Quelle dieses Evangeliums sind, zurück. Liegt aber dem Zeugnifs des Papias ein solches apologetisches Interesse zu Grunde (ein Interesse, das in derselben Stelle seinen Einflufs sogar auf das Urtheil über das Matthäus-Evangelium äufsert, da in den bekannten Worten: Matthäus habe die *λόγια* des Herrn in hebräischer Sprache zusammengeschrieben, *ἡρμήνευσε δ' αὐτὰ ὡς ἠδύνατο ἕκαστος*, d. h. jeder habe sie so gut, oder so schlecht, als er konnte, übersetzt, offenbar der Unsicherheit dieses *ἑρμηνεύειν* gegenübergestellt werden soll die urkundliche Treue und Zuverläfsigkeit des Marcus-Evangeliums), wer bürgt uns dafür, ob dasselbe Interesse für das Marcus-Evangelium nicht auch die ganze Sage von dem Antheil des Apostels Petrus an demselben hervorgerufen hat?

So schwach begründet und unhaltbar erscheint uns demnach die Marcus-Hypothese des Hrn. D. Weifse auch in dieser Beziehung! Doch gesetzt, es verhalte sich wirklich so, wie Hr. Weifse die Sache sich vorstellt, Marcus stehe wirklich zu den beiden andern Synoptikern in dem von Hrn. Weifse angenommenen Verhältnifs der Ursprünglichkeit, es seien wirklich die Vorträge des Apostels Petrus die unmittelbare Quelle des Marcus-Evangeliums gewesen, so müssen wir nun erst die Frage erheben, was wird durch diese Voraussetzungen gewonnen, läfst sich auf diesem Wege aus den Urkunden der evangelischen Geschichte eine Ansicht von dem Factischen derselben begründen, bei welcher man über die Schwierigkeiten, zu deren Lösung die Traditions-Hypothese entstanden ist, einfacher und befriedigender hinwegkommt, ohne auf der einen Seite in den Wundern der evangelischen Geschichte einen Stein des steten Anstofses für die denkende Vernunft stehen zu lassen, noch auf der andern Seite auf den verführerischen Abweg der mythischen Ansicht zu gerathen?

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weifse.

(Fortsetzung.)

Hr. Weifse bestimmt selbst das allgemeine Resultat seiner aus gründlicher Durchforschung der Urkunden mit umsichtiger Benutzung der aufserhalb derselben erhaltenen historischen Notizen hervorgegangenen Betrachtung auf folgende Weise (S. 141): „dem gröfsern und wichtigern Theile nach aus dem Munde Eines Berichterstatters, eines solchen, der selbst Augenzeuge und unter den vornehmsten Theilhabern der erzählten Begebenheiten war, in ihren übrigen Theilen aber, entweder allen oder den meisten, aus einer Ueberlieferung solcher Art, in der wir nicht hinreichenden Grund haben, eine eigentlich gestaltende, umbildende Kraft in Bezug auf den überlieferten Inhalt vorauszusetzen, sind die schriftlich aufgesetzten Erzählungen hervorgegangen. Ihre Form und äufsere Gestalt, und eben so auch, wenigstens der Hauptsache nach, die etwanigen Umbildungen, die in ihnen, sei es durch Mifsverständnifs, oder durch Lückenhaftigkeit der Ueberlieferung, oder durch das zu weit getriebene Bestreben, dem Inhalt durch detaillirteren Bericht Gestalt und Farbe zu ertheilen, der Inhalt erfahren haben mag, — sie alle sind, so viel wenigstens das Positive der Gestalt betrifft, die dadurch an die Stelle der ächten und ursprünglichen Gestalt getreten ist, wesentlich auf Rechnung der schriftlichen Darstellung selbst, nicht aber einer dieser Darstellung vorangehenden und ihr als Quelle dienenden Ueberlieferung zu setzen." Hierin ist demnach der Gegensatz gegen die Traditions-Hypothese aufs stärkste ausgesprochen. Befremdet es aber schon hier sogleich wieder von Umbildungen und Umgestaltungen zu hören, welche selbst auf die Rechnung der schriftlichen Darstellung kommen sollen, so sieht man sich noch mehr in seiner Erwartung getäuscht, wenn man den Gegner der Traditions-Hypothese bei der Behandlung der einzelnen Erzählungen der evangelischen Geschichte ein der mythischen Ansicht völlig analoges Verfahren befolgen und dieselben Voraussetzungen mit ihr theilen sieht. Bei den Geburts- und Kindheits-Erzählungen zwar hat Hr. D. Weifse, da sie im Marcus-Evangelium fehlen, noch freie Hand, der Sage, oder dem Mythus, ihr Recht zu lassen, wenn aber der Grund, warum diese Theile der evangelischen Geschichte dem Gebiete der Sagen oder des Mythus zugewiesen werden, doch nur ihr unhistorischer wunderbarer Character ist, so begreift man nicht, warum derselbe Character uns auch in solchen Erzählungen begegnet, welche auf dem festen Boden des Marcus-Evangeliums ruhend durch eine so weite Kluft von dem unsichern Kreise jener luftigen Gestalten getrennt sein sollten. Entweder sollte also das Wunder diesen Kreis nicht überschreiten, oder wenn es ihn überschreitet, sollte auch die Sage, oder der Mythus, das gleiche Recht aufserhalb desselben haben. Sehen wir aber auch von diesem gleichsam noch jenseits der evangelischen Geschichte liegenden Wunderkreis ab, so läfst sich doch auch zwischen den Erzählungen, welche den drei Synoptikern gemeinschaftlich sind, oder Matthäus und Lucas dem Marcus verdanken, und denjenigen, die sich nur bei Matthäus und Lucas finden, und aus einer vom Marcus-Evangelium verschiedenen Quelle geschöpft sind, kein so bedeutender innerer Unterschied wahrnehmen, dafs der dem Marcus-Evangelium in Hinsicht des Factischen der evangelischen Geschichte zuerkannte Vorzug der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit so klar in die Augen fiele. Es kommt daher hier ganz darauf an, wie Hr. D. Weifse mit den Wundererzählungen des Marcus-Evangeliums verfährt, weswegen wir uns, obgleich ganz im Zusammenhang der vorliegenden Frage, hier sogleich vom ersten Buch zum vierten, den evangelischen

Erzählungen und Reden des Marcus gewidmeten, wenden, um das Verfahren des Hrn. D. Weiße in der genannten Beziehung an einigen bemerkenswerthen Beispielen kennen zu lernen.

Bei dem Taufwunder kommt der Ansicht des Hrn. D. Weiße das εἶδε (Ἰησοῦς) des Marcus 1, 10. sehr zu statten, um es als originalen Ausdruck für den innern Zustand eines Momentes der Begeisterung zu nehmen, in welchem dem Schauenden in der innersten Tiefe des Geistes ein geheimnißvolles Unterpfand seiner außerordentlichen göttlichen Erwählung geworden sei (S. 475), nur fällt auch so auf, daß Marcus diese innere Anschauung, ohne Unterscheidung, in Eine Reihe mit äußern Ereignissen stellt, was wenigstens ein Mißverständniß von seiner Seite vorauszusetzen scheint. Auch bei den im Marcus-Evangelium zunächst folgenden Wundererzählungen tritt das Eigenthümliche der Ansicht des Hrn. D. Weiße noch nicht klar hervor, da dabei die eigenthümliche Vorstellung desselben von dem Heilungs-Vermögen Jesu in Betracht kommt, wovon hier noch nicht die Rede sein kann. In Folge desselben rechnet er zwar die 1, 40 f. erzählte augenblickliche Heilung durch die Wunderkraft Jesu zu den problematischen Erzählungen, bei welchen man an eine Entstehung auf anderem, als rein geschichtlichem Wege denken könne, nimmt aber dagegen keinen Anstand, die 2, 1 f. erzählte Begebenheit, so außerordentlich sie sei, den bestbeglaubigten der gesammten evangelischen Geschichte beizuzählen. Bei der Erzählung Marc. 5, 1 f. von dem Besessenen im Lande der Gadarener wird der mythischen Ansicht der Vorwurf gemacht, daß der Vorfall nach ihr eine willkürliche völlig grundlose Erdichtung solcher Art bleibe, wie die synoptischen Evangelien, und namentlich Marcus, solche sonst nicht darzubieten pflegen, und wie die gegenwärtige Erzählung, die in allen ihren Zügen wenigstens naiv und ungekünstelt sei, in einigen sogar das Gepräge der strengsten geschichtlichen Wahrhaftigkeit trage, solches von ihr anzunehmen, mit Ausnahme eben nur der Wunderbarkeit ihres Inhalts, gar keinen Anlaß gebe; diese Ausnahme des Wunderbaren besteht aber, während Hr. D. Weiße verschiedene Wendungen nimmt, um bald das factisch Wahre, bald das Erdichtete der Erzählung zu umgehen, zuletzt darin, daß er sich die Möglichkeit einer Entstehung auch dieser Anekdote etwa aus Mißverständniß einer bildlichen Rede Jesu noch immer offen halten will. Dieselbe zweideutige Halbheit der Erklärung begegnet uns auch bei den 5, 21 f. in Eine Erzählung verflochtenen Wunderthaten, der Heilung der Blutflüssigen, und der Erweckung des todten Mädchens. Was den letztern Vorfall betrifft, so meint Hr. D. Weiße, der Hergang könne fast genau so, wie Marcus ihn erzähle, geschehen und das Kind doch nicht wirklich todt, ja nicht einmal scheintodt gewesen sein. Im letztern Fall, der, gerade herausgesagt, der wahrscheinlichere sei, wäre anzunehmen, daß der Inhalt der Botschaft v. 35. auf Rechnung der Darstellung, wie so manche der kleinern Detailzüge auch bei unserem Evangelisten, zu schreiben sei. Für das Nichtvorhandensein eines Scheintodes spreche der Umstand, daß von dem Anblick des Kindes keine nähere Bezeichnung gegeben werde, auch würde die Anmuthung, Todte zu erwecken, trotz der Vorsicht, die Jesus hier gebrauche, daß der Vorfall nicht allzusehr veröffentlicht werde, gewiß nachher öfter an ihn gerichtet worden sein, wenn er einmal auch nur scheinbar eine solche Handlung verrichtet hätte. Man sieht hieraus, wie Hr. D. Weiße, um der mythischen Ansicht zu entgehen, sich auf die naturalistische Seite herüberwendet, während er doch zugleich nicht läugnen kann, daß die dem Tode Nahe in der Erzählung selbst als eine wirklich Todte, somit auch die Handlung selbst als Todtenerweckung dargestellt werde. Unzweideutiger legt sich die wahre Beschaffenheit der Ansicht des Hrn. D. Weiße bei dem von Marc. 6, 31 f. erzählten Speisungswunder dar. Gegen die mythische Ansicht wird eingewendet (S. 517), ihre Annahme verbiete hier theils der Ort, wo wir sie finden, das Marcusevangelium liege seinem Alter, seiner Entstehung und seiner gesammten schriftstellerischen Beschaffenheit nach außerhalb des Bereichs, in welchen die begonnene Mythenbildung der christlichen Welt hineinspiele, theils aber auch ihr eigenthümlicher Charakter, welcher bei weitem mehr der Charakter der Parabel als des eigentlichen Mythus sei. Ihre Gestalt und Ausarbeitung habe die als leibliche Wundergeschichte mißverstandene Erzählung unstreitig schon in Christi eigenem Munde erhalten: dahin deute das von den Evangelisten (Marc. 8, 14 f. Matth. 16, 5 f.) berichtete Gespräch, das auf die richtige Spur ihres Ursprungs leite. Der in den genannten Stellen erzählte Vorfall könne nichts anders ent-

halten, als in irgend einer Weise eine Belehrung der Jünger über die bildliche Bedeutung solcher Reden, wie die in dem gegenwärtigen Fall von ihnen mifsverstandene. Ein gleiches Mifsverständnifs wird auch bei dem an das Speisungswunder unmittelbar sich anschliefsenden Wunder des Wandelns Jesu auf dem See Marc. 6, 45 f. angenommen. Hr. D. Weifse gesteht, dafs das hier zu lösende Problem seinen Grundansichten Gefahr drohe, hält aber folgende Lösung für vollkommen genügend: Wie 1. Cor. 10, 1 f. das Wandeln der Israeliten durch das Meer in unmittelbarer Verbindung mit ihrer Speisung durch das Himmelsbrod als Typus für die geistigen Segnungen Christi angeführt werde, so lasse es sich gar wohl denken, dafs bei der evangelischen Verkündigung, um diesem Typus zu entsprechen, wie ja allenthalben diese Verkündigung sich an alttestamentliche Typen angeschlossen zu haben scheine, jene zwei Erzählungen nicht als historische Facta, um die es bei jener Verkündigung sich überhaupt nicht gehandelt habe (diese Behauptung hat Hr. D. Weifse schon S. 21 aufgestellt und ausgeführt, um mit ihr die Traditionshypothese zu bekämpfen, wie konnte ihm aber der Widerspruch entgehen, in welchen dieselbe mit der Marcushypothese kommt, wenn doch in dem Marcus-Evangelium, ungeachtet es so viele historische Facta enthält, die evangelische Verkündigung des Apostels Petrus enthalten sein soll?), sondern eben als Symbole der wunderthätigen Wirksamkeit des heiligen Geistes verbunden werden mochten, und dafs diese Verbindung von unsern Evangelisten als rein thatsächliche, wie die Begebenheit selbst als thatsächliche mifsverstanden, von dort in ihre Geschichtsbücher übergegangen sei. Nach dem von Matthäus 14, 28 f. eingeschalteten Zug könne man auf die Vermuthung kommen, dafs auch diese Erzählung aus einer von Jesus erzählten Parabel entstanden sei; da aber diese Annahme der Priorität des Marcus-Evangeliums Eintrag thun würde, so ist Hr. D. Weifse geneigter, in der von Straufs bemerkten Verwandtschaft dieser Erzählung mit der johanneischen von der Erscheinung des Auferstandenen beim Fischfang im galiläischen See den Ursprung der Erzählung zu suchen. Man könne bei dem Wahn der Jünger, ein Gespenst zu erblicken, an den Eindruck erinnern, den nach unsern evangelischen Erzählungen auch andere Male die Erscheinung des Auferstandenen auf sie gemacht habe. Wie diefs zu verstehen ist, erklärt Hr. Weifse nicht näher, der gegebenen Andeutung zufolge kann man sich aber die Sache wohl nur so denken, aus dem Wahne der Jünger, ein Gespenst zu sehen, sei die Erzählung entstanden, dafs ihnen Jesus wirklich einmal gleich einem Gespenst auf dem See erschienen sei. Lassen wir jedoch sowohl diese nähere Bestimmung, als auch die gewifs höchst unnatürliche Combination der vorliegenden Evangelien-Stelle mit der paulinischen 1. Cor. 10, 1 f. auf sich beruhen, so wird doch in jedem Falle ein Mifsverständnifs als Quelle der beiden fraglichen Erzählungen Marc. 6, 30 f. u. 45 f. vorausgesetzt, und da nun auch sonst wiederholt von einem solchen Mifsverständnifs, der Umwandlung eines Gleichnisses in eine äufsere Thatsache, der Einmischung fremdartiger den wahren Stand der Sache verrückender Züge in Beziehung auf das Marcus-Evangelium die Rede ist (vgl. S. 526. 529. 552. 576.), so entsteht mit Recht die Frage, ob sich diese Annahme mit der vorausgesetzten Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit des Marcus-Evangeliums vereinigen läfst, und worin zuletzt noch das Moment besteht, welches der Marcus-Hypothese einen so entschiedenen und so wichtige Resultate in sich schliefsenden Vorzug vor der Traditions-Hypothese und der mit ihr zusammenhängenden mythischen Ansicht giebt? Es ist schwer zu sagen, worin der wesentliche Unterschied hier noch bestehen soll. Auch die mythische Ansicht läfst ja von einem bestimmten gegebenen Anlafs aus innere Vorstellungen in die Form äufserer Thatsachen sich umgestalten, nicht mit Absicht und Reflexion, sondern unbewufst und unwillkürlich, durch einen innern, unter Einwirkung zufälliger Umstände zu dieser geistigen Thätigkeit anregenden Trieb. Ob der äufsere Anlafs hiezu durch diefs oder jenes, etwa auch durch eine Parabel, deren Form ohnediefs mit der des Mythus in einer natürlichen Verwandtschaft steht, gegeben werde, ist an sich gleichgültig, da ja überhaupt der Anlafs und Ursprung mythischer Erzählungen in so vielen Fällen nicht mehr mit Sicherheit erforscht werden kann, die Hauptsache ist immer die absichtlose, durch die innere Bewegung der Sache selbst erfolgende, Umgestaltung eines ursprünglich Innern in ein Aeufseres, das sich zu jenem Innern auf die gleiche Weise erhält, wie das Bild zu der im Bilde sich reflectirenden Idee.

(Die Fortsetzung folgt.)

XV.

Pädagogische Bemerkungen und Bekenntnisse von D. Ludwig Döderlein, K. Studienrector. Erlangen, 1838. 22 *S.* 4.

Referent hat sich selten von einer pädagogischen Schrift so angesprochen gefühlt, als von diesen wenigen Bogen, die zunächst als Programm des Erlanger Gymnasiums ausgegeben sind. Er kennt Hrn. Döderlein längst als einen scharfsinnigen Philologen, er lernt ihn hier als einen geistreichen und wohlgesinnten Pädagogen kennen, der nicht aus leeren Abstractionen, sondern aus dem Schatze eigener Erfahrungen seine Beobachtungen zumeist über die Methodik des Gymnasialunterrichts mittheilt. Wir wollen die wissenschaftlichen Abhandlungen der Schulprogramme in Ehren halten, aber es schadet nicht wenn ihre Trockenheit bisweilen mit neuen Gedanken und Erlebnissen der Schulwelt erfrischt wird. Hier sind aphoristische Bemerkungen über Disciplin und Unterrichtskunst in LichtenbergischerManier, prägnant ausgedrückt, doch nicht als blofse Andeutungen, sondern ausführlich genug um zu belehren. Es ist wenig darin, dem Ref. nicht seine ganze Beistimmung sollten müfste, aber auch das Individuelle wird durch die liebenswürdige Persönlichkeit des Verfassers interessant. Es ist nicht zu zweifeln, dafs bald andere Pädagogen sich in ähnlicher Art auszusprechen geneigt fühlen werden; wir würden dann nur wünschen, dafs es auch mit gleicher Anspruchlosigkeit und Sachkenntnifs geschehe. Bei der Anzeige einer Schrift, deren baldige Lectüre wir jüngern und ältern Schulmännern empfehlen, bleibt uns nichts übrig, als ihnen im Voraus einige Proben von der Art des Verfassers zu geben, oder auch einige Excerpte für Leser aus anderen Kreisen zur Begründung unsers Lobes hinzuzufügen:

S. 6. „Je geistreicher der Lehrer, desto jähzorniger beim Unterricht" sagt Quintilian. Er hätte mit eben so viel Wahrheit sagen können: „Je theilnehmender, desto jähzorniger." Nur mufs sein Zorn ein Liebeszorn sein und fühlen lassen, dafs er nicht in übler Laune oder egoistischen Gefühlen seine Quelle hat, sondern in dem reinen Interesse für das geistige und moralische Wohl der Schüler, und in seiner Ungeduld sie ihrem Ziel möglichst rasch entgegenzuführen. Hat der Lehrer einmal das Vorurtheil für sich, dafs er dieses und nichts anderes wolle, dann thut selbst manche an sich verwerfliche Zugabe seines Eifers, z. B. Schimpfworte, seiner Wirksamkeit und Achtung keinen Eintrag. Die Jugend hat für das reine uneigennützige Wohlwollen ihres Lehrers ein feines Sensorium und wird es gewifs, wenn auch ohne klares Bewufstsein, unterscheiden, ob der Lehrer blos eifert, um z. B. mit einem Endexamen zu glänzen, oder ob es ihm um die Aufklärung und das Seelenheil der ihm anvertrauten und vertrauenden Schaar zu thun ist. Während einem solchen Lehrer selbst übertriebene Strenge gern verziehen wird, so verscherzt dagegen der ruhigste, feinste und nachsichtigste Lehrer seine Popularität und sein Vertrauen, sobald er Spott und Satire als Strafmittel gebraucht. Mögen die Mitschüler mit dem Spottenden mitstrafend lachen, oder mit dem Verspotteten mitfühlend schweigen, der Lehrer ist in beiden Fällen im Nachtheil.

S. 12. Der durch die Xenien bekannte, aber als Lehrer sehr gerühmte Manso giebt den Rath, jedes Thema eines Schüleraufsatzes in eine *Frage* einzukleiden. Ich halte diesen Rath für sehr weise. Ein Schüler, der sich über die Dankbarkeit eine Deklamation zu schreiben allzeit fertig zeigt, deren Inhalt Worte und deren Resultat Nichts ist, hat keinen Beifall von meiner Seite zu gewärtigen. Dergleichen Uebungen scheinen mir eine Anleitung zur eigentlichen Wortmacherei, welche mit der Unwahrhaftigkeit im Bunde steht. Dieser nämliche Gegenstand als Frage gestellt: Ist die Dankbarkeit eine Tugend? wird denselben Schüler auf den ersten Anblick stutzig machen, aber ihn, so unvollkommen auch seine Beantwortung ausfallen mufs, doch vor der Gefahr schützen, mit Etwas Nichts zu sagen und ein schellenlauter Thor zu werden.

S. 15. Es giebt keine flachere Einwendung gegen den Werth klassischer Studien auf Schulen und keine ungegründetere Besorgnifs vor ihren Folgen als die, dafs sie die Jugend für den *Ultraliberalismus* stimmen und gewinnen. Ich kenne von Homer bis Aristoteles und von Plautus bis Tacitus keinen alten Klassiker, der die eigentliche Volksherrschaft gepriesen oder mit reizenden Farben geschildert hätte. Einer rein demokratischen Regierung dürfte es vielleicht am wenigsten zu verargen sein, wenn sie der Jugend das griechische und römische Alterthum fern zu halten suchte.

S. 17. Die ästhetische Erklärung der Klassiker war theils durch die Flachheit sentimentaler Commentare, theils durch die Präponderanz des grammatischen Princips in Verruf gerathen. Mancher Lehrer liefs sie bei Seite liegen, weil er den *allertriftigsten* Grund dazu hatte; ein anderer verschwieg das, was er hätte geben *können*, darum, weil er den an sich wahren Worten:

Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen!

eine allzuweite Ausdehnung gab. Das ist nicht recht. Es werden natürlich in jeder Klasse einzelne sein, welche auch ohne des Lehrers Andeutung das Grofse und Schöne empfinden, und einzelne, die trotz aller Deductionen nichts empfinden: aber die Talente, die in der Mitte zwischen beiden stehen, sind eines Wortes werth, um sie auf das, was Aufmerksamkeit verdient und Bewunderung erregen kann, hinzuweisen. Es bedarf oft weiter nichts als eines lauten Ausdrucks des Wohlgefallens, denn die Begeisterung ist bekanntlich ansteckend; und dieses Wohlgefallen des Lehrers, welcher bereits einige Autorität besitzt, darf sich als ein rein subjectives kund geben, ohne alle Motivirung, es wird nicht ohne Wirkung bleiben. Doch bedarf es der Selbstbeschränkung um sich nicht zu *versteigen*, wohin unsere Schüler nicht folgen können. Nichts scheue ich mehr als das, wenn der Lehrer auf Schulen sich selbst gern sprechen hört über den Geist des Plato, oder die äschyleische Trilogie, und sich durch den unverwandten Blick seiner Schüler hinlänglich aufgemuntert und belohnt, und über den Erfolg seines Vortrags vollkommen beruhigt sieht!

Z.

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weifse.

(Fortsetzung.)

Sind demnach evangelische Wundererzählungen auf dem von Hrn. Weifse vorausgesetzten Wege entstanden, so ist nicht einzusehen, welches grofse Bedenken ihn abhalten könnte, sie geradezu auch mythische zu nennen, und da er dem Urheber der mythischen Ansicht noch überdiefs die Einwirkung alttestamentlicher Reminiscenzen auf die Gestaltung der evangelischen Wundererzählungen zugiebt (S. 516 f.), so hätte er auch daraus abnehmen können, wie nahe er der mythischen Ansicht zu stehen kommt. Nur diefs könnte noch als etwas unbequemes erscheinen, dafs das Absichtlose und Unwillkürliche, das zum Wesen des Mythus gehört, in den Fällen, von welchen hier die Rede ist, nur als ein Mifsverständnifs bezeichnet werden kann; es hat diefs jedoch, wie leicht zu sehen ist, nur darin seinen Grund, dafs die Entstehung des Mythus aus dem vorausgesetzten Anlafs hier nur durch das unmittelbare Verhältnifs des Marcus zu Petrus vermittelt gedacht werden kann. So scheint es allerdings, man sehe hier dem Ursprung des Mythus weit mehr, als diefs sonst die Natur des Mythus gestattet, auf den Grund, allein es kann diefs nur dazu dienen, uns an der Ansicht des Hrn. D. Weifse, sofern sie sich der mythischen entgegenstellen will, und doch in denselben Resultaten mit ihr zusammentrifft, eine neue schwache Seite zu zeigen. Je gröfser die Veränderung ist, die zwischen dem Ursprünglichen, das vorausgesetzt wird, und der Gestalt, in welcher wir die evangelischen Wundererzählungen vor uns haben, angenommen werden mufs, desto gröfseres Gewicht hat der Zweifel, ob eine solche Umgestaltung auf dem kurzen Wege, welchen die Marcus-Hypothese in dem unmittelbaren Verhältnifs Jesu zu seinen Jüngern, oder des Apostels zu seinem Hermeneuten, dazu offen läfst, mit Wahrscheinlichkeit gedacht werden kann. Wie tief müfste das Mifsverständnifs eingegriffen haben, und welch' ein unsicherer Hermeneut wäre Marcus gewesen, während doch das Zeugnifs des Papias seine Zuverläfsigkeit und die Treue seines Gedächtnisses nicht genug rühmen kann, wenn durch seine Vermittlung die Parabel zum Mythus geworden, und aus einem Anlafs, wie der bemerkte ist, eine so wesentlich verschiedene Erzählung entstanden wäre. Diefs läfst sich in einem so unmittelbaren Verhältnifs nicht wohl annehmen, sondern, wo es geschieht, geschieht es nur in einem weiteren und freieren Kreise der Mittheilung, in welchem die von Mund zu Mund gehende und durch diese stete Bewegung belebte Erzählung von selbst den Trieb in sich aufnimmt, das Lückenhafte zu ergänzen, das zu gering und unbedeutend Scheinende zu erweitern und auszuschmücken, und die schon im ersten Anlafs und Keim einer solchen Erzählung eingeschlossene Idee zu ihrer Entfaltung kommen zu lassen. Daher stellt sich hier nur die Alternative heraus: entweder mufs Hr. D. Weifse auf dem Standpunct des Gegensatzes zur Traditions-Hypothese, auf welchen er sich gestellt hat, von dem Versuche abstehen, die Wundererzählungen ihres Wundercharacters zu entkleiden, oder er mufs für den Procefs, durch welchen das ursprüngliche Factum zum Wunder sich gestaltet haben soll, einen gröfseren Spielraum offen lassen, als bei der Marcus-Hypothese möglich ist, d. h. von der letztern zur Traditions-Hypothese zurückkehren.

Die Traditions-Hypothese und die mythische Ansicht haben sich gegenseitig so sehr zur Voraussetzung und zur Folge, dafs die eine von der andern nicht getrennt werden kann. Es ist daher ganz consequent, dafs Hr. D. Weifse als Gegner der Traditions-Hypothese die mythische Ansicht nur so weit in die Kritik der evangelischen Geschichte eingreifen lassen will, als sie den dem Bereich der Traditions-Hypothese entbo-

benen festen Boden des Marcus-Evangeliums nicht berührt. Da nun die die Geburts- und Kindheits-Geschichte Jesu betreffenden ersten Capitel der Evangelien des Matthäus und Lucas aufserhalb des von Marcus fixirten Anfangspuncts der evangelischen Geschichte liegen, so kommt erst in dem den Sagen von der Kindheit des Herrn gewidmeten zweiten Buche unsers Werks die mythische Ansicht näher zur Sprache. Es enthält dieser Abschnitt sehr viel Treffendes, sowohl zur positiven Begründung der mythischen Ansicht, als auch zur Widerlegung der gröfstentheils sehr oberflächlichen und gehaltlosen Gründe, mit welchen man dieselbe von dem Gebiete der evangelischen Geschichte absolut ausgeschlossen wissen wollte. Besonders ist denen, welche noch immer der Meinung sind, dafs der schlichte und einfältige nichts weniger als poëtische oder künstlerische Character der hieher gehörenden evangelischen Erzählungen der Voraussetzung eines mythischen Ursprungs widerspreche, die gründliche Beleuchtung dieses „nur bei völliger Nichtberücksichtigung aller Analogien, welche für die Aufbewahrung und Ueberlieferung sagenhafter Erzählungen geschichtlich vorhanden sind, ersonnenen Einwands" (S. 151 f.) zu empfehlen. Wenn man nun aber hier wenigstens ein näheres Zusammentreffen mit dem kritischen Bearbeiter des Lebens Jesu und eine Anerkennung der gemeinsamen Tendenz erwartet, so begegnet Hr. D. Weifse auch hier sehr nachdrücklich dieser Voraussetzung, und erklärt das Straufs'sche Werk auch in dieser Beziehung nur für eine Vorarbeit des seinigen. „An uns ist es jetzt," so bezeichnet Hr. Weifse selbst seine Stellung (S. 149), „der Aufgabe zufolge, die wir unserm Werke überhaupt in allen seinen Theilen gestellt haben, auch hier vielmehr die positive geschichtliche Wahrheit durch wissenschaftliche Vermittlung aufzusuchen, und sie auf solche Weise zu begründen, dafs mit ihrer dadurch, so weit es uns möglich ist, herbeizuführenden Anerkennung die ihr entgegenstehenden Irrthümer von selbst wegfallen. Diefs nun hoffen wir in Bezug auf die Kindheitsgeschichte eben dadurch zu erreichen, dafs wir sie als Sage, als Mythus im eigentlichen und strengen Sinn fassen, und im gleichen Sinn sie darzulegen versuchen." Eine ähnliche Absicht habe zwar auch schon die Straufs'sche Kritik als die ihrige ausgesprochen, und zwar in Bezug auf das Ganze, aber wie der Character und die Tendenz dieser Kritik sich wesentlich im Negativen halte, so sei es wenigstens dem geschichtlichen Gehalt der Sage gegenüber ein durchaus negativer Begriff des Mythus, auf welchen sie ihre mythische Ansicht begründet habe. Die bildliche Einkleidung urchristlicher Ideen, welche nach Straufs das mythische Element dieser Geschichte ausmachen soll, komme bei dem Versuch, den Sinn und Ursprung der einzelnen Mythen nachzuweisen, allenthalben darauf hinaus, in nichts anderem zu bestehen, als in der unmittelbaren und darum grundlos und willkürlich zu nennenden Uebertragung messianischer Vorbilder und Weissagungen des A. T. auf die Person Jesu Christi und die Begebenheiten seines Lebens. So unläugbar die Verwandtschaft der alttestamentlichen Vorbilder und der neutestamentlichen Nachbilder sei, so könne doch, so lange sie eben nur als Uebertragung, als äufserliche mechanische Verpflanzung des auf dem Boden der alttestamentlichen Sage entsprossenen Gewächses gefafst sei, von keinem eigentlichen, näher bestimmten und historisch oder philosophisch erkennbaren Ideengehalt der neutestamentlichen Sage die Rede sein. Es betrifft diefs, wie von selbst erhellt, die richtige Bestimmung des Begriffs des Mythus. Hr. D. Weifse macht der Straufs'schen Bestimmung dieses Begriffs den Vorwurf, dafs sie zu negativ sei, ob aber dagegen die von Hrn. D. Weifse selbst gegebene Bestimmung nicht zu positiv sei, ist der Gesichtspunct, von welchem wir hauptsächlich ausgehen müssen. Gegen die Negativität des Straufs'schen Begriffs macht Hr. D. Weifse den historischen Gehalt der Mythen geltend. Worin besteht aber derselbe? Dafs die Mythen der evangelischen Geschichte, falls wirklich auch hier Mythen vorhanden sind, von gleicher Natur mit allen andern wahrhaft historischen Mythen sind, heifst (vgl. S. 159), dafs sie, gleich diesen, den wahren geistigen Sinn und Gehalt der Begebenheiten in einem symbolischen Gewande von durchaus individueller Beschaffenheit, welches nur auf diese und keine andere Begebenheit Anwendung finde, ausdrücken müssen. Die Mythen im eigentlichen strengen Wortsinn unterscheiden sich daher von den Sagen dadurch, dafs sie nicht, wie diese, auf durchaus factischer Grundlage ruhend nur in einer etwas freieren Behandlung und theilweisen Umgestaltung dieser Grundlage bestehen, vielmehr ihre Grundlage eine wesentlich ideale und geistige ist, indem sie schöpferisch umbildend die Geschichte in den Kreis der Idee, die sie ausdrücken wollen, hineinzie-

hen, und nicht umgekehrt nur das ideale Moment als Schmuck an dem äufserlichen Factum beiherspielen lassen. Wie Hr. Weifse diefs versteht, kann erst durch die Betrachtung des Einzelnen deutlich werden. Als den Anfang der evangelischen Mythenbildung denkt sich Hr. Weifse, dafs man von der Voraussetzung, Jesus, er, der durch das Zeugnifs des göttlichen Geistes beglaubigte Christus, oder Messias, könne aus keinem andern als König Davids Geschlechte stammen, zu dem Versuch fortging, solche Abstammung durch Angabe der einzelnen genealogischen Zwischenglieder nachzuweisen. Hierin sei keine mechanische Uebertragung der alten messianischen Weissagung auf das grofse Ereignifs der Gegenwart zu sehen, sondern vielmehr das lebendige anschauende Bewufstsein des welthistorischen Zusammenhangs zwischen der alten Herrlichkeit Israels und dem neuerschienenen Heile. Diefs mag ganz richtig sein, aber wodurch, müssen wir fragen, unterscheidet es sich von der Straufs'schen Idee der Verherrlichung der Person Jesu durch jene Genealogien, und wenn das Symbolische so wesentlich zum Mythus gehört, worin besteht denn das Symbolische dieser mythischen Genealogien? Dieses Fehlende kommt erst dadurch hinzu, dafs Hr. Weifse, nachdem später der Mythus von der Empfängnifs Jesu sich gebildet hatte, es gleichwohl im Interesse der Sage bleiben läfst, auch den Stiefvater Jesu noch, wie zuvor den Vater, als einen Nachkommen Davids vorzustellen. Das in der Person Josephs symbolisch dargestellte Judenthum verhalte sich zum Christenthum nicht eigentlich als dessen Vater, sondern vielmehr als Stiefvater. Ergraut und abgelebt, wie uns zwar nicht die evangelische Sage selbst, aber die in gleichem Geiste sinnig fortspinnende apokryphische den Joseph darstelle, habe es den göttlichen Sohn nicht eigentlich zu erzeugen, sondern nur den unmittelbar durch den Geist von oben selbst erzeugten aufzuerziehen vermocht. So schliefst uns demnach erst die apokryphische Sage den wahren Sinn des genealogischen Mythus auf, und doch soll sich dieser Mythus ganz unabhängig von dem die Empfängnifs Jesu betreffenden gebildet haben! Kommt die eigentliche Idee des Mythus erst in dem Joseph der apokryphischen Sage zu ihrer Vollendung, so mufs dieselbe, wenigstens in ihrem ersten Keim, auch schon in dem genealogischen Mythus vorausgesetzt werden, und es läfst sich daher kaum anders denken, als dafs es von dem Mythus schon von Anfang an auch darauf abgesehen war, sich in einem solchen Schlusse zu vollenden. Stellt nun Joseph in seiner eigenthümlichen Gestalt das Judenthum in seinem Unterschied vom Christenthum dar, so werden wir auch den Gliedern der Genealogien, wenn auch nicht im Einzelnen doch im Ganzen, eine entsprechende symbolische Bedeutung geben müssen. Je mehr aber auf diese Weise verschiedene Theile des Mythus auseinandergehalten und auf verschiedene, einen engern Zusammenhang bildende Ideen bezogen werden müssen, desto schwieriger ist es, sich seine Entstehung ohne ein bestimmteres, seine Gestalt bedingendes, Bewufstsein zu denken, aber eben dadurch geht das Symbolische in das Allegorische über, und das Unbewufste und Absichtlose, das zum Wesen des Mythus gehört, zugleich aber das Symbol von der Allegorie unterscheidet, fällt hinweg. Diese Neigung, an die Stelle des Mythus und des mythischen Symbols die Allegorie zu setzen, tritt bei Hrn. D. Weifse überall, wo er sich bestrebt, das Wesen des Mythus in dem von ihm bestimmten Sinne um so tiefer aufzufassen, auch um so stärker hervor. Einen weitern Beweis hiervon sehen wir in der Deutung, die der Gestalt des Täufers Johannes gegeben wird. Was in dem Sagenkreise des Lucas von ihm erzählt wird, soll nicht sowohl ihn als Johannes, diese bestimmte, einmal in der Geschichte auftretende Persönlichkeit angehen, als vielmehr die geschichtliche Idee, die sich in ihm darstellt und zur Offenbarung bringt. Diese Idee aber sei keine andere, als die Idee des jüdischen Prophetenthums, überhaupt der israelitischen Nationalität nach ihrer geistigen, idealen und insbesondere religiösen Seite, so wie dieselbe zwar in wesentlicher Beziehung und Verwandtschaft, aber zugleich auch in eben so wesentlichem Gegensatz zu Christus d. h. zum Christenthum als welthistorische Gesammterscheinung stehe. Auf diese Symbolik der Ideen, deren Träger und Repräsentanten die mythischen Personen sind, wird schon die späte Geburt des Täufers bezogen. Nicht die Person als solche, sondern die Idee soll als das Spätgeborne bezeichnet werden, es soll ausgedrückt werden, wie neue Ideen oder geistige Gestaltungen in der Weltgeschichte und dem Völkerleben erst dann aufzutreten pflegen, wenn diejenigen Gestaltungen und Ideen, aus denen sie zunächst erzeugt werden, die man gleichsam als ihre Eltern ansprechen kann, alt und kraftlos zu werden beginnen. Unter den

weitern Zügen des Mythus soll besonders der das Verstummen des Zacharias betreffende seinen wesentlichen Grund in derselben innerlichen, den Erfindern der Sage unbewufsten oder nur in dämmerndem Bewufstsein ruhenden Symbolik haben. Von der in der Person des Priesters Zacharias dargestellten priesterlichen Weisheit der Israeliten habe allerdings gesagt werden können, dafs sie zu der Zeit, die vor Johannes und Christus zunächst voranging, in Folge ihres Unglaubens an die Verheifsungen des Herrn durch ein göttliches Verhängnifs verstummt gewesen und dafs ihr erst, als die alten Weissagungen erfüllt zu werden begannen, die Zunge wiederum gelöst worden sei (S. 196). Das Eigenthümliche dieser Auffassung der evangelischen Geschichte besteht immer darin, dafs an die Stelle der Person die Idee gesetzt wird, und im Leben des Individuums die allgemeinen Verhältnisse des Christenthums und der christlichen Kirche zur Anschauung kommen. In diesem Sinne wird daher auch die von Lucas (2, 41 f.) erzählte Begebenheit aus dem Knabenalter Jesu, mit Verzichtleistung auf die unmittelbare Glaubwürdigkeit auch dieser Anekdote, als ein tiefsinniger Zug der Sagendichtung genommen, welcher vom mythologischen Standpunct aus ausdrücken soll, wie der jugendliche Geist des heranwachsenden Christenthums der Pflege und Aufsicht seiner Eltern, das heifst, den Schranken, welche ihm das jüdische Gesetz und die Schule vaterländischer Religionsweisheit setzte, sich entziehend, auf eigene Hand sich dem Heiligthume des Herrn zuwendet, dort mit gereifter menschlicher Weisheit und Wissenschaft in Wechselverkehr tritt, und die, welche ihn an die Pflicht gegen jene seine irdischen Eltern oder geschichtlichen Vorgänger mahnen wollen, an den himmlischen Vater als den allein wahrhaftigen verweist (S. 214). Es fällt hier wohl klar genug in die Augen, wie diese mythisch sich nennende Auffassungsweise der evangelischen Geschichte nicht wesentlich verschieden ist von der Art und Weise, wie die alexandrinischen Juden die alttestamentliche Religionsgeschichte zu behandeln pflegten, indem sie in dem Individuellen und Concreten derselben das Allgemeine und Abstracte der Ideen durchscheinen lassen wollten, aber mit dem Namen dieser Interpretationsweise, der symbolisch-allegorischen, ist auch sogleich die der Mythendeutung des Hrn. D. Weifse entgegenstehende Schwierigkeit angedeutet. Ehe wir jedoch diefs weiter entwickeln, zieht mit Recht noch der nach der Ansicht des Hrn. D. Weifse als die Krone der evangelischen Mythen hervorstrahlende Mythus von dem Stern der Magier unsere Aufmerksamkeit auf sich. In dieser Sage findet nämlich Hr. D. Weifse (S. 221), um es kurz zu sagen, auf naive Weise die grofse Anschauung von der Bedeutung der heidnischen Religionen, von dem Sinn und Inhalt der alten Priesterweisheit des Orients in ihrem Verhältnisse zum Christenthum niedergelegt. Der Stern der Magier ist nicht ein flüchtiges Meteor, auch nicht eine besondere, durch äufsere Beobachtung und mathematische Berechnung der Gesetze des Sternenlaufes zu erforschende Constellation. „Er ist nicht mehr und nicht weniger, als der Gesammtinhalt jener Natursymbolik, welche den Sternenreligionen des heidnischen Morgenlandes, und durch Vermittlung jener astrologischer Grundanschauung den religiösen Ideen des Heidenthums überhaupt zum Grunde lag; er ist dieser Inhalt, in ein einfaches, leicht verständliches Bild zusammengefafst. Dafs diese Symbolik, dafs der gesammte religiöse Kern des Heidenthums, geistig erfafst und in seiner Wahrheit begriffen, auf das Christenthum hinweist, Christum suchen und den Gefundenen erkennen lehrt: diefs und nichts anderes ist der klar vorliegende Sinn des so anmuthigen und zugleich so erhabenen Wunderbildes." Dieser Grundidee gemäfs werden nun auch die einzelnen Hauptzüge des Mythus gedeutet. In der Darbringung der Geschenke der Magier reichte der huldigende Priester- und Dichtergeist der alten Welt dem siegenden Christenthum die Blüthen symbolischer Kunst und Poesie als ein köstliches Geschenk dar, das die kindliche Christusreligion nicht verschmähte. Die nochmalige Erscheinung und das Vorleuchten des Sterns bei dem Zuge der Magier nach Bethlehem ist das nochmalige Auftauchen jener magischen Symbolik, die ihr Princip und ihren Mittelpunct in der Beobachtung des Sternenlaufs hatte und in der Philosophie der alexandrinisch-platonischen Schule besonders unwillkürlich die Führerin zum Christenthum wurde, im Bewufstsein der heidnischen Völker, nachdem sie im Getriebe des Kunst- und Geschichtslebens schon so gut wie entschwunden schien.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weifse.

(Schlufs.)

Die Auswanderung nach Aegypten, um sich vor den Blicken der Weltherrscher zu verbergen, vergegenwärtigt die schon damals, als der Mythus erfunden wurde, begonnene Wirksamkeit der alexandrinischen Schule, durch deren Vermittlung Aegypten in der That recht eigentlich die Wiege für die Gnosis, oder geistige speculative Erkenntnifs, innerhalb des Christenthums geworden ist; die Tödtung der Kinder bezeichnet das christliche Märtyrerthum, und die Rückkehr des Kindes nebst Mutter und Stiefvater in die Heimath nach dem Tode des Herodes, so wie die Wahl des galiläischen Nazareths als künftigen Aufenthaltsorts mahnt unwillkürlich an die geschichtliche Thatsache, dafs die Einkehr des Christenthums in die vom Weltgeist ihm bestimmte Heimath d. h. seine Verbreitung über die europäische Welt mit dem Sturze der römischen Weltherrschaft zusammenfällt, oder daran, dafs ja auch geschichtlich das Christenthum, als es sammt seinen Eltern, d. h. sammt den Ideen und geschichtlichen Erinnerungen, durch die es aufgenährt und grofsgezogen wurde, über den damals gebildeten Erdkreis sich verbreitete, seine Heimath zu wechseln sich genöthigt fand, und statt der alten jüdischen — die auch damals nur einen Herodes mit einem Archelaus vertauschte — wie heidnische, die germanisch-romanische Welt von der Vorsehung angewiesen erhielt. Selbst in den wiederholten Traumgesichten dieser Erzählung sollen sich die traumartigen visionären Zustände kund geben, welche wir in den Erfindern des Mythus voraussetzen müfsten, wenn wir jene wunderbar ahnenden Vorblicke als wirklich durch sie gethan annehmen wollten.

Gewifs ist diese ganze Deutung höchst sinnreich und anziehend, ob sie aber auch die wahre und richtige ist, ist eine ganz andere Frage, deren Wichtigkeit bei einer gedrängten Zusammenstellung der verschiedenen Ideen, die der Mythus enthalten soll, sich nur um so mehr aufdringt. Um sie für die wahre und richtige zu halten, müfste man die Ueberzeugung haben können, dafs die Ideen, durch welche der Mythus gedeutet werden soll, nicht erst in ihn hineingelegt sind, sondern schon ursprünglich zu seinem Inhalt gehörten. Wer bürgt uns nun aber dafür, dafs das Bewufstsein dieser Ideen schon von Anfang an mit dem Mythus verbunden war? Ist es nicht im besten Falle die blofse Möglichkeit, die sich hier voraussetzen läfst? Will man sich aber darauf berufen, dafs der Ursprung des Mythus überhaupt nicht auf ein bestimmtes individuelles Bewufstsein zurückzuführen sei, dafs vielmehr gerade das Unwillkürliche und Bewufstlose zum Wesen des Mythus gehöre, dafs demnach auch in einem Falle, wie der vorliegende ist, die Voraussetzung keineswegs nothwendig sei, die zum Inhalt des Mythus gehörenden Ideen seien schon ursprünglich mit demselben klaren und bestimmten Bewufstsein in den Mythus niedergelegt worden, mit welchem wir sie aus ihm entwickeln: so hat doch theils jene Bewufstlosigkeit und Unabsichtlichkeit des Mythus ihre bestimmten Grenzen, theils geht hieraus nur die Folgerung hervor, dafs Ideen, die ein zu klares und bestimmtes Bewufstsein von der Entstehung eines Mythus voraussetzen, als der Begriff des Mythus überhaupt zuläfst, eben aus diesem Grunde auch nicht als wesentliche Elemente eines Mythus angesehen werden können. Durch das Eine wie durch das Andere wird der Mythus von dem Boden seines Ursprungs hinweggerissen, und zu einem leeren, haltungslos in der Luft schwebenden Gebilde gemacht. Würde jene Bewufstlosigkeit jedes Bewufstsein des Mythus ausschliefsen, so wäre es in der That völlig gleichgültig, welche Ideen als Inhalt eines Mythus vorausgesetzt werden, wofern sich nur irgend ein näherer oder entfernterer Anknüpfungspunct

für sie nachweisen läſst, weswegen der Ursprung eines Mythus immer nur von solchen Ideen abgeleitet werden kann, welche, wenn auch nicht dem Bewuſstsein eines einzelnen Individuums, doch wenigstens dem Gesammtbewuſstsein der Zeit, in welche seine Entstehung zu setzen ist, angehören. Eben so wenig darf aber auf der andern Seite dieses Selbstbewuſstsein des Mythus die nicht minder zum Wesen des Mythus gehörende Bewuſstlosigkeit aufheben. Je mehr Bewuſstsein und Absicht daher bei der Entstehung eines Mythus vorausgesetzt wird, je abstracter die Idee ist, die durch die äuſsere Form versinnlicht werden soll, und je künstlicher sie in dieselbe eingekleidet ist, je mehr überhaupt Idee und Bild auseinanderfallen und nur durch die Vermittlung der Reflexion zusammengehalten und auf einander bezogen werden, desto klarer dient alles dieſs nur zum Beweis davon, daſs das Wesen des Mythus unrichtig aufgefaſst, der Mythus mit der Allegorie verwechselt, statt der mythischen Ansicht eine allegorische Deutung gegeben ist. Zur Allegorie gehört es wesentlich, Idee und Bild, wie Inhalt und Form zu unterscheiden, und sich sowohl der wesentlichen Verschiedenheit dieser beiden Elemente einer allegorischen Erzählung, als auch ihrer gegenseitigen Beziehung, durch die sie vermittelt werden, oder die Form für die Idee durchsichtig wird, bewuſst zu werden. Aber in diesem Bewuſstsein trägt nur der allegorische Erklärer sein eigenes Bewuſstsein in eine frühere Zeit über, um eine gegebene Erzählung zur Darstellung seiner eigenen Gedanken, der Vorstellungen einer spätern Zeit, zu machen. Das ist die Einwendung, die der allegorischen Erklärung immer wieder entgegengehalten werden muſs, der gerechte Vorwurf, daſs sie ohne Object und Subject frei auseinanderzuhalten, das Bewuſstsein der spätern Zeit einer frühern aufdringen will: derselbe Fehler ist es daher auch, in welchen Hr. D. Weiſse offenbar verfällt, wenn er bei seiner Deutung der evangelischen Mythen Ideen, deren Bewuſstsein damals noch gar nicht vorhanden sein konnte, wie die Philosophie der alexandrinisch-platonischen Schule, das christliche Märtyrerthum, die germano-romanische Welt in dem Mythus von dem Sterne der Magier auf irgend eine Weise angedeutet finden will. Zwar ist gerade dieſs, wie weit Hr. D. Weiſse selbst ein solches Bewuſstsein schon bei der Entstehung des Mythus zugeben will, ein minder klarer Punct seiner Ansicht. Auf der einen Seite spricht er von welthistorischen Phänomenen, deren Bewuſstsein die Sage mit einem allerdings zwar an das Wunderbare grenzenden, aber darum doch nicht in das Reich des Fabelhaften zu verweisenden Tiefsinn sich angeeignet und im Bilde verkörpert habe (S. 225), von einem ahnungsvollen Tiefblick der mythischen Dichtung, der so manche welthistorische Momente so glücklich ergriffen habe (S. 228), von groſsartigen Vorausblicken in die weltgeschichtliche Zukunft, welche, während sie nach der einen Seite hin durch den Ueberblick über den Gang der Weltgeschichte, welcher überall die eigentliche Seele solcher Mythen ausmache, bedingt und gewissermaſsen gegeben seien, doch nach der andern hin etwas überraschend Wunderbares, Providentielles behalten (S. 227). Auf der andern Seite aber verwahrt er sich auch wieder sehr nachdrücklich gegen die Voraussetzung, daſs er jene wunderbar ahnenden Vorblicke im Ernst als solche Momente seiner Deutung der Mythen geltend machen wolle, die irgendwie schon in dem eigenen Bewuſstsein der Erfinder des Mythus gegenwärtig gewesen seien (S. 230); man müsse billig Bedenken tragen, die angedeuteten Gedanken als Inhalt der Sage in einer solchen Weise auszusprechen, die man als redend von einem absichtlich in sie hineingelegten Sinne verstehen könnte; eine selbstbewuſste Absicht könne doch bei einem Inhalt nicht vorausgesetzt werden, welcher für die Erfinder nicht einmal ein gegenwärtiger oder ein vergangener, sondern erst ein zukünftiger gewesen sei; eine solche divinatorische Kraft des Mythus einzuräumen, werde nicht leicht jemand kühn genug sein (S. 227. 229). In diesem Schwanken zwischen so verschiedenen einander ausschlieſsenden Erklärungen verräth sich eben die Vermischung des Mythus mit der Allegorie. Auf der einen Seite sollen in den mythischen Erzählungen so viel möglich hohe und vielsagede Ideen gefunden werden, auf der andern Seite muſs aber doch wieder zugegeben werden, daſs die Erfinder der Mythen (auch schon dieser Ausdruck paſst für den Mythus nicht recht) jener Ideen sich eigentlich nicht bewuſst gewesen seien. Waren sie sich aber derselben nicht bewuſst, gehörten demnach jene Ideen nicht zum ursprünglichen Inhalt des Mythus, welches Recht hat Hr. D. Weiſse, diese Ideen in die Mythen hineinzulegen? Ist nicht ein solches Verfahren so wenig geeignet, den wahrhaft geschichtlichen Gehalt aus den Mythen hervorzuziehen, wie es sich rühmt (S. 150), daſs es viel-

mehr geradezu ein unhistorisches zu nennen ist? Dieser Vorwurf trifft nicht etwa blos einzelne Züge dieser Mythendeutung, sondern er gilt ganz allgemein gegen sie. Sie ist durchaus darin verfehlt, dafs sie die Mythen aus Ideen entstehen läfst, die viel zu abstract sind, als dafs das Bewufstsein dieser Ideen schon ursprünglich in den Mythen vorausgesetzt werden könnte. Wer sollte der Mythendeutung des Hrn. Weifse auch nur so viel als denkbar zugeben können, dafs der Priester Zacharias die priesterliche Weisheit der Israëliten, der spätgeborene Johannes das veraltete Judenthum, Jesus als Knabe das den Schranken des Judenthums entwachsende Christenthum, der Stern der Magier die Natursymbolik der orientalischen Religionen ursprünglich haben bedeuten und bezeichnen sollen? Alle diese und die mit ihnen zusammenhängenden Ideen setzen wegen ihrer Abstractheit eine Reflexion voraus, die mit dem Wesen des Mythus unvereinbar ist. Kann nun aber das Bewufstsein solcher Ideen nicht mit dem Ursprung jener Mythen zusammengedacht werden, sind ebendeswegen jene Ideen selbst nicht als der ursprüngliche Inhalt derselben anzusehen, so zerfällt die ganze Mythendeutung des Hrn. D. Weifse in sich selbst, es bleibt nichts zurück, woran wir uns halten könnten und müssen uns daher jetzt erst, von ihr abstrahirend, nach der wahren und richtigen Ansicht umsehen. Dabei zeigt sich dann aber auch sogleich, dafs in demselben Verhältnifs, in welchem die Ansicht des Hrn. D. Weifse eine zu positive wird, auch die von ihm bestrittene nicht so negativ und äufserlich ist, wie sie zu sein von ihm beschuldigt wird. Es ist ein völlig grundloses Vorgeben, das nur den Schein erweckt, man wolle die Ansicht des Gegners zu Gunsten der seinigen herabsetzen, dafs die der Straufs'schen Kritik zu Grunde liegende mythische Ansicht die evangelischen Mythen nur aus einer äufserlichen und mechanischen Uebertragung der messianischen Vorbilder und Weissagungen des A. T. auf die Person Jesu Christi und die Begebenheiten seines Lebens entstehen lasse. Die alttestamentlichen Typen und Analogien, so weit bei der Erklärung der Genesis eines neutestamentlichen Mythus auf sie zurückzugehen nöthig ist, haben nur die äufsere bildliche Form gegeben, in welche sich die im Mythus sich bewegende Idee hüllte, um sich in einer Reihe der mannigfaltigsten Gestalten darzustellen. Eine ihre Form sich selbst schaffende Idee fehlt auch dieser mythischen Ansicht nicht, und es ist daher auf keine Weise einzusehen, mit welchem Recht ihr der Vorwurf, dafs sie nur eine äufserliche und mechanische sei, gemacht werden kann. Die Idee der Verherrlichung der Person Jesu durch alle jene Züge, welche nach der Vorstellung jener Zeit der Messias in sich vereinigen sollte, ist das innere organische Princip, das, so weit überhaupt die mythische Ansicht auf die evangelische Geschichte ihre Anwendung finden kann, die die Person Jesu betreffenden Mythen hervorgerufen hat, und diese Idee enthält sowohl das Bewufste als das Unbewufste des Mythus in sich: das Bewufste, sofern die Voraussetzung alles für sich hat, dafs nichts anderes das Bewufstsein der Zeit so sehr erfüllt habe, als die Gröfse und Herrlichkeit des Messias; das Unbewufste, sofern diese Idee, je tiefer und allgemeiner sie in dem Bewufstsein der Zeit wurzelte, unwillkürlich den Einzelnen auch dann um so mächtiger bestimmen konnte, wenn er sich nicht gerade ihres Einflusses bestimmter bewufst wurde. Wie demnach die symbolisch-allegorische Ansicht des Hrn. D. Weifse ihre Wahrheit nur in demjenigen hat, was in ihr auf die gewöhnliche mythische Ansicht sich zurückführen läfst, so fällt auch noch in anderer Beziehung die Schranke, durch welche Hr. D. Weifse seine Ansicht von der Straufs'schen getrennt wissen will. Die Differenz zwischen beiden wäre noch immer bedeutend genug, wenn die mythische Ansicht zwar von der Geburts- und Kindheits-Geschichte gelten würde, im Uebrigen aber von dem Inhalt der evangelischen Geschichte ausgeschlossen wäre. Wenn wir nun aber sehen, wie Hr. D. Weifse seine symbolisch-allegorische Deutung auch auf die Verklärungsgeschichte auf eine Weise überträgt (S. 534 f.), welche des Unglaublichen und Abentheuerlichen zu Vieles enthält als dafs irgend jemand kühn genug sein könnte, ihr seinen Beifall zu schenken (man vgl. die von Straufs L. J. dritte Aufl. Bd. II. S. 292 gegebene kurze Zusammenstellung ihrer Hauptmomente, wo diese Auffassung gleichfalls als allegorisch bezeichnet ist): wie anders wird auch hier dem Mirakel, wie Hr. D. Weifse das Wunder der supranaturalistischen Ansicht nennt, auszuweichen sein, als auf dem Wege derselben mythischen Ansicht, zu welcher sich Hr. D. Weifse auch hier ausdrücklich in ein polemisches Verhältnifs setzt? Hat aber auf diese Weise einmal die mythische Ansicht selbst auf dem Grunde des Marcus-Evangeliums festen Fufs gefafst, so ist vorauszusehen, dafs ihr auch sonst

so manches, was Hr. D. Weifse noch auf die Rechnung eines blofsen Mifsverständnisses, der malerischen Darstellung u. s. w. bringen möchte, von selbst wird zufallen müssen.

Nach allem diesen möchte von dem Verhältnifs, in welches sich diese neue kritische und wissenschaftliche Bearbeitung der evangelischen Geschichte zu der kritischen des Straufs'schen Werks setzt, wenn sie der mythischen Ansicht gleichsam nur ausnahmsweise zugestehen will, auf die richtige Spur gekommen zu sein, welche sie in so manchen andern Fällen verfehlt habe (S. 576), eher das Umgekehrte gelten, und der Abweg der symbolisch-allegorischen Deutung mit seinen verschiedenen Seitenwegen vielmehr auf den geraden und einfachen Pfad der mythischen Ansicht zurückzuführen sein. Ob die hohen Ansprüche, mit welchen Hr. D. Weifse der Negativität seines kritischen Vorläufers als der das wahrhaft Positive ans Licht Bringende gegenübertritt, sich in dem übrigen Inhalte seines Werks vollgültiger bewähren werden, wird ein zweiter Artikel zeigen.

D. Baur, in Tübingen.

XVI.

Ueber die Unvereinbarkeit der Hegel'schen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwickelungsprincip des preufsischen Staats; von Dr. K. E. Schubarth. Breslau, 1839. *bei Georg Philipp Aderholz.* 30 *S. in* 8.

Als vor zwölf und ein halb Jahren die Gesellschaft begründet wurde, die heute noch die Leitung dieser Jahrbücher besorgt, wurden einige Classen von Büchern von der Ehre der Kritik ausgeschlossen. Man war der Ansicht, Erbauungsschriften, öconomische Abhandlungen, Schulausgaben von Classikern verfolgten einen so speciellen Zweck, und seien wesentlich so sehr auf practischen Nutzen hingewiesen, dafs sie eine eigentliche wissenschaftliche Beleuchtung nicht vertragen möchten. Späterhin haben sie sich durch eine Hinterthür eingeführt, und man verzieh oft dem Talente des Beurtheilers die Schwäche des Buches.

Ueber die inhaltlosen Schriften, oder über solche, die zu ihrem Inhalte äufsere Zwecke haben, bestimmten wir nichts. Man war einerseits im Jahre 1826 noch im Stande der Unschuld, und glaubte nicht, dafs die Zeiten Bahrdts in Halle oder anderswo wieder aufkommen könnten, andrerseits dachte man nicht, dafs solche Hervorbringungen, wenn sie aufkämen, zur Litteratur gehörten. Ist es daher den formellen Gesetzen der Anstalt nicht zuwider, über eine Schrift zu sprechen, die gar kein Object hat, als das der gemeinen Denunciation, so mufs doch Referent aus eigenem Schaamgefühl beim Publicum seine Entschuldigung anbringen, dafs er sich zu einer Widerlegung herabläfst. Eine wissenschaftliche Ausbeute ist nämlich nicht möglich, wo man es mit einem Autor zu thun hat, der sich über die trivialsten Kategorien nicht zu erheben weifs: selbst der Reiz einer anziehenden Polemik kann nicht rücksichtlich einer Schrift versprochen werden, deren Motto und Argument eigentlich in die Worte zusammengezogen werden kann: *ecrasez l'infame.*

Ehe wir daran gehen den Verfasser mit den Worten abzufertigen, die sein Treiben allein einzugeben weifs, dürfen wir einige Umstände nicht übergehen, welche sich auf die gesammte, seit einem Jahre gegen die Hegel'sche Philosophie, oder die Männer, welche ihre wissenschaftliche Richtung daran anlehnen, geführten Krieg beziehen. Hegel hatte selbst nur mit Philosophen zu kämpfen, oder doch mit solchen, welche wenigstens philosophische Argumente gegen ihn gebrauchen wollten. Wenn er den Verfasser der jetzigen Schrift, und andere Ebenbürtige mit dem Nachrufe Friedrich des Grofsen beseitigt: „Seht mit solchem Gesindel mufs ich mich herumschlagen," so hatte er es doch am Ende mit Männern zu thun, die in der unschuldigen Leerheit ihres Meinens gegen ihn auftraten, und keine unwissenschaftliche Absichten und materielle Zwecke in ihre Polemik brachten. Heutzutage hat sich das Blatt gewendet. Die Angriffe gehen von solchen aus, die von vorn herein keinen Hehl haben, zu gestehen, dafs sie nicht allein keine Philosophen seien, nichts von Philosophie verständen, sondern sogar seit zehn Jahren und länger kein philosophisches Buch in die Hand genommen hätten. Es sei aber auch um gegen die Philosophie loszugehen gar nicht nöthig.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 26.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Februar 1839.

Ueber die Unvereinbarkeit der Hegel'schen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwickelungsprincip des preussischen Staats; von Dr. K. E. Schubarth.

(Schluss.)

Habe man nur die Bibel vor Augen, und verstehe dieselbe, wie sie *quivis e populo* auslege, und verstehe man auch die philosophischen Argumente nicht, weder in ihrer Sprache, noch in ihrem Sinne, so dürfe man doch sagen, es sei ein Zwiespalt zwischen Bibel und Philosophie, denn was man nicht versteht, kann man doch sicherlich als gegnerisch annehmen, eben weil man es nicht versteht. Und da die Meisten, für die man schreibt, Nichtversteher sind, so ist man der Majorität schon ohnehin gewifs, ehe man überhaupt geschrieben hat. Weifs man auch nicht, was Recht ist, kennt man auch nicht die Bogengänge, durch welche auf dieser *Grundlage* der Dom des Staates sich *erhebt*, hat man auch keinem Theile dieser tiefen Architectonik seine Aufmerksamkeit zugewandt, hat man nur etwa einmal im Spatzierengehen verlauten hören, dafs der preufsische Staat ein absoluter sei, so ist es ja ausgemacht, die ganze Staatsphilosophie, die nicht auf diesen vermeintlichen Absolutismus sich gründet, ist eine durchaus verwerfliche, und wenn sie die Frechheit hat, nicht sogleich ihr Bündel zu schnüren und auszuwandern, so sind die sie beschützenden Staatsmänner Hochverräther. In der That hätte man noch vor wenigen Jahren glauben mögen, es könne die Philosophie nur von der Weiterphilosophie angegriffen und umgestürzt werden, und sie habe nichts zu fürchten von den Argumenten des tief unter ihr liegenden gemeinen Bewufstseins. Heute aber, wo die Frechheit der leeren Meinung sich mehr als jemals kund giebt, wo in der Anarchie des wissenschaftlichen Getriebes die *Sansculottes* jeder Farbe sich geltend zu machen, und wenn auch nichts Anderes doch *à la lanterne* zu rufen wissen, mufs sie sich mit Pietisten, Muckern, Hallerianern, Historikern, Jacobinern, kurz mit dem ganzen Trosse der aphilosophischen Miliz herumschlagen, und wenn sie dabei nicht einen Augenblick ihren heitern Gleichmuth verliert, so ist dieser das Erbtheil ihres göttlichen Wesens und der Vortheil ihrer uneinnehmbaren Stellung.

So viel über den philosophischen Werth, und zwar nach eigenem Geständnifs, der Gegner der Philosophie. Die Art und Weise der Angriffe kann aber noch ein eigenthümlicheres Licht darüber verbreiten. Bis zum Jahre 1832 herrschte in Deutschland ein sehr bekanntes Geschrei, das von der Hegel'schen Philosophie behauptete, sie sei eine offiziell preufsische, indem sie Alles, was von dieser Regierung ausginge, lobe, und dafür auch von ihr begünstigt würde: sie sei eine dunkelorthodoxe, weswegen denn auch die Rationalisten aus den engen Verschanzungen *ihrer* Vernunft heraus über sie herfielen: sie sei eine gemein servile, denn sie unterfange sich ja zu behaupten, was wirklich sei, das sei vernünftig. Referent sah sich daher in seiner Vorrede zur zweiten Ausgabe des Hegel'schen Naturrechts zu einer Bekämpfung dieser Ansichten veranlafst. Seit dem Jahre 1832 gingen aber die Angriffe mit verändertem Winde auch von der anderen Seite aus. Die weder servile noch liberale, sondern leider nur philosophische Philosophie, die weder in die Irrgänge des geilen Pietismus, noch in die Luftschlösser des Junkerpyramidenbaues, noch in die schlechte neue Hoffnung der guten alten Zeit eingegangen war, wurde endlich noch unbequemer wie der Liberalismus selbst. Diesen konnte man, wo man sich in der Mehrheit befand, werfen und den geworfenen verachten: jene durfte man nur umzingeln und schelten: um sie auszuhungern, hätte man nicht selbst zu viel Hunger haben müssen. Glückliche Philosophie, die du von den Schächern aller Sei-

ten angefochten, geschmäht und bekämpft wirst: du hättest *deine* Wahrheit nie besser, als durch *diese* Wahrheit beweisen können.

Gehen wir aber nun zu der in Rede stehenden Schrift über. Die Noblesse seiner Gesinnungen bekundet der Verf. schon dadurch, dafs er den guten Moment, da die Hegel'sche Philosophie, wie er sich ausdrückt „von allen Seiten angegriffen wird" nicht vorübergehen lassen will. Wäre er ein Würtemberger oder Badener, er hätte in der That mit der Hegel'schen Staatsphilosophie sich verstehen (Vorrede S. IV) oder wie er kriegskundig spricht, kapituliren können. Nun ist er aber unglückseligerweise ein Preufse, und da erlaubt der Begriff der reinen Monarchie, unter der er lebt, solche Capitulation nicht mehr. Dafs der Meridian von Stuttgardt und Carlsruhe nicht blofs ein natürlicher, sondern auch ein staatsphilosophischer Meridian ist, der sich gedankenmäfsig von dem Hirschberger Meridian unterscheidet, ist eine neue Entdeckung, für deren Aufweisung ihm die gebildete Nachwelt eben so dankbar sein wird, wie einst Göthe, als er durch ihn, etwas spät, erfuhr, was er eigentlich sei. Da aber der Verf. sich einmal durch ein Spiel des Zufalls im Hirschberger Meridian befindet, und ich glaube, er würde eine Berufung nach dem Heidelberger Meridian nicht ungern sehen, so konnte er natürlich nicht ruhig bei der antipreufsischen Rechtsphilosophie bleiben, die nun seit so vielen Jahren die Gemüther der bildsamen Jugend zu gefährlichen Grundsätzen anleitet. Wir wollen das ganze Gewicht dieser Anklage erst an uns vorüberziehen lassen und dazwischen repliciren, dann aber den Verf. in seiner Totalität ergreifen. Hegel sage, „bei der Organisation des Staates, das heifst bei der constitutionellen Monarchie müsse man nichts vor sich haben, als die Nothwendigkeit der Idee in sich: alle anderen Gesichtspunkte müssen verschwinden." Dies sei aber unwahr, nicht die Nothwendigkeit der Idee komme in Betracht, sondern das, was Preufsen sei. Nun ist aber Preufsen nicht, wie England, Frankreich und die kleineren deutschen Monarchien, ein constitutioneller, sondern ein nichtconstitutioneller Staat: *ein constitutioneller König sei ein Merowingischer König zur Zeit der Majordomus.* So wäre England (und dieser Staat wird von dem Verfasser (S. 10) seiner früheren regierenden Seele entkleidet genannt) nichts als eine Republik, in welcher das Vorkommen eines herrschenden Geschlechts eine ganz äufserliche Bedeutung hat.

Also, wenn Hegel in seiner Rechtsphilosophie sagt, der Staat müsse der Nothwendigkeit der Idee nach betrachtet werden, so wäre dieses falsch, und warum? weil der preufsische Staat kein constitutioneller sei, und daher nicht nach der Nothwendigkeit der Idee angesehen werden dürfe. Sie ehren, Hr. Schubarth, den Staat, in welchem Sie sich, ich will für Sie annehmen, glückseligerweise befinden, ausnehmend, indem Sie ihm nicht die Fähigkeit zutrauen, nach der Nothwendigkeit der Idee beurtheilt zu werden, und ich dächte Sie hätten sich den Hauptzweck Ihrer Schrift dadurch gewaltig versperrt. Weil nun Preufsen kein constitutioneller Staat sei, und wir wollen erst unten erörtern, ob sich dieses also verhalte, solle der Rechtsphilosoph auch nicht den Staat an und für sich, ideenmäfsig betrachten dürfen. Dies setzt voraus, entweder, es schreibe jemand überhaupt eine preufsische Rechtsphilosophie, was so viel wir wissen, seit Eggers niemanden eingefallen ist, oder, wenn er dies thue, so befinde er sich schon aufser der Bahn der Ideen, wahrlich das schlechteste Compliment, das irgend jemand unserer Regierungsweise jemals gemacht hat. Wie viel Ehrlichkeit Sie aber neben Ihrer Einsicht besitzen, zeigt sogleich, dafs Sie um zu beweisen, dafs Hegel eigentlich das Wesen des wahren Staates als Republik fasse, hinzusetzen, was er von der schönen Demokratie Athens vorbringt, aber das auslassen, was S. 370 der Hegel'schen Rechtsphilosophie dazwischen steht und also endet: „*Aber dieser Name* (nämlich des Monarchen) *ist wichtig: es ist die Spitze, über die nicht hinausgegangen werden darf.*"

Trotz dieser Spitze, über die nicht hinausgegangen werden darf, was doch wohl heifst, dafs sie eben so wohl repräsentirt, als jedes Ueberschreiten verhindert, führen Sie, um Ihre Denunciation auf das für sie, wie Sie glauben, eigentliche Gebiet zu leiten, das an was S. 372 der Rechtsphilosophie gesagt ist, dafs es bei dem Monarchen nur auf das Jasagen, und darauf ankomme, dafs er den Punkt auf das I setze, denn die Spitze solle so sein, dafs die Besonderheit des Characters nicht das Bedeutende ist. Hier wähnen Sie die schönste Gelegenheit zu haben, Zeter zu schreien, indem ja nun der Fürst der blofse Oberceremonienmeister des Staates wird, und auf seinen „Willen, Genie, Talent, Vernunft, Verstand, Glaube, Sittlichkeit" (eine

gute Häufung von Möglichkeiten) nun gar nichts mehr beruhe. Beruhen kann der Staat auch nicht auf diesen blofsen Möglichkeiten, aber er kann nicht darüber hinausgehen. Man mufs sich wirklich in die Nothwendigkeit versetzen, mit einem erwachsenen Kinde zu thun zu haben, wenn man erst das Mittel aufbietet, begreiflich zu machen, dafs der Punkt auf dem I wesentlich das I constituirt, und dafs das I eben so wenig ohne seinen Punkt ist, als der Punkt ohne das I etwas bedeutet. Wenn der Monarch auch nicht mehr sagen kann, *l'état c'est moi*, so kann der Staat eben so wenig behaupten *l'état n'a pas besoin du moi*.

Wenn aber der Verf. auch darüber gewaltig herfällt, dafs der Monarch ein Mann sein soll, der Ja sagt, so hat er wohl nicht verstanden, dafs zu dem Jasagen auch wesentlich das Neinsagen gehört, dafs in dem Jasagen dem Monarchen die ganze affirmatorische Kraft im Staate, das Setzen, Bestimmen und Promulgiren übertragen ist, und dafs damit nicht eine leere Execution, ein blofs formelles Verhalten, sondern ein Ergreifen des Staates in seiner Essenz gemeint ist. Wenn Napoleon in dem *grand electeur* der Sieyesschen Constitution ein blofses *cochon a l'engrais* sah, so geschah dieses, weil der *grand electeur* sich gar nicht bewegen durfte, so wie er den Mund aufthat, durch einen constitutionellen Strick in den Senat heruntergezogen, und so unschädlich gemacht wurde. So weit ist es glücklicherweise mit dem constitutionellen König nicht gekommen. Dieser hat eine Fülle von Berechtigungen: er hat die ganze Kraft des Staates zu spenden und auszugeben, und wenn dies Verhalten nicht in seine Willkühr fällt, so ist zu behaupten, dafs nirgends die Willkühr in dem ganzen Rechtsorganismus dahin gelangen kann, ein Recht abzugeben.

Im Gegensatz zu allem dem meint der Verf., der preufsische Staat sei ein, wie er sich ausdrückt „persönlicher Staat", die Substanz der preufsischen Monarchie sei nur „sein regierendes Geschlecht" und die „Besonderheit des Charakters," grade das, worauf er beruhe (S. 15). Es zeige sich die Hegel'sche Lehre als eine dem preufsischen Staatswesen unholde und feindselige und es sei diese *„geradezu Aufforderung zur Empörung und Rebellion."* „Das erlauchte Geschlecht der Hohenzollern könnte sich dadurch nicht geschmeichelt fühlen" (also der Verf. gesteht ein, dafs *er* ihm gern schmeicheln möchte), es könnte sich nicht bewegen finden, vor der Hoheit philosophischer Speculation sein schönes Recht für die Zukunft zu verkümmern: (S. 20) und die Staatsmänner thäten ihre Schuldigkeit nicht, die diese Lehre tolerirten (S. 21). Nachdem nun der Vf. hier seinen Geifer ausgegossen, gesteht er S. 21 selbst ein, dafs seine Betrachtungen nicht geziemend sein möchten. Geziemender scheint es ihm aber unmittelbar nachher, die übrigen deutschen Volksstämme *gemeine* zu nennen, die constitutionellen deutschen Staaten als Massenstaaten (soll wahrscheinlich heifsen plumpe unpersönliche Staaten) zu bezeichnen, überhaupt alles was Idee, Object, Institutionen heifst, zu schmähen, um dafür eine Vorstellung von Persönlichkeit zu substituiren, die den „Majestätsbrief für das besondere Geschäft" von Gott erhalten haben soll, und für die alle Einrichtungen, wie Staat, Kirche, Zunft, Stand, Gewerbe, Familie, nur äufsere Hüllen sind, aus denen die Person gleichsam wie ein Schmetterling aus der Puppe herauskommt (S. 25).

Da diese Apotheose der Persönlichkeit wahrscheinlich nur auf der Vorstellung beruht, welche der Verf. vor seiner eigenen hat, es uns aber nicht der Mühe werth scheint, in dieselbe einzugehen, so wollen wir, da wir doch einmal zu der schrecklichen Schule gehören, welche auf Object, Vernünftigkeit und Institutionen etwas hält, dem Verf. sagen, dafs er in allem diesem ein gewaltiger Stümper ist, dafs er weder weifs, was Staat, noch was moderner Staat, noch was preufsischer Staat ist, dafs Hineinblaffen noch nicht für Mitsprechen gelten kann, und dafs doch selbst für eine Denunciation ein etwas ergiebigerer Hinterhalt von Wissen und Kenntnifs vorhanden sein müfste.

Er weifs nicht, was Staat ist, weder was ein *naturwüchsiger* sei, wie er dies doch von seinem geistreicheren Musterhelden hätte lernen können, noch was ein geisteswüchsiger ist. Sonst hätte er in diesem den ganzen Complexus aller Rechtsgestalten erkennen können, welche alle innerhalb des Staates zu *Institutionen* werden: sonst hätte er merken müssen, dafs der Fürst selber eine Institution ist, und dafs es seine gröfste Ehre, und die einzige Gewähr für sein Recht ist, eine Institution zu sein. Sein Fürst, wie er ihn willkührlich erschafft und hinstellt, kann auch willkührlich verschwinden. Der Fürst unserer Monarchie aber, weil er die Spitze und das Ich des ganzen Staates bedeutet, würde verschwindend einen Körper ohne Indivi-

dualität, ohne Leben, einen anorganischen Körper zurücklassen.

Er weiſs nicht, was der moderne Staat ist und wie sich dieser zu dem des Mittelalters und dem des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts verhält. Sonst würde er einsehen, daſs im Mittelalter der Staat ein Aggregat und eine Addition von Einzelnheiten ist, wovon jede sich in ihrem besonderen Rechte befindet, und daſs in diesem die kleine Berechtigung nicht minder rechtsfest ist, wie die groſse. Daher beschreibt hier der Fürst nur einen etwas gröſseren Kreis, wie der Vasall: seine Bevorzugung ist eine quantitative und in dem steifen Körper dieses Staates, wenn man ihn schon Staat nennen will, wird statt des lebendigen Blutumlaufes nur ein peinliches und privatrechtliches Abwägen oder auch ein Zerschneiden aller Ansprüche mit und ohne Gewalt vorherrschend sein. Die Reformation und das siebzehnte Jahrhundert befreien uns von diesem Particular- und Patrimonialstaate, dessen einzige Allgemeinheit im Mittelalter die Kirche ist. Nun tritt der sogenannte absolute Staat des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auf, in welchem der Fürst die privaten und Einzelberechtigungen aufhebt, ein öffentliches Recht in seiner Hand erschafft und „der Staat bin ich" ausruft. Handel, Kunstfleiſs, Wissenschaften und Künste werden jetzt statt des Kampfes der Vasallen und der Stände der Tummelplatz der Massen, und die unteren Kreise geben in allen öffentlichen Beziehungen ihre Dimission. Aber beide Staaten, der des Mittelalters, worin eine Einzelheit neben der andern hockt und Recht und Unrecht ein Recht haben, so wie der absolute, worin der Fürst allein der Staat ist, und alle übrigen Bewohner an private Beschäftigungen gewiesen sind, bilden zwei gleich falsche und abstracte Seiten. Der Fürst hat weder ein bloſs particulares Recht *neben* den anderen, noch *ist* er der *ganze* Staat. Der moderne Staat ist daher die Einheit des mittelaltrigen und des absoluten Staates. In ihm hat jeder Staatsangehörige seinen öffentlichen Platz, aber diese öffentliche Stelle ist kein privates Eigenthum. Die organische Staatsbildung und die damit zusammenhängende Circulation aller Säfte lassen innerhalb des Staates selbst die Mittel zur Wiederherstellung aller Ungleichheiten und zur Befestigung der Gesundheit finden: die constitutionellen Rechte aller Stände, so wie die des Fürsten, sind gewahrt, und wenn jemand, wie der Verf., darin ein Uebel findet, daſs der Fürst nicht übergreifen kann und nicht thun darf, was er nicht soll, so ist dieſs die gemeine Ansicht derer, die überhaupt nur innerhalb der Willkühr ein Recht sehen, und nicht bemerken, wie erst mit dem wahren Sichselbstbeschränken das Rechtliche beginnt.

Aber, wenn der Verf. nicht weiſs, was der moderne Staat ist, so weiſs er sicherlich nicht, was der preuſsische ist, denn dieser ist ein moderner. Sonst müſste er inne geworden sein, daſs der preuſsische Staat sich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zwar in der Gestalt des formellen Entscheidens des Fürsten hinstellen muſste, daſs aber sein unmittelbarer Inhalt die Intelligenz und das Objective der Intelligenz die Institutionen waren. Er würde bemerken, daſs mit diesem Inhalt jeder Absolutismus von Hause aus ausgeschlossen ist. Denn der Absolutismus hat nur sich selbst, das heiſst die Willkühr zum Gegenstand. So wie dieser das Intelligente ist, muſs auch die Form des Absolutismus verschwinden, denn nur das Vernünftige kann das Vernünftige wollen. Und in der That ist, wie ich schon an einem anderen Orte auseinandergesetzt habe, der preuſsische Staat seinem dermaligen Wesen nach ein *vormundschaftlicher*, das heiſst ein solcher, der stets in der Voraussicht des einstigen realen Eintretens jener Zustände ist, die seine heutige Regierung beständig vorbereitet. Den preuſsischen Staat einen unconstitutionellen nennen wollen, ist nicht allein eine Sünde gegen seine wohlconstituirte Verwaltung und Rechtspflege, gegen die Einrichtung des Sichselbstanstellens durch Examen und Verdienst, nicht allein ein Hohn gegen formelle vielfach wiederholte königliche Gesetze und Anordnungen, die der Verf. gleichsam aus *seiner* königlichen Machtvollkommenheit heraus aufhebt und vernichtet, ein Absprechen über Tendenz und Richtung seiner gebildeten Staatsmänner, sondern auch Unkenntniſs der Aussprüche seines groſsen Königs. Doch wie sollte der Verf. wissen, daſs z. B. Friedrich der Groſse bemerkt: *„il se trouve que le souverain bien loin d'être le maitre absolu des peuples, qui sont sous sa domination n'en est en lui même que le premier domestique* (*Oeuvres de Frederic le grand publ. du vie de l'auteur Tome II. p.* 2, Friedländer Ausgabe des Antimachiavell p. 10), oder: *Un prince est le premier serviteur et le premier negotiant de l'état, il lui doit compte de l'usage qu'il fait des impots* (*Oeuvres I.* 218). Wie würde vollends der Vf. zurückschaudern, wenn er läse, was der König den 23. Mai 1740 an Christian von Wolff schreibt": *C'est aux philosophes à être les precepteurs de l'univers et les maitres des princes.* Heiſst das zur königlichen preuſsischen Staatsphilosophie auffordern? Wir scheiden mit diesen Betrachtungen von einer Schrift, deren Inhalt eine ohne alles Verständniſs der darin verhandelten Gegenstände abgefaſste Denunciation ist, und die in Ländern wie Frankreich und England mit so gebührender Verachtung aufgenommen worden wäre, daſs ein Wort dagegen unnöthig geschienen hätte. In Deutschland ist es leider anders. Hier participirt auch das Gemeine und Kleine an der Litteratur, und verlangt wie das Bedeutende eine Einrede. Uns kann freilich mit solchen unzusammenhängenden Floskeln kein eigentlicher Angriff bereitet werden, aber zu dulden ist es nicht, daſs das seiner regierenden Seele entkleidete England und die *gemeinen* deutschen Volksstämme, die leider Gottes eine Verfassung haben, auf dem Altar des preuſsischen Vaterlandes demselben als Sühnopfer gebracht werden sollen.

Die Antwort des Verfs. kennen wir, er wird sich auf die Brust klopfen und sagen: ich bin ein Preuſse. — Dann werden wir mit einem neueren Dichter entgegnen: *glückseliges Oesterreich.*

Eduard Gans.

№ 27.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

XVII.

Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts mit Einschlufs des Lehnrechts von Dr. Georg **Phillips**. *Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Erster Band. Berlin*, 1838. *bei Ferd. Dümmler. XVI. u.* 636 *S. in* 8.

Es ist gut, wenn eine in der Entwicklung begriffene Disciplin, die es noch nicht zu einem bestimmten Charakter und zu einer allgemein anerkannten Geltung gebracht hat, sich einmal besinnt, den zurückgelegten Weg übersieht, ihre gegenwärtige Stellung betrachtet, und einen prüfenden Blick in die Zukunft wirft. Es wird ihr dann eher gelingen, sich über ihre Aufgabe und die Mittel und Wege, welche zu deren Durchführung vorliegen, klar zu werden, und ihr Verhältnifs zu der allgemeinen Richtung, welche die Wissenschaft und das Leben einhalten, gehörig zu würdigen und zu erkennen. Dafs nun das deutsche Privatrecht sich in einer Lage befindet, wo eine solche Betrachtung nützlich, ja nothwendig ist, wird ein Kenner des deutschen Rechtszustandes nicht leicht in Abrede stellen. Einzelne Theile dieser Lehre haben sich freilich, durch besondere Umstände begünstigt, einer allgemeinen Anerkennung zu erfreuen; sie sind bis auf einen gewissen Grad vom römischen Rechte getrennt gehalten worden, so dafs ihre Selbständigkeit nicht bedroht ward, und der Anwendung der sie beherrschenden Principien in der Theorie und Praxis kein bedeutendes Hindernifs entgegenstand. In andern und weitaus den zahlreichsten Fällen hat sich aber das einheimische Recht nur unter lautem und heftigem Widerspruch zu einer einigermafsen selbständigen Geltung wieder herausgearbeitet; es hatte einen Kampf zu bestehen, der lange Zeit von den Gegnern durchaus siegreich geführt ward, und der, wenn man in das Innere der meisten Gerichtshöfe sieht, auch jetzt noch für die Vertheidiger eben keinen glänzenden Erfolg gehabt hat. Dazu kam, und hauptsächlich war diefs auch der Grund jener Niederlagen auf dem Felde der Praxis, dafs diejenigen Juristen, welche dem fremden Rechte seine unbedingte gemeinrechtliche Geltung bestritten, sich selbst über ihre Aufgabe und ihre Hülfsmittel nicht immer ganz klar waren. Das römische Recht, in seiner wissenschaftlichen Reinheit erfafst, wie man es jetzt darzustellen vermag, ist nie und nirgends in Deutschland vollständig angewandt worden; es ist vielmehr immer eine Vermittlung nothwendig gewesen, welche es den modernen Verhältnissen, so gut es gehen wollte, anpafste. Hierfür war nun theils die Gesetzgebung thätig, anfangs in den reformirten Stadt- und Landrechten, dann nach längerer Rast, in den modernen Gesetzbüchern, theils die Jurisprudenz, und auch diese in den verschiedenen Zeiten auf sehr verschiedene Weise. Zuerst übten einen solchen vermittelnden Einflufs die Glossatoren mit ihren Nachfolgern aus, und während z. B. Zasius eine deutschrechtliche Lehre in ihrer eigenthümlichen Gestalt *theoretisch* nie für gerechtfertigt hielt, wenn nicht etwa eine dem römischen Recht entnommene Analogie sie unterstützte, mochte ihre allgemeine Geltung im Leben auch noch so unzweifelhaft sein; so trug er doch kein Bedenken, irgend eine Lücke im Rechtssystem durch die communis opinio doctorum auszufüllen. Diese Auffassung blieb lange die herrschende, und selbst der s. g. usus modernus zeigte sich nur deswegen toleranter gegen das nationale Recht, weil die Begeisterung für die fremde Weisheit immer lauer wurde, je mehr sie durch die lange Anwendung einen heimischen Charakter angenommen hatte, und je deutlicher es sich herausstellte, dafs ihre consequente Durchführung nun einmal eine Unmöglichkeit sei. Aber auch dann, als man anfing, auf die ursprünglichen Grundlagen unseres Rechtes zurückzugehen, und Principien daraus herzuleiten, die dem rö-

mischen Recht zur subsidiären Anwendung entgegengehalten wurden, blieb es weit von einer Verständigung über ihre Natur, ihren Zusammenhang und den Umfang ihrer Geltung. Man nahm oft mehr Rücksicht auf den neuen Fund, als auf die bestehenden Rechtsverhältnisse, und beurtheilte diese zum Theil so einseitig, als ob das römische Recht nie recipirt worden sei.

Was sich nun so in der historischen Entwicklung unseres Privatrechts bemerken läfst, das stellt sich auch gegenwärtig noch in der Jurisprudenz zur Beachtung dar. Alle jene verschiedenen Richtungen sind noch nicht überwunden; und machen sich noch mehr oder weniger schroff geltend. Hier sehen wir Pandectisten, welche auf dem Boden des römischen Rechts stehend, die Vermittlung seiner subsidiären Anwendung in der s. g. Praxis suchen, und das deutsche Privatrecht, welches sie übrigens selten in seinem ganzen innern Zusammenhange und Gehalte aufzufassen wissen, höchstens als eine Interpretationsquelle für das particulare Recht gelten lassen. Jene Praxis ist ihnen aber eigentlich nichts anders, als das, was die älteren Juristen die communis opinio doctorum nannten, die gemeine Meinung der Rechtsgelehrten, durch die Uebung der Gerichtshöfe unterstützt. Im Gegensatz zu dieser Auffassung sind andere Männer eifrig bemüht, den jetzt geltenden Rechtsstoff in seine ursprüngliche Bestandtheile zu zerlegen, römisches und deutsches Recht genau zu sondern, und je nach der Beschaffenheit des Instituts das eine oder das andere darauf anzuwenden.

Prüft man nun den Werth dieser verschiedenen Ansichten, so stellt sich soviel bald heraus, dafs jene erste Richtung, obgleich sie wohl gegenwärtig noch die Gerichtshöfe vorzugsweise beherrscht, sich doch nicht lange wird halten können. Je mehr eine gründliche Bearbeitung des römischen Rechts dessen eigenthümliche Principien aufdeckt und sie, worauf es hier ankommt, in ihrer Reinheit und ohne fremde Zusätze zum Gemeingut der Juristen macht, desto mehr wird man sich bedenken, unter diesem Titel die allgemeine Geltung des gemeinen Rechts (im engern Sinne genommen) zu verlangen. Es wird sich aus diesem letzteren der Inhalt der Justinianeischen Compilation mit den geringfügigen Zusätzen des canonischen Rechts und der Reichsgesetze herausschälen, und die Unmöglichkeit, mit diesem Material die Rechtsverhältnisse zu beherrschen, wird immer deutlicher hervortreten. Zeigt sich dann die bei dem Zustande unserer deutschen Gerichtsverfassung aufserordentlich schwankende Praxis immer mehr in ihrer Blöfse, in ihrer Unmacht, die vielen Lücken des bestehenden Rechts auszufüllen; verlangen die neuen Lebensverhältnisse und Rechtsinstitute, welche die moderne Zeit mit sich führt, immer entschiedener ihre gemeinrechtliche Normirung: dann wird schon die vorgeschrittene Wissenschaftlichkeit und das Bedürfnifs dahin führen, ein selbständiges deutsches Privatrecht allgemein anzuerkennen und anzuwenden.

Es läfst sich jedoch auch nicht leugnen, dafs der Erfolg dieser Disciplin und überhaupt die ganze Richtung unserer Rechtsentwicklung, abgesehen von den gewaltigen Einwirkungen der Politik und des Lebens, zum grofsen Theile von der Art und Weise abhängen, wie sich die Germanisten in ihrem Wirkungskreise benehmen. Es ist hier nicht blofs davon die Rede, ob sie überhaupt auf eine wissenschaftliche, des Deutschen würdige Weise ihre Aufgabe erfüllen. Zwar ist diefs ein sehr wichtiger Punkt, der gerade jetzt zur Sprache gebracht zu werden verdient, wo statt der alten Göttinger Gründlichkeit in einigen Schriften von bedeutender Auctorität sich eine leichtfertige, oberflächliche Behandlungsweise gezeigt hat, die hier um so gefährlicher ist, als die wenigsten Juristen im Stande sind, sich durch eigenes Quellenstudium auch nur so weit ein selbständiges Urtheil zu bilden, um unter entgegenstehenden Ansichten mit Sicherheit wählen zu können. So wichtig, ja entscheidend für die Zukunft des einheimischen Rechts dieser Punkt also ist, so ist er doch nicht der einzige, der hier zur Erwägung kommt. Auch davon hängt Vieles ab, welchen Standpunkt die Germanisten für das von ihnen vertretene Recht nehmen, in welcher Art sie es namentlich zur gemeinrechtlichen Geltung erheben wollen. Während wir nun eben eine mächtige Partei das deutsche Recht als selbständige Disciplin ganz oder theilweise verwerfen sahen, gehen manche Germanisten, den ersten Begründern ihrer Lehre nicht unähnlich, darin zu weit, dafs sie sich das einheimische Recht dem fremden zu schroff gegenüber gestellt denken. Hier wird deutsches, dort römisches Recht gelehrt; ich gebe Euch jenes, dort mögt Ihr das andere suchen; — so ungefähr müfste mancher Germanist sprechen, wenn er seinen Zuhörern

oder Lesern den Inhalt seiner Lehre bezeichnen wollte. Nun giebt es freilich manche Institute, die sich auch jetzt noch fast ganz nach dem reinen deutschen Rechte beurtheilen lassen; auch mufs die historische Forschung ohne alle Nebenrücksichten darauf gerichtet werden, dasselbe vollständig und bestimmt in seinem ganzen Zusammenhange darzulegen. Aber in sehr vielen, ja in den meisten Fällen steht die Sache so, dafs weder das deutsche noch das römische Recht rein zur Anwendung kommen kann, dafs vielmehr das eine nur vorzugsweise ein Institut beherrscht, das andere aber auch zur vollständigen Beurtheilung herbeigezogen werden mufs. Wenn also die Germanisten sich hier schroff auf das reine deutsche Recht zurückziehen, so geben sie dadurch die so wichtige Vermittlung zwischen diesem und dem römischen, die von jeher nothwendig war, nur dafs früher das deutsche Recht keine wissenschaftliche Vertretung fand, — in die Hände der Civilisten, und entziehen sich dadurch die unmittelbarste und nachhaltigste Einwirkung auf die Praxis und auf die spätere Gestaltung unseres Rechtszustandes, wenn es einst zu einer nationalen Legislation kommt. Denn bis auf einen gewissen Grad wird eine solche immer den Uebergang in dem geltenden Recht suchen müssen.

Zu den Germanisten, welche sich auf die angegebene Art zu sehr in ihrer Richtung abgeschlossen haben, gehört auch der Verf. des Werkes, welches den Gegenstand dieser Anzeige ausmacht. Diefs läfst sich durch einzelne Belege darthun, es ist aber auch von ihm selbst im Allgemeinen dem Princip nach ausgesprochen worden. Nachdem er von dem s. g. Juristenrecht referirend gehandelt, heifst es S. 177:

„Allein es ist ein Verkennen der Thätigkeit der Juristen, wenn man ihnen die Erschaffung des Rechtes beilegt, während sie eigentlich nur das auf historischem Wege entwickelte und im Volke lebende Recht bezeugen. Eine communis doctorum opinio ist aber eben so wenig erweislich, als eine für ein einzelnes gröfseres Territorium, geschweige denn für ganz Deutschland, gemeinschaftliche Praxis."

Was nun den ersten Satz betrifft, so habe auch ich mich nie zu der Lehre bekennen können, so lockend sie klingt, dafs der Juristenstand das Recht als sein ausschliefsliches Besitzthum an sich ziehen müsse, und das Volk, jedes rechtlichen Bewufstseins entkleidet, in dieser Beziehung ausschliefslich zu vertreten habe. Wie kann das ein nothwendiger Bildungsprocefs sein, der einen Zustand der öffentlichen Verhältnisse herbeiführen würde, den jede freie Nation selbst bei der höchsten Steigerung ihrer Cultur entschieden von sich abgewiesen hat, und von dem sie sich mit allen Kräften losringen würde, wenn er sie wirklich in der Nähe bedrohte? Handelte der Verf. hier also im Allgemeinen von der naturgemäfsen Thätigkeit des Juristenstandes, so würde ich ihm beistimmen, und ihn nur darauf aufmerksam machen, dafs auch die Rechtsentwicklung durch eine consequente Deduction von den Juristen erwartet werden dürfe. Auch das läfst sich zugeben, dafs wenn jetzt in Deutschland überhaupt von einer solchen Aufgabe des Standes, welche der des Schöffenthumes ähnlich ist, die Rede sein kann, sie vorzugsweise dem Germanisten zufällt, der allerdings in wichtigen Lehren auf die Beobachtung des Lebens und des Verkehrs hingewiesen ist, um dort das Recht zu finden. Inwiefern der Verf. selbst in dieser Beziehung dem von ihm aufgestellten Ideale genügt hat, werden wir weiter unten zu besprechen Gelegenheit haben; hier aber handelt es sich davon, ob der Einflufs der Juristen auf das bestehende Recht von einer solchen Bedeutung gewesen sei, dafs man von einem Juristenrecht als eigentlicher Rechtsquelle sprechen könne. Der Verf. leugnet das kurzweg, weil weder eine communis doctorum opinio noch eine übereinstimmende Praxis erweislich sei. In der That ist es nun auch gewifs sehr nothwendig, dafs man hier mit der gröfsten Vorsicht zu Werke gehe, um nicht unter einem andern Namen die ganze unwissenschaftliche Willkühr der früheren Jurisprudenz wieder aufzunehmen, und so auf den Standpunkt des usus moderni zurückzusinken. Es wäre namentlich sehr wünschenswerth, wenn man sich über die gangbaren Ausdrücke verständigte, wie es die Franzosen schon früh gethan haben, und etwa der Theorie den Gerichtsgebrauch gegenüberstellte, unter Praxis oder Doctrin aber die gesammte Thätigkeit des Juristenstandes in der Rechtsentwicklung befafste. Puchta, so viel ich weifs, hat zuerst von einem besonderen Juristenrechte gehandelt, und Maurenbrecher versucht, es in seine einzelne Bestandtheile zu zerlegen, und die Schriftsteller, welche als Repräsentanten dieser Rechtsquelle gelten sollen, zusammenzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

XVIII.

Reise in den südlichen Theilen von Neu-Griechenland. Beiträge zur Charakteristik dieses Landes. In Briefen von E. R. Friedrichsthal. Herausgegeben von seinem Freunde L. P. Mit einem botanischen Anhange. Leipzig 1838. *bei W. Engelmann.*

Es ist in der That erfreulich, dafs, da nun einmal, und erklärlich genug, das zu neuem Leben erwachende Land der alten Griechen zum Zielpunkte wissenschaftlicher Reisen für das Ausland geworden, die einzelnen Reisenden nun auch die Ergebnisse ihrer Autopsie, ihrer Beobachtungen und Nachforschungen dem Publikum mittheilen. Denn so nahe auch das griechische Land und Volk in mancher Hinsicht denen, die in der Ferne dafür sich interessiren, durch Bücher anderer Art gerückt ist, so wenig ist es doch an und für sich und in den einzelnen lebensvollen Beziehungen, die seine, durch eine reiche Vergangenheit belebte Gegenwart darbietet, bekannt; und eben diesem Mangel abzuhelfen, sind Reisebeschreibungen mit ihrer auf unmittelbarer Anschauung beruhenden Darstellung und den der lebendigen Gegenwart selbst entlehnten Bildern vorzüglich geeignet. Zwar sind nicht alle Reisende gleich befähigt, die Gegenstände aufser sich richtig zu beobachten und aufzufassen, besonders weil sie nicht die nothwendigen Kenntnisse und geistigen Eigenschaften besitzen; aber auch in objektiver Hinsicht sind die einzelnen Eindrücke, zumal bei der subjektiven Mannigfaltigkeit der Individuen, dem Wechsel zu sehr unterworfen, als dafs nicht auch von dieser Seite vielfache Schwierigkeiten zu bedenken und zu besiegen seien. Sind nun auch, nach dem alten Sprüchworte, zwar der Thyrsusschwinger viele, der Dionyse aber wenige, so bedarf es doch gleichwohl jener zu den Festen dieser; und so kann auch nur durch vereinte Kräfte Vieler in der vorliegenden Beziehung das Werk recht gefördert werden.

Auch die gegenwärtige Reise durch einen Theil Griechenlands ist ein Beitrag zur Charakteristik dieses Landes und der dortigen Verhältnisse und Zustände, wie sie in den letzten Monaten des Jahres 1834 und den ersten des Jahres 1835 dem Reisenden sich darboten; denn in dieser Zeit war der Verfasser dort. Ob derselbe an und für sich besonders geeignet sei, einen guten Beobachter abzugeben, läfst Rec. unentschieden; indefs mufs er bemerken, dafs ihm, und folglich auch seinem Buche, der wissenschaftliche Geist und die Tiefe der Beobachtung und Auffassung abgehen, wie sie z. B. bei Schönwälder („Erinnerungen aus Griechenland," 1838) und noch mehr bei v. Klenze („Aphoristische Bemerkungen, gesammelt auf seiner Reise nach Griechenland," 1838) sich finden. Demohngeachtet gewährt sie mannigfache Aufschlüsse über das griechische Land und Volk, über dortige Sitten und Lebensart, namentlich über das häusliche und gesellschaftliche Leben, über den Charakter der Bewohner, so wie über die damalige Gestaltung der dortigen Verhältnisse. Wir erfahren auch hier, und theilweise aufs Neue, was im Einzelnen dem Lande damals gebrach und wohl auch noch gebricht, und was ihm an und für sich durch Ungunst der Natur abgeht; aber wir lernen auch dessen Reichthümer, z. B. was Fruchtbarkeit des Bodens (S. 206) und Sitteneinfachheit mancher Volksklassen (S. 63 f.) anlangt, kennen. Traurig ist die auch aus dieser Reisebeschreibung dem Leser sich aufdringende Wahrnehmung, dafs in Griechenland im äufseren Leben, in Sitte, Tracht und in Gesinnung die sogenannte europäische Civilisation ihren nachtheiligen Einflufs bereits sehr geltend gemacht hat, und dafs sie es leider noch mehr zu thun verspricht. Die letzte Ursache dieser Erscheinung kann nur in der auch sonst ungehörigen Einmischung der Fremden gesucht werden. Dabei verkennt der Verf., mit Anderen vor ihm, die Nachtheile der damals noch bestehenden getheilten Regentschaft nicht (S. 61), und er bricht in dieser Hinsicht S. 60 in die Worte aus: „Ach es ist im Grunde nur ein Chaos von Wünschen und Interessen, von Bavarismus und Hellenismus, dessen durchkreuzende Fäden zu entwirren, fast mehr als Menschenkraft erfordert." Und hieran knüpft er sodann die Bemerkung: „Aesop spricht in einer seiner Fabeln von einem Sperling, der allzufrüh sein Nest verliefs, in die Hände roher Knaben fiel, und später die wiedererlangte Freiheit mit dem Verluste eines Füfschens gar theuer bezahlen mufste. Er blieb gelähmt für immer und fristete mühsam sein Leben." Wahr, sehr wahr! wer aber sind die rohen Knaben? und wer liefs sie mit dem armen Sperlinge also grausam und willkürlich umgehen?

Ueber die schmachvolle Behandlung der Kunstreste in Athen wird auch hier S. 106 geklagt; seitdem sind die Klagen nicht verstummt, und Raoul-Rochette hat sie in einem Sendschreiben an Pouqueville: „Athènes sous le Roi Othon" (1838) nachdrücklich vor ganz Europa ertönen lassen. Auch die Klagen über den gesunkenen Handel (S. 158) haben seit 1835 noch keine besondere Abhülfe erhalten, so wie der Grund, der den Verf. veranlafste, für Griechenland die Kolonisirung von Grenzregimentern zu empfehlen (S. 34), auch noch im J. 1839 in demselben Grade vorhanden sein mag. Uebrigens erstreckt sich die Reise in der Hauptsache auf Morea (Patras, von da macht der Verf. einen Abstecher nach Missolonghi, weiter Nauplia mit seinen Umgebungen, Tripolitsa, Pyrgos, Kalamata, Misitra) und aufser diesem auf Athen und Poros. Ein eigener Brief (S. 234—243) beschäftigt sich mit dem in mehr als einer Hinsicht interessanten Stamme der Mainoten; und ein botanischer Anhang mit einer alphabetischen Zusammenstellung der Pflanzenarten (S. 263—311) verbreitet sich über die Schätze Griechenlands, die es auch in dieser Beziehung dem Leben und der Wissenschaft bietet.

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts mit Einschlufs des Lehnrechts von Dr. Georg **Phillips.**

(Fortsetzung.)

Ich will nun nicht über jene Benennung rechten, auch nicht die bedenklichen Blöfsen aufdecken, welche der zuletzt genannte Gelehrte sich bei seiner Classificirung gegeben hat; das Schwierige der Sache bleibt immer, dafs die Präjudicate, selbst des Reichskammergerichts, es bei uns nie zu einer solchen Auctorität gebracht haben, wie in der englischen und französischen Jurisprudenz, wo sie in gewissen Fällen um ihrer selbst willen eine positive Geltung haben. Bei uns kommen sie von jeher als eine gemeine Rechtsquelle nur insofern in Betracht, als sie die gangbaren Ansichten der Juristen bestätigen. Diese aber kann man auch wiederum nicht ohne Kritik annehmen, weil sie theils rein theoretisch ohne Rücksicht auf ihre Anwendbarkeit aufgestellt, theils unter dem Einflufs allgemeiner Einwirkungen der Zeit, der Bildung und der Verhältnisse entstanden sind, und daher eine Auctorität, die unter Umständen eine wohlerworbene war, wieder verloren haben können. Dazu kommt, dafs die einzelnen Juristen so verschieden gearbeitet, ein Benedict Karpzov, ein Mevius, ein J. H. Böhmer u. s. w. die eine Lehre vortrefflich, die andere höchst mittelmäfsig abgehandelt haben, so dafs man sich auch nicht auf die Auctorität der Namen verlassen kann; und dafs umgekehrt die Privatgutachten bewährter Rechtslehrer fast dasselbe Ansehen haben, wie die Urtheile der Gerichtshöfe.

Dennoch ist, wie oben gezeigt worden, das Bedürfnifs vorhanden, den Inhalt des heutigen Rechts in der Gestalt zu begreifen, wie ihn die frühere Jurisprudenz uns überliefert hat, und nicht blofs, um für eine wissenschaftliche Kritik und für den nöthigen Neubau die gehörige Grundlage zu gewinnen, sondern auch, um geradezu einen Theil der jetzt geltenden Bestimmungen daraus herzuleiten. Denn es haben die Juristen sich nicht blofs darin thätig gezeigt, dafs sie die reinen Institute des römischen und deutschen Rechts unter einander warfen, zum Theil auch ganz fremdartige Elemente hinzufügten, sondern es ist ihnen auch gelungen, einige ganz neue Lehren aufzustellen, denen ihre practische Geltung durchaus nicht abgesprochen werden kann, wie, um nur zwei Beispiele zu nennen, die Familienfideicommisse und überhaupt die Erbeinsetzungsverträge beweisen. — Wie nun hat man sich denn zu benehmen bei dieser Lage der Dinge? Ich denke, man mufs das ungefügige Material durch eine wissenschaftliche Methode bezwingen, und es seinem Zwecke dienstbar machen. Es kommt hierbei nicht auf einzelne Auctoritäten oder auf die Uebereinstimmung Aller, sondern darauf an, ob in der ganzen Bewegung der Jurisprudenz sich einzelne Institute und Rechtsgrundsätze so festgesetzt haben, dafs sie in das Bewufstsein des Juristenstandes übergegangen, und von diesem sicher und unbedenklich gelehrt und angewandt worden sind. Dafs ich es kurz sage, die Dogmengeschichte mufs hier entscheiden; aus dieser wird sich dann auch entnehmen lassen, wieweit den überlieferten Ansichten nachzugeben ist, oder die freie, consequente Deduction aus den Principien des geltenden Rechts oder einer bestimmten Lehre Platz greifen darf. Eine mathematische Sicherheit wird sich freilich bei einem solchen Verfahren, wo so vieles dem wissenschaftlichen Takte überlassen werden mufs, nicht erreichen lassen; es wird diefs überhaupt bei dem Zustande unserer Quellen immer nur die Arbeit Weniger bleiben: aber wenn diese mit ihren Bestrebungen rechtschaffen und sich gegenseitig fördernd zusammen halten, so ist doch immer ein sehr bedeutender Erfolg zu hoffen.

In der vorstehenden Ausführung liegen die Gründe, welche mich verhindern, dem Verf. in seinem Urtheile

über das Juristenrecht beizustimmen; hat er doch auch selbst nicht umhin können, demselben gegen seine Grundansicht in der Ausführung einzelner Rechtstheile bedeutende Concessionen zu machen, wie es namentlich in der Lehre von der bürgerlichen Ehre, die ihm ganz besonders gut gelungen, der Fall ist. Ja an einem andern Orte, wo er von der Begründung einer wissenschaftlichen Theorie des deutschen Privatrechts handelt, erkennt er selbst die Entwicklung der Institute durch die Praxis an, worunter nach dem Obigen doch nur das Juristenrecht im weiteren Sinne verstanden werden kann. Man wird zugeben müssen, heifst es S. 216:

„dafs die Quellen des älteren deutschen Rechts durchaus gar keine *legale* Gültigkeit mehr haben, (ich würde gesagt haben: gemeinrechtliche Gültigkeit) dafs sie aber *doctrinell* nicht nur wichtig, sondern ganz eigentlich die Quelle für die Beurtheilung aller unserer particularen Rechte sind, (das möchte doch zu weit gefafst sein!) dafs also aus ihnen eine für alle Particularrechte anwendbare Theorie sich entwickeln lasse. In ihnen erscheint das deutsche Recht in seiner Totalität, und aus ihnen ersieht man, wie das einzelne Institut, welches sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten hat, in jene Gesammtheit hineinpafst; man sieht seinen Ursprung, seine Entwicklung und kann daher, indem man aus jenen Quellen die Gesammtheit der leitenden Ideen entnimmt, und dann die spätere Entwicklung der Institute durch die Reception der fremden Rechte *und durch die Praxis* verfolgt, Rechtsregeln und Rechtswahrheiten, welche zur Erläuterung der Particularrechte dienen, aufstellen."

Nach dieser allgemeinen Erörterung, welche den besonderen Standpunkt, den der Verf. in der Lehre des deutschen Privatrechts einnimmt, schon bestimmter hervortreten läfst, wende ich mich zu einer genaueren Betrachtung des vorliegenden Werkes. Der Gang, welchen es befolgt, ist dieser. In der Einleitung (S. 1—228) wird Alles abgehandelt, was sich auf die Quellen und die Literatur, so wie auf die Methode und Systematik des deutschen Privatrechts bezieht; das erste Buch (S. 231—519) umfafst die Hauptprincipien, welche unter dem Begriff der Freiheit, der Vormundschaft, der Gewere und des Obligationenrechts entwickelt werden; das zweite Buch (S. 519—636) ist den dinglichen Rechten gewidmet; im dritten Buch wird dann das Familienrecht, im vierten das Erbrecht, im fünften das Recht des Adels und im sechsten das des Bauernstandes folgen. Der Verf. hat sich über diese Eintheilung, welche namentlich darauf ausgeht, eine unmäfsige Zersplitterung deutschrechtlicher Lehren durch die Befolgung der römischen Systematik zu vermeiden, weitläuftig geäufsert (S. 218 ff.) und sie im Allgemeinen gerechtfertigt. Dafs namentlich im ersten und vierten Capitel des ersten Buchs, welches doch vorzugsweise eine historische Einleitung enthalten soll, einzelne Lehren im vollständigen dogmatischen Zusammenhange abgehandelt werden, möchte vielleicht eine Inconsequenz sein, die man aber wegen der Zweckmäfsigkeit dieser Anordnung gerne übersieht.

Dafs dieser erste Band vorzugsweise darauf ausgeht, das ältere deutsche Recht in seinem Zusammenhange darzustellen, wird man nach der oben angedeuteten Richtung des Verfs. und der Natur der hier abgehandelten Lehren sehr erklärlich finden. Doch soll hier gleich von vorne herein zu seinem Lobe hervorgehoben werden, ein wie bedeutender Fortschritt in dieser zweiten Auflage des Werkes in Vergleich mit der ersten gemacht worden ist. Die erste war offenbar unter dem frischen Eindrucke geschrieben, den Albrechts Gewere auf den Verf. gemacht hatte, so dafs dieser Begriff, der selbst im Sachenrecht von dem genannten Gelehrten nicht ohne allen Zwang zum fast allein herrschenden erhoben worden ist, hier sogar dem ganzen Rechtssysteme untergebreitet wurde. Auch in der zweiten Auflage finden sich noch Spuren dieses Einflusses, wie wir später sehen werden; aber im Allgemeinen ist sie viel gründlicher und besonnener ausgearbeitet, wie die erste; und welchen Werth man dem Buche auch in dieser neuen Gestalt im Allgemeinen beilegen mag, immer ist es höchlich anzuerkennen, dafs es unendlich verbessert aus den Händen des Verfs. wieder hervorgegangen ist, dafs es fast das Verdienst einer neuen Arbeit hat. — Dafs ich sonst mit dem Vf. in der Auffassung unseres Alterthums zusammen stimme, kann ich nun freilich nicht behaupten; ja handelte es sich hier von einer Würdigung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit im Allgemeinen, etwa von einer Kritik seiner deutschen Geschichte, so würde ich sicherlich eine scharfe Lanze mit ihm brechen, und mit aller Gewalt gegen eine Richtung angehen, die ich dem Le-

ben und der Wissenschaft für gleich verderblich halte. Allein hier liegt eine einzelne Disciplin vor, auf die zwar jene Grundansicht des Verfs. nicht ohne Einflufs bleiben konnte, die aber doch eine zu bestimmte positive Schranke hat, um von ihr beherrscht zu werden, und auf jeden Fall sich einer besonders freundlichen Behandlung versehen durfte, da ja eben das Privatrecht der Mittelpunkt und Kern dieser ganzen s. g. christlich germanischen Rechtsanschauung sein soll. Ich vermeide daher jeden Principienstreit, der nicht am Platze wäre, und durchmustere unbefangen das gebotene Material, nach Art einer solchen Anzeige mehr geneigt, das was zur Kritik, als was zur Zustimmung auffordert, hervorzuheben. Da findet sich denn allerdings Mancherlei zu rügen, z. B. wenn der Vf. S. 100 unter den reformirten Stadtrechten die Köllner Statute von 1437. aufzählt, oder wenn er S. 162 die Sammlung der holsteinischen Verordnungen verkehrt angiebt, was aus Paulsens Privatrecht leicht zu berichtigen gewesen wäre. Auch möchte ich den Verf. wohl fragen, ob er nicht ein factisches Verhältnifs zum Rechtsgrund gemacht hat, wenn er S. 346 lehrt, dafs nach älterer Rechtsansicht jeder das Recht des Schutzes (Vormundschaft) über diejenigen Personen hat, welche sich rechtmäfsiger Weise auf seinem Grundbesitze befinden? Albrecht läfst doch nur die Fahrnifs in der Gewere des Grundbesitzers stehen, was so allgemein gesagt auch schwer zu vertheidigen ist. Ich möchte ferner den Vf. bitten, den Satz zu beweisen, dafs nach älterem Recht die Ehe des Adlichen mit einer Freien nicht vollgültig gewesen sei (S. 349); denn auf die von Eichhorn dafür angezogenen Gesetzesstellen wird er sich doch wohl schwerlich berufen wollen. Auch der Satz ist mir sehr aufgefallen (S. 352. 383), dafs ein unmündiges Kind ursprünglich nicht habe erben können, und wenn nach S. 388. 466 die gerichtliche Auflassung aus dem Erbvertrage entstanden ist, so möchte ich doch zu bedenken geben, ob der Umstand, dafs die älteste Quelle ein Institut zu einem bestimmten Zweck gebrauchen läfst, schon zu der Annahme berechtigt, dafs gerade in diesem Zusammenhange sein Ursprung zu suchen sei.

Das sind nun freilich Alles nur Einzelnheiten; aber solche Ausstellungen liefsen sich vermehren, und die ganze Art und Weise des Studiums, welche dazu Veranlassung giebt, erregt keine günstige Meinung von sich. So etwas greift auch tiefer ein und ist einflufsreicher, als es auf den ersten Anblick scheint, wie folgendes Beispiel zeigen mag. S. 382 Note 2. heifst es:

> „die altgermanische Erbfolge ist dem Princip nach durchaus dasjenige, was man im Lehnrecht mit dem Ausdrucke Successio ex pacto et providentia majorum bezeichnet;"

und S. 530 wird gegen Eichhorn (und ich denke wohl gegen alle heutigen Germanisten) der Grund der Erbfolge nicht in der Sippe, sondern in dem Gesammteigenthum der Familie und dem Abstammen vom ersten Erwerber gesucht. Diese Ansicht wird nun wohl später im Erbrechte weiter ausgeführt werden; aber ganz abgesehen von allen Gründen, welche dagegen direct zu sprechen scheinen, sehe ich nicht ein, wie der Einwurf zu beseitigen sein wird, dafs nach diesem Princip eine grofse Menge von Gütern aus dem Erbgange kommen mufste, z. B. wenn jemand wohlgewonnene Güter und nur einen Bruder hinterliefs, von welchem wichtigen Fall die Quellen doch ganz schweigen. Später als die Lehn- und Allodialerben concurrirten, stand *von dieser Seite* jenem angegebenen Princip der successio nichts entgegen.

Zu diesem Allem nun kommt noch, und daraus erklären sich auch zum Theil jene Willkührlichkeiten, dafs der Verf. bei der Auffassung der Rechtsverhältnisse des Mittelalters nicht den Blick des unbefangenen Forschers zeigt, der die Zustände nimmt, wie sie waren, und sie uns recht anschaulich vorführt, sondern mehr eine künstliche, systematisirende Richtung einhält, welche ihn oft mehr bei Aeufserlichkeiten verweilen läfst, als ins innere Wesen der Sachen führt. Er hat sich noch nicht ganz losgemacht von jenem Begriff der Gewere, welche, wie auch Etymologie und Wortbedeutung beweisen sollen, das ganze frühere Recht durchaus beherrscht haben mufs. Selbst die Freiheit ist ihm nur der Zustand der Selbstvertheidigungsfähigkeit, und das fröhliche Bewufstsein des freien Mannes, der auf seinem eigenen Grund und Boden als ein kleiner König die Lust der Herrschaft übte, in der Gemeinde tüchtig hervortrat, mit seinen Genossen im ehrlichen Bunde das Gemeinschaftliche erstrebte, auch wohl, wenn es Noth that, für das eigene Recht, oder wenn ihn böse Lust und Uebermuth trieb, das Schwert zog, und vielleicht einen wilden Tag mit reuigem Gebet und frommer Gabe beschlofs, — diefs ganze reiche Leben soll in einen ängstlichen, streng juristischen Be-

griff gefafst werden, der immer nur als eine nicht einmal ganz wahre Abstraction erscheint. Denn wer die Freiheit der Germanen zum juristischen Verständnisse bringen will, der mufs weiter ausholen, als es der Vf. gethan hat, und von der Grundlage der gemeinen Freiheit aus ihre ursprüngliche Beschaffenheit und allmählige Veränderung und Abschwächung darthun. Zwar spricht der Verf. auch gelegentlich (S. 330) von dem Einigungswesen, dem Associationsrecht, welches der Freie im weitesten Umfange ausübte; aber gerade dieser Punkt hätte mehr hervorgehoben und zur lebendigen Charakteristik des eigenthümlichen Lebens im Mittelalter benutzt werden müssen.

Ja, ich hätte von dem Verf. noch mehr erwartet; gerade ihm, dem so viel daran liegt, echtgermanische Principien und Institute im Gegensatz zur modernen Bildung aufzufassen und zur rechtlichen Geltung zu bringen, ihm hätte es wohl angestanden, das Wesen der Genossenschaften recht scharf ins Auge zu fassen, und dessen Bedeutung für die Gegenwart herauszuheben. Hier wäre ein Feld gewesen, wo er, über dem Formalismus einer beschränkten Jurisprudenz stehend, mit sicherer Hand den corporativen Trieb des Mittelalters hätte zeichnen können, wie er alle Zustände und Verhältnisse durchdrang, bald an eine bestimmte Lokalität gebunden in der freien Gemeinde sich geltend machte, bald in genossenschaftlichen Verbindungen, die sich weit über die politischen und geographischen Grenzen der Gemeinde erstreckten, zur sicheren und dauernden Erreichung gemeinschaftlicher Zwecke führte. Er hätte zeigen können, wie diefs edelste Kind der Freiheit in Deutschland verachtet, niedergeworfen, zertreten wurde, wie es aber, dem germanischen Wesen aufs Innigste verbunden, sich da lebendig erhielt, wo ihm freie Bewegung vergönnt war, in England bis auf den heutigen Tag, und wie es immer mächtig, zusammenhaltend, schaffend wirkte. Dann hätte er einen kühnen Blick auf die gegenwärtige Lage Deutschlands werfen, und mit überzeugender Kraft nachweisen können, wie gerade in neuester Zeit hier das Princip der Genossenschaft sich wieder zu regen beginnt: wie in der Politik der grofse deutsche Zoll- und Handelsverein daraus hervorgegangen ist; wie die industriellen und commerciellen Unternehmungen, von der stehenden Handelsfirma bis zur gewaltigsten Actiengesellschaft, die Gesellschaften für Lebensversicherung, für Feuer- und Hagelassecuranz, die Vereine zur geselligen Unterhaltung und Lectüre, die wissenschaftlichen Vereine der Naturforscher, Historiker und Philologen, die Musikfeste und Kunstvereine, wie selbst die Bibel- und Missionsgesellschaften alle darauf hinweisen, dafs man in Deutschland wieder anfängt zu begreifen, was die verbundene Kraft Vieler im Gegensatz zum isolirten Streben Einzelner vermag. Dann hätte er mit aller Gewalt einer gesunden Jurisprudenz ins innere Wesen dieser Institute eindringen, und daraus die Rechtsgrundsätze entwickeln können, welche für die juristische Beurtheilung derselben zur Anwendung zu bringen sind. Er hätte die ärmliche Behandlung dieses reichen Materials im römischen Recht darlegen, die unwidersprechliche Unmöglichkeit nachweisen können, hier mit den beiden einzigen Begriffen, die es für solche Verhältnisse enthält, mit der universitas und societas auszureichen; er hätte ausführen können, wie sich bei den angeführten Vereinen der juristische Schwerpunkt bald nach dieser, bald nach jener Seite neigt, wie die Dauer und Gemeinschaft mit dem Sonderrecht der Genossen versöhnt ist, wie bald eine rein privatrechtliche Auffassung möglich erscheint, bald eine politische Richtung hervortritt, die wieder andere Interessen berührt, und einen neuen Standpunkt für die Beurtheilung erfordert. Das würde ich eine wahrhaft nationale, deutsche Jurisprudenz nennen, die so von den blofs unwesentlichen Erscheinungen, wie sie Zeit und Bedürfnifs hervorrufen, den Grundcharakter unseres Volkes zu unterscheiden wüfste, und es verstände, die Institute, welche darauf basirt sind, in der Vergangenheit zu erkennen, in der Gegenwart aber frisch zu erfassen und zur freien, naturgemäfsen Bewegung zu verhelfen. Darin wäre Leben, Wahrheit und Verdienst, das würde fördern und schaffen, das hiefse unser Recht und unsere Sitte regeneriren, — anders wahrlich, als jene dumpfe Bewunderung einer vergangenen Periode unserer Geschichte es vermag, die nun ein für allemal durchgelebt und überwunden ist, die aber auch nie einen so einseitigen Charakter gehabt hat, wie nur zu oft und laut behauptet wird.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 29.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Grundsätze des gemeinen deutschen Privatrechts mit Einschlufs des Lehnrechts von Dr. Georg ***Phillips.***

(Schlufs.)

Denn als das Lehnsystem sich seiner höchsten Blüthe nahte, begann schon das freie Bürgerthum sich fest zu gestalten; mit der Landeshoheit entwickelten sich die Landstände, und die Zeit, welche die Hierarchie der Kirche in ihrer vollen Macht sah, wandte sich zum Alterthume hin, um dort die Waffen zum Kampfe gegen sie zu holen.

Doch ich kehre wieder zu dem Verf. und seinem Werke zurück; ich will ihm nicht weiter vorhalten, was er hätte leisten können, sondern beurtheilen, was er geleistet hat. Eine genauere Betrachtung der einzelnen Lehren würde hier aber viel zu weit führen; ich begnüge mich daher, nur *eine* herauszuheben, welche von grofser, in das ganze Rechtssystem tief eingreifender Bedeutung ist. Der Verf. führt das deutsche Sachenrecht auf die Gewere zurück, über die er dem Leser in gedrängter Darstellung die genügenden Aufschlüsse ertheilt. Das ist nun auch für die rein historische Auffassung der einzig richtige Standpunkt, den man einnehmen kann; dennoch wäre es wünschenswerth gewesen, dafs der Verf. für die Beurtheilung des nationalen Elements in dem heutigen Sachenrechte mehr Nachdruck gelegt hätte auf ein Institut, welches auch früher schon von entscheidendem Einflufs auf die ganze Lehre war, ich meine die feierliche Auflassung vor Gericht. Wenn man die Regel: Hand mufs Hand wahren! gehörig erklärt hat, (und ich will mit dem Verf. über seine Darstellung derselben hier nicht rechten) so ist das Recht der Mobilien für den Germanisten so gut wie abgethan, denn fast unbedingt tritt dann das römische Recht als entscheidende Norm ein. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Grundbesitz. Hätte Albrecht nicht einen höheren wissenschaftlichen Zweck gehabt, als den, ein blofs practisches Bedürfnifs zu erfüllen, so würde er besser gethan haben, eine Geschichte der Auflassung zu schreiben, als eine Darstellung der Gewere; auch in dieser hätte er vielleicht die Auflassung noch entschiedener hervorheben sollen, als er schon gethan hat. Denn dieses Institut ist das Knochengerüste, um welches sich das deutsche Sachenrecht angesetzt hat, theils wegen seines politischen Charakters, der bei der weit vorherrschenden Bedeutung des Grundbesitzes im älteren Rechte damit verbunden war, theils wegen seiner tüchtigen Ausbildung und wahrhaft bewunderungswürdigen Natur, die selbst die abgeschliffene römische Besitzlehre nicht ganz hat zerstören können. Wenn man daher auch, um den Gesammtüberblick über das ältere Recht zu bewahren, das innere Gefüge der Gewere darlegen mufs, so darf doch in einem dogmatischen Lehrbuche nie vergessen werden, die Auflassung nach allen Seiten hin zur Anschauung des Lesers zu bringen, und ihren die wichtigsten Lehren des Sachenrechts beherrschenden Einflufs recht ausführlich nachzuweisen. — Der Verf. berührt sie auch, aber er führt sie nicht so aus, wie es wünschenswerth gewesen wäre. Er hätte die Schriften und einzelnen Abhandlungen von Karl Rede besser studiren sollen; denn wer sich durch die wunderliche, verclausulirte Manier dieses geistreichen und gelehrten Mannes durchgearbeitet hat, der wird über die wichtigsten Fragen, welche unser heutiges Recht betreffen, überraschende Aufschlüsse erlangen, und namentlich über das Wesen der Auflassung und ihre grofse Bedeutung für die Gegenwart vielfache Belehrung finden. Hätte der Verf. diese benutzt, so würde er namentlich nicht darauf verfallen sein, die heutige Ingrossation aus der schriftlichen Abfassung der Rechtsgeschäfte herzuleiten, ohne dabei, was eben die Hauptsache ist, anzugeben, dafs die Auflassung nach und

nach in diese Form der Vollziehung vor Gericht umschlug; er würde, von diesem Gesichtspunkte ausgehend, das heutige Pfandrecht und die damit zusammenhängenden Institute ganz anders haben darstellen können. Denn es kommt für diese Lehre hauptsächlich auf die Sicherheit des öffentlichen Besitztitels an, wobei denn alle die wichtigen Fragen über Katastrirung, Theilbarkeit des Grundeigenthums, Buchführung u. s. w. in den Kreis der Betrachtung hineingezogen werden müssen.

Uebrigens hat der Verf. doch den Versuch gemacht, den Begriff der Gewere auch noch in einem wichtigen Falle für das heutige Recht festzuhalten, nämlich bei den Reallasten. Er sagt das zwar nicht ausdrücklich, aber die Art und Weise wie er (S. 622 ff.) die Natur der Reallasten darstellt, indem er die Versuche der Neueren, hier mit römischen Analogien oder wie man sich sonst die Sache zurecht legt, durchzukommen, sämmtlich verwirft, zeigt das deutlich an. A. a. O. heifst es:

„— — das Verhältnifs ist seiner eigentlichen und richtigen Bedeutung nach nur das: zwei Personen haben jede ein Herrschaftsverhältnifs über eine Sache; diejenige aber, zu deren Rechten auch das Innehaben des Grundstücks, also der Besitz gehört, ist gegen die andere zu einer Leistung verpflichtet; die Leistung ist also eine Pertinenz des Besitzes und ist insofern in das Grundstück *radicirt*, darum ist aber noch keineswegs das Grundstück das verpflichtete Subject und der Besitzer nur der Repräsentant des Grundstücks, sondern dafs mit dem Grundstücke die Reallast verbunden ist, ist blos eine juristische Eigenschaft des Grundstückes, durch welche sich dasselbe von andern Grundstücken, auf welchen keine Reallast ruhet, so unterscheidet, wie es in natürlichen Eigenschaften vor andern etwas voraus haben oder andern nachstehen kann."

dann wird eine Analogie aus der Deichlast hergenommen, und so fortgefahren:

— — „jede Reallast legt dem Besitzer eine bestimmte Pflicht auf und derjenige, zu dessen Gunsten diese Pflicht begründet ist, hat also auch ein Recht darauf, dafs der Besitzer des Grundstückes seinerseits diese Eigenschaft anerkenne. Wenn er diefs nicht thut, so wird er mit einer Klage in Anspruch genommen, welche eine ganz bestimmte Beziehung auf das Grundstück hat, die nämlich, dafs der Besitzer des Grundstückes diese Eigenschaft desselben anerkenne. Wenn nun in dem Augenblicke der Klage eine andere Person sich in dem Besitze des Grundstückes befindet, als diejenige war, welche zuvor die Pflicht nicht anerkennen wollte, so wird die Klage nicht gegen den früheren, sondern gegen den jetzigen Besitzer gerichtet, da dieser das Grundstück auch nicht anders, als mit der Eigenschaft, dafs es der Reallast unterworfen ist, übernehmen konnte."

Ich würde an der Stelle des Verfs. geradezu gesagt haben, hier handelt es sich um ein altes Rechtsverhältnifs, das im Allgemeinen noch in seiner ursprünglichen Natur existirt; der Grund und die Möglichkeit desselben lag in dem Wesen der Gewere an fremden Grundstücken; ist dieses letztere Institut nun auch in seiner allgemeinen Geltung verloren gegangen, durch römische Begriffe verdrängt, so mufs es doch festgehalten werden, wenn es in einem besondern Fall bewahrt geblieben ist. Es liegt „ein eigenthümliches, deutschrechtliches, dingliches Recht" vor, für welches da, wo es seine Wurzel hat, auch seine rechtliche Normirung zu suchen ist. Was der Verf. sagt, kommt jedoch im Resultate auf dasselbe heraus, und ich wüfste nicht, was sich vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus Erhebliches dagegen vorbringen liefse; aber ich glaube kaum, dafs es dem Verf. gelingen wird, jenes „Herrschaftsverhältnifs über eine Sache" bei dem gegenwärtigen Stande der Jurisprudenz zur deutlichen Anschauung und zur juristischen Bestimmtheit zu bringen, und so mag es doch für das practische Bedürfnifs besser sein, sich nach einem Auskunftsmittel umzusehen, um diese an sich isolirt dastehende Lehre mit den gangbaren Rechtsbegriffen in Einklang zu bringen. Eine allgemein anerkannte Theorie läfst sich bei dieser Lage der Sache freilich kaum in Aussicht stellen, aber auch hier zeigt es sich auf der andern Seite, wie schwer es ist, Rechtsgrundsätze, die uns erst durch das Medium einer gelehrten historischen Forschung vorgeführt werden, zu einer unmittelbaren practischen Geltung zu bringen. Den relativen Werth solcher Bestrebungen kann niemand mehr anerkennen, wie ich es thue; was oben über die Genossenschaften gesagt wurde, kann vielleicht denselben Bedenklichkeiten ausgesetzt sein. Nur glaube ich, besteht dabei der Unterschied, dafs dort ein Element des frischesten Lebens

erfafst werden sollte, die Reallast aber ein absterbendes Rechtsinstitut ist.

So schliefse ich diese Anzeige, die Manches hat unberührt lassen müssen, was wohl einer Besprechung werth gewesen wäre. Dafs das Werk, soweit es vorliegt, seine bedeutenden Verdienste hat, wird niemand verkennen können. Es fehlt ihm nicht an gelungenen Partien, es zeichnet sich vor Allem durch eine fliefsende, belebte Darstellung aus, was um so mehr hervorzuheben ist, da noch immer manche Gelehrte sich nicht von jenem thörichten Compendienstyle losmachen können, der jede freie Deduction zum Voraus verbannend, nur Mifsverständnisse und Widerwillen gegen das Studium hervorruft. Der Verf. hat es begriffen, dafs gerade das deutsche Recht, bei seinem noch so controversen Inhalt und der schwierigen Methode seiner Abstraction auch in formeller Hinsicht eine freie Bewegung verlangt. Also es ist Grund genug, das Buch zu loben, und es wird auch genug gelobt werden; aber auch zu gerechtem Tadel bietet es häufige Veranlassung, und wenn ich mein Urtheil kurz zusammen fassen soll, so ist es nicht so gelungen, wie man es bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft des deutschen Rechts erwarten durfte, wenigstens hat es diese nicht um Vieles weiter gebracht.

G. Beseler.

XIX.

Die Infusionsthierchen als vollkommne Organismen. Ein Blick in das tiefere organische Leben der Natur. Von D. Chr. Gottfr. Ehrenberg zu Berlin. Nebst einem Atlas von 64 color. Kupfertafeln, gezeichnet vom Verfasser. Leipzig, 1838. Verlag von Leop. Vofs. XXI u. 547 S. Fol.

Wenn so Vieles in den gegenwärtigen Zuständen der Menschheit, Vieles in den Richtungen der Tagesliteratur, Vieles in den Verhältnissen des öffentlichen Lebens dem vergleichenden Beobachter nicht Genüge leisten kann, wenn so manches Verlieren ins Gehaltlose, Kleinliche und roh Materielle mitunter zweifeln läfst, ob man wirklich sagen dürfe, unsere Zeit sei vorgeschritten oder nicht, so ist eins was zu dergleichen trüben Meditationen allemal ein Gegengewicht abgiebt, eins was wir als in aufserordentlichem und wahrhaftem Vorschreiten begriffen durchaus anerkennen müssen — und dieses eine ist: *die neuere Bearbeitung der Naturwissenschaften.* Was haben nur die letzten fünfundzwanzig Jahre, seit deren Beginn Rec. sich selbst als Mitarbeiter in diesem Felde betrachten darf, für unerwartete, Bewundrung erregende Resultate geliefert, und welches Licht und welche Norm ist nicht noch von hier aus, und zwar um so mehr, je klarer, lebenvoller und genetischer die Naturwissenschaften behandelt werden, für die übrigen Reiche des menschlichen Geistes zu hoffen! — Alle solche Gedanken wurden wieder rege, als wir uns in das Studium des obgenannten Werkes zu vertiefen begannen, von welchem wir hier eine übersichtliche Anzeige den Lesern dieser Blätter vorzulegen beabsichtigen; wir sagen eine Anzeige — denn, dafs von einer Kritik im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede sein kann, wird sich aus Umfang und Bedeutung des Ganzen sehr bald ergeben. Zwar meinen wir damit keinesweges, dafs gegen die Grundansicht des Verfs. nicht gar Manches mit Fug und Recht zu erinnern sein dürfte, dafs in so mancher Beziehung seinen Beobachtungen nicht wieder andre sich entgegensetzen liefsen, wodurch die Meinungen und ausgesprochenen Ansichten hie und da gar wohl als einer Abänderung und Umstimmung fähig erscheinen dürften, und dafs überhaupt auch nur dieser scheinbar kleine Kreis allgemeinen Lebens hier dergestalt erschöpft sei, dafs nicht noch gar mannichfaltige Lücken auszufüllen und Zusätze zu machen übrig blieben; nichts der Art verkennen wir — allein — dergleichen wird nur die Aufgabe fortgeführter ausführlicher *ähnlicher* Arbeiten sein können, und *diesem* Bedürfnifs wird die Zeit selbst mit ihrem unaufhaltsamen Fortschreiten der Naturwissenschaft allmählig vollkommnes Genügen schaffen.

Hier also handelt es sich nur darum, auch Männern, in andern Wissenschaften mehr heimisch, einen Ueberblick zu geben, welch' aufserordentlicher Bau im Felde der Naturwissenschaft wieder aufgeführt, und wie hier der Blick des Menschen wieder für manche früher kaum geahnete Tiefen geschärft worden sei; können wir dann für Männer vom Fach noch einige Andeutungen beifügen über diejenigen Seiten, auf welchen am meisten Streitfragen aufgegriffen werden können und wiederholte Beobachtungen zu wünschen blei-

ben, so ist unsere gegenwärtige Aufgabe vollkommen erfüllt.

Zuerst aber ist es nur recht und billig, dafs wir im Namen der Wissenschaft dem Hrn. Verf. für diese umfangreiche, treffliche, mit dem ausdauerndsten Eifer, mit strengster Beobachtungstreue und mit unermüdlichstem Fleifse ausgeführte, durch eine so grofse Zahl von höchst sorgfältigen Abbildungen erläuterte Arbeit den verdientesten Dank sagen, und zur Vollendung derselben aufrichtig Glück wünschen. — Nicht minder macht die sorgfältige und schöne Ausstattung des Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen von Preufsen gewidmeten Werks von Seiten der Verlagshandlung der letztern alle Ehre, und wenn der unvermeidlich hohe Preis des Ganzen freilich die allgemeine Benutzung desselben etwas hindern mufs, so wird doch auch diesem Nachtheile dadurch einigermafsen begegnet, dafs es als ein classisches, allen Bibliotheken unentbehrliches Werk in allen Instituten dieser Art nothwendig angeschäfft werden mufs, und also mindestens auf diesem Wege schon sehr Vielen zugänglich und nützlich werden wird. —

Der Verf. eröffnet das Werk durch eine sehr interessante Vorrede, in welcher theils die Geschichte unserer Kenntnifs der Infusorien, theils das Allgemeinste von den merkwürdigen Eigenthümlichkeiten der Infusorien dargelegt, und endlich mit einer Anleitung zum Sammeln, Beobachten und Aufbewahren der Infusorien geschlossen wird. — Wir heben von ersterer hier nur aus, dafs bis auf Leeuwenhoek, also bis vor etwa 163 Jahren, *das Reich der Infusorien überhaupt durchaus unbekannt* war, und sehen darin, dafs die Kunst starke Vergröfserungsgläser zu bereiten allein es war, welche guten Naturbeobachtern die Möglichkeit verschaffte, eben so hier in der Richtung auf das Kleine ein unermefsliches Reich zu enthüllen, wie die Kunst vollkommnere Fernröhre zu bereiten erst den Blick in die ungeheure Mannichfaltigkeit und alle die Wunder des Fixsternhimmels erweitert hat. Der Verf. führt dann auch alle die Männer hier einzeln auf, welche sich um die Lehre von den Infusorien besonders verdient gemacht haben, und man hätte vielleicht nur erwarten können, die Versuche und Beobachtungen von Gleichen v. Rufswurm etwas genauer beachtet zu finden, indem das Verfahren, welches Hr. Ehrenberg späterhin so häufig angewendet hat; um die kleinen Höhlen im Körper mancher Infusorien sichtbar zu machen, welche er für Magenhöhlen erklärt, bereits von Gleichen angewendet und sehr gut abgebildet worden ist. Diefs Verfahren bestand darin, das Wasser, in welchem sich Infusorien befinden, mit farbigen Stoffen, namentlich mit Karmin zu schwängern, worauf man denn sehr bald gewahr wird, dafs vermöge des fast alle Infusorien umgebenden Wasserwirbels, welcher von ihrer eigenen Oscillation abhängig ist, jene kleinen Höhlen von diesen Farbestoffen erfüllt und dadurch sichtbar gemacht werden. Der Frhrr. v. Gleichen hat diefs Verfahren in einer Schrift beschrieben, welche den Titel führt: „mikroskopische Entdeckungen bei Pflanzen, — Insekten u. s. w." Nürnberg 1789. S. 48, Tfl. 22. — Den Schlufs dieser geschichtlichen Angaben machen die Nachrichten aus über die allmählige, doch *zuerst* von Fischer in Karlsbald veranlafste Entdeckung so ungeheurer Massen fossiler Infusorien; Wahrnehmungen, die so viel Unerwartetes enthalten, dafs man sie ein Jahrzehend früher und ehe sie durch so viele andre Untersuchungen und Entdeckungen eingeleitet waren, leicht hätte in's Reich der Fabeln verweisen mögen.

Etwas ausführlicher verweilen wir bei den 30 Nummern, unter welchen der Verfasser die merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten der Infusorien zusammenfafst. Wir verweilen defshalb hierbei länger, weil eines Theils hier das gerade sich zusammengestellt findet, was, indem es einen Blick in die eigene Organisation dieses Reiches gewährt, auch für Andre, als eigentliche Naturforscher, ein besonderes Interesse haben kann; theils, weil hier zugleich die am meisten streitigen Punkte mit zur Sprache kommen und uns Gelegenheit geben werden, hier und da dem Verfasser einen bescheidenen Zweifel, eine Frage oder einen Widerspruch entgegenzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Die Infusionsthierchen als vollkommne Organismen. Ein Blick in das tiefere organische Leben der Natur. Von D. Chr. Gottfr. Ehrenberg.

(Fortsetzung.)

Schon der erste Satz: „alle Infusorien sind organisirte, zum grofsen Theil wahrscheinlich hoch organisirte *Thiere*" böte zu den weitesten Discussionen ein geeignetes Feld dar; denn wenn es gewifs ist, dafs das Pflanzenreich dem Thierreiche als ein entschieden differentes entgegengestellt werden mufs, und wenn jede Differenz nothwendig eine Indifferenz voraussetzt; wenn ferner die Erfahrung zeigt, dafs eine grofse Menge der zu den Infusorien gerechneten Formen, wohin namentlich die Galionellen, Desmidien, Mikrasterien, Evastern, Fragilarien u. s. w. gehören, immer abwechselnd bald in das eine, bald in das andre Reich gezogen worden sind, und andre, wie Volvox, wirklich die vollkommenste Indifferenz pflanzlicher und thierischer Organisation und zwar in ihren einfachsten Formen darstellen: so geht daraus wohl mit Bestimmtheit hervor, dafs man berechtigt sei, zwischen und über Pflanzen und Thieren ein *ursprünglich* organisches Reich, ein Reich, wie es Ref. als *Reich der Protorganismen* aufzustellen versucht hat, anzunehmen, ja dafs man nur auf diesem Wege dazu gelangen werde, eine wahrhaft genetische Reihenfolge aller dieser sonderbaren Organisationen, *vom Einfachsten ausgehend*, und mit *einer Richtung in das Pflanzen- mit der andern in das Thierreich sich verlierend*, aufstellen zu können. Hr. Ehrenberg, wie man sieht, ist nun gerade der entgegengesetzten Ansicht, will alle die mikroskopischen von Agardh und Lyngby als Algengattungen beschriebenen Formen für Thiere gehalten wissen, und scheint der Ueberzeugung zu sein, dafs es nur noch immer stärkerer Mikroskopen bedürfe, um an jedem Hauptpünktchen eines Volvox, an jedem Evastrum oder Desmidium ein completes Nervensystem, Gefäfssystem, Verdauungs-, Athmungs- und Geschlechtssystem nachweisen zu können. Wir, wie gesagt, müssen andrer Meinung sein, und würden die Natur im Widerspruch mit sich selbst finden, wenn neben den mannichfaltigsten Formen nicht auch die einfachsten vorkämen. Wen jedoch eine Hypothese zu so trefflichen Entdeckungen, zu so scharfsichtigen Untersuchungen und zu so schönen Beschreibungen und Abbildungen derselben geführt hat, wie unsern Verf., mit dem mag man über solche verschiedene Ansichten nicht streiten, sondern man freut sich jedenfalls mit Theilnahme seiner aufserordentlichen Leistungen.

Die nächstfolgenden Sätze beziehen sich darauf, die Vermengung der Infusorien mit andern Thierklassen als unthunlich darzustellen, und ihre Eintheilung in 2 besondre Klassen, so wie die Existenz von Infusorien in vier Welttheilen und im Meere nachzuweisen; ferner anzugeben, dafs durch die meistens dem blofsen Auge unsichtbaren Infusorien oft grofse Wassermassen auf entschiedne Weise gefärbt würden, und endlich auch das Leuchten des Meeres zum grofsen Theil als Produkt infusoriellen Lebens darzustellen. Nur erst durch die neuesten Untersuchungen über das Zusammenhäufen unermefslicher Infusorien zu Dammerde und zu mehreren Steinarten wurden die Sätze 8, 9, 10, 13 14 begründet. Bei Nummer 10 ist zuvörderst auch der ungeheuren, möglicherweise in ganz kurzer Zeit eintretenden Vervielfältigungen der Infusorien gedacht, aus welchen hervorgeht, dafs eine Vorticelle oder Bacillarie, welche gewöhnlich allstündlich sich einmal zu theilen pflegt, in 2 Tagen 8 Millionen und in 4 Tagen 140 Billionen bilden könne; woraus dann folgen würde, dafs wenn im Biliner Polirschiefer ohngefähr 41,000 Mill. ähnlicher Individuen einen Kubikzoll Stein bilden, ein solches Individuum durch diese unbegrenzte immer fort-

steigende Theilung in 4 Tagen das Material zu 2 Kubikfuſs Stein zu produciren im Stande wäre, angenommen, daſs etwa 70 Billionen Individuen einen Kubikfuſs Stein bildeten. Wir setzen in dieser Beziehung noch die Nummer 14 mit den Worten des Verfs. her: „man kann aus unsichtbaren Infusorien mit Kalk oder Soda Glas bereiten, kann schwimmende Ziegelsteine aus ihnen fertigen, sie als Feuersteine benutzen, wahrscheinlich Eisen aus ihnen bereiten, mit ihnen als Tripel Silber poliren und formen, als Ocher färben, und als Moder und Dammerde düngen, auch aus ihnen gebildetes Bergmehl gegen den Hunger als unschädliche Füllung benutzen." Hieran wollen wir indeſs noch den 25. Satz knüpfen, welcher heiſst: „Linné sprach aus, aller Kalk komme von Würmern (omnis calx e vermibus); jetzt wird man angeregt zu denken, ob nicht alle Kieselerde und alles Eisen, also 3 Hauptbestandtheile der Erde, auch aus Würmern kommen, oder ob sie von ihnen doch nicht mannichfaltig organisch umgewandelt, schon einmal verzehrt wurden. Omnis silex, omne ferrum e vermibus ist jetzt zu behaupten oder zu verneinen gleich unrichtig, nur immer speciellere Untersuchung wird Licht geben." Wir bemerken hierbei jedoch, daſs wenn man die Entstehung ungeheurer Kalkgebirge aus Korallen und Molluskenschalen denkt, wenn man bereits 28 Fuſs mächtige Lager kieseligter Infusorienschalen beobachtet hat, und das Bestehen so vieler kieseligter Felsmassen aus Infusorien wirklich keinem Zweifel mehr unterliegt, man ein wirkliches Fortwachsen des Erdkörpers durch die Ueberreste der auf ihm gebildeten Organismen keineswegs leugnen kann; und daſs diese Betrachtungen recht geeignet sind, uns in ein helles Licht zu setzen, wie durch individuell organisches Leben nicht blos fortwährend Stoffe verarbeitet, sondern auch fortwährend Stoffe *neu* erzeugt werden, ein Resultat, welches, so wichtig und unleugbar es ist, doch bisher von der Chemie noch nicht hat angenommen werden wollen. — Die merkwürdigsten unter den noch übrigen Sätzen sind: daſs kein Grund bisher nachzuweisen gewesen sei, bei Miasmen und Kontagien eine Mitwirkung von Infusorien anzunehmen, ferner, daſs die Infusorien *schlaflos* seien, (wenn indeſs der Verf. gleich darauf selbst beobachtet, daſs unermeſsliche Infusorien in Form der Dammerde lange noch lebensfähig, wenn auch übrigens regungslos liegen können; wenn wir selbst einmal dem Verf. den Beweis führen konnten, daſs Jahrelang im völlig trocknen Staube Räderthierchen sich so erhalten können, daſs bei neuem Aufweichen sie aufquellen, und wieder lebendig regsam umherschwimmen, so wüſsten wir doch nicht, wie wir einen solchen Zustand anders, denn eben als einen *Schlaf*, nenne man es nun Dämmer- oder Winterschlaf, oder sonst wie, bezeichnen sollten). Ferner daſs man auch allerdings Infusorien in der Luft zu erwarten habe, wo sie indeſs noch von Niemand aufgefunden worden sind; (wenn übrigens nach den Versuchen von Schulze und Schwann eine durch glühende Röhren oder durch Schwefelsäure hindurchgeführte atmosphärische Luft über verschiedenen Infusionen keine Infusionsthiere entstehen läſst, so hat dieſs jedenfalls einen ganz andern Grund, als daſs dadurch Infusorieneier, die in der Luft schweben sollen, zerstört worden wären; es liegt vielmehr in der Veränderung der Luft selbst, *welche dadurch der Lebens-Eigenschaft*, infusorielle Gährungen zu unterhalten, *beraubt worden ist*; wahrscheinlich würde durch solche Luft auch keine Bier- oder Weingährung befördert werden können). Einer der merkwürdigsten Punkte endlich und ein solcher, der am allermeisten zu Streitigkeiten geführt hat, ist der 26ste, worin der Verfasser sagt: „die direkten bisherigen Beobachtungen über mutterlose Erzeugungen organischer Körper (generatio primitiva) ermangeln, wie es mir scheint, sämmtlich der gehörigen Schärfe." Allerdings ist es eben so natürlich, daſs Jemand, der so viel Wunderbares und Unerwartetes über wirkliche Fortpflanzung niedrigster Organismen nachgewiesen hat, eben so bestimmt zu der Ansicht gelangen wird, es könne keine mutterlose Erzeugung mehr geben, als daſs Jemand, der das Zahnsystem der Räderthiere so trefflich nachgewiesen hat, zu der Ueberzeugung kommen wird, es sei auch in Monaden ein Nerven- und Gefäſssystem zu erwarten. Nichtsdestoweniger werden jedoch die Beobachtungen über solche primitive Erzeugung immer in Menge und unwiderleglich wieder erscheinen; und wer sich die Mühe nehmen will, z. B. die Entstehung von Monaden in abgesonderten Flüssigkeiten höherer Organismen, wie etwa in der Galle, wenn man sie in Fäulniſs übergehen läſst, oder die Entstehung der Essigäälchen in Folge der sauern Gährung andrer organischer Flüssigkeiten zu beobachten, der wird durchaus nicht in Zweifel bleiben können, daſs die eigenthümliche Metamorphose

von Flüssigkeiten, welche wir Gährung nennen, überhaupt allemal mit Entstehung gewisser Organisationen in diesen Flüssigkeiten in Verbindung stehe, und dafs aus keinem andren Grunde, und auf keine andre Weise in Folge der faulen Gährung sich jene niedersten Infusorien bilden, als aus welchem und nach welcher in Folge der Weingährung, nach den merkwürdigen Entdeckungen von Kützing, Schwann und Cagniard-Latour, sich vegetabilische Organisationen mit innerer Nothwendigkeit und nur in Folge der Gährung selbst entwickeln; eine Ansicht, womit es denn weiter im Zusammenhange steht, dafs die Hämatose nicht ohne Blutbläschenbildung und die Entwickelung eistoffiger Flüssigkeit zu Sperma nicht ohne die Bildung von Spermatozoen zu denken ist. — Doch wir müssen abbrechen, und uns in Acht nehmen, zu weit in diese einzelnen Betrachtungen einzugehen, damit wir noch in Stand gesetzt bleiben, dem Leser einen Ueberblick der so reichen, und, wenn man einmal den Standpunkt des Verfassers gefafst hat, trefflich geordneten Systematik des Werkes vorlegen zu können.

Der Verfasser theilt das ganze Reich der Infusorien in 2 Klassen: in die Klasse der Magenthiere (Polygastrica) und die der Räderthiere (Rotatoria); er definirt die ersten als „rückenmarklose und pulslose Thiere, mit einem in zahlreiche Magen zertheilten Speisekanale, mit (wegen Knospenbildung oder Selbsttheilung) unabgeschlossener Körperform mit doppeltem vereinten Geschlecht, bewegt durch (oft wirbelnde) Scheinfüfse und ohne wahre Gelenkfüfse;" die zweite Klasse definirt er als „rückenmarklose und pulslose Thiere mit einfach schlauchförmigem Ernährungskanale, den Insekten und Rückenmarkthieren gleich abgeschlossener Form, mit doppeltem vereinten Geschlecht und Räderorganen, ohne wahre Gelenkfüfse und meist einem einzelnen Scheinfufse." Die Magenthiere enthalten 22 Familien, die Räderthiere 8 Familien, so dafs also nach den bisherigen Entdeckungen in gerade 30 Familien das Reich der Infusorien umfafst werden könnte. Was die Familien der Räderthiere betrifft, so sind hier die anatomischen Entdeckungen des Verfassers am allermerkwürdigsten, am wenigsten bedeutender Widersprüche fähig, und es ist nicht zu leugnen, dafs sehr Vieles in dem Baue dieser Thiere theils an Mollusken, theils auch, besonders was die äufsere Gliederung betrifft, an mikroskopische Crustaceen erinnert; am wenigsten kann sich Referent von dem, was der Verfasser Gefäfssystem nennt, überzeugen, auch ist weder Undulation dieser sogenannten Gefäfse, noch Strömung ihres Inhalts vom Verfasser jemals nachgewiesen worden; und betrachtet man dieselben unpartheiisch unter dem Mikroskop, so kann man um so weniger glauben, dafs die sogenannten Quergefäfse, von welchen der Verfasser sagt, sie seien scheinbare Ringe, wirkliche innere Kanäle darstellten, und mufs sie um so eher für innere oder äufsere Andeutungen einer wirklichen Gliederung der allgemeinen Körperhülle halten, als diese Gliederung bei mehreren mit einem sogenannten Scheinfufse versehenen Gattungen, wie bei Actinupus, Brachionus, Rotifer u. a. gerade an diesem Scheinfufse (welcher selbst nichts anderes als die Verlängerung der Körperhülle ist) dann auf das deutlichste hervortritt. Desgleichen möchte Referent sich dagegen erklären, jene einfachen oder zweifachen, gefärbten, meist rothen Punkte, welche der Verfasser Augen nennt, als solche anzuerkennen; denn wenn es auch wahr sein mag, dafs in der Thierreihe da, wo hier diese Punkte sich finden, allmählig wirklich Augen sich entwickeln, so ist doch der Abstand einer solchen farbigen Papille bis zu einem Auge nicht geringer, als etwa der von der Dotterblase im Ei bis zu dem sich daraus entwickelnden Thier. So wenig man aber eine Dotterblase schon Thiere nennt, so wenig scheint uns, verdient auch jene Papille den Namen des Auges. — Trefflich sind dagegen die Darstellungen des Nahrungskanals mit seinen Schlundzähnen, von welchen eine Abtheilung mehr breite Mahlzähne, die andre mehr spitze, lange Hakenzähne enthält; eben so die Darstellung der Geschlechtsorgane, des Räderorganes und sehr merkwürdig ist die Entdeckung innerer Flimmerorgane, auch defshalb, weil sie schon dasselbe darstellen, was wir bei höheren Thieren als Flimmerepithelium kennen gelernt haben. Auch dafs gerade an Geschlechtskanälen die stärksten Flimmerorgane vorkommen, erscheint ganz in Uebereinstimmung mit der Organisation höherer Thiere. Man sehe alles diefs namentlich bei der Beschreibung der Hydatina senta (p. 413).

Zu weit mehr Zweifeln, Widersprüchen und abweichenden Ansichten giebt die Klasse der Magenthiere Veranlassung, und wir haben schon weiter oben unser Glaubensbekenntnifs dahin abgelegt, dafs viele

der hierhergehörigen Infusorien überhaupt keineswegs zu den eigentlichen Thieren gerechnet, vielmehr jenem ursprünglichen Mittelreiche zugezählt werden müssen, welches mit Protococcus und Volvox beginnt, und in welchem sich die Uebergänge einerseits zu Pflanzen, andrerseits zu wirklichen Thieren auf das deutlichste verfolgen lassen. Wollen wir aber einstweilen bei der Klassification des Verfassers bleiben, so mufs zuerst noch einmal daran erinnert werden, welch aufserordentlich wichtige Bedeutung selbst für die Fortbildung unsres Planeten so viele der hierher gehörigen Infusorien erhalten. Seit Kützing die äufserst interessante Entdeckung gemacht hatte, dafs die Schälchen so vieler hierher gehörigen Geschlechter *aus Kieselerde* bestehen, wurde eine ungeheure, stets fortgehende Production von Kieselerde auf der Erde durch diese, unsren Augen unsichtbaren Geschöpfe, unwiderleglich, und wenn man sich zuvor schon hatte überzeugen können, dafs ungeheure Gebirgszüge von Kalk einzig und allein als Produkte von Korallen und Mollusken angesehen werden mufsten, so war nun der Weg dazu gebahnt, das merkwürdige, schon oben berührte Verhältnifs einzusehen, nach welchem oft nicht minder grofse Massen kieseligter Lager und kieseligter Gebirge nur *diesen* Infusorien ihr Dasein verdanken. — Geht man in der Klasse der polygastrischen Infusorien übrigens das Einzelne durch, was der Verf. nach so vielfältigen Untersuchungen über deren innere Organisation darlegen wollte, so kann doch nicht verkannt werden, dafs fast alles hierher Gehörige nur als problematisch anzusehen sei. Selbst den Punkt der Organisation, von welchem der Verfasser den Namen für diese Klasse hergenommen hat, nämlich die sogenannten Magenzellen, sind keineswegs, in wiefern sie wirklich von einem Darmkanale ausgehen, aufserhalb jedes Zweifels gestellt; ja es sind selbst diese Zellen an vielen hierher gehörigen Formen, namentlich bei der im Ganzen mehr krystallartig anschiefsenden Form der Desmidien, Arthrodasmen, Mikrosterien u. s. w. nie nachzuweisen gewesen. Ja sogar über den Begriff des Individuums selbst entstehen sehr oft die lebhaftesten Zweifel; der Referent hat an einem andern Orte, namentlich über Volvox mehrere Bemerkungen Herrn Ehrenberg entgegengestellt, welchen derselbe denn auch einen Platz in der Beschreibung dieses wunderlichen Geschöpfs vergönnt hat, allein es scheint mir, dafs insbesondere ein Umstand von dem Herrn Verfasser noch nicht sattsam gewürdigt worden ist, wodurch die von ihm vertheidigte Bedeutung dieses Geschöpfs als ein blofses Conglomerat vieler einzelnen Individuen nothwendig zweifelhaft werden mufs: wir können nämlich doch nicht verkennen, dafs das erste Kriterium der Individualität immer durch die Art der Fortpflanzung gegeben werde; bei Pennatula z. B. oder Gorgonia und namentlich bei der erstern, könnte man nämlich auch in Frage stellen, ob diefs ganze, frei herumschwimmende Gewächs, oder die ganze pflanzenartig sich entwickelnde Gliederung der Gorgonie, entweder ein in viele Organe zerfallendes Individuum, oder ein aus vielen Individuen gebildetes Conglomerat sei? — Bei diesen, so wie bei vielen ähnlichen Geschöpfen wird jedoch ein solcher Zweifel sogleich gelöst, wenn man die Art der Fortpflanzung betrachtet; man wird es nämlich dann nie anders finden, als dafs ein von einem solchen Gewächs ausgestofsenes Ei als *ein einfaches* erscheine, welches aus sich durch unendlich immer fortgehende Wiederholung *seiner* Einheit nach und nach ein so vielfältiges Gebilde erzeugen kann. Wenn hingegen, wie dieses bei Volvox globator und verwandten Arten der Fall ist, in der Höhle des ganzen Gewächses sich neue andre Conglomerate erzeugen, welche nicht von einer Eins zu einer Vielheit fortwachsen, sondern gleich als Vielheit innerhalb einer Einheit entstehen, und wenn in diesen keimenden Conglomeraten schon wieder andre neue Individuen sich bilden, so dafs man innerhalb einer Kugel 3 Generationen mit Bestimmtheit nachweisen kann, so geht daraus mit Sicherheit hervor, dafs man den ganzen Organismus eben *nicht* als Conglomerat vieler einzelner Organismen betrachten, sondern ihn als *einen*, nur in sehr viele Theile zerfallenden Organismus gelten lassen mufs, so dafs er zu diesem letztern ganz in demselben Verhältnifs steht, wie etwa unser eigner Körper zu den tausendfältigen innern Elementargebilden, welche er in sich entwickelt hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 31.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Die Infusionsthierchen als vollkommne Organismen. Ein Blick in das tiefere organische Leben der Natur. Von D. Chr. Gottfr. Ehrenberg.

(Schlufs.)

Brächte daher der Volvox z. B. in seiner Höhle einzelne jener kleinen grünen Kügelchen, aus welchen seine Oberfläche besteht, hervor, und sähe man, wie ein einzelnes solches Kügelchen nach seinem Austritt zu einer Menge anderer Kügelchen fortwüchse, welche dann zusammen wieder eine solche Kugel darstellten, als die Mutterkugel war, so möchte das Verhältnifs dem der Pennatula oder Gorgonia ganz ähnlich genannt werden, und Volvox müfste als ein Aggregat vieler einzelner Thiere angesehen werden; da diefs aber nicht der Fall ist, die Blase des Volvox 4, 5, 6 andre Blasen in sich erzeugt, welche noch lange ehe sie reif sind, schon wieder neue Blasen in sich enthalten, indem sie gleich bei ihrer Entstehung den Typus der gesammten mütterlichen Blase wiederholen, und an ihrer Oberfläche in dieselben kugelartigen Organe zerfallen, wie wir sie an der Oberfläche der Mutterkugel gewahr werden: so ist dadurch nachgewiesen, *dafs jede Kugel wirklich ein Individuum mit vielen, einerlei-beschaffenen, höchst einfachen Organen sei*, keineswegs aber ein Aggregat von vielen Individuen, in deren jedem die Phantasie Spielraum hätte, sich die mannichfaltigste Organisation zu denken. Man entschuldige es, wenn diese Sache hier so ausführlich noch einmal besprochen wird; allein sie ist sicher wichtig, weil daraus eben hervorgeht, dafs wir hier wirklich einen höchst merkwürdigen Organismus vor uns haben, welcher eben so wenig die Anforderung an ein decidirt Vegetabilisches, als die an ein decidirt Animalisches erfüllt, welchen wir eben defshalb nothwendig keinem von beiden Reichen zusprechen dürfen, und welcher uns defshalb am bestimmtesten auf das Reich, welches wir das Reich der Protorganismen genannt haben, hinweist.

Im Ganzen werden 133 Gattungen der polygastrischen Infusorien vom Verf. beschrieben, und da jede Gattung mit allen ihren Arten nicht nur, so viel es ihr einfacher Bau zuläfst, durch eine exactere Beschreibung charakterisirt, sondern zugleich auf das sorgfältigste und in angemessenen Vergröfserungen abgebildet wird, so wird hier, wie bei den 55 Gattungen der rädernden Infusorien, dieses Werk ein wahrhafter Codex für diesen Zweig der Naturgeschichte, welcher, mögen nun auch in der Folge der Zeit die einzelnen hier beschriebenen Formen und deren Glieder noch so verschiedenartige Deutungen erhalten, stets einen hohen Werth behalten mufs. Weiter in die einzelnen Genera und Species selbst einzugehen verbietet hier Raum und Zweck, allein besondre Erwähnung verdient nur noch theils der am Schlusse des Ganzen angefügte Aufsatz „übersichtliche Erkenntnifs der Ernährungsorgane von den Infusorien," theils die folgenden einzelnen Aufsätze, welche noch sehr interessante Beiträge zur Physiologie der Infusorien enthalten, indem sie sich über die Entstehung der Infusorien in verschiedenen Aufgüssen, über Verhalten der Infusorien in der Kälte und im Eise, über den Einflufs der Hitze und den Einflufs des Lichts auf Infusorien, so wie über ihr Verhalten gegen Elektricität, Magnetismus und Galvanismus, gegen luftleeren Raum, atmosphärische Luft und künstliche Luftarten, und endlich über das Verhalten der Infusorien gegen Gifte und Arzneistoffe verbreiten. Im Ganzen hat hier der Verf. mehr die Beobachtungen andrer Naturforscher zusammengestellt; was er indefs von eignen Beobachtungen hinzugefügt, sind alles höchst interessante und dankenswerthe Beiträge, über welche wir jedoch auf das Werk selbst verweisen müssen.

Fügen wir nun schliefslich noch hinzu, dafs dem Werke ein trefflich geordnetes, sehr vollständiges und bequemes Register auf 14 Folioseiten, je in drei Kolumnen gespalten, beigegeben ist, so sehen wir, dafs auch von dieser Seite für vollkommenste Zweckmäfsigkeit und höchste Brauchbarkeit des Ganzen gesorgt ist. Haben wir daher früher dem Herrn Verf. zur Vollendung dieses Werkes Glück wünschen können, so wollen wir nicht verabsäumen, am Schlufs dieser Anzeige auch Deutschland Glück zu wünschen, dafs sein Reichthum an wirklich echt wissenschaftlichen Werken wieder durch ein neues von solcher Bedeutung vermehrt worden ist. Es kann sich dabei um so mehr über so manchen literarischen Staub, den ein Tag erhebt, und der andre verweht, ohne dafs oft auch nur ein infusorielles Leben darin zu entdecken wäre, für getröstet erachten.

Carus.

XX.

Carl Friedrich Becker's Weltgeschichte. Siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Herausgegeben von Joh. Wilh. Loebell mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. Th. 1—14. *Berlin,* 1836—1838. *bei Duncker und Humblot.*

Bei akademischen Disputationen begiebt sich's wohl, dafs man an den Disputator das Wort richtet, nicht um Streitpunkte aufzunehmen, sondern um einen Grufs alter Bekanntschaft und Werthschätzung auszusprechen, wobei dann eine Charakteristik der literärischen Persönlichkeit, mit der man es zu thun hat, sich von selbst ergiebt. So tritt gegenwärtige Anzeige eines Buches hervor, welches seit beinahe vierzig Jahren Liebe bei dem deutschen Volke gefunden hat, welches in der siebenten Umgestaltung so willkommen gewesen ist, dafs es sich sogleich in einem zweiten Abdrucke derselben hat darstellen müssen, welches weder des Vorwortes, noch der Nachrede bedarf, um sich geltend zu machen, aber eben darum verdient, besprochen zu werden. Es liegt sehr nahe, Anlafs hiezu von gleichzeitigen und gleichartigen historischen Leistungen zu nehmen und den Gesichtspunkt einer Vergleichung der Becker'schen Weltgeschichte mit solchen zu fassen; doch ist das nicht der unsrige. Eben so wenig soll die Geschichte des Buches, die Reihe der Abwandlungen, die es erfahren hat, nochmals hererzählt werden. Es ist keine angenehme Erinnerung, wie dasselbe unter der Hand seines zweiten Bearbeiters Gefahr lief, seiner jugendlichen Beweglichkeit entäufsert zu werden, wie wenn einem lebendigen Knaben von einem pedantischen Hofmeister geboten wird, hübsch ernst und gesetzt zu sein, und er nun in ungefälliger Steifheit, wie ein hölzerner Gliedermann, dasteht. Die darauf gefolgte Behandlung war wie eine Mündigkeitserklärung; das Buch ist zur Jünglings- und Mannesreife gelangt, über die Festigkeit des Gliederbaues aber wird die Behendigkeit nicht vermifst. Wir werden demnach nur gelegentlich einen Rückblick auf die früheren Altersstufen des Buches werfen; wie es geworden und wie es sich vervollkommnet habe, würde wenig zur Sache thun, wenn es in seiner gegenwärtigen Gestalt dennoch nicht gerade das wäre, was in der Gegenwart begehrt wird und noth thut. Was für Ansprüche nun stellt unsere Zeit an ein Buch, das die gesammte überreiche Fülle der Weltbegebenheiten zur Anschauung zu bringen ankündigt? Wer, wie Referent, mit dem Buche aufgewachsen ist, und sich mit den Abwandlungen des Buches auch den Wechsel der Stimmung der Zeitgenossen seit dessen erstem Erscheinen (1801) in's Gedächtnifs zurückruft, wird es bedeutsam finden, dafs dasselbe einer Zeit zusagte, wo die äufsersten vorgestreckten Fühlhörner der französischen Eroberungsrepublik eben erst nach Norddeutschland reichten, und dieses noch nicht aus seinem Reichsschlummer aufgerüttelt worden war, und dafs es heut zu Tage einer Volksstimmung entspricht, die mit Erinnerungen an unerträgliche Gefährdung der Nationalinteressen, an hochherzige Schilderhebung gegen ausländische Zwingherrlichkeit, an begeisterte Opferung von Gut und Leben, an frohe Aussichten, an vielsagende Verheifsungen, überspannte Hoffnungen, an Verirrungen und Enttäuschungen befruchtet ist, die durch den trauten Verkehr mit Ideen von Staat, Bürger- und Volksthum zu einem höheren politischen Bewufstsein gelangt ist, und eine gesteigerte Befähigung, den Sinn der Weltbegebenheiten zu fassen und über Darstellungen derselben zu urtheilen, für sich in Anspruch nimmt, die schon deshalb, zu geschweigen der politischen und literärischen Erscheinungen des jüng-

sten Jahrzehends, ungleich schwerer zu befriedigen ist, als die Zeit der noch wenig verrückten alten Formen der vaterländischen Zustände. Hat sich denn das Buch in eben dem Maafse verändert, als diese? Oder ist in der deutschen Sinnesart etwas Stetiges, das unter allerlei Abwandlungen der politischen Zustände und öffentlichen Meinung eine davon unabhängige historische Darstellung, wenn sie in sich gediegen ist, ansprechend findet? Es ist nicht zu läugnen, dafs das Politische in der deutschen Geschichtanschauung zu einer höheren Potenz geworden ist, dafs statt der Hülsen, mit denen vormals die Berichterstatter von Staatshändeln feilstanden, die reiche Fruchternte, die aus dem Volksleben aufwächst, begehrt wird, und dafs daraus die Ansicht von der Aufgabe des Historikers sich gefüllt, gekräftigt und veredelt hat; wenn nun der Staat mit seiner reichen natürlichen Gliederung und dem Walten der Vernunft, das diese bewegt, ihre Thätigkeit bedingt und ein schönes harmonisches Spiel der Kräfte hervorruft und im Gange hält, als das vollendetste Kunstwerk erscheint, das die menschliche Gesellschaft in ihrer Vereinigung mit der äufseren Natur und in der Herrschaft über diese darzustellen vermag: ist es da nicht die Politik, von der die Geschichtschreibung ausgehen soll; ist nicht der deutsche Sinn jetzt so mit politischen Ideen geimpft, dafs er die historische Darstellung von dergleichen bedingt wissen will? Ist nicht endlich, um es mit *einem* Worte zu sagen, die Idee der politischen Freiheit und der Rechte des Volkes die Achse, um die sich die historische Darstellung drehen soll? Soll nicht diese im Ganzen und Einzelnen ihre Tendenz auf solche Ideen richten und dem politischen Sinne vor Allem durch jenen gemäfse Zurichtung des historischen Stoffes zu genügen suchen? Ist es nicht in ihrem innersten Berufe gegründet, dem, was die Stimme der Zeitgenossen als Kleinod der politischen Gesellschaft ausruft, wo sich's findet und wo es vermifst wird, bei Satz und Gegensatz, das Wort zu reden und die gesammte Kette der Weltbegebenheiten als Material zu einem Baue zu nehmen, der wie ein Dom der politischen Freiheit in seinen Hallen Huldigung und Opfer nur für jene begehrt und in allen seinen Fugen und mit allen Säulen und Wölbungen ihr Gesetz vergegenwärtigen soll? Indem wir die Frage im Allgemeinen bei Seite lassen und nur darauf hinweisen, dafs die Geschichte das Recht der Freiheit für sich selbst geltend macht und gegen die Unterordnung unter eine nicht in ihr selbst erzeugte Idee protestirt, dafs der Begriff der politischen Freiheit sich dem höheren der Humanität unterordnet, und dafs die Geschichte Beispiele darbietet, wo autokratisch regierte Völker in geistiger Aufgeklärtheit, in reiner sittlicher und religiöser Haltung mehr menschlichen Adel zu erkennen geben, als in Staaten, wo politische Freiheit Mangel an Intelligenz und Verderbnifs der Sitten zur Begleitung hatte, und das Gebaren und Tummeln unerleuchteter Freiheit zum Blindekuhspiel wurde, dafs überhaupt politische Freiheit ohne Intelligenz und sittliche Reinheit nicht Anspruch machen kann, als eine Gröfse in der Weltbetrachtung zu gelten, indem wir endlich aber nicht in Abrede stellen, dafs allerdings die Geschichte der alten Welt sich in dem Kampfe der Völker um politische Freiheit und Selbstständigkeit und in der Verschiedenheit der innern Verfassungsform erfüllt, und dafs im Revolutionszeitalter sich diefs wiederholt, richten wir die Frage zunächst nur auf die gegenwärtige Stimmung unseres Volkes und glauben sie dahin beantworten zu müssen, dafs der sittliche Grundton im deutschen Leben durch den politischen nicht überstimmt worden ist, und dafs die Begehren an eine Darstellung der Weltbegebenheiten nicht sowohl auf politische Doctrin oder Declamation, als auf den gemüthlichen Ausdruck der Humanität lauten. Und eben darin finden wir die Erklärung, warum die Becker'sche Weltgeschichte, ohne sich gänzlich umzugestalten, und die Eigenschaften, mit welchen sie sich in ihren früheren Gestaltungen empfahl, durchaus abzustreifen, auch jetzt bei gesteigertem politischem Bewufstsein unseres Volkes Anerkennung findet. Die Frage nach dem Rechte ihrer Existenz in der Literatur erledigt sich dadurch von selbst. Freilich nicht auch *die*, ob es gut sei, dafs ein solches Buch so bedeutende Volksgunst gefunden habe, und vor der Kritik, die sich höher stellt, als der Volksgeschmack, die Probe bestehe, ob nicht die höchsten geistigen Repräsentanten der Volksbildung und ein im Reiche der Gedanken waltender Rath der Volksaufklärung dasselbe verwerflich befinden müfsten. Wir haben oben erklärt, uns der Vergleichung dieses Buches mit anderen derselben Gattung, ja selbst des Rückblickes auf die früheren Ausgaben seiner selbst, enthalten zu wollen: so mag denn auch hier nicht begehrt werden,

dafs das Buch nach einem Maafsstabe dessen, was eine in jeder Art vollendete allgemeine Weltgeschichte für das deutsche Volk sein könnte und sollte, gemessen werde: vermöge des Rechtes, das jedes literärische Originalwerk hat, sich in seiner Art und Kunst darzustellen, und nur auf die Frage: was bist du? nicht aber: was solltest du sein? Rede zu stehen, meinen wir, uns an das, was uns vorliegt, halten und die Umschau nach den idealen Gröfsen bei Seite lassen zu müssen; der Momente der Prüfung giebt es auch so genug.

Wer das Buch als ein Ganzes auffafst, dem wird in's Auge fallen, dafs seine Bestandtheile nicht aus einem Gusse hervorgegangen sind. In der That ist ein nicht geringer Abstand zwischen den Scenen aus dem trojanischen Kriege und aus der Odyssee im ersten Bande und der Menzel'schen Geschichte der neueren Zeit. Pietät gegen den ersten Verf. hielt den gegenwärtigen Herausgeber, Prof. Loebell, ab, jenes jugendliche Colorit zu verwischen; die Färbung der Geschichte der neueren Zeit würde aber unter jedes Bearbeiters Hand eine andere, als jene alterthümlich-poetische, geworden sein. Schon Becker selbst nahm in der Geschichte der letzten Jahrhunderte einen andern Ton an, als in der Geschichte des Alterthums. Nun aber ist in dieser sehr nachgearbeitet worden; zur griechischen Geschichte sind Böckh's, Müllers, Tittmanns, K. Fr. Hermanns und des Unterzeichneten Schriften benutzt worden; der römischen Geschichte sind die sichersten Resultate der Niebuhrschen Forschung nicht fremd geblieben, und im Ganzen, jene Denkmale von der ursprünglichen, für das minder reife Jugendalter bestimmten Darstellung der poetischen Sagengeschichte ausgenommen, ist der Abstand zwischen der Geschichte des Alterthums und der folgenden Zeiträume bis zur französischen Revolution vom Jahre 1789. nicht sehr merklich. Dagegen steht die Geschichte der neuesten Zeit, welche in der gegenwärtigen Ausgabe bis zum Jahre 1838. herabgeführt und mit einer kurzen charakterisirenden Uebersicht der Nationalliteraturen neu ausgestattet worden ist, als ein Hauptstück für sich da, dessen unterscheidende Eigenthümlichkeit allerdings zum Theil durch die Natur des Stoffes bedingt wird, doch auch hie und da einen herben oder nur andeutenden Ausdruck hat, der der Individualität des Verf. allein beizumessen ist, und die häufiger, als in den früheren Abtheilungen des Werkes geschieht, Aeufserung einer politischen Gesinnung enthält, und daher, wie jegliche, nicht gänzlich gesinnungslose Geschichte dieses Zeitraumes, mitunter an Parteiansichten hinstreift. Jedoch der Verf. ist im Umgestalten nicht müfsig gewesen; das Urtheil hat in mehren zarten Punkten an Parteilosigkeit gewonnen und die Darstellung entspricht dem Gehaltreichthum des Stoffes durch kräftige Haltung und lebendige Bewegung. Das Hauptstück des Buches, das wir wegen der ihm vorzugsweise zu Theil gewordenen Umarbeitung in's Auge fassen, ist die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit bis zu der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. An dieser hat aufser Professor Loebell, der Dr. Max. Duncker Antheil, von welchem, laut der Vorrede zum vierten Bande, die Geschichte des Mittelalters und ein Theil der neueren Geschichte, nämlich die des siebzehnten Jahrhunderts, bearbeitet worden ist.

Gerade in diesem Gebiete der Geschichte begehren wir nun vorzugsweise Unbefangenheit. Unbestrittene Geltung als höchste Einheit behauptet hier die Idee der Kirche und ihres Verhältnisses zur religiösen und sittlichen Erhebung der Völker, wiederum zur geistigen Freiheit derselben. Die Conflikte, welche die *geistige* Freiheit zu bestehen hatte, das Untertauchen derselben in Aberglauben und Fanatismus, die Regungen der Opposition in den Häresen, der Gegensatz der Glaubensschwärmerei der Muselmannen gegen die der Kreuzfahrer, die Reformation und der nachfolgende Antagonismus der Jesuiten gegen dieselbe, diefs hat mächtigern Umschwung und tiefere Bedeutung, als die profanen politischen Zustände. Nirgends wirkt die Verbreitung irriger Vorstellungen verderblicher, als hier, wo die Macht des menschlichen Geistes eine dämonische wird, und wo in der Losung „zur Ehre Gottes" die Grundsätze von Recht, Pflicht und Menschlichkeit bis zur Furie des Kannibalismus verkehrt werden konnten und dem Banner des angeblichen göttlichen Reiches die Schadenfreude des Mephistopheles nachgrinst.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 32.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Carl Friedrich Becker's Weltgeschichte. Siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Herausgegeben von Joh. Wilh. Loebell mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

(Fortsetzung.)

Welche Versumpfung der Völker die schlimmere sei, ob die, wo der Leib in Knechtstand verfallen und dem Gebote des Dienstherrn unterthänig ist, oder die, wo der denkende Geist in Fesseln gelegt, mit einer Nebelkappe umhüllt und zu dem Verkehr mit gedankenlosem Alfanz, oder zur Anerkennung des Falschen für Wahres, genöthigt wird, oder wo der Geist der Menschlichkeit sich in blutdürstigen und brandlustigen Wahnsinn wandelt und die Mordwaffe und das Martergeräth gegen Stamm- und Rechtsgenossen, gegen Freund und Bruder kehrt, das mag nicht blofs aus den Wirkungen, aus dem Maafse der Abirrung von Menschlichkeit und echtem Christenthum, sondern auch aus der Schwierigkeit des Kampfes dagegen geschätzt werden. Zwingherrlichkeit gewalttrotziger Tyrannei kann freilich tief und fest wurzeln und die öffentliche Meinung über deren anmafsliches Recht verkehrt, verdumpft und zum trostlosen Brüten stumpfen Knechtsinns erniedrigt werden; doch nie in dem Mafse, als im Gebiete des Glaubens Usurpation der Hoheit und Gesetzgebung sich geltend zu machen und die Geister zu befangen und zu umnebeln vermag. Die rohe Gewalt grausamer Tyrannei ist oft dem stürmischen Andrange der gereizten und erbitterten Menge der Unterdrückten und Gemifshandelten gewichen, zu ihrem Sturze hat es meist nur einer kurzen Gährung mit rascher Explosion bedurft: wie langwierig ist dagegen die Herrschaft des Wahnes, wie viel schwerer als Beseitigung materiellen Druckes ist's, eine Macht anzufechten, die ihre Rechtstitel aus der Rüstkammer des kirchlichen Glaubens hernimmt! Daher erfüllt die Geschichtschreibung den Beruf einer vitae magistra nur halb, wenn sie Quellenforschung, Kritik und Wahrhaftigkeit auf den Bereich des Profanen und auf rein irdische Grundlage sich Berufenden beschränkt; sie hat ein Glaubensbekenntnifs auszusprechen und darf den Kampf gegen Wahnglauben nicht scheuen; religiöser Indifferentismus wird zum Verrath an den heiligsten Interessen der Menschheit. Der Geschichte vor Allem ist es gegeben, die Quellen des Wahnes im Gebiete des Glaubens aufzudecken; keine philosophische Begründung eines dogmatischen Systems kann so bündig als die Geschichte darthun, was im Christenthume ursprünglich und echt, und was nachgebildet und gefälscht sei; die Geschichte der Entstehung und Einführung der Dogmen lehrt, was Menschenwerk sei und wessen der Christ sich entäufsern könne, ohne Schaden an Glauben, Seele und Seligkeit zu nehmen; die Geschichte des kirchlich-bedingten Lebens und Thuns der Völker, der vernunftlosen Hingebung an falsche Apostel, der gräuelhaften Verirrungen der Schwärmerei läfst erkennen, wie furchtbar auf den Namen Gottes hin die Menschheit sich selbst geschändet habe, und wie bei dem Mangel geistigen Rechtes die Atmosphäre des Glaubens mit den giftigsten Dünsten sich schwängere. Dem katholischen Geschichtschreiber ist es nicht leicht vergönnt, einen Standpunkt zu gewinnen, wo er zu Gunsten der alterthümlichen Kirchenverfassung des Concilien- und Episkopalsystemes, kurz, einer echt katholischen Kirche, sich gegen päpstlichen Principat aussprechen dürfte; eine Weltgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit von katholischer Hand geschrieben, wird meistens die Farbe des Papismus tragen; der protestantische Historiker hat freiere Bewegung, aber sein Beruf ist nicht der der Polemik, sondern einer christlichen Gesinnung, welche auch in den Anhängern eines andern christlichen Glaubenssy-

stems, wo sie es redlich meinen, Mitchristen sieht, und die kirchlichen Gestaltungen des Mittelalters nach den Bedingnissen ihrer Zeit, nicht aus der Retroperspective des Lutherthums, oder gar der „neuen Philosophie" des achtzehnten Jahrhunderts schätzt; er muſs sich des Gesichtspunctes einer allgemeinen Kirche zu bemächtigen suchen. Die Geschichtschreibung der Zeit Kaiser Josephs II. hat ihren Credit eingebüſst; die Parteigängerei für das Kaiserthum ist nicht mehr patriotisch-leidenschaftlich, das Urtheil über anspruchsvolle Päpste auch bei Protestanten billig geworden; ja protestantische Geschichtschreiber zuerst haben einen Gregorius VII., Alexander III. und Innocentius III. in ein Licht gestellt, wo die historische Wahrheit nicht durch den Dunst der Parteisucht geblendet wird. Auf dieser Bahn nun finden wir auch die Herausgeber der Becker-schen Weltgeschichte; der Ton des Ausdruckes über die groſsartigen Vertreter der päpstlichen Hierarchie ist gemäſsigt und unbefangen; der Katholik wird bei der Zeichnung Gregorius VII. nicht über Partheilichkeit klagen, wiederum wohl dem Urtheile über das nachfolgende Verderbniſs des Papstthums (5., 221 f.) beistimmen; der Protestant findet den Geist seiner Kirche in der Geschichte Luthers und Zwingli's und dem Urtheil über die Jesuiten; der rechte Mittelweg ist glücklich getroffen; die Darstellung der Kirchenangelegenheiten hat in dem Festhalten an dem echt christlichen Princip der Sittlichkeit, das keine Partei verkennen darf, den richtigen Compaſs. Auch das (4., 100.) über Muhamed gefällte Urtheil hat sicherlich mehr Gehalt, als die gemeine Vorstellung von Heuchelei und Betrug Muhameds. Die Geschichte kann unter den Propheten jeglichen Glaubens immer ein Duzzend Gläubige oder Schwärmer gegen einen Heuchler stellen. Daſs aber Schwärmerei und Berechnung in derselben Seele zusammen wohnen können, lehrt Muhameds Nachbild, Cromwell.

Haben wir nun hier Wahrhaftigkeit und Unbefangenheit im Bunde mit christlicher Gesinnung anzuerkennen, so überhaupt durch das gesammte Werk eine sorgsame Forschung und Kritik. Becker's erste Arbeit hatte in dieser Hinsicht seinem nächsten Nachfolger bedeutende Blöſsen hinterlassen; dieser konnte nicht das gesammte Grundwerk ausbessern; es ward nachher von Prof. Loebell nicht versäumt, neue haltbare Stützen einzufügen; mehre Hauptstücke sind gänzlich umgearbeitet worden; gegenwärtige Ausgabe kann sich mit Recht als eine durch und durch mit Zuziehung der Quellen und der vorzüglichsten Hülfsbücher beglaubigte Darstellung der Thatsachen ankündigen. Das Buch strotzt nicht von Citaten; sie sind spärlich; bei weitem die gröſste Masse des Werkes ist auf eigene Treue und Glauben gestellt; dieses aber kann dem Buche nicht den Credit der Gründlichkeit und Zuverlässigkeit verkümmern und wenn ein zum Gebrauche bei gelehrten Forschungen bestimmtes historisches Werk der Citate nicht leicht zu viel haben kann, so ist in Büchern, bei deren Lesern weder auf competentes Urtheil über Quellenschriftsteller noch selbst auf eine genügende literärische Bekanntschaft mit denselben, oder auf die äuſsere Gunst, dergleichen zur Benutzung zur Hand zu haben, gerechnet wird, der Citatenfleiſs reines Beiwerk. Referent kann sich hier nicht des Seitenblickes auf die Einleitungen zu Lehrbüchern der allgemeinen Weltgeschichte enthalten, worin das gesammte Rüstzeug zur ausgedehntesten Geschichtforschung ausgekramt zu werden pflegt, als hätten Alle, die eine Vorlesung über allgemeine Weltgeschichte hören, oder eine Uebersicht der groſsen Weltbegebenheiten aus einem Buche gewinnen wollen, sich vorgesetzt, historische Forscher zu werden. Referent glaubt bei denen, die seine Art schriftstellerischer Thätigkeit kennen, nicht der Rechtfertigung gegen das odium doctrinae zu bedürfen: aber wahrlich, es ist an der Zeit, daſs das geistige Leben, das unter den Segnungen des Friedens mancherlei wunderliche Wucherpflanzen mit aufschieſsen läſst, gegen überflüssigen Prunk mit Gelehrsamkeit von mehr als einer Seite frei gehalten werde; die mächtig fortschreitenden Naturwissenschaften mit ihren auf die Güter des practischen Lebens gerichteten Wünschelruthen mahnen zur Nacheiferung, den Ansprüchen des ächt humanen Lebens zu genügen, den unermeſslich reichen Schatz groſser Erinnerungen in der Gegenwart geltend zu machen, verhüten zu helfen, daſs nicht aus Mangel einer ansprechenden geistigen Concurrenz die materiellen Interessen sich ungebührlich ausbreiten. Und darum begrüſsen wir die Becker'sche Weltgeschichte als ein Buch für das Leben, für Geist und Gemüth, als eine würdige, nicht selten erhebende Vergegenwärtigung der Bestrebungen und Groſsthaten, der Verirrungen und Büſsungen, der Hoheit und des Niederganges der Staa-

ten und Völker der Vorzeit. Es will nicht ein Magazin für Geschichtforscher sein; es verweiset nicht auf andere Bücher, da zu suchen, was der zu eigener Forschung aus dem dazu nöthigen Apparate nicht eingerichtete Leser in dem Buche, das er zur Hand hat, zu finden begehrt; es giebt mit Selbstvertrauen das zur Belehrung des Lebens Geeignete und läfst nur aus gelegentlichen Andeutungen erkennen, dafs sein Grundwerk probehaltig sei. So wird es der Geschichte Freunde gewinnen, ohne der Geschichtforschung irgend einen zu dieser Berufenen und Geweiheten abtrünnig zu machen. Dazu ist es nun auch durch die Sprache, in der es redet, befähigt. Es ist nicht mehr die Sprache des jugendlichen Alters mit tändelndem Ausdruck, es ist nicht der steife gravitätische Lehrton, nicht der pretiöse Styl der Salons, nicht der leichtfertige der Coterien, nicht der schwerfällige der Stubengelehrsamkeit: die Darstellung ist anspruchlos, doch nicht ohne Eleganz; es ist ein Deutsch, wie Gebildete unseres Volkes reden und vernehmen mögen. Rhetorische Verbrämung und wortreiche Declamationen sind hier nicht zu finden; eben so wenig Witzworte und erkünstelte Parallelismen, woraus Schlözer so viel machte. Dafs hie und da eine nicht gerade zur Sache gehörige Anekdote beigegeben worden ist, stört nicht mehr, als wenn bei gleichmäfsiger flotter Fahrt des ernsten Seemanns sich dann und wann ein Fischlein aus den Fluthen zum lustigen Augenspiel emporschnellt.

Ein Buch, wie das vorliegende, recht eigentlich zu einem geistigen Haus- und Familienschatze bestimmt, würde nun seinen Zweck verfehlen, wenn das Maafs der Ausführlichkeit nicht umfänglich genug wäre, um seinen Lesern über die gesammten, des Andenkens werthen Erscheinungen des Völkerlebens und Völker- und Staatenverkehrs der Vergangenheit Auskunft geben zu können. Hierbei das rechte Maafs zu treffen, ist eine schwierige Aufgabe bei solchen Werken; gerade hier ist es aber am leichtesten, ungehörige Anforderungen zurück zu weisen. Ein absolutes Gesetz für das Maafs der Ausführlichkeit giebt es nicht; selbst der blofs äufserliche Maafsstab nach Zahl der Bogen und Höhe des Preises hat seine Gültigkeit. Geben wir nun den Herausgebern das unbestreitbare Recht, nach ihrem Belieben den äufseren Umfang ihres Werkes zu bestimmen, so bleibt nur die Frage: ob innerhalb der gesetzten Schranken nichts Wesentliches vermifst wird, und hier lautet das vorurtheilsfreie Urtheil abermals zu Gunsten des Werkes, wie es gegenwärtig vorliegt. Es ist nämlich mit Darstellung von manchem, was anfangs vermifst wurde, von erheblichen Gestaltungen im Staatswesen und Volksleben, z. B. den Verfassungsformen, nicht minder den kirchlichen Instituten, von Gegenständen der Gesittung, von wissenschaftlicher und künstlerischer Cultur (Th. 5., Mönchthum, Ritterthum, wo Referent auch dem Städtewesen einen besondern Abschnitt gewünscht hätte, romanische Dichtkunst, deutsche Dichtkunst der schwäbischen Zeit, Scholastiker, Universitäten; Th. 6., die Vehmgerichte, Dante, Petrarca und Boccaccio, Wiederherstellung der Wissenschaften etc.) ausgestattet worden. Dagegen hat das Detail in der Schilderung von Begebenheiten, wo es zu üppig war, eine weise Beschränkung erlitten.

Ein so umfängliches, innerhalb seines Bereiches ausführliches, und in seinen einzelnen Theilen durch Anschaulichkeit sich empfehlendes Werk wird bei den meisten seiner Leser weniger das Fachwerk der Anordnung, als die Füllung desselben hervortreten lassen; um so massenhafter aber die letztern, um so genauer ist's mit dem erstern zu nehmen. Die allgemeine Weltgeschichte ist wie ein Stück Zeug, das die Einen, die der einzelnen Völker und Staaten Geschichten jede für sich verfolgen und sie dann nur nebeneinander aufstellen, in Streifen in die Länge, die Andern nach dem Annalismus in die Quer, die Meisten in Hauptstücke, wo die ethnographischen Streifen zwischen chronologischen Querleisten, den Epochen, aufgespannt sind, geordnet haben. Es leuchtet ein, dafs nur das letztgenannte Verfahren eine Methode zu nennen, die blos ethnographische oder annalistische Aufstellung aber nur von der Art sei, wie wenn Bücher, ohne Rücksicht auf den Inhalt, nach dem Formate oder dem Druckjahre aufgestellt werden. Dafs die Geschichten der Völker und Staaten des Alterthums in ethnographischer Reihenfolge erzählt werden, hat manches für sich, vor Allem den Mangel gemeinsamer Ideen, die mehre Völker über ihr Volksthum oder Staatswesen hinaus zu einem Zusammenwirken oder Zusammenleiden bedingt hätten. Wohl lassen sich Gesichtspunkte fassen, unter welche gewisse gleichartige Aeufserungen des Volksthums der alten Welt zusammenfallen, z. B. Verbindung der Cultur mit dem Han-

delsverkehr, Wanderungen zur Gewinnung von Raub oder Wohnsitzen, im Innern Despotismus roher sultanischer Willkür, oder Herrschaft des Priesteradels u. dgl., aber das ergiebt selten ein zusammenwirkendes Bedingnifs: so bleibt denn nur das Princip des politischen Egoismus übrig, das sich eben sowohl in der alterthümlichen Vereinzelung der Staaten, auch solcher, die einem gemeinsamen Volksstamme angehörten, als in dem Drange zu Eroberung und im Wehrkampfe für Selbstständigkeit erfüllt. Diefs erweitert sich nur selten zu einem politischen Staatensysteme, wie zur Zeit der Kämpfe Roms gegen Carthago, oder Roms gegen die makedonischen Epigonen. Wie ganz anders im Mittelalter und in der neueren und neuesten Zeit. Dort die christliche Kirche und der Islam, hier Reformation und Gegenreformation, endlich Revolution und Stabilität oder Reaction, zu geschweigen des Ritterthums mit seiner Romantik, des Bürgerthums mit seinem Freiheitsdrange, der Wiederherstellung der Wissenschaften, des Colonialverkehrs etc. Nach dem Verhältnifs von Ursache und Wirkung geschätzt, treten als die bedeutsamsten historischen Erscheinungen die Ankündigung und Verbreitung des Christenthums und des Islam, das Streben und die Verwirklichung der päpstlichen Hierarche, und die Doctrin der „neuen Philosophie" und ihr Erzeugnifs, die Revolution, hervor. Als vorzugsweise bedeutsam bezeichnen wir diese Trias, weil nur hier der thatsächlichen Erfüllung die Idee vorausschreitet, weil die Herrschaft der letzteren angekündigt wird, ehe noch die thatsächlichen Zustände ihr günstig scheinen, weil ihr Wachsthum nicht wie ein aus einer absichtlosen geistigen Vegetation natürlich sich ergebendes, sondern als ein durch die innere Macht der Idee gebotenes erscheint. Dessen kann sich weder die Autokratie, noch die Aristokratie, oder die Bürgerfreiheit des Mittelalters rühmen; sie sind aus thatsächlichen Zuständen aufgewachsen; die Berufung auf Principien des Naturrechts oder göttlichen Rechts sind eine der materiellen Erscheinung nachgebildete Abstraction; soll irgend etwas mit dem Spiele jener Ideen verglichen werden, so ist es der Freiheitssinn der Urgermanen, aber auch der war nicht der Schöpfer altgermanischer Freiheit, nur der Begleiter, und das Bewufstsein derselben war mehr auf Instinkt, als auf Principien begründet. Jene Ideen sind dergestalt vorherrschend und die sie betreffenden Conflikte so mächtig und schwungreich, dafs alles Uebrige mehr oder minder dem Entwickelungsgange derselben anzuschliefsen oder unterzuordnen ist. Die einzelnen Abschnitte ergeben sich aus dem Auftreten vorzüglicher Träger der Idee, oder des Gegensatzes gegen dieselbe, als Gregor I., Constantin I., Theodosius I., Gregor I., VII., Innocentius III., Luther, Loyola, oder aus den Stadien, wo die Bewegung der Idee einen bedeutenden Stoff eben bewältigt und durchdrungen hat, und ein gewisses Gebiet als ihr eigen erscheint, so die Bekehrung der germanischen und nachher der skandinavischen und slavischen Völker zum Christenthume, die Verbreitung des Islam, die Aufwallung des Fanatismus bei den Völkern des Abendlandes, die Verbreitung der Reformation und Gegenreformation, des Autokratismus und der Revolution. Dafs eine Geschichte nach solchen Principien aufgefafst und geordnet nicht Gefahr laufe, zu einer Kirchengeschichte zu werden, dafs nicht ein Bossuetsches System darin verjüngt werde, wird der geschickte Arbeiter leicht verhüten; dafs hier aber bei Bestimmung des Einzelnen zur Epoche Verschiedenheit der Ansichten obwalten müsse, liegt in der Natur der Sache; jedoch ist durch die Grofsartigkeit gewisser Erscheinungen der Willkür nur beschränkter Raum übrig geblieben. Einen bedeutenden Unterschied macht es freilich, ob die erste Ankündigung einer in ihren Wirkungen weltbedingenden historischen Erscheinung, oder erst das entschiedene Hervortreten ihrer Wirkungen für epochemachend genommen wird. Diefs trifft in gleicher Art das Auftreten der Germanen, die Verkündigung des Christenthums, die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 33.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Carl Friedrich Becker's Weltgeschichte. Siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Herausgegeben von Joh. Wilh. Loebell mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

(Schlufs).

Wenn nun bei den beiden erstern Erscheinungen das Epochemachende dahin bestimmt wird, wo sie sich zum Siege erheben, wie in Becker's Weltgeschichte geschehen ist, die über das erste Auftreten der Germanen fast zu kurz hinweggeht, und erst nach geschehener Staatengründung im Römerreiche von germanischem Wesen ausführlich handelt, und die des Christenthums erst bei Constantin gedenkt: warum soll da die Entdeckung Amerika's und die Fahrt nach Ostindien in ihren ersten Anfängen für epochemachend gelten, da doch die Wirkungen davon erst seit der Theilnahme der Holländer und Engländer am Colonialverkehre sich merkbar über die pyrenäische Halbinsel hinaus verbreiten? Wie viel gröfseres Recht hat Luther und die Reformation, als Bringer und Träger einer neuen Zeit aufgestellt zu werden! Hier verbreiten die Wirkungen sich wie eine elektrische Kette mit rascher Bewegung über einen grofsen Theil Europa's, und die Geister werden davon erfüllt, während die neue Welt zunächst doch nur materielle Interessen in's Spiel rief, man müfste sonst die Abenteuerlust hoch in Anschlag bringen. Darum kann Referent dem Colonialwesen während des Reformations-Zeitalters nur eine untergeordnete Wichtigkeit und noch nicht epochemachende Wirkungen beilegen. Es ist zwar nichts dagegen zu sagen, die so folgereichen Entdeckungsfahrten unter den Begebenheiten aufzuführen, die die neuere Zeit vorbereiten, doch Luther führt sie mit einem Male ein. Minder bedeutend ist's, ob Gregor VII. als Träger einer Idee, oder der erste Kreuzzug, als Aeufserung einer weit verbreiteten Gesinnung, eine Epoche zu bestimmen habe: doch neigt sich auch hier das Gewicht zu Gunsten der grofsartigen einzelnen Persönlichkeit. Weit schwieriger als die Bestimmung der Epochen ist die rechte Vertheilung des Einzelnen unter die nach dem Fortschritte, Höhestande oder Rückgange einer Idee begränzten Gebiete, vor allem in der Geschichte des Mittelalters. Die Anschaulichkeit der Macht einer Idee tritt um so mehr hervor, je mehr es sich darstellt, wie unter ihrem Einflusse die volksthümlichen und politischen Schranken, die die Völker und Staaten gegen einander abschliefsen, zurückweichen, je mehr also die Einzelgeschichten sich in eine Gesammtgeschichte auflösen und in der Zusammenstellung des Mancherlei, das in den einzelnen Volks- und Staatsgebieten durch eine gemeinsame Idee bedingt wird, eine höhere Einheit sich gestaltet. Der Procefs der ethnographischen Synthese in beschränkten Räumen unter dem Gesichtspunkte des besonderen Volksthums und Staatswesens wird daher dem der Analyse sich unterordnen, so oft es Zusammenfassung der Einzelgeschichten von Völkern und Staaten unter höherem Gesichtspunkte und zu einer potenziirten Synthese gilt; und es ist als ein Vermifs universalhistorischer Auffassung zu bezeichnen, wenn die Sondergeschichte eines Volkes und Staates nicht dem Allgemeinen zum Opfer gebracht wird. Freilich hat die zu häufige Zerstückelung ihre Uebelstände. Je geringer der Umfang eines universalhistorischen Panorama, um so mehr kann die Anordnung unter bedingende Ideen auf Kosten der Sondergeschichten von Volk und Staat sich geltend machen, und die Anschaulichkeit wird durch die Zusammenstellung des ethnographisch und politisch Gesonderten unter gemeinsames Centrallicht nur gewinnen; je umfänglicher aber die Masse der Erzählung, um so gerathener wird es, die Geschichten der einzelnen Völker und Staaten so

selten als möglich zu zerstückeln. In dem Generalstabe eines aus Truppen verschiedener Völkerschaften gebildeten Heeres ist die Zusammenberufung der Repräsentanten der mancherlei Truppengattungen der Uebersicht des gemeinsamen Organismus des Ganzen förderlich; je weiter aber die Gliederung des Heeres sich von diesem entfernt, um so mehr wird das Bedürfnifs des Ueberblicks die Zusammengesellung der Massen von gleicher Nationalität begehren. In universalhistorischen Lehrgebäuden der früheren Zeit wurde auch in Werken geringeren Umfangs gern die ethnographische Reihenfolge innerhalb der Gränzen eines Zeitraumes beibehalten und den Ansprüchen, die eine epochemachende Weltbegebenheit auf ihr gemäfse Zurichtung der einzelnen Stoffe zu machen hatte, durch die synchronistische Anordnung nothdürftig Genüge gethan; so auch in den früheren Ausgaben der Becker'schen Weltgeschichte. Galetti, dessen Weltgeschichte kurze Zeit vor der ersten Ausgabe der Becker'schen erschien (1797), versuchte es anders zu machen, aber sein Springen von der Geschichte eines Volkes zu der eines andern war durch keine innere Nothwendigkeit bedingt; es ist nicht viel anders, als wenn Ariosto nach poetischer Laune den Faden eines Abenteuers losläfst, um einen andern fortzuspinnen oder anzuknüpfen; nur dafs in Galletti's Weltgeschichte nichts Poetisches war. Die in der vorliegenden Ausgabe der Beckerschen Weltgeschichte befolgte Anordnung erscheint uns bei weitem zweckmäfsiger, als die der früheren Ausgaben; die für den Verfasser allerdings bequemere ethnographische Anordnung ist der Zusammenstellung nach dem Maafse der Abhängigkeit von der vorherrschenden Idee eines Zeitalters gewichen, ohne dafs einer verwirrenden Zerstückelung der ethnographischen Massen gehuldigt worden wäre. Es kann nicht fehlen, dafs über den Grundrifs zur Aufführung des universalhistorischen Gebäudes und die Zusammenfügung der einzelnen Werkstücke Differenzen der Ansichten fortbestehen; die Gesetze, nach denen dem Einzelnen sein Platz anzuweisen ist, lassen einer vielfachen Ungleichartigkeit des Verfahrens Raum, und manche Werkstücke sind so ungefüg, dafs es schwer ist, sie anders als mit halb eigenmächtiger Platzbestimmung unterzubringen: so die Geschichte der Angelsachsen, des Königreichs Neapel unter den Anjou, Ungarns; doch sie als blofsen Ballast nachzuführen, oder in's Schlepptau zu nehmen, ist immer mifslicher, als die Gesellung zu einem analogen Bestandtheile der gröfseren historischen Massen, die die jedesmalige Einheit der Zeit repräsentiren. So läfst sich die Geschichte der Angelsachsen vor Egbert in Verbindung mit der des Frankenreichs nachher mit der skandinavischen, die Geschichte Neapels unter den Anjou in Verbindung mit der französischen, aragonischen und ungrischen, die ungrische bis dahin im Zusammenhange mit der deutschen, oder aus dem Gesichtspunkte auf die Hierarchie und nicht minder dem auf den Kampf des christlich-europäischen und des heidnisch-asiatischen Princips in Ungarn behandeln. Auch bei den Geschichten der pyrenäischen Halbinsel und Schwedens und Norwegens während gewisser Zeiträume hat die Kirche und kirchliche Stimmung bedeutende Lükken des universalhistorischen Zusammenhangs mit der Geschichte des mittleren Europa zu füllen. Die Normannen als Staatengründer aufser der Heimath treten jedoch so bedingend auf, dafs Referent ihnen gern einen besondern Abschnitt zugetheilt gesehen hätte. Indessen das sind grofsentheils Ausstellungen, die nur der zu machen pflegt, der selbst gebauet, und dem es Kopfbrechen gekostet hat, seine Stoffe schicklich zu vertheilen, und Referent verhehlt nicht, dafs hiebei die Abwägung der Gründe, nach denen die Platzvertheilung erfolgen solle, ihm zuweilen vorgekommen ist, wie die Spitzfindigkeit der Etikette bei Rangordnungen; der Leser der Becker'schen Weltgeschichte wird zunächst nach der Anschaulichkeit des Einzelnen fragen, und darin seine Befriedigung finden, während die universalhistorischen Systematiker sich am Modell zu kunstgerechten Gebäuden abmühen und im Schematismus ihres Compositionsprocesses Punkte und Linien bestimmen. Die letzteren sind der Wissenschaft unentbehrlich; der historischen Kunst ist es vergönnt, je mehr sie in's Einzelne geht, den mannichfachen historischen Wahlverwandtschaften der Stoffe gemäfs ihre Gruppen zu dem lichtvollsten Effekte zu ordnen; individuelle Ansicht, die von der gewöhnlichen oder nächstliegenden abweicht, ist hier durch künstlerisches Geschick in Fügung und Färbung geltend zu machen.

Referent kann diese Anzeige nicht schliefsen, ohne auf Einiges hinzuweisen, wo er mit dem, was in der Becker'schen Weltgeschichte ausgesprochen wird, nicht einverstanden ist. Wenn es Bd. 5. S. 104. heifst: bei

der Aufrichtung des fränkischen Kaiserthums in Constantinopel hätte sich abermals das „germanische" Wesen geltend gemacht, ist diesem offenbar ein zu nachhaltiges Fortwirken im westlichen Europa beigelegt. Ohne gerade der in Thierry's lettres sur l'histoire de France aufgestellten Behauptung, dafs das französische Volksthum vorzugsweise aus den wälschen Bestandtheilen der Bevölkerung des Südens von Frankreich sich emporgebildet habe, in vollem Umfange beizustimmen, da zuvörderst die Franken, nachher die Normands als bedeutsame Factoren des Bildungsprocesses französischer Nationalität anzusehen sind, können wir doch das französische Wesen zur Zeit des vierten Kreuzzuges so wenig, als das gleichzeitige italienische noch für germanisch achten; Franzosen und Italiener bildeten aber den Hauptbestandtheil jenes Kreuzheeres. Dafs jedoch das im fränkischen Kaiserthum eingerichtete Feudalsystem germanisch genannt werde, wollen und können wir nicht bestreiten. Bd. 5. S. 178. heifst es von der deutschen Fürstenmacht im dreizehnten Jahrhundert, sie habe Landeshoheit geheifsen; diese Bezeichnung wurde aber erst später üblich (s. Eichhorn's D. Staats- und Rechtsgesch. §. 290.). 4., 215.: die treuga Dei sei in Frankreich eingeführt worden; sie wurde im Königreiche Arelat verkündet, hier und im deutschen Reiche eingeführt, aber in Frankreich wurde sie von dem fehdemüthigen Adel verschmäht. Doch Referent wollte ja nicht über allgemeine Charakteristik des Buches hinausgehen, und nur um des animam salvavi willen zeigt er noch einige Schreib- oder Druckfehler an, als: 4., 218. Eberhard der Sachsenherzog, wo der Verfasser Heinrich gedacht hat, und jeder Leser so liest, wenn es auch nicht dasteht. Ebenso wird Bd. 14. S. 117. der Leser statt: der preufsischen Waffen*aus*hebung eine Waffen*er*hebung denken, und S. 108. (Note) an die Stelle von drei Monarchen bei dem Einzuge in Paris den 1. Mai 1814., zwei setzen: denn Kaiser Franz war nicht dabei, und so wird auch im Texte berichtet.

Wachsmuth.

XXI.

Dr. Wilhelm Münscher's Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte mit Belegen aus den Quellenschriften u. s. w. versehen von Dr. Daniel von Coelln, nach dessen Tode fortgesetzt von Dr. Ch. G. Neudecker. Zweiter Hälfte zweite Abtheilung. P. XIV. 692. *Cassel, Krieger* 1838.

Nützlich und zeitgemäfs nennt der Hr. Verf. sein Unternehmen, in welchem er mit der Dogmengeschichte der neueren Zeit das Münscher-Cöllnsche Werk zu Ende geführt hat. Der Plan, dem er folgte, war (p. VI.), „die historischen Bildungsmomente der einzelnen Dogmen nicht blos nach den symbolischen Urkunden — wobei die reformatorische Beweisführung nicht ausgeschlossen werden konnte — sondern auch nach den Ausdeutungen, welche die einzelnen Dogmen im Verlaufe der Zeit durch den Einflufs der Philosophie und des Zustandes der exegetischen Wissenschaften erfahren haben, wissenschaftlich und mit Klarheit hervorzuheben und auszuzeichnen." Die Absicht des Hrn. Verf. ist also nicht, nur die einzelnen Meinungen der Theologen aus den Quellen fragmentarisch neben einander zu stellen, so dafs sie etwa nur an sich ein Ganzes bildeten, aber nicht als solches auch wirklich ihren inneren Zusammenhang offenbarten, sondern „aus den Einzelheiten will er immer die geistige Eigenthümlichkeit und die theologische Richtung des Zeitalters hervorspringen lassen und die wissenschaftliche Erörterung der aus den Quellen zu entwickelnden und zu begründenden Ideen mit Klarheit, Bestimmtheit und in übersichtlicher Ordnung durchführen" (p. VIII., IX.). Hat der Verf. geleistet was er sich vornahm, so hat er ein Werk vollendet, welches eben so nothwendig für unsere Zeit als im höchsten Grade schwierig ist und sich den Dank von Vielen, denn von Allen wäre unmöglich, da die Wahrheit für Manchen zu bitter sein würde, erwerben mufs. Es hat dann, um sogleich unsere Ansicht vom Zweck einer solchen Arbeit zu geben, die Aufklärung ihren Geschichtschreiber gefunden und es kann dann jeder, der Augen hat zu sehen, auch wirklich sehen, wie die verlästerte, von unzähligen, die sie nie von Angesicht zu Angesicht erblickt haben, beschimpfte Aufklärung die Tiefe war, in welche die Orthodoxie sich durch ihr innres Schicksal getrieben stürzen mufste und aus welcher die Freiheit des neueren Selbstbewufstseins sich hervorgerungen hat. Wenn jede Geschichtschreibung indirekt die Apologie ihres Gegenstandes ist, da sie zeigt, wie das

selbe, das Vielen als eine leichtsinnig zugezogene Schuld erscheint, oft durch eine jahrhundertlange Bewegung des allgemeinen Geistes vorbereitet war, und nicht blofs, wie man es gewöhnlich ansieht, durch äufserlichen Gegensatz zum Besseren trieb, sondern in sich selbst das Heilmittel trug oder an sich die folgende höhere Gestalt des Geistes war: so bedarf vor Allem die Aufklärung einer solchen geschichtlichen Erkenntnifs. Ein allgemeines Weltschicksal, welches sich der Geister seit zwei Jahrhunderten bemächtigt hat, dem unfreiwillig auch diejenigen erliegen, die es zu bekämpfen meinen, welches den Geist mit seinen höchsten Gütern ergriffen hat und in die Religion, in die weltliche Gegenwart vom Selbstbewufstsein des absoluten Geistes bestimmend eingedrungen ist, kann nicht ohne inneren vernünftigen Zweck sein und mufs auch im göttlichen Rathschlufs etwas Positives, in sich selbst Geltendes und nicht etwas nur Nicht-seiendes sein. Ist es ein Fehler, wenn die Geschichtschreibung mit bestimmter Absichtlichkeit apologetisch verfährt, so wäre der Fehler hier zu verzeihen; eine Apologie wäre erklärlich aus dem Gegensatze gegen die gewöhnliche stumpfe Herabwürdigung des Gegenstandes und wäre lebendiger Anstofs zur gerechten geschichtlichen Anerkennung.

Obwohl nun der Herr Verf. selbst innerhalb der Aufklärung steht und man von ihm erwarten sollte, dafs er diesen grofsartigen Wendepunkt der neueren Zeit mit Vorliebe, aber doch wenigstens genetisch als natürliches Resultat geschichtlicher Bedingungen und als das höchste Product der neueren Geschichte darstellen würde, unsere Verzeihung dafür würde ihm von vorn herein gewifs sein, so steht er doch auf einem so untergeordneten, farblosen Standpunkt der Aufklärung, nämlich auf dem der geistlosen Gleichgültigkeit, dafs er nicht einmal eine tüchtige Vorliebe für seine Sache und den gehörigen Hafs gegen andere Auffassungen beweist. Seine Sicherheit beruht nur auf der Ansicht, dafs jede bestimmte Fassung des Dogma nur Meinung ist, und so lau es uns in der Welt zu Muthe sein müfste, wenn wir nichts als Meinungen vor uns hätten, so gleichgültig lau bleibt es dem Herrn Verf. um das Herz, wenn er durch seine 62 Paragraphen hindurch Meinungen und nichts als Meinungen vorübergehen läfst. Sein Standpunkt ist jene Form der Aufklärung, die alle bestimmte Unterschiede auflöst und im Unbestimmten stehen bleibt. So gleichgültig ist dieser Standpunkt, dafs er es auch gegen sich selbst ist; Meinungen können nicht mehr seinen Eifer erregen und damit fehlt ihm auch das energische Selbstgefühl; so wenig er gegen Meinungen, die ihm von vorn herein als solche gelten, warm werden und ihren Sturz als etwas Besonderes betrachten kann, so wenig kann er seinen Standpunkt, wenn er ihn geschichtlich hervortreten sieht, mit Jubel und mit Freude ankündigen. Leid und Freude hat in dieser Region aufgehört. Was da ist, ist einmal so und nicht einmal weil es ist, sondern es ist blos und es ist, nachdem diese Ansicht von der Sache und jene Ansicht, nachdem No. 1., 2., 3., etc. auch gewesen sind.

Ehe wir ins Einzelne eingehen, müssen wir noch zuvor einen Blick auf den Titel des Werkes thun. Aufser dem allgemeinen oben citirten Titel, durch welchen es mit dem Münscherschen Buch im Zusammenhang steht, hat es noch den besonderen: „Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte von der Reformationszeit bis auf unsre Tage". Ist es denn aber so wahr und so gewifs, dafs man kein Wort darüber zu verlieren braucht, dafs es in diesen drei Jahrhunderten eine Dogmengeschichte giebt oder dafs Alles zusammen, was in dieser Zeit mit dem kirchlichen Bewufstsein vorgegangen ist, Dogmengeschichte ist? Bildet das schon eine Geschichte der Dogmen, wenn an ihnen, nachdem sie kirchlich gegeben waren, Veränderungen vorgenommen wurden, dann haben wir freilich seit der Zeit der Reformation eine Dogmengeschichte und wir dürfen mit diesem Namen nicht mehr nur eine Geschichte benennen, wie die der ersten sechs christlichen Jahrhunderte, deren Resultat die bestimmten Dogmen waren. Und ist seit der Reformation mit dem kirchlichen Selbstbewufstsein nichts weiter geschehen, als dafs sich an den einzelnen Dogmen Veränderungen zugetragen haben, gut! dann mag man mit Recht die Geschichte desselben in den letzten drei Jahrhunderten Dogmengeschichte nennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 34.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Dr. Wilhelm Münscher's Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte mit Belegen aus den Quellenschriften u. s. w. versehen von Dr. Daniel von Coelln.

(Fortsetzung.)

Aber liegt denn in dogmatischer Hinsicht die einzige und ganze Bedeutung darin, dafs die einzelnen Dogmen Veränderungen erlitten haben? Gewifs nicht! Selbst die Reformation und die Auffassung der verschiedenen symbolischen Schriften würde man mit Unrecht zur Dogmengeschichte rechnen. Zu dieser gehört nur das Werden des bestimmten Dogma als solchen, wie es als das allgemeine Bekenntnifs der Kirche sich gebildet hat. Was das Mittelalter auf dogmatischem Gebiet hervorgebracht hat, fällt auch nicht mehr in die Dogmengeschichte, es gehört entweder in die Geschichte der wissenschaftlichen Theologie oder, soweit es die Veränderung von Dogmen betrifft und die Bestimmtheit des römisch-katholischen Bekenntnifses vorbereitet hat, gehört es zur Symbolik, welche von der Zeit der Reformation an die Stelle der Dogmengeschichte einnimmt. Denn nicht mehr um ein einzelnes Dogma oder auch um mehrere einzelne handelte es sich in der Reformation, sondern, wenn auch das bestimmte Dogma zur Sprache kam, und kommen mufste, so war dieses als solches nicht die Hauptsache, sondern in ihm lag die Bedeutung eines allgemeinen Princips, welches die Bestimmtheit des ganzen religiösen Lebens entschied und eine neue kirchliche Lebensform bedingte. Das einzelne Dogma galt hier nur als Glied eines gröfsern Ganzen, dieses Ganze aber war ein System und als Symbol der Ausdruck der allgemeinen Form eines Lebensgebietes, welches sich als das einzig wahre, ja als die absolute Wahrheit geltend machte. Daher ist die Geschichte des religiösen Geistes hier nicht mehr eine einzige Linie, die sich wie in den ersten sechs Jahrhunderten der Kirche nur einfach spaltete, um wieder zur Einheit im Dogma zusammen zu gehen, nicht Ketzer und Orthodoxen, die einzigen Personen der Dogmengeschichte, giebt es hier, sondern vollständige Kreise streiten in der Symbolik mit einander und der Gegensatz der Orthodoxie und Heterodoxie ist im höheren Gegensatz der kirchlichen Bekenntnisse aufgehoben. Symbolik ist die einzige Wissenschaft, welche die Bewegungen des religiösen Geistes, die mit der Reformation begannen und bis zur Abfassung der verschiedenen Bekenntnifsschriften dauerten, allein darstellen kann. Eine Dogmengeschichte ist hier ein Unding.

Nach seinem Plan rechnet natürlich der Hr. Verf. auch die bald nach der Abfassung der Symbole entstandene Reaktion gegen das Positive, den Deismus, den Naturalismus und die neueren Formen des theologischen Bewufstsein's zur Dogmengeschichte. Es ist gewifs nicht nur der Titel, gegen den sich Ref. hier erklärt, als ob unbeschadet der falschen Ueberschrift das darunter stehende Bildnifs wirklich die Züge des Originals trage und treu den Geist der eigentlich gemeinten Sache ausdrücke. Nein! der Irrthum in der Ueberschrift beweist, dafs auch die Sache nicht in ihrer Wahrheit aufgefafst ist. Und so verhält es sich in der That. Wird die Geschichte des religiösen Selbstbewufstseins seit der Fixirung der kirchlichen Symbole bis auf die neuere Zeit in mehrere Striemen zerschnitten, die wie Faden nebeneinander liegen, so wird die Anschauung eines geistigen Ganzen nicht nur formell gestört, als ob nur der Ueberblick erschwert würde, sondern eine ganz falsche Auffassung der Dinge wird damit gegeben. Wenn die Schicksale der einzelnen Dogmen, eines nach dem andern, berichtet werden, so giebt das die Vorstellung, als ob in den Kämpfen der beiden letzten Jahrhunderte gegen das Positive und gegen die Symbole nur die einzelnen Dogmen das höch-

ste Interesse gewesen wären. Das fiel aber weder dem Deismus, noch dem Naturalismus, noch irgend einer spätern Form des theologischen Bewufstseins ein. Ein Ganzes vielmehr, die Totalität des religiösen Geistes hatten die Streiter auf diesem Gebiete vor Augen. In dem Ganzen, wie es die einzelnen Richtungen aufgefafst hatten, erlitten zwar immer sämmtliche Dogmen ohne Ausnahme eine wesentliche Veränderung; aber diese als solche waren nicht der Preis des Kampfes, sondern das allgemeine Princip, von dem sie entweder getragen oder völlig gestürzt oder zu einem neuen Verständnifs gebracht wurden. Weil um diese allgemeinen Principien mit Bewufstsein gestritten wurde, so war der Kampf ein wissenschaftlicher und seine Geschichte ist die Geschichte der Aufklärung und der neueren Theologie. Der hat eine Schlacht nicht beschrieben, der nach einander erzählt, was während ihres Verlaufes jedes Dorf des Kampfplatzes erlitten hat, wie oft es bestürmt, gewonnen, wieder verloren und von Neuem gewonnen wurde, der hat die Geschichte eines Reiches nicht dargestellt, wenn er von einer Stadt nach der andern berichtet, wie sie verwaltet worden ist. So hat auch der Hr. Verfasser die Geschichte, die Thaten und Leiden der kirchlichen Theologie von der Reformationszeit an nicht geschrieben, wenn er ein Dogma nach dem andren seinen dreihundertjährigen Marsch zurücklegen läfst, wo es dann regelmäfsig lahm und matt und jämmerlich zugerichtet, am Ende ankommt, ohne dafs man begreift, wie und warum ihm von Deisten, Naturalisten und den neueren Schulen so viel Leiden zugefügt wurden und wozu diese ganze Leidensgeschichte diente. Das Buch des Hrn. Verf. gleicht einer Klinik, in deren geöffnete Fächer scheinbar ganz gesunde Leute eintreten und bald verschwinden; aber dann kommt der Aufseher und berichtet uns, wie die Männer von Fach, die etwas freier denken, diesen und jenen gefährlichen Fehler an ihnen entdeckt haben, und indem wir uns noch wundern, kommt die Nachricht, dafs die Patienten eines sanften Todes entschlummert sind.

Der Gang nämlich, den der Hr. Verf. jedes Dogma durchmachen läfst, bis es erschöpft umfällt, ist folgender. Zuerst springt es mit den frischen Kräften ein, die es in den Symbolen der lutherischen und reformirten Kirche und in den Schriften der Reformatoren gewonnen hat. Aber die Distinctionen, mit denen es hier umgeben wurde, drücken es doch schon etwas und hindern es kräftig fortzuschreiten. Da kommen die Arminianer, Socinianer (die Mennoniten, Methodisten, Quäker, werden mehr als unschuldige Parasiten nebenbei erwähnt) und nehmen ihm etwas von seiner äufseren Umkleidung. Indem das zwar in Form des Läugnens oder Abschwächens geschieht, (läugnen ist bei dem Verf. fast die stehende Formel für das, was die Arminianer und Socinianer thaten) so verliert das Dogma schon an Kraft, aber die gröfste Gefahr kommt erst, die Freidenker, Deisten, Naturalisten richten es nun vollkommen zu Grunde. Dann zählt der Hr. Verf. die philosophischen „Ausdeutungen" auf, und gewöhnlich am Schlufs berichtet er, wie diejenigen, die er die Neuevangelischen nennt, dem strengen symbolischen Lehrbegriff wieder folgen. Aber da er weder von jenen Deutungen noch von dieser Erneuerung des Symbolischen Viel hält, so weifs man nicht im geringsten, was nach seiner Meinung am Ende aus dem Dogma geworden ist. Wenn Niemand weifs, woher der Wind kommt, und wohin er fährt, so weifs doch der Herr Verf., woher das Dogma entstanden ist, es kommt im vorliegenden Bande aus Luther's und Calvin's Schriften, aber wohin es fährt, weifs er uns nicht zu sagen.

Doch wir wollen einmal nicht verlangen, dafs uns der Hr. Verf. das Schicksal des einzelnen Dogma als einen inneren sei es nun nach seiner Ansicht Lebens- oder Krankheitsprocefs hätte darstellen sollen. Es hätte sich hier leicht zeigen lassen, wie alle folgenden Gefahren ein in der positiven Natur des Dogma selbst begründetes Schicksal waren, wie die Ausarbeitung der wesentlichsten Wahrheiten zu dem gothischen Schnitzwerk der mannichfaltigsten Distinctionen die Idee zu einer leicht zerbrechlichen Waare machte und zunächst den Arminianern und Socinianern ein gewonnen Spiel bereiten mufste, wie endlich die in den sich widersprechenden positiven Sätzen verborgene Negativität zunächst als äufserliche und unmittelbare in den Freidenkern sich Luft machen und das ganze Gebäude zertrümmern mufste. Diese Forderung, die inneren Anknüpfungspunkte der besonderen Fakten aufzusuchen, wollen wir dem Hrn. Verf. also einmal erlassen; ein fleifsiger Registrator der Geschichte, der eine grofse noch nicht geordnete Masse rubricirt, wird sich immer allgemeinen Dank erwerben. Aber auch hier zeigt es sich, dafs, wo das innere Interesse an der Sache

fehlt, wo der Geist in der Masse nicht sich selbst erkennt und sie vielmehr nur als ein fremdes todtes Gut betrachtet, dafs da viele Schätze unbenutzt liegen bleiben, als werthlos nicht beachtet oder falsch rubricirt werden. Wirklich fleifsig hat der Hr. Verf. die dogmatischen Hauptstellen aus den Schriften der Reformatoren, aus den Symbolen der reformirten Kirche, der Arminianer und Socinianer gesammelt. Doch an solchen Sammlungen hat es dem Theologen, der keine Lust oder Zeit hat, die Urkunden nachzusehen, auch bisher nicht gefehlt. Was aber ein allgemeines Bedürfnifs befriedigt, was sich den Dank von Allen erworben hätte, was aber auch ein wirklich grofses Werk und nur durch jahrelange Arbeit zu vollbringen gewesen wäre, eine Chronik der Aufklärung, das hat uns der Hr. Verf. nicht gegeben. Für diese Zeit ist er am kürzesten und es genügt ihm meistens z. B. p. 447. nur zu sagen, dafs ein bestimmtes Dogma „bei den Naturalisten und Freidenkern in der engl., franz. und deutschen Kirche Widerspruch fand, ja von ihnen selbst entschieden verworfen wurde." Wer sich nur etwas mit der Literatur der Aufklärung, mit ihren Beiträgen, Museen, Magazinen, Bibliotheken und Encyklopädien beschäftigt hat, wird freilich wissen, wie ermüdend und langweilig ihr Studium für den Anfang ist, aber auch welche Schätze, welche wahrhaft philosophischen Principien in ihren altfränkischen Schranken verborgen sind. Und hält man dagegen das gequälte, schiele und schiefe Wesen ihrer gleichzeitigen theologischen Gegner, die auch nicht einen einzigen der verständigen Einwürfe widerlegt, die ihren Feind nachher nur vergessen, nicht überwunden haben, so braucht man kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, dafs die Führer der Aufklärung mit einer blofsen Chronik nicht einmal zufrieden sein werden, dafs sie mit ihren ungeschwächten Truppen das Lager der sorglosen Theologen wieder überfallen werden. In der Erinnerung der Gegenwart werden sie wieder auferstehen, aber verklärt, von unnützem Ballast befreit, stärker und gefährlicher. Die Waffen, welche jene Zeit geschmiedet hat, haben wohl einige Rostflecken bekommen, aber ihre Schärfe nicht verloren.

Kürzer noch als die Aufklärung behandelt der Herr Verf. die dogmatische Stellung derjenigen, die er die Neuevangelischen nennt. Von ihnen sagt er nur (z. B. p. 474., 476.), sie folgen dem symbolischen Lehrbegriff oder suchen ihn wieder herzustellen; wie sie das aber versuchen, davon schweigt er gänzlich, als ob es eine ausgemachte Sache sei, dafs sie mit ihren Versuchen, die doch jedenfalls in Argumentationen, Beweisen u. s. w. bestehen, mit dem Symbol übereinstimmten. Der Hr. Verf. scheint noch gar nicht geahndet zu haben, dafs es auch nicht einen einzigen Punkt giebt, in welchem die neuere gläubige Theologie mit den Symbolen Eins ist. Welche grofse und schwierige Aufgabe, die eines besondern Studiums würdig ist, hat dem Hrn. Verf. jene unschuldige Gutmüthigkeit erspart. Möge er doch auch nur Eine gläubige Dogmatik der neueren Zeit nennen, die mit dem symbolischen Lehrbegriff wirklich im Einklang wäre. So sehr wird er sich doch nicht in die Vorstellung verlaufen haben, dafs es nur auf die Meinung ankäme, weil es überall nur Meinungen gäbe, dafs es also auch nur auf die Meinung mancher Theologen, die sie von ihrer Einheit mit dem Kirchenglauben haben, ankomme. Die Hauptsache ist doch wohl vielmehr die Entwicklung, Darstellung, Begründung, durch welche die gemeinte Sache oft genug eine andere wird. Hätte er sich nur die Mühe gegeben, diese Begründungen, wie sie auf dem Standpunkt der gläubigen Theologie versucht werden, genauer anzusehen, er hätte nicht nur die Kluft bemerken müssen, die sie von dem Symbol trennt, er hätte auch bemerkt, wie aufgeklärte Vorstellungen die ganze neuere gläubige Theologie durchziehen und ihre Behauptungen in das Gegentheil dessen, was sie meint, umkehren. Auch den Vortheil hätte der Verfasser aus diesem Studium ziehen können, und das wäre kein geringer gewesen, dafs er doch eingesehen hätte, wozu denn die ganze Geschichte diente, die das Dogma von der Reformation an bis jetzt durchlaufen hat. Bewegen sich um das Dogma noch lebendige Gegensätze, so kann man nicht wie er die laue Vorstellung fassen, dafs es hin ist, ohne dafs man weifs, wohin.

(Der Beschlufs folgt.)

XXII.

Index librorum Manuscriptorum et impressorum, quibus Bibliotheca Regia Berolinensis aucta est Anno MDCCCXXXVI. 353 *S.* 8. *max.*

Die grofse Bedeutsamkeit der theologischen Bestrebungen John Durie's, in einer durch vielfältige kirchliche Zerwürfnifs aufgeregten Zeit, vermittelnd und ausgleichend einzuschreiten und Frieden zu bringen, wäre kein unwürdiger Gegenstand für den Fleifs eines Kirchenhistorikers, denn die älteren Vorarbeiten von J. C. Coler, A. W. Boehm, und C. Jesper Benzel möchten dem heutigen Stande der Wissenschaft kaum mehr genügen. Allein es haben doch wenigstens die Genannten, anderer zu geschweigen, den John Durie der Beachtung gewürdigt und ihn monographischer Bearbeitung werth gehalten — während er den Literarhistorikern und namentlich den Bibliographen fast unbekannt geblieben ist und kaum von irgend einem genannt wird, ein gleiches Schicksal theilend mit dem hochverdienten Verfasser des Philobiblion, welches Buch in der Geschichte der Bibliographie eine bedeutende Stelle einnehmen mufs. Die grofse Seltenheit des Durie'schen Büchleins, auf welches im fünften Stücke des „Briefwechsels der Gelehrten" als einer *Rarität* aufmerksam gemacht wird, welchem, beiläufig erwähnt, eine für jene Zeit werthvolle Beschreibung der Wolfenbüttler Bibliothek aus der Feder des Kanzlers Joh. Schwarzkopf (zuerst 1649 erschienen) beigefügt ist — diese Seltenheit, wie gesagt, ist ein hinreichender Entschuldigungsgrund für die Unbekanntschaft mit der: The reformed school: and the reformed librarie-Keeper by John Durie. London, 1651. XVImo (89. 4. u. 31 S.). Die Darlegung der Wichtigkeit des äufserlich winzigen Büchleins bleibt natürlich anderer Zeit und anderem Orte vorbehalten, für den nächst vorliegenden Zweck ist seiner deshalb zu gedenken, weil hier *zuerst* unseres Wissens *der Gedanke der Zweckmäfsigkeit und Nützlichkeit der Bekanntmachung von Accessionscatalogen öffentlicher Bibliotheken* in einer Weise ausgesprochen ist, dafs wir uns kaum enthalten können, die ganze betreffende Stelle (S. 21) abzuschreiben; wodurch aber wiederum andererseits der Verfasser gewissermafsen beeinträchtigt würde, denn nicht minder wichtig ist, was er sagt, von den Vorstudien des Bibliothekars, seiner Ausbildung für gedeihliche Verwaltung des Amts, dem Ideal brauchbarer Cataloge, den Pflichtexemplaren, dem Ankauf u. a. m. Jenseits des Canals verabsäumte man nun auch in der That nicht, den, freilich vorausgeschickten Catalogen grofser öffentlicher Bibliotheken, namentlich was Handschriften anbetrifft, von Zeit zu Zeit, ergänzende Accessionscataloge hinzuzufügen, und noch unlängst gaben die Trustees des britischen Museums und der Schwesteranstalten den im Druck erschienenen General-report to the King in Council from the honourable board of Commissioners on the public record. — Bekanntlich veranlafste die Behörde unseres Staats, seit dem Jahre 1835 ein Aehnliches und die Vorstände der öffentlichen Bibliotheken zögerten nicht, sich des ihnen gewordenen Auftrages zu entledigen. Der Zweck des Geschäftes und die Art und Weise, wie demselben genügt wurde, besprachen diese Blätter zu jener Zeit (Jahrb. f. w. K. 1836. Nr. 103.), es wäre überflüssig, dort Gesprochenes zu wiederholen. Seit jener Zeit war man bemüht, das Begonnene fortzuführen, obgleich sich allerdings nicht läugnen läfst, dafs das Unternehmen im Publico weniger Anklang gefunden hat, als zu erwarten stand. — Der eben ausgegebene Accessionscatalog der Berliner Bibliothek ist, Dank der nie ermüdenden Munificenz des Monarchen, zu einem bedeutenden Volumen angewachsen, eben das wird sein verspätetes Erscheinen vollgültigst entschuldigen, da ja das Einarbeiten und Catalogisiren des schwer zu bewältigenden, über Gebühr grofsen Stoffs, der Arbeit für den Druck vorangehen mufste, die laufenden, stets zunehmenden Geschäfte keine Störung erleiden durften, die Mühseligkeiten endlich des beschränkten und in gewissen Disciplinen knapp und kümmerlich zugemessenen Raumes — die Arbeit unglaublich erschweren und die möglichst grofse Nützlichkeit der erworbenen Schätze gar sehr beeinträchtigen. — Nicht weniger als zweihundert und achtzehn, meist sehr werthvolle *Handschriften*, zweihundert und neun chinesische Bücher und weit über dreizehntausend gedruckte Bücher bietet der mehr als vier und vierzig eng gedruckte Bogen starke Catalog. Er enthält auf Auktionen und vom Buchhändler Gekauftes, eingelieferte Verlagsartikel aus der gesammten Monarchie, werthvolle Geschenke und namentlich die, nach Anträgen des Vorstandes, von Sr. Majestät dem Könige der Anstalt überwiesenen Bibliotheken: von Nagler, Rudolphi und Wippel, also werthvolle Erwerbungen in den Gebieten der altdeutschen und altfranzösischen Literatur, in den Fächern der Zoologie, Anatomie und Physiologie und für vaterländische, zunächst märkische Geschichte Einiges; endlich aber die höchst bedeutenden Gegenstände des W. von Humboldtschen Legats, welche, dem Urtheile Sachkundiger zufolge, die Berliner linguistischen Schätze zu seltener Vollständigkeit und Vortrefflichkeit erhoben haben. Es wäre natürlich in jeder Weise durchaus ungenügend, etwa besonders wichtig Erscheinendes in einer oder der anderen Disciplin hier namhaft zu machen, da eben der Werth des Inhalts *dieses* Jahrganges vornemlich in der ergänzenden Vollständigkeit einiger, von den früheren Besitzern der erworbenen Sammlungen, besonders gepflegter Fächer und Wissenschaften bestehen möchte, und so genüge zum Schlufs dieser Anzeige, wie früher, die nüchterne statistische Notiz, über die in den folgenden, von der Behörde vorgeschriebenen, Abtheilungen, jedesmal vorhandenen Nummern: Hist. litter. 400, Theologia 1075, Jurispr. mit Einflufs der Oecon. publ., Technol., Oecon. 1266, Doctr. medica 3802, Scientiae naturales 1279, philosophia et paedagogice 454, Mathesis, Astronomia, Architectura, Scientia bellica 301, Historia 2714, Philologia, Archaeologia 465, Aesthetica, Linguistica, Linguae Africae, Asiae, Insularum Australium, Americae 86, Linguae Europae 100, Ars 279, Opera varii argumenti, Programmata 429.

G. Friedlaender.

№ 35.

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Dr. Wilhelm Münscher's Lehrbuch der christlichen Dogmengeschichte mit Belegen aus den Quellenschriften u. s. w. versehen von Dr. Daniel von Coelln.

(Schlufs.)

Es hängt an ihm noch ein Interesse, wenn um es noch gekämpft wird, und zeigt sich nun gar, dafs die Gegensätze, die sich zwei Jahrhunderte lang bestritten haben, sich immer mehr einander mitgetheilt, sich gegenseitig durchdrungen haben, bis sie endlich, wie in der neueren gläubigen Theologie, in eine wenn auch äufserliche Einheit zusammengefahren sind, so ist die Aufgabe des Geschichtschreibers, nach dem Zweck dieser Bewegung zu suchen, so leicht zu lösen, wie das einfachste Rechenexempel. Der Zweck wird eben kein andrer gewesen sein, als der, dafs der Gegensatz des Positiven und der Aufklärung auf Einen Boden zusammenging, auf den Boden des Denkens. In der gläubigen Theologie ist diese Einheit noch nicht die selbstbewufste und erst wo der Gegensatz in der Einheit des Selbstbewufstseins ringt, also im wirklichen Denken, da wird er sein Ziel erreicht haben und dieses Ziel wird auch der Zweck gewesen sein, der der bisherigen geschichtlichen Bewegung des Dogma gesetzt ist.

Aber auf dieses philosophische Denken über die Dogmen ist der Hr. Verf. nicht gut zu sprechen. In der Vorrede (p. VIII.) bemerkt er, dafs er auch den Einflufs der philosophischen Schulen berücksichtigen müsse, „weil in ihm die letzten Quellen liegen, aus denen die theologischen Richtungen nach den verschiedenen Seiten hin hervorgingen". Diefs Berücksichtigen bleibt aber erstlich beim blofsen Erwähnen stehen. Der Geschichte der einzelnen Glaubenslehren hat der Hr. Verf. eine besondere Abtheilung vorangeschickt, welche von der Abfassung der symbolischen Schriften handelt. Offenbar trieb dazu den Verf. das Bedürfnifs nach einem allgemeinen Ausgangspunkt, nach einer festen Grundlage aller folgenden Bildungen, die er in den einzelnen Dogmen aufzählt. Aber so hat er nur halb dem Einzelnen den Boden gegeben, aus dem es hervorwachsen kann, der Boden ist zu schmal, als dafs Alles Folgende darauf stehen könnte! Die aufsersymbolische Fortbildung des Dogma gewährt den Anblick, als ob es blos von dem symbolischen Brett, auf das es bisher geleimt war, herabfiel oder herabgestofsen wurde. Aber von wem, durch welche Mittel, sagt der Hr. Verf. nicht, man müfste es denn als hinreichende Antwort annehmen, wenn er die Freidenker, Naturalisten u. s. w. als schuldigen Theil nennt. Folgten aber die Theologen bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ihrem kirchlichen Symbol, so stellte die Welt jetzt auch ihr Symbol auf, dessen Entstehungsgeschichte der Hr. Verf. nicht mit Stillschweigen hätte übergehen sollen, da diefs Symbol bald genug auch in die kirchliche Theologie verpflanzt wurde und die Anhänger des Alten so gewaltig an sich fesselte, dafs sie Anfangs alle Qualen, die mit dem Dienst unter einer zwiefachen Herrschaft verbunden sind, empfinden mufsten, bis sie allmählig ihre alte Schlachtordnung verliefsen und dem neuen Feldzeichen folgten. Eine Theologie, die nicht dem philosophischen Commandowort folgte, die ihr oberstes Princip nicht in einem bestimmten philosophischen System hätte, giebt es seitdem nicht mehr. Wir sagten oben, der Herr Verf. beschriebe von der Schlacht, die nun zwei Jahrhunderte schon dauert und noch in hellen Flammen steht, wie oft die Gegner sich um dieses oder jenes Dorf geschlagen hätten. Aber den Geist des Feldherren, der den Plan des Ganzen leitet, der den Plan ordnet und frei übersieht, hat er nicht gefafst, bis zu diesem Mittelpunkte ist er nicht vorgedrungen. Er hört einzelne Commandoworte, aber dunkel, zerstük-

kelt, ihr Zusammenhang wird ihm vom Lärm des Ganzen unterbrochen und zerstückelt und da muſs er sie natürlich miſsverstehn.

In dieser Verwirrung vergeht dem Hrn. Verf. immer Hören und Sehen, wenn er zum Schluſs der Laufbahn kommt, die jedes einzelne Dogma zurückgelegt hat, und nun die philosophischen „Ausdeutungen" berichtet. Diese gelten ihm nur als „subjektive Ansichten Einzelner, deren Meinungen häufig in dialektischer Darstellung das Paradoxe zu verbergen suchen" (p. VIII.). Aus Schellings und Hegels Systemen vernimmt er nur einen „materialistischen Atheismus" (p. 279.), Schellings Lehre von der Weltschöpfung ist ihm eine „dunkle" (p. 359.) und während ihm an dem Einen Ende die Geschichte der Dogmen im Dunkel ausläuft, muſs sein unglückliches Bewuſstsein ein Spiel der Ausdeutungen entdecken, die „sich mit der Aufrichtigkeit der Theologie nicht vertragen" (p. 342.). Das Unglück, am Ende des sonst so harmlosen Schauspiels nur Dunkel und in dessen Geheimniſs ein trügerisches Spiel zu finden, übermannt den Hrn. Verf. so, daſs es ihn fast sprachlos macht; denn nur eine gelähmte Zunge möchte sich wohl in einer Warnung Luft machen, wie die ist, wenn der Hr. Verf. sagt: „diese (von der Trinitätslehre war die Rede) diese speculativen Deutungen sind auch dann (!) wenn sich ihr Sinn nicht zu weit von christlich-religiösen Begriffen entfernte, am wenigsten (!) statthaft."

Armer Verfasser! Nicht nur das Dogma ist am Ende seines Laufes erschöpft und muſs noch zu guter Letzt, wo seiner gepreſsten Lunge doch einige Ruhe zu gönnen wäre, noch ärger als zuvor von philosophischen Marterinstrumenten gequält werden, du muſst dich nun auch noch unglücklich fühlen, daſs dein geschichtlicher Blick sich noch zuletzt in das Dunkel der philosophischen Lehre verlieren muſs, „die sich der Theologie unserer Tage bemächtigt hat" (p. 358.) Freilich, wer zwei Jahrhunderte, wie die beiden letzten zu beschreiben unternimmt und nicht ahndet, worauf es mit ihnen abgesehen war und welcher Geist sie von Anfang an leitete und bestimmte, muſs zuletzt vom Resultate erschreckt werden. Da bleibt ihm nur die weibische Warnung übrig, ja nicht das philosophische Denken über die Dogmen zu gestatten, denn wenn es am christlichsten scheine, sei es am wenigsten statthaft. Der allgemeine Theil, den der Herr Verfasser der Geschichte der einzelnen Dogmen vorangeschickt hat, umfaſst also zu wenig. Nicht nur die Entstehungsgeschichte des kirchlichen Symbols hätte er berichten und wie er mit der Reformation thut, aus den vorhergehenden Zuständen erklärlich machen sollen, sondern auch die Reaktion gegen den kirchlichen Lehrbegriff, wie sie zuerst vom Deismus und Naturalismus ausging, wie sie in das speculative Denken überging und hier zum Begreifen wurde, also aus der Negation sich in wirkliche Wiederherstellung vollendete, hätte ihre Darstellung und Erklärung finden müssen. Dann würde aber auch die ganze Anlage des Werks eine andere, die einzig angemessene und natürliche geworden sein. Denn dieses Zerfetzen eines geschichtlichen Ganzen in äuſserliche Rubriken macht ein Geschichtswerk zu einem Lexikon, welches nur die verschiedenen Bedeutungen, in welchen ein Wort wie Gnade, Erlösung u. s. w. von den Leuten gebraucht worden ist, aufzählt. Der geringste Versuch, die einzelnen Richtungen in ihrer allgemeinen Bedeutung zu fassen, sie zu charakterisiren würde diese äuſserliche Methode beseitigt haben. Denn sollte eine solche Charakteristik nicht unbestimmt bleiben, so muſste das Wesen der einzelnen Richtungen zugleich an ihrer Bestimmtheit und an ihrer besonderen Auffassung der Dogmen deutlich gemacht werden. Das heiſst aber nicht, daſs statt der Striemen, in welche der Hr. Verf. die Geschichte von drei Jahrhunderten der Länge nach zerschneidet, nun einfache parallele Querlinien entstehen würden, daſs in gleich eintöniger Wiederholung auf der Grundlinie jeder einzelnen Richtung ihre vollständige Dogmatik gegeben würde. Vielmehr ist in jeder einzelnen Richtung gemäſs ihrem Grundprincip immer ein besondres Dogma der Mittelpunkt ihrer Thätigkeit und ihres Kampfes; dieser Mittelpunkt ist aus ihrem Princip zu rekonstruiren und die anderen einzelnen Dogmen kommen nur in Betracht, so weit sie von der Natur des Mittelpunkts berührt und zu einer eigenthümlichen Stellung zusammengefaſst werden. Nur diese Methode wird die Langeweile und das Geistlose des Lexikalischen und des äuſserlich Synchronistischen glücklich vermeiden.

Uebrigens bemerkt noch Ref., daſs seine Polemik keineswegs persönlich auf den Herrn. Verf. gerichtet ist, um ihn aus dem Traum von der „Nützlichkeit und Wissenschaftlichkeit" seines Unternehmens zu

wecken. Das möchte eben so vergeblich wie zu hart gegen einen Unschuldigen sein, wenn man unschuldig den nennen kann, der durch die Schuld eines Ganzen in seine Fehler geräth. Aber den Zustand einer Theologie, die dem Verfasser eines solchen Werkes die Ueberzeugung von der Wissenschaftlichkeit und vom Zeitgemäfsen desselben so ungestört lassen konnte, mufs man unerträglich finden und soviel jeder kann durch den Gedanken des Besseren beunruhigen.

B. Bauer. Lic.

XXIII.

Geographie des Herodot, vorzugsweise aus dem Schriftsteller selbst dargestellt von Hermann **Bobrik**, *nebst einem Atlas von zehn Karten. Königsberg* 1838. 8. *S. X. und* 269.

Bei der Beurtheilung dieses neuesten Werkes über einen Gegenstand, welcher wie die herodoteische Geographie schon so oft behandelt worden ist und die Talente der ausgezeichnetsten Gelehrten nicht nur Deutschlands, sondern auch von Frankreich und England beschäftigt hat, kommt es vornehmlich auf den Standpunkt an, welchen sich der neuere Bearbeiter bei seinem Werke gewählt hat, und es spricht sich der Verf. auch in der Vorrede darüber ganz bestimmt aus. Indem derselbe sich schon früher mit einigen kleinern Arbeiten über die herodoteische Geographie beschäftigte, kam er bald zu der Ueberzeugung, dafs solche Monographien allein keine Sicherheit und Festigkeit in der alten Geographie hervorrufen könnten, denn es liege in der Natur der Sache, dafs einer altgeographischen Monographie immer die Vollständigkeit und Abgeschlossenheit abgehen müsse, weil weder jedem Forscher alle Hülfsmittel zu Gebote ständen, noch auch von ihm alles auf den besondern Gegenstand bezügliche durchgearbeitet werden könnte. Darum erschien es ihm am rathsamsten, statt in Hunderten von Folianten nach zerstreuten Notizen zu suchen, aus jedem Schriftsteller dasjenige als ein für allemal aufgeschichtetes Material zu sammeln, was er für die Geographie leistet. Der Verf. erkennt dies allerdings selbst für eine Tagelöhnerarbeit an, welche überdies ohne die strengste Redlichkeit nichts werth sein würde, auch ist ihm bei einer solchen Arbeit nicht entgangen, dafs es nicht blos darauf ankomme das Material in seinen Einzelnheiten aufzusammeln, sondern dafs dasselbe auch mit Rücksicht auf die Gesammtanschauung des zu behandelnden Autors von den gröfsern oder kleinern Länderräumen aufzufassen sei. Als die beiden Hauptgesichtspunkte bei diesem Werke über Herodot ergaben sich also dem Verf. einmal auf einigen Bogen gesammelt und geordnet das zu liefern, was Herodot für die alte Geographie gewährt, und dann das Verständnifs dieses Materials, unabhängig von unserer Erkenntnifs der Sache, nach dessen Anschauungsweise zu geben. Unstreitig ist es auch lange Zeit hindurch eine unglückliche Behandlungsweise der alten Geographie gewesen, dafs man die oft wenig zusammenhängenden Nachrichten der Alten dem jedesmaligen Zustande der Geographie der neuern Zeit anzupassen suchte und dadurch Irrthümer auf Irrthümer häufte, bis mit dem Erwachen der Kritik auf diesem Gebiete erst das Bewufstsein darüber aufging, dafs man die geographischen Systeme der Alten in ihrer historischen Entwikkelung nicht blos unter sich selbst, sondern auch von denen der neuern Zeit zu unterscheiden habe. Dafs alle die verschiedenen, uns oft seltsam vorkommenden Angaben der Alten zunächst aus ihrem eigenen System von der Erde überhaupt oder von ihren Haupttheilen zu erklären seien, ehe man daran geht, sie dem Standpunkt der zur Zeit gültigen Geographie anzupassen, zumal wenn letztere selbst sich noch nicht zu einer wissenschaftlichen Gestalt emporgeschwungen hat, ist heut zu Tage schon genugsam anerkannt worden, als dafs es nöthig wäre noch darauf hinzuweisen. Des bekannten Engländers, James Rennell, sonst gewifs sehr verdienstvolles Werk über das geographische System Herodot's leidet allerdings daran, dafs er seines Autors Nachrichten überall unterbringen will und dadurch willkührlich verfährt, und alte und neue Irrthümer durcheinander wirrt, so dafs eine wahre Erkenntnifs weder rücksichtlich des Alterthums noch der neuern Zeit daraus hervorgeht.

Demnach hat sich der Verf. bei der Sichtung des geographischen Materiales im Herodot der Vergleichung mit neuerer Geographie gänzlich enthalten, da bei der Sicherung irgend eines Verhältnisses Herodots Bericht allein nicht entscheiden kann, vielmehr die Vergleichung sämmtlicher Quellen anzuwenden ist. Als Hauptsache galt dem Verf. überall nur den Herodot mit

sich selbst in Einklang zu bringen, und in so fern ist auch sein Fleifs und seine Sorgfalt bei einer Arbeit, welche wegen des sie beherrschenden Princips immer etwas trockenes mit sich führen mufs, gewifs anzuerkennen. Denn was die Behandlungsweise betrifft, so hat der Verf. gewöhnlich Herodot's Nachrichten einfach zusammengestellt, und ohne auf eine Widerlegung früherer Ansichten einzugehen, nur, wie er sich selbst ausdrückt, den unumstöfslichsten oder wenigstens wahrscheinlichsten Schlufs daraus zu ziehen gesucht. Aber dies möchte grade ein schwieriger und streitiger Punkt sein. Ref. ist gewifs von dem verdienstlichen der vorliegenden Arbeit am meisten überzeugt und hält es auch im Interesse der wissenschaftlichen Thätigkeit für sehr wünschenswerth, das geographische Material bei andern wichtigen Geographen des Alterthums so vollständig und systematisch gesichtet und geordnet zu sehen, aber es steht doch auch in einem gewissen Verhältnifs zu uns und unserm Wissen, und kann, auch unbeschadet der Beziehung auf die Anschauungsweise des zu behandelnden Autors, nur durch unser Bewufstsein und unsere Erkenntnifs gerechtfertigt und in seiner wahren Bedeutung anerkannt werden. Dafs die Angaben Herodot's, um nicht ein blofses Namen- und Sachregister zu bekommen, auch erklärt werden müssen, wenn schon nur aus seinem eigenen System, giebt der Verf. selbst zu, aber bei dem Fragmentarischen von vielen jener Angaben reicht das nicht aus, und ruft das Bedürfnifs hervor zur neuern wissenschaftlichen Geographie seine Zuflucht zu nehmen, wenn auch weniger um zu erkennen, was Herodot habe berichten wollen, als vielmehr um die Lücken in seiner Kenntnifs aufzufassen und die Ursachen von manchen seiner Irrthümer sich klar zu machen. Solche Bezugnahme auf die wissenschaftliche Geographie oder unser Verhältnifs zu dem, was Herodot von der Erde und ihren Bewohnern wufste, ist noch immer etwas anderes, als Herodot's Angabe nach irrigen geographischen Vorstellungen zu erklären oder daraus erst selbst eine Geographie zu erbauen. So sind z. B. die sich offenbar widersprechenden Nachrichten über den Flufs Araxes ohne weiteres an den bezüglichen Orten mitgetheilt, ohne dafs hier, wie es bei einigen andern Punkten geschehen ist, etwas zur Erklärung zugefügt wäre, weil nehmlich die Worte des Autors weiter keine verschiedene Auffassung zulassen. Gewifs hätte dadurch das Ganze mehr Leben bekommen und hätte leichter übersehen lassen, wie weit sich Herodot's sichere Kenntnifs erstreckte, wo es dann allmählich schwankend wurde, und wo endlich ein völliges Dunkel eintrat. So ist es unter andern klar, dafs die ganze Osthälfte der Hochebenen von Iran oder die Länder der heutigen Afghanen dem Herodot, welcher auf seinen Reisen durch das Innere von Asien nur bis zur medischen Hauptstadt Ecbatana gekommen zu sein scheint, wenig bekannt war trotz dem, dafs die indischen Gebiete bei ihm zum erstenmale so bestimmt hervortreten. Dort lagen aber verschiedene von den zwanzig Satrapien des alten Perser-Reiches, wie sich dies aus vielfachen Andeutungen Herodots selbst ergiebt, obschon auch alle Einzelnheiten bei ihm sich nicht deuten lassen. Uebertrieben ist es daher gewifs, wenn der Verf. S. 178 bemerkt, dafs sich über jene Satrapien fast gar nichts Sicheres gewinnen lasse, und dafs man schon zufrieden sein müsse, wenn man nur ein Bild zu entwerfen vermöge, das Herodot's Angaben wenigstens in keinem Punkte widerspreche. Gewifs wird aber durch das Hervorheben der gleichsam negativen Seite der Geographie jenes Autors die positive Seite derselben immer bestimmter und sicherer hervortreten und wird sowohl sein eigenes System immer klarer erkennen lassen, als auch die Bedeutung seiner Nachrichten für unsere Erkenntnifs immer fruchtbarer machen.

Indessen abgesehen von dieser Einseitigkeit, welche sich nach des Ref. Dafürhalten auch von dem Standpunkte des Verf. aus wohl leicht hätte vermeiden lassen, bleibt die Arbeit desselben immer höchst schätzbar und wird sich bei wissenschaftlichen Arbeiten in diesem Gebiete sicher von dem gröfsten Nutzen erweisen. Was nun näher den Gang der Arbeit im Einzelnen betrifft, so ist nach einigen Vorbemerkungen über Herodot's Ansicht vom Weltsystem und über die Erde im Allgemeinen gleich mit der Darstellung des herodoteischen Europa der Anfang gemacht, indem auch bei der Eintheilung der Erdoberfläche die Anschauung jenes Autors zum Grunde gelegt und also das europäische Gebiet über einen grofsen Theil von unserm Asien ausgedehnt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Geographie des Herodot, vorzugsweise aus dem Schriftsteller selbst dargestellt von Hermann Bobrik.

(Schlufs.)

Der Verf. hat dabei die löbliche Regel befolgt, alle Eigennamen und andere Wörter, auf deren Bezeichnung im Herodot es ankommt, in griechischer Schrift und Sprache wieder zu geben, so dafs sich also der richtige Gebrauch der Namen daraus leicht entnehmen läfst. Auch sind an den wichtigsten Punkten kleinere Abschnitte des Textes als loci classici abgedruckt worden, und nicht minder die hin und wieder vorkommenden Verse, welche von historisch-geographischer Bedeutung sind, in die Arbeit mit aufgenommen. Die betreffenden Citate sind überall sorgfältig auch bei den unbedeutendsten Namen und Sachen zugefügt. Der Verf. hat sich aber nicht blos damit begnügt das geographische Material zu sammeln und die ethnographischen Nachrichten Herodot's davon auszuschliefsen, sondern er hat auch die Beschreibung ihrer Sitten und Gebräuche zum Theil mit hineingezogen, weil manche Schilderungen der alten Völker noch jetzt ihre Anwendung finden sollten und also zur Erkennung von Völkerschaften wirklich nothwendig wären oder es werden könnten. Gegen die Ausführung dieser Sache wird sich wohl nichts einwenden lassen, obschon bekanntlich das Princip derselben sehr mifslich ist, und leider bis jetzt zu weit mehr Irrthümern in der Identificirung ganz fremdartiger Völker Veranlassung gegeben als es die Erkenntnifs gefördert hat. Mit dem Lande Hellas beginnt die specielle Darstellung von Europa, und der Verf. fängt mit dem Südende an, indem er allmählig von Süden nach Norden fortschreitet. Schwerlich kannte Herodot irgend ein Land der Erde so genau als wie diesen Hauptschauplatz des Kampfes zwischen den Hellenen und Persern, und seine Beschreibungen der vornehmsten Lokalitäten desselben sind im Durchschnitt die trefflichsten und naturgemäfsesten von allen, die uns aus dem Alterthume überliefert sind. Doch mufs man gestehen, dafs hier bei der einfachen Aneinanderreihung seiner Berichte, wo auch überdies sein eigentliches System wenig in Betracht kommt, die Vorzüge jenes Autors nicht so an's Licht treten, als wenn hier auf das Verhältnifs jener Angaben zu unserer Erkenntnifs Rücksicht genommen wäre. Nordwärts von dem hellenischen Gebiete folgen die Länder der thracischen und illyrischen Völker in dem auch uns fast noch ganz unbekannten Gebirgsgebiet zwischen dem Pontus und dem Adria-Meere. Diese Gebirgsmasse war der Grenzstein der Kenntnifs für die Griechen gegen Norden, wenn gleich Herodot doch noch so viel von dem grofsen Ister-Strom und den ihm angelagerten Landschaften zu berichten wufste. Ob Herodot von dem Innern jener Landschaften etwas wufste oder in wie weit er etwas wufste, erhellt nicht aus der Darstellung des Verf., wenn gleich beiläufig von dem alten Geographen des Orbelus-Gebirges erwähnt wird, also unter einem Namen, der in der Zeit nach Alexander dort dominirend hervortritt. Der Verf. hat diesen Umstand weiter nicht berührt, noch auch jenen Namen in das hinten angefügte Register aufgenommen.

Gegen Nordosten wendet sich der Verf. sodann zu dem Lande der Scythen, über dessen Gestaltung nach der etwas schwierigen Darstellung Herodot's er sich genauer ausläfst, und wobei man ihm im Ganzen wohl beipflichten mufs. Zugleich schliefst sich daran die Schilderung der Völkerwelt, welche, auf den heutigen Grenzmarken von Europa und Asien gelegen, in Verbindung mit jener scythischen Welt, so vielfach den Scharfsinn der Historiker und Ethnographen in Anspruch genommen und zur Aufbauung von Völkersystemen Veranlassung gegeben hat, von denen hier na-

türlich nicht die Rede sein kann. Bei Asien treten dann als die beiden Hauptpunkte hervor die allgemeine Gestaltung und der Bau des Erdtheiles, worüber sich Herodot ziemlich klar und bestimmt ausspricht, und die Vertheilung desselben an die neunzehn grofsen Satrapien des Perser-Reiches, dessen zwanzigste, das Land Aegypten, von Herodot zwar zu Libyen, aber sonst wohl im Alterthum nicht mit Unrecht zu Asien gerechnet wurde. Das nicht persische Asien oder die Länder Indiens und Arabiens bilden die Schlufsparthie von Asien. Bei Libyen hat der Verf. zwar in den Gebieten des Nil alle wichtigen Nachrichten sorgfältig gesammelt, aber mit Recht unterlassen alles beizubringen, was Herodot vornehmlich über das ägyptische Land mit solcher Ausführlichkeit berichtet. Die Nachrichten über die Wüsten und die Oasenreihen der Westhälfte des nördlichen Africa beschliefsen sodann die ganze Arbeit, deren Brauchbarkeit durch ein reiches Register aller Namen und Sachen noch vermehrt wird. Durch eine schöne äufsere Ausstattung empfiehlt sich dies Werk, und der dazu gehörige kleine Atlas von zwölf Karten, die aufser den allgemeinen Uebersichten auch einige kleinere Skizzen wie über das Schlachtfeld von Plataeae und über die Stadt und den Hafen von Samos enthalten, gewährt eine treffliche Erläuterung des herodoteischen Textes nach des Verf. Auffassung, und giebt den besten Beleg für sein Interesse an dieser Arbeit.

Ferdinand Müller.

XXIV.

Physiografiska Sällskapets Tidskrift. Lund* 1837. 1*sta* *Häftet*, 96 *S. gr.* 8*vo*, *med* 1 *planche;* 2*dra* *h. S.* 97—192, *med* 3 *plancher* 1838; 3*dje* *h. S.* 193—289, *med* 1 *planch. Pris à häftet* 36 *sk. Banko.

Wenn es ohne Zweifel überhaupt zu dem Zwecke wissenschaftlicher Blätter gehört, über neue werthvolle wissenschaftliche Zeitschriften gleich nach ihrem Entstehen zu berichten, um bei Zeiten zur Verbreitung des Guten mit zu wirken; so hält sich Referent um so mehr zu einer Hinweisung auf die eben genannte für verpflichtet, je weniger die grofse Masse der zu besprechenden literarischen Erscheinungen es den meisten Literatur-Zeitungen, und namentlich unseren Jahrbüchern, gestattet, auf dergleichen Sammlungen von kleinen Schriften verschiedener Verfasser und gemischten Inhaltes wiederholt zurückzukommen.

Die bekannte und zahlreiche physiographische Gesellschaft zu Lund, welche fast in allen Ländern Europas Mitglieder zählt und deren eigentliche Wirksamkeit zwar nie eigentlich geruht, aber doch seit längerer Zeit keinen Beweis hiervon bekannt gemacht hat, ist nunmehr durch das Zusammentreffen mehrerer glücklichen Umstände in den Stand gesetzt worden, auch diesen Wunsch zu erfüllen.

Unter diesen günstigen Umständen wird zuerst die ausgezeichnete Freigebigkeit genannt, mit welcher der Wortführer der Gesellschaft, der Oberst-Kammerjunker Freiherr Gyllenkrok auf mehr als eine Weise den Zweck derselben befördert hat. Zugleich hat der Universitäts-Buchhändler Herr Gleerup in der uneigennützigen Absicht, diesen Zweck der Gesellschaft zu unterstützen, sich dem Verlage ihrer Arbeiten unterzogen.

Da sich die Gesellschaft auf diese Weise in den Stand gesetzt sieht, ihre Schriften herauszugeben, so hat sie beschlossen, dieselben dem Publikum in einer Zeitschrift, in Heften von ungefähr sechs Bogen, vorzulegen. Vier dergleichen Hefte sollen einen Band ausmachen; und es ist der Wunsch der Gesellschaft, dafs jährlich ein solcher Band herauskommen solle.

In diese Zeitschrift, deren erste drei Hefte dem Referenten vorliegen, werden hauptsächlich solche Original-Abhandlungen aufgenommen, welche bei den Zusammenkünften der Gesellschaft vorgelesen worden sind. Hierbei wird in dem (von der Redaction beigefügten) Vorworte erinnert, dafs entfernt wohnende Mitglieder der Gesellschaft, oder Freunde der Wissenschaft, welche Beiträge zu dieser Zeitschrift zu liefern gesonnen sind, ihre Abhandlungen blos nach Lund an den Secretair der physiographischen Gesellschaft, oder an ein anderes dort wohnendes Mitglied derselben, einzuschicken brauchen: wo dieselben alsdann unverzüglich in der Gesellschaft verlesen, und hiernach in die Zeitschrift aufgenommen werden sollen. Dänische und norwegische Abhandlungen, welche eingeliefert werden, sollen in der Originalsprache aufgenommen werden.

Aufserdem werden bisweilen auch literarische Notizen verschiedener Art, und besonders Anzeigen von

neueren wichtigen Arbeiten in den Wissenschaften, welche in das Bereich der Gesellschaft gehören, zur Aufnahme gelangen. Auch Uebersichten der Literatur und Geschichte dieser Wissenschaften werden neben Original-Abhandlungen ihren Platz finden.

Die physiographische Gesellschaft beschäftigt sich allerdings, ihrem Namen und ihren Statuten gemäfs, hauptsächlich mit den Naturwissenschaften, mit Inbegriff der physikalisch-mathematischen; aber sie betrachtet auch Forschungen in andern Zweigen des menschlichen Wissens nicht als ihr fremd, besonders wenn dieselben geeignet sind, über irgend einen Theil ihres eigentlichen Gebietes Licht zu verbreiten.

Mit der Mehrzahl der Hefte sollen auch eine oder mehrere lithographirte Tafeln ausgegeben werden, um solche Gegenstände anschaulich zu machen, welche ohne Beihülfe dieser Art schwerer verständlich bleiben würden. Da aber die Platten die Kosten bedeutend erhöhen, so wird man hiermit natürlich, der Erklärung der Redaction gemäfs, so sparsam wie möglich zu Werke gehen.

Ueberall und in jeder Beziehung soll die Schreibweise der Verfasser genau beibehalten werden; und die am Orte selbst wohnenden Mitarbeiter sollen (was sehr zu loben ist!) beim Drucke die Correctur ihrer eigenen Abhandlungen selbst besorgen. Für entfernt Wohnende wird dieselbe, dafern nicht der Einsender besonders darüber verfügt hat, durch den von der Gesellschaft erwählten Redactionsausschufs besorgt. — Der Ueberschrift jeder einzelnen Abhandlung ist auch die Angabe des Tages beigefügt, an welchem dieselbe in der Gesellschaft verlesen worden ist.

Zur Beurtheilung des Gehaltes dieser Zeitschrift, der man, wie überhaupt den Arbeiten der meist so tüchtigen schwedischen Naturforscher, ein herzliches Willkommen zurufen mufs, wird es am besten sein, die Titel der einzelnen Abhandlungen, welche die drei ersten dem Referenten bis jetzt zugekommenen Hefte bringen, hier anzuführen und denselben einige beiläufige Bemerkungen beizufügen.

1tes Heft.

I. *Vermischte Bemerkungen über die Verbreitung der Gewächse im Allgemeinen und über das Verhalten der Vegetation in* [der Provinz] *Bleking insbesondere; von M. Ed. Lindblom.* S. 1—9. Die in den Vetensk. Akad. Handl. för 1830., S. 243, angeführte Fragaria elatior ist nicht die sonst unter diesem Namen bekannte Art, sondern Fr. calycina Lois., welche sich eben so zu Fr. collina verhält, wie die wirkliche Fr. elatior zu der gewöhnlichen Fr. vesca. Die dort genannte Prunus insititia ist vollkommen specifisch verschieden von Pr. fruticans Weihe, welche bestimmt zu Pr. spinosa gehört. Unter die ausgezeichneten Gewächse aus der Zahl der Schwämme gehören Mylitta venosa und Phycomyces splendens Fr. — II. *Beobachtungen über die Pulsation der Venae pulmonales; von N. H. Lovén.* S. 10—15. Die Untersuchungen, welche der Verf. bereits im Jahre 1832. über die Respirations-Organe der Säugethiere anstellte, liefsen ihn wahrnehmen: dafs unter gewissen Umständen die Pulsation in den Venae cavae und V. pulmonales noch stattfinden kann, wenngleich die Zusammenziehungen in der Vorkammer des Herzens bereits allmählich unmerklich geworden sind und zuletzt schon auf längere Zwischenräume ganz ausbleiben. Diefs hier als blofse Andeutung. Eine Uebersetzung der ganzen Abhandlung wird wohl ohnehin bald Aufnahme in irgend einer anatomisch-physiologischen Zeitschrift finden. — III. *Ueber die Anwendbarkeit des braunen Blei-Superoxyd zu trocknen electrischen Säulen;**) *von Munck of Rosenschöld.* S. 15—19. — IV. *Vergleich zwischen Intervallen und Logarithmen; von demselben.* S. 19—27. — V. *Ueber die Krätz-Milbe (Acarus scabiei) von C. J. Sundevall.* S. 28—36. Pl. I., Figur 1—12. Der Verf. hat seine Abhandlung ohne Benutzung der Original-Arbeiten von Raspail und Albin Gras abfassen müssen, dafür aber Vergleichungen des Thieres mit anderen Gattungs-Verwandten angestellt, worunter eine neue Art, A. pygoceros, von ihm in Indien auf einem Vogel (Gracula rosea) gefunden wurde. Hierzu Pl. I. Figur 13. — VI. *Ueber die Bestimmung des Schwerpunktes bei einem dichten Körper, welcher durch die Bewegung eines Theils von einem regulären Vierecke um den Radius des dasselbe umschreibenden, oder von ihm umschriebenen Kreises entsteht; von A. W. Ekelund.* S. 37—43. Hierzu gehören 2 mathematische Figuren auf Tafel 1. — VII. *Einige Erläuterungen zu Pytheas's Fragmenten über Thule; von S. Nilsson.* S. 44—53. Durch ge-

*) Staplar. Das Wort Stapel bedeutet Gestell, Gerüst, Unterlage, Stapel etc.

naue Vergleichung dessen was Pytheas theils über die Naturprodukte, theils über die Einwohner des von ihm erwähnten Thule, über deren Ackerbau u. dgl. sagt, gelangt der Verfasser zu der Ueberzeugung, in welcher ihn auch ein paar Angaben des Plinius bestärken: dafs Pytheas unter jenem Lande, dessen Deutung nach den heutigen Eintheilungen und Benennungen der politischen Geographie bisher so verschiedenartig ausgefallen ist, kein anderes gemeint haben könne, als die skandinavische Halbinsel. — VIII. *Vögel aus der Umgegend von Calcutta, gesammelt und beschrieben von C. J. Sundevall.* S. 51—96. Diese Arbeit, deren Fortsetzung in dem 2ten Hefte folgt und in dem 3ten schliefst, ist von allen in dieser Zeitschrift gegebenen eben so die reichhaltigste wie die ausführlichste. Zuerst giebt Herr Sundevall, der durch die Gewogenheit des Oberst-Kammerjunker Baron Gyllenkrok im Jahre 1828. Gelegenheit erhielt, Indien zu besuchen, eine kurze Beschreibung jener Gegend von Bengalen, in welcher er sich etwas über 3 Monate (von Anfang Februar bis beinahe zur Mitte Mai) aufhielt; dann folgt eine beschreibende Aufzählung der von ihm selbst dort gefundenen und erlegten Vögel, welche gegenwärtig in der Sammlung des Baron Gyllenkrok stehen: wobei er die von ihm in den Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1835. bekannt gemachte systematische Anordnung befolgt. Er giebt überall gute specifische Kennzeichen von jeder aufgeführten Art; von unvollständig bekannten oder ganz neuen werden ausführlichere obwohl gedrängte Beschreibungen geliefert. Indem wir von letzteren hier blofs die Namen mittheilen können, müssen wir uns im übrigen aus Mangel an Raum auf die Versicherung beschränken: dafs diese Abhandlung, wegen ihres Reichthums an Beobachtungen aller Art, und an vielfachen Berichtigungen der Angaben, oder Ansichten anderer Schriftsteller, für die Ornithologie in jeder Beziehung von hoher Wichtigkeit ist. Namentlich gilt dies von den Bemerkungen über den Einflufs des Klimas für die Lehre von der Verbreitung der Vögel, und zwar auch weit mehr, als man von vorn herein vermuthen sollte, für die Verbreitung derjenigen, welche zur Fauna unsers Welttheils gehören. Wir wollen daher ihre Lesung und Benutzung hiermit allen Ornithologen angelegentlichst empfohlen haben. Neue Arten sind Ceblapyris lugubris Sundev.; Muscicapa Sannio S., zu dem Genus Rhipidura Vig. gehörig; Acanthiza trochiloides S.; A. arrogans S.

2tes Heft.

IX. *Ueber die sibirische Rhabarber; von J. H. Forshäll.* S. 97—101. Der hohe Preis der Rhabarber im Droguerie-Handel, und der bedeutende Bedarf derselben, veranlafsten bei dem Verfasser den Wunsch, den Anbau derselben in Schweden (auf seinem Gute in einem Thale West-Gothlands) zu versuchen. Es gelang ihm mit grofser Mühe, sich hierzu aus dem Garten des Kaiserlichen Lustschlosses Pawlowsk bei Petersburg einige Körner Saamen von einer Rhabarbersorte zu verschaffen, welche ihm als die beste bezeichnet wurde, und welche er zu der unter den verschiedenen Namen Rheum russicum, Rh. moscoviticum, Rh. sibiricum, Rh. indicum verstandenen Art rechnet. *) Der Erfolg übertraf noch bei Weitem seine Erwartungen. Die von ihm gezogenen Wurzeln, zu deren Anbau er die nöthigen Anweisungen giebt, wurden hinsichtlich ihrer medizinischen Wirkung von mehreren Aerzten und Apothekern der besten ausländischen (der sogenannten Kaiser-Rhabarber) in jeder Beziehung gleichgestellt; der Ertrag davon aber, den freilich eine Concurrenz im Anbau bald verringern würde, war enorm. Die Einnahme von dem damit bebauten Flecke Land belief sich auf jährlich drei Reichsbankthaler (also ungefähr eben so viel süddeutsche Gulden) für jede □ Elle. Das Beispiel verdient also wohl Nachahmung, und es würde der Mühe lohnen, ein gröfseres Publikum darauf aufmerksam zu machen. — X. *Ueber die tropischen Winde von C. J. Sundevall.* S. 102—124; mit einer Charte (Pl. 2.)

*) Bekanntlich bezeichnet nur der letzte Name das Vaterland der Pflanze; mit den übrigen hat es gleiche Bewandnifs, wie mit der Benennung „russischer Thee". Sie rühren davon her, weil sie durch eine russische und bucharische Handlungs-Compagnie über Kiächta aus der chinesischen Tartarei und den angrenzenden Bergländern nach Europa eingeführt werden.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 37.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Physiografiska Sällskapets Tidskrift.

(Schluſs).

Eine ausführliche und sehr fleiſsige Abhandlung, welche zeigt, daſs der Verfasser zugleich nicht blos in der eigentlichen Physik zu Hause, sondern auch in der Anwendung der nöthigen mathematischen und algebraischen Hülfsmittel wohl bewandert ist. — XI. *Ueber den Niederschlag des Quecksilbers in cylindrischen Glasröhren, in Folge von Molecular-Attraction*; *von A. W. Ekelund.* S. 125—131. — XII. *Beschreibung einer Cyclopen-Monstrosität von einem Lamme*; *von M. H. Lovén.* S. 131—137, Pl. 3. Ein einfacher Kopf, sonst ziemlich von der gewöhnlichen Form, mit blos rudimentärer, von einem Fleischwulst umgebener Nase, mit Einer groſsen, mitten stehenden, bedeutend quer gezogenen Augenöffnung, welche deutlich zwei getrennte Regenbogenhäute und Pupillen, erstere dicht neben einander und nach oben zu einander etwas zugeneigt, zeigt. Alles ist anatomisch genau untersucht, mit Darstellung des Gehirns etc. — XIII. *Notizen, aufgezeichnet auf einem botanischen Ausfluge in die Scheeren* [Felsenriffe] *von Bohuslän, im Jahre* 1835.; *von John E. Areschoug.* S. 138—153. Die Gegend besitzt manche seltene, oder wegen Verbreitung und Standort interessante Landpflanzen: z. B. Sorbus Aria, Digitalis purpurea, Ilex aquifolium, Pisum maritimum etc.; reicher ist sie an Algen und anderen Wassergewächsen. — XIV. *Ueber einen bis jetzt wenig bekannten irländischen Geographen, des 9ten Jahrhunderts*; *von H. Reuterdahl.* S. 150—160. Sein Name ist Dicuil; schätzbare Fragmente von ihm finden sich in Handschriften auf der Pariser Bibliothek. Er hat aber, gleich Andern, den Miſsgriff begangen, die Insel Island für das Thule der Alten zu halten. — XV. *Vögel von Calcutta etc. von Sundevall.* S. 161—192. Als neue Arten werden aufgeführt: Cuculus ejulans S., dem europäischen nahe kommend, aber die Stimme auch nicht im entferntesten ähnlich; Falco peregrinator S., mit illuminirter Abbildung (auf Pl. 4.). Nicht bei Calcutta gefunden, sondern auf dem Meere zwischen Ceylon und Sumatra, ungefähr 70 Meilen vom nächsten Lande entfernt, von einer Segelstange herabgeschossen. Er ist dem Wanderfalken ähnlich, aber doch wohl mit dem Verfasser, welcher mit den Erfahrungen über den Einfluſs des Klima wohl vertraut ist, als specifisch verschieden zu betrachten.

3tes Heft.

XVI. *Vögel von Calcutta etc.*; *von Sundevall.* S. 193—222. Unter die, meist das hohe Meer bewohnenden Seevögel, die während der Reise angetroffen wurden, gehört auch eine neue Art von Tölpeln, Dysporus cyanops S., aus den Aequatorialgegenden des atlantischen Oceans. (Tafel 4 zeigt eine Abbildung des jüngeren, noch nicht ganz ausgefärbten Vogels.) Neben der ausführlichen äuſseren und anatomischen Beschreibung ist auch eine diagnostische Aufzählung der übrigen Arten, nebst Bemerkung über deren geographische Verbreitung, gegeben. — Referent bedauert, nicht wenigstens einen Theil der sehr interessanten Beobachtungen des Herrn Sundevall über die Lebensart vieler der erwähnten Vögel geben zu können. Die Zahl aller aufgeführten beträgt 106. — XVII. *Bruchstücke der Beschreibung einer Reise in Norwegen im Jahre* 1837; *von Al. Ed. Lindblom.* S. 223-282. Allerhand geographische, topographische, mineralogische und historische, besonders aber botanische Bemerkungen und Untersuchungen, die eben so unterhaltend, als wissenschaftlich anziehend, aber nicht zu einem Auszuge für unsere Anzeige geeignet sind. Das Ganze zerfällt in 2 Abtheilungen: 1tens Anmerkungen in Bezug auf den Alpenzug Dovrefjeld; 2tens Ein Besuch in Romsdalen. — XVIII. *Anmerkungen zu*

den trigonometrischen Tabellen; von C. J. D. Hill; mit einem Zusatze der Redaction. S. 283—285. Die gewöhnlichen Tabellen liefern blos 7 Decimalstellen; oft aber ist man in dem Fall, deren mehr zu bedürfen; und zuweilen kann man sich veranlafst finden, an der Richtigkeit einer oder der andern Ziffer in denen, welche man eben zur Hand hat, zu zweifeln. Für diesen Fall giebt der Verfasser Formeln an, welche von grofsem Nutzen sein können. — XIX. *Verzeichnifs der in Schonen, besonders bei und um Landskrona anzutreffenden Fische; von N. O. Schagerström*. S. 286—289. Von dieser Abhandlung, welche mit den weichflossigen Grätenfischen beginnt, erhalten wir, da die Bogenzahl des Heftes bereits voll war, blofs den Anfang: die Aufzählung einiger lachsartigen, worunter eine ausführliche Beschreibung von Coregonus fera Nilss.

Papier, Druck und Lithographie sind, wie überhaupt bei den neueren schwedischen Büchern, recht gut, und zeigen abermals, dafs man sich in Schweden hinsichtlich der Ausstattung von Druckwerken in neuerer Zeit von den Officinen des Auslandes nicht übertreffen lassen will.

Gloger.

XXV.

Europa und der Orient. Verschiedene Auffassung der türkischen Frage. Von Friedrich Ludwig Lindner. Stuttgart, Metzler'sche Buchhandlung. 1839. 171 *S.* 8.

Schriftstellerisches Talent im politischen Gebiet ist uns Deutschen sparsam ausgetheilt, oder, wenn dasselbe nicht fehlt, so fehlt ihm doch meistens die Gelegenheit, sich in seiner vollen Entwicklung zu zeigen. Leibnitz, in früherer Zeit, ist ein hohes Beispiel der letztern Art, nur war sein Werth und Verdienst grade in dieser Richtung durch den Undank und Stumpfsinn der Nation fast ganz in Dunkel und Vergessenheit gesunken, und erst in unsern Tagen, durch den glücklichen Eifer des Dr. Guhrauer, sind die politischen Denkschriften an das Licht gezogen worden, welche durch Inhalt wie durch Darstellung und Sprache für ihre Zeit, und noch heute in vielem Betracht, auf höchster Stufe stehen. In unsern Tagen hat fast der einzige Gentz, durch besondere Gunst des Geschickes, welches seinen Fähigkeiten die entsprechenden Aufgaben nicht fehlen liefs, als politischer Schriftsteller seine volle Blüthe erreicht und ist in politischer Beredsamkeit ein unübertroffenes Muster geworden; aber auch ihm drohte schon die Vergessenheit des Undanks und der noch gröfseren Unkunde — wenigstens in der deutschen Litteratur — und wir haben daher die zu seinem würdigen Denkmal von Dr. Schlesier gesammelten Schriften doppelt willkommen zu heifsen. Gewifs können wir noch manche, und zum Theil berühmte Namen aufzählen, welchen wir für das politische Gebiet schriftstellerisches Talent in hohem Grade zusprechen müssen, wir erinnern an Liebenstein, an den trefflichen, mit Blick und Ausdruck reichbegabten Oelsner, ferner an Görres, Rotteck, Gans, Wangenheim, Hegewisch; — aber dürfen wir von irgend einem dieser Talente sagen, dafs sie zur vollen Entfaltung ihrer Kräfte, zur wahren Darstellung ihres Inhaltes gelangt sind? —

Diese Frage müssen wir auch für den Autor verneinen, der, nach langem Schweigen, durch vorliegende Schrift wieder auf dem politischen Gebiet erscheint, wo wir ihn, was Fähigkeit und Begabung betrifft, ganz unzweifelhaft in den ersten Rang zu stellen haben. Lindner hat in früherer Behandlung mannigfacher politischen Gegenstände, unter den mifslichsten Bedingungen und in den schwierigsten Formen, die kunstreichste Geschicklichkeit bewiesen, besonders wird seine Selbstvertheidigung gegen diplomatische Verunglimpfung — in seinen „Geheimen Papieren" — immer als ein Meisterstück gelten müssen. Allein der Boden, wo sein Talent zu voller Reife und Ausbreitung hätte gelangen können, ist ihm nicht dargeboten worden, zu einer Stellung und Wirksamkeit, wie Gentz in seiner Art sie erlangt, hat Lindnern seine Richtung nicht zu führen vermocht; er mufs sich damit trösten, in einem Gebiete, dem die nationale Beschaffenheit den Raum von jeher eng beschränkt hat, noch so merkwürdige und bedeutende Möglichkeiten dargethan zu haben.

Die Ungunst unsrer deutschen Verhältnisse für politische Schriftstellerei wollen wir nicht gradezu als ein Uebel anklagen; gewifs hängen mit diesem, in manchen Augenblicken allerdings empfindlichen und sogar demüthigenden Mangel entschiedene Vortheile zusammen, deren wir stillschweigend geniefsen, und

die wir, sollten sie uns entrissen werden, doch noch weniger missen möchten, als manchen Vorzug, den wir den Andern jetzt beneiden. Aber als Thatsache müssen wir jene Ungunst eingestehen, und indem wir sie klar in's Auge fassen, wird unser Urtheil über viele Gegenstände sich billig mäfsigen, und von falschen Forderungen und Versuchen ablenken, insofern die Einsicht in einen Mangel schon als der Beginn des Ersatzes dafür zu betrachten ist.

Auch die vorliegende Schrift giebt mittelbar von diesem Zustande der Dinge Zeugnifs. Denn, wiewohl an deutschen Stoffen der politischen Erörterung kein Mangel ist, und ein Mann wie Lindner gewifs dabei manches mitzusprechen versucht sein müfste, so ist es vielmehr der entlegenste, für Deutschland fremdeste Gegenstand, auf den er sich wirft, die sogenannte orientalische Frage, bei welcher bis jetzt am stärksten von Seiten Rufslands und Englands eine Betheiligung hervortritt, und selbst hier nimmt er nicht aus deutschem Standpunkt und eigner Ansicht das Wort, sondern schickt die Schrift eines Franzosen voran, um ihr die Bemerkungen anzuschliefsen, zu denen sie Gelegenheit giebt, und auch diese Bemerkungen giebt er in der möglichst unverfänglichen und neutralen Form, in der eines Gesprächs, wo die Meinungen gegen einander hin und her schwanken, und die eigne des Autors nur noch mit feinem Geiste, nicht aber mit groben Händen zu greifen ist. Entlegnen Stoff wählte auch Gentz bisweilen, wo der nahe zu schwierig dünkte, und so haben wir von ihm kein Werk über die Auflösung des deutschen Reiches oder die Stiftung des Rheinbundes, wohl aber eines über den Krieg zwischen Spanien und England; in der Hauptsache machte diefs aber wenig Unterschied, immer war es das Unrechtmäfsige und Gewaltsame der französischen Staatsführung, was er bestritt, und das eine wie das andere Beispiel konnte diesem Zwecke dienen. Der Deutsche wird auch diefsmal, der Unergiebigkeit müde, welche mit der öffentlichen Besprechung seiner nächsten Anliegen zur Zeit noch verbunden ist, dem gewandten Darsteller gern zur Betrachtung der entferntern Weltfrage folgen, wohl wissend, dafs zuletzt doch keine solche entschieden wird, ohne dafs Deutschland einen Rückstofs davon empfindet. Was aber die Vermittlung der Ansichten durch die Gesprächsform betrifft, so kann der Leser nur dankbar dafür sein, dafs dem Gegenstande der Reiz und die Haltung solcher höheren Kunst gewidmet worden.

Bei dem Aufsatze von Armand Lefebvre, „Frankreichs Politik in Bezug auf die Angelegenheiten des Orients" betitelt, dürfen wir uns nicht lange aufhalten. Lindner hat ihn aus der *Revue des deux Mondes* frei übersetzt, einer Zeitschrift, welcher man beimifst, öfters den Sinn des französischen Ministeriums auszusprechen. Der Standpunkt eines Franzosen ist hier ganz nach der alten Schule festgehalten, und noch ziemlich derselbe, wie zu Ludwigs des Vierzehnten und wie zu Napoleon's Zeiten. Der Nationaleitelkeit dünken alle Ansprüche gerecht, alle Einrichtungen zulässig, bei welchen sie sich befriedigt fühlt. Vom wirklichen Rechte ist dabei nicht die Rede, ja selbst nicht von der tieferen politischen Zuständigkeit und dem wahren Besten des eignen Landes, deren reife Erwägung vielleicht oft als verwerflich zeigte, was jener Eitelkeit schmeichelt. Selbstsüchtig darf jede Politik sein, innerhalb gegebner Gränzen mufs sie es sogar; wir werden es daher auch dem Franzosen nicht verdenken, ausschliefslich den Vortheil Frankreichs im Auge zu haben; dem Engländer gestehen wir dieses Recht schon immer zu, und er übt es mit trockner Derbheit und schneidender Schärfe von jeher gelassen aus; bei dem Franzosen aber stellen sich neben den wirklichen Interessen auch hohle Phrasen voran, und diese machen das politische Raisonnement eines Pradt, Chateaubriand, und Andrer dieser Art, oft so widerlich. Wir finden dieses Gebrechen auch bei Hrn. Armand Lefebvre, und weniger sind es die offnen Erklärungen, dafs Frankreich das linke Rheinufer wieder haben müsse, die uns verletzen, als vielmehr die herkömmliche Ziererei mit Gesinnungen und Fürsorgen, die das Wohl der Menschheit und die allgemeine Bildung zu vertreten sich anmafsen. An solcher Ausschmükkung leidet auch unsre Schrift keinen Mangel, der eigentlich politische Inhalt aber dreht sich in einem schon bekannten Kreise verschiedenartiger Annahmen, denen keine neue Seite abgewonnen ist, und wenn hier die französische wirkliche Politik zum Theil mitausgedrückt worden, so müssen wir gestehen, diese in ihren Anlagen nicht für sonderlich neu noch eigen und tief halten zu können. Der Inbegriff derselben heifst: Wir wollen uns mit derjenigen Macht verbinden und derjenigen Macht allenfalls dienen, welche uns den

meisten Länderzuwachs verspricht. Dafs hierbei die Möglichkeit einer Verbindung Frankreichs mit Rufsland angenommen wird, ist auch keine grofse Kühnheit, sondern geschieht auf altem betretnen Wege, wobei nur die Widersprüche, in welche jener Weg jetzt mehr als sonst unvermeidlich führen mufs, übersehen oder leichthin beseitigt werden.

Ernster und wichtiger ist für uns das Lindner'sche Gespräch, welches auch den gröfseren Theil der Schrift ausmacht. Er führt einen Deutschen Willibald und einen Nordamerikaner Wilson redend ein, und hat den Stoff in beide Rollen so glücklich und fein vertheilt, dafs jede Meinung, wie diefs der dialogischen Dichtung geziemt, ihre volle Gebühr und Vertretung findet, keine Seite absichtlich verkürzt oder verdunkelt wird, und bei dieser unpartheiischen Gerechtigkeit des Autors bisweilen schwer zu errathen sein mag, auf welche Seite er persönlich hinneigt. Es darf uns daher nicht befremden, bisweilen auch dem Amerikaner in den Mund gelegt zu finden, was eigentlich unserm Landsmanne näher zu stehen scheint; die Reinheit und Bildung des Ausdrucks können bei dieser Verlegung nur gewonnen haben.

Der Verfasser wünscht, dafs sein Gespräch nicht aus einzelnen Sätzen, sondern nach seinem Zusammenhange beurtheilt werden möge, denn Einheit und Verbindung der besprochenen Gegenstände seien in der Tiefe wohl vorhanden, wenn auch nicht immer auf der Oberfläche offenbar und leicht aufzufinden. Wir glauben in der That nicht, dafs es leicht sei, die eigne Ansicht des Verfassers aus dem Vorliegenden in wenige gedrängte Sätze zusammenzufassen; er hat aber wohlgethan, statt der schliefslichen Ausbeute, uns die ganze Fülle politischer Thatsachen, Einsichten, Bemerkungen und Verknüpfungen zu geben; denn alle diese Vorstellungen auch nur in Bewegung gesetzt zu haben, ist schon Gewinn, und diesen mag jeder Leser nach Bedürfnifs und Kräften sehr verschieden herausziehen. Wer keinen Ertrag findet, der mag sich nur selber die Schuld beimessen, denn hier ist wahrlich der ganze Kursus heutiger Staatsanliegen auf geistreiche Weise durchgemacht!

Den Tagespartheien ist Lindner von jeher fremd gewesen; er hat sich nie an bodenlosen Luftgebilden erfreut, nie revolutionaire, blind oppositionelle Richtungen befolgt, nie um erdichteter Interessen willen die wirklichen aufser Acht gelassen; ihm war die Politik nie ein Gemisch von Abstraktionen, sondern das Ineinanderwirken leibhaftigen Lebens, seinen Erörterungen lagen Länder- und Volksgestalten, vorhandene Staatsgebilde stets zum Grunde. Seine konservative Gesinnung, früher auf süddeutsche Interessen fast gewaltsam beschränkt, zeigte sich als allgemein deutsche bei Gelegenheit des preufsischen Zollvereins, den er durch eine auch an höchsten Orten mit Beifall aufgenommene Schrift in helles Licht setzte. Die konservative Richtung ist auch in diesem Gespräch vorherrschend; vom Bestehenden wird überall ausgegangen, die Rechte und Interessen der Staaten werden in ihrer Wesenheit aufgefafst; den Zusammenhang so grofser Beziehungen, die sich in einer Staatsregierung vereinigt finden, will er nicht kleinlich angesehen wissen. Freisinnig, dem Entwicklungsgange der heutigen Welt angehörig, ein Freund repräsentativer Verfassung, mifst er doch keineswegs die Staaten nach äufsern Formen, deren Zweck er auch durch andre Mittel erreichbar sieht. Und so geschieht es denn, dafs wir unsern Autor, dem man bisher dergleichen nicht zugetraut, aufrichtig und ernstlich auf der Seite derjenigen Regierungen finden, die, wie Oesterreich und Rufsland, dem zeitgeistigen Freisinn wenig Zuneigung einflöfsen konnten.

Diesmal ist es doch vorzugsweise Rufsland, dessen Verhältnisse und Ansprüche mit billigem Eingehen gewürdigt werden. Die Aufgaben, welche diesem Reiche gestellt sind, den Gang, welchen dasselbe in seiner Entwicklung befolgt, die neuen Betheiligungen, die ihm unvermeidlich zuwachsen, betrachtet unser Autor mit freiem Ueberblick, und hält sich, anstatt an kleinliche Zufälligkeiten, an die grofsen wesentlichen Züge. Das Bild, das sich hiernach sowohl von dem innern Geiste Rufslands als auch insbesondre von dem Geiste seiner Politik ergiebt, ist sehr vortheilhaft, und die Thatsachen, auf die es gegründet wird, lassen sich nicht in Abrede stellen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Europa und der Orient. Verschiedene Auffassung der türkischen Frage. Von Friedrich Ludwig Lindner.

(Schlufs.)

Unser Autor theilt nicht die allgemeine Besorgnifs wegen der zunehmenden Uebermacht Rufslands, er sieht besonders in der Ausdehnung nach Süden nicht die grofse Gefahr; ja er möchte die Absichten dorthin, welche man dem russischen Kabinet seit langer Zeit immerfort beimifst, gar nicht vorhanden glauben, Der Verfall des türkischen Reiches, meint er, werde allerdings neue Einschreitung herbeinöthigen, allein diese könne mit den Interessen andrer Mächte in Einklang gebracht werden, die orientalische Frage lasse eine friedliche Lösung zu. Es werden Vorschläge gemacht, die Interessen der Politik in neuen organischen Bildungen gegen einander auszugleichen.

Die Sprache unsres Autors würde Verdacht erregen, und wir in seinem Amerikaner fast einen russischen Wortführer vor uns zu haben glauben, zeigte sich nicht sonst in jeder Weise eine völlige Unabhängigkeit. Von den wahren Forderungen unsrer Zeit läfst er keine fallen, sie sind alle wach und rege bei ihm. Die wunden Zustände, an welchen Europa leidet, berührt er insgesammt mit wenn auch nur flüchtiger, doch scharfer Andeutung. Das Wort über die Kölner Sache ist durchaus treffend. Unerwartet ist die Wendung, mit der die Sache Hannovers erwähnt wird, nur scheint dabei das Thatsächliche doch irrig aufgefafst. Manches andre Geistige, fast unscheinbar eingestreut, erhebt die Färbung des Ganzen; z. B. dafs das Geheimnifs der Politik — in der Richtung wohin die Natur der Dinge strebt, den Ereignissen nachzuhelfen — nicht eins mit dem Geheimnifs der Diplomatie sei, sondern oft nur eines für sie! —

Können wir in Betreff der Hauptsache, die hier verhandelt worden, dem Verfasser grofsentheils zustimmen, und uns auf dieselbe Seite stellen, welche er — nicht aus persönlicher Lust, sondern aus triftigen Sachgründen — gewählt, so müssen wir doch bemerken, dafs unsres Bedünkens die sogenannte orientalische Frage im gegenwärtigen Augenblicke mit einem für ihre Wichtigkeit, und besonders für ihre Dringlichkeit, ganz unverhältnifsmäfsigen Lärm besprochen wird. Der für Europa zunächst wichtige Theil der Frage ist bereits thatsächlich in voller Entscheidung begriffen, und es hilft nichts, dies abzuläugnen. Die Vollendung wird von den Umständen abhängen, und es scheint nicht, dafs irgend eine Staatsklugheit diese zu beherrschen im Stande sei. Der Augenblick, wo Konstantinopel vollends aufhören wird türkisch zu sein, dürfte auch gar keinen so auffallenden Abschnitt in den allgemeinen Verhältnissen bilden, als man uns glauben machen will. Die Interessen, welche man am wesentlichsten dabei gefährdet meint, werden vielleicht am wenigsten durch die Veränderung gestört, wohl gar in der Folge sich gefördert finden. Auch können wir die hastige Besorgnifs, welche in der türkischen Frage sogleich die ostindische mitbegriffen sehen will, ganz und gar nicht theilen. Die Unruhe dieserhalb scheint mehr im Publikum, als in den Kabinetten selbst; und grade die Aufmerksamkeit, welche diese letztern dem Gegenstande unläugbar widmen, vermindert durch Klarheit der Einsicht die Spannung. In England, wo die Staatsverwaltung jede, auch die grundlose Volksmeinung bis zu einem gewissen Grade berücksichtigen mufs, wird das Kabinet die orientalische Frage nicht leicht nehmen dürfen, aber die Erörterung grade, welche im brittischen Parlamente gründlich zu erwarten steht, wird den ganzen Gegenstand, wenn wir abrechnen was er den Widersachern der Verwaltung, zum möglichen Vorwurfe gegen diese, gelten soll, in minderem Gewichte zeigen, und keinesfalls einen so drin-

genden, grofse Entscheidungen unmittelbar drohenden Werth, wie dies in öffentlichen Blättern geschieht, damit verknüpfen lassen.

Doch wir halten hier inne, da es unsres Ortes nicht ist, über die politischen Interessen selber abzusprechen, sondern wir, unsern Verhältnissen gemäfs, uns gern bescheiden, nur darüber zu urtheilen, wie solche litterarisch behandelt worden, in welchem Betracht wir denn die vorliegende Schrift wegen ihrer mafsvollen Haltung, ihres durchaus guten Tons, und ihrer feinen Darstellung nur zu rühmen haben.

K. A. Varnhagen v. Ense.

XXVI.

Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde, von Dr. Ludwig Hugo Franz v. Jagemann, Grofsherzogl. Badischem Amtmanne in Heidelberg. Frankfurt am Main, Verlag von G. F. Kettembeil. 1838. *XXXII. u.* 772 *S.* 8. *mit Einschlufs des Sachregisters.*

Wenn in unserer Zeit so oft aufmerksam gemacht worden ist, dafs die Theorie müsse praktischer, die Praxis theoretischer werden, d. h. es müsse der zwischen beiden bestehende nothwendige Zusammenhang anerkannt und dieses Anerkenntnifs an die Stelle der Behauptung eines Widerspruches oder mindestens einer Trennung gesetzt werden, so verdient jedes redliche Bestreben, auf dieses Ziel hinzuarbeiten, schon an sich Beachtung und Beifall, sollte es auch nicht einmal überall sich so vortheilhaft ankündigen, wie das vorliegende Werk. Was das Verhältnifs von Theorie und Praxis in der Rechtswissenschaft betrifft, so soll hier nur so viel bemerkt werden, dafs es anerkannt theoretische Lehren von unmittelbar praktischer Richtung gebe — z. B. die dogmatischen und prozefsualen Lehren im Gegensatz zu den blos antiquarischen, nicht aber zu den geschichtlichen im weitern Sinn — und eben so eine Praxis, die wesentlich eine theoretische Seite hat und ihre wahrhafte Bestimmung nur auf Grundlage der Theorie erfüllt — z. B. alle eigentliche Rechtsanwendung, im Gegensatz der vielen sonstigen durch die Gerichtsorganisation und die Administration bedingten Geschäfte, welche dem praktischen Juristen obliegen. Bei diesen und jenen läfst sich nun eine Vermittelung denken, wodurch die nothwendig zu verbindenden beiden Seiten zu einem besondern Lehrgebäude, wenn auch nicht selbst wieder zur wissenschaftlichen Theorie — obschon man auch von einer Theorie der Praxis spricht — sondern zu einer *Kunde* erhoben werden, worunter wir ein Können, nicht den Grund einer Kenntnifs, eine Ausübung verstehen, die ihrer Gründe sich bewufst ist, und Rechenschaft von denselben zu geben vermag.

Es schien nöthig dieses vorauszuschicken, um einen richtigen Gesichtspunkt für die Beurtheilung des Werkes zu gewinnen und gewissermafsen den Verfasser gegen seine eigene Aeufserung in Schutz zu nehmen, selbst auf die Gefahr hin, ihn dadurch eines Widerspruches zu beschuldigen, als wenn er die Idee seines Werkes, wie sie in der Ausführung sich bekundet, nicht so klar ausgesprochen hätte. Er bemerkt in dem einleitenden Vorworte: „Man wird es immer für etwas Gewagtes ansehen, einen einzelnen, vom Baum der Wissenschaft losgerissenen Zweig selbstständig anpflanzen und grofs ziehen zu wollen. Denn während jedem Theile eines lebensfrischen Ganzen seine Nahrung und Förderung aus dem Mutterstamme gesichert ist, mufs er sich nun in Folge der Isolirung mit eignen Kräften zu erhalten und durch alle Schicksale einer Individualität emporzuarbeiten suchen." So richtig dieser abstrakte Satz ist, so sehr wäre es gefehlt, wollte man einen Plan verfolgen, der die hierin enthaltene Warnung aufser Acht liefse. Und diefs scheint der Fall hier zu sein, sofern man sich an die gleich folgende Erklärung hält: „Nichts Geringeres ist es — ich kann mir es nicht verhehlen — den Versuch einer *gerichtlichen Untersuchungskunde* in der hier beabsichtigten Weise, nämlich als *abgeschlossenes*, von der Theorie des Strafprozesses nicht unbedingt abhängiges, *auf eignen Grundsätzen errichtetes Lehrgebäude*, zu unternehmen". Ein richtiger Takt, und insbesondere die der Sache selbst immanente Nothwendigkeit haben aber nicht zugelassen, dafs der Verf. solchen vom wahren Ziel abführenden Plan verfolgt, oder wirklich versucht hätte, was er als seine Absicht — deren Bedenkliches ihm nicht entgangen ist — zu erkennen giebt. Seine erste Bemerkung über die Gefährlichkeit der Isolirung trifft nicht blos den Gegenstand dieses Werkes, sondern jede Monographie; aber, weit entfernt, dafs solche, dafs die besondere selbst-

ständige Behandlung eines Theiles oder Zweiges als eines Ganzen zu mifsbilligen wäre, ist sie vielmehr Bedürfnifs bei der Erweiterung der Wissenschaft, und Ausdehnung ihres Umfangs, und von nicht minderm Nutzen für den solchergestalt gepflegten Theil, wie für das Ganze. Ist nemlich diese Behandlung eine wissenschaftliche und organische, bringt sie das Vernünftige nicht von Aufsen heran, als sei es dem Gegenstande fremd, sondern zeigt sie dasselbe als ihm innewohnend auf, so wird sie auch nicht jenen Zusammenhang übersehen, und sich der Vortheile, welche dieser darbietet, berauben, nicht auf die hierin liegende Wahrheit Verzicht leisten, nicht zu einer Isolirung kommen, die in Form und Inhalt unwahr wäre. Um bei dem Bilde des Verfassers zu bleiben, ein einzelner von dem Baum losgerissener Zweig wird *als solcher* verdorren und der Pflege ohngeachtet nicht grofsgezogen werden können; aber er wird sich ausbilden, und wachsen und gedeihen, wenn ein von dem Leben des Stammes auf ihn übergegangener Lebenskeim mit in die Versetzung hinübergenommen und treu gehegt worden ist.

Im Gegentheil. Ein Werk dieser Art, isolirt und in ausschliefsender Selbstständigkeit weder wünschenswerth, noch selbst denkbar, steht in so naher Verbindung mit dem strafrechtlichen Verfahren, dafs es vielmehr als eine Seite desselben, und, jenes in seiner umfassendsten Bedeutung genommen, als mit unter demselben begriffen, zu betrachten ist, wie es auch zu dem Strafrechte eine ähnliche Beziehung nicht zu verleugnen vermag. Indem wir dieses mit Hinblick auf den Gegenstand dieser Erörterung näher zu zeigen versuchen, werfen wir gleich einen Blick auf Inhalt und Eintheilung des Buches, von welchem der Verfasser einen „Vorzug" hervorhebt, den er den äufsern Verhältnissen zuschreibt, in denen er steht: „dafs es unmittelbar aus dem Geschäftsleben, aus täglicher Erfahrung und beständiger Vergleichung der theoretischen Ansichten mit den Erscheinungen der Wirklichkeit hervorgegangen ist, so dafs wohl kein Satz darin vorkommt, der nicht erst die Probe der praktischen Anwendung bestanden hätte." Es spricht aber grade dieses für meine Ansicht, so wie die weitere Bemerkung: „Dieser Umstand ist aber auch Ursache vieler neuen, zum Theil in die Wissenschaft noch nicht eingeführten Behauptungen, wodurch ohne Zweifel manche Streitfrage angeregt werden wird." In *vier Büchern* wird gehandelt von der *Voruntersuchung*, von der *Behandlung der Untersuchungs-Gefangenen*, von den *Grundsätzen des Criminalverhörs* und von *Form, Ergänzung und Schlufs der Akten*. Jedes Buch hat mehrere Abtheilungen, welche in Abschnitte zerfallen, die wieder in §§. getheilt sind. Wir dürfen hier nicht weiter den gesammten *Inhalt* darlegen, müssen aber bemerken, wie z. B. gleich das erste Buch es zeigt, dafs es derjenige des Criminal-Prozesses, und beziehungsweise bei dem Abschnitte über Erhebung des Thatbestandes und den Gebrauch der zulässigen Mittel, auch des Strafrechts ist, welcher von der Seite dargestellt wird, wie er von dem Untersuchungsrichter theils vorgefunden und verfolgt, theils erst durch die Anwendung der Regeln im gegebenen Falle gestaltet wird, — Regeln, welche selbst entweder als gesetzliche, oder durch Wissenschaft und Praxis zu Tag gefördert, allmählig festgestellt und bereits ihre bestimmte Stelle in der eben auch auf diesen Elementen beruhenden Theorie haben, oder welche von dieser selbst und nothwendig, indem sie nur das allgemeine Princip mehr oder minder ausdrücklich angiebt, dem rechtlichen Ermessen, dem praktischen Sinn und dem sichern Takt des Rechtsgeschäftmannes, für den sie erst im besondern Falle und nach dessen Eigenthümlichkeit und Bedürfnifs eine Gestalt gewinnen, überlassen sind, wobei denn auch Rücksichten der Sitte und die Ansprüche der Zeit sich neben den Forderungen des strengen Rechts, nicht minder jede hiermit vereinbare individuelle Schonung geltend machen: eine anerkannte Wahrheit, die öfters ausgesprochen als befolgt erscheint, in welche aber mit den Theoretikern der neuern Zeit, die neuern Gesetzgebungen und Entwürfe, und die Mehrzahl der wissenschaftlichen Praktiker übereinstimmen. Begreiflicherweise darf man deren Zahl, und die Befolgung solcher bessern Methode, (die dem älteren einheimischen Criminal-Prozesse — wir meinen noch den bis zur zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — den furchtbaren Charakter benahm, welchen man ihm so oft zum Vorwurfe gemacht hat) nicht auf die wenigen Individuen, deren Ansichten und auf die Fälle, welche öffentlich vorgelegt sind, beschränken; — der Geist unserer ganzen Strafrechtspflege, die sich auch in und aus sich selbst reformirt und läutert, spricht für den Fortschritt. Aber es ist dankbar

anzuerkennen, wenn ein Praktiker wie Hr. v. Jagemann sich überall so würdig ausspricht, und gewifs auch ein Verdienst, das zunächst seinen Lohn in sich findet, wenn er in kritischen Fällen so, im Sinne einer höhern Gerechtigkeit gehandelt hat, wie es die zahlreichen, meist aus seiner eigenen Praxis entlehnten Beispiele lehren, die er zur Unterstützung seiner Methode und seiner Ansichten über die Pflichten des Inquirenten, auf objektiver Grundlage, anführt. Ist zwar bei diesen und den leitenden Principien hier und da etwas zu erinnern, erscheint Manches bedenklich und darf jedenfalls nicht Alles für Jeden gelten, wo auch die Individualität ihr Recht behauptet, so kann man doch nicht umhin, in den meisten Fällen und nicht blos deshalb beizutreten, weil ein günstiger Erfolg zur Bestätigung — wenigstens der Zweckmäfsigkeit dient. Oft möchten wir, um ein wahrhaftes Princip zu retten, sogar auf den Erfolg Verzicht leisten, der im besondern Falle hier leicht nur ein äufserlich Hinzutretendes ist. Des ersten Buches erste Abtheilung „Beginn der Untersuchung und Aufnahme des Thatbestandes" eröffnet eine Einleitung, „Standpunkt des Untersuchungsrichters im Allgemeinen," wobei es nicht als eine Ueberschätzung beurtheilt werden möge, wenn ein recht lebhaft von der Wichtigkeit seines Berufes Durchdrungener diese in einer Weise hervorhebt, welche Gelegenheit giebt, gar Manches ans Herz zu legen, was wenigstens eindringlicher, als von Andern, durch einen Richter selbst geschieht. Je mehr die Ausübung dieses Theiles der Rechtspflege unter Umständen ein gebieterisches herrisches Benehmen erfordert, das nur durch den Gehorsam gegen das Gesetz gerechtfertigt wird, welches über Allen, dem Angeschuldigten, den Verletzten, dem untersuchenden und dem urtheilenden Richter gleichmäfsig steht, und seine Objektivität behauptet, desto bestimmter mufs auch der Richter die Grenzen seiner Befugnifs kennen, welche nicht Schranke für ihn, sondern nur für die verwerfliche Willkühr sind, so dafs er im Gegentheil in solcher Anerkennung und einer Zucht, der er sich gewissenhaft unterwirft, alle Einflüsse der Subjektivität abweisend, seine Freiheit, sein Recht in seiner Pflicht findet. Es ist durchaus nicht wörtlich zu nehmen, oder es wäre alsdann nicht zuzugeben, was S. 4 gesagt wird: des Untersuchungsrichters Beruf sei *„die einzig unersetzbaren Güter, die köstlichen Vorrechte, in denen die Würde und Erhabenheit des Menschen sich ausprägen, mit eiserner Hand anzutasten."* Wenn das Unrecht erst ein zweites gegen das Recht ist, wenn die Strafe, welche dieses gegen jenes schützt und aufrecht erhält, als solche, als Uebung und Geltendmachung der Gerechtigkeit nicht ein Uebel, sondern ein Gut, und, wohlverstanden nicht nur für die Gesammtheit, sondern für den Schuldigen selbst ist, der in ihr sein Recht erfährt, warum sollte nicht vielmehr hiervon der Ausgangspunkt entnommen werden, um die Pflicht des Richters darein zu setzen, dafs grade jene Güter und Rechte (*Vor*rechte kann man hier wohl nicht sagen) geschützt und gewahrt werden? Dem Verf. schwebt dieser wahrhafte Gesichtspunkt vor, den er in einer Reihe concreter Beispiele in Betreff der Frage erörtert, „wann der Richter von Amtswegen einschreiten solle"; so mag es denn auch zulässig erscheinen, dafs er denselben von seiner Kehrseite zeigt, um, so viel als möglich, von solcher exorbitanten Macht des Inquirenten abzuziehen. Doch ist es für eine methodische Behandlung im Buche und im Leben nicht gleichgültig, wie man die Sache stelle, und es werden die leicht möglichen Mifsverständnisse wenigstens nicht stets von Solchen vermieden werden, die aus jenem ihre erste Weihe empfangen.

Die weitere Betrachtung führt auf die Lehre vom *Thatbestand*, also mitten in das Gebiet des Strafrechts; wie denn hier und bei den praktischen Regeln über die Erhebung desselben kaum ein Satz vorkommt, der nicht durch eine gesetzliche oder theoretische Autorität unterstützt würde, wenn auch nicht überall mit gleich richtigem Blick in die neuere Litteratur und deren Ergebnifse; bei welcher Gelegenheit die Bemerkung — dafs es besonders in einem Werke dieser Art, welches die eigentlich theoretischen Forschungen voraussetzt und überkommt, nicht ganz passend erscheine, wenn der Verf. hie und da einen Autor mit der Erklärung hervorhebt, bei ihm finde sich die Sache am besten oder am gründlichsten dargestellt — was erweislich öfters am unrechten Orte steht und wozu eine Stellung über allen gelehrten Individualitäten gehört, wie sie kaum ein Einzelner sich zuschreiben dürfte — um so weniger mir gemifsdeutet werden möge, als ich dadurch zu erkennen gebe, wie mich der nicht sparsam gespendete Beifall des Verf. nicht zu bestechen vermöge.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 39.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde, von Dr. Ludwig Hugo Franz v. Jagemann.

(Fortsetzung.)

So ist gleich S. 23 Note eine Definition des Verf. des Werkes über den Thatbestand, Stübel's angeführt, freilich ohne solches Prädikat, die selbst für den Standpunkt der Zeit, wo jenes Werk als ein klassisches bezeichnet werden konnte, falsch war — eine nicht seltene Erscheinung, dafs ein ganzes Werk über einen Gegenstand besser gelungen befunden wird, als eine Definition; ohne dafs wir jedoch deshalb unserm Verf. beitreten, wenn er an einem andern Orte die unbillige Aeufserung thut, es gelänge selten dem Gelehrten eine Definition. *) *Omnis definitio* in jure (*civili* und in andern Gebieten) *periculosa est*, hat noch einen andern Sinn, den der bekannte Nachsatz erläutert. Uebrigens ist auch Begriff und Definition zu unterscheiden. In der Lehre vom Thatbestande aber, und, was für den Criminalprozefs die hier hervortretende Seite ist, was für diesen selbst den Hauptinhalt und die Aufgabe bildet, von der Herstellung des Beweises, womit das Verfahren und die objektive Grundlage der Beurtheilung gegeben ist, finden wir im Ganzen den Verf. auf dem Standpunkte, der durch die gemeinsamen Bemühungen der neuern Rechtsgelehrten errungen ist. Ohnehin, wie verschieden und theilweise unhaltbar auch jene Definitionen sein mögen — für den Praktiker, der bei der Untersuchung den Begriff in concrete Merkmale zu zerlegen hat, um ihn von der Seite, wo er eine äufserliche Betrachtung zuläfst, wo diese eines historischen Beweises fähig sind, zu erfassen, wo nach der grofsen Mannichfaltigkeit äufserer Gestaltungen und Erscheinungen die verschiedensten Mittel, und diese wieder in modifizirter Weise anzuwenden sind — giebt es hier etwas Gemeinsames, an das er sich zu halten hat und er soll sich hier nur so weit von der Theorie leiten lassen, als diese in der Sache selbst gegründet ist. Nur möge nicht übersehen werden, dafs die äufserlich festgestellten einzelnen Merkmale so wenig wie die Bedingungen der Strafbarkeit schon den Begriff, als Einheit, das Verfahren identisch mit dem Thatbestand geben, was vielmehr ein Gegenstand des logischen Erweisens ist. *)

Der wesentliche Inhalt der zweiten Abtheilung, „*Subjekt und Objekt der That*" ist gleichfalls aus dem Criminalprozefs entlehnt; hier aber wieder mit praktischen Bemerkungen bereichert. So sehr dabei die Leistungen der Theorie in Betracht kommen, die immer etwas zu ergänzen übrig lassen müssen, da diese um in die Praxis überzugehen, einer Vermittelung bedarf, welche eben die Aufgabe und Kunst des Inquirenten ist, so ist doch der Verfasser nicht überall geneigt ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wie z. B. was p. 44 über Schriftenvergleichung von ihm gerügt wird, sich wohl aus den Quellen begründen liefse, und der Vorwurf einer Unvollständigkeit S. 80 Not. 1. nicht alle neueren Werke trifft. **) Von einer „Fiktion der Untersuchung" wie es S. 86 bei vergeblicher Edíktalladung heifst, ist im Strafverfahren nicht die Rede. Ueberhaupt kann man in diesem Theile, wie in dem *zweiten Buche* nicht umhin zu bemerken, wie den Verf. nicht selten sein

*) §. 147. Not. 1. S. 166.

*) Mein Lehrbuch des Criminal-Prozesses §. 75 ff. der Strafrechtswissenschaft §. 68 ff.

**) So wenig als S. 103 Not. 1. S. 174 Not. 1. Zuweilen verführt die Nichtberücksichtigung der Quellen den Verf., gewisse Ausdrücke und Bezeichnungen, welche in den Quellen vorkommen, wie die S. 490 Not. 2. erwähnte, welche die P. G. O. gebraucht, u. S. 491 Not. 1, welchen die Reichsgesetze kennen, als von Neuern eingeführt auszugeben.

Standpunkt veranlafst, die theoretischen Grundlagen bald zu ignoriren, bald für ungenügend zu erklären, bald sich ihnen und nicht blos in der Weise individueller Polemik entgegenzusetzen. Freilich mag dem vielbeschäftigten Praktiker, dem eine Reihe von eigenthümlich hervortretenden Fällen mit aller Farbe und Frische des Lebens vorkommen und welche ein danach zu bestimmendes Eingreifen oder Verhalten bei jedem Schritt der Untersuchung fordern — nicht selten der Inhalt eines Lehrbuches dürftig und unzureichend erscheinen. Aber man sollte nicht übersehen, dafs dieses nicht minder, und zwar aus guten Gründen, auch in den Gesetzbüchern und Criminal-Ordnungen der Fall ist. Macht man es doch diesen von einer andern Seite zum Vorwurf, wenn sie durch das Streben richterliche Willkühr auszuschliefsen, durch ein vielleicht zu weit getriebenes Mifstrauen, oder überhaupt durch die Absicht möglichster Vollständigkeit, die indefs doch nicht erreicht werden kann — dahin geführt werden, dem Inquirenten beengende Grenzen zu setzen und dadurch ihm sein schwieriges Amt noch mehr erschweren, ohne dafs überall der Zweck einer gröfseren Sicherstellung der individuellen Freiheit erreicht wird. Keine der gedachten Anweisungen, weder die theoretisch-praktische, noch die gesetzliche, kann und soll dem eignen Ermessen eines Inquirenten, auf dessen Einsicht und Rechtlichkeit gerechnet werden mufs, zu sehr vorgreifen: gilt doch selbst im bürgerlichen Rechtsverfahren die Regel, dafs gar Manches, was gesetzlich nicht bestimmt ist, durch die Rücksichten der Zweckmäfsigkeit zu ergänzen sei — immer unter Voraussetzung der allgemeinen Principien des Rechts und der besondern Gesetzgebung; so dafs die Aufgabe mehr dahin geht, auf negative Weise möglichem Mifsbrauche zu begegnen. Die auch durch die Praxis sich täglich neu herausbildenden Regeln oder deren Modificationen in der Anwendung auf Gegebnes, Concretes, sind ja selbst Gemeingut auch der Wissenschaft und deshalb nicht aus ihrem Gebiet ausgeschlossen, weil sie nicht irgendwo ausdrücklich sich ausgesprochen finden. Zu übersehen ist ferner auch nicht, dafs solche praktische Regeln sich in ältern Schriften, freilich oft versteckt hinter einem Wust von Sätzen, wo man sie mühsam heraussuchen mufs — in nicht geringer Anzahl finden, die man in neuerer Zeit als entbehrlich oder als für einen tüchtigen Untersuchungsrichter sich von selbst verstehend, angesehen und theils darum, theils aus dem Grunde nicht angeführt hat, weil man für wissenschaftliche Darstellungen des Verfahrens, selbst wo es nicht etwa auf geschichtliche Begründung, sondern zugleich auf eine Einleitung und Vorbildung für künftige Praktiker abgesehen war, noch eine höhere Aufgabe erkannt hat. Und hierin darf man den Verfassern der neuern Lehr- und Handbücher wohl Beifall geben: da ja auch die Criminal-Procefsordnungen sich billig enthalten, alles dasjenige zum Gegenstand von Gesetzen zu machen, was besondern Instruktionen angehört, oder was erst durch die besondere Anwendung bestimmt werden kann und mufs. Wenn dann solches von dem Praktiker, ähnlich wie es in der Medicin geschieht, mit Bezug auf vorgekommene Fälle dargelegt wird, so ist dieses mit Dank aufzunehmen, und wird seine vortheilhafte Rückwirkung auf die Theorie und auf künftige Gesetzgebung, so weit ihr hier eine Stelle gebührt, gewifs nicht verfehlen. Aber es bleibt doch bei dem gegenseitigen Zusammenhang der verschiedenen Elemente immer ein durch den Begriff und die Bestimmung der besondern Gebiete bedingter Unterschied, nach welchem sich auch die Forderungen richten. Dieses Verhältnifs richtig aufzufassen, ist nicht ohne Einflufs auf die Sache selbst. Wie gesagt, der Verfasser stellt seinen Beruf sehr hoch und er darf es, denn ein hohes und edles Streben zeichnet ihn sichtbar aus: aber er findet sich, wenigstens wo er in einem gröfsern Werke Rechenschaft von den Grundsätzen geben will, die etwas anderes sind, als Maximen, zuweilen in Verlegenheit, eben durch das Uebersehen der nothwendigen Grenze zwischen theoretischer und gesetzlicher Anweisung, und zwischen den Regeln, die der sein Ziel eifrig verfolgende tüchtige Inquirent sich selbst bildet, so fern er nicht selten in kritischen Fällen etwas auf seine Gefahr unternimmt, weil er es für nöthig und für erlaubt hält *) und sich, doch vergebens, zu seiner Rechtfertigung oder subjektiven Beruhigung nach einem äufsern Anhaltspunkte, nach einer Autorität umsieht. Kaum wird ein Richter gänzlich solchen Verlegenheiten entgehen — das Leben ist eine Schule, und für keinen Zweig, auch nicht für die Praxis, kann man sich rühmen fertig zu sein oder ausgelernt zu

---

*) S. z. B. S. 508.

haben. So werden denn, wo es wirklich an auch nur mittelbar und durch Abstraktion oder sonst zu erlangenden Regeln fehlt, solche Krisen, wie in andern Gebieten, zur Vorbereitung und Bildung des nothwendigen Neuen dienen, welches sich geltend macht. Wir finden daher den Verf. zunächst geneigt dem Inquirenten eine sehr ausgedehnte Befugnifs beizulegen. Er erinnert (freilich in einer andern Beziehung) S. 22 Not. 1.: „Ein tüchtiger Inquirent kann dem Gesetze mehr Achtung verschaffen, als die Strafgerichte insgesammt. Die Regierungen, die auf die Qualitäten dieser Beamten wenig Werth legen, schaden sich daher selbst am meisten." Letztern Satz — von dem wir nicht wissen, dafs er auf eine der deutschen Regierungen anwendbar sei — kann man, als solchen, zugeben. Der erstere aber geht aus einer Ueberschätzung der Subjektivität, deren volle Wichtigkeit, wenn sie auf objectiver Grundlage thätig ist, wir anerkennen, — aus einem, hier mindestens vorkommenden Verkennen der Objektivität hervor. Es würde zu weit führen, hier nachzuweisen, welche wesentliche, viel weiter als selbst die gröfste Thätigkeit irgend eines Subjekts gehende Wirkung sich darin äufsert, dafs die Principien der Gesittung, des Rechts etc. nicht blos mehr, wie in einer Heroenzeit, die Individualität zu ihrem Träger und Repräsentanten haben, sondern als Sitte und organische Einrichtungen, selbstständige Objektivitäten im Staate, der Gesellschaft, der Gesetzgebung und Rechtspflege ein festes Dasein gegewonnen haben. Nur dadurch erhält sich ein grofses Ganzes im harmonischen Ineinandergreifen aller seiner Theile von selbst, und in lebendiger Thätigkeit und Fortbildung: es ist nicht mehr dem Zufall anheimgegeben, ob das Recht bestehe und sich behaupte: die subjektiven Angriffe, die allerdings eine Gegenwirkung hervorrufen, sind machtlos und vermögen jenes nicht zu erschüttern, aber die Gegenwirkung als eine blos subjektive würde ohne ihre objektive Grundlage sich als eine ungenügende zeigen.

Andrerseits nun konnte dem guten Sinne des Verf. das Bedenkliche einer solchen Uebertreibung nicht entgehen; und sich hierüber so offen auszusprechen, ist ein weiterer Beweis ehrenwerther Gesinnung, während man solche Sätze, wenn auch der Wahrheit gemäfs, von andern als den betheiligten Praktikern ausgesprochen, häufig durch die Weisen anfechten, oder beseitigen sieht, mit denen man gewöhnlich das Verhältnifs der verschiedenen Berufszweige und der diesen angehörenden Personen, entstellt. Er bemerkt S. 196: — „Der Hang zu Gewaltübergriffen wohnt jedem Menschen ein" — für welchen Erfahrungssatz er zwar keinen Beweis beibringt — wie er denn auch nicht in solcher Allgemeinheit aufgestellt werden dürfte, aber er definirt die Herrschsucht mit *Suabedissen* als „eine leidenschaftliche Neigung, seinen Willen mit Gewalt oder List geltend zu machen." *) Auf die Pflicht der Selbstbeherrschung macht der Verf. eindringlich aufmerksam, wie er denn überhaupt nirgends die Forderungen der Humanität verleugnet. Gewifs mufs ein Inquirent sich strenge in der Gewalt haben, um nicht, selbst bei wirklich gutem Willen, aus mifsverstandenem Diensteifer an den Klippen zu scheitern, die sich hier so häufig auf seinem Wege entgegenstellen; aber wenn er zu diesem wichtigen Amt gelangt ist, sollte wohl erwartet werden dürfen, dafs jene Neigung, oder jener Hang, — wenn sie wirklich vorhanden waren — bereits überwunden seien. Die Schule der Selbstüberwindung mufs früher beginnen, wenn wir auch zugeben, dafs die Zeit, wo die Prüfungen zu bestehen sind, eben jene spätere ist, wo denn Alles, was der Verf. aufstellt, gar wohl beherzigt zu werden verdient. Im Uebrigen habe ich schon bei anderer Gelegenheit dem Vorurtheile zu begegnen gesucht, als wenn nothwendig die Thätigkeit des Untersuchungsrichters zu einer Verhärtung des Gemüths, zum Mifstrauen, zur Verachtung des Menschen führe. Bestritten kann freilich diese an sich erklärliche, und nicht seltene Erscheinung nicht werden — aber sie ist nicht die regelmäfsige und wird durch die entgegengesetzte ausgeglichen, jedenfalls mufs man ihr entgegenarbeiten. Es ist so wenig gegründet, dafs man im strafrechtlichen Verfahren lediglich die Schlechtigkeit wahrnehme, als dafs diese auch nur bei diesem Theile der Rechtspflege hervortrete. Leider liefert auch das bürgerliche Rechtsverfahren hinreichende Belege für die untergeordnete Art empirischer Psychologie, von welcher hier die Rede sein kann und gegen deren oft überschätzte Bedeutung ich mich in diesen Jahrbüchern

*) Hier eine Definition, die weniger die Sache, als die Mittel der Befriedigung, angiebt — jene und diese keineswegs erschöpfend.

bei Würdigung der Feuerbachschen Strafrechtsfälle aus dem s. g. psychologischen Gesichtspunkte ausführlicher erklärt habe. Indem wir nehmlich im Verhältnifs zu der höhern Geistes- und Seelenlehre, für welche Manche die Strafrechtspflege als eine besonders fruchtbare Quelle betrachten, diesen letztern ihre gebührende Schranke setzen, verkennen wir nicht — was der andern Seite angehört, den Nutzen und die Nothwendigkeit der Psychologie und Anthropologie für den Richter, und dürfen, nach allem was wir hierüber vorgelegt haben, besonders über das Wesen der Schuld, nicht besorgen, mifsverstanden zu werden. Dieser Gedanke leitet nun auch den Verfasser in dem *dritten Buche* „Grundsätze des Criminalverhörs," und gleich in dessen *erster Abtheilung* „Würdigung der Persönlichkeit der Inculpaten." Erfreulich ist mir hier, wo der Verf. sich so recht eigentlich auf seinem Gebiete einheimisch fühlt, nicht nur in dem erwähnten Punkte, sondern auch darin dessen Zustimmung, dafs der Zweck der Thätigkeit des Inquirenten, wie der Strafe, nur die *Gerechtigkeit* sei. Hiemit ist denn ein fester Boden für die ganze Abhandlung gewonnen, welche auch in ihrer weitern Ausführung, z. B. über „die Eigenthümlichkeiten der Inculpaten," womit die besondern Charaktere bezeichnet werden, das Lob richtiger unbefangener Beobachtung verdient. So auch die Darstellung der verschiedenartigen Motive der Geständnisse und der daran geknüpften praktischen Regeln. Wir können das viele Treffliche, was das Werk hier darbietet, nicht einmal auszugsweise mittheilen, wollen aber auch nicht der gebührenden Anerkennung durch einzelne allerdings zulässige Gegenbemerkungen Eintrag thun, welche, als Verhandlungen mit dem Verf., aufser dem Plane dieser sich nur im Allgemeinen haltenden Anzeige liegen. Wo von dem Beweise gehandelt wird, sind die Wirkungen der jetzt herrschenden verschiedenen Systeme und Theorien sichtbar — mit ihren Vortheilen und Nachtheilen. Dafs der Verf. dem Indicienbeweis das Wort rede, war zu erwarten: aber für die Erledigung der einflufsreichen Streitfragen, z. B. über die jetzige Bedeutung des Art. 22, sind solche Sätze wie S. 436 Not. 3. „Seit die Folter ausfiel, mufs nothwendig das Ermessen rechtsgelehrter Richter an ihre Stelle treten" — nicht hinreichend, und wir können diese, da sie aller Begründung entbehren, nur als subjektive Meinungen und Versicherungen betrachten, worüber denn nicht weiter zu streiten ist. Dennoch trete ich dem Verf. durchaus bei, wenn er auf die Indicien das gröfste Gewicht legt; sein Werk handelt ja von der Untersuchungskunde — und grade für die Untersuchung ergiebt sich die wichtige Bedeutung und Erheblichkeit der Indicien. Ich darf mich auf frühere ausführliche Erörterungen beziehen und hier nur auf den Unterschied aufmerksam machen, welcher zwischen dem Inquirenten und dem urtheilenden Richter in Beziehung auf die Indicien obwaltet; jener mufs die entferntesten Anzeigen und scheinbar unerheblichen verfolgen und herstellen, um mittelst derselben wo möglich das Angezeigte zu finden, die Uebereinstimmung des Scheins mit der Sache, oder im Gegentheil dafs es *nur* Schein sei, nachzuweisen — beides im Interesse der Schuld, wie der Vertheidigung, also überhaupt der Wahrheit und Gerechtigkeit, und seine Bemühung wird in der Regel von Erfolg sein. Ist sie es aber nicht, bleibt nach Erschöpfung aller Mittel die Ungewifsheit stehen, konnte die Wahrscheinlichkeit nicht zur Wahrheit nach der einen oder andern Seite erhoben werden, dann ist es eine ganz andere Frage, ob der Urtheil fällende Richter gewissenhaft den Indicien einen Werth beilegen dürfe, zu welchem die genaueste Untersuchung dieselben nicht zu erheben vermochte, ob er das Angezeigte, Gesuchte aber nicht Gefundene — als hergestellt betrachten, und darauf ein Strafurtheil gründen dürfe, was wir nach gemeinrechtlicher Lehre verneinen müssen.

Wir heben aus der Reihe der gelungeneren Darstellungen diejenige über den „Beweis des animus" S. 450 hervor, der es gleichfalls nicht an theoretischen Vorarbeiten fehlt, die hier wenigstens, so weit sie neuere Prozefs-Lehrbücher darbieten, ziemlich vollständig benutzt sind.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 40.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Februar 1839.

Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde, von Dr. Ludwig Hugo Franz v. Jagemann.

(Schluſs.)

In der Lehre von der Theilnahme Mehrerer an einem Verbrechen, S. 487, namentlich bei dem Todtschlag im Raufhandel, scheint es nach den Worten „zeigt nämlich der Leichnam auch *mehrere* absolut tödtliche Wunden, so ist ausgemacht, daſs der Geschlagene schon an der *ersten*, die er erhielt, ohne Hinzukommen der übrigen, gestorben sein würde," als ob der Verf. der jetzt längst widerlegten Meinung über den Art. 148 der P. G. O. — dessen Einfluſs auf die Untersuchung eben nur dann mit Grund gerügt werden kann, (S. 488 Not. 1) wenn er wirklich eine solche ausschlieſsliche Bestimmung enthielte — zugethan sei, es müsse unter allen Umständen der Urheber der *ersten* tödtlichen Verletzung als der eigentliche Ursacher des wirklich erfolgten Todes angesehen werden. Dem ist aber nicht so, und überhaupt kommt es nicht darauf an, ob der Geschlagene in Folge bestimmter Verwundung gestorben sein würde, sondern ob er in Folge derselben gestorben sei. *)

Würdige Gesinnungen bekundet die Anweisung über das Verhalten bei Eidesabnahmen, wo indeſs z. B. rücksichtlich des Zeitpunkts der Beeidigung der Zeugen die Ansichten der Zweckmäſsigkeit sich im Widerspruche mit den Bestimmungen des positiven Rechts aussprechen, auch hie und da ungerechtfertigtes Miſstrauen gegen gewisse Classen der Gesellschaft sichtbar wird. **) — Die Regeln über den Umgang mit Zeugen verrathen viel feine Beobachtung — doch ist bei der Anwendung groſse Vorsicht zu empfehlen. Der Verfasser verläſst auch hier zuweilen die vorgeschriebene Bahn, und stellt sich ein eigenes Gesetz auf, (z. B. S. 581 Not. 2, 557, 561 und „Schulstrafen" S. 566 Not. 1, 567 Not. 1, S. 578 *) weshalb ich an das erinnere, was oben über die Collisionen der selbstthätigen denkenden Inquirenten mit dem Gesetze bemerkt ist. Auſserordentliche Verhältnisse mögen manches Abweichende entschuldigen, aber nicht Jedem ist jedes erlaubt.

Man würde sich irren, wenn man in dem *vierten Buche*, zu welchem wir noch schlieſslich übergehen, von „Form, Ergänzung und Schluſs der Akten" lediglich äuſsere und in einem der Wissenschaft entgegengesetzten Sinn s. g. praktische Anweisungen zu finden vermeinte. Zwar fehlen diese hier nicht, wo sie vorzugsweise an ihrer Stelle sind, aber das Ganze ist auch höher gehalten — freilich, indem Manches unter diese Rubrik gestellt ist, was noch andere Gesichtspunkte und zum Theil wichtigere zuläſst. Die Sicherheit, mit welcher sich hier der geübte Praktiker auf seinem Felde ergeht, veranlaſst ihn aber nicht selten zu unbilligen Aeuſserungen über die Theoretiker, die wenigstens in so unbedingter Allgemeinheit, wie z.

*) Vergl. über den Artikel 148 meine Abhandlungen im Archiv des Criminalrechts. J. 1836. II. S. 171 u. 1837. III. S. 449 ff.

**) So möchte man S. 543 statt der Worte: „besonders bei dem heimtückischen Charakter *der* Bauern" zum mindesten gesetzt wissen: „*mancher* Bauern." Solcher Vorwurf kann sicher nicht allgemein gegen einen so ehrenwerthen Stand ausgesprochen werden, am wenigsten wenn man von der Art der Beschäftigung auf deren Einfluſs auf die Denkweise schlieſst.

*) Die Erklärung, daſs Jemand betrunken gewesen sei (S. 581 Not. 2.) ist ein Urtheil, nicht ein Vernunftschluſs. Was auch hier dagegen erinnert werde, immer liegt es im Begriff des Zeugnisses, den die Theorie, die Gesetzgebung, und in der Regel auch die Praxis festhält, daſs dasselbe auf Bekundung sinnlich wahrgenommener Thatsachen, nicht auf solche Schluſsfolgerungen gehe, welche die richterliche Reflexion aus jenen zu ziehen hat. Gegen S, 557 s. mein Lehrbuch des Crim. Prozesses. §. 107. S. 177. §. 124 ff.

B. S. 606 §. 541. ungegründet sind. Wenn die Praktiker „meistentheils die Forschungen der Theoretiker verschmähen," so ist schon dieses theils unrichtig, theils, wo es geschieht, nicht gerechtfertigt, am wenigsten dadurch, dafs, wie der Verf. sagt: „der gelehrte Dünkel es oft mit sich bringe, dafs man glaubt, eine Arbeit könne nie vollkommen sein, wenn sie nicht recht ausführlich ist" und dafs die Praktiker „nicht pedantisch genug sind". Zutreffender ist der Grund, „dafs sie nicht hinlängliche Mufse haben". Auch mufs der Geschäftsmann wohl aus den Quellen selbst und zunächst nicht aus andern Autoritäten schöpfen und lernen. Savigny bemerkt treffend in der Schrift über den Beruf, dafs es eben sowohl eine geistreiche Weitläuftigkeit als eine geistlose Kürze gebe. Enthalte man sich doch auch hier allgemeiner Regeln, wo die Individualität der Fälle entscheiden mufs. Leicht verführt auch das Streben nach Kürze den Bequemen zu Oberflächlichkeit, die sich dann zu ihrer Entschuldigung auf die Absicht einer Vermeidung des Extrakts beruft. Und mit Unrecht wird Not. 2. die Lehre von den Gerichtsständen als eine weniger praktische, auf welche die Theorie zu ihrem Nachtheile ihr Hauptaugenmerk richte, bezeichnet. Allerdings mufs in mehrerer Hinsicht ein Unterschied der Form der Darstellung eines Geschäftsmannes und eines Gelehrten stattfinden, aber hier wird Uebung, Gebrauch und gehöriger Takt schon auf das Richtige führen, oder wenn solche Form nicht streng beobachtet ist, so möge man gegenseitig Nachsicht üben, sofern die Sache dadurch nicht leidet. *) Und wenn dann hinwiederum über die „Auswahl des Stoffes zum Protocolliren eine befriedigende Anleitung selbst bei Mittermaier vermifst wird", so ist wohl eben daraus zu erklären, dafs dieses nicht der wissenschaftlichen Darstellung der Grundsätze des Verfahrens angehört und daher wie die meisten der in dieser Abtheilung beigebrachten Cautelen solchen praktischen Anweisungen zu überlassen sind, in welchen sie nach der bisherigen Erfahrung ihre Stelle finden. Ueber Einiges liefse sich mit dem Verf. rechten, der auch hier wieder nicht selten in Opposition mit der Theorie und dem Gesetze tritt. Dafs „die *Theorie* den Satz aufstellt, den die Praxis wie ein unerläfsliches Gebot beobachte, dafs keine Specialfrage anders als in der interrogatorischen Form erscheinen dürfe", was hier als „steif und langweilig" bezeichnet wird, S. 627 Not. 1., ist nicht gegründet. Die alte *Praxis* nahm dieses bei dem articulirten Verhör an, die Reichsgesetzgebung bestätigt es zunächst für den bürgerlichen Prozefs. Landesgesetzgebungen folgten, und die Theorie, verschieden von der Rechtspolitik, stellte den Criminalprocefs dar, nicht, wie er etwa sein sollte, sondern wie sie ihn in gemeiner Praxis vorfand. Eben so S. 631. „Man warnt vor copiösen und suggestiven Fragen" worüber S. 633 die „Humanisten ein Nothschrei" erheben — aber abgesehen, dafs selbst solche, die sich dieses Namens nicht zu schämen haben, jene unter Umständen wenigstens als nicht ganz verwerflich gelten lassen, so steht ihnen das Gesetz zur Seite.

Wir wollen jedoch nicht alle Punkte, die bei dem Studium des lehrreichen Werkes als Bedenken erregend angemerkt sind, hier hervorheben, obgleich die Hoffnung nicht fern liegt, eine Verständigung über Vieles mit dem Verf. zu erlangen: der beschränkte Raum nöthigt auf eine Ausführlichkeit Verzicht zu leisten, die dem Verf. einen Beweis der Theilnahme nicht blos durch Erklärung der vollen Beistimmung zu dem gröfsten Theile des Inhalts seines Buches, sondern auch und vornehmlich durch die gleiche Offenheit der Angriffe, wie er sie gemacht hat, liefern würde. Dann darf man auch zugeben, dafs der Verf. noch einen weiter gehenden Standpunkt, als den des gemeinen Strafprozesses, und des particulären seines Vaterlandes um so mehr wählen durfte, als überall jetzt eine Reform des Verfahrens beabsichtigt wird, für welche gar manche Winke von ihm gegeben sind, welche hoffentlich nicht unbeachtet bleiben. Hier zeigt er sich überall competent und wir mifsbilligen nur, dafs er solche höhere oder weiter gehende Ansicht zuweilen gebraucht, um Vorwürfe auszusprechen, die besser von der Kritik des Prozesses, als von einer

*) Die Theorie ist wohl nicht Schuld, wenn es S. 607 Not 3. heifst: „Diefs findet man besonders in Protocollen von Specialuntersuchungscommissarien höherer Justizcollegien, welche dann immer Meisterstücke liefern wollen und deshalb unerträglich breit werden." Alles dieses ist überhaupt dem Gegenstande fremd und mufs für die gerichtliche Untersuchungskunde vorausgesetzt werden. Jegliches, was bei dem Geschäfte oder der Vorbereitung zu diesem in Berücksichtigung kommen kann, ausführlich mitzutheilen, ist selbst ein solches Streben nach Vollständigkeit, wie es der Verf. den Schriftstellern vorwirft.

Anweisung auf Grundlage des Bestehenden zu verfahren, ausgehen. Bei dem Total-Eindruck eines Werkes, welches für diesen Zweig der Literatur als eine Bereicherung erscheint, verschwinden jene Einzelnheiten, wie wenig sie auch für die Sache und die Anwendung als gleichgültig betrachtet werden dürfen.

Ein solches Werk ist schon durch die Gesinnung, von der es ausgeht, des hohen Lobes würdig. Indem wir diese freudig anerkennen, schliefsen wir mit den Worten des Verf. (S. 760): „Es ist eine mit nichts aufzuwiegende Genugthuung, von einem Inquisiten in den härtesten Augenblicken der exequirenden Strafgerechtigkeit das unbestochene Zeugnifs entgegen zu nehmen, dafs man die Menschlichkeit über den Amtspflichten nicht versäumt habe, und selten bleibt diefs aus, wenn man immer gleich rechtlich, mild und leidenschaftlos handelte. Wenn aber auch jeder Dank ausbleibt, so wird einem charakterfesten Mann das Bewufstsein, das Rechte gewollt und gethan zu haben, schon für sich allein genügen."

J. Fr. H. Abegg.

XXVII.

Abbildung und Beschreibung der in Deutschland wildwachsenden und in Gärten im Freien ausdauernden Giftgewächse, nach natürlichen Familien erläutert von Dr. J. F. Brandt, Dr. P. Phoebus, und Dr. J. F. C. Ratzeburg. 2te Abth. Giftgewächse. A. u. d. Titel: Deutschlands cryptogamische Giftgewächse in Abbildungen und Beschreibungen von Dr. P. Phoebus, prakt. Arzte zu Berlin, Mitgl. der K. K. Leop. Karol. Akademie der Naturforscher. Berlin 1838. *XII. und* 114 *S.* 4. *mit* 9 *illum. Kupfertafeln.*

Der Hr. Verf. ist nicht nur durch seine Schrift über die Leichenöffnungen bei der Cholera, sondern auch durch die mit Beifall aufgenommene Bearbeitung der Arzneiverordnungslehre vortheilhaft bekannt, und seine Sorgfalt bürgt schon dafür, dafs die mühsame Darstellung der giftigen Pilze, welche den Haupttheil dieser Arbeit ausmachen, nicht in bessere Hände, wie die des Vfs., gegeben werden konnte. Während seines Aufenthaltes zu Nordhausen nahm der Verf. die Gelegenheit wahr, am Südabhange des Harzgebirges, einer pilzreichen Gegend, die abgehandelten Pilzformen selbst nochmals zu beobachten, das Wichtigste durch den Maler Hrn. Eichler zu Nordhausen nach der Natur zeichnen zu lassen, und versäumte dabei nicht die Unterstützungen und Mittheilungen zu benutzen, welche Hr. Dr. Wallroth zu Nordhausen, als Kenner kryptogamischer Gewächse rühmlich bekannt, sowie auch die Herren Klotzsch und v. Schlechtendal beizutragen bereit waren. In der Darstellung selbst strebte der Verf. zuerst nach möglichster Vollständigkeit, namentlich auch was die Thatsachen betrifft, welche bis jetzt über die Schädlichkeit einzelner Arten von Pilzen vorliegen. Eben so sorgfältig liefs es sich der Verf. angelegen sein, überall streng kritisch zu Werke zu gehen. Die Kritik hatte hierbei die doppelte Aufgabe, zuerst bei jedem Zeugnisse eines Autors zu eruiren, ob er den Pilz, von dem er Beobachtungen erzählt, auch mit dem rechten Namen belege, oder ihn vielleicht mit einem verwandten verwechsle, wozu natürlich eine sehr genaue Kenntnifs theils der verdächtigen Arten selbst, theils aber der mit ihnen leicht zu verwechselnden, so wie auch der hier unendlich zahlreichen Synonyme nöthig war; alsdann aber auch festzustellen, wieviel Zutrauen und Autorität jedem Zeugnisse beizumessen sei und was man als Resultat aus den oft sehr widersprechenden Zeugnissen entnehmen könne. In dem Punkte der Vollständigkeit und Kritik ist der Verf. über seine Vorgänger, wie z. B. Persoon, Letellier, Lenz, Krombholz, Roques, bedeutend hinausgegangen und hat gar manche bis jetzt allgemein angenommene und auch in Handbücher übergegangene Behauptungen über die Giftigkeit der Pilze einer genauern Prüfung unterworfen und theils in Zweifel gestellt, theils widerlegt. So z. B. über den wilden Birkenreitzker (Agar. torminosus), einen Pilz der in der röthlichen Farbe des Huts, besonders aber durch die concentrischen dunkleren Zonen auf demselben dem efsbaren Reitzker (Ag. deliciosus) einigermafsen ähnlich ist, auch in Nadelholzwaldungen gemeinschaftlich mit diesem wächst, daher von Unkundigen wohl mit diesem verwechselt werden kann; was, da er, wie schon der Name sagt, für giftig gehalten wird, sehr bedenkliche Folgen haben müfste. Die Zeugnisse über die Giftigkeit des Ag. torminosus rühren besonders von Gleditsch, Bulliard, Vicat, Krombholz, Gmelin u. A. her und wurden durch die Versuche an Hunden und Katzen von Roques unterstützt. Der Verf. führt nun dem gegenüber auch viele Zeugnisse für die Unschädlichkeit dieses Pilzes auf, namentlich von Paulet, Letellier, Hayne, und Krombholz selbst, der berichtet, dafs die Zufälle, welche der Pilz errege, sich auf Kratzen im Halse beschränken. Es scheint richtig, dafs die Verdächtigkeit oder Gefährlichkeit des Pilzes bisher übertrieben worden ist, aber wir erinnern dabei, dafs der Hr. Verf. selbst in seiner Beschreibung des Pilzes S. 49 sagt, derselbe enthalte eine *sehr scharfe* Milch und schmecke selbst nach der Befreiung von der Milch noch mäfsig scharf, werde auch nicht von Insektenlarven ausgehöhlt. Der Verf. meint nun, dafs weil der Pilz mit dem ächten Reitzker leicht verwechselt werden könne, diese Verwechselung auch wohl öfter vorkommen möchte, und man daher häufig von Unglücksfällen hören müfste, wenn der Pilz wirklich so schädlich wäre, wie man es allgemein glaube. Wir bemerken hierzu, dafs wir die Reitzker, welche hier nach Berlin in grofser Menge aus der Umgegend zu Markte gebracht werden, in einem Zeitraum von mehr als zehn Jahren, besonders in dem Punkte der Vermengung mit ähnlichen Pilzen genau zu unter-

suchen Gelegenheit gehabt haben, weil wir zum Behuf der Demonstrationen in den botanischen Vorlesungen alljährlich diese und andere Pilze von den Schwammweibern auf den Märkten haben kaufen lassen. Ich mufs gestehen, dafs ich in diesem Zeitraume, und auch bei anderen Gelegenheiten, wo ich die auf den Märkten feilgebotenen Pilze beobachtet habe, nie auch nur ein einziges Exemplar von Ag. torminosus unter den Reitzkern gefunden habe. Die Verwechselung des Ag. torminosus mit den Reitzkern scheint also wirklich nicht leicht vorzukommen. Dessenungeachtet halten wir es für sehr zweckmäfsig, dafs der Hr. Verf. mit Unpartheilichkeit die beiderlei Zeugnisse über die Eigenschaften dieses Pilzes so vollständig zusammengestellt hat. Auch den verwandten Ag. Necator Pers. sollte man nach dem Hrn. Verf. für nicht so schädlich halten, wie sein Name andeutet. Doch ist auch hier die Milch scharf, wie auch bei A. acris Bolt, A. blennius Fries, die zu demselben Subgenus: Galactorrhoeus gehören. Mit Ag. piperatus hat der Verf. an sich selbst den Versuch gemacht ihn gekocht zu essen, und zwar ohne die geringste Unbequemlichkeit hiernach zu empfinden. Durch das Kochen hatte sich die Bitterkeit und Schärfe des Geschmacks verloren. Der Pilz wird auch in vielen Gegenden von Frankreich, Deutschland, Rufsland, Italien, gegessen. Mit Recht sieht der Verf. Helvella suspecta Krombh. nur als Varietät von H. esculenta an. Denn dafs einmal Vergiftungszufälle nach dem alleinigen und reichlichen Genufs derselben von nüchternen hungrigen Personen entstanden, ist bei der grofsen Schwerverdaulichkeit der Pilze überhaupt, und ihrer leichten chemischen Zersetzung wohl nur ähnlichen Ursachen zuzuschreiben, als wodurch auch Austern u. a. thierische Nahrungsmittel zuweilen giftig werden. Bei den wichtigeren Arten giftiger Pilze hat der Verf. aufser dem wesentlichen Charakter noch sehr ausführliche genaue Beschreibungen, wie man sie bisher von Pilzen noch nicht hatte, hinzugefügt, und die verschiedenen Varietäten und Uebergangsformen sorgfältig charakterisirt, wie z. B. bei Boletus luridus. Durch genauere Aufmerksamkeit auf die Abänderungen der Pilzspezies wurde der Verf. dahin geführt hie und da Arten zusammenzuziehen, welche auch von den besten Autoritäten bisher noch als verschieden aufgeführt wurden, während die vorhandenen Uebergangsformen doch die spezifische Identität zeigen; z. B. bei Ag. integer, wozu der Verf. Varietäten 1) mit weifsen Lamellen rechnet, die bald einen rothen Hut (Ag. rosaceus Pers.), einen braunen Hut (Ag. fallax Fr.), einen blauen Hut (Ag. cyanoxanthus Sch.), einen grau und grau-purpurescirenden Hut (A. lividus Pers.), bald sogar einen grünen Hut (Ag. virescens Sch. Grünling) oder einen gelben und ockerfarbigen (Ag. ochroleucus Pers.) oder weifsen (Ag. lacteus Pers.) besitzen. 2) Andere Varietäten haben gelbe Lamellen und diese haben entweder einen rothen (Rufs. crocea Pers.), blauen (A. coerul. Pers.), grünen (A. olivaceus Pers.), gelben (A. luteus) oder weifsen (A. leucothejus Fr.) Hut. Es ist jedenfalls von Interesse, diese Arten, mögen es nun Unterarten oder Varietäten sein, in dieser Verwandtschaftsreihe zusammengestellt zu sehen. In andern Fällen hat der Verf. auch wieder für Abarten gehaltene Arten getrennt und genauer charakterisirt z. B. A. controversus, den man zu A. piperatus gezogen hatte, aber von diesem dadurch unterscheiden kann, dafs er blafsrothe Lamellen hat; A. Necator, der wohl mit A. torminosus vermengt worden war.

Eine interessante Beigabe ist die mikroskopische Darstellung und Beschreibung des Keimkörnerapparats der Hutpilze. Der Vf. hat bei den meisten dargestellten Arten das Hymenium mit den warzenförmigen Vorragungen, auf deren gerundeten Spitzen sich vier über's Kreuz gegenüberstehende später gestielte Sporen bilden, gezeichnet, auch die verschieden gefärbten öfters selbst dornigen Formen der Sporen, welche zuweilen eine, bei Boletus sogar mehrere in einer Reihe liegende Kerne einschliefsen, sehr gut abgebildet. Zur näheren Kenntnifs der Pilzvergiftungen trägt eine hier mitgetheilte Vergiftungsgeschichte bei, die der Verf. an sich selbst nach dem Genufs einer Quantität des Huts von Boletus luridus erlebte. Nach drei Stunden stellten sich choleraartige mit clonischen Krämpfen verbundene Zufälle und ein durch die starken Ausleerungen bewirkter Collapsus virium ein. Fünf Stunden später erfolgte Schlaf und nach dem Erwachen völlige Wiederherstellung.

Von dem Mutterkorn liefert der Verf. naturgetreue Abbildungen der inneren Organisation auf seiner letzten Tafel. Die Beschreibung ist in einem Anhang gegeben, weil den Verf. seine Untersuchungen zu dem Resultat führten, dafs das Mutterkorn wirklich nur eine krankhafte Degeneration des Ovariums der Gräser, nicht aber eine eigene zu den Uredineen gehörige Pilzspecies ist. Aus der klebrig-süfsen Flüssigkeit, die im Anfange der Bildung des Mutterkorns das Ovarium überzieht und die Blumenspelzen verkittet, bildet sich eine violettweifsliche Rindensubstanz, deren mit einem körnigen Inhalt erfüllte Bläschen von Leveillé für Pilzsporen gehalten wurden. Der Verf. betrachtet die innere Substanz des Mutterkorns als degenerirtes Eiweifs, die violette Rinde als degenerirte Saamenhaut. — Dieses tüchtige Werk stellt sich den früher von Brandt und Ratzeburg bearbeiteten Abtheilungen deutscher Giftgewächse sehr würdig zur Seite.

Dr. C. H. Schultz.

№ 41.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

XXVIII.

Die christliche Lehre von der Sünde, dargestellt von Julius Müller. Erster Band, vom Wesen und Grunde der Sünde. P. XXII. 547. Breslau, 1839. bei Max.

Wer diefs Buch in die Hand nimmt, mufs sich, so sagt es ihm wenigstens die Vorrede p. VIII., auf einen Kampf gefafst machen, wer sich aber dem Laster „deistischer Verflachung oder pantheistischer Verflüchtigung" ergeben hat, der bereite sich auf seinen Untergang vor; denn hier, wo es sich um die Erkenntnifs der Sünde handelt, „kämpft die christliche Theologie pro aris et focis" und schlägt sie vor allem jene Erzfeinde nieder p. VIII. Geschützt vom Panzer „empirischer Voraussetzungen und Hinzunahmen" (immer noch jene wichtige und bedeutungsvolle pagina VIII.) zieht der Hr. Verf. in den Kampf gegen jene Laster, besonders aber gegen das der Verflüchtigung, unter dem er die Speculation versteht.

Folgen wir dem Hrn Verf. in seinen Kriegsrath und Feldzug, so wird zuerst, (das bildet das erste Buch) das Wesen der Sünde bestimmt. Ist hiermit schon die Waffe gegeben, mit welcher „die vornehmsten Theorieen zur Erklärung der Sünde", sofern sie ungenügend und irrig sind, bekämpft werden (was im zweiten Buch geschieht), so greift der Hr. Verf. mitten in der Schlacht zur schärfsten Waffe, die er für die letzte Entscheidung aufgehoben hatte, oder wenn wir das erste Buch besser mit einer Anhöhe vergleichen müssen, von welcher aus der Hr. Verf. das feindliche Lager, das er im zweiten Buch angreift, übersieht, so führt er jetzt sein schwerstes Geschütz auf den höchsten Punkt, um die letzte und innerste Verschanzung des Gegners niederzuschiefsen, er besteigt nämlich den „höchsten Standpunkt der Beurtheilung" und erkennt von hier aus die Unfähigkeit der Hegelschen Theorie, den Begriff des Bösen so zu bestimmen, dafs den christlichen Interessen Genüge geleistet würde. Nun ergeht sich der Hr. Verf. frei und ungehindert auf dem eroberten Gebiete und er steigt (im dritten Buch) zum „Möglichkeitsgrunde der Sünde" herab.

Die „Einleitung" (p. 3. 4.) dürfen wir aber nicht übergehen, da sie für die Taktik des Hrn. Verf. sehr bezeichnend ist. Er fragt nämlich für seine „Untersuchung über das Wesen der Sünde nach einem Ausgangspunkte, der auf allgemeine Anerkennung, wenigstens in der Sphäre des christlichen Denkens Anspruch machen darf" und da „scheint sich ihm zu allererst die Etymologie des Wortes darzubieten". Wir würden die Sache zu ernst nehmen, wenn wir ihm einen Vorwurf darüber machen wollten, dafs er in der Sprache, die allerdings Ausdruck des Geistes aber in der Form der Vorstellung ist, die „Totalität des Begriffs" sucht (p. 4) oder wenn wir ihn über den unglücklichen Aufang seiner Untersuchungen, da er in der Sprache diesen Ausdruck des Begriffs nicht findet, und über den unbeholfenen Fall, mit dem er in sein Buch hineinstolpert, trösten, wenn wir ihm zureden wollten, dafs man auf omina nicht bauen dürfe, dafs auch mancher Held schon gefallen ist und doch zu einem glücklichen Ende kam, dafs auch Homer zuweilen schläft und Rom nicht an Einem Tage erbaut ist. Wollten wir wirklich so sprechen, der Hr. Verf. würde über unser Beileid still für sich lächeln, da er es mit jenem Anfang gar nicht so ernst gemeint hat. Er wollte uns nur ein wenig vergeblich suchen lassen, uns irre führen, indem er die Wünschelruthe an Orte ansetzte, wo er recht gut wufste, dafs der Schatz nicht zu heben sei, und wenn wir schon in Angst wären über das erfolglose Suchen, uns desto mehr durch den richtigen Fund überraschen und um so geneigter machen, mit ihm auf dem gefundenen Ausgangspunkte uns festzustellen. Nur ist es Schade,

dafs man die Absicht merkt, also verstimmt wird; der Verf. hätte uns viel länger in Kreuz- und Queerlinien, im Zickzack zu allen möglichen Ausgangspunkten umherführen müssen, wenn wir recht in Verzweiflung kommen und über seinen Fund uns freuen sollten. Es konnte doch gewifs noch mancher andere Punkt angeschlagen werden. Aber desto besser für unsre Ungeduld, wir kommen so vielleicht eher zum Ziel. Verderben wir also dem Hrn. Verf. nicht die Freude, mit der er uns zur heil. Schrift führt, in der er „eine Erklärung des Begriffes Sünde" aufdeckt, an die wir nur anzuknüpfen brauchen, um uns „zugleich mit der Form, in welcher das unmittelbar sittliche Bewufstsein uns zunächst die Sünde darstellt, so wie mit dem dogmatischen Herkommen unserer Kirche" in Einklang zu befinden (p. 5). Könnte von einem Ausgangspunkt gesagt werden, er quelle und fliefse, insofern aus ihm sich der Strom der folgenden Entwicklung ergeben mufs, so springen uns an diesem Punkte drei Quellen entgegen, die zu Einem Ziele sich verbinden. Zur Kritik nun und zur phänomenologischen Einleitung zum Begriff wäre dieser Ausgangspunkt gelegen; aber hier überrascht uns der Hr. Verf. auf das Höchste, da er uns im Anfang schon die wirkliche Vermittlung des Ziels, in der heil. Schrift die Erklärung (soll wohl heifsen Bestimmung oder Entwicklung) des Begriffs nachweist. Wenn sonst philosophisch vom Begriff religiöser Vorstellungen gesprochen wird, so heifst es sogleich, die Sache werde verflüchtigt, oder kommt das philosophische Denken zur begreifenden Rechtfertigung der Vorstellung, so ist augenblicklich der Vorwurf da, es werde mit biblischen Sätzen „Mifsbrauch" getrieben (z. B. p. 414, nur dafs der Hr. Verf. auch wieder von einem „christlichen Begriffe" spricht). Wie soll man aber das Glück dieser Sonntagskinder nennen, die Gespenster (und das sollen doch nach ihrer Meinung die Begriffe sein) im Tageslicht der heil. Schrift umherflattern sehen? Hohn und Spott gegen die felsenfeste Solidität, welche die Schrift für den Glauben haben soll, ist es, wenn man in ihr Begriffe, die doch die unmittelbare Realität durch das Moment der Negation in Flufs setzen und auflösen, sehen will. Den Lapidarstyl der Schrift, ihre granitnen Urtypen zerkritzelt, ihre ursprüngliche Sicherheit beunruhigt man, sobald man in ihr Begriffe sieht, denn so sicher der Begriff in sich ist, so setzt er doch Unruhe, Unsicherheit, Zweifel und Verneinung voraus und das Alles mufs man dann als Voraussetzung auch in die Schrift verlegen. In Sätzen vielmehr spricht die Schrift, in Sätzen, die mit der unendlichen Wucht ihres zusammengedrängten Inhalts gesetzt sind und in unmittelbarer Selbstgewifsheit dastehen — und ein solcher Satz ist auch der Spruch, den der Hr. Verf. für eine Erklärung des Begriffs ausgiebt und an den er sein ganzes Werk „anknüpft", der Spruch „ἡ ἁμαρτία ἐστὶν ἡ ἀνομία" (I. Joh. 3, 4.). Wenn die Schrift redet, so steht sie festgewurzelt im Sein der Dinge, so *ist* es, sagt sie und dabei ist sie ruhig. Soll ein solcher Satz mehr als Satz, soll er auch nicht blos Beschreibung oder Tautologie, soll er Begriff, Urtheil oder Definition sein, so mufs das, was als das Sein des Objekts oder des Einzelnen ausgesagt wird, als sein Allgemeines bestimmt werden, diese Bestimmung giebt aber die Schrift wieder in einem Satze, der wieder die Bestimmung seiner Allgemeinheit verlangt und sie wieder in einem Satze erhält u. s. f. Wird deshalb für eine wissenschaftliche Entwicklung ein Schriftspruch zum Ausgangspunkt genommen, so kann von ihm aus nur kritisch fortgegangen werden, d. h. durch die Einsicht, dafs die Schrift in demselben Augenblick, wo sie im Sein festzustehen glaubt, von einem Spruch zum andern unruhig hingetrieben wird und nur in diesem Kreislaufe, den sie durch alle ihre Sätze machen mufs, ihre Ruhe hat. Für den Glauben ist dieser Kreislauf Beruhigung, Rückkehr in sich selbst und Zusammenfassen seines gesammten Inhalts; für die Reflexion aber, die zur wissenschaftlichen Entwicklung übergehen will, ist diese Rückkehr Tautologie, petitio principii, und zugleich unendlicher Progrefs, der nie die wirkliche Allgemeinheit des Begriffs erreicht. Die Kritik schneidet aber den Progrefs in seiner unfruchtbaren Ausdehnung ab, indem sie das wirklich setzt, was in ihm an sich enthalten ist, das Allgemeine mit der Bestimmtheit, welche Princip des Einzelnen ist, das in seinem Begriff gefafst werden sollte.

Befände sich der Hr. Verf. unbefangen und fest auf dem Standpunkte des Glaubens, so fiele es ihm nicht ein, in der Schrift die Erklärung eines Begriffes zu suchen, es würde ihm genügen, die Sprüche der Schrift in frommer Erinnerung sich zu vergegenwärtigen und er brauchte nicht nach dem Ausgangspunkte einer wissenschaftlichen Entwicklung sich umzusehen,

weil er einer solchen gar nicht bedürfte. Der Satz: credo ut intelligam ist nur ein Sophisma, wenn ihn ein Individuum von seiner persönlichen Absicht aussagt und nicht von der geschichtlichen Entwicklung versteht, deren Subject die Menschheit ist. Der Einzelne glaubt nicht um zu erkennen, denn wenn er glaubt und so lange er glaubt, hat er kein Bedürfniſs zu erkennen und dieſs Bedürfniſs kann in ihm nur entstehen, wenn die Selbstgewiſsheit seines Glaubens erschüttert ist, wenn er nicht mehr glaubt, und nur, sofern er nicht mehr glaubt, macht er den Schritt zum Erkennen. Und wenn Anselm sagt: „wer nicht glaubt, wird nicht erfahren, und wer nicht erfahren hat, wird nicht erkennen", so muſs mit demselben Recht gesagt werden, wer nicht erschüttert ist, wer nicht zweifelt, wer nicht den Zweifel in der Ungewiſsheit erfahren hat, wird nicht erkennen und nicht einmal Bedürfniſs zum Erkennen haben. Das jesuitische Sophisma wird man doch gewiſs nicht einwenden wollen, daſs man den Zweifel ja nur als den Zweifel andrer Leute zu kennen und zu widerlegen brauche; denn erfährt man ihn nicht innerlich, so bleibt er fremd, undurchdringlich und weiſs man nichts mit ihm anzufangen. Es wäre besser für die Verfasser theologischer Abhandlungen, wenn sie, ehe sie die Feder ansetzten, sich in die Brust griffen und ihren Unglauben betrachteten und nicht mit der Salbung und im Ornat des Strafpredigers aufträten.

Und wie knapp und ärmlich steht dieſs Ornat den wissenschaftelnden Theologen, wie wenig deckt es ihre Blöſse, wie aufdringlich sieht ihr in der Schrift unbefriedigter Unglaube durch seine Schlitze hindurch. Der Hr. Verf. hat kaum den angeführten Schriftspruch als Ausgangspunkt seiner Abhandlung und als Stoff für sein erstes Capitel gefunden, so grübelt er auch sogleich über das Verhältniſs der Sünde zum Gesetz. Der Glaube wäre befriedigt und würde sich dabei beruhigen, daſs die Sünde das ist, worin das Gesetz nicht erscheint, aber dem Hrn. Verf. gehen, sobald er die Schrift gehört hat, allerlei Bedenken und Fragen durch den Kopf; das Gesetz, fällt ihm ein und sollte er es nur aus den Behauptungen Anderer her haben, aber der Einwurf muſs in ihm doch eine Stelle finden, wo er haften kann, das Gesetz, weil es im Unterschied zum Subjekte steht, setzt die Störung im sittlichen Leben schon voraus. Soll also nach der Schrift die Sünde Uebertretung des Gesetzes sein, so müſste das Gesetz übertreten sein, ehe es gesetzt wäre. So wie der Hr. Verf. diese Collision als einen wirklichen Widerspruch anerkennt und auch nur einen Schritt dazu thut, sie zu lösen, in demselben Augenblick hat in der That der Bibelspruch seine Gewalt für ihn verloren, er stellt ihm einen Gegner gegenüber, der wirklich der Rede werth sei, der sich nicht unmittelbar dem Spruch zu unterwerfen brauche. Der Spruch ist geschwächt und beleidigt. Was thut es, wenn auch der Hr. Verf. nachher einen Ausweg findet, auf dem jene Collision sich lösen läſst, er hat doch den Spruch auf einige Zeit aus den Augen gesetzt. Freilich ist dieser Ungehorsam gegen die Autorität der Schrift nicht ernstlich gemeint gewesen, der Hr. Verf. macht nur die Collision scheinbar so fürchterlich, er hat das Mittel im Geheimen schon vorräthig, um sie zur rechten Zeit beizulegen. Aber desto schlimmer! dann ist nach beiden Seiten gefehlt, die Schrift ist durch einen scheinbaren Ungehorsam verletzt, und die logische Lösung der Collision ging nicht von einer wirklichen Anerkennung derselben aus, sondern die Gefahr war gröſser gemacht, als sie anerkannt wurde, und der Dank, den die Schrift für die glückliche Lösung leisten sollte, ist unredlich verdient. Das ist durchweg der Gang, welchen der Hr. Verf. in seiner Behandlung einschlägt, entweder er hält sich an einem Schriftspruch fest, giebt diesem aber bald wieder den Abschied, läſst ihn nicht vollständig sein Innres einnehmen und wendet sich zu popularphilosophischen Untersuchungen, Quästionen, Distinctionen u. s. w., aber auch diese führt er nicht rein durch, sondern erstickt sie durch einen Bibelspruch. Oder er begiebt sich umgekehrt gleich anfangs auf die Landstraſse der Popularphilosophie, biegt dann zur Seite ab und pflückt einen Strauſs biblischer Blumen, um sie auf der Landstraſse zu zerpflücken und zu verstreuen. Aber was können sie da für ein andres Schicksal haben, als bestäubt und zertreten zu werden, statt daſs gerade durch die freie Dialektik die biblische Unmittelbarkeit in ihr Recht wieder eingesetzt wird, wo sie frei von verständigen Quälereien in ihrer Unendlichkeit, Lauterkeit und goldenen Gediegenheit hervortritt. Nur wo die dialektische Vermittelung rein durchgeführt ist, kann auch die Wucht eines biblischen Spruchs empfunden werden.

Die Lösung des genannten Widerspruchs ist dem

Hrn. Verf. übrigens nicht einmal gelungen. Er will beweisen, dafs das Gesetz nicht den Zwiespalt, nicht die Wirklichkeit des Bösen voraussetze, sondern nur die „Möglichkeit des Bösen und das Nochnichtgewordensein der sittlichen Vollkommenheit" (p. 12. 13. 16). Denn im „Soll", darin besteht der Beweis, „liege an sich noch kein Gegensatz gegen das Sein dessen, dem das Gesetz gegeben ist", d. h. mit dem Sein, welches das Soll enthält, sei noch nicht das entsprechende Nicht-Sein gegeben, dem es entgegengesetzt sei. Allein, wenn es klar ist, dafs das, was sein soll, ist und nicht ist, dafs es ist seinem Ansichsein nach und nicht ist dem Dasein nach, so ist mit dem Sollen auch die Entzweiung, so ist mit seinem Ansichsein ein Dasein gesetzt, das ihm widerspricht. Wie aber hier die Vorstellung von dem Vorher oder Nachher des Einen oder des Andern Platz haben könne, ist nicht einzusehen; das Ansichsein kann doch nur Sollen sein, indem es zugleich Nichtsein ist und das Dasein kann nur in dem Augenblicke Nichtsein sein, indem es über seine Schranken hinausgeht und dadurch Sollen ist.

Der Hr. Verf. geht nun dazu fort, (c. 2) „die Sünde als Ungehorsam gegen Gott" darzustellen. In der Sünde, das war das Resultat des vorhergehenden Cap., durchbricht der Mensch die Ordnungen, die ihm als Gesetz in seinem sittlichen Bewufstsein vorgezeichnet sind. „Das Gesetz aber, fährt er nun fort p. 23, hat seinen Ursprung nicht in dem, welchem es gesetzt ist, sondern in einem Höheren." Der Ursprung des sittlichen Gesetzes (p. 30) könne allein im lebendigen Gott liegen, die Sünde sei deshalb (p. 31) Ungehorsam gegen Gott, und das Sittliche, wenn es zum tieferen Bewufstsein seiner selbst komme, werde selbst Religion (p. 32). Das mag sein, müssen wir hier dem Hrn. Verf. entgegnen, aber das hättest du uns doch etwas näher entwickeln müssen; es klingt recht schön, aber ob es wahr ist, ist eine andre Frage. Ref. hält natürlich nach dem Systeme, zu dem er sich bekennt, den Uebergang von der Sittlichkeit zur Religion für einen nothwendigen, deshalb kann er aber noch nicht jener Behauptung des Hrn. Verf. beistimmen, denn nach dieser ist der Uebergang zur Religion ein so abrupter, unbegründeter, dafs durch ihn die Sittlichkeit mit ihrem Gehalt und mit ihren Interessen nicht verklärt und vollendet, sondern tödtlich verletzt und verflüchtigt wird. Sie wird, ehe sie sich durch ihre freie Entwicklung dazu bestimmt hat, als Offenbarung des göttlichen Gedankens zu erscheinen, gewaltsam in den Abgrund des göttlichen Willens geworfen und so wird auch der göttliche Wille, der dadurch geehrt werden sollte, eigentlich um seinen Reichthum gebracht, denn diesen Reichthum kann doch nicht eine so zusammengeschnürte Sittlichkeit bilden, sondern nur diejenige, die sich frei in ihrer eigenen Welt vollständig ausgebreitet und entfaltet hat. Zu einer solchen inneren Entwickelung läfst es der Hr. Verf. nicht kommen, die Bestimmungen des Guten und Bösen, des Gesetzes und seines Zwiespaltes macht er sogleich zu transcendenten, zu solchen, die in der Sphäre der Sittlichkeit ihren Begriff und ihre innere Stellung nicht haben, und er entzieht dadurch seinem Werke die nothwendigste Grundlage und jeden Erfolg. Jene Bestimmungen des Guten und Bösen haben aber eben so ihre nothwendige Stellung in der Sittlichkeit wie in der Religion, sind in der Wissenschaft beider Sphären als innere Momente zu begreifen, erscheinen aber in jeder dieser Sphären in anderer Form und können in der Religion nur auftreten, wenn sie dazu aus der Sphäre der Sittlichkeit sich erhoben haben. Wer die Natur bis in ihr feinstes Geäder nach ihrer inneren Bewegung und nach ihren Gesetzen rücksichtslos erforscht, der ehrt im Grunde Gott mehr als derjenige, der nichts von ihr zu sagen weifs, als dafs sie Gott erschaffen habe, denn jener allein ist der treue und fleifsige Knecht, der es möglich macht, sie auch wirklich als Bestimmtheit des göttlichen Gedankens zu begreifen, der andre aber, der es verschmäht, in die dunkle Tiefe der Natur hinabzusteigen, wirft auch in den göttlichen Gedanken nur eine gleichgültige, unverstandene Masse hinein, wobei es unbegreiflich bleibt, wie eine solche Masse vom göttlichen Gedanken gesetzt werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Die christliche Lehre von der Sünde, dargestellt von Julius ***Müller.***

(Fortsetzung.)

So bleibt auch der Hr. Verf. im Unbegreiflichen stehen, wenn er uns im dritten Cap., um die Sünde als die Selbstsucht zu charakterisiren, zur „lebendigen Quelle wie des objektiven Gehalts so auch der subjectiven Erfüllung des sittlichen Gesetzes" führen will. Die Liebe zu Gott sei die Quelle. Aber mit dieser Antwort ist nicht die Frage gelöst, um die es sich eigentlich hier handelte, nämlich die Frage, ob das sittliche Gesetz darum Gesetz sei, weil es Gott so gewollt und gesetzt habe, oder ob es in sich selbst seine Nothwendigkeit und Wahrheit habe und Gott es also um dieser seiner inneren Wahrheit willen gesetzt habe. Natürlich kann die Frage nur so gelöst werden, dafs die Sittlichkeit zuvor in ihrer freien Allgemeinheit erkannt wird, in der sie durch ihre Wahrheit sich selbst und ihre Welt trägt und erhält. Erst wenn diese Welt als Offenbarung des absoluten Geistes begriffen ist, kann auch der Ursprung ihrer Gesetze im göttlichen Denken und Wollen bestimmt, und wird er dann auch als ein eben so freier wie nothwendiger erkannt werden. Frei und nothwendig ist er, weil jene Offenbarung als Selbstbestimmung des absolut Allgemeinen freie That ist und aus der Natur dieses Allgemeinen nothwendig folgt, frei ist er, insofern die Welt, deren Gesetze in ihm begründet sind, durch die freie Offenbarung des absoluten Geistes gesetzt ist, nothwendig, insofern diese Gesetze in der Natur dieser Welt begründet sind und Gott keine anderen setzen konnte, als eben die jener Welt schlechthin angemessenen. Jeder Gedanke des Allgemeinen schwindet aber und der Verf. wird von dem Punkte, auf den er eigentlich lossteuern wollte, von der Begründung des sittlichen Gesetzes in Gott, sogar weit hinweggetrieben, wenn er den Quell des objectiven Inhalts der sittlichen Gesetze in der Liebe zu Gott findet. An sich liegt hier der Gedanke des Allgemeinen, in welchem die Einheit beider Seiten gesetzt ist, zu Grunde, aber er kommt nicht zu seinem Rechte; da jede Seite, Gott und Mensch, als einzelne Persönlichkeit der anderen gegenüber steht, so läfst es sich ahnen, wie jede dazu kommt, die absolute Scheidung aufzuheben: denn indem sie sich als einzelne Persönlichkeit aufgiebt, findet sie sich in der andren als solche wieder. Aber doch erreicht das keine von beiden, dafs sie sich in der andren wiederfände, wirklich mit der andren sich einige, denn jede schliefst immer wieder als spröde undurchdringliche Einzelheit die andere aus. Die Liebe zu Gott, aus welcher der Hr. Verf. den objectiven Inhalt des sittlichen Gesetzes erklären will, bleibt selbst das schlechthin Unerklärliche, sie ist die mysteriöse Beziehung zweier Punkte, die sich immer erreichen wollen und nicht können, sie kann nicht begriffen werden, so wenig wir einen Grund davon angeben können, dafs wir gerade diese oder jene Person lieben und das Gesetz kann sie so wenig begründen, als wir die Sittlichkeit der Ehe daraus erklären können, dafs wir gerade zu dieser bestimmten Person in Liebe uns hingezogen fühlen. Wird die Person als das nur Punctuelle gefafst, so ist sie undurchdringlich und die Beziehung zu ihr kann nur als Zauber oder Mysterium gefafst werden, nicht aber als sittliche Erhebung in das Allgemeine.

Der Hr. Verf. hätte sich seinen unnützen Flug in das Jenseits ersparen können und würde sogar mit wirklichem Erfolg der Transcendenz sich hingegeben haben, wenn er den Weg, der bei Ausdauer und Geduld endlich auch zum Ziel führt, den Weg, der sogar allein dahin führt, eingeschlagen, wenn er sich nämlich in die Welt des Selbstbewufstseins zuvor vertieft hätte. Wir meinen natürlich nicht das abstracte Selbstbe-

wufstsein, dessen Ich-Ich den Unterschied in der Einheit nicht zum wirklichen Dasein kommen läfst und ihn, sowie er gesetzt ist, als aufgehoben weifs. In der Sphäre des sittlichen Geistes sind die Momente des Selbstbewufstseins in den wirklichen Unterschied getreten und das Selbstbewufstsein ist die Bewegung, welche sie in seine Unendlichkeit wieder zusammenschliefst. Die Theologen haben bisher Alles, was man nur wünschen kann, dazu gethan, dafs man sich doch endlich zu dem Wege in diese Welt des immanenten Unterschiedes entschliefsen sollte. Ihre transscendente Richtung auf Gott, der nach ihrem täglichen Bekenntnifs nicht erkannt werden kann, ist ja doch nur die Richtung auf einen Namen, der jetzt fast nur dazu dient, ihnen zu einem Namen zu verhelfen. Und wie derjenige, der in das Leere und Blaue nach oben sieht, die wirkliche Welt, in die er einmal gestellt ist, nicht erkennen kann, wie er hier überall anstöfst, Verwirrung anrichtet, das Vernünftige verletzt und selbst endlich fallen mufs, so ist die leere Transscendenz mit Blindheit für die wirkliche Welt der Vernunft geschlagen und sie taumelt, wenn sie an die einfachsten Gegensätze stöfst. Denn Taumel ist das lindeste Wort dafür, wie der Hr. Verf. die Autonomie des Willens für einen unerträglichen Widerspruch erklärt, weil sonst der Mensch sich über sich selbst erheben würde, um sich sich selbst zu unterwerfen. Dieser Widerspruch ist es nämlich, der dem Hrn. Verf. die Ueberzeugung giebt, dafs der Grund und Ursprung des sittlichen Gesetzes allein in Gott ruhen könne. Soll aber die Gesetzgebung Gottes nur auf der Unfähigkeit des sittlichen Geistes, sich selbst Gesetz zu sein, beruhen, dann hat sie einen schwachen Grund. Denn jener Widerspruch löst sich einfach dadurch, dafs als unendliches Selbstbewufstsein der sittliche Geist sich in seiner Allgemeinheit und Einzelnheit sich selbst gegenüberstellt. Hält er seinen inneren Unterschied als solchen für das Bewufstsein fest, so erscheint ihm seine Allgemeinheit als sein Gesetz und er erhebt sich über sich selbst, indem er sich dem Gesetz unterwirft. Als freies Selbstbewufstsein unterwirft er sich aber sich selbst nach der Seite, als jene Allgemeinheit seine eigene, seine Bestimmtheit ist.

Nicht anders lösen sich die Widersprüche, um derentwillen der Hr. Verf. im zweiten Buch seiner Schrift die vornehmsten Theorieen zur Erklärung der Sünde als falsch und irrig verwirft. Die geringste Aufmerksamkeit auf die Natur des Selbstbewufstseins hätte den Hrn. Verf. einen Schatz von Wahrheit in jenen Theorieen finden lassen. Allein zu dieser Aufmerksamkeit glaubt sich der Hr. Verf. nicht verpflichtet, denn sein „Standpunkt sei überall der theologische", er sei „mithin auch gar nicht gemeint, diese Theorieen nur an sich selbst zu messen, sondern vornehmlich an den unerschütterlichen Thatsachen des sittlichen Bewufstseins und der geschichtlichen Offenbarung Gottes" (p. 109). Ein wackrer, ein liebenswürdiger Standpunkt ist das, der sich mit seinen Verpflichtungen und mit der schönsten Deklamation über dieselben zugleich zur wissentlichen Ungerechtigkeit gegen Bestimmungen verpflichtet, zu deren Aufstellung die denkende Vernunft tausende von Jahren gebraucht hat. Wenn eine solche Theologie nur in Etwas, wir wollen nicht sagen Wissenschaft wäre, sondern nur an das Wissenschaftliche, nur an den Saum desselben anstreifte, man müfste meinen, von den Augen fiele es ihr wie Schuppen und sie erkännte, dafs Gedankenbestimmungen als Gedanken in sich selbst ihr Maafs haben und innerlich zu beurtheilen seien. Widerlegt man sie so, wie der Hr. Verf. thut, dafs man ausruft: Es wäre schrecklich, wenn es so wäre, so hat man vergeblich gesprochen, denn die, denen solche Gedanken schrecklich, furchtbar und entsetzlich sind, bedurften nicht des Apparats solcher Deklamationen, ihnen stand es von vorn herein fest, dafs dergleichen schrecklich wäre, wenn es wahr wäre. Und mufs man denn mit so ungeschlachtem Muthe in eine Welt treten, an welcher der Gedanke so lange gearbeitet hat, dafs man Alles nur sammt und sonders widerlegen will? Sollte Nichts wahr sein, nicht auch im Irrthum Wahrheit enthalten sein? Es wäre zwar Narrheit, die philosophische Vermittlungswuth so weit zu treiben, dafs aus jeder Meinung, die jemals aufgetreten ist, etwas Bleibendes ausgezogen und zum Schatz der Wahrheit geschlagen werden sollte. Es treten auch ganz gehaltlose Meinungen auf. Hat man es aber mit Bestimmungen zu thun, die epochemachend in der Entwicklung des allgemeinen Denkens aufgetreten sind, so mufs man sich an die Wahrnehmung gewöhnen, dafs sie eben in dem Augenblick, wo sie als Princip auftraten, einseitig erscheinen, aber in derselben Einseitigkeit, in der sie als Irrthum erscheinen, zugleich ihre Wahrheit besitzen.

Z. B. sogleich die erste Ableitung der Sünde, die der Hr. Verf. ad absurdum führt, die aus der metaphysischen Unvollkommenheit des Geschöpfes, verwickelt sich in ihrer einseitigen ursprünglichen Fassung in Widersprüche, für die sie selbst keine Lösung besitzt. Und doch ist die Endlichkeit ein nothwendiges Moment für die Ableitung der Sünde. Der Hr. Verf. glaubt diese Theorie widerlegt zu haben, wenn er (p. 118) sagt: „in ihr könne die Sünde eigentlich nur ein am Positiven reflectirtes Nichts sein, ein Nichts, das von Nichts kommt und zu Nichts wird," und er hätte damit fast das Richtige dieser Theorie getroffen. Das Nichtsein des endlichen Geistes, das ihm von Natur zukommt, ist nicht abstractes Nichts, sondern es ist das Sein und Insichsein des endlichen Geistes selbst, und reflectirt sich in diesem Insichsein in sich selbst. Diese Reflexion ist ihm möglich, weil es eben das Nichtsein nicht eines natürlichen Dinges, sondern das Nichtsein ist, welches das Sein des endlichen Geistes ist. Die Subjectivität ist es daher selbst, die in dieser Reflexion für sich wird. Als Geist mufs aber der endliche Geist über sein Nichtsein hinausgehen, es wirklich als Nichtsein setzen, sich als Geist, als sich wissende Allgemeinheit setzen. Indem er in seinem Nichtsein in sich ist, setzt er sich seiner Allgemeinheit entgegen und seine Reflexion in sich ist böse. Das Böse wird daher aus der Bewegung der Momente, welche die Subjectivität in sich enthält.

Auch die folgende Theorie, die der Hr. Verf. im zweiten Cap. behandelt, die Ableitung der Sünde aus der Sinnlichkeit, wird gewöhnlich noch einseitig und unklar vorgetragen. Ihrem Kern nach aber ist sie richtig. Das trifft sie nicht in ihrem eigentlichen Grunde, wenn der Hr. Verf. p. 147 gegen sie einwendet, dafs nicht von der Sinnlichkeit, sondern vom Willen, also vom Geiste die Entscheidung über Thun und Lassen abhänge. Geht die erstgenannte Theorie von der Endlichkeit des Geistes aus, so diese von der Natürlichkeit, oder vom natürlichen Geiste, also von einer reicheren Bestimmung. Die Natürlichkeit ist aber da nicht Fleisch und Blut, sondern die Natürlichkeit des Willens, anders kann sie nicht als Bestimmtheit des endlichen Geistes gefafst werden, denn als diese Bestimmtheit ist sie in sich reflektirt und Bestimmung des Willens geworden. Diese Natürlichkeit des Willens, mit der der Geist unmittelbar gesetzt ist, ist selbst das, was nicht sein soll, das Böse. Wendet man ein, dafs der Geist in dem Moment, wo er unmittelbar gesetzt ist, die Natürlichkeit seines Willens noch nicht bethätigt habe, dafs er also unschuldig, noch nicht böse sei, dafs jene Bestimmungen des Willens indifferent, weder gut noch böse seien, so verlieren sie diese Indifferenz sogleich dadurch, dafs sie wegen ihrer Unmittelbarkeit der Allgemeinheit, dem Guten noch nicht unterworfen, also für sich sind und in diesem Für-sich-sein böse sind. Die volle Bedeutung der Natürlichkeit tritt aber sogleich bei dem folgenden Momente hervor. Um sich als Selbst zu bethätigen, mufs der Geist in den Unterschied eintreten, im Gegensatz zur Natürlichkeit und Unmittelbarkeit in sich selbst eingehen. In diesem Gegensatz hat er seine einzige Bestimmtheit an der Natürlichkeit, diese allein bildet den Inhalt seines leeren Insichseins, welches dadurch in den Widerspruch fällt, dafs es als Insichsein schlechthin Allgemeines und doch in der That nur mit besonderem Inhalt erfüllt ist, sich mithin als das Böse, als das dem Allgemeinen entgegengesetzte weifs.

Haben wir bis jetzt schon gesehen, wie der Hr. Verf. aus einem Bibelspruche in Denkbestimmungen wie Sein, Nichtsein, Sollen u. s. w. hinübertaumelt und indem er recht verständig vom reflectirten Nichtsein zu sprechen meint, in thörichte Verwicklungen geräth, aus denen er wieder mit dem besten Erfolg zur salbungsvollen Haltung umzukehren weifs, so sehen wir dieses wechselnde Spiel am mannigfaltigsten sich wiederholen, wenn er diejenige Theorie wiederlegt, welche die Sünde aus „den Gegensätzen des individuellen Lebens" ableitet. Nach dieser Theorie, für die sich jetzt das allgemeine gebildete Bewufstsein entschieden hat, kann sich alles Bestimmte, also auch die zeitliche Verwirklichung des Guten nur im Gegensatz entwikkeln; nur der Kampf mit dem Gegensatze könne das Gute zu wirklicher Kraft beleben und seine Dissonanz müsse die Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen nur reicher und mächtiger machen. Diese Ableitung ist eine concretere Fortbildung der oben angeführten. Sie fafst den endlichen Geist nicht mehr nur als endlichen, natürlichen, abstract und abgesehen von den weiteren Bestimmungen, durch die er nur der endliche Geist ist, sondern sie fafst ihn als den existenten Unterschied, der nothwendig zum Gegensatz seiner Mo-

mente fortgeht, eines nur durch das andere bestimmt, sich zum Widerspruch entwickelt, da jedes Moment das Nichtsein des Anderen ist, dieses ausschliefst und in der Entwicklung des Widerspruchs sieht diese Theorie den Fortschritt zu dem gemeinsamen Grunde, in welchem die sich widersprechenden Momente zusammengehen. Wenn die Welt des endlichen Geistes als Phänomen gefafst wird — und ihrer Erscheinung nach mufs sie so gefafst werden — so enthält jene Theorie ein bleibendes Moment der Wahrheit und widerlegt, das heifst aber eigentlich zu ihrer vollen Wahrheit gebracht werden kann sie nur, wenn ihre Reflexionsbestimmungen zu freien Begriffsbestimmungen erhoben werden. Der Hr. Verf. will sie widerlegen, sie von Grund aus widerlegen — wie? werden wir sogleich sehen — und doch mufs er sie anerkennen, in ihrem ganzen Umfange anerkennen, wenn er auch dabei glaubt, ihr nur eine relative Wahrheit zuzuschreiben. Auch sonst in seinem Buche in ähnlichen Fällen gebraucht er diesen Ausdruck oft, aber hier besonders: wenn „einmal" das Böse vorhanden, „nachdem einmal" der grofse Zwiespalt in unserem Dasein, in der Natur und in der ganzen Welt des Geistes hervorgetreten ist, habe jene Theorie Recht. Das heifst doch nichts Andres als: wenn die Welt des Geistes in ihrer Entwicklung als Erscheinungswelt gefafst wird, so sei es richtig, dafs der Unterschied durch den Gegensatz zum Widerspruche fortgehen müsse. Aber vor dieser Erscheinungswelt nimmt der Hr. Verf. eine andere an (die vor dem Sündenfall) in welcher der Gegensatz noch nicht zum Widerspruch fortgegangen sei, und dafs es überhaupt zum Widerspruche kommen müsse, sei nicht nothwendig, so dafs auch dadurch der Erscheinung ihr Recht genommen werden müsse. So verhalte es sich vielmehr, dafs „das endliche geschaffene Leben selbst nach ursprünglicher göttlicher Ordnung, ohne dazu des Bösen zu bedürfen, ein durch den Gegensatz vermitteltes sei". Halten wir dies in seiner eignen Kategorie fest, so heifst es, der wesentliche Gehalt, der in der Welt des endlichen Geistes seine Beziehungen entwickelt, gehe in seiner eignen Reflexionsbestimmung aus seiner Identität zum Unterschied und Gegensatz fort, aber der Gegensatz bestimme sich nicht nothwendig zum Widerspruch. Das Individuelle sei einseitig, aber die Seiten als entgegengesetzte Momente brauchten sich nicht nothwendig auszuschliefsen, sondern nach göttlicher Ordnung seien sie dazu bestimmt, sich gegenseitig zu fordern und zu suchen. Seinen Gegensatz habe ferner das Gute nur an der im Anfang undurchdrungenen Natürlichkeit und diese sei nicht das Böse, sondern nur das Nicht-Gute (p. 238—245). Der Hr. Verf. glaubt unter diesen Distinctionen so sicher zu wandeln, dafs er denen, auf deren Lippen er schon das: caute, per deos, incede! schweben sieht, kühn zuruft, er werde schon der Gefahr entgehen. Wenn aber nur nicht das Feuer aus dem Boden hervorbräche und der Flöte des kühnen Tamino spottete. Lafs dein Instrument so zart und süfs, wie du willst und kannst, klingen, es richtet Nichts aus, für den Ernst der wesentlichen Bestimmungen ist dies Spiel doch zu schwach. Der Gegensatz also liegt in der Bestimmtheit des wesentlichen Gehalts oder „er ist göttlich geordnet." Entwickelt sich aber der Gegensatz in der Bewegung seiner Momente, so zeigt es sich, dafs jedes derselben sich sowohl durch das Andre vermittelt, als auch durch das Nichtsein des Andren; jedes ist, als für sich seiend, das Nichtsein des Andren, ist mit dem Nichtsein desselben gesetzt, schliefst es aus und der Gegensatz wird zum Widerspruch. Und dieser Widerspruch kann in der That von nichts entfernt werden. Wenn die „Einseitigkeit" auch nur die geringste Anstalt dazu macht, sich zu bethätigen, so mufs sie sich der Unschuld, die ihr der Hr. Verf. bewahren möchte, begeben; um sich zu bethätigen, mufs sie sich in sich erfassen, sich selbst ergreifen, sich für sich setzen und damit das Andre und die Einheit ihrer selbst mit dem Andren ausschliefsen. Was der Herr Verf. eigentlich will, die wirkliche Einheit der Momente, das kommt auch noch zu Stande, aber nur dadurch, dafs der Widerspruch in seiner Entwicklung an seinem eignen Widerspruch zu Grunde geht, indem es sich nämlich zeigt, dafs das Moment, welches sein Sein nur im Nichtsein des Andren hat, in der That seine Selbständigkeit einbüfst, weil es nur selbständig ist durch seine Beziehung auf sein Andres, also nur durch seine eigne Unselbständigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 43.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Die christliche Lehre von der Sünde, dargestellt von Julius Müller.

(Fortsetzung.)

Auch was der Hr. Verf. die „undurchdrungene Natürlichkeit" nennt, und als das „Nicht-Gute" vom Bösen unterschieden wissen will, kann als ein unschuldiges indifferentes Negatives nicht stehen bleiben, nicht festgehalten werden. Das Negative im Gegensatz gegen das Positive ist nicht eine nur unmittelbare, nur seiende Bestimmtheit, ruhende Qualität, sondern Reflexion ist es, Beziehung auf sich mit Ausschliefsung des Andren. Der Hr. Verf. will immer den Kampf des Widerspruchs umgehen und kann doch nicht umhin, Bestimmungen zu gebrauchen, die den Widerspruch enthalten. „Das Gute, das giebt er zu, das Gute in seiner vollen Wirklichkeit sei ein vermitteltes, weil es nur als Resultat einer freien Entwicklung sein könne." Also vor dem Resultat ist es doch wohl nicht, im Lauf der Entwicklung hat es sein Nichtsein an sich, das sich ihm als sein nothwendiger Gegensatz entgegenstellt und das Sein für sich in Anspruch nimmt, das dem Guten zu seiner „vollen Wirklichkeit" noch fehlt. Als ein unsichtbares Gas wird sich dies noch fehlende Sein nicht in elementarischer Unbestimmtheit halten, sondern durch die That beweisen, dafs es der vollen Verwirklichung des Guten noch fehlt und nicht nur als äufseren Feind wird es sich zeigen, sondern als inneren Mangel und als Beschränkung des Guten selbst. Ebenso wenn die Heiligkeit, wie der Hr. Verf. sagt, nur als „Frucht der vielseitigsten Verwicklung hervortreten kann," so hat sie doch den Kampf des Widerstreites durchzumachen, mufs sie den Widerspruch in sich durchleben und natürlich wieder in sich selbst als inneren Widerspruch sowohl wie als äufseren Kampf. Die Tugend, auf die sich der Hr. Verf. in demselben Zusammenhang beruft, ist der existente Widerspruch, sie hat ihr Nicht-Sein in sich selbst, ist das Negative ihrer selbst, nicht etwa nur so, dafs sie dies Negative als das Laster, als Gegenstand ihres Kampfes nur aufser sich hätte, sie hat es ja in demselben Augenblick in sich, da es für sie noch ein zu Bekämpfendes, Bestehendes ist, und dies, dafs das Laster noch als bestehendes ist, mufs doch auch in einer Einseitigkeit der Tugend, die sich an ihr wieder als ein positiv in sich reflektirter Mangel offenbart, begründet sein. Oder ist der „Akt des Willens, durch den der Mensch sich Gott hingiebt zum Eigenthum, der schöpferische Anfang der wahren (der Hr. Verf. meint der widerspruchslosen) Tugend," so ist dieser Akt nicht, wie der Hr. Verf. es ausdrückt, ein „einfacher" — man sieht, das Einfache soll wieder den wirklichen Widerspruch verdecken — sondern als Eigenthum kann der Mensch nur an einen Andern sich hingeben, wenn er sich zuvor ausschliefslich besessen hat, so dafs er diesen ausschliefsenden Besitz in jenem Acte negirt. Ein Geschenk, das der Geber vorher und im Augenblicke der Uebergabe nicht als persönliches, ausschliefsliches Eigenthum betrachtet, möchte auch wohl für den Empfänger nicht besonderen Werth haben.

Wie abstrakt die Meinung des Verf. ist, dafs ohne die Störung des Sündenfalls die göttliche Ordnung kampflos, wie am Schnürchen, an dem es keine Knoten giebt, sich entwickelt hätte, das lehrt die Collision der Pflichten. In der Welt des wesentlichen Gegensatzes hat das Positive nicht nur das Negative aufser sich, es bestimmt sich im Gegensatz selbst zu seinem Andren, wird das Negative und stellt an sich selbst das Ausschliefsen des Andren dar. Das Gute tritt wegen der Bestimmtheit seiner Unterschiede mit sich selbst in Kampf, wird dadurch Sünde und kann seinen Widerstreit nur dadurch lösen, die Einheit seiner selbst nur dadurch wiederherstellen, dafs es seine wi-

dersprechenden Bestimmungen an einander untergehen läfst. Entweder das Mitleid, das wir dem Helden der Tragödie zollen, weil seine Schuld zugleich sittlich berechtigt ist, wäre ein ungerechtes, wenn der Verstand Recht hätte, der wirkliche Collisionen läugnet, indem er sie nur für Schein erklärt, und noch einen Mittelweg, obwohl es ihm bisher noch nicht gelungen ist, zu finden hofft. Oder unsre Furcht vor den Differenzen, welche die tragische Catastrophe herbeiführen und vor der sittlichen Macht, in welcher die berechtigten Gegensätze um ihrer Schuld willen zu Grunde gehen, müfsten wir bedeutend herabstimmen, wenn es wahr wäre, was der Hr. Vf. sagt (p. 255), dafs „Conflikte, Verwicklungen auch in einer sündlosen Entwicklung des menschlichen Geschlechts möglich wären." Als ob nicht in den Conflikten und Verwicklungen Kampf und Widerstreit versteckt lägen, die mit dem Eintreten von jenen sogleich hervorbrächen und es nicht zulassen würden, dafs man sich mit heiler Haut aus den Conflikten herauswickelte. Ein solches Herauswickeln würde doch nicht anders geschehen können, als in der Art ungefähr, wie man einer fatalen Geschichte, mit der man nicht gern zu thun haben möchte, den Rücken kehrt, oder wie man sich, wenn man es kann, um die eckigen und schneidenden Parthieen herumschmiegt. Wenn nur nicht gerade diese Klugheit, die kein Interesse in seiner Unendlichkeit in sich aufnimmt, das Erste wäre, was von der sittlichen Macht getroffen und der Collision als Opfer geweiht würde. Wenn man aber den Unterschieden, in welchen sich der wesentliche Gehalt setzt, wie man mufs, Unendlichkeit zuschreibt, so mufs man es auch anerkennen und kann man es nicht mehr von ihnen entfernt halten, dafs sie sich in diese ihre Unendlichkeit schlechthin vertiefen, gegen einander sich verschliefsen und diese Schuld, dafs sie sich in das Böse verkehrt haben, in ihrem Zusammenstofs und Untergang büfsen.

Mit sentimentalen Unbestimmtheiten und mit allerlei süfsen und freundlich klingenden Möglichkeiten kann man nichts gegen diese Theorie ausrichten, die das Böse als Entwicklung des wesentlichen Gegensatzes fafst. Um sie zu besiegen mufs man sie anerkennen und als Moment aufnehmen. Sie ist die Theorie der Kunst, welche als die Morgenröthe der absoluten Wahrheit sich im Zwielichte des Gegensatzes, den sie in der Welt vorfindet, bewegt. Sie mischt das Feindliche zum Helldunkel ihres Farbenspiels, aber die wirkliche Lösung enthält sie noch nicht. Als die tragische Kunst zumal geht sie in den Grund des Widerspruchs und in dem Grunde zum Absoluten fort, sie bringt den Kampf des Widerspruchs zum Schweigen, aber nur dadurch, dafs die sittliche Macht die entgegengesetzten Seiten zu Grunde gehen läfst. Die wirkliche Sonne der Wahrheit ist noch im nächtlichen Schleier verhüllt und nur in ihrem Abglanze malt die Kunst. Die Versöhnung ist noch nicht für das Selbstbewufstsein gesetzt und in der Nothwendigkeit noch verborgen; sie wird geahndet, wenn die sittliche Macht hervorbricht, und die streitenden Gegensätze in die Einheit aufnimmt, aber die Einheit ist nur der Untergang der entgegengesetzten Seiten. Die Tragödie hat nicht die erbauliche Absicht zu zeigen, wie nach der Auflösung der Collision die wesentlichen Interessen nun so schön und herrlich fortleben, sie müfste sonst sogleich von vorn wieder anfangen, sondern mit dem Augenblick, wo die sittliche Macht den Zwiespalt im Untergang der feindlichen Seiten löst, endet ihr Geschäft und in der Nacht des Absoluten liegt ihre Befriedigung.

Die Sonne des Begriffs kann das Räthsel nur lösen, die Theorie, welche das Böse in der Entwicklung des Begriffs als Moment nachweist, wird ebenso die Voraussetzungen desselben, wie die Auflösung seines Widerspruchs wirklich bestimmen können. Auch diese von Hegel begründete Theorie bestreitet der Hr. Vf., nicht ohne zuvor seine Waffen von neuem zu schärfen. Hier ist es nämlich, wo er den höchsten Standpunkt seiner Beurtheilung besteigt und „die tiefsten Interessen des christlichen Glaubens an's Licht treten" sieht (p. 285). Es ist gewifs, dafs der Hr. Vf. diese Interessen nur anzuschlagen und wegen ihres Widerspruchs dagegen die philosophischen Bestimmungen zu verdammen braucht, um von vielen Seiten her Anklang und Beistimmung zu finden. Ref. glaubt doch auch nicht ganz stumpf und von Stein zu sein und für jene Interessen doch auch Empfindung zu haben. Aber wenn sie ein Theologe zum Allarm gegen das Denken anschlägt, wie man die Glocken läutet bei Feuers- oder Wassersnoth, so läfst das ihn kalt und macht es nur auf ihn den Eindruck des Ungeschickten, weil man Interessen, die ihre Versöhnung nur durch die Entwicklung eines jeden von seinem Mittelpunkt aus zu erreichen vermögen, mit ihren äufsersten Spitzen zusam-

menbringt, wo es leicht ist, den Schein der Verwirrung und feindseligen Zwiespaltes hervorzubringen. Und gegen den Feind, wider den man Sturm läutete, wird damit nicht einmal etwas ausgerichtet, man sehe nur, wie unbeholfen die herbeigerufene Menge um das Feuer herumläuft, wie sie in ihrem Ungeschick doch nicht löschen kann. Wir bemerkten schon oben, dafs ein solcher Kampf mit disparaten Waffen geführt wird und nur zur Niederlage des Angreifenden ausschlägt, wenn ein erfolgloser Angriff der Niederlage nicht ganz ungleich ist. Wir denken nicht im entferntesten daran, das eine Niederlage der biblischen Wahrheit zu nennen. Denn spricht sich diese auch in Sätzen aus und sagt sie auch nur, dafs es so ist, so haben diese Sätze für den Glauben an sich die Bedeutung des Allgemeinen, er ist darin der Auflösung der Widersprüche, in welche sich diese Form des Seins verwickelt, unmittelbar gewifs und denkt in dieser Sicherheit nicht daran, das wirkliche Denken zu befeinden. Sobald diese Sätze aber in die Polemik gezogen werden, wie vom Verf. geschieht, so verlieren sie ihre Allgemeinheit, sie werden Gegenstand einer Theorie, die äufserlich sich zu ihnen verhält, über sie unterschiedne Bestimmungen aussagt, sie in Distinctionen auseinanderlegt, und sie in verständige Unterschiede hineinzieht, aus denen sie nicht wieder zu ihrer Allgemeinheit zurückgeführt werden. Und gegen wen richtet sich diese Theorie? Gegen die Theorie, die sich nicht äufserlich auf das Sein eines vorausgesetzten Objects bezieht, sondern die innere Bewegung des Gegenstandes ist und wenn sie darin mit dem Glauben übereinkommt, dafs sie mitten in der Tiefe des Allgemeinen gewurzelt ist, so unterscheidet sie sich nur dadurch von ihm, dafs sie die Bestimmungen des Allgemeinen aus dessen Selbstbestimmungen sich entwickeln läfst. Der mittlere Standpunkt fällt daher in den Widerspruch, dafs er den Inhalt des Glaubens gegen das Denken in Schlachtordnung bringt und das doch nur ausführen kann, indem er diesem Inhalt die Uniform des Denkens anlegt, d. h. in äufsere Denkbestimmungen steckt, mit Räsonnements überschüttet, gegen das Denken mit dem Glauben zu streiten meint und in der That dies geträumte Glück nicht hat.

Hat jemand sein Leben lieb und ist er für Pulverdampf empfindlich, so trete er bei Seite, der Hr. Vf. führt seine Batterieen auf und — aber da hat er schon glücklich die weite Kluft getroffen, welche die Hegel'sche Philosophie und das Christenthum scheidet und die man vergeblich mit einem Lappen zu verhängen bemüht war. „Der unversöhnliche Zwiespalt dieser Philosophie mit dem Christenthum, sagt der Hr. Verf. p. 351, besteht darin, dafs sie es nicht vermeiden kann, das Vorhandensein des Bösen auf eine höhere Nothwendigkeit zurückzuführen." Edelmüthiger Ritter! er neigt sich bedauernd auf den verwundeten Feind herab und bemitleidet ihn. Eine süfse Beileidbezeugung! Der Sieger bedauert seinen Gegner, dafs er es nicht vermeiden kann, solche Blöfsen zu geben. Aber es ist schon mancher vom Schlachtfelde wieder aufgestanden, den man für todt hielt. Soll in dem angegebenen Schaden der unversöhnliche Zwiespalt der Philosophie mit dem Christenthum liegen, so ist weder ein Schaden noch ein Zwiespalt da. Denn wo philosophirt denn die heilige Schrift, und deren Lehre versteht doch der Hr. Verf. unter dem Christenthum hier, wo philosophirt sie über die allgemeinen Kategorieen, in denen das Böse zu denken sei? Sie sagt nur: es ist in der Welt, es ist eingetreten. Zu diesem Sein kann sich die philosophische Bestimmung der Nothwendigkeit als fortbildendes Verständnifs verhalten, aber in aller Welt nicht als ein zwiespaltiges Ding. Der Hr. Verf. verwechselt nur seine Theorie mit der Keilschrift der Bibel.

(Der Beschlufs folgt.)

XXIX.

Catalogus codicum manuscriptorum, qui in bibliotheca academica Marburgensi asservantur, latinorum; edidit Car. Frid. **Herrmann.** *Marburgi* 1838. *XII und* 104 *S. IV.*

Aufser den äufserst dürftigen Mittheilungen, welche Haas vor zwei und funfzig Jahren in den Hessischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit und Kunst, Bd. 2. S. 220 ff. über die Geschichte der Marburgischen Bibliothek gegeben, denen Hirsching die unverdiente Ehre angethan hat, sie wörtlich abzudrucken, fehlte es bisher an jedem Hülfsmittel, die Marburgischen Schätze kennen zu lernen. Die Bibliothek verdankte den Beständen der Klosterbibliotheken ihre Entstehung und hatte sich später einiger Vermächtnisse von Sennig, Estor, Borelli u. a. zu erfreuen; von Handschriften kannte man nur einige unbedeutende canonische und ungenügend beschriebene morgenländische. Der, als gelehrter Philologe, rühmlichst bekannte Hr. Herrmann beschenkt uns gegenwärtig mit einem äufserst sorgfältig gearbeiteten Verzeichnifs der lateinischen Manuscripte des Instituts; dafs dieses aber keine Laurentiana, ist sicherlich nicht seine Schuld. Drei Hand-

schriften classischer Autoren, fünf und zwanzig medizinischen, philosophischen und alchemischen Inhalts, drei canonische und sechs und dreifsig theologische, die Miscellancodices freilich für *eine* Nummer gerechnet, bilden den Gesammtbestand des Vorraths. Aber eben das ist ehrenwerth, dafs der Verf., nicht degoutirt von dem Inhalte der Gegenstände, denen er für diesmal seine Aufmerksamkeit zugewendet, mit treuem, ausdauerndem Fleifse jede einzelne Handschrift auf das musterhafteste beschreibt und mit maafshaltendem Takte sich nicht in Excursen und Citatenprunk ergeht, wozu die Veranlassung an mehr, als einem Orte sich darbot; die Anfänge und Schlufsworte jedes, auch des kleinsten Bruchstückes, werden mitgetheilt, das Alter der Handschrift, nach den Regeln der Wissenschaft bestimmt, über die Verfasser die sachlichen Bemerkungen beigebracht, wobei es sich denn von selbst versteht, dafs die das Material der Codices, die etwaigen Schreibernamen betreffenden Notizen und die Bemerkungen, ob und von wem die Handschrift benutzt ist, nicht fehlen, Register aber das Aufsuchen erleichtern. — Wenden wir uns, mit Dank für vielfältige Belehrung, dem Einzelnen zu. Ein ehrenwerther Codex des Lucanus ist, wie der Verf. darthut, noch keinesweges ausgebeutet. In dem Miscellancodex A. 3. sind besonders die Stücke b, c, d interessant. Dafs Guarin von Verona die Plutarchische Schrift *περὶ παίδων ἀγωγῆς* übertragen (man hat das bezweifelt), beweist am besten sein Brief an Bartolomeo von Monte Pulciano, in welchem es heifst: ex Plutarcho traduxi aliud opus de liberis educandis, meo quidem judicio elegans, dafs er aber aufser dieser, auch die Schrift *πῶς ἄν τις διακρίνειε τὸν κόλακα τοῦ φίλου* übersetzt und sie dem geliebten Leonello von Este gewidmet, endlich aber die sogenannten kleinen Parallelen hinzugefügt, geht aus des befreundeten Johann Cesinge Lobgedicht hervor, als einem Zeugnisse des Mannes, der ja auch von den moralischen Schriften des Plutarch einige übersetzt hat, daselbst heifst es v. 729.

Sive alterna ducum committit facta priorum,
Sive rudimentis pueriles instruit annos,
Blandus adulator rigido quid distet amico. [Ed. Traj. 1784. I. 41.]

Die dritte Schrift war, beiläufig gesagt, ein Gastgeschenk für Jacobo Lavagnolo; dafs die beiden andern Uebersetzungen des Leonardo Aretino, der Xenophonteische Hiero und der Basilius ad nepotes de legendis libris saecularibus opusculum, in andern Handschriften anders betitelt, auch in der Marburger Handschrift, wie in allen von Mehus allegirten italienischen, sich *zusammen* geschrieben befinden, möchte dann weniger befremden, wenn man weifs, dafs es die Primitien der Uebersetzerthätigkeit des Leonardo sind, dafs er sie noch unter Chrysoloras Augen in Florenz gefertigt und i. J. 1403, vor dem sechszehnten Mai, beendet hat. In seinem Briefe an Niccolo Niccoli nennt Leonardo beide: primitias suorum studiorum graecorum und Poggio sagt von der Schrift des Basilius, dafs sie der Freund übersetzt: eum adhuc graecis auctoribus Florentiae vacaret. Dafs beide Bücher auch bei dem Unterricht in Bologna benutzt wurden, wie anderwärts, beweist die von dem Verf. mitgetheilte Rubrik: per Gregorium. Bononiae 1740. Beide Schriften zusammen finden sich unter andern auch Bandini. Bibl. Med. T. III. p. 629. Plut. LXXXX. Cod. 52 und p. 641. cod. 57. — Der zweite Abschnitt enthält vornemlich Uebersetzungen von Büchern des Hippocrates, Galenus, der arabischen Aerzte u. a. Die Bearbeitung des liber divisionum möchten wir, abgesehen von Arisi I. 269, auf Grund des Zeugnisses des Francesco Pipino bei Murat. Script. VII. 662 dem Gerard von Cremona, eigentlich Sabionetta, nicht dem Spanier zuschreiben und das vornemlich gestützt auf die Mediceischen Handschriften. T. II. Plut. LXXIII. Cod. XXII. p. 95, wo denn das: „in Toleto" Beachtung verdienen möchte (vergl. T. V. p. 586. und T. III. p. 48. 250, Leopold. II. p. 14. cod. 14. 4. u. Möhsen Mscpt. med. bibl. Berol. p. 46). Auffallend bleibt es, dafs Gessner, der aus Symphorianus Campegius arbeitete, des Henricpetrischen Druckes des Buches (1544) nicht gedenkt. Das balneographische Gedicht B. 3. b. 68 a. scheint interessant. — Der Magister Girardus de infirmitatibus secundum viaticum, ist ohne Zweifel der gemeiniglich Expositor genannte Montpelliersche Arzt Gerhardus de Solo, wie Gessner ihn nennt, Gerardus Bututus. — Ueber Bertrucci (S. 26) geben Fantuzzi II. 157. und Mazzuchelli II. 2. 1073. die vollständige literarische Belehrung, das utilior quam elegantior, ist das Urtheil des Tiraquellus (Nobilit. c. 31. 249). In Christophorus Clauderus (S. 27) freuen wir uns, dem bewährten Freunde des grofsen Gessner, der von Ferrara aus seine denkwürdigen bibliographischen Bestrebungen mit Rath und That unterstützte — dem Christ. Clauserus wieder zu begegnen. Dafs Filippo Buonaccorsi sein Talent dem Somniarium des Leo Tuscus zugewendet, lernen wir aus der dankenswerthen Mittheilung des Verfs. (S. 37); es ist das selbst dem minutieusen Fleifse des Apostolo Zeno entgangen, der ihm einen äufserst sorgsam gearbeiteten Abschnitt widmet. Der Codex D. 20, die Gesta Romanorum wird von Hrn. Keller benutzt werden, wie sich derselbe auch der Berliner Abschrift und der werthvollsten der zehen in Berlin befindlichen Drucke des Buches bedient. Das in derselben Handschrift fol. 74. anhebende Buch: Theodosius de vita Alexandri, wäre vielleicht einer detaillirteren Beschreibung werth gewesen, da bekanntlich grade in unseren Tagen die Untersuchungen über diesen Sagenkreis, den Pseudocallisthenes (dem Westermann sich zugewendet), diesseit und jenseit der Alpen (besonders in Betreff des Verhältnisses des Julius Valerius zum Buche de proeliis) wieder aufgenommen worden sind. cf. Naumann Cat. Codd. Lips. p. 203. Angenehm ist die Mittheilung des Schreiberversehens am Schlufs derselben Handschrift, besonders für den, der dergleichen für spätere Zwecke sammelt. Die vielbestrittene Incunabel des Joannes de Tambaco (Eustadii M. Reyser), zählt die Berliner Bibliothek unter ihren Schätzen. Ueber den Werth der Handschriften der dritten Abtheilung, mufs sich der Referent, als ein Unkundiger, jedes Urtheils enthalten. Dafs wir dem verehrten Verfasser, wenigstens in einige seiner Untersuchungen gefolgt sind, ist ihm gewifs ein Zeugnifs, dafs wir mit Liebe seine Arbeit zur Hand genommen haben, dafs freilich die Ausbeute seiner Gabe für die Wissenschaft im Allgemeinen nicht bedeutender ist, liegt, wie gesagt, im Stoff.

G. Friedlaender.

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Die christliche Lehre von der Sünde, dargestellt von Julius Müller.

(Schlufs.)

Ferner sagt der Hr. Verf. (p. 352): „das Böse sei hier in der Hegel'schen Philosophie immer nur ein Herabsinken des Geistes zur Natur oder vielmehr ein Stehenbleiben desselben bei der Natur, die verborgene Wurzel der willkürlichen Selbsterhebung des Geistes im Bösen entziehe sich der Betrachtung. Nicht insofern der Mensch von der Natur, sondern insofern er als Geist von Gott herkomme und mit Gott ursprünglich in einem bestimmten Verhältnifs stehe, sei er des Bösen fähig." Als das Anderswerden des Geistes gegen sein unmittelbares Dasein ist aber sein Insichgehen unendliche Bewegung, wo die Formeln Herabsinken und Sichselbstüberheben gleich sehr und gleich wenig berechtigt sind. Der Geist fällt unter die unendliche Sichselbstgleichheit herab; insofern diese aber in ihrer Ursprünglichkeit nur das unmittelbare Dasein seines Begriffs ist, erhebt er sich über sie, und dafs er sich über sie erhebt, ist in der Nothwendigkeit begründet, die ihn, weil er Geist ist, über seine Sichselbstgleichheit zum Anderswerden forttreibt. Und nicht weil er von der Natur herkommt, sagt die Philosophie, kommt der Geist zu diesem Insichgehen, nie ist ihr das eingefallen, sondern weil er eben Geist ist und es ihm widerspricht, unmittelbar als der natürliche dazusein. Die Nothwendigkeit, über die der Verf. jammert, ist die Nothwendigkeit der Bewegung, aus dem unmittelbar daseienden Widerspruch zum gesetzten fortzugeben. In seinem unmittelbaren Dasein ist der Geist an sich mit sich selber ungleich und seine erste That ist es, diese Ungleichheit als solche zu setzen. Das erste Dasein, in dem der Geist über seine Unmittelbarkeit hinausgegangen ist, ist daher das Böse, weil es der unaufgelöste Widerspruch ist. Und wundert sich der Hr. Verf. darüber (p. 353), dafs dem Bösen Nothwendigkeit zugeschrieben werde und doch wieder gesagt wird, es soll nicht sein, so hebt sich das Befremden in dem Begriff der Bewegung, die als solche den Widerspruch setzt, ohne ihn nicht Bewegung ist und ihn als solche wieder aufhebt. Wenn man der Philosophie es zuschreibt, dafs sie dem Bösen Nothwendigkeit zuschreibe, scheint es immer, sie sei nahe daran, das Böse zu einer moralischen Pflicht zu machen. So meint der Hr. Verf., wenn Hegel sage, das Böse ist das, was nicht sein soll, so sei das nicht in demselben Sinne genommen, den die Worte sonst haben, sondern das heifse nur, das Böse soll nicht bleiben. Der endliche Geist ist ein so ernstlich existirender Widerspruch, dafs in seinem Gebiet mit der einen Bestimmung immer sogleich die andre derselben gesetzt ist. Nothwendig ist das Böse, weil der endliche Geist als endlich und als Geist an sich die Ungleichheit selber und sein erstes Insichgehen, in dem er sich erfafst, das Ungleichwerden seines Bewufstseins ist. Dennoch soll das Böse nicht sein, nicht nur in dem Sinne, dafs auf ihm nicht stehen zu bleiben ist, sondern in Bezug auf den absoluten Ausgangspunkt und Zielpunkt des endlichen Geistes soll es überhaupt nicht sein. In der Idealität, in welcher die Idee sich in ihrer einfachen Allgemeinheit bewegt, soll der Unterschied nicht für sich sein und in der Vollendung, in welcher die Idee sich mit ihren Selbstbestimmungen in Einheit gesetzt hat, ist dem Bösen seine Nothwendigkeit genommen, hat es sein Recht verloren, ist es überwunden. So gehört es nicht zur Idee des Geistes, dafs er der sündigende, der Böse sei. Und doch tritt in seiner wirklichen Entwicklung die Nothwendigkeit des Bösen ein, weil der endliche Geist das seiende Urtheil der Idee, die unmittelbar daseiende Differenz ist, in welcher das Allgemeine sich als das Andre seiner selbst bestimmt. Hier zeigt sich auch und erklärt sich

zugleich die unterschiedne Bestimmung des Bösen, an welcher der Hr. Verf. öfter Anstofs nimmt und die er eine zweideutige Amphibolie nennt. Wie der endliche Geist unmittelbar ist, da ist als das Anderssein, so ist er schon der Böse, aber an sich; das ist es, dafs er von Natur der Böse ist. Wirklich wird er der Böse, indem er aus seiner Unmittelbarkeit sich herausbewegt und in sich geht, sich wirklich als das Negative des Allgemeinen setzt. Wie aber in seinem Ansichsein, wo er an sich der Böse ist, an sich die Bestimmung des Allgemeinen enthalten ist, wie er an sich der gute ist, so wird in seinem Insichgehen der Gedanke des Allgemeinen gesetzt und das wirklich gesetzte Böse ist damit der Fortschritt zu seiner eigenen Negation und Auflösung.

Zwar meint der Hr. Verf., diese Dialektik entnerve das Schuldbewufstsein. Allein so wie das Böse gesetzt ist, ist es als das Negative des Allgemeinen da, der Widerspruch ist gesetzt und das Dasein desselben ist als das nächste Resultat der Bewegung ihre objective Schuld.

Ist das Böse in der Entwicklung und in der Sphäre der reinen Kategorie gefafst, so wird sich damit der Weg bahnen, es in der Welt des wirklichen Bewufstseins zu fassen und damit ist auch das letzte Ziel zu erreichen, dafs es in der Sphäre, welche die Bewegung des absoluten Geistes umspannt, begriffen werde. Da der Hr. Verf. keine dieser Sphären rein ergriffen hat, so konnte er wohl mit Allem bisher Geleisteten unzufrieden sein, aber dafür nichts besseres setzen. Aber darin bleibt er sich auch hier wie in seinem Verfahren gegen die oben angeführten Theorieen consequent, dafs er immer dem Subalternen gleicht, der natürlich alles besser versteht als seine Vorgesetzten, aber wenn er es in der That beweisen soll, nur sein Ungeschick verräth.

Lieber Leser, ehe ich von Dir, und wir zusammen vom Hrn. Verf. Abschied nehmen, gieb mir noch einmal die Hand und folge mir zu dem „Möglichkeitsgrunde der Sünde," der uns im dritten Buch erschlossen werden soll. Zuerst entwickelt der Hr. Verf. den Begriff der Freiheit und er schliefst diese Entwicklung mit dem Satz p. 404: „Ist die Freiheit des menschlichen Willens die Macht desselben, sich selbst einen Inhalt zu geben, so kann diese Macht die Ursache ihres Daseins nirgends anders als in dem schöpferischen Willen Gottes haben." Armer Leser! Du hättest hier gewifs einen ganz anderen Schlufs erwartet, wenigstens etwas der Art, was man Antinomie nennt. Aber gedulde Dich nur, fasse Dich mit Ergebung, wenn auch ein „dichter Schleier" darüber ruht, „die Thatsache selbst darf in der Sphäre christlichen Denkens unbedingte Anerkennung fordern" p. 405. Siehst Du, das beschwichtigt, beruhigt alle Scrupel und Schmerzen. Denke ja nicht daran, zu fragen, was für ein sonderbares Denken das ist, das nichts denkt, raube Dir nicht den Trost mit solchen Gedanken, die ja nur frivol sind. Halte Dich vielmehr an das unendlich Schmachtende dieser Worte, sie haben etwas so Schmerzstillendes, etwas so Elegisches, so süfs Betäubendes und Einlullendes. Deine Augen fallen ja schon nieder, schlummerst Du schon, lieber Leser? nein, nur auf einige Augenblicke ermanne Dich noch, dann schlafe ruhig aus. Folge mir nur noch einige Schritte. Ehe wir weiter gehen, will ich Dir eine kurze, aber närrische Geschichte erzählen. Schon oben sahst Du, wie der Hr. Verf. für die heilige Schrift eifert und wie er gerade ihre Autorität hintansetzt. Siehst Du, so ist es noch Allen ergangen, die auch über Pantheismus wimmern und doch in die sinnlichsten pantheistischen Sätze sich verstricken. Vor dieser Gefahr ist unser Hr. Verf. sicher, wenigstens insofern, als er tausend verständige Sätze zu einem Netze zusammenzuflechten weifs, um den bösen Geist zu bannen. Wenn dieser böse Geist ja sagt, so weifs er dagegen meisterhaft Nein! zu sagen. Aber das mufs ich Dir doch noch zeigen, wie der Hr. Verf. den Theorieen vom Ursprung der Sünde trotz aller tausend Nein! in die Arme fällt. Er legt es zwar sehr gescheut darauf an, allen Lockungen zu entgehen: so sagt er p. 461 „die Freiheit sei Voraussetzung für das Dasein des Bösen" oder „an ihr (der Freiheit) haften die negativen Bedingungen (herrlich ausgedrückt) seines Seins," aber diese Bedingungen seien nicht der Grund vom Dasein des Bösen p. 459. Wenn das nicht pfiffig ist, was ist es sonst? Nun kann der Hr. Verf. der fatalen Nothwendigkeit ruhig ein Schnippchen schlagen und sie necken, dafs er ihr doch entgangen ist. Jetzt kann er darauf pochen, was er kurz zuvor sagte, dafs das Böse reine Willkür, das Grundlose und Unbegreifliche sei p. 457. Aber bezwinge nur noch diesmal den Schlaf, treuer Leser, Du siehst doch wohl

auch zwischen Schlaf und Wachen, wie eitel diese Künste sind. Nicht wahr, die Voraussetzung ist nur, indem sie sich in der That setzt, nicht wahr die Bedingungen sind die Sache selbst und der nothwendige Trieb, die Sache zu setzen, zumal wenn sie in persönlicher Energie zur Einheit zusammengefafst sind, nicht wahr, das ist doch die gefürchtete Nothwendigkeit? Nun verstehst Du es auch, wie der Hr. Verf. auch mit den andern Theorieen nicht fertig werden kann, auch nicht mit der ersten, die von der Unvollkommenheit des Endlichen ausging. „Nicht mit der Endlichkeit, sagt freilich der Hr. Vf., p. 465, nicht mit dem Werden ist an sich die Möglichkeit der Sünde gegeben." Aber das sagt er nur, es sind alles nur Worte, schöne Worte, gutgemeinte Worte. Sagt er sogleich darauf, die wahre Freiheit könne sich nur successiv entwickeln, nun so *ist* sie in diesem zeitlichen Verlauf und ist sie auch *nicht* und was ist dies ihr Nichtsein, das als das Negative der Freiheit sich doch in sich reflektirt, anders, als eben das Andre ihrer selbst, das Böse?

Sei Gott befohlen, lieber Leser, schlummre sanft, träume in süfsen, elegischen Weisen und nur noch das will ich Dir beim Abschiede in's Ohr sagen, wie das ganze Buch unsres Hrn. Verfs. dadurch von einer wirklich kühn zu nennenden Unklarheit durchdrungen ist, kühn ist sie, weil der Hr. Verf. ganz unbefangen darüber hinweggeht, dafs er den Bericht des ersten Buches Mose's vom Sündenfall Eva's für historisch hält, den Sündenfall der Stammältern „eine grofse Begebenheit" nennt, also eigentlich nur historisch-kritisch oder exegetisch den Bericht zu erklären brauchte und dafs er doch sich in allgemeinen Kategorieen hält, wenn er vom „Wesen" der Sünde und von ihrem „Möglichkeitsgrunde" spricht. Hier ist der Mittelpunkt, von wo Autoritätsglaube und der Unglaube des Denkens ihren Kampf in diesem Buche beginnen.

Noch einmal! In dieser disparaten Halbheit, in dieser Unklarheit hat die Theologie in unsrer Zeit, wo es mehr als jemals noth thut, wach zu sein, keinen Saamen für die Ewigkeit auszustreuen. Wer wach ist, wird nicht überrascht, nicht überwältigt werden, es komme, was da wolle. Noch einmal! In die klare Welt des Selbstbewufstseins, die sie so lange nicht betreten hat, steige die Theologie hinab, so wird sie mit schwerer, aber sichrer Vermittlung den wahren, lebendigen Gott wiederfinden. So aber, wo Gott für ihre Transscendenz nur ein Name ist, so gleicht sie der Bildsäule, deren Haupt nicht einmal von Gold ist, sondern nur von dem Namen, von dem Widerschein des ewigen, unvergänglichen Goldes von fern beschienen wird, deren Rumpf aus einem verworrenen Wust von Citaten und verständigen Distinctionen und Distinctiönchen gebildet ist, deren Lenden abgespannte Argumentationen sind und die auf Füfsen von Thon steht. Wahrlich weder die Kraft der Schrift, noch das Denken beseelen dies altersschwache Bild. Aber auch dem Alter ist die Wiedergeburt nicht unmöglich. Das Bild lasse sich nur wirklich vom Geist der Schrift und des Denkens durchströmen, es scheue nicht wie der Greis die stärkende Frische der Negation und es wird Leben gewinnen und der Name, von dem es sich hinfristet, wird wirkliches Lebensbrod werden.

B. Bauer, Lic.

XXX.

Lud. Doederlein, Graec. et Lat. litt. Prof. p. o. cet. dissertatio de Tacito transpositione verborum emendando. Erlangae, 1838. 4.

Herr Prof. Döderlein in Erlangen hat die Bearbeitung des Tacitus in der neuen Hallischen Bibliothek Römischer Autoren übernommen. Er bekennt in der Einleitung zu der vorliegenden akademischen Schrift, dafs es ihn ängstige seinen Autor noch an sehr vielen Stellen der kritischen Correctur bedürftig zu sehen. Jüngere Philologen, sagt er, stellen Conjecturen auf um sie zur Aufnahme in den Text zu empfehlen, *er* wünsche nichts mehr als widerlegt zu werden, damit er der Nothwendigkeit den Text zu ändern überhoben sei: er werde allen Dank wissen, die ihm öffentlich oder privatim seine Scrupel benehmen möchten. Eine solche Aufforderung eines Gelehrten, der glänzende Beweise seines Scharfsinns genug gegeben hat, ist neu und beachtungswerth. Aufserdem enthält die Schrift, so klein sie ist, mehr Neues und Anregendes als oftmahls ein dicker Band. Dies ist der Grund, weshalb Rec. im Interesse der Sache das Geschäft der öffentlichen Besprechung übernimmt.

Hr. Döderlein verfolgt die Spuren einer bestimmten Art der Textesverderbung, die er für besonders häufig bei Tacitus hält, der Wortverschiebung: er stellt eine bedeutende Anzahl von Stellen (wir zählen 45)

die meisten aus den Annalen, auf, die er auf diese Weise verdorben glaubt und durch Umstellung eines oder mehrerer Wörter zu verbessern unternimmt.

Ueber die Gültigkeit des Princips im Allgemeinen läfst sich nicht viel sagen: die einzelnen Fälle müssen entscheiden: es ist thöricht den Zufall nach Regeln messen zu wollen. Jedoch so viel glaubt Rec. aus Erfahrung gelernt zu haben, dafs die weitere Verwerfung eines einzelnen Worts aus seiner nothwendigen Stelle in eine andere, wo es den Sinn stört, sehr viel seltner Statt findet, als eine blofse Umstellung, oder als die Auslassung eines Satzes oder eines Satzgliedes an der rechten Stelle und dann, gleichsam nachträglich, die Einfügung desselben an einer andern ungehörigen Stelle, zumahl wo die Wiederkehr gleicher Wörter den Abschreiber irrte. Es ist vernünftig auch für den Fehler eine Erklärung zu suchen, und man kann sich nicht überzeugen, dafs Abschreiber geradezu die Wörter wie Steine auf dem Brette untereinander geworfen haben. Soll dies dennoch einmahl der Fall sein, so mufs die strengste Evidenz für die Richtigkeit der Wiederherstellung sprechen. Es liegt ein Widerspruch darin, dafs der Abschreiber bei einem einzelnen Buchstaben nicht gefehlt, aber in der Stellung der Wörter ohne alle Veranlassung die auffallendsten Irrungen begangen haben soll. Wir sind deshalb nicht Hrn. Döderleins Meinung, wenn er die Stelle Ann. I, 25 *Stabat Drusus silentium manu poscens. Illi quotiens oculos ad multitudinem sedtulerant, vocibus truculentis strepere* durch Umstellung *sed illi — tulerant* verbessern will. Wir halten Beroaldus' Verbesserung *retulerant* für sehr viel wahrscheinlicher, oder vielmehr, wenn man *rettulerant*, wie sichs gehört, schreibt, für zuverläfsig. Nicht anders urtheilen wir über Ann. I, 19. Der Codex hat: *aggerebatur nihilominus caespes, jamque pectori eiusque accreverat; cum tandem pervicacia victi inceptum omisere.* Herr D. will *pectori usque* und dann *pervicacia ejus.* Wie sollte sich das *eius* so seltsam verirrt haben? und ist es denn so unentbehrlich bei pervicacia? Warum soll nicht *pectori eiusque* ein reiner Schreibfehler für *pectori usque* sein? Aber Rec. ist damit noch nicht befriedigt. Er verlangt den Beweis für die Construction *pectori usque* und corrigirt, da dieser nicht gegeben werden kann, *pectora usque.*

Ann. 2, 63. *Et Marobodnus quidem Ravennae habitus, ne si quando insolescerent Suevi, quasi rediturus* (denn dies nehmen wir alle an statt *reditus* der Hdschr.) *in regnum ostentabatur*, verbessert Hr. D. durch die Umstellung *ne insolescerent Suevi; si quando* (scil. insolescerent) *quasi rediturus ostentabatur.* Der Sinn ist nicht übel, aber die Construction gezwungen und die kritische Wahrscheinlichkeit geringer, als wenn Rec. für *ne si* mit Veränderung eines Buchstabens *nisi* corrigirt.

Ann. XI, 29. *Perstitit Narcissus, ut solum id immutans, ne quo sermone praesciam criminis faceret.* Wir glauben *id solum immutans* sei zu lesen und halten dafür, der Schreiber habe zuerst *ut* für *id* geschrieben, dann seinen Fehler bemerkt und *id* noch nachträglich eingeschoben. Hr. D. glaubt *ut* sei verschoben und gehöre zum folgenden *ne*, ut ne = ne. Dabei müfsten wir uns aber erst den Beweis erbitten, dafs Tacitus diese Eigenthümlichkeit einiger älteren Autoren ebenfalls hat. Wir erklären auf dieselbe Weise den Fehler Ann. I. 65 *En Varus et eodemque iterum fato vinctae legiones*, wo Hr. D. *En Varus et legiones eodemque* cet. liest, was wir sprachlich für unrichtig halten. Denn „hier sind die Legionen" ist nichts gesagt, wenn nicht gleich hinzugesetzt wird „in derselben Lage wie damahls." Ann. XI, 30 hat der Codex *quae idem opperiens adstabat, an comperisset interrogat. Idem* ist unstatthaft. Hr. Döderlein stellt es nach comperisset. Recht gut! Aber sollte es nicht viel leichter sein *id* für *idem* zu schreiben? Ann. XIV. 26 wäre die Versetzung eines einzelnen *et*, aus dem Satzgliede *et quo facilius regnum tueretur*, sieben Wörter hinauf vor *tres sociorum cohortes*, gewifs unwahrscheinlicher als die Tilgung des ganzen Worts (wie XIV, 55), wenn nicht vielmehr der folgende Satz damit begonnen werden müfste. Dem neuen Könige soll die Last der Regierung über die unruhigen Armenier erleichtert werden; deswegen werden einige Districte des Landes den benachbarten Königen untergeordnet. Ich kann in diesem Verhältnifs der Sache nichts Widersinniges finden; dagegen sind die Worte, wenn sie mit dem Vorhergehenden verbunden werden, ein müfsiger Zusatz, da der Zweck der dem Könige überlassenen Römischen Truppen schon durch *praesidium* ausgedrückt ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 45.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Lud. Doederlein. Graec. et Lat. litt. Prof. p. o. cet. dissertatio de Tacito transpositione verborum emendando.

(Schlufs).

Ann. XIV, 32 scheint uns aus *sic labente* leichter *dilabente* herzustellen, als *sic* eine Strecke später mit *ut* zu einem Worte sicut zu verbinden, weil wir den Irrthum nicht erklären können, und sonst nichts durch sicut geändert wird. Doch glaubt Rec. dafs jedenfalls auch noch *Britannis-veteranis* statt des handschriftlichen *Britanni-veterani* gelesen werden mufs.

Wir haben eine Anzahl Stellen angeführt, wo uns die Correctur einiger Buchstaben dem von Hrn. D. angewandten Mittel der Wortversetzung vorzuziehen scheint. Dagegen billigen wir sein Verfahren an andern Stellen, wo es entweder nur auf Umstellung zweier Wörter ankommt, oder wo ein Satzglied aus bemerkbarem Grunde zuerst ausgelassen und dann wieder eingeschoben ist. Von der ersten Art sind die Umstellungen Ann. I, 26. IV, 14. XI, 7. XIV, 42 und so möchten wir auch Ann. XIV, 5 keine weitere Versetzung, sondern nur die Umstellung *submergere navem*. Von der andern Art ist Ann. I, 32, wo die Umstellung der beiden Satzglieder nil paucorum instinctu, neque disjecti, annehmbar erscheint, und Ann. I, 61 wo die Satzglieder *quot patibula captivis, quae scrobes* mit Döderlein richtiger vor die Worte *quo tribunali concionatus Arminius* zu setzen sind.

Nicht wenige der behandelten Stellen sind von der Art, dafs der Kritiker den Autor selbst verbessert, indem er gesteht oder einräumen mufs der Text lasse sich auch ohne sein Hülfsmittel rechtfertigen oder entschuldigen. Bei solchen Stellen ist auf allgemeine Zustimmung nicht zu rechnen, indem der eine leicht erträgt was dem andern unerträglich scheint. Von dieser Art sind Ann. I, 28. I, 38. I, 59. II, 31. III, 65. IV, 33. IV, 70. XIII, 25. XIV, 14. XIV, 37 wo der Kritik durch die Emendation *difficile* Genüge geschieht, Weiteres nicht nöthig ist. XIV, 44. Hist. I, 88. An einer Stelle aber tadelt Hr. Döderlein den Autor offenbar mit Unrecht. Ann. IV, 18 heifst es: *Beneficia eo usque laeta sunt, dum videnturexsolvi posse; ubi multum antevenere, pro gratia odium redditur.* Hr. D. findet *multum* matt, und glaubt es gehöre zu *odium:* als ob Hafs statt des Dankes zu erhalten noch nicht schmählich genug wäre! Nein: erst dann, wenn die erzeigten Wohlthaten *viel* gröfser als die Fähigkeit der Vergeltung sind, tritt bei schlechten Menschen Schaam und Aerger ein; einigen Vorsprung lassen sie sich wohl gefallen.

Ein Theil der in Zweifel gezogenen Stellen kann aber auch durch andere Interpretation, als die gewöhnliche oder als die von Hrn. Döderlein befolgte, gerechtfertigt werden. Ann. IV, 25 findet er eine unerträgliche Hysterologie in den Worten *pecorum modo trahi, occidi, capi.* Richtig, wenn *trahi* gefangen fortschleppen heifst. Aber es kann sehr wohl von dem untergeordneten Haufen, der sich fortwälzt, gesagt sein.

Ann. XIII, 15 erregt ihm *nam* Anstofs in folgender Stelle: *Nero venenum parari jubet. Nam ut proximus quisque Britannico neque fas neque fidem pensi haberet, olim provisum erat.* Wir erklären die Conjunction durch die Ergänzung Weiter bedurfte es nichts, dies allein war zu besorgen. In der schwierigen Stelle Ann. XIV, 56 geht (*quin*) *ornatum robur subsidio impensius regis* nicht, wie gewöhnlich verstanden wird, auf die Manneskraft Nero's, sondern auf Seneca, von dem vorher gesagt war, dafs er noch in kräftigen Jahren (valida aetate) stand. Nero spricht zu ihm: Warum willst du nicht meiner Jugend deinen Rath gewähren, und selber deine Manneskraft, die nun auch durch Vermögen unterstützt ist, mit gröfserer Thätig-

keit anwenden? Dies schliefst sich zunächst an die Erwähnung des Volusius, der bei kaiserlicher Gunst zugleich auch durch eigne Sparsamkeit und lange fortgesetzte Thätigkeit so reich geworden war, als Seneca noch nicht war, was Nero als einen Vorwurf für sich anzusehen beliebt.

Ann. XIV, 64 nimmt Hr. Döderlein eine totale Umstellung der Sätze vor, weil er *nondum tamen morte acquiescebat* nach gewöhnlichem Sprachgebrauch versteht: Nero begnügte sich noch nicht mit dem Tode seiner Gemahlin Octavia; wo dann freilich der Satz eine durchaus ungehörige Stelle einnimmt, indem der Tod des unglücklichen Weibes noch nicht beschrieben ist. Aber der Sinn ist vielmehr: *Sie* (Octavia, von der die Rede ist,) lebte schon eigentlich unter der soldatischen Bewachung und bei der Vorahnung des Unglücks nicht mehr, konnte *sich* aber doch nicht *beim Tode beruhigen*, d. h. sie konnte sich noch nicht entschliefsen zu sterben. *Da*, fährt Tacitus fort, erhielt sie den bestimmten Befehl dazu.

Ann. XV, 18 nimmt Hr. D. Anstofs an *frumentum plebis*: er fragt was dies sein solle. Es ist das zur Austheilung an die Römische Plebs aufgespeicherte Getreide. Und damit löst sich auch die Schwierigkeit.

Ann. XVI, 28 liest man: *Requirere se in senatu consularem, in votis sacerdotem, in jurejurando civem: nisi contra instituta et cerimonias majorum proditorem palam et hostem Thrasea induisset.* Hr. Döderlein stellt die Worte *contra instituta et cerim. majorum* hinter *civem*, vor *nisi*. Er wird gestehen, dafs der Zusatz an jener Stelle ziemlich unnütz ist. Der Sinn ist aber: der Redner würde sich über das Ausbleiben des Thrasea beschweren, wenn sich Thrasea nicht vielmehr dadurch, dafs er *gegen* die geheiligte Sitte handelte, offen als Feind darstellte.

In der Stelle Hist. I, 72 *Pessimus quisque diffidentia praesentium — adversus publicum odium privatam gratiam praeparat, unde nulla innocentiae cura, sed vices impunitatis*, wird der Theil des Satzes *unde nulla innocentiae cura* unverständlich genannt. Soll denn *unde* nicht sein können: *Woraus*, nähmlich aus dem Bemühn sich Gönner und Anhänger zu verschaffen, dies *hervorging* dafs sich niemand um Rechtlichkeit bekümmerte?

In der Stelle dial. de Orat. 32 *Quod adeo negligitur ab horum temporum disertis, ut in actionibus eorum vis quoque quotidiani sermonis foeda ac pudenda vitia deprehendantur* scheint durch die Emendation *vix* für *vis* alle Schwierigkeit genügend gehoben zu sein: denn *quoque* nach einer Negation im Sinne von *sogar* kann als echt lateinisch bewiesen werden. Es ist zu übersetzen: Man findet in den öffentlichen Reden dieser Leute schmähliche Fehler, wie sie *selbst* in häuslicher Conversation *kaum* vorkommen.

C. G. Zumpt.

XXXI.

Die kranke Darmschleimhaut in der Asiatischen Cholera, mikroscopisch untersucht von Dr. Ludwig Boehm, Assistenzarzte des zweiten Cholera-Lazareths. Mit zwei Kupfertafeln. Berlin, 1838. *bei Alexander Duncker.* 8. S. 83.

Auf empirischem und dogmatischem Wege war die Auffassung der Cholera von allen Seiten so oft versucht worden, dafs man jeder neuen literärischen Erscheinung gleichgültig entgegensah. Ueberall fast wurde ein den Fortschritten der Wissenschaft entsprechender Standpunkt vermifst, denn scheu vermied der Physiolog, von Superstition befangen, die Schwelle des Kranken- und Leichenzimmers, während der unberufene Techniker sich um so dreister hervordrängte das Gebiet des Unbekannten mit Unerwiesenem, in zügelloser Breite zu vergröfsern. Einzelne hatten wohl, redlichen Sinnes und Strebens, die Untersuchung unternommen, allein es fehlte die gehörige Vorbereitung und der Erfolg konnte um so weniger glänzend sein, weil sie, ihre Kräfte überschätzend, sich die ganze Masse der Erscheinungen zur Aufgabe gestellt hatten.

In dieser Unzulänglichkeit des Wissens überkam uns der Seuche dritter Ausbruch, der zwar wiederum, wie seine Vorgänger, neugeweckte Hoffnungen für das Heilverfahren täuschte, allein Anlafs gab zu einem Cyclus von Forschungen, welche wir nicht anstehen den wichtigsten und ergiebigsten neuerer Zeit anzureihen.

Hr. Doctor Boehm, ausgezeichnet durch Entdeckungen in der Structur der Darmdrüsen (de glandularum intestinalium structura penitiori diss. inaug. Berol. 1835.) benutzte seinen Wirkungskreis, als Assistenzarzt in

einem gröfsern Cholerahospitale, zur Beobachtung jenes organischen Apparats in dieser Krankheit, von welchem er sich durch gediegne Vorarbeiten eine umfassende Einsicht und Kenntnifs erworben hatte. Hievon giebt sofort die Schilderung der solitären und Peyer'schen Drüsen bei Cholerakranken den Beweis, worüber in der ersten Epidemie recht wunderliche Vorstellungen in Umlauf gekommen waren. Der Vf., schon vertraut mit dem veränderlichen Ansehen dieser Drüsen im normalen Zustande, welches von der zufälligen Füllung oder Leere der eingekapselten Höhlen herrührt, ohne dafs eine krankhafte Veränderung dabei im Spiele ist, beschreibt nicht nur die pathischen Zustände der kleinen Schleimhaut-Organe, sondern deutet auch, und dies erhöht den Werth der genauen Schilderung, den Hergang dieser Veränderungen an, die entweder an der Oberfläche oder in der Unterlage der Peyer'schen Drüsen stattfinden. Die Oberfläche nimmt in Folge eines destructiven Processes ein maschenartiges oder netzförmiges Ansehen an, indem die kleinen Kapseln erweichen, exulceriren und bis auf ihren äufsersten Rand verschwinden, wodurch die früher unter den Kapseln gelegnen Höhlen als eben so viele kleine Gruben nebeneinander liegen. Eine andre Veränderung entwickelt sich in der Tiefe. Durch eine plastische weifse Exsudation in der Zellschicht zwischen Schleim- und Muskelhaut des Darms entsteht ein festerer Zusammenhang dieser Membranen, und mit Zunahme der Stoffablagerung wulsten sich in gleichem Verhältnifs die inselförmigen Drüsenstrecken auf und machen den Darm undurchsichtiger. Hatten bereits in der ersten Epidemie des J. 1831 Froriep und Phoebus in ihren treuen Schilderungen nachgewiesen, dafs ähnliche Veränderungen der Peyer'schen Drüsen, wie in der Cholera, auch in andern Krankheiten sich zeigen, so erwirbt sich Hr. D. Boehm ein neues Verdienst durch eine mit wenigen treffenden Zügen entworfne Erörterung des Vorgangs in diesen Drüsen beim Typhus abdominalis, wo auf dem verdickten callösen Grunde Geschwürsbildung sich entwickelt, was in der Cholera nicht der Fall ist.

Allein nicht nur den Irrthum berichtigt unser Vf., eine vor ihm nicht gekannte Erscheinung in der Cholera entfaltet er vor unsern Blicken mit einer Genauigkeit und Klarheit, wie sie nur gewissenhafte Strenge gegen sich selbst im Forschen, unterstützt durch die Schärfe gewandter microscopischer Untersuchung gewähren kann. Es ist *der Häutungsprocefs des Darm-Epitheliums*. Durch Henle's Entdeckung des Cylinder-Epitheliums (Symbolae ad anatomiam villorum intestinalium, inprimis eorum epithelii et vasorum lacteorum. Berolini 1837. p. 14.) war der Standpunkt gegeben, von wo aus das Phänomen richtig gedeutet werden konnte und dem Verf. müssen wir es danken, der Cholera, die so wenig Tröstliches mit sich gebracht, die befriedigendste Seite abgewonnen zu haben, das Studium eines grofsen organischen Vorgangs in allen seinen Phasen.

Den eigentlichen Heerd der Häutung bildet der Dünndarm in seiner ganzen Ausdehnung, besonders seinem Ende zu, so dafs sie hier zu beginnen oder am raschesten vorzuschreiten scheint. Die Darmzotten erscheinen angeschwollen und verlängert. Unter dem Microscop sieht man den dunkleren Zottenkolben von einer durchsichtigeren Epithelium-Hülle umgeben, die von feinen und concentrisch laufenden Linien durchzogen wird. Dies sind die im gesunden Zustande unbemerkbaren, jetzt gespaltnen Elementartheile des Oberhäutchens im Darmkanal, Henle's cylindri mucosi. Auch eine blasenartige Lösung bietet das Epithelium dar, wie die Epidermis bei Exanthemen und nach Hautreizen, wobei die Zottenüberzüge auf weiten Strecken der Schleimhaut zu hohlen Säckchen angeschwollen sind, so dafs die Zwischenräume verschwinden. Indem auf diese oder jene Weise das Epithelium abgestofsen wird, verlieren die Schleimhaut und die Zotten zum grofsen Theil ihren schützenden Ueberzug und bieten eine wunde, späterhin rissige Fläche dar. Die nackten Zottenkolben werden atrophisch und bis zu ihrer Basis verzehrt. Auch die Lieberkuehn'schen Drüsen, deren Structur bereits früher vom Verf. trefflich erläutert worden ist, nehmen an der Häutung Theil. Die unzähligen schwarzen Grübchen, welche man auf einer gesunden Schleimhaut des Dünndarms mit einer schwachen Loupe sieht, und welche Zugänge sind zu kleinen in ihrem Grunde geschlofsnen Säckchen, verschwinden in der Cholera. Dagegen erscheinen die Zwischenräume der Zotten mit vielen rundlichen weifsen Körperchen besetzt: sie füllen die Grübchen aus oder ragen theilweise hervor. Diese Röhrchen beste-

hen aus dem abgestreiften Epithelium, welches die kleinen in die Schleimhaut dringenden Kanäle auskleidet.

Die abgelösten Epithelium-Trümmer sucht und findet Hr. Boehm im Darminhalte wieder, in den sogenannten Choleramassen, die hauptsächlich im Dünndarme angesammelt sind, oder wenigstens dort noch ihre eigenthümliche Zusammensetzung beibehalten haben. Bisher waren die Verschiedenheiten der im Darmkanale der Cholerakranken angetroffnen Massen blofs nominell und vergleichsweise bezeichnet, z. B. flockig, hafergrützähnlich u. s. f.: unserm Verf. kommt das Verdienst zu, dem Namen die Bedeutung ermittelt zu haben.

In einem Glase aufbewahrt, scheidet sich der Darminhalt nach Verlauf mehrerer Stunden in eine obere Schicht klarer, zuweilen wasserheller Flüssigkeit und eine untere undurchsichtige, lehmfarbne oder gelbliche. Die helle Flüssigkeit ist das dem Blute entzogne Secret, das in Menge durch die Wände der erkrankten Darmschleimhaut gedrungen ist und welches wenig aufgelöste Stoffe zu enthalten scheint, da weder durch Erhitzen noch durch chemische Reagentien eine merkliche Ausscheidung bewirkt werden konnte. Die untre Schicht ist das Produkt der acuten Darmhäutung und besteht aus den zahllosen Trümmern des früheren Epitheliums. So lassen sich die vorkommenden Arten des Darminhalts theils aus den verschiednen Verhältnissen beider genannten Theile erklären, theils aus den mannigfachen Abstufungen in der Zertrümmerung des Epitheliums, dessen Häutung in den verschiednen Gegenden des Dünndarms weder auf dieselbe Weise, noch in gleicher Intensität, noch in allen Stadien mit derselben Ergiebigkeit und Reinheit auftritt.

Durch diese Untersuchungen werden nicht nur die bisherigen Ansichten von der Zusammensetzung der Choleramassen widerlegt, z. B. der flockigen als coagulirten Eiweifsstoffes, der adhärenten als Pseudomembran u. s. w., sondern es geht daraus auch die Verschiedenheit von den während des Lebens entleerten Stoffen hervor, was früher nicht beachtet werden ist. Schon in der Flüssigkeit des Dickdarms scheinen die Epithelium-Trümmer auflöslich zu sein, denn hinter der Bauhin'schen Klappe werden sie nur sparsam angetroffen oder ganz vermifst. Noch seltner gelingt es ein oder ein Paar pyramidale Epitheliumtheilchen in den copiösen Ausleerungen des Kranken zu entdecken. Die in den wasserhellen Ausleerungen schwimmenden weifsen, durch Zusammenballung oft beträchtlichen Flocken bestehen keineswegs aus deutlichen Resten des Epitheliums wie der Darminhalt, sondern aus sehr feinen halb durchsichtigen, langen Strängchen, die zu einzelnen Parthieen sich vielfach verflochten haben und von elastischer Consistenz sind. Zuweilen schliefsen sie kleine Krystalle ein, wie sie meist von rhomboidaler Gestalt in den Darmflüssigkeiten auch bei der Cholera vorkommen, worin eine Andeutung zu liegen scheint, dafs sie wohl durch Coagulation eines Stoffes entstehen mögen, welcher der Auflösung der Epithelium-Trümmer seinen Ursprung verdankt.

Die Häutung des Epitheliums beschränkt sich nicht nur auf den Darmkanal in der asiatischen Cholera, auch in andern Organen hat sie der Verf. nachgewiesen. Das ist der Seegen wissenschaftlicher Forschung das Phänomen in allen seinen Beziehungen aufzufassen und zu ergründen, während der empirische Fund ein isolirtes, oft unfruchtbares Factum bleibt. So erfahren wir, dafs in den Gallen- und Harnwegen eine ähnliche Lösung und Abstofsung des Oberhäutchens bei der Cholera stattfindet wie im Dünndarm. Die Lebergänge sind so leer und vertrocknet, dafs man oft Mühe hat selbst die gröfsern aufzufinden. Dringt bei der Compression eine geringe hellgelbe Masse auf der Schnittfläche hervor, und man bringt diese unter das Microscop, so erscheint sie mehr aus festen organischen Theilchen bestehend als aus flüssiger Galle, und diese Theilchen sind wieder die Residuen des eigenthümlich geformten Epitheliums, welches den Gallengängen zur Auskleidung diente. Auch die innerhalb der Nierenbecken vorgefundne weifse dicke Flüssigkeit wird durch einen ähnlichen Procefs wie der Inhalt des Darmkanals als eine Choleramasse der Harnwege in Menge erzeugt.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 46.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Die kranke Darmschleimhaut in der Asiatischen Cholera, microscopisch untersucht von Dr. Ludwig Boehm.

(Schlufs.)

In dem nach überstandnem Anfalle zuerst gelafsnen hellen Urine bildet sich ein Bodensatz von lockern weifsen Flöckchen, die wie die microscopische Untersuchung zeigt nichts anders sind als Aggregate von verschiednen bestimmt geformten Körperchen, die aus den aufeinander folgenden Regionen der Harnwege ihren Ursprung nehmen und dem verschieden zusammengesetzten Epithelium jener Gegenden angehören.

So wie der Verf. in dem Häutungsphänomen des Epitheliums das Bild eines zerstörenden Processes enthüllt hat, des Zerfallens und Vergehens organischer Bildung, so giebt er, gleichsam auf der Kehrseite, die Andeutung eines schaffenden und zeugenden Vorgangs, des Entstehens von Gährungskeimen und kleiner pilzähnlicher Vegetation im Darminhalte und in den Ausleerungen. Hr. Boehm entdeckte microscopische regelmäfsig geformte farblose Körperchen von eirunder Gestalt, welche entweder einzeln zwischen den Epithelium-Trümmern schwimmen oder zu 2—4 und mehreren an ihren spitzeren Enden mit einander verbunden; sie wachsen gleich den Blättern der Cactuspflanze, eines aus dem andern hervor und bilden sich zu Kettchen und Bäumchen heran. Hat man in einem Tropfen der Choleramassen eine Anzahl der eirunden Körperchen unter das Microscop gebracht, so beobachtet man nicht selten an dem spitzeren Ende eines einzelnen Eichen ein neues Knötchen hervorsprossen, welches unmerklich wächst und während der Beobachtung die Gröfse des Muttergliedes selbst erreicht. Diese Körperchen werden mit den von Schwann in der Weingährung entdeckten verglichen und ebenfalls als niedre im Nahrungskanal der Cholerakranken gedeihende Pflanzenart gedeutet.

Aufser diesen wichtigen Beiträgen erhalten wir noch genaue Beobachtungen einer eigenthümlichen Erscheinung in den Darmzotten, einer Füllung derselben mit öliger Flüssigkeit, worauf bereits Henle (l. c. p. 34) die Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Jede Zotte schlofs in ihrer freien hohlen Spitze ein klares gelbes Bläschen oder Tröpfchen ein, welches zwischen zwei Glasplättchen unter dem Microscop herausgedrückt sich durch Zusatz einer schwachen Auflösung von kaustischem Kali verseifen liefs. Dieses anfänglich flüssige wasserhelle Oehl geht nach einigen Tagen in einen Zustand von Erstarrung über, wodurch für das unbewaffnete Auge die ganze Schleimhaut-Oberfläche weifs punktirt erscheint. So erhält Lieberkuehn's Annahme von kleinen zur Aufnahme von Substanz fähigen Behältern in der Zottenspitze, den sogenannten Ampullulae, eine Deutung.

Der Zweifel, ob dieser Gegenstand in die reine Physiologie gehöre, oder vielmehr in die Reihe krankhafter Erscheinungen zu zählen sei, wird zwar durch Henle's Beobachtung nicht bestätigt, indessen bedarf es zur Aufklärung noch wiederholter Untersuchungen, so wie überhaupt der Wunsch nicht unterdrückt werden kann, dafs der Verf. die Erforschung der Darmschleimhaut auch auf andre pathische Zustände ausdehnen möge, wodurch die Eigenthümlichkeit des Cholerabefundes um so sicherer ermittelt und schärfer herausgestellt würde.

Fassen wir nun zum Schlufs in wenigen Worten unser Urtheil zusammen, so erscheint der Vf. durchweg Irrthümliches berichtigend, Neues entdeckend, Folgereiches anregend. Klare Präcision des Stiles, treue Deutlichkeit der beigefügten Abbildungen, und typogra-

phische Stattlichkeit gereichen der Abhandlung noch überdiefs zur Zierde.

D. Romberg.

XXXII.

G. W. F. Hegel's Vorlesungen über die Aesthetik. Herausgegeben von Dr. H. G. Hotho. Zweiter Band 1837. 465 *S. Dritter Bd.* 1838. 581 *S. (Auch sämmtliche Werke Bd. X. 2te u. 3te Abtheilung). Berlin,* 1838; *bei Duncker u. Humblot.*

Das Vortreffliche setzt die Kritik leicht in Verlegenheit, denn, wie Hegel sagt, es zu beurtheilen ist zwar nicht schwer, wohl aber, es zu fassen. Die einfache Anerkennung des Gelungenen würde sich ganz kurz aussprechen. Will man jedoch die Gründe der Anerkennung angeben, so liegen sie eben in dem Werke, das man also, um eine Vorstellung von ihm und seiner Erfassung zu verschaffen, zu reproduciren hätte. Wie gut aber auch eine solche Nachspiegelung ausfällt, immer wird der Berichterstatter den Abstand derselben vom ursprünglichen Object schmerzlich fühlen. Bemerkt man endlich im Einzelnen Mangelhaftes, so weifs man nicht, ob man es äufsern soll; denn gegen die Gediegenheit des Ganzen scheint dies nicht in Anschlag zu bringen zu sein und als ein kleinliches Haschen nach Tadel auszusehen, seine Recensentenstärke durch solches Vermissen und Bedenken zu bewähren.

Hegel's Aesthetik ist schon bei dem Erscheinen des ersten Bandes von den verschiedensten Seiten her mit Dank und Bewunderung aufgenommen. Nach der jetzigen Vollendung ihrer Herausgabe wird sich dies Ergriffensein von so viel Tiefe und Schönheit der Wissenschaft noch steigern. In den Halle'schen Jahrbüchern hat Weifse, so sehr er gerade zur Abweichung von ihm genöthigt zu sein glaubt, das Werk in diesem Sinne bewillkommnet. Besonders wird sich das Urtheil noch mehr befestigen, dafs man gerade aus der Aesthetik die unendliche Lebensfülle, zarte Gemüthsinnigkeit, seltene Vielseitigkeit der Kenntnisse und die vor Nichts zurückschreckende, Alles bezwingende Ausdrucksfähigkeit ihres Urhebers recht ungetrübt und vollständig erkennen lernen kann. Sollten wir in der Behandlung etwas wegwünschen, so wär' es die Art und Weise, wie die Unterscheidung der einzelnen Begriffe bis in die untergeordneteren, oberflächlicheren Schattirungen hinein mit Buchstaben und Zahlen verharnischt ist, was einen schwerfälligen Eindruck macht und in welcher Hinsicht die *Philosophie der Geschichte* uns mehr anspricht. Die Expositionsweise der Aesthetik ist dem Ausdruck nach so frei und schön, als man nur wünschen kann, aber jene formalen Schildwachen und Wegweiser stören das Geniale mit ihrem Anstrich von Pedantismus.

Indem ich nun das voraussetze, was ich in diesen Jahrbüchern über den ersten Theil bereits gesagt habe, bemerke ich zunächst, dafs der Standpunct Hegel's durch die ganze Aesthetik hin der *welthistorische* bleibt, die Sonderung des symbolischen, classischen und romantischen Ideals in ihren concreten Formen. Die tiefste Durchdringung dieser Unterschiede ist die unsterbliche Gröfse des Werks. Es ist unsagbar, wie viel neue Aufschlüsse dadurch gewonnen, mit welch' überraschender Consequenz viele Werke und Epochen der Kunst dadurch beleuchtet, welche lange vermifste Zusammenhänge dadurch geknüpft sind! Auch ist Hegel so von dieser Erkenntnifs erfüllt gewesen, dafs er bei Entwicklungen, welche ihn vom Ergründen dieser Begriffe momentan abzugehn nöthigen, z. B. bei manchen Auseinandersetzungen des Technischen, nur unruhig und abgebrochen verweilt und auch hier noch mit unglaublichem Scharfsinn in seinen Grundgedanken sich zurückzuwenden weifs. Will man eine Vorstellung von der Beharrlichkeit haben, mit welcher Hegel etwas zu erschöpfen suchte, so mufs man diese Aesthetik lesen.

Hierin liegt nun auch, wie im ersten Artikel bereits ausgeführt worden, die gröfste Eigenthümlichkeit der Hegel'schen Aesthetik, ihr Unterschied von allen früheren Gestaltungen dieser Wissenschaft. Hierin liegt der Grund, dafs das *Systematische oft in der Form des Geschichtlichen erscheint* und in ihm zuweilen sich so versteckt, dafs man nicht abgeneigt wird, zu glauben, Hegel habe dies oder jenes sonst wohlbekannte Element gar nicht beachtet, während man das Vermifste plötzlich in einem ganz ungeahnten Zusammenhang findet, mit welchem dann noch tausend unausgesprochene neue Combinationen uns entgegenblitzen. Ja mitunter tritt an die Stelle der eigentlichen Begriffsentfaltung die Analyse eines bestimmten

Kunstwerks, das ihm gerade in seiner Seele auftauchte. Solche Schilderungen sind dann vom reinsten Feuer der Speculation durchglühet, Meisterstücke der Darstellung, aus welchem die abstracten Momente des Begriffs sich leicht herausheben lassen.

Die erste, schon früher durchgenommene, Besonderung des Ideals war also die *symbolische*; die zweite ist die *plastische* oder *classische*, in welcher das Innere sich dem Aeufsern gleich macht, in ihm sich zeigt, aber auch nicht mehr darin darstellt, als gerade nur sich. Von dem classischen Ideal selbst, als der in sich, in ihrer Besonderheit seligen Göttergestalt, unterscheidet H. sein Werden und seine Auflösung. Sein *Werden* ist die Degradation des Thierischen, der Sieg der neuen, ethischen Götter über die alten, rohen Naturmächte, die Feier dieser Entwicklung in den Mysterien, eine, wie man sieht, ganz *religionsphilosophische* Deduction. Die Veränderungen des religiösen Bewufstseins sind hier die Voraussetzungen für die Fortgestaltung der Kunst. Dafs die Götter als Menschen vorgestellt wurden, lag ursprünglich nicht in der Kunst, sondern in der Religion. Man darf Hegel's aus dem Herodot so oft angeführten Worte, Homer und Hesiod hätten den Griechen ihre Götter gemacht, nicht in der platten Weise interpretiren, als hätten diese Dichter den *Standpunct überhaupt* erschaffen, auf welchem solche Bildungen möglich waren. So etwas kann immer nur That eines Volksgeistes überhaupt sein. Dafs nun aber der Begriff des Classischen *hauptsächlich* auf die durch die Sculptur erzeugte Göttergestalt eingeschränkt werde, ist nicht blos nicht nothwendig, sondern würde falsch sein, denn es ist dies ja eben ein *ganz allgemeiner* Begriff der Art und Weise der Darstellung des Kunstideals; Raphael der Maler, Gluck der Musiker, Goethe der Dichter, obschon weder Griechen noch Bildhauer, haben nicht weniger classische Werke, als ein Phidias, hervorgebracht. Sie haben die harmonische, ununterscheidbare Durchdringung der Bedeutung und Darstellung erreicht. Dafs die hellenische Sculptur eine solche concrete Identität in *vorzüglicher* Virtuosität producirte, war durch die Religion möglich gemacht. Hegel erkennt auch (II. S. 21) die Allgemeinheit des Begriffs der Classicität an, allein er behauptet zugleich, dafs wir ohne die hellenische Plastik denselben gar nicht haben würden und legt deswegen einen so grofsen Nachdruck auf das Werden des Ideals der Kunstreligion als des völligen Verschmelzens von Inhalt und Form gerade in der menschlichen Gestalt.

Die Auflösung des classischen Ideals erfolgt daher auch von zwei Seiten, von der der absoluten Allgemeinheit, welche über den vielen, ihr ungleichen Göttern als ihr gestaltloses *Schicksal* schwebt, und von Seiten der concreten Einzelheit, welche als die Besonderung der vielen Götter, von denen ein jeder das Allgemeine, das Göttliche, in sich particularisirt, den *Anthropomorphismus* enthüllt und durch seine eigene Endlichkeit vernichtet. Diese Entwicklung ist abermals ganz *religionsphilosophisch*, denn jener Procefs ist der eines jeden Polytheismus. Hegel aber leitet daraus die *Satire* als die einer solchen Auflösung adäquate Kunstform ab. Nur in der Zerstörung des Götterideals, nur auf römischem Boden, habe die Satire gedeihen können als der Zorn des in sich, auf seine Kraft und Tugend zurückgeworfenen Menschen gegen die Zersetzung des Glaubens, der Pietät, der substantiellen Rechtlichkeit. Allein ein solcher Zustand kann sich bei verschiedenen Völkern, in verschiedenen Zeitaltern wiederholen. Als der Polytheismus der mittelaltrigen, römischen Kirche unterging, brach die Satire mit ungeheurer Gewalt und in oft ganz neuen, in der römischen noch nicht angelegten Formen hervor; sollen z. B. die epistolae virorum obscurorum keine wahrhaften Satiren, sollen Hutten, Rabelais, Fischart nicht des Namens der Satiriker würdig sein? Selbst dafs heutiges Tages keine Satiren mehr gelingen wollten, folgt noch nicht, wie Hegel meint, daraus, dafs Cotta's und Goethe's Preisaufgaben dafür kein Glück gemacht haben. Eine Satire, die den Preis gewönne, würde immer ein mittelmäfsiges Machwerk sein, denn die Satire mufs aus dem wärmsten Herzblut sprudeln. Aber Hegel würde doch wohl Courier's meisterhafte Pamphlete, oder Byron's ehernes Zeitalter, seine vision of last judgement u. s. f. als Satiren haben gelten lassen, wenn er nur daran gedacht hätte. Und fehlt uns nicht für die geschichtliche Würdigung der römischen Satire sowohl einerseits die Kenntnifs der ursprünglichen italischen satura, als andererseits die noch wichtigere der hellenischen *Jambographen*, der *Sillographen?* Was denn wissen wir von diesen? Nach Hegel hat jedoch die Satire nur Einmal, in der römischen Welt, Epoche ge-

macht; alles Frühere und Spätere ist ihm gegen ihre Indignation farblos d. h. er hält sich hier an die *quantitative* Bestimmung und unterscheidet die Satire nicht vom *Satirischen*. Dies ist ein *ganz allgemeiner* ästhetischer Begriff, welcher aus dem des Komischen, näher aus dem des Witzes sich ableitet und etwas ganz Anderes, als die Satire, wie sie eine eigenthümliche Dichtungsart zu sein strebt, mit welcher die gewöhnlichen Theorieen nach Hegel nicht recht fertig zu werden wissen. Als solche entspringt sie, meiner Meinung nach, aus der *Auflösung* des Epischen und macht theils beschreibend, theils reflectirend, theils Schilderung und Betrachtung vereinigend, ein Moment derselben aus. Das Satirische dagegen als solches kann *in jede Dichtungsart sich hineinlegen*; Drama, Lyrik, selbst das Epos kann satirisch werden und schon sehr früh haben die Griechen z. B. das Epos *Margites* gehabt, aus welchem Aristoteles bekanntlich (Poetica c. IV.) die Anfänge der Komödie herleitet. Dafs es verloren gegangen, so gut als die Jamben des Archilochos, darf die systematische Wissenschaft nicht beeinträchtigen. Das Urtheil des Satirischen ist einfach: das Existirende *soll nicht* existiren, weil es meinem Begriffe von der Sache widerspricht. Die Schönheit der Satire hängt davon ab, wie tief der Künstler die Idee als solche ergriffen hat und wie grofs der Widerspruch der existirenden, ihm gegenwärtigen Welt gegen dieselbe ist. Dies ist die doppelte Beschränktheit der Satire, ihre ideelle von Seiten der Reflexion, ihre reale, objective von Seiten der Geschichte. Ohne Witz aber würde die Satire nichts Künstlerisches, überhaupt nicht Satire, sondern prosaische Kritik sein. Aufser der Poesie ist die Malerei besonders zur Satire befähigt; ich nenne nur Hogarth oder aus unseren Tagen bei den Engländern Cruishank, bei den Franzosen Grandville, dessen Illustrationen zu Beranger's Gedichten fast sämmtlich meisterhaft sind.

Man sieht wohl ein, dafs nach Hegel die eigentliche Auflösung des classischen Ideals ihn zum Begriff des *Malerischen* hätte führen müssen, wie dieser Uebergang späterhin, im Begriff der einzelnen Künste, wirklich erfolgt. Das Malerische dringt, nachdem die Kunst zu irgend einer Zeit, bei irgend welchem Volk die Classicität erreicht hat, in die Sculptur nicht blos, auch in die Musik und Poesie ein. Bei den Alten können wir freilich, wie immer, diesen Fortschritt, der nach rückwärts als ein Verderben erscheint, in den schärfsten Unterschieden hervortreten sehen. Dafs z. B. Euripides zu Sophokles ein solches Verhältnifs hat, ist eine im Allgemeinen bekannte Sache. Allein man dringe nur recht tief ein, so wird man über die *Durchgängigkeit* dieser Differenz erstaunen; sie erstreckt sich bis auf die Wahl der *Stoffe* und die Wendung, welche dem *gleichen* Stoff gegeben wird. Man vergleiche z. B. das Toben des Euripideischen Herakles mit der Behandlung desselben Gegenstandes in der Sophokleischen Deïanira, mit dem Wahnsinn des Sophokleischen Aïas. Sie verhalten sich wie der adergeschwellte, muskelstrotzende Körper eines Ringers oder Fechters zu der idealischen Ruhe einer Statüe des Ares. In der Architektur griff das malerische Princip so um sich, dafs man nicht nur dem Relief mehr Raum gönnte, sondern auch darauf sann, für die Anbringung von Gemälden mehr Fläche zu schaffen und in den Verzierungen selbst, wie uns die Reste und Bilder von Herculanum und Pompeji zeigen, bis zu chinesischer Schnörkelhaftigkeit fortging. — Was ich in diesem Zusammenhang malerisch genannt habe, kann allerdings auch noch anders gefafst werden. Es ist nämlich der Uebergang vom *schönen* Styl zum *reizenden*, der in verschiedenen Abstufungen bis zur piquanten und colossalen Uebertreibung einerseits, so wie andererseits bis zur süfslichsten und kleinlichsten Abschwächung fortgeht. Hegel berührt den Begriff des Styls mehrfach, besonders Thl. I. beim Begriff des Künstlers und Thl. II. bei der Einleitung in das System der einzelnen Künste. Dieser wichtige Begriff, der der eigentliche Schlüssel des *formalen Verlaufs* jeder vollständig sich auslebenden Kunstwelt ist, mufs eine ganz andere, organische Entwicklung erhalten, bei welcher der innere Zusammenhang der Formen des strengen, schönen und reizenden Styls mit dem symbolischen, classischen und romantischen Ideal die belehrendste Parallele abgiebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

G. W. F. Hegel's Vorlesungen über die Aesthetik. Herausgegeben von Dr. H. G. Hotho.

(Fortsetzung.)

Das *romantische* Ideal ist die affirmative Rückkehr zum symbolischen. Das Innere geht nicht in das Aeufsere auf, aber aus dem entgegengesetzten Grunde; das Aeufsere ist nicht deswegen die dem Innern nicht völlig angemessene Erscheinungsweise, weil das Innere noch nicht genug bestimmt wäre, sondern weil das *Innere sich als Inneres bestimmt*, wird das Aeufsere für seine Darstellung unausreichend. Diese Darlegung ist bei Hegel vortrefflich, nur wiederum zu *religionsphilosophisch*, indem Hegel bei dem Begriff des Romantischen durchaus den des Christenthums zu Grunde legt. Allein obwohl dasselbe allerdings *durch und durch romantisch* ist, weil es den Menschen durch das Bewufstsein der absoluten Geistigkeit nicht blos negativ von der Natur frei macht, sondern ihm auch die positive Gewalt der wahrhaften Freiheit gibt, so mufs doch die Aesthetik den Begriff des Romantischen viel allgemeiner als den der in sich freien, *in sich unendlichen Subjectivität* fassen. Thut man dies nicht, so wird man auch, worauf Hegel doch so sehr sich hinrichtet, mit der Geschichte der Kunst nicht fertig werden können. Was hat z. B. im Indischen *Damajanti's* Treue für einen Charakter? Einen symbolischen gar nicht, denn sie ist sich ihrer Empfindung auf das Klarste bewufst und soll nichts Anderes dadurch bedeutet werden. Einen classischen auch nicht, denn sie beherrscht sich nicht in ihrer Liebe, wie die Penelope, welche die Freier mit erfindungsreicher List täuscht und ihrem ungestümen Werben gegenüber in göttlicher Ruhe verbleibt. Aber einen romantischen? Gewifs und zwar so sehr, dafs Damajanti, das schwache Weib, in den verschiedensten Lagen, immer nur mit ihrem Gemüth sich beschäftigt und, nur in ihre Liebe versunken, an Andere keine andern als nur darauf bezügliche Forderungen macht und mit zweifelloser Entschlossenheit in diesem Interesse selbst handelt; dies Insichsein, Insichverglimmen, dieser Liebeswahnsinn ist durchaus romantisch. Der persisch-muhamedanischen Kunst gesteht Hegel auch das Romantische zu, was er doch nicht dürfte, wenn es in der That nur als das *Christliche* gefafst werden sollte.

Als die besonderen Momente in der Gestaltung des romantischen Ideals unterscheidet Hegel die *religiöse Liebe*, das *Ritterthum* und die *formelle Selbstständigkeit* der individuellen Besonderheiten. Von diesen sind das erste und dritte am gründlichsten abgehandelt und namentlich ist die Darstellung der religiösen Liebe von einer erschütternden, erhebenden, beseligenden Hoheit. Uebrigens mufs man die hier vorkommenden Trichotomieen nicht streng als eine begriffsmäfsige Triplicität nehmen. Zwar hat Hegel den ganzen Vortrag trichotomisch eingetheilt, allein die Dreitheiligkeit ist nicht immer speculativ, sondern öfter nur eine Manier, den Stoff zu handhaben, ihn übersehbar zu machen. Hegel gibt dies auch zu verstehen, indem er ganz subjectiv und läfslich ankündigt, er wolle, könne nur folgendes herausnehmen; die Hauptpuncte würden etwa sein; es lasse sich unterscheiden u. dgl. m. Wollte man in dieser Beziehung die von Hegel selbst aufgestellten Gesetze der Dialektik zum Mafsstab seiner Vorlesungen machen, so würde man Vielerlei anzufechten haben. Wenn H. z. B. hier im ersten Abschnitt, der die religiöse Liebe zum Gegenstande hat, 1) von der Erlösungsgeschichte Christi, 2) von der religiösen Liebe, 3) vom Geist der Gemeine handelt; so ist die religiöse Liebe im Allgemeinen offenbar das abstracte Moment, in welches hinein auch die Liebe der Einen Mutter zu ihrem weltbefreienden Kinde und die sich allmälig befestigende Liebe der mit Christo in Umgang Stehenden fällt. Das

negative Moment ist dagegen die Passionsgeschichte, die absolute Bethätigung der absoluten Liebe, die bis zu Schmach und Tod fortgeht. Die concrete Einheit aber der Liebe an sich und ihrer die Welt, das Endliche und Böse überwindenden That ist drittens der göttliche Geist der Gemeine, in welcher die zunächst als punctuelle Innigkeit erscheinende Liebe der Maria und der Jünger, so wie Christi selbst das allgemeine Medium ausmacht. Im Begriff der Gemeine unterscheidet Hegel das Märtyrerthum, die innere Bekehrung und das Wunder. Aber das Wunder ist nur eine abstracte Aeufserung des sich zur Existenz bringenden absolut freien Geistes und kann, sammt der Legende, unmöglich als der concrete Schlufs gesetzt werden. Das Erste ist hier das Bewufstsein der Freiheit, welche Objectivität das Subject sodann als sein eigenstes Selbst zu setzen hat. Märtyrerthum aber und Sinnesänderung sind an sich dasselbe negative Thun, nur dafs dasselbe sich einmal auf die Weltbezwingung aufser uns, das anderemal auf die in uns richtet, von welcher Innerlichkeit das standhafte Erdulden von Martern eigentlich erst die Folge ist. Der Kampf aber hebt sich in der Seligkeit als der Empfindung der absoluten Freiheit auf, welche, im Kreise der religiösen Vorstellungen, auf die Auferstehung des Fleisches, auf die Wiederkunft Christi und das Gericht hinweiset, von welchen eschatologischen Momenten Hegel gewöhnlich abstrahirt. Unstreitig hat er sich bei dieser Gliederung durch eine zu grofse Rücksicht auf die Geschichte der Malerei bestimmen lassen; aber selbst für diese dürfte jene Anordnung nicht ganz passend sein.

Das *Ritterthum* behandelt Hegel nicht sowohl als eine ewige Idee, sondern mehr als eine antiquirte Gestalt des romantischen Geistes. Er unterscheidet darin die *Ehre*, *Liebe* und *Treue*. Wenn aber durch die Dialektik sich von Moment zu Moment der immer tiefere Grund enthüllen soll, so müssen diese Begriffe gerade umgekehrt sich folgen. Vasallentreue, sentimentale Liebe finden wir auch in China, in Indien, im alten Persien, nicht aber Ehre, und diese erst gibt dann auch der Treue und Liebe eine ganz andere Färbung. Die Treue für sich ist die Hingebung an einen Andern unter bestimmten Bedingungen, z. B. in der Diensttreue. Die Liebe ist die Hingebung, welche unbedingt ist und nur im Andern zum Dasein gelangen will, daher selbst die Launen und Grillen des Andern sich zu Nothwendigkeiten erheben können. Die Ehre aber ist das wahrhaft ritterliche Element, die unendliche Vertiefung des Einzelnen in den Begriff des Werths seiner Persönlichkeit. Treue kann ohne Liebe und Ehre; Liebe nicht ohne Treue aber ohne Ehre; Ehre nicht ohne Treue und Liebe bestehen, wenn sie nicht ungesellig sein will, was an sich ihrem Begriff widerspricht, der auf eine Continuität des einzelnen Bewufstseins mit den relativ allgemeinen geht. Durch den Dienst der Treue und der Liebe realisirt sich die Ehre. Dafs ein solcher Mensch, der sich in seinem Selbstbewufstsein genügt, doch einem Andern in Treue dient, doch einem Weibe bis zur Sclaverei sich unterwürfig macht, das erst ist das Bedeutende in diesem Kreise des Romantischen und es läfst sich nun die Collisionsdialektik der Treue mit der Treue, der Liebe und der Liebe, der Treue und Liebe mit der Ehre entwickeln, welche sich aber zu der der *Ehre* mit der *Ehre* zuspitzt. Diese Folge der Momente würde auch den Uebergang zu dem letzten Kreise der Gestaltung des romantischen Ideals, zu der der formellen Selbstständigkeit, ohne Schwierigkeit gemacht haben, denn die Ehre ist schon dies formelle auf sich Beharren.

Bei der *Selbstständigkeit des individuellen Charakters* unterscheidet Hegel wieder nach dem Gegensatz des Aeufseren und Inneren, aber nur für grofse, ernste, innige Naturen und ohne eine Auflösung des Gegensatzes bemerklich zu machen, der doch wohl im Begriff des *schönen* Charakters als desjenigen liegt, der seinen reichen Inhalt auch mit Leichtigkeit zu äufsern, sein Gemüth zur entschiedenen Darstellung zu bringen gebildet ist, worin die formelle, nach Aufsen gewandte Consequenz des Handelns und die Macht des Gemüths, das Abgrundlose des in sich versenkten Gefühls sich zur concreten Einheit zusammenschliefsen. Goethe's Iphigenie, Natalie, Eugenie sind z. B. solche schöne Charaktere. — Die *Abenteuerlichkeit*, als die Form des Geschehens im Romantischen, wie sie aus der sich selbst unendlichen Subjectivität entspringt, ist vortrefflich gezeichnet, gehört aber gar nicht blos der christlich-germanischen Welt an, wie man nach Hegel meinen könnte, sondern kommt auch anderwärts vor. Was wir z. B. im ordinairen Sinne *romanhaft* nennen, das Lose, Zufällige, Wechselnde, Frappante

der Begebenheiten, kennen die Chinesen so gut als wir: bei den Alten erscheint es in der *neuen Komödie* und später in den *Milesischen Erzählungen* bei Longos u. s. f.

In der *Auflösung* des romantischen Ideals unterscheidet H. wiederum nach dem Gegensatz des Aeufseren und Inneren die *Kunstnachahmung des Vorhandenen* und den *subjectiven Humor*. Eine rechte Auflösung dieses Gegensatzes wagt Hegel nicht, spricht nur vom *Ende* der romantischen Kunstform als dem Inhalt der gegenwärtigen Epoche der Kunst, in welcher nach ihm das Hervortreten der künstlerischen Virtuosität das Hauptelement ausmacht, was denn freilich ein schlechter Trost wäre. Indessen fafst er dazwischen den Gedanken eines *objectiven Humors* und schildert darin in der That das, was jetzt die Aufgabe der Kunst geworden ist und was wir, obwohl es seinem Princip nach romantisch, d. h. aus der Tiefe der sich unendlichen Subjectivität entsprungen ist, doch, zum Unterschied von der mittelaltrigen Form des Romantischen, das *Moderne* zu nennen pflegen. Wir können uns nicht enthalten, Hegel's unvergleichliche Worte II. S. 235 herzusetzen: „Das Verwachsensein mit solcher specifischen Beschränktheit des Inhalts endlich hob der Humor, der alle Bestimmtheit wankend zu machen und zu lösen wufste, wieder auf und liefs die Kunst dadurch über sich selbst hinausgehn. In diesem Hinausgehn jedoch der Kunst über sich selber ist sie eben so sehr ein Zurückgehn des Menschen in sich selbst, ein Hinabsteigen in seine eigene Brust, wodurch die Kunst alle feste Beschränkung auf einen bestimmten Kreis des Inhalts und der Auffassung von sich abstreift, und zu ihrem neuen Heiligen den *Humanus* macht, die Tiefen und Höhen des menschlichen Gemüths als solchen, das allgemein Menschliche in seinen Freuden und Leiden, seinen Bestrebungen, Thaten und Schicksalen. Hiermit erhält der Künstler seinen Inhalt an ihm selber, und ist der wirklich sich selbst bestimmende, die Unendlichkeit seiner Gefühle und Situationen betrachtende, ersinnende und ausdrückende Menschengeist, dem nichts mehr fremd bleibt, was in der Menschenbrust lebendig werden kann. Es ist dies ein Gehalt, der nicht an und für sich künstlerisch bestimmt bleibt, sondern die Bestimmtheit des Inhalts und des Ausgestaltens der willkürlichen Erfindung überläfst, doch kein Interesse ausschliefst, da die Kunst nicht mehr das nur darzustellen braucht, was auf einer ihrer Stufen absolut zu Hause ist, sondern Alles, worin der Mensch überhaupt heimisch zu sein die Befähigung hat."

Wie also Hegel in der Satire die eigenthümliche Form des sich auflösenden classischen Ideals erblickt, so im *Humor* die des sich auflösenden romantischen. Allein der Humor ist, wie das Satirische, eine *ganz allgemeine* Form des Schönen, die als solche mit dem Begriff der Idealformen nicht unmittelbar zusammenhängt. Dafs dieselbe innerhalb der romantischen Welt, wie sie die christlich-germanische ist, ihre *höchste Ausbildung* erhält, ist eine nur *quantitative* Differenz. Warum sollen aufserhalb des Christenthums nicht auch humoristische Gestalten der Kunst d. h. nach Hegel's eigener Definition, solche möglich sein, worin das Subject, in seliger Versöhnung mit sich, mit allem Objectiven spielt, sich als den Meister, als den unnahbaren und doch auch in jede Nähe wieder zerfliefsenden Herrscher über alle Endlichkeit weifs? Wer wollte sagen, dafs bei Aristophanes nur Satire und Ironie zu finden sei; dafs hier nicht auch die heiterste Humoristik walte? Hegel's wundervolle Schilderung der Aristophanischen Komödie, Bd. III., gegen Ende, fliefst selbst noch über von der Seligkeit der Aristophanischen Tiefe, die man nicht mit so flachen Bezeichnungen, wie Scherz, Laune, Persiflage u. s. f. abfertigen kann, sondern welche nur mit der Benennung Humor ihren rechten Namen findet. Und auch dem Lucian würde ich das Humoristische nicht ganz abzusprechen wagen, wiewohl er sich nur selten dazu erhebt und von der Gröfse, Kühnheit, Mannigfaltigkeit und übersprudelnden Fülle des Aristophanes weit entfernt bleibt. Was man heute so oft Humor nennt, das Witzige, Lockere, Phantasievolle, das ist bei ihm in der höchsten Trefflichkeit, allein zum Humor gehört noch mehr, als subjective Willkür. Der Begriff des Humors mufs innerhalb des Begriffs des Schönen überhaupt seine Stelle finden; er ist der Schlufsbegriff der Philosophie des Schönen (wohl zu unterscheiden von der Kunst,) denn über ihn hinaus ist keine weitere Formation mehr möglich, da hier alles Objective, ja das Absolute, dem Subject unterworfen wird und dies in aller Willkür doch nie vergifst, Alles sub specie aeterni aufzufassen. —

Der dritte Theil der Aesthetik, das *System der einzelnen Künste*, verfolgt mit der eines solchen Phi-

losophen würdigen Unbeugsamkeit den Grundgedanken der Sonderung des Ideals in seine Arten. Man erwartet allerdings hier ein anderes Princip der Eintheilung, nämlich für die *Vereinzelung* der Kunst in eine Vielheit von Künsten, allein im Grunde empfängt das bisherige nur eine andere Wendung. Der wirkliche Grund der *Vereinzelung* liegt in der *unmittelbaren Verschiedenheit* des Materials der Darstellung: der Raum, die Zeit und die von Raum und Zeit an sich freie Intelligenz; oder, in anderer Form, die Materie, der Ton, das Wort als Ausdruck der Vorstellung; oder endlich, in psychologischer Form, Anschauung, Gefühl und Vorstellung, sind das *feste* Princip der Vereinzelung der Kunst. Diese Eintheilung führt Hegel auch selbst in der Einleitung mit gewohnter Schärfe durch und zeigt, wie durch solche *qualitative* Unterscheidung die bildenden Künste, die Musik und Poesie entstehen. Allein er meint, einen grofsen Schritt vorwärts zu thun, wenn er, wie es scheint, ohne Noth, anders verfährt. Obschon nämlich der *Idealunterschied* für *jede* einzelne Kunst eine Voraussetzung ist, so dafs seine Besonderung innerhalb einer jeden nach der durch die *Qualität des Materials bedingten relativen Modification sich wiederholen kann*, so entnimmt ihm Hegel dennoch das Princip der Eintheilung. Nach ihm nämlich ist das symbolische Ideal das wahrhafte Princip der Architektur; das classische das der Sculptur; das romantische das der Malerei, Musik und Poesie.

Diese Eintheilung entspricht aber der Sache nur ungefähr und verwickelt in eine Menge Schwierigkeiten, besonders, was erst gar nicht der Fall zu sein scheint, in historischer Hinsicht, indem sie dazu führt, dafs man, in Weise der früheren Schelling'schen Philosophie, immer nur von einem *Ueberwiegen* der einen oder andern Kunst in einer Idealform oder umgekehrt von dem einer Idealform in einer Kunst reden mufs. Statt also zur Bestimmtheit dadurch gelangt zu sein, ist vielmehr die Unbestimmtheit gröfser geworden. Die Congruenz des classischen Ideals mit dem Maximum der Sculptur, des romantischen mit dem der Musik wird ja dadurch nicht aufgehoben, dafs man für die Kunst als solche sich an das einfach sie unterscheidende qualitative Element hält. Wollte man Hegel streng beim Wort nehmen, so müfste doch nach ihm die orientalische Welt als die, in welcher die symbolische Kunst ihre wahre Heimath hat, in der Architektur, deren Wesen dem des symbolischen Ideals vorzugsweise entsprechen soll, das *Höchste* geleistet haben, wie er dies bei der Sculptur von den Hellenen, bei der Musik von den Modernen behauptet. So aber weifs Hegel selbst vortrefflich zu erörtern, weshalb die griechische Baukunst an Schönheit die ägyptische, indische bei weitem übertrifft. Was aber die Sculptur angeht, so hatte dieselbe allerdings in den griechischen Götteridealen beneidenswerthe, ihrer Aufgabe im höchsten Grad homogene *Gegenstände*; sieht man aber auf die *Kunst*, so würde es die härteste Ungerechtigkeit sein, neuere Leistungen, z. B. *Peter Vischer's Apostel* am Grab des heiligen Sebaldus, deswegen zu verwerfen, ihre Classicität zu leugnen, weil hier der Gegenstand ein dem romantischen Kreise des Christlichen entnommener ist. Und so nachdrücklich H. überall darauf dringt, den *Inhalt* als das Bestimmende in der Kunst festzuhalten, wie er ihn denn besonders in der Analyse von Kunstwerken immer voranstellt, so ist er doch viel zu gebildet, bei einer solchen Maxime steif zu verharren und geht daher anderwärts davon ab. Bei der Malerei und Musik giebt er es als ein ausdrückliches Element dieser Künste an, dafs dieselben auch in ihrem Produciren an sich, im Scheinen des Scheins, in der Offenbarung des Farbenschmelzes und Tongewoges als solchen Befriedigung finden und den Inhalt so zu sagen können darauf gehen lassen. — Die Malerei hat in der christlichen Religion den ihr entsprechendsten Gegenstand gefunden; das ist schwerlich zu leugnen. Dafs aber andere Völker, z. B. Chinesen, Inder, Griechen, *nicht so weit* darin gekommen sind, ist doch wiederum nur ein *quantitativer* Unterschied. Von der malerischen Gruppirung griechischer Reliefs wollen wir abstrahiren; aber die Zeichnungen auf den Vasen, die Mosaikgemälde, wie der jetzt aufgefundene Kampf des Alexander mit dem Darius, die verschiedensten, selbst landschaftlichen und genremäfsigen Gattungen in den Wandgemälden von Herculanum und Pompeji — wollen wir das den Griechen mit dem kalten Worte absprechen: es sei nicht romantisch? — Von der Musik gilt zwar schwerlich dasselbe, aber gewifs Aehnliches.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

G. W. F. Hegel's Vorlesungen über die Aesthetik. Herausgegeben von Dr. H. G. Hotho.

(Fortsetzung.)

Es liegt in der Natur dieser Kunst, dafs man vergangene Bildungen derselben, deren Reproduction unmöglich ist, aus blofsen Beschreibungen sich am wenigsten verdeutlichen kann. Gegen unsere gewaltigen Tonmassen, harmonische Composition und instrumentale Vielseitigkeit mag die antike Musik dürftig gewesen sein; aber leugnen können wir auch sie nicht und müssen in Betreff der schönen Metren der Alten, der sorgfältigen Pflege, die sie der Musik in der Erziehung widmeten, der vielen Mythen, die sich auf musikalische Erfindung und Uebung beziehen, des emsigen Studiums, welches Philosophen ihr zuwandten, keine zu geringe Meinung von ihr hegen. Gluck ist billiger gewesen als Hegel; in seinem Alexanderfest hat er nicht blos der Orgelspielerin Cäcilie, sondern auch dem Timotheus den Preis der Kunst zugesungen. — Aber noch weniger weifs man zu sagen, warum die Poesie gerade zu den romantischen Künsten gehören soll, da sie, als die *totale* Kunst, wie Hegel, wenn ich nicht irre, sie selbst nennt, von der Existenz der übrigen Künste am mindesten abhängig ist und vor, mit und nach ihnen zu existiren vermag. Die Poesie geht gleichmäfsig durch alle Idealformen durch; selbst bei den Hellenen liefs Phidias sich durch den Homer zu seinem Zeus begeistern.

Hegel's Einseitigkeit, den einzelnen Künsten und Völkern öfters Gewalt anzuthun, um sie seinen Idealformen unterzuordnen, begreift sich aus seinem oben geschilderten Standpunct vollkommen und bei einem so gelehrten und geschmackvollen Kenner der Kunst, wie er war, ist das Beste, dafs ihm, solcher Einseitigkeit zum Trotz, doch nichts Wesentliches entgangen ist und man alle Hauptbestimmungen einer Kunst bei ihm auf das Tiefste, mit vieler Anmuth und grrofser, im Treffen des Rechten oft nur ihm möglichen Energie des Ausdrucks dargestellt findet.

Bei der *Architektur* ist Hegel ganz historisch zu Werke gegangen. Die Begriffe des Gegensatzes von horizontaler und verticaler Richtung, Winkel- und Kreisform, Wand, Pfeiler, Säule, Treppe, Erd- und Luftbau werden bei ihm nur in dem concreten Zusammenhang des geschichtlich sich verwirklichenden Ideals berührt. Sein Grundgedanke ist, dafs die Architektur die symbolische Umschliefsung für die Statüe, das Bild des Gottes zu erarbeiten hat. Es kann auffallen, dafs Hegel seine Entwicklung hier mit *Babylonien* anfängt, da er sonst von China auszugehen pflegt, um so mehr, als er dadurch den Gegensatz des *Holz*- und *Steinbaues*, den er erst bei den Griechen bespricht, in seiner Wurzel erfafst haben würde. Denn in China ist der Holzbau und mit ihm die zeltartige, geradlinigte, in weite Ebenen sich flach ausgiefsende, die Monotonie der langen Wände nur durch nadelartige Thürmchen, Stangen und groteske Ausschweifungen unterbrechende Architektur zu Hause, die daher auch des bunten Firnisses zur Vermannigfaltigung und Dauerbarmachung nicht wohl entbehren kann. In Indien dagegen herrscht der Steinbau und mit ihm die hypogäische Aushölung, wie zu Bamian, vor. In der mesopotamischen Ebene, die so schöne Ziegelerde liefert, entwickelt sich das Bauen mit gebrannten Steinen. Die eigentliche Bedeutung Aegyptens ist architektonisch die Genesis der wahrhaften Säule, welche in den indischen Felsensälen einen gedrückten, gequetschten Charakter behält und in Babylonien nur als nichtstragender Thurm einseitig emporschiefst. Die griechische Architektur fafst alle diese allmälig hervortretenden Elemente in sich zur maafsvollen Einheit zusammen. Wenn Hegel mit Babylonien beginnt, so geschieht dies, um sogleich recht schlagend den symbolischen Typus

der Baukunst zu zeigen, weil hier die Städte selbst in der Zahl ihrer terassenartig aufsteigenden Mauern ein symbolisches Gepräge gehabt hätten. Abgesehen davon, dafs solche Bauten auf keinen Fall die ursprünglichen gewesen sind, so entbehrt Indien in seinen sich emporhügelnden Pagoden und den dieselben einschliefsenden auf die vier Weltreiche, vier Weltalter, vier Weden hindeutenden Höfe einer solchen Symbolik gar nicht. — H. scheint den eigentlichen Unterschied der Architektur darin zu finden, ob sie für sich *selbstständig* sei oder ob sie *diene*. Die symbolische hält er für selbstständig; die classische dagegen soll nach ihm nur als Umgebung der Statüe des Gottes dienen; die christliche beides vereinigen. Jedes Glied eines Domes hat durch sein Verhältnifs zu allen übrigen nach Innen und durch seine Stellung zu den Weltgegenden nach Aufsen eine bestimmte symbolische Bedeutung; aber zugleich ist das Innere des Tempels dem *Procefs der Andacht*, dem im Geist sich vergegenwärtigenden Gotte gewidmet. Die Schilderung des christlichen Doms II, S. 343 hat eine wunderbare Grofsheit.

Bei der *Sculptur* verfährt H. ganz anders. Er entwickelt zuerst das *Princip* der *eigentlichen* Sculptur, dann das *Ideal* derselben und hierauf erst die Darstellungsweisen als Statüe, Gruppe und Relief, das Material und zuletzt die geschichtlichen Entwicklungsstufen, bei denen er sogleich von der *ägyptischen* anhebt.

Eben so verfährt er bei der *Malerei*, die er, wenn auch nicht mit gröfserer Vorliebe und Sorgfalt, doch mit noch vollerer Ausstattung als die Sculptur behandelt hat. Man lasse sich hier durch Wiederholungen von Dingen, die schon im ersten Theil unter der Kategorie von der Bestimmtheit des Ideals, im zweiten unter der vom romantischen Ideal vorgekommen sind, nicht verleiten, flüchtig zu lesen oder gar zu überblättern, denn man würde dadurch sehr viel feine und neue Bemerkungen verlieren. Hegel wiederholt sich, es ist wahr; aber zugleich hat er eine ganz andere Sphäre vor sich, durch welche Alles specifisch metamorphosirt wird. Auch stofse man sich nicht daran, dafs so Vieles noch nicht dialektisch durchgearbeitet, sondern erst mit genialem Wurf skizzirt ist, dafs, mit Einem Wort, die Darstellung oft die Form eines blofsen Reflectirens hat, welches hier und dort verweilt, Manches mit Neigung, ja Leidenschaft hervorhebt, Anderes aber unberührt läfst oder gar mürrisch von sich abweist. Die Grundlinien der Geschichte der Malerei stellen besonders den Begriff der heiligen Malerei und ihr Verhältnifs zur weltlichen in ein neues Licht.

Bei der *Musik* wechselt Hegel seine Methode von Neuem. Er beginnt mit einer weitläufigen Reflexion über das Verhältnifs der Musik zu den bildenden Künsten, geht dann zur besonderen Bestimmtheit der musikalischen Ausdrucksmittel fort und betrachtet schliefslich das Verhältnifs derselben zum Inhalt. — Es sei erlaubt, eine andere Gliederung dieses Gebiets dagegen herzusetzen. Das erste, abstracte Moment desselben scheint uns nicht die Reflexion auf das Verhältnifs der Musik zu den andern Künsten, die wir einleitend dem allgemeinen Begriff der Musik überweisen würden, sondern der *Ton* selbst zu sein, wie er sich rhythmisch, melodisch und harmonisch bestimmt; das zweite Moment aber die *besondere Erscheinungsweise* des Tons als Instrumentalmusik, Vocalmusik und als Einheit beider; das dritte endlich die *geistige Individualisirung* des Tons, welche in sich selbst eine doppelte, eine materiale und formale ist; die materiale beruht auf der *substantiellen Bestimmtheit des Inhalts*, wodurch der Gegensatz der nationalen und kirchlichen Musik entsteht, der sich in der Oper auflös't, oder, noch bestimmter, im Kammerstyl; die formale entspringt aus der Differenz der *poetischen Formen*, welchen sich die Musik als epische unter-, als lyrische neben-, als dramatische überordnet und so mit der aus der Oper sich ablösenden Balletmusik in die ursprüngliche nationale Form, Marschbegleitung, Processionsmusik zu sein, dem Mimischen sich anzuschliefsen, zurückkehrt. — Freilich ist für die Philosophie erst in neuerer Zeit mehr geschehen. Schriften, wie die von Wendt, Hand, Marx, Finke u. s. f. konnte Hegel noch nicht benutzen; Anderes schon Vorhandene, worunter mit gröfstem Lobe die gründlichen Erörterungen Trahndorfs in seiner nicht nach Verdienst bekannten Aesthetik zu erwähnen sind, scheint ihm zufällig entgangen zu sein. Mit liebenswürdiger Bescheidenheit gesteht H. seinen Mangel an Kenntnifs auf diesem Gebiet ein, spricht oft nur ganz assertorisch im Laienton und erfreut dennoch durch hundert überraschende Einsichten und neue Beobachtungen. Oft sieht man, wie er am Gelingen der speculativen Erfassung der Sache dadurch gehindert wird, dafs er

von Voraussetzungen ausgeht, welche der Musik fremd sind. So ist ein Unterschied der Instrumente der linearen und flächenhaften Schwingung. Nach der Naturphilosophie geht Hegel von der *Linie* zur *Fläche* über; in der Musik ist dies aber unrichtig; Hegel selbst erklärt die Instrumente, welche durch Flächenschwingung wirken, Pauke, Glocke, Trommel, für die musikalisch ärmeren, gehaltloseren; d. h. doch wohl, sie stehen *unter* den linearen Greif- und Streichinstrumenten, sie sind abstracter. Es sind *Schlaginstrumente*, die daher auch die ersten sind, welche Kinder und Völker erfinden und lieben, indem es ihnen zunächst auf Geräusch, Lärm, abstracten Tact ankommt. Die Saitengreifinstrumente bilden den Uebergang zu den Saitenstreichinstrumenten; bei jenen macht noch das Punctuelle des Tons den Charakter aus, während es die Streichinstrumente zur Continuität, zur Bindung des Tons bringen; ein Gegensatz, der sich in den Blaseinstrumenten auflöst, bei welchen die menschliche Brust die Seele *unmittelbar* in das Instrument hineinhaucht, die also *gesangartig* werden und mit welchen folglich der Uebergang in die vox humana sich von selbst macht, während man diesen bei Hegel von der Flächenschwingung der Pauke u. s. f. umsonst versucht. Doch verdienen diese Mängel so wenig urgirt zu werden, als der Umstand, dafs H., nachdem er den Begriff des Melodischen, obzwar kurz, bereits angegeben hat, erst die Harmonie und dann des Breiteren noch einmal die Melodie abhandelt. Denn so gewifs die Melodie die wahre Seele der Musik ist, so gewifs ist auch ihr Begriff die lebendige Mitte zwischen der prosaischen Regelmäfsigkeit des Rhythmus und Taktes und der kunstvollen Vertheilung und Verschlingung der Harmonie, welche so sehr des Architektonischen der quantitativen Grundbestimmungen, als des Pittoresken der qualitativen Erfüllung der Melodie bedarf und durch solche Einheit das Princip der aufserordentlichen Ausbildung der Musik in der neueren Zeit, ihrer Macht, Vieltönigkeit und dramatischen Lebendigkeit geworden ist. — Ueber die Geschichte der Musik schweigt Hegel.

Für die *Poesie* ändert er seine Manier abermals. Er setzt zuerst ihren Unterschied von der Prosa auseinander, bestimmt sodann Wesen und Form des poetischen Ausdrucks und entwickelt schliefslich die Gattungsunterschiede. Das geschichtliche Element fafst er diesmal nicht zu Einer Uebersicht zusammen, sondern zerstreut es unter die besonderen Dichtungsarten nach der schon lange in den Poetiken üblichen Weise. — Die Einleitung ist hier also nur *negativ*, das sich Unterscheiden der Poesie von der Prosa. Allein der Begriff des *Prosaischen* ist abermals ein *ganz allgemeiner*, auch für die übrigen Künste gültiger und von Hegel selbst bereits Th. I. bei dem Begriff des Unterschiedes des Ideals vom Naturschönen durchgegangen. Dafs in der Poetik besonders darauf zurückgekommen wird, ist kein Fehler, wohl aber mufs es in organischer Weise geschehen d. h. es mufs gezeigt werden, wo eine jede Dichtungsart den Absprung in's Prosaische macht, das Epische in's *Historische*, das Lyrische in's *Rhetorische*, das Dramatische (durch den Platonischen Dialog, der immer der Systematik, die sachlich dramatisch ist, vorangeht) in's *Philosophische*. Da Hegel durchaus zeigen will, wie mit der Poesie, obwohl sie die totale, die geistigste Kunst ist, doch *die Kunst selbst sich aufhebt*, indem ihr gröfster Vorzug, die unbegrenzte Ausdehnung des Vorstellens und die Bestimmtheit des Worts, zugleich ihr gröfster Mangel wird, so würde er dies auf die angegebene Weise am Besten erreicht haben. — Die Poesie vereinigt das Bildliche der bildenden Künste in der inneren Anschauung mit dem Ton der Musik im gesprochenen Worte. Hegel meint, es fehle der Poesie gegen die übrigen Künste an sinnlicher Bestimmtheit. Allein die Sprache, in welcher sie darstellt, hat das Recht, *gesprochen* und *gehört*, nicht blos innerlich vorgestellt zu werden, wenn gleich die Möglichkeit solcher Existenz nahe liegt. Die volle Wirklichkeit der Poesie fordert aber den realen Laut. Das Epos will declamirt, das Lied gesungen, das Drama recitirt sein. H. macht übrigens auch hier viel treffliche Bemerkungen und läfst sich mit grofser Kenntnifs auf die Metrik nach allen Seiten hin ein.

Als die Gattungsunterschiede setzt er den Begriff des *Epischen*, *Lyrischen* und *Dramatischen* und ist hier abermals unerschöpflich an sinnreichen Vergleichungen der Formen der Poesie mit den übrigen Künsten. Die *geschichtliche* Bildung jeder Gattung macht H. hier zum dritten Moment der von ihm aufgestellten Trichotomie und sucht darin offenbar die Bestimmtheit des Einzelnen. Wo es sich aber nicht, wie in der Philosophie der Weltgeschichte, *von vorn herein*

um ein historisches Object handelt, da ist die Hereinnahme des Geschichtlichen als eines speculativen Momentes unzulässig. Fragt wohl die Philosophie der Logik darnach, wer unter den Philosophen diese oder jene Kategorie *zuerst am wahrsten* gedacht habe? Sie *kann* sich daran erinnern; sie kann beim Sein der Eleaten, beim Wesen des Heraklit, beim Begriff des Plato gedenken, aber sie braucht es nicht. Es ist zufällig, ob dies geschieht. Es existirt dazu keine dem Begriff immanente Nothwendigkeit. Der Begriff an sich ist frei von der Geschichte, wenn gleich er in ihr das Durchscheinende, das sich Entfaltende ist. Es scheint freilich die Aesthetik dadurch viel an ihrem Reiz einzubüfsen; allein das ist nur so lange der Fall, bis man sich zu dem Gedanken einer philosophischen Kunstgeschichte überhaupt erhoben hat, in welcher die Stellung des Kunstwerks als eines blofsen Beispiels, um als Erläuterung zu dienen, verschwindet.

Die Darstellung des *Epos* ist anfänglich etwas verwirrt. H. spricht von Epigramm und Lehrgedicht, von Kosmogenie und Theogonie, bevor er zum wirklichen Epos gelangt, welches er das der *einheitsvollen Totalität* nennt und in dessen Auseinandersetzung er entzückend ist, wie sich dies von dem erwarten läfst, der in der Phänomenologie des Geistes so einzig grofs darüber gesprochen hat. Mit hoher Begeisterung für den Homer verficht er besonders gegen die bekannte Wolf — Schlegel'sche Theorie von einem in die schlechte Unendlichkeit auslaufenden Fliefsen des Epos die Nothwendigkeit seiner Einheit und inneren Abrundung. Vom Epigramm und Lehrgedicht ist schon beim Verlassen des symbolischen Ideals die Rede gewesen. Allein dies gehört überhaupt nicht hieher. Das *Didaktische* ist ebenfalls ein *ganz allgemeines* Element, das, in seiner völligen Reinheit, das Kunstwerk der wissenschaftlichen Prosa erzeugt; aus seiner abstracten Allgemeinheit läfst es sich jedoch in alle Besonderung ein. Ein episches, lyrisches, dramatisches Gedicht, jedes kann didaktisch werden, mit welcher Wendung dann mehr oder weniger das Reflectirende, Descriptive, Allegorische eintritt. Das ursprüngliche, wahrhafte Epos hat sowohl das *Sprichwort* als die *Beschreibung* nur als ein im Ganzen verschwindendes Moment. Trennen sie sich ab, was sehr langsam geschieht, so entsteht einerseits das *gnomische*, dem Ethischen, andererseits das *descriptive*, der Natur zugewendete Epos, das, wie bei Empedocles, Lucretius, Goethe, zu einem völlig philosophischen Tone fortgehen kann. Eigentliche, absichtliche Lehrgedichte fallen immer erst in die Zeit nach dem Untergange der wahren Epik und es ist sehr charakteristisch, dafs ein Dichter des künstlichen Epos zugleich Didaktiker und in seinem Gedicht vom Landbau epischer war, als in seiner Aeneis.

Bei der *lyrischen* Poesie scheint uns das Schönste das, was Hegel über die volksmäfsige Lyrik sagt.

Bei der *dramatischen* wird man unangenehm durch Wiederholungen geneckt, welche unter drei verschiedenen Kategorien: des Unterschiedes der Tragödie und der Komödie; des antiken und modernen Drama's; der concreten Entwicklung der dramatischen Poesie und ihrer Arten, im Grunde, nur mit einem längeren oder kürzeren Anhalten bei den einzelnen Puncten, immer dieselben Gedanken erneuen. — Den Chinesen und Juden spricht Hegel die *eigentliche* dramatische Poesie ab, weil bei ihnen die Subjectivität als nicht frei und selbstständig nicht zum wahren *Handeln* komme. Dafs im orientalischen Monotheismus die dramatische Poesie unmöglich sei, ist richtig; wir finden darin eben so wenig die unmittelbar epische (denn die schönste Periode des persischen Epos fällt in die Zeit, wo die Perser noch nicht Muhamedaner waren, wenn auch seine letzte Abfassung einem Moslem angehört, etwa wie auch der letzte Diaskeuast der Nibelungen bereits ein Christ war). Allein bei den *Chinesen* können die mannigfachsten dramatischen Entzweiungen durch die freigelassene Erfüllung der Pietätspflichten sich erzeugen. Diesem substantiellen Interesse gegenüber ist der Tian, was wir bekanntlich bald mit Himmel, bald mit Gott übersetzen, eine sehr abstracte Allgemeinheit, welche in den Gang einer Handlung nicht so eingreift, wie der Jehovah dies kann, oder die Lust am Handeln, die Kraft und Schönheit des subjectiven Entschlusses und der eigenen That nicht durch den Gedanken eines fatalistischen Willens des prädestinirenden, allgewaltigen Gottes vernichtet, wie im Islam. Z. B. in dem einen der von *Davis* herausgegebenen Stücke wünscht ein alter Mann gern einen männlichen Nachkommen zu haben, der für ihn beten möge.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

G. W. F. Hegel's Vorlesungen über die Aesthetik. Herausgegeben von Dr. H. G. Hotho.

(Schlufs.)

Zu seiner Frau Lhéshe, mit der er eine Tochter hat, nimmt er daher noch ein Kebsweib, Se-a-u Me-i, hinzu, was denn Veranlassung zu einer Intrigue wird, die sein Schwiegersohn, um sich das Erbe nicht entgehen zu lassen, anspinnt, bis die Tochter sehr edelmüthig sich als Retterin der plötzlich verschwunden gewesenen Se-a-u Me-i und ihres indefs geborenen Sohnes beweist. — Es ist wahr, das chinesische Drama scheint noch sehr marionettenhaft zu sein, allein solche Unvollkommenheit ist die *Natur des Anfangs* jeder Sache und darf, wo einmal auf das Geschichtliche eingegangen wird, kein Grund der Verschmähung sein. — Das *indische* Drama aber gelangte nach dem Verfall des Epos zu einer so aufserordentlichen Ausbildung, zu einer solchen Fruchtbarkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit, dafs dasselbe auf keinen Fall ignorirt oder nur nach Kalidasa's Sakontala, dem einzigen indischen Drama, dessen H. anderwärts erwähnt, gemessen werden darf. Der indische Pantheismus macht es dem Subject möglich, sich als substantiell und dadurch *mit den Göttern selbst in Conflict zu setzen.* Die Inder haben auch weitläufige Theorieen der Dramatik entwickelt; zuweilen mischen sie auch in ihre Vorspiele solche Reflexionen ein, die gar nicht übel sind. Ich will nur eine derselben aus Bhavabuti's Malati und Madhava (Wilson's Theater der Hindu's; deutsch von O. L. B. Wolff. Weimar, 1831, II, S. 12) anführen:

Schauspielunternehmer.

Sage, Marischa, welche Eigenschaften verlangen die Tugendhaften, die Weisen, die Ehrwürdigen, die Gelehrten und Brahmanen von einem Drama?

Schauspieler.

Tiefe Darstellung der verschiedenen Leidenschaften, einen angenehmen Austausch gegenseitiger Zuneigung, Erhabenheit des Charakters, Ausdruck der Wünsche, einen überraschenden Inhalt und eine gewählte Sprache.

Das Merkwürdige des orientalischen Drama's liegt darin, dafs es ganz *elementarisch* im Inhalt weder das Tragische noch das Komische, in der Form weder das Recitirende noch das Opernhafte gehörig von einander geschieden hat. Eben deswegen aber scheint es uns grofser Beachtung würdig, indem es dadurch zum modernen und antiken Drama die abstracte Vorstufe abgibt, was sich, wenn hier der Ort dazu wäre, sehr überzeugend und genau nachweisen läfst und sowohl auf das antike Satyrdrama als auf die christlich-germanischen Mysterien sehr anziehende Beleuchtung wirft.

Hegel sieht (III, S. 533) recht wohl ein, dafs das *Tragische* und *Komische* ein Gegensatz ist, der den übrigen (Dichtungsarten und) Künsten (doch wohl mit Ausschlufs der Architektur, worin nur vom Erhabenen, Grandiosen und Grotesken die Rede sein kann) nicht weniger angehört; allein weil er dort „in geringerem Grade" vorkommt, für das Drama jedoch das Princip des Gattungsunterschiedes ausmacht, so will er hier besonders davon reden. Es ist also wieder nur der *quantitative Unterschied*, der ihn bestimmt, denn sonst hätte, seinem eigenen Geständnifs zufolge, dieser Begriff bereits *vor* der Abhandlung der einzelnen Künste seine Erörterung finden müssen.

Auch würde Hegel sich manche Verlegenheit und Unsicherheit erspart haben, wenn er die gesetzmäfsige *Gegenseitigkeit* der Dichtungsarten, das lyrisch und dramatisch Werden des Epos, das episch und dramatisch Werden der Lyrik, das episch und lyrisch Werden des Drama mehr beachtet hätte.

Aufgefallen ist uns endlich, weshalb Hegel die *Execution* des dramatischen Kunstwerkes dem voll-

ständigen Begriff desselben hat *voraufgehen* und ihn nicht vielmehr hat *vollenden* lassen. Denn mit der theatralischen Verwirklichung des Drama's, die an sich, wie H. sehr gut zeigt, in seinem Begriff liegt, schließen sich *alle Künste* wieder zu einem schwesterlichen Kranze zusammen. Musik, Malerei, Architektur vereinigen sich, den Schauspieler als lebendig gewordene, poetisch sich realisirende Statue zu tragen. Das Theater ist die gröfste ästhetische Macht, welche überhaupt denkbar ist. —

Blicken wir nun auf das Ganze zurück, so müssen wir dem mehrfach exponirten Grundgedanken Hegel's vom Begriff des Ideals, so wie seiner allseitigen, gründlichen und schönen Darstellung unsere bewunderndste Anerkennung zollen; was uns aber Bedenkliches aufstiefs, können wir übersichtlich in folgende Puncte zusammendrängen:

Erstens hat Hegel in seiner Entwicklung des Aesthetischen dem *religionsphilosophischen* Element eine zu grofse Breite gegeben. Jedoch würde dieser Mifsstand sich dadurch vollkommen erledigen, dafs wir hier nur Vorlesungen vor uns haben, bei welchen dergleichen Usurpationen sich so leicht einschleichen. Allein die weitere Frage ist, wie Hegel sich überhaupt die Stellung der Aesthetik im Kreise der absoluten Geistigkeit gedacht hat? In der Encyklopädie macht die Kunst das erste, die Religion als geoffenbarte das zweite, die Wissenschaft das dritte Moment aus. In diesem Sinne finden sich auch im vorliegenden Werk mehre Aeufserungen, wo von dem Uebergehen der Kunst in die „sinnlichkeitsloseren Regionen" der Religion und Philosophie die Rede ist. *In der That* aber verfährt H. hier überall so, *als wenn der Begriff der Religion bereits abgehandelt wäre.* Pantheismus, Monotheismus u. s. f. sind hier so gut als die Weltgeschichte Voraussetzungen, die nicht nach vorwärts, sondern nach rückwärts hin liegen. Die Kunst erscheint als *Exegetin der Religion.* Was im unmittelbaren Gefühl der Religiosität in concentrirter Einfachheit existirt, bringt sie zur festen Anschauung, zur entschiedenen Empfindung, zur gesonderten Vorstellung. Sie verschafft dem Gefühl *Bestimmtheit* und entwickelt die Unterschiede seines Inhalts in einer der Frömmigkeit selbst *zusagenden*, ihm sogleich zugänglichen Form. Eben damit aber bringt sie den Geist zum Bewufstsein über seine Religion. Sie *erschöpft* allmälig die *phantasievolle* Gestaltung derselben und bereitet dadurch dem Gedanken seine Stätte. Ist die Kunst fertig, so wird das Denken, das Begreifen der Religion *Bedürfnifs.* Die letzten Erzeugnisse der Kunst werden selbst immer abstracter, verlieren sich immer mehr in das Allgemeine und erscheinen gewöhnlich als frostige Allegorien, weil der Geist schon zur Philosophie fortgeht. Die Hauptfrage würde hier also sein, wie sich die Trennung der Religion in der Encyklopädie rechtfertigt und wie sich die Kunst der geoffenbarten Religion zur Kunst der anderen Religionen verhält? Doch es sei hier mit solcher Anregung genug.

Ein zweiter Punct war, dafs H. der Entwicklung des Begriffs des *Schönen* als solchen zu wenig Raum gibt, sondern immer auf die Differenz der Idealformen hinarbeitet und dadurch verleitet wird, *ganz allgemeine Bestimmungen*, welche *gleichmäfsig* für alle Idealformen und für alle Künste gelten, mit nur quantitativer Unterscheidung gewaltsam der einen oder andern Idealform, der einen oder andern Kunst als Attribut *vorzugsweise* zuzuschreiben, z. B. wenn die Poesie eine romantische Kunst sein soll. Es erzeugt dies ein *Vermischen* verschiedener Gesichtspunkte, welche bei einer dialektischeren Systematik streng auseinandergehalten werden müssen. Ich finde in der Geschichte der neuesten Philosophie von *Michelet* in der Darstellung des Hegel'schen Systems (II. S. 747) den Versuch gemacht, schon innerhalb der Logik aus der Einheit der theoretischen und praktischen Idee die des Schönen an und für sich abzuleiten (wo sich dann also das Wahre, Gute und Schöne in umgekehrter Ordnung, als in der Sphäre der absoluten Geistigkeit in Kunst, Religion und Philosophie darstellen würden); ein Gedanke, der gewifs nicht Hegel selbst angehört, sondern ihm, wie so manches Andere, von Michelet nur geliehen wird, aber doch den Beweis liefert, dafs die Idee des Schönen von der Hegel'schen Philosophie noch schwankend systematisirt wird. Auch die Arbeiten von *Vischer* und *Ruge*, auf die ich jedoch mich hier nicht weiter einlassen kann, sind ein Beleg dazu.

Eben aus diesem Grunde ist nun Hegel auch mit der *Geschichte der Kunst* im Einzelnen nicht auf's Reine gekommen, so sehr es ihm um eine solche Versöhnung der Theorie und Empirie zu thun war und so unzweifelhaft er in seinem Begriff der Idealformen

die ewigen Grundlagen aller philosophischen Betrachtung der Kunstgeschichte erfafst hat. Es wurde schon bemerklich gemacht, dafs er in dieser Hinsicht höchst ungleich verfährt, bei der Architektur ganz historisch, bei der Sculptur und Malerei zur Hälfte, bei der Musik gar nicht, bei der Poesie überwiegend historisch, aber mit Zerstreuung des historischen Ganges in die verschiedenen Gattungen. Hier würde nun die Philosophie, soll die Aesthetik nicht auf das frühere beispielsweise Heranziehn der Kunstwerke zurückgesetzt werden, mit einer philosophischen Kunstgeschichte Ernst machen müssen. Es ist in der neueren Zeit schon mehrfach, jüngsthin wieder von *Fortlage* in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Poesie, hervorgehoben worden, dafs die Entwicklung der Kunst die verschiedenen Künste sowohl als deren Arten und Künstler unter höhere Bestimmungen *subsumiren* müsse, um der Wissenschaft zu genügen, und nicht zu so vielen Wiederholungen Anlafs zu geben, als sich auch noch bei Hegel finden. *Schnaase* versuchte z. B. in seinen niederländischen Briefen, für die neuere Kunstgeschichte drei allgemeine Epochen, die architektonisch-plastische, pittoresk-poetische und musikalisch-dramatische, zu ermitteln. Doch sind es zuerst die Berliner Jahrbücher gewesen, welche diesen Gegenstand ausführlicher erörterten. Zu dem einen Aufsatz gaben im August 1832 einige Bücher von mir über die Geschichte der Poesie Agathon Benary, zum andern, im December 1832 und Januar 1833 das Buch von Wendt über die Hauptperioden der schönen Kunst Hotho die Veranlassung. Auf diese schätzbaren Arbeiten kann hiermit verwiesen werden.

Wollte man aus Hegel's Aesthetik hervorheben, was einem daraus zu besonderer Erregung auch auf anderen Feldern der Wissenschaft, als über welche man gerade hier Belehrung erwartet, oder auch durch seine eigenthümliche Fassung zu markinniger Erbauung gereicht habe, z. B. die schöne Schilderung des deutschen Charakters III, S. 122, so würde man wohl leicht einen Anfang, aber schwer ein Ende finden.

Was endlich denjenigen anbetrifft, der so grofser Gaben zwar nicht Urheber, aber doch geschickter Spender, welcher der Diaskeuast der Hegel'schen Vorlesungsrhapsodieen, der feine alexandrinische Kanoniker der membra disjecta philosophi gewesen ist, so hat er sich unsern lebhaftesten Dank durch sein treues, liebevolles, aufopferndes Walten verdient. Sein Name steht auf dem Titel würdig unter dem des Hegel'schen. Hegel selbst würde sich recht gründlich freuen, könnte er, was er ersann, so geordnet und anmuthig vor sich haben. Das Bewufstsein der gehabten Mühe wird aber der Herausgeber, der in diesen letzten Bänden gar nichts von sich sagt und auf sein stilles, fruchtreiches Thun sich nichts einbildet, nach jenem Spruch des Korân behandeln, worin es heifst:

Was Du gethan hast, wirf's in's Meer:
Sieht's auch der Fisch nicht, sieht's der Herr.

Karl Rosenkranz.

XXXIII.

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten von Dr. Heinr. Leo. 1*ster Bd. Halle*, 1835. *(Zweite Auflage* 1839.*)* 600 S., 2*ter Bd.* 1836. *VIII u.* 478 S., 3*ter Bd.* 618 S.

Erster Artikel.

Auf das vorliegende Werk, zu dessen lediglich durch äufsere Umstände bis zu dem 2ten Erscheinen des ersten Bandes *) verzögerter Anzeige der Unterzeichnete hiemit schreitet, sind gewifs aus wohlbekannter Veranlassung wieder Vieler Blicke zurückgelenkt werden, sicherlich aber auch die der Gegner des berühmten Hrn. Verfs. nicht ohne das wiederholte Eingeständnifs, dafs darin der gewaltige Gegenstand mit einer Energie des Geistes angefafst und gehandhabt sei, welche diese seine Darstellung, wenn auch nicht Epoche bildend, so doch zu einer für alle künftigen Bearbeiter unumgänglichen Voraussetzung machen mufs. Die Epoche bildende Schrift für die Universalgeschichte sind in unserer Zeit Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte geworden, welche sowohl der bisherigen mechanischen Historiographie, die in den

*) Diese zweite Auflage unterscheidet sich von der ersten hauptsächlich nur durch durchgängige Veränderungen in der Orthographie und einzelne andere, meist unwesentliche Zusätze und Verbesserungen. Ref. citirt nach der ersten Auflage, und wo der Band nicht ausdrücklich genannt ist, wird in diesem Artikel immer der erste verstanden.

dürftigen Kategorieen des Raums und der Zeit das gesammte Material auseinanderstellte, ein Ende machen, als auch gegen die wiederholte Forderung neuerer Historiker, sich auf die reine, tüchtige Erforschung und Erzählung des Thatsächlichen zu beschränken, den Gedanken in der Geschichte wieder zu absoluten Ehren bringen müssen. Gleichwohl konnte, abgesehen von der diesen Vorlesungen noch in so manchen Partieen mangelnden Vollständigkeit und abgesehen von ihrer eigentlichen Bestimmung, ein Glied des philosophischen Systems zu sein, für sie selber nach dem Spruche, dafs nur das zweimal Gethane wirklich vollbracht sei, die Probe verlangt werden, dafs der in ihnen waltende Begriff von einem selbstständigen Geiste wieder aufgenommen und durch seine Realisirung an dem gesammten Materiale der Geschichte bewahrheitet würde. Von den gegenwärtigen deutschen Historikern war aber keiner, von dem man diese Probe so sehr wünschen und erwarten konnte, als Leo, dessen bisherige Stellung zur Philosophie und eminente Selbstdarstellung als Geschichtschreiber gewissermafsen eine Bürgschaft und für ihn selber eine Art von Verpflichtung in sich schlofs, dafs auch das Ganze der Geschichte von ihm bearbeitet dem Publikum übergeben würde. Nach der Wendung freilich, welche man Hrn. Leo's Geschichtsansicht in mehreren seiner neuern Werke hatte nehmen sehen, konnte kein Kundiger mehr vermuthen, nur den reinen philosophischen Begriff der Entwicklung des Geistes zu selbstbewufster Freiheit von ihm aufgenommen und durchgeführt, die Weltgeschichte als das alleinige und wirkliche Weltgericht anerkannt zu sehen, sondern man mufste sich gefafst halten, dafs da und dort noch ein besonderes, von dem Hrn. Verf. selbst veranstaltetes Gewitter ausbräche; aber man durfte sich auch hierauf freuen: denn Blitze und Donnerschläge reinigen die Luft und in Sturmesbrausen erprobt es sich, welche Bäume fest und gesund, und welche faul und nichtsnütze sind.

Hr. Leo sagt selber Bd. 3. S. 489: „leidenschaftliche Sprache ist ein Vorwurf, der mehr oder minder jede von mir herrührende Darstellung, an der ich wirklich gemüthlichen Theil genommen, treffen wird. Ich bin zuweilen etwas erregbarerer Complexion, als die meisten Menschen, und würde nur mittelst einer Gattung Heuchelei mir den Ruhm eines gemessenen Schriftstellers erwerben können; will mir aber lieber den Vorwurf der Leidenschaftlichkeit Zeitlebens machen, als mir das Sündenjoch einer erheuchelten Aeufserungsweise aufladen lassen." Diese selber leidenschaftliche Rede stellt es gewissermafsen als Dilemma hin, dafs der Historiker nur entweder leidenschaftlich oder ein Heuchler sein könne: denn wenn auch das gleich darauf Folgende von einem „vollkommen krankhaft aufgeregten Zustande" spricht, in welchem der Hr. Vf. die Partie seiner niederländischen Geschichte geschrieben, welche ihm einem Kritiker aus jenem Lande gegenüber zu dieser Erklärung Veranlassung giebt, so kann er doch wohl nicht blos eine personelle Exemption für sich in Anspruch nehmen wollen; sondern als ein vernünftiges mufs sein Urtheil allgemeine Geltung haben. Ref. ist nun auch weit entfernt, die erheuchelte Gesinnungs- und Ausdrucksweise, die gewifs manche der neueren Geschichtswerke zu den widerlichsten Erscheinungen macht, zu leugnen oder zu vertheidigen, und wenn er dabei behauptet, dafs andererseits auch die pathetische Subjectivität Leo's ihn vielfach in eine allzu isolirte, nur durch die unmittelbare Gewalt seiner Persönlichkeit haltbare Stellung emporreifse, so weifs und hofft er ebenso, dafs es nur des Willens dieses kräftigen Geistes bedürfen werde, um sich in Bälde wieder des Maafses und Gesetzes vernünftiger Allgemeinheit zu bemächtigen.

Wir können überhaupt nicht glauben und wollen diesen Unglauben gegen den Hrn. Verf. selbst vertreten, dafs die Gestalt, in welcher er uns in dem vorliegenden Werke entgegentritt, auf das wir, dem Schauplatze des jüngst ausgebrochenen Streites ohnehin ferner stehend, auch der Zeitordnung wegen uns zu beschränken haben, eine absolut nothwendige und darum letzte für ihn selber sei: denn das religiöse Element, das sich darin am meisten geltend machen möchte, ist theils selbst noch nicht zu einer consequenten dogmatischen Ueberzeugung ausgebildet, theils mit so vielen philosophischen Gedanken noch versetzt, dafs die ganze Ansicht zu einer höheren, wahrhaftigeren Einheit auch für die Geschichtsbetrachtung erst sich hindrängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten von Dr. Heinrich Leo.

(Fortsetzung.)

Der Hr. Verf. bekennt wiederholt seine völlige Einstimmigkeit mit der paulinisch-augustin'schen Auffassung der christlichen als der absoluten Wahrheit; hiernach spricht er namentlich S. 562 aus Gelegenheit der jüdischen Geschichte davon, dafs „gleichwie in der allgemeinen Natur zwar jedes Individuum der Art auch das Gesetz der Art durch seine Gestalt bekenne, aber zugleich nach irgend einer Seite es verletze und also die Art nicht als ungetrübtes Bild ihres Urgesetzes repräsentire, eben so bei dem menschlichen Geschlechte eine fortfluthende Sünde, eine sich generationenweise fortbewegende Schuld anzuerkennen sei, von welcher sich der Mensch aus eigenen Kräften und durch Selbstgerechtigkeit nicht frei zu machen vermöge, sondern in die er sich mit jedem eigenmächtigem Suchen nach Freiheit tiefer verwickle." Es soll diefs, wie es scheint, keine blos äufserliche Parallele, sondern ein wirkliches identisches Verhalten auf beiden Seiten sein: denn auch jene Qualität der unvernünftigen Natur nennt der Hr. Verf. ihren „Abfall von dem Bilde, zu dem sie geschaffen sei", und wiederholt dieses nachher, indem er von einem „mit Händen greifbaren, an jedem mit Augen sichtbaren Gewächs der Welt nachweisbaren Verhältnifs des Abfalls der Welt von ihrem und insonderheit des Menschen von seinem Urbilde" redet. Ist nun aber diese Vorstellung von einem Abfalle der bewufstlosen Natur von ihrer Idee weder eine bestimmt-biblische und christlich-dogmatische, noch eine irgendwie philosophisch-vollziehbare, sondern drückt sie nur in mythischer Weise den Begriff der nothwendigen Endlichkeit der Welt aus: so kann nach strenger Folge der augustin'schen Lehre, woran wir kaum erinnern zu müssen glauben, auch von eigenmächtiger Freiheitssucht des Menschen nimmer die Rede sein, sondern es ist die ganze Menschengeschichte nur ein Werk der göttlichen Erwählung oder Verdammnifs. Allein Hr. Leo ist wiederum auch keineswegs ein so decidirter Anhänger der augustin'schen Doctrin von der Erbsünde, obwohl er sie das Fundament aller wahren Ethik nennt, dafs er wirklich bei den Nichtchristen nur Sünde und Greuel, in den Tugenden der Heiden nur glänzende Laster erblickte, sondern analog seiner Fassung der Natur, wonach ja das Individuum das Gesetz seiner Art durch seine Gestalt auch bekennt, ist ihm in der unchristlichen Welt doch das Urbild überall erkennbar und die Aeufserung S. 563, dafs „die *ganze*, von ihm gegebene Darstellung der Geschichte der orientalischen, griechischen und italischen Völker universalhistorisch nachzuweisen suchte, wie ein falsches Suchen nach Gott, ein falscher Begriff von Gott, ein falscher Namen Gottes überall zu dem tiefsten Unglück, zu geistiger Unbefriedigtheit, Unruhe, zu Greuel und Entsetzen führe und Lüge auf Lüge hervortreibe, bis das Maafs zum Untergange voll sei", — diese Aeufserung ist wesentlich mit der treffenderen und edleren S. 6 zusammenzustellen: „die politische Bildung und Entwicklung der Welt enthält in sich einen nothwendigen Gang, und die Nothwendigkeit dieses Entwicklungsganges in dessen einzelnen Stufen aufzufassen, die Geschichte der Bildung so darzustellen, dafs jene göttliche Einheit derselben erkannt wird, diefs ist die Aufgabe, und diese Aufgabe in ihrer Lösung ist der Begriff der Universalgeschichte." — Wir können hier auch noch der unbestimmten Weise erwähnen, in welcher der Hr. Verf. von Offenbarung redet, indem ihm dieselbe S. 5 nur „die unmittelbaren Ausgangspuncte aller einzelnen Erscheinungen", S. 18 „die nothwendig mit der menschlichen Natur gegebene Beziehung zu Gott", beide Male also nur, wie es am erstgenannten

Orte selber heifst, Offenbarung in dem Sinne bedeutet, in welchem auch die ganze Natur so genannt wird, oder wie nach S. 6 das Wort so gut wie alle Anfänge, Anhalte und Wendepuncte der Bildung von Gott kommt. Hiernach sollte freilich der Satz S. 18 nicht blos so ausgedrückt sein: „alle Staaten erhalten ihren Charakter aufgedrückt durch die Art und Weise, wie das Volk, welchem sie angehören, Gott *sucht*", sondern es mufste darin auch von der ihnen geschehenen göttlichen Offenbarung die Rede sein, im wirklichen Sinne des Hrn. Verfs. läge aber diese gleichwohl biblische Ergänzung nicht. Auch was S. 562 gesagt wird, dafs noch Niemand an Gott geglaubt hat, ohne von ihm zu erfahren, was keines Menschen Rede kundgab, so wie S. 566 die Gleichstellung des wahren Gesetzgebers in seinem Wiederdenken und Offenbaren der Gedanken Gottes mit dem *Religionslehrer*, dem *Propheten*, dem *wahren Dichter* geht nicht über diese unbestimmte Vorstellung von Offenbarung hinaus, und der Hr. Verf. selbst wagt nicht, „über das Mechanische (wenn, wie er selber sagt, dieser Ausdruck erlaubt ist) der Mittheilung zwischen Jehova und Moses etwas Erläuterndes auszusprechen"; ja man vergleiche selbst den Abschnitt über die Stiftung des Christenthums S. 594 ff., ob sich darin, wie biblisch auch die Ausdrücke lauten, etwas Deutlicheres und dogmatisch-Schärferes zur Bestimmung des Offenbarungsbegriffs finde. Die Meinung und Tendenz, die altorthodoxe Vorstellung von einem unvermittelten Eingreifen Gottes in die Welt der Natur und des Bewufstseins zu bezeichnen, leuchtet zwar überall hindurch, aber es drängt sich auch immer wieder die Anerkenntnifs des nothwendigen Vermitteltseins aller göttlichen Thätigkeit unwillkürlich dazwischen, wie eben die obige Parallele zwischen dem Religionslehrer und Propheten und dem wahren Dichter und Gesetzgeber beweist, welcher letztere „nicht selber etwas Neues macht, sondern nur die den Erscheinungen der menschlichen Gesellschaft jeweilig zu Grunde liegenden Begriffe entdeckt, ausspricht und die zum Seegen, wie die zum Unseegen führenden in der Form positiver und negativer Anordnungen bezeichnet." Dieses gilt natürlich nicht blos von Moses, sondern auch von Lykurg und Solon S. 163, 179 u. 213, auch von den alten Priesterstaaten und den sittlichen und gesetzlichen Verhältnissen der Völker, der „wahrhaft göttlichen Macht und Erhabenheit des Staates" S. 13 überhaupt, wiewohl nun hier der Hr. Verf. wieder auf die andere Seite tritt, und nicht nur den Staat „verschwinden und unter den Händen sich auflösen läfst, sowie eine frevelhafte Hand an sein Innerstes tastet", sondern auch in jenen alten, sowohl den reinen, als den gebrochenen Priesterstaaten „nur einen Schein, nur eine Heuchelei des Göttlichen" erkennt, was er in anderer Wendung auch von Griechenland und Rom aussagt. Dieses unvermittelte, völlig willkürliche Ueberspringen von einer Seite des Urtheils zu der andern, wobei doch immer das Richten und Verdammen überwiegt, hat bei dem Ref., der sich hierin mit Vielen einstimmig glaubt, von der wiederholten Lectüre des Buchs leider den unerfreulichen Eindruck zurückgelassen, dafs darin die beiden, in der heiligen Schrift noch unausgeglichenen Lehren von der menschlichen Freiheit einer- und von der menschlichen Nichtigkeit und Verderbnifs andererseits zwar jedesmal mit dem Scheine einer biblischen Berechtigung, im Grunde aber nur zum Dienste einer naturgewaltigen Persönlichkeit zu einem Rechte der selbstmächtigen Erhebung über die geschichtlichen Erscheinungen verwendet seien. Was aber dem christlichen Historiker bei seiner Betrachtung des geistigen Unglücks der Menschheit auf ihren selbsterwählten Wegen gezieme, das hat der Apostel Paulus Röm. 9, 1 sq. vorgezeichnet, derselbige, welcher C. 11, 32 nur durch das Erbarmen Gottes Alles vor Christo unter den Unglauben beschlossen sein, und 5, 13 da, wo kein Gesetz ist, auch die Sünde nicht zugerechnet werden läfst.

Diesen allgemeinen Erörterungen über den Standpunct des vorliegenden Werks, die dessen eigener Wahl entsprechend auf biblisch-dogmatischem Boden von uns angestellt worden sind, schliefsen wir noch ein Paar Bemerkungen über einzelne Puncte aus der Einleitung an. Die Universalgeschichte wird darin ihrem Inhalte nach mit Recht auf die Darstellung des Entwicklungsganges „der grofsartigeren Formen und Typen der menschlich-gesellschaftlichen Bildung" verwiesen, warum aber neben Kirche und Staat nicht auch Kunst und Wissenschaft hier genannt werden, hat der Hr. Verf. nicht gerechtfertigt, woraus sich später eine gewisse Ungleichartigkeit in der Behandlung ergeben hat, indem zwar die indischen, nubischen u. s. w. Bau- und Kunstdenkmale in ziemlicher Ausführlichkeit geschildert, auch Bd. 2, S. 268—273 die scholastische Phi-

losophie, ibid. S. 354—357 die italienische Kunst am Ende des Mittelalters erörtert, dagegen die griechische Kunst und Wissenschaft fast ganz mit Stillschweigen übergangen wird. Wenn Ref. hiemit die Urtheile über die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften Bd. 2. S. 383, so wie die Bemerkung Bd. 3, S. 19 vergleicht, „wo Bestrebungen des Geistes die religiösen und volksthümlichen Grundlagen der Sittlichkeit vergessen lassen, richten sie die Völker zu Grunde", so kann er jene Vernachlässigung dessen, was die Griechen in der freien Sphäre des absoluten Geistes geleistet haben, nur einer unfreundlichen Absichtlichkeit des Herrn Verfassers zuschreiben. — S. 7 sq. wird die Ansicht von der Abstammung des Menschengeschlechts von mehreren ursprünglich verschiedenen Paaren eine heidnische genannt, die von der naturwissenschaftlichen Seite her auch nicht einmal bis zu rationalistischer Evidenz sich bringen lasse. Wenn aber Hr. Leo den Beweis für die Einheit der Abstammung vornehmlich von dem Begriffe der Sprache, nicht von der vergleichenden Sprachenkunde aus unternommen wissen will, indem dieselbe als nothwendiges Mittel der Mittheilung auf ein in letzter Instanz gleiches Geistesgesetz zurückweise, und dieses, — die Vernunft in ihrer allgemeinsten Form es sei, was die Menschen der Natur gegenüber — als ein zusammengehörendes, einiges Geschlecht erscheinen lasse: so können wir uns hiedurch, zumal nach den vielen, von dem Hrn. Verf. selber für die entgegengesetzte Ansicht angeführten Gründen, zu der Annahme „eines Factums, wie das Wunder der Sprachenverwirrung bei dem babylonischen Thurmbau" nicht bewogen fühlen. Jene an sich seiende Identität der Vernunft und für sich werdende Allgemeinheit des geistigen Selbstbewufstseins setzt eben die natürlichen Differenzen der Menschen als ihr Anderssein, dessen Negativität sie ist, voraus: denn die Bestimmung der Natur ist die Aeufserlichkeit, so dafs ihre Begriffsmomente nicht anders zur Existenz kommen, als in einem gleichgiltigen, vereinzelten Nebeneinandersein. Diese Begriffsmomente der Natur sind hier die verschiedenen Racen und Völkerstämme, so wie es bei der Abstammung sich ja nur von einem natürlichen Acte handelt, wobei Hr. Leo selbst anerkennt, dafs die Natur überhaupt (? hiemit ist mehr zugestanden, als beabsichtigt sein möchte) sehr wohl Aehnliches, ja Gleiches an sehr verschiedenen Orten hervorbringen könne. Es genügt darum auch die Annahme einer erst nach gemeinsamer Abstammung entstandenen Spaltung der menschlichen Racen nicht: denn nur in einer ursprünglichen Verschiedenheit derselben kommt der Unterschied zu dem Rechte seiner gröfsten Intensität und Herbigkeit, und allein hierin, nicht aber in einer natürlichen Gleichheit der Menschen liegt die Möglichkeit seiner wahrhaften, nehmlich geistigen Aufhebung. Wir sind aber sogar nicht der Meinung, dafs nun die einzelnen Racen je nur von Einem Paare ihren Ursprung haben, sondern gleich wie unbestimmte Vielheit überhaupt der Modus ist, nach welchem die Natur ihre Producte in's Dasein setzt, so ist diefs auch bei den Menschenracen zu statuiren, abgesehen von den sittlichen und physicalischen Gründen, welche weiter dafür sprechen. *)

Was die *allgemeine Eintheilung* des vorliegenden Werkes betrifft, so unterscheidet dasselbe in der alten Geschichte 1) *ursprüngliche Priesterstaaten*, in welchen die priesterliche Herrschaft, mit einer strengen Kastenverfassung verbunden, eine ungestörte und durchgreifende war (das Zendvolk, Indien und Meroë), 2) *gebrochene Priesterstaaten*, in welchen durch kriegerische Despotengewalt das priesterliche Element beschränkt und ein Moment der Weiterbildung aufgenommen war (die Aegypter, Chaldäer, Assyrer, Meder und Perser), 3 - 5) *Griechenland*, *Rom*, das *jüdische Volk*, wovon wir die Definition später geben werden.

*) Rosenkranz, der diese Frage in seiner Psychologie S. 20 sq. behandelt, neigt zwar historisch sich zu der Annahme mehrerer ursprünglicher Menschenpaare, hält dann aber S. 23 es dennoch für „sehr wohl möglich (?)" dafs gerade für die Geschichte ein anderes Gesetz, als für die Natur in dieser Hinsicht existire, und findet sofort für die Continuität des Diskreten im Geiste den Gedanken der Abstammung der Racen von Einem Menschenpaare „tiefer." Was das für eine Tiefe sein soll, sehen wir nicht ein; vielmehr wird sogar das christlich-religiöse Gefühl es tiefer finden, nur in Christo mit allen Menschen Eins, durch das Fleisch aber von jeher von ihnen geschieden zu sein. Diejenigen, die dem mosaischen Berichte zulieb die Abstammung von Einem Paare vertheidigen, mögen nur erst den Widerspruch in diesem selbst aufheben, dafs der flüchtige Kain Gen. 4, 17 ein Weib hat und eine Stadt baut, so wie das Empörende der Vorstellung, dafs nach ihrer Ansicht das ganze menschliche Geschlecht einer Blutschande seine Entstehung verdankte.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXXIV.

De Rhyparographia disputatio philosophica, conscripta et exhibita a Wilib. Gringmuth. Wratislav. 1838. *p.* 38. 8.

Das Wort Rhyparographia hat der Verf. aus einer Stelle des Plinius (H. N. XXXV, 37) entlehnt, wo er die Lesart gegen Welcker vertheidigt; es bedeutet, falls es ein ächtes ist, die Malerei, die sich mit gemeinen und häfslichen Gegenständen beschäftigt; der Verf. erlaubt sich, es auf die Kunst, wiefern sie solche Gegenstände darstellt, überhaupt anzuwenden. Seine Schrift nämlich gehört dem Gebiete der speculativen Aesthetik an und handelt über den Begriff der *Häfslichkeit* in Beziehung auf die Kunst in ihrem ganzen Umfange. Sie geht aus von einer Prüfung der Ansichten verschiedner früherer Aesthetiker über das Häfsliche und sein Verhältnifs zur Kunst, und giebt dann eine speculative Entwickelung des Begriffs der Häfslichkeit, wo sich der Verf., zwar ohne seine Quelle zu nennen, doch auch ohne dafs man die Absicht sie zu verheimlichen voraussetzen könnte, auf das Engste an die Darstellung anschliefst, welche Ref. davon in seinem „System der Aesthetik" (Bd. I, S. 173 ff) gegeben hat. Hierauf geht sie fort zu einer kurzen Uebersicht des geschichtlichen Verhältnisses der vorzüglichsten Kunstepochen zur Darstellung häfslicher Gegenstände, und zu einer entsprechenden des Verhältnisses der verschiedenen Hauptgattungen der Kunst zu eben dieser Darstellung, und schliefst mit einer Betrachtung des Eindrucks, den das Häfsliche, namentlich in der Kunst, auf die Gemüther der Menschen einerseits machen sollte, anderseits wirklich zu machen pflegt.

An diesem Plane der Schrift finden wir besonders einen Hauptmangel zu tadeln, welcher dieselbe um vieles minder lehrreich macht, als sie, bei der geistvollen und, nach des Ref. Ueberzeugung wenigstens, ächt wissenschaftlichen Auffassung des Gegenstandes im Ganzen, und dem Reichtum einverwebter Notizen im Einzelnen, hätte werden können. Der Verf. vermengt allenthalben zwei Dinge, die er hätte unterscheiden sollen, und auch im *Begriffe* unstreitig schon unterschieden hatte, nur dafs es ihm in der Ausführung sie gehörig auseinander zu halten, nicht hat gelingen wollen: die Darstellung des Häfslichen durch die Kunst, und die selbst zum Häfslichen werdende Kunstdarstellung. Der Grundanlage seiner Schrift zufolge mufs man annehmen, dafs es ihm darum zu thun war, die wirkliche Ausartung der Kunst, ihr Umschlagen aus Schönheit in Häfslichkeit nachzuweisen; wiewohl gerade für diese Absicht der gewählte Titel eben kein passender ist. Die Aufgabe nun führte allerdings die Nothwendigkeit mit sich, auch von dem Häfslichen als Gegenstande der Kunst zu sprechen, theils insofern der Begriff der Häfslichkeit überhaupt in ihrem Gegensatze zur Schönheit noch jenseits der Kunst liegt und *vor* derselben erörtert werden mufs, theils aber und besonders, insofern die Ausartung der Kunst sich zum grofsen Theil an die Wahl ihrer Gegenstände knüpft, und der unsaubere Geist in der Kunst sich auch vorzugsweise in der Darstellung unsauberer Gegenstände zu ergehen liebt. Dennoch ist beides keineswegs einerlei: es giebt häfsliche Kunstwerke, die es nur durch die Behandlung und keineswegs durch den Gegenstand als solchen sind, und es giebt umgekehrt eine ächt künstlerische Darstellung häfslicher Gegenstände, welche dann eben dadurch, dafs sie Object einer schönen Darstellung sind, aufhören, häfsliche zu sein, und zu schönen, oder vielmehr zu inwohnenden Momenten eines Schönen werden. Letzteres erkennt auch der Verf. ausdrücklich an, da wo er (p. 12) die *Komik* und die *Romantik* als die zwei Wege nennt, auf welchen die Häfslichkeit dialektisch aufgehoben und in Schönheit, näher in Kunstschönheit umgesetzt wird. Hiernach hätte er sich die Aufgabe stellen sollen, wenn nicht dem Processe solcher Aufhebung selbst in systematischer Entwickelung nachzugehen, — wodurch er allerdings die Gränzen, die er seiner Schrift gesteckt, überschritten hätte — so doch wenigstens in äufserlicher Betrachtung nachzuweisen, wie das durch die inwohnende Dialektik der ächten Kunst aufgehobene Häfsliche, d. h. das in einem Kunstwerk ächter Art *dargestellte* Häfsliche sich von dem durch ausgeartete Kunst hervorgebrachten, wirklich Häfslichen unterscheidet. Statt dessen finden wir, dafs er in den kunstgeschichtlichen und literarischen Notizen, die er seiner Schrift so reichlich einverwebt, und auch in der Ausführung wenigstens der spätern Theile selbst, Beispiele sowohl der einen, als der andern Art des Kunsthäfslichen unter einander mengt, und nirgends eine klare Sonderung hervortreten läfst.

Abgesehen von dieser, allerdings nicht unerheblichen Ausstellung, hat Ref. sich nur zu freuen, dafs einem so wichtigen und noch so wenig bearbeiteten Begriffsgebiete eine in den Hauptpuncten so gelungene und von so viel kunstgeschichtlicher Belesenheit unterstützte, wenn auch freilich übrigens nur kurze und summarische, Behandlung zu Theil geworden ist. Den Begriff der Häfslichkeit in seiner positiven, absolut geistigen Bedeutung zu fassen, ist eine Aufgabe, an welche auch jetzt noch viele, sogar philosophische Aesthetiker nur sehr schwer und ungern gehen, und dennoch ist solche Fassung für eine gründliche Aesthetik genau eben so wesentlich, wie für eine gründliche Ethik das philosophische Verständnifs des Bösen nach seiner gleichfalls nicht blos im gemeinen Wortsinne negativen, sondern positiven und geistigen Natur. Aufser dem Abschnitte über den Begriff der Häfslichkeit in A. Ruge's neuer Vorschule der Aesthetik ist dem Ref. seit seinem eigenen Werke über Aesthetik noch Nichts vorgekommen, worin diesem Begriffe eine so ausdrückliche Aufmerksamkeit zugewandt wäre, wie die vorliegende Arbeit, welche wir in diesem Sinne den Freunden speculativer Aesthetik zur Beachtung empfehlen, und aus der wir für etwanige zukünftige Leistungen des Verf. auf dem Gebiete dieser Wissenschaft erfreuliche Hoffnung zu schöpfen wagen.

Weifse.

№ 51.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten von Dr. Heinr. Leo.

(Fortsetzung.)

Etwas sonderbar und unbestimmt wird sodann die mittlere und neuere Geschichte als von der alten dadurch sich unterscheidend bezeichnet, dafs in ihr die geschichtlichen Völker „alle an den Gott Abrahams glauben, aber theils über die Art, wie dieser Glaube ein allgemein menschlicher sein soll, mit einander im Widerspruch stehen (Juden, Muhamedaner, Christen), theils in ihrem Innern wieder bei Einigkeit im Allgemeinen über Einzelnheiten streiten und in diesen verschiedenen Abweichungen und Kämpfen theils die wesentlich höhere und allein wahre Richtung, das Christenthum, zum Siege führen, theils die einzelnen Theile der christlichen Lehre in Folge geistiger Läuterungskriege dem Leben einbilden." Diese in ihrem ersten Theile von ferne an Schleiermacher erinnernde Bestimmung verbirgt unter einer schwankenden Formel gerade den gründlichsten Gegensatz des christlichen und des muhamedanischen Geistes, der in dem Dogma von der Dreieinigkeit oder von der absoluten Subjectivität opp. der blofsen Substantialität Gottes und dem damit zusammenhängenden von der gesetzlichen Gerechtigkeit in der geistigen Freiheit wurzelt; wir werden aber noch Veranlassung genug bekommen, diese Verkennung der Freiheit in dem vorliegenden Werke, das ganz zu deren Herabsetzung und Leugnung geschrieben zu sein scheint, zu notiren. Von den Juden kann ohnehin in neuerer Zeit als von einem geschichtlichen Volke nicht mehr die Rede sein, wie denn Hr. Leo selber ihrer nicht mehr gedenkt.

Die ursprünglichen Priesterstaaten, die ersten, welche aufgeführt werden, sollen entstanden sein „aus der Nothwendigkeit, die sich bei gedrängtem Zusammenleben der Menschen bald ergeben habe, feste Ordnungen und Gesetze hiefür zu bestimmen, wobei diejenigen, welche die regelmäfsigen Erscheinungen des gestirnten Himmels, den Wechsel der Jahreszeiten und die übrigen Lebensbedingungen kannten, von selbst eine priesterliche Herrschaft erhielten." S. 19 u. 38—42. Man könnte diese Deduction etwas rationalistisch und aufklärerisch finden, einem solchen Einwurfe begegnet aber der Hr. Verf. schon durch die Bemerkung S. 18, dafs bei jenen ältesten Völkern „sich die nothwendig mit der menschlichen Natur zugleich gegebene Beziehung zu Gott, oder mit andern Worten: die Offenbarung von Gott so verflüchtigt habe ihrem Inhalte nach, dafs die abstracte Vorstellung von der Gesetzmäfsigkeit der Schöpfung und Erhaltung der Welt im Grunde allein davon übrig sei etc." cf. S. 86.

Hieraus ergäbe sich die Annahme einer wirklichen ältesten, sei's Offenbarung oder hohen religiösen Bildung, wovon wir übrigens bei Hrn. Leo selber keine feste Ueberzeugung voraussetzen möchten, da ihrer keine Erwähnung mehr geschieht: wie dem aber sei, so findet sich in jenem Heidenthum nicht einmal die abstracte Vorstellung, von der er spricht, wohl aber, wie er richtiger, jedoch auch nicht erschöpfend es nennt, die Verwechselung der concreten Erscheinungen der Gesetzmäfsigkeit der Welt mit dem göttlichen Wesen selbst. Nicht zu verwechseln übrigens mit dem Satze von der sogenannten Urreligion ist die Behauptung S. 43 sq., dafs die Völker Indiens, Bactriens, der Euphrat- und Nilländer Eine Religion in früher Zeit verbunden habe: denn mit dieser ist nur jene „heuchlerische" Priesterreligion gemeint, in der „*astronomische und religiöse Auffassungen identisch waren*," und deren reinste Form der Hr. Verf. bei dem *Zendvolke* zu erblicken glaubt. Zoroasters Zeitalter setzt er, wie Ref. glaubt, mit Recht in eine sehr frühe Zeit, nach S. 126 wenigstens in die der Semiramis

hinauf, und hält sich damit an Rhode, ohne durch die Einwendungen v. Hammer's (heidelberger Jahrbücher 1823, S. 56 sq.), Hölty's und neuerdings Stuhr's (Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients), von denen er nur Hölty kurz erwähnt, sich irre machen zu lassen. Die Einwendung nehmlich, dafs wenn Zoroaster unter Darius Hystaspis oder unter einem der letzten medischen Könige gelebt hätte, Herodot von ihm und seiner Reformation nothwendig eine Kunde müfste erhalten haben, läfst sich durch die Hinweisung auf den ohnehin mythischen Shah-Nameh oder auf das religiöse Element in den persischen Eroberungszügen unter Cyrus und Darius, so wie auf die Magier-Revolution unter Kambyses keinesweges entkräften; ein anderer möglicher Einwand aber, dafs die zoroastrische Religion seit c. 2000 v. Chr. bis zu ihrer neuen Constituirung im persischen Reiche sich nicht habe unverändert erhalten lassen, könnte zwar an Aeufserungen, wie S. 120 u. 126, sich halten, erledigt sich aber durch die genauere, das Wesentliche des Einwands zugestehende Darstellung des Hrn. Verf. S. 127 sq., dafs während das Reich von Ver im Zendavesta ein Priesterreich mit Kastenverfassung war, das persische Reich aufser dem Adel und den medischen Priestern keine Kasten kannte. Wir werden uns also die Sache so vorzustellen haben, dafs, als Bactrien und Medien in Folge — wie fast allgemein anerkannt ist — von heftigen Religionskriegen, die sich in der geschichtlichen Sage an den Namen der Semiramis knüpfen, und eben namentlich in Bactrien einen bestimmten religiösen Organismus voraussetzen, unter assyrische Herrschaft kamen, die religiöse Auctorität der Priesterkaste durch den königlichen Despotismus insoweit gebrochen wurde, dafs sie fortan ein zwar noch immer mächtiges und wiederholt, wie noch in der Geschichte mit dem falschen Smerdis reagirendes, in der That aber untergeordnetes Moment blieb, so dafs auch die Emancipation Mediens und des ohne Zweifel damit zusammenhängenden Bactriens unter Arbaces, dem Satrapen Assyriens, doch nur die weltliche Domination fortsetzte, bis diese im Perserreich für immer triumphirte. Zugleich wird aber der entgegengesetzten Ansicht so viel zuzugestehen sein, dafs die Religion Zoroasters bei ihrer Aufnahme von den Persern auch einen neuen, jedoch durch die persische Volksthümlichkeit modificirten Aufschwung genommen haben müsse, der in den Kriegen unter Cyrus und Darius sich als solcher kundgebe, sowie endlich die Perser auch die alte Sage des Zendvolks zu der ihrigen gemacht und ihr nur mehr oder weniger die Gestalt gegeben haben mögen, welche in dem Shah-Nameh hervortritt. — Weit weniger dagegen vermag Ref. der Behauptung S. 52 beizustimmen, die eigentliche Grundlage der Religion Zoroasters sei astronomisch und die 7 Amshaspands seien die 7 beweglichen Himmelskörper: denn wenigstens nach dem Bundehesch sind die Planeten wegen ihrer unruhigen Beweglichkeit Sitze der Dew's, und Taschter, Venant, Satevis und Haftorang sind nicht ♃, ♄, ☿ und ♂, sondern 4 Fixsterne, jenen zu Wächtern gesetzt. Mithra dagegen, welcher als ♀ mit Sonne und Mond zu jenen 4 angeblichen Planeten gehören soll, hat eine Beziehung weit mehr zur Sonne, als zum Morgenstern, welcher letztere meistens Guerschasb heifst. In der zweiten Auflage sind zwar die urkundlichen Namen der Amshaspands (Bahman, Ardibehescht u. s. w.) richtig angegeben, ihre Beziehung auf die 7 beweglichen Himmelskörper aber beibehalten, wofür aber gegen jene Angabe des Bundehesch aus der späteren Entstehung desselben bei der Metastase der guten Götter in Dews, die dann angenommen werden müfste, kein Argument, sondern weit eher der Schlufs sich ziehen läfst, dafs dieses sabäisch-astrologische Element der ursprünglichen Lichtreligion fremd gewesen und erst durch die Berührung mit den vorderasiatischen Völkern in sie hineingebracht worden sei. — Der Hr. Verf. behauptet S. 44, es lasse sich in keiner Weise darthun, dafs das Zendvolk Verfassung, Gesetze und Weltansicht von einem andern Volke entliehen (sic) habe, und S. 86 meint er, dasselbe verhalte sich zu den Indern, wie die nach zwei Seiten getrennt abfliefsenden Gewässer Einer Quelle; es reimt sich diefs indessen nicht wohl mit der S. 47 beifällig angeführten Aeufserung von Bohlen's, dafs das Zend nur aus, nicht neben dem Sanskrit, noch weniger aber dieses aus jenem sich habe entwickeln können. Hr. v. Bohlen weist diese Verwandtschaft der brahmanischen mit der Zendreligion noch durch weitere Bemerkungen nach, jedoch dürfen wir darum beide nicht für identisch halten, indem die Religion des Lichts oder des Guten, als auf affirmativer Bestimmung des Absoluten ruhend, gegen das reine Sein oder Nichts des indischen Brahm einen unleugbaren geisti-

gen Fortschritt beurkundet. Indessen haben in Ormuzd's Reiche eine positive Beziehung zu dem Absoluten alle Existenzen auf dieselbe Weise, indem das Licht nur die allgemeine Manifestation der Natur ist und concrete Unterschiede zwar in der irdischen Wirklichkeit durch das Kastensystem gesetzt, in absoluter Betrachtung aber durch die Behauptung eines Feruers für jedes lebendige Wesen wieder aufgehoben werden. So ist denn die Bestimmung des Absoluten durch die Vorstellung von Ormuzd u. s. w. nur eine oberflächliche und vage und noch nicht zu der Schärfe gelangt, die das chaldäische System durch die Fixirung der Weltmächte in den Gestirnen und deren gesetzmäfsigem Verlaufe erreicht hat, eine Fixirung, die als von der verständig-bewufsten Subjectivität, und zwar an abstracter Objectivität, vorgenommen trotz der damit verbundenen „Scheuel und Greuel" eine weit wahrhaftere Selbstbefreiung des Geistes beurkundet, als die unschuldige Naivität im Lichtreiche Zoroasters, die nur sehr uneigentlich „geistige Freiheit und Reinheit" genannt werden mag.

Die gleichen Bemerkungen, nur in verstärktem Grade, hat Ref. in Ansehung von Hrn. Leo's Auffassung der *indischen* Religion zu machen, in der gleichfalls „astrologische Grundlagen sich durchfühlen lassen" sollen und namentlich den 3 Hauptgöttern ausschliefsliche Beziehungen zur Sonne als Symbolen derselben gegeben werden. Der Hr. Verf. weifs indessen selber, obwohl er aus v. Bohlen Alles anführt, was für seine Hypothese sprechen könnte, dieselbe durch die ganze Masse des Stoffes, der in sie aufgehen müfste, nicht durchzuführen; es bedarf übrigens auch nur eines Blicks in die urkundlichsten Darstellungen des Inhalts der Wedas, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, dafs das Astrologische darin nicht mehr Bedeutung hat, als es bei dem allgemeinen Charakter der indischen Religion als Naturreligion und ihrer besonderen Bestimmung, die gesammte Existenz ohne Rücksicht auf qualitative Unterschiede eben so als göttlich wie als nichtig zu prädiciren, haben mufs. Der Himalaya, der Ganges, die Lotosblume, die Kuh, der Affe, der Lingam, überhaupt die nächsten besten Naturgegenstände haben zur Ausbildung der indischen Weltvorstellung so viel oder noch mehr beigetragen, als das ganze Firmament; die astronomischen Kenntnisse der Inder aber so, wie S. 63 geschieht, herbeizuziehen, geht schon wegen des sehr jungen oder wenigstens noch bestrittenen Alters und des ausländischen Ursprungs derselben nicht an. Die indische Religion ist einerseits tiefer, wirklich religiöser, als ihr Hr. Leo zugestehen will, der das Bewufstsein von der Negativität alles Daseienden, das in ihr zum ersten Male auf eine so entschiedene Weise aufgeht, und dogmatisch und ethisch so durchgreifend ist, in seiner Darstellung gar nicht zu seinem Rechte kommen läfst; andererseits aber erreicht sie die Ehre nicht, welche er ihr mit der Benennung einer astronomischen anthut, indem die verständig ordnende Reflexion, auf welcher der eigentliche Sabäismus beruht, auch ihr noch durchaus abgeht. Hr. Leo sieht sich daher S. 85 ff. selbst zu dem Geständnisse genöthigt, dafs mächtiger als bei allen genannten Völkern (Bactrern, Indern und Aethiopen) der Einflufs dieses Kreises der Bildung bei den Babyloniern erscheine, ja dafs jenes erste Weltreich des Sabäismus recht eigentlich das Reich der Chaldäer sei, ein Geständnifs, welches durch die beigefügte Bemerkung nicht aufgehoben wird, dafs „Babylonien nach der politischen Seite so wenig als priesterlicher Gesetzes-, so sehr dagegen als kriegerischer Despotenstaat hervortrete, und über frühere, vielleicht reiner priesterliche Verhältnisse Babylons so sehr alle Nachrichten fehlen, dafs von dem Volke dieses Landes nicht schon im Obigen (bei den ursprünglichen Priesterstaaten) gehandelt werden konnte." Diese Bemerkung führt uns vielleicht zu der dem Eintheilungsprincip des Hrn. Verfs. freilich entgegenlaufenden, dafs Priesterthum im eigentlichen Sinne und weltliche Königsherrschaft, Hierarchie und Staat einander voraussetzende Momente sind, wo sich also durch wirklich höhere Intelligenz eine Priesterschaft zu bilden und die Gewalt an sich zu reissen beginnt, ihr auch der Staat und das Königthum sich entgegenhebt, und es also in der That nirgends reine, sondern immer nur gebrochene Priesterstaaten giebt. Wir sehen diefs schon an den Völkern, welche das Kastensystem und in ihm neben der sogenannten Priester- zunächst die königliche Kriegerkaste und aufserdem noch andere haben, in denen sich die bürgerliche Gesellschaft gliedert; allein das Kastensystem, indem es natürliche Unterschiede als absolute anerkennt und festhält, ist gleichweit noch von dem Begriff des Priesterthums, als von dem des Staats entfernt, welche beide alle natürlichen

Unterschiede in ihrer concreten Einheit nur als ideelle gelten lassen. Je weniger also die Intelligenz leistet, und je mehr „das Halten auf die strengste Etiquette und Reinheit des Geblüts" S. 69 thun mufs, um so weniger ist das Priesterthum selbst vorhanden und kann es auf sein Recht, für die endliche Subjectivität die nothwendige Vermittlung ihres absoluten Bewufstseins zu sein, Anspruch machen (was sich auch bei den Leviten opp. der katholischen Priesterschaft nachweisen läfst). So müssen die Brahmanen es auch den Ochsen erlauben, gleich ihnen Brahm zu sein, der nächste beste Indier setzt sich hin und wird durch Nichtsdenken Brahm, die Fakirs und andere Büfser erlangen auf complicirtere Weise die volle Macht des Brahmanenthums, die Kriegerkaste opfert u. s. w., — alles dieses, weil die Brahmanen zwar von Hause aus die zweimal Geborenen, aber eben nur natürliche Götter sind, weil die tausenderlei Gebote und Satzungen, mit denen ihr Leben umsponnen ist, keinen vernünftigen Sinn haben, weil die Wedas, in deren todtem Lesen ihr Hauptgeschäft besteht, nichts von Astronomie und den andern wirklichen Lebensbedingungen enthalten, deren Kenntnifs und Durchführung vielmehr das Eigenthum der andern Kasten ist, wogegen die Brahmanen theils durch practisches Uebergreifen in deren Beschäftigungen, theils nur durch den Satz S. 67 sich vertheidigen, dafs auch der ungelehrte Brahman ein göttlich mächtiges Wesen sei, dessen Parodie aber darin erscheint, dafs das Amt eines Hofnarren fast überall der Ehrenposten eines Brahmanen ist. Seien sie darum auch ein erst von den nördlichen Gebirgen her eingewanderter Stamm, der durch friedliche Verbreitung (denn eine gewaltsame Eroberung setzte eine Kriegerkaste, im Grunde also schon das ganze indische Leben voraus) in den Besitz des Landes kam: so kann nur ein ihnen unmittelbar entgegenkommender, nicht aber von ihnen durch geistige Ueberlegenheit erzwungener Glaube an ihre Divinität ihre Festsetzung in Indien möglich gemacht haben, und die Entwicklung der anderweitigen indischen Zustände kann diesem Ereignifs nur entweder schon vorausgegangen oder nur gleichzeitig in dem Sinne sein, dafs alle 4 Kasten aus selbstständigen, immanenten Lebensprincipien, wiewohl unter gegenseitiger Vermittlung sich hervorbildeten, so wie endlich die Religionskriege gegen die Buddhaisten nicht blos im Interesse und unter der Leitung einer brahmanischen Priesterschaft geführt worden, sondern im eigentlichen Sinne Volks- und Bürgerkriege gewesen zu sein scheinen.

Von Indien führt uns der Hr. Verf. über das südliche Arabien nach Nubien und von da über Meroë nach *Aegypten*, indem er auch die Cultur der Welt auf diesem Wege fortgeschritten sein läfst, worauf erst von Aethiopien aus der Sterndienst und die übrige Bildung nach Babylon gebracht worden sein sollen. Die Gründe für die ersteren Annahmen sind wiederum vornehmlich aus v. Bohlens „altem Indien" genommen, wogegen Ref. einfach auf die Gegengründe Stuhrs l. c. S. XXVI—XXXVII verweist, welche jenen so ziemlich die Wage halten dürften, indem insbesondere die behaupteten Gleichheiten „in astronomischer Apperception, Jahres- und Lebensordnungen" theils keineswegs so augenfällig, theils von so vielen Ungleichheiten paralysirt sind, dafs die spärlichen Proben von Gleichlaut in ägyptischen und sanskritischen Wörtern uns so wenig von der Richtigkeit der aufgestellten Hypothese überzeugen können, als nach S. 104 „wir Deutsche darum Römer sind, weil das Oberhaupt unseres Reiches Kaiser (Caesar) hiefs, oder Juden, weil einige dieser Kaiser den Namen Joseph führten." Gewundert hat sich Ref. namentlich darüber, dafs Hr. Leo dem systema astronomiae aegyptiacae quadripartitum von G. Seyffarth, obwohl er S. 76 2te Aufl. von demselben sagt, dafs es in seiner weiteren Anwendung auf Hieroglyphik und Historie vieles Unbegründete und ganz Willkürliche enthalte, doch noch soviel Einflufs auf seine Darstellung auszuüben erlaubt hat, als selbst noch in der 2ten Auflage geschehen ist, wo unter Andern noch Seyffarth's Behauptung einer astronomisch-geographischen Eintheilung Aegyptens, seine Beziehungen einzelner Thiergattungen auf solarisch-planetarische Conjunctionen und selbst seine Theorie der Hieroglyphik und Buchstabenschrift (letztere freilich mit dem Beisatz: „ohne allen Beweis") angeführt sind; — Erfindungen über welche doch unter Andern D. Jdeler in diesen Jahrbb. (1835 März) ein so gründliches, entschieden verwerfendes Urtheil abgegeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 52.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten von Dr. Heinr. Leo.

(Fortsetzung.)

Den Hrn. Verf. hat zu dieser Anhänglichkeit an Seyffarth augenscheinlich nur seine vorgefafste Meinung von dem astrologischen Grundelement in den alten Religionen verführt, welches Ref. ihm zwar auch für Aegypten und zwar in ausgedehnterem Maafse, als für Indien, aber wieder nur mit der Einschränkung zugesteht, dafs der ganze Reichthum ägyptischer Lebensanschauungen daraus nicht begriffen, es also nicht als wirkliches Princip derselben prädicirt werden kann. Es ist schon durch Andere darauf aufmerksam gemacht worden, dafs der Himmel Aegyptens wegen seiner niemals völligen Klarheit zu astronomischen Beobachtungen nicht besonders geschickt sei; dieselbe Abhängigkeit des Selbstbewufstseins von der Natur aber, welche den Glauben an die Gestirne gebar, mufste in jedem Lande des alten Heidenthums auch die andern, concreteren Naturmächte als göttlich erscheinen lassen, und so ist das ägyptische Bewufstsein insbesondere durch den „Flufs par excellence" bedingt. Wenn daher von diesem S. 80 gesagt ist, er sei „das Symbol des Himmels und defshalb, nicht blos weil die Nahrung des Landes von ihm abhängt, heilig. Wie die Menschen in Schiffen und Kähnen schifften auf dem Nil, so wurden die Götter gedacht als schiffend in dem Himmelsstrom": so ist hierin die Verkehrung oder wenigstens die einseitige Auffassung des richtigen Verhältnisses offenbar. Was vielmehr Aegypten auszeichnet, das ist eben das Bestreben, die verschiedenen Erscheinungen des Lebens als gegenseitige Reflexe auf einander zu beziehen, die Einheit des Begriffes in ihnen zu erkennen und als freie, unendlich in sich selbst zurückkehrende Subjectivität (Osiris) auszusprechen. Hiernach ist der Himmel ebensosehr das Abbild der Erde, als umgekehrt, und es kommt z. B. sehr darauf an, wenn man den berühmten Mythus von den Leiden des Osiris vergleicht, welches Moment das ursprünglichere darin sei, die Veränderungen der Sonne oder die des Stromes in ihrem beiderseitigen jährlichen Verlaufe; die Klage der Isis wenigstens wird auf keine Weise verständlich, wenn man sie mit dem Hrn. Verf. nur auf den Mond und nicht auf die Erde deutet, und auch im letzteren Falle passen wiederum alle Momente der Erzählung weit besser auf die des belebenden Wassers, als auf die der Sonnenwärme entbehrende Erde. Was sodann den Thierdienst der Aegypter betrifft, so können doch in der That die astrologischen Consignationen der einzelnen Thiergattungen an die verschiedenen Himmelsgötter nicht das Ursprüngliche gewesen sein, sondern nur die ächtafrikanische Scheu vor der zauberhaft in sich verschlossenen animalischen Natur, welche Scheu indessen über den gemeinen Fetischismus schon dadurch sich erhoben hat, dafs nicht mehr das individuelle Thier als solches, sondern die ganze Gattung, das Allgemeine, für heilig gehalten wird, was zugleich eine an sich tiefere Anschauung begründet, als die blofsen astrologischen Apperceptionen. Vor Allem aber ist es immer wieder die göttlich-menschliche Subjectivität des Osiris, in welcher die Aegypter sich das Wesen der Welt zum Bewufstsein zu bringen suchten, und welche, soviel sie auch bei dem Unvermögen des Volks, das Geistige im Gedanken festzuhalten, an Naturobjecte wieder geheftet wurde, schon durch die Beziehung des ganzen Naturlaufs auf sie über jede Besonderheit desselben, an sich aber über die Natürlichkeit überhaupt in die Vorstellung wenigstens des freien Geistes erhoben ist. Nicht auf der schlechten, sinnlichen Induction, dafs jedes Jahr die Sonne und der Nil ihren höchsten Stand wieder erreichten, beruhte der Glaube an den aus dem

Todtenreiche wiederkehrenden Osiris, sondern auf der Ahnung des sich unendlich mit sich selbst vermittelnden Begriffs als der Nothwendigkeit des göttlichen Lebens selber; Hr. Leo mufs daher selbst seinen Hauptsatz von der Identität astronomischer und religiöser Auffassungen in dem alten Heidenthum S. 99 durch den andern ergänzen, alle sittlichen Contraste des Lebens und das Mirakel der Bewegung des menschlichen Geistes selber werden in diesen südlichen Priesterreichen gelöst dadurch, dafs ein zweites Geistesleben, ein Leben nach dem Tode — als Gegengewicht dieses Lebens gedacht werde. Wenn er aber freilich die Sache weiterhin so vorstellt, als ob die Ruhe und Seeligkeit des andern Lebens den niedern Kasten von den Priestern nur als Preis des Dienstes gegen ihre Satzungen verheifsen worden, so dafs namentlich bei den ägyptischen Todtengerichten alle zu hoffende Seeligkeit, zugleich aber die — Familienehre in den Händen der Priester gewesen sei; — wenn er schon vorher diese Darstellung mit der Bemerkung einleitet, im Süden sei der gemeinen Klasse durch die Natur ihrer Lage alle höhere Intelligenz, alle höhere Combination entzogen, und hierin liege die Möglichkeit, geistige Furcht über sie zu bringen: so weifs Ref. nicht, ob diefs von dem religiösen Bewufstsein und seiner Bildung „schlecht rationalistischer" oder unhistorischer gedacht sei. Es kommt hiebei zunächst der Widerspruch zu Tage, dafs das eine Mal der Nothwendigkeit des Climas zugeschrieben wird, was das andere Mal ein selbstverschuldetes Sichabwenden von dem ewigen, lebendigen Gotte sein soll S. 86, so dafs nach S. 87 die fürchterliche Tyrannei der äthiopischen Priester, welchen ihre Unterthanen doch nur um jener natürlichen Nothwendigkeit willen gehorsam waren, die Absicht hatte, „dafs die Menschen erkenneten, dafs womit Jemand sündiget, damit er auch geplaget werde (Lib. Sap. XI, 17)." Es ist aber auch geschichtlich unerweislich, dafs die Freuden der Unsterblichkeit den heidnischen Völkern nur als Preis ihres Dienstes gegen ihre Priester vorgehalten wurden, sondern nach indischer Lehre hängt z. B. die Befreiung von der Seelenwanderung von dem natürlichen Umstande ab, ob ein Verstorbener einen Sohn hinterläfst, der für ihn die Todtenopfer darbringen kann; etwas Aehnliches lehrt auch die persische Religion; was aber die ägyptischen Todtengerichte betrifft, so ist keineswegs ausgemacht, dafs die 40 Todtenrichter, von denen Diod. I, 92 spricht, nur Priester waren, und jedenfalls war der Ausspruch derselben nach C. 72 durch die Klage oder das Stillschweigen des Volks über den Todten bedingt.

Den eigentlich astrologischen Cultus *Babylons* läfst der Hr. Verf. aus Aethiopien durch eine Colonie, wie solche das Orakel des Amun öfters ausgeschickt habe, an die Ufer des Euphrat und Tigris verpflanzt sein, wofür er sich auf Genes. 10, 8—11; Diod. 1, 28. u. 81 und Pausan. 4, 23, 10 beruft. Von diesen Zeugnissen ist aber das des Diodor. schon dadurch unbrauchbar, dafs es eine blofse Aussage der ägyptischen Priester, welche alle fremden Religionen, mit denen sie bekannt wurden, als Töchter ihrer eigenen sich vindiciren wollten, enthält, so dafs Diodor 1, 29 selber sagt, sie wissen für ihre Aussagen von ihren vielen Colonieen keine giltigen Beweise vorzubringen, auch zeuge kein angesehener Schriftsteller dafür; wo er aber auf den angeblichen Zug der Semiramis nach Aethiopien und weiterhin auf die Chaldäer selbst zu sprechen kommt L. 2, 14. 29—31, da macht er nirgends etwas von einem äthiopischen Ursprunge derselben namhaft. Dafs sofort die Angabe des Pausanias allerhöchstens auf einer ähnlichen Versicherung der ägyptischen Priester beruht, lehrt der Augenschein. Sollte aber die Sage von Nimrod, als dem Sohne Kusch's, etwas beweisen, so deutete schon dessen Namen (der Rebell) und die ganze Schilderung seiner Thätigkeit, statt auf eine priesterliche Colonie, vielmehr auf eine Empörung und gewaltsame Auswanderung der Kriegerkaste, die am wenigsten die Herrschaft der Gestirne, von der sie ausgetrieben worden wäre, in ihren neuen Sitzen wiederum befestigt haben würde; die l. c. neben Nimrod genannten Söhne Kusch's dagegen beziehen sich auf lauter Gegenden in Arabien, wo allerdings der Sabäismus zu Hause war, was wieder an Stuhr erinnert, der l. l. S. 413 sq. den chaldäischen Gestirn- und Geisterdienst aus einem Zusammentreffen nördlicher, schamanischer Völker (als deren eines er die Chaldäer in den karduchischen Gebirgen bezeichnet, deren Identität mit den babylonischen er ebenso nach Gesenius behauptet, als Hr. Leo sie leugnet) mit südlichen, arabischen und sabäischen Stämmen herleitet. Stuhr hat ebenfalls S. XXV sq. die Zeugnisse gesammelt, welche für eine Abstammung des ägyptischen Sterncultus aus Babylon

sprechen; Ref. möchte jedoch eine solche Verpflanzung höchstens nur in sehr früher Zeit annehmen, wo die chaldäische Astrologie selber noch in ihren Anfängen lag, im Allgemeinen aber wiederholt er seine schon oben ausgedrückte Ansicht, dafs die morgenländischen Völker überhaupt die Kenntnifs der Gestirne, die sich in ihren Religionen kundgiebt, grofsentheils aus eigener Anschauung gewannen und sofort nach dem ihnen einwohnenden geistigen Princip zur Bildung ihrer religiösen Vorstellungen verwandten. Gewisse feinere Beobachtungen und Zuspitzungen mögen sie dann in gegenseitigem Verkehre von einander ausgetauscht haben, wie z. B. Indien solche ohne Zweifel aus Babylon und aus griechisch-Bactrien erhielt: aber weder ging ihre ganze Religion in der Verehrung der Gestirne auf oder von derselben aus, noch hat die Mittheilung der astronomischen Auffassungen nur die Wege eingehalten, die ihr Hr. Leo anweisen möchte, und zwar dieses auch schon um der ungeheuern Zeitverschwendung willen, die wir bei jenen Unwegen statüiren müfsten.

Die Schilderung *Persiens*, des Hauptlandes der „gebrochenen Priesterstaaten," ist einer der vortrefflichsten Theile in dem ganzen Buche, indem nicht nur, was jedoch gleichmäfsig von dem gesammten Werke gilt, die gröfst-mögliche Masse bestimmtest gefafsten Materials in verhältnifsmäfsig kleinen Raum zusammengedrängt, sondern auch das Moment der Fortbewegung, welches diese Staaten in sich tragen, auf überzeugend klare Weise herausgestellt und zur Anschauung gebracht ist. In Persien erscheint das priesterliche Element fast ganz, vielleicht noch mehr, als der Hr. Verf. zugeben will, gebrochen: der Umstand, dafs die Perser eine an sich ziemlich oberflächliche und abstracte Religionsform erst im Laufe ihrer Eroberungen annahmen, liefs dieselbe, wie es scheint, allerhöchstens unter den ersten Königen zu einigem Einflufs kommen, der aber bald einem toleranten Indifferentismus Platz machen mufste, wobei alle wirkliche Macht bei der reinen weltlichen Subjectivität des Königs blieb. Der Hr. Verf. läfst denselben noch eingeschränkt sein durch das Collegium der sogenannten königlichen Richter, welches, wahrscheinlich aus Magiern bestehend, das göttliche oder religiöse Gesetz der despotischen Willkür gegenüber habe geltend zu machen gehabt. Allein die Hauptstelle bei Herodot über diese Richter (L. 3, 31) sagt nichts, weder von einer solchen religiös motivirten Stellung derselben, noch dafs sie (medische) Magier gewesen, sondern sie seien aus den Persern gewählt worden und haben das Geschäft des Rechtsprechens und der Interpretation der vaterländischen Gebräuche gehabt; die andere Stelle aber, welche Hr. Leo citirt (L. 7, 194), erwähnt einen solchen königlichen Richter, der wenigstens später als Staatsbeamter und Anführer zur See erscheint, was so wenig, als das Bluturtheil, das dieselben Richter nach L. 3, 14 über die gefangenen Aegypter fällen, für Magier zu passen scheint. Das ganze Collegium erscheint aber in der Geschichte so selten, dafs wir die Bedeutung, die ihm Hr. Leo leiht, ihm schwerlich beimessen, es aber auch nicht bedauern dürfen, dafs auf den Schah nicht ein kräftigerer, priesterlicher Einflufs geübt wurde. Denn dieses Unbestimmtsein von jeder blos äufserlich gegebenen Regel, diese Zufälligkeit der letzten Entscheidung ist ein dem Staatsleben wesentliches Moment, das der Despotismus ihm erobert hat, und nicht sowohl die moralische Willkür des Individuums, das an der Spitze des Despotenstaates steht, ist des letzteren Unrecht, wodurch er ein „Gräuel und eine Lüge" wird, S. 129, als vielmehr der Mangel an objectiven, aus dem politisch oder vernünftig freien Bewufstsein des Volks herausgearbeiteten Gesetzen, wodurch jene Zufälligkeit zwar nicht aufgehoben, aber doch factisch auf ein Minimum reducirt wird. Sehr schön und einleuchtend macht daher der Hr. Verf. S. 148 sq. den Uebergang aus dem Orient nach Griechenland durch die Bemerkung, der Orientale suche die Bildung, indem er sich einer abstracten Ordnung oder einem durch eben so abstract waltenden Willen als Herrn anerkannten Menschen unterwerfe und ihr oder ihm seine Individualität beuge; — der Grieche, indem er eben von dieser Individualität ausgehe und sie zur Schönheit zu entfalten suche. Es hätte aber hiebei, um das Schneidende dieses Gegensatzes auch zu gröfserer historischer Wahrheit zu mildern, noch darauf aufmerksam gemacht werden können, wie nun jener Herrscherswille, der in Persien abstract an Einem Individuum erscheine, in Griechenland zum allgemeinen und dadurch zum concreten und vernünftigen werde; eine Einsicht, welche der Leser leichter gewönne, wenn der Hr. Vf. auf die vorderasiatischen Völker, welche die Gährung dieser allgemeinen, vernünftig zu werden strebenden Subjectivität vorstellen, gerade hier näher hätte eingehen wollen.

Griechenlands heiteres Leben, das schon so manchen Censor durch sein Lächeln besiegte, hat auch an Hrn. Professor Leo theilweise seine Macht geübt, und mit vieler Liebe verfolgt er die Bildung und Geschichte seiner Staaten wenigstens bis zu dem Puncte hin, wo die altgriechische Sittlichkeit zu Grunde ging. Freiheit und Schönheit werden S. 157 als die Grundgedanken des politischen Lebens der Griechen genannt, „nicht reine, schlechte Gedanken der Freiheit und Gerechtigkeit, wie sie der moderne Republikanismus in Gang gebracht hat," sondern das bestimmteste Streben nach Bewahrung der griechischen Eigenthümlichkeit und Sitte, welche „keineswegs ein Ungeistiges, Todtes, sondern ein geistig recht Reges war." Aristoteles „kannte die griechischen Verfassungen in ihrer ganzen historischen Breite und Mannigfaltigkeit und wufste sie zu übersehen und zu beurtheilen in einer Art, dafs seine Politik noch immer als die Quelle der höchsten Staatsweisheit betrachtet werden kann. — Der griechische Staat ist überall ein solcher, der die Rührigkeit der Individuen anerkennt, der von geistig freien Gliedern zusammengesetzt wird (S. 295); sein Gedanke war überhaupt der der Demokratie, nur dafs derselbe bei weitem nicht in allen Staaten eine so reine Durchführung erhalten hat, wie in Athen" S. 297. In Beziehung auf diejenigen Tyrannen und Heroen, welche eine bestimmte, nothwendig gewordene Verfassung mit Gewalt durchführten, wird S. 160 von einer geistig berechtigten Tyrannei grofser Männer gesprochen, und hierauf den Griechen nachgerühmt, dafs sie die Klarheit des Geistes, welche den eigentlichen Gesetzgebern einwohnte, erkannten, in ihrer Thätigkeit, wie in der der Heroen, etwas Göttliches sahen und das Gesetz ihnen durchaus als das Vernünftige, als ein über der Kraft und Leidenschaft der Individuen stehendes Vermittelndes erschienen sei. Nach diesen Grundsätzen wird in dem ersten Capitel, welcher „Griechenlands Alterthum" enthält, die ganze Geschichte bis zu den Perserkriegen erzählt; von diesen, mit denen „Griechenlands Mittelalter" beginnt, werden sofort die allgemein bekannten Data mit Recht nur kurz, die weniger beachteten Vermittlungen der Ereignisse dagegen umständlicher erzählt. Ueber das Ausbleiben der Spartaner bei Marathon findet sich S. 241 die Bemerkung, sie haben dabei nur einer der Satzungen gehorcht, „welche willkürlich und abergläubisch erscheinen, so lange man ihre sittlichen Wirkungen auf das Gemüth nicht in Anschlag bringt, eben aber als Erziehungsmittel für sittliches Verhalten schlechthin dann einen wahrhaft religiösen Kern bekommen, sie mögen übrigens einen Inhalt haben, welchen sie wollen, selbst den gleichgiltigsten." Einleuchtender ist die andere Bemerkung S. 246, dafs, obwohl der Widerstand in den Thermopylen nicht die Absicht entschiedenen Siegens, sondern nur die eines längeren Aufhaltens der Feinde gehabt habe, der Tapferkeit der Griechen an ihrem Ruhme hiedurch nichts benommen werde: „denn schon der Gedanke, einer erdrückenden Uebermacht Widerstand leisten und sich vertheidigen zu wollen, würde hoch zu preisen sein, wenn die Griechen auch dabei untergegangen wären." Sofort wird noch der Principat Athens unter seinen Bundesgenossen nach dem Kriege nicht von einer eigennützigen Politik, sondern aus der Nothwendigkeit der Einheit hergeleitet, zu welcher jedes lebendige Interesse d. h. jedes Interesse, was wirklich aus dem geistigen Bedürfnifs der Menschen hervorgegangen sei, die davon Ergriffenen vereine; dem peloponnesischen Kriege aber die Bedeutung vindicirt, der Neutralisationsprocefs Spartas und Athens zu sein, welcher Procefs nothwendig war, damit sich Gröfseres entwickeln konnte u. s. w. — Schon aus der eben erwähnten Bemerkung aber über die Spartaner bei Marathon, über welche indessen bereits Hector Il. 12, 232 ff. die höhere Wahrheit ausgesprochen hat, läfst sich die Vorliebe Hrn. Leo's für den strenggeschlossenen Staat Spartas, sowie das Urtheil diviniren, welches er im Gegensatze hiezu über die Perikleische Zeit Athens fällt. Sie ist ihm „der Leichenzug altathenäischer Sitte, der Untergang des alten höheren Werkes der Nation, der sittlichen Schranken," worüber er sich nicht im Anblicke der freigewordenen demokratischen Kräfte und im Genusse des hiedurch erreichten Reichthums der Bildung, den er eben nur von subjectiver Kraft- und Talentanstrengung herleitet, sondern nur defswegen trösten und freuen kann, weil während jenes Leichenzuges „in rascherer Entwicklung die welthistorische Dialektik auch an dem falschen Suchen nach Gott, was in der griechischen Sittlichkeit lag, ihr Recht und ihre Macht übt und uns entschiedener dem Ziele zuführt, bei dem alle diese Dissonanzen der älteren Geschichte der Menschheit ihre Lösung finden."

(Der Beschlufs folgt.)

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauche in höheren Unterrichtsanstalten von Dr. Heinrich Leo.

(Schlufs.)

Die zunächst liegende Frage, welches denn jene altathenäische Sitte gewesen, welche damals untergegangen, wird durch ein Zurückgehen bis auf jene Zeit beantwortet, wo „die bevorzugte Stellung edler Familien noch mit dem festen Rahmen altpatriarchalischen Lebens in Attika, mit den Familien- Geschlechter- Priester- und überhaupt Pietätsverhältnissen zusammenhing." Es ist also die Entwicklung der athenischen Demokratie, an welcher Hr. Leo Anstofs nimmt: denn „in dem sittlichen Reichthum kann ein Volk Jahrhunderte lang in ungebrochener Gesundheit dastehen, wie Sparta gezeigt hat" S. 263; dagegen „war die Mehrzahl der Menschen zu allen Zeiten dem Dienste der Sinnlichkeit geneigt, wo also die Mehrzahl die gesellschaftlichen Formen, Bestrebungen und Interessen bestimmt, geht man dieser Herrscherin unaufhaltsam entgegen. — Eine Zeitlang personifizirte Perikles noch die höhere Tendenz, — er selbst war gewissermaafsen noch der sittliche Gott Athens, — es war aber ein sterblicher Gott" u. s. w. Ref. ist nicht gemeint, die Wahrheit dieser Behauptungen zu bestreiten, und an dem Lobe, welches der ganzen vortrefflichen Entwicklung dieses sittlichen Verfalls gebührt, etwas abzubrechen; aber nachdem doch einmal der Hr. Verf. das Princip Griechenlands so wahr und treffend angegeben, nachdem er schon S. 17 das angeborene, mit ihrer Abstammung zusammenhängende Naturell der Menschen und Völker einerseits und die mit Bewufstsein statthabende Rechts- und Staatenbildung andererseits als Zettel und Einschlag für das grofse Gewebe der Weltgeschichte bezeichnet, die politische Gesundheit, die in der Mitte jener beiden Extreme liege, einen Seegen des Herrn genannt und eben Sparta eine solche Jahrhunderte lang ungebrochene Gesundheit, Athen aber ein schönes gegenseitiges Verhältnifs des geistigen Strebens mit dem Streben um materielle Güter wenigstens für die kurze Zeit des Perikles zugeschrieben hat: so möchte Ref. nun eine runde und klare Antwort darauf, ob Hr. Leo um den Preis der Erhaltung jener alten, uns historisch ziemlich unbekannten Sittlichkeit Athens die ganze Entwicklung seiner Demokratie mit aller ihrer Herrlichkeit, und um mit dem Anblicke jenes falschen Suchens nach Gott verschont zu bleiben, das ganze griechische Volk aus der Weltgeschichte weggetilgt zu sehen wünschte. Diese Frage geht keineswegs von der Meinung aus, in der Geschichte Alles und Jedes in seiner unmittelbaren Besonderheit blos, weil es da gewesen ist, vollkommen und tadellos finden zu wollen, wohl aber von dem Bewufstsein, dafs wenn einmal Geschichte sein soll, sie in dem Mittel der Endlichkeit, als der in keinem für sich gefafsten Momente, sondern nur in der Totalität derselben adäquaten Erscheinung des Unendlichen, vor sich gehen mufs, und dafs nicht Freude noch Zorn über die Befriedigung oder Beleidigung der nächsten subjectiven, wenn auch durchaus wahrhaften und gerechten Interessen, sondern das tragisch und komisch, religiös und philosophisch vermittelte Zutrauen in die absolute Vernunft des die Geschichte schaffenden Geistes die des Historikers würdige Stimmung sei. Des Hrn. Verfs. Antwort auf unsere Frage wird aber wohl eine mittlere zwischen Bejahung und Verneinung sein, welche Voraussicht indessen uns die Frage selbst nicht überflüfsig zu machen, sondern eher ein Motiv zu ihrer Verstärkung zu sein scheint. Das Endurtheil über das ganze griechische Leben lautet nämlich S. 377 ff. coll. S. 21 ff. dahin, das Streben, das Göttliche im Concreten zu suchen, reiche der Natur der Sache nach nur soweit aus, als sich diese sittliche Welt auch wirklich concret zu ge-

stalten vermöge, also für Familien und beschränkte Stamm- und Stadteigenthümlichkeiten, „vom nationalen Standpuncte aus aber reichte dieser sittliche Verband der Griechen nur allenfalls gegen Barbaren aus, in dem Verhältnifs von Griechen zu Griechen aber überwog das Gefühl der sittlichen Verschiedenheit und das allgemeine Griechenthum wurde, wenn auch nicht völlig zum Abstractum, doch auch keine concrete sittliche Macht. — Die Religion sofort erfuhr dasselbe Schicksal nothwendiger, aus ihr heraus sich entwickelnder Depravation wie der Staat," und aus der Philosophie endlich hätte nie eine Volks-, geschweige eine Weltreligion hervorgehen können u. s. w. Gegen diese abstracte, ungleiche Werthbestimmung des griechischen Princips ist zunächst zu erwiedern, dafs ein Familien-Stamm- oder Stadtleben, auf dasselbe basirt, überall nicht länger dauern würde, als es in Griechenland gedauert hat: denn durch alle Lebenssphären hindurch war die griechische Sittlichkeit nur die unmittelbare Einheit des subjectiven und des objectiven Geistes und in allen erfolgte der Bruch durch den demokratischen und Schönheitstrieb einerseits und durch die erwachende Reflexion andererseits gleichermaafsen und nicht so, dafs nur erst die politische Vereinzelung auch die Auflösung der Familien- und Stammesbande verursacht hätte. Der sittliche Verband eines allgemeinen Hellenenthums dagegen, wenn er nach Aufsen zureichte, kann auch nach Innen nicht so dünn und zart gewesen sein, als er geschildert werden will, wie sich z. B. aus der Feier der olympischen Spiele ergiebt, indem auch jedes welthistorische Princip unter denen, die ihm angehören, eine Gemeinsamkeit des Bewufstseins stiftet, die so lange, als das Princip selbst, aushält. Fassen wir aber damit nach dem wahren Grundsatze des Hrn. Verfs., dafs der ganze Charakter aller geschichtlichen Völker durch ihre Religion bestimmt sei, sein Urtheil über die hellenische Welt in seiner Wurzel, so droht freilich seine über die griechische Religion ausgesprochene Ansicht ihm und uns vollends alles Gefallen an Griechenland zu verderben, wenn es nämlich wahr ist, was geschrieben steht S. 154: „wenn wir jene Ausgangspunkte des griechischen Denkens und Vorstellens Götter (θεοί) nennen, so begehen wir im Grunde einen Mifsgriff, denn aufser jener Eigenschaft, dafs die frühsten Versuche der Griechen, geistigen Zusammenhang in die Welt der Natur und der Sittlichkeit zu bringen, eben bei diesen Göttern als letzten Spitzen stehen bleiben, wie für uns Gott ein letztes Geistiges ist, — aufser dieser auf dem Felde ganz schlechter Abstraction sich findendes Analogie ist *keine zwischen dem, was wir Gott nennen, und zwischen dem, was jene Heiden Götter nannten*, zu entdecken." Hiernach hat die hellenische Religion mit der christlichen nichts gemein, als den Namen; consequenter Weise ist aber auch, da das religiöse Princip überall durchgeht, die griechische Sittlichkeit nur eine nominelle zu heifsen, die griechische Familie hat nicht feste sittliche S. 377, sondern gänzlich falsche Grundlagen, von einem Staate, der diesen Namen verdiente, kann in Helles nicht die Rede sein, so wenig als von griechischer Kunst und Philosophie, da diese nach S. 264 nur eine Frucht dieses Lebens war und in der That der plastische Trieb, der die Götter schuf, auch die Wissenschaft beherrscht; Aristoteles wird aufhören müssen, ein Lehrer der tiefsten Staatsweisheit zu heifsen, und die Gedanken, welche die griechische Herrlichkeit in Fülle erwachsen liefs S. 22, können nur „reine, schlechte" Gedanken gewesen sein. Nun mufs aber eben dieser Philosophie wenigstens der Ruhm gelassen werden, dafs sie vornehmlich jenes falsche Suchen nach Gott und dessen Producte, die griechische Politie und Kunst zerstört habe; diese negative Energie setzt aber eine positive Kraft der Wahrheit voraus, wenn es gleich aus dieser nicht zur Stiftung einer neuen Religion kommen konnte, was übrigens auch nirgends der Philosophie Beruf ist; und gleichermafsen kann die griechische Religion, als von den übrigen nichtchristlichen specifisch unterschieden, nur eine nähere oder fernere Verwandtschaft mit dem Christenthume selber haben, deren Ausführung, wozu hier nicht der Ort ist, den harten Namen der „Heiden" für ihre Bekenner etwas mildern dürfte. Ref. hat es schon oben gerügt, dafs der griechischen Kunst und Wissenschaft (wir können jetzt hinzusetzen: auch der griechischen Religion) keine näher eingehende Aufmerksamkeit von Hrn. Leo geschenkt worden ist; er kann es hier nur von Neuem bedauern, dafs von Sokrates im ganzen Buche nur Einmal sein Namen, Plato und Aristoteles nur im Vorübergehen erwähnt, überhaupt dieser unsterbliche Geisterkampf, den die welthistorische, niemals abstracte, sondern stets concrete und immanente Dialectik doch nur mit griechischen Kräften gegen Griechenland selber führte, und ohne den jede

Universalhistorie, insbesondere jede Schilderung der hellenischen Welt unvollständig ist, nur nach seinem negativen Resultate notirt ist. Am Ende freilich wird S. 380 der griechisch-philosophischen Bildung noch soviel zugestanden, dafs was die christliche Welt davon sich aneignen konnte und zu ihrer eigenen Verherrlichung sich wirklich angeeignet habe, jener erst ihren rechten welthistorischen Werth verleihe, eine Behauptung, welche Ref. zwar nicht lächerlich, wie sie nach des Hrn. Verfs. Vermuthung Manchem erscheinen könnte, wohl aber einseitig in dem Sinne findet, als jede Erkenntnifs der Wahrheit, wenn sie auch im absoluten Systeme derselben nur wiederum als Moment vorkommt, mit dem Complexe, in welchem sie ursprünglich erschien, auch ihre Dignität in sich selber trägt.

Ref. mufs leider den ganzen, Rom gewidmeten Abschnitt S. 381—560 übergehen, um noch einigen Raum für die „Geschichte des Volkes Gottes bis zur Zerstörung von Jerusalem" zu gewinnen. Die Palinodie, welche hier gegen die früheren „Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates" angestimmt wird, ist bekanntlich bereits durch das Vorspiel einer Stelle in der Vorrede der 1833 erschienenen „Studien und Skizzen" u. s. w. eingeleitet worden; aber der religiös-supernaturalistische Standpunkt, welcher nunmehr gegen den reinpolitischen jener Vorlesungen eingenommen wird, ist, so schroff auch die Ausdrücke lauten, doch noch weit von der Klarheit und Bestimmtheit entfernt, welche jenen eigen war. Denn wenn es nunmehr heifst: „was die Geschichte der Israeliten auszeichnet unter allen Völkergeschichten der alten Welt, ist der Glaube," und wenn dieser als sittliches Verhalten nach Ebr. 11, 1. definirt und sofort gesagt wird: „dafs die Israeliten diefs sittliche Verhältnifs nicht blos wie eingesprengt im Leben in einzelnen Richtungen, sondern allgemein und zu dem wahren Gotte hatten, dafs sie an ihn glaubten, und darum vorzugsweise von ihm geführt wurden, — das macht sie zu dem Volke Gottes, zu den Auserwählten vor allen Heiden": so ist hiemit die Hauptsache, welches nämlich der wahre Gott sei, noch nicht angegeben. Der Ausspruch S. 24: „die Israeliten bewahren diefs als unmittelbare Gewifsheit und Offenbarung Gottes selber, *dafs Gott sei*, dafs er ein einiger sei, der Himmel und Erde gemacht" u. s. w. — giebt zwar etwas Näheres an, aber wie arm auch diese Definition sei, springt in die Augen. Es mufste aber eine bessere und ausreichendere schon zur Vergleichung mit den andern Religionen, gegen welche die jüdische eine eigene „Reihe" bilden oder beginnen soll, gegeben werden, und es ist sicherlich kein Verdienst des vorliegenden Werks, dafs es die tiefen Untersuchungen der alttestamentlichen Religion, welche die neuere Zeit heraufgefördert hat, so ganz kalt und vornehm zur Seite liegen gelassen hat. Aus ihm selber kann man sonach gar keine Data nehmen, die seinen eigenen, so richtigen Kanon von der Bestimmtheit des ganzen Lebens eines Volks durch seine Religion bewahrheiteten: denn es ist nirgends gesagt, dafs die erhabene Freiheit Gottes von jeder Natürlichkeit, welche dem israelitischen Volke zum Bewufstsein kam, erst den Gedanken seiner Einheit und absoluten Macht erzeugte, und wiederum diese Idealität seines Wesens ihn als den Weisen und Heiligen, und endlich die unvermittelte Identität jener Macht und dieser Idealität ihn als den Verordner ebenso absolut vernünftiger, wie positiv willkürlicher Gesetze erscheinen liefs. Es wird so einerseits dem alttestamentlichen Jehova mit dem schlechthin gegebenen Prädikate des wahren Gottes zu viele Ehre erwiesen, welche der christlichen Offenbarung entzogen wird, anderntheils erhält er sie weit nicht in dem gebührenden Maafse, sondern erscheint als noch härterer Herr, denn die Götter der heidnischen Priester, und sein auserwähltes Volk im Gehorsam gegen ihn als gänzlich aufser sich gekommen. Fassen wir sodann den obigen unbestimmten Ausdruck von einer unmittelbaren Gewifsheit und Offenbarung, welche die Israeliten darüber gehabt haben sollen, dafs Gott sei, in präciserem Sinne so, dafs das Princip der alttestamentlichen Religion durch die freie Kraft des Gedankens unmittelbar für den Gedanken erzeugt und gesetzt sei: so können wir einestheils zugeben, dafs die Israeliten „Gott nicht mehr im Allgemeinen, sondern jeder Einzelne nur noch subjectiv in seinem Leben zu suchen hatte." Wenn wir aber diese letztere Behauptung selber wieder dahin ergänzen müssen, dafs auch die objektiven Verhältnisse durch das inwohnende Princip erst geschaffen und gebildet werden mufsten, so will, wie es scheint, Herr Leo darin einen Unterschied des jüdischen von den andern Völkern des Alterthums begründet sehen, dafs diesen die vollständige Entwicklung ihres Princips nur zu eigenem Verderben ausschlug, während in Israel „nur theils die Untreuen, Abfallenden, theils die auf früheren Entwicklungsstufen stehen Bleibenden es seien, welche untergehen oder verkümmern." Die für den Hrn. Verf. allerdings consequente und charakteristische Ansicht, die hiebei obwaltet, als ob das Christenthum nur ein Product der immanenten Fortbildung des Judenthums sei, möge er selbst, wenn er kann, gegen den Apostel Paulus rechtfertigen, welcher in dem Wesentlichen des A. B., dem Gesetze und seiner Knechtschaft, nicht etwa nur etwas „Ueberflüssiges", sondern der Freiheit des Glaubens direct Widersprechendes erkannt und beide, Juden und Griechen, als gleich reif oder unreif für das Evangelium bezeichnet hat. Diese Endlichkeit des jü-

dischen Volksgeistes ist nirgends hervorgehoben, und es heifst darum von dem Werke Mosis S. 566 ganz uneingeschränkt, es sei, wenn wir es in seinem ganzen Umfange und in seiner ganzen Bestimmung betrachten, ein übermenschliches, über menschliche Reflexion und Berechnung weit hinausgreifendes, so dafs wir also weder bei der S. 570 behaupteten Untrennbarkeit eines grofsen Theils der historischen Aufzeichnungen des Pentateuchs von den Gesetzen desselben und ihrem Herrühren von Moses selber in diesen historischen Berichten irgendwelches Mythisches, noch in den Gesetzen selbst einige Menschensatzung hätten. Die feste Ueberzeugung übrigens, die Herr Leo nun eben von der unmittelbaren Abstammung aller wesentlichen Theile des Pentateuchs von Moses selbst gewonnen haben will, überlassen wir dem Urtheile der eben gegenwärtig in diesem Felde so thätigen Wissenschaft, die wohl mit dem „ganz besonders verdienstlichen und eindringenden" Buche von Hengstenberg über die Authentie des Pentateuchs (S. 572 der 2ten Aufl.) ihr Ziel noch nicht erreicht hat. Für „futil" wenigstens kann Ref. die Gründe, die gegen den mosaischen Ursprung des Pentateuchs aus der Physiognomie der Richterzeit genommen werden, nicht so unbedingt, wie Hr. Leo, halten: denn dafs wir in dieser Periode einen sittlichen Verfall vor uns haben, ist zwar längst gesagt, aber eben die Möglichkeit eines solchen Verfalls nach der vorausgesetzten urkräftigen und hohen Bildung des mosaischen Zeitalters ist der controverse Punct, welcher durch die blofse Verweisung auf die „Nichterfüllung des Gebots der völligen Ausrottung der Kanaaniter" bei der innern Verwandtschaft der Einwanderer mit den Eingebornen, welche diese Nichterfüllung voraussetzt, noch keineswegs erledigt wird. — Die Auflösung des jüdischen Staats leitet Herr Leo zunächst von dem Conflicte her, „der (sowie man sich nicht völlig positiv am Ueberlieferten als an einer Offenbarung Gottes hielt, wie die *Pharisäer*) nothwendig eintreten mufste, wenn man das Judenthum auch als das geistig Höhere den Griechen gegenüber mit menschlichen Mitteln und die Bildung der Griechen bis auf einen gewissen Grad anerkennend, rechtfertigen wollte. Da nun die Sadducäer das Gesetz, aber ohne die in der Tradition enthaltenen Auslegungen und Ausführungen anerkannten: so mufste die Auslegung des Gesetzes hier, wie überall, wo eine kirchlich festgesetzte Auslegung heiliger Bücher fehlt, Sache des subjectiven Verstandes und schon dadurch die Secte der Sadducäer zu einer rationalistischen werden. Die Pharisäer dagegen erkannten alle übeln Folgen subjectiver Gesetzesauslegung und hielten defshalb in dem Grade fest an der Tradition, als die Sadducäer dagegen sprachen. Allerdings wurde durch die positive Strenge und Unerbittlichkeit jener — die Zerrissenheit des israelitischen Volkes sehr gesteigert, — die Masse des Volks sah inzwischen in den Pharisäern die Repräsentanten rein jüdischen Daseins" — und nun „kann keine Geschichte deutlicher und lehrreicher zeigen, dafs allen Wegen der Sünde und allen Furien der Hölle preisgegeben ist, wer den von Gott entweder schon unmittelbar geoffenbarten oder in den historisch entwickelten Rechten und sittlichen Weisen der Völker wenigstens zum Theil vorgezeichneten Weg verläfst, als die jüdische." Also auch hier keine offene Anerkennung des innern Widerspruchs, den gerade die starre Gesetzlichkeit an sich trägt, nichts von der Einsicht, dafs das Positive an ihm selber negativ, dafs Christus eben von denen, welche an dem unmittelbar Geoffenbarten und den historisch entwickelten Rechten festhielten, Stephanus von dem Gesetzeseiferer Saulus zum Tode gebracht worden ist, ja dafs umgekehrt vielmehr allen Wegen der Sünde und allen Furien der Hölle diejenigen preisgegeben sind, welche gegen den Fortschritt der Geschichte an der Endlichkeit bisher dagewesener Verhältnisse hängen bleiben, wie Jerusalems Untergang sattsam erweist. Alle diese gründlichen Wahrheiten drängen sich durch das obige „zum Theil wenigstens" in das historische System des Herrn Verfassers ein, und beleuchten es so deutlich, dafs Niemand mehr daran zweifeln kann, wie es selber seinem Princip nach kein anderes ist, als das, dessen Schicksal es beklagt, das jüdisch-pharisäische.

Noch berührt Hr. Leo in diesem Zusammenhange die Stiftung des Christenthums; was er darüber aufser den biblischen Sentenzen und Ausdrücken, die er aneinander reiht, in historischem Sinne beibringt, wird weder den Historiker, noch den Theologen befriedigen. Gerade der Mittel- und Wendepunct aller Geschichte ist historisch am wenigsten klar gemacht: denn was nur ganz kurz über die Nothwendigkeit, dafs Christus aus dem Judenthum, und über die Unmöglichkeit, dafs er aus dem Heidenthum hervorging, ausgeführt wird S. 595 coll. 555 ff., das betrifft nur die negativen Voraussetzungen des Christenthums bei seinem Eintritte in die Welt. Ob aber mit Sätzen, wie der: „Christus in der von Welt und Tod nicht gebrochenen Freiheit seines Geistes ward die Gewähr, dafs alle Tyrannei dieser Welt nicht hinreicht, des Menschen höchstes Leben in Fesseln zu schlagen, so lange er treu an Gott hält. In ihm fand der sündige Mensch das Urbild wieder, zu dem er geschaffen ist, und die Rechtfertigung, die er auf den Wegen der Welt vergebens gesucht hatte," u. s. w. — ob mit solchen Sätzen nicht zur Noth auch der Rationalismus sich befreunden könnte, ob damit und mit allen folgenden auch nur das Unentbehrlichste für die welthistorische Erkenntnifs des Christenthums gegeben sei, das sind Fragen, deren Beantwortung für das Urtheil über den ganzen jetzigen Standpunkt des Hrn. Verfs. von erheblicher Wichtigkeit sein dürfte.

Binder.

№ 54.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

XXXV.

T. Flavii Syntrophi instrumentum donationis ineditum. Gustavo Hugoni, Aug. Regi Hannov. ab intim. iustit. consil., P. P. O., ord. Guelph. equ. etc. summorum in utroque iure honorum solemne semiseculare d. X. Mai. prox. celebraturo, iussu ordinis ICtorum Vratislaviensium ut gratularetur, edidit et illustravit Ph. Eduardus Huschke, I. U. et Phil. D., P. P. O., ord. ICtor. Vratisl. h. t. dec. Vratislaviae, MDCCCXXXVIII., F. Hirt. 56. 4.

Die Bibliothek der Kirche S. Maria in Vallicella (Chiesa nuova oder S. Filippo Neri) in Rom, besitzt unter dem Zeichen R. 26 fol. eine Handschrift aus dem sechszehnten oder siebenzehnten Jahrhundert, welche unter Anderem eine Sammlung abgeschriebener oder abgezeichneter Inschriften enthält. Zu den ungedruckten Stücken dieser Sammlung gehört die dem Schein nach sehr genaue Abzeichnung obiger Schenkungsurkunde, welche Fol. 261. der Handschrift erhalten ist. Hr. Prof. Ritschl in Breslau, der auf seiner wissenschaftlichen Reise durch Italien auf diese Handschrift aufmerksam wurde, hat von jener Abzeichnung eine Copie genommen, deren lithographirtes Abbild unserer Ausgabe beigefügt ist. Finder und Fundort des Steins waren in der Handschrift gerade bei dieser Inschrift nicht angegeben. Der Herausgeber fand jedoch beide in einer Notiz von Giuseppe Furlanetto näher bezeichnet, welche im deutschen Forcellini unter dem Worte rosatio steht und so lautet: Alia (sc. inscriptio) quae extra portam Labicanam prope aquaeductus Claudii imperat: in vinea *Hieronym. de Lazaris* Romae inventa et accurate descripta fuit a *Jo. Zaratino Castellinio*, ex cuius schedis haec habentur. *Item. XII. K. Junias die rosationis, item III. N. Januarias die natali meo etc.* Dafs hier nämlich unsere Inschrift gemeint sei, würde schon wegen der Uebereinstimmung des Fundorts mit der Lage der in derselben erwähnten Gärten einige Wahrscheinlichkeit haben. Zu völliger Gewifsheit wird es dadurch erhoben, dafs die zuletzt angeführten Worte, ungeachtet des Schreibfehlers III. N. Ianuarias für III. K. Ianuarias, offenbar aus der neunten Zeile unserer Inschrift entnommen sind.

In der von Ritschl copirten Abzeichnung besteht diese nun aus 27 Zeilen, jede Zeile, mit Ausnahme der sieben und zwanzigsten, aus funfzig bis siebenzig Buchstaben. Sämmtliche Zeilen, mit Ausschlufs der letzten Zeile, fangen in gleicher Linie an, sind aber am Ende unvollständig, indem von dem Stein rechter Hand ein Stück dergestalt schräg abgebrochen ist, dafs von den ersten Zeilen zwar nur wenig, von den übrigen aber nach unten zu immer mehr fehlt. In der neunzehnten Zeile beträgt dieser Verlust, wie der Herausgeber aus der daselbst abgebrochenen Stipulationsformel mit Sicherheit ermittelt hat, zwei und zwanzig Buchstaben. Nach diesem Maafsstabe würde von den oberen Zeilen ein Viertheil, von den mittlern ein Drittheil, von den drei letzten aber die Hälfte verloren gegangen sein. Die Ergänzung dieser Lücken — versteht sich, dem Sinne nach, denn um für die einzelnen Wörter einstehen zu können, sind sie zu grofs — würde nicht leicht einem unter den Zeitgenossen so glücklich gelungen sein, als dem Herausgeber, der durch sein grofses kritisches Talent und seine tiefe Kenntnifs der Sprache und des Rechts für die ganze Arbeit recht eigentlich berufen war.

Der Urheber des Rechtsgeschäfts, dessen Andenken durch unsere Urkunde erhalten werden sollte, war ohne Zweifel ein Freigelassener. Wenigstens deutet sein Zuname Syntrophus (collactaneus, Milchbruder) auf eins der Verhältnisse hin, wegen deren man nach der Lex Aelia Sentia auch vor seinem zwanzigsten

Jahre seinen Sclaven die Freiheit geben durfte. Dieser Mann besafs an der Strafse von Rom über Lavicum nach Präneste, linker Hand, und, dem Fundort nach, zwischen dem ersten und zweiten Meilenstein mehrere von einer Mauer eingeschlossene Gärten nebst dazu gehörigem Hause und Weinbergen. Selbst kinderlos, wünschte er dieses sein Besitzthum wenigstens in der Familie seines Namens erhalten zu wissen, indem er es für seine Freigelassenen, welche eben diese familia nominis bilden, zu einem unveräufserlichen Stammgut machte. Ein solcher Zweck läfst eine letztwillige Form erwarten: entweder ein Familienfideicommifs, oder ein Legat sub modo oder eine Schenkung von Todeswegen. Denn die funfzehnte Zeile deutet entschieden darauf hin, dafs der Stifter wenigstens den Genufs des *Hauses* vor seinem Tode nicht aufzugeben gesonnen war. Aber T. Flavius Syntrophus oder sein juristischer Rathgeber erwog, dafs jede dieser letztwilligen Formen die Gefahr mit sich führte, dafs den unverheiratheten oder kinderlosen Freigelassenen ihr Antheil von den Familienvätern oder dem Fiscus als caduc entrissen werden konnte. Er bediente sich daher eines zweiseitigen Geschäfts unter Lebenden, einer Stipulation und Mancipation unter Angabe eines bestimmten Zweckes und Modus.

Dieser Modus, welchen der Stifter vor Vollziehung des Geschäfts den gegenwärtigen Mancipationszeugen erklärt, lautet so. Der Empfänger, T. Flavius Aithales, ein Sclav des Stifters, der vielleicht nur um dieses bestimmten Acts willen die Freiheit erhalten hat, soll jene Grundstücke allen übrigen im letzten Willen Freizulassenden communiciren, mit denselben gemeinschaftlich nutzen und den Ertrag zu gleichen Antheilen alljährlich am dies parentalis, am dies violationis (wie schon Graf Borghese restituirt hatte) im März und am dies rosationis im Mai, also an den Tagen, an welchen das Grab mit Veilchen und Rosen geschmückt werden sollte und endlich am Geburtstage des Stifters im December an die von den jetzigen Sclaven noch Lebenden, deren Kinder und Freigelassene vertheilen. Sollte jedoch Einer oder der Andere unter den Berechtigten vorziehen, in dem Hause zu wohnen, so soll ihm dieses mit Zustimmung der Uebrigen oder der Mehrzahl unter diesen erlaubt sein und dann nur die leerstehenden Piecen des Hauses vermiethet, deren Ertrag aber nach Abzug der Reparatur- und sonstigen Kosten vertheilt werden. Sollte endlich die ganze familia nominis bis auf Einen aussterben, so soll dieser Letzte seinen Testamentserben die Bedingung machen, den Namen des Stifters für sich und ihre Descendenz anzunehmen, worauf die mit demselben verbundenen Rechte auch auf sie übergehen.

Diese ganze lex, conditio oder causa negotii wird hierauf in eine Stipulation eingeschlossen, deren Wirksamkeit durch zwei angehängte Clauseln verstärkt wird. Die erste derselben ist die gewöhnliche doli clausula: nur dafs sie nicht blos auf den Dolus des Promissors, sondern sämmtlicher Interessenten bezogen wird, so dafs Jener verpflichtet wird, sich von diesen wegen Erfüllung des Willens des Stifters Sicherheit bestellen zu lassen, widrigenfalls er oder seine Erben von den Erben des Syntrophus auf das Interesse belangt werden können. Die zweite Clausel ist eine Conventionalstrafe von funfzig Tausend Sesterzen, welche entrichtet werden soll, sobald dem Willen des Stifters zuwider gehandelt wird. Sie sollte besonders als Abschreckungsmittel gegen diejenigen Mitglieder der familia nominis dienen, welche etwa Lust hätten, in ihrem letzten Willen ihre Antheile an Fremde zu veräufsern und zugleich rechtsunkundig genug sind, um sich durch eine Strafe schrecken zu lassen, welche die Freiheit letzter Willen auf eine völlig unstatthafte Weise beschränkt.

Nach abgeschlossener Stipulation wird das Geschäft durch Mancipation der Grundstücke, welche mancipi sind, und durch Besitzübergabe sowohl der Grundstücke als des Inventars vollzogen. Die Mancipation geschieht gewifs nummo uno und es wird dabei erwähnt, wer Libripens gewesen und antestirt worden sei. Durch diese Perfection war jeder Einwand beseitigt, welcher der Schenkung der Grundstücke etwa aus der Lex Cincia entgegengesetzt werden konnte: wiewohl einerseits ein solcher Einwand ganz nichtig gewesen wäre, indem das ganze Geschäft offenbar keine donatio, sondern eine stipulatio und mancipatio ob causam, ein Innominatcontract, war: andererseits aber die Schenkung doch noch aus einem andern Grunde, als der Lex Cincia wegen, widerruflich gewesen sein würde, nämlich, weil sie von einem Patron seinem Freigelassenen gemacht war. Aus diesem Verhältnifs ist auch die Auslassung der repromissio de dolo für die Mancipation vom Herausgeber richtig er-

klärt worden. Bei jener Tradition behält sich jedoch der Stifter das Beerdigungsrecht und den Zugang zu den Grabmälern vor. Der Herausgeber findet darin ein Beispiel einer servitus per pactum excepta. Dazu möchte nun freilich ein benachbartes Grundstück erforderlich gewesen sein. Dafs aber wegen dieses Vorbehalts in personam und zwar praescriptis verbis geklagt werden konnte, ist nicht zu bezweifeln.

Die über diesen ganzen Hergang aufgenommene und offenbar an Ort und Stelle aufgestellte Urkunde enthielt auch noch das Datum und das Verzeichnifs der Zeugen, des Antestatus und Libripens. Beide sind jedoch leider nur unvollständig erhalten, so dafs namentlich die von dem Herausgeber bejahte Frage, ob der Antestatus von den Zeugen verschieden war, nicht sicher daraus beantwortet werden kann. Den Verlust des Datums hat der Herausgeber durch die Vermuthung zu ersetzen gesucht, dafs unsere Urkunde älter als Severus und Antoninus sein und daher dem zweiten Jahrhundert angehören müsse, weil sich sonst der Stifter der bequemern Formen der donatio sub modo oder des Familienfideicommisses Statt der unvollständigen Stipulation bedient haben würde. Die Form erint in der siebenzehnten Zeile, die unter andern auch in der Arcerianischen Agrimensorenhandschrift vorkommt, hätte übrigens ungeändert bleiben können.

So viel über diese Urkunde, welche, wie der Herausgeber schon bei deren vorläufigen Bekanntmachung in Richter's Jahrbühern 1838, S. 195 mit Recht bemerkt hat „unter denjenigen, welche sich über Privatrechtsgeschäfte aus der bessern Zeit erhalten haben, in Zukunft vermuthlich den ersten Platz einnehmen wird," besonders, nachdem durch seinen vortrefflichen Commentar die ganze Fülle ihrer juristischen Beziehungen anschaulich geworden ist.

Aus dem epimetrum epigraphicum, welches, um den Bogen zu füllen, jenem Commentar S. 53—56 angehängt ist, kann hier nur die Ergänzung einer juristischen Stelle aus der Leichenrede — angeblich des Q. Lucretius Vespillo — auf seine Gemalin noch hervorgehoben werden. Der Herausgeber bringt durch seine Ergänzung folgenden Zusammenhang heraus. Die Verstorbene, welche in der Manus des Q. Lucretius Vespillo, ihres Gentilen und deren Schwester, welche in der Manus des C. Cluvius stand, wären von ihrem Vater unter der — zwar captatorischen, aber damals noch erlaubten — Bedingung instituirt worden, wenn sie in ihren Testamenten wieder ihre Cognaten einsetzen würden. Um diese Bedingung erfüllen zu können, hätte es aber vor Allem einer Auflösung der Manus bedurft. Durch diese hätten die Frauen aufgehört suae heredes ihrer Männer zu sein, so wie diese umgekehrt ihrer Frauen Vermögen bei deren Tode als Dos hätten ausliefern müssen. Das wechselseitige Erbrecht der Ehegatten wäre also zerstört worden. Darum hätten beide Schwestern die väterliche Erbschaft omittirt, welche deshalb den auf einen kleinen Theil mit instituirten Männern accrescirt wäre. Ihre Verwandten aber hätte die Verstorbene theils durch die Vorstellung beschwichtigt, dafs ja auch ihr Mann wenigstens zu derselben Gens gehören, theils durch das Versprechen, ihnen, den Verwandten, falls sie die Frau als Intestaterbin ihres Mannes dessen und die väterliche Erbschaft in ihrer Hand vereinigen sollte, alsdann das ganze Vermögen vermachen zu wollen. Durch dieses Beispiel ehelicher Treue abgeschreckt, hätten die Cognaten gar nicht gewagt, die Schwester mit einer ähnlichen Zumuthung noch weiter zu behelligen.

Gegen diese Ergänzung müssen wir uns nun freilich eine Bemerkung erlauben. Mit der Manus nämlich wird jedenfalls die Ehe selbst nicht aufgelöst. Stirbt aber die Frau in der Ehe, so behält der Mann die Dos, die adventitia unbedingt, die profectitia, sobald, wie hier vorausgesetzt wird, der Vater schon früher verstorben war. Von einem andern Vermögen, als einer Dos konnte aber in unserm Fall deshalb nicht die Rede sein, weil die Verstorbene vor eingegangener Ehe Haustochter gewesen war. Die Furcht der Frau, dafs *ihre* „hereditas" — wie ihre Mitgift bei strenger Ehe sehr uneigentlich genannt wird — durch eine fiduciaria coemtio ihrem Manne entzogen werden könne, war also ungegründet. Sie hatte dabei nur zu befürchten, dafs ihres Mannes Intestaterbschaft *ihr* entging. Dem war aber theils gleich abzuhelfen, wenn der Mann sie in seinem Testamente zur Erbin einsetzte, theils ist nicht leicht einzusehen, wie der Mann gerade in dieser Furcht einen besondern Beweis von ehelicher Pietät, Geistesgegenwart und Vertretung der *gemeinsamen* Interessen (noch dazu prisca morum severitate, wie der Verfasser mit Hintansetzung des Absatzes vor Veritate restituirt) zu finden vermogte. Diese Bedenken, hindern uns jedoch nicht, auch in

dieser eben so ingeniosen als kühnen Ergänzung — denn es sind über zwei Drittheile jeder Zeile restituirt — das eminente Talent des Verfassers freudigst anzuerkennen.

Rudorff.

XXXVI.

Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich **Diez**. *II. Theil. Bonn*, 1838. 414 S. 8.

Die Vorzüglichkeit dieses Werkes, welches zuerst die romanischen Sprachen mit ächt wissenschaftlichem Geiste und deutscher Gründlichkeit behandelt, hat mit Recht so allgemeine Anerkennung gefunden, dafs es unnöthig scheint, die Vorzüge desselben hier noch einmal auseinanderzusetzen, besonders da dieselben bereits von Hrn. Prof. *Pott* in der Anzeige des ersten Bandes (Juli 1837. Stück 9—12. dieser Jahrbb.) gewürdigt worden sind. Da es aber besonders bei einem so umfassenden wissenschaftlichen Werke nicht wohl möglich ist, in jedem einzelnen Stücke allen Lesern zu genügen, so möge der hochverehrte Hr. Verf. es einem Jüngern und der romanischen Sprachen weniger Kundigen nicht für Anmafsung auslegen, wenn er sich erlaubt, zunächst einige Bemerkungen über die Einrichtung des Werkes im Allgemeinen zu geben, und dann ein paar Punkte zu besprechen, in denen er glaubt, von der Ansicht des Hrn. Verfs. abweichen zu müssen.

Zunächst können wir nicht verhehlen, dafs die Wortbiegungslehre verhältnifsmäfsig etwas zu kurz abgehandelt worden ist, da die Lautlehre beinahe den ganzen ersten Band ausfüllt, der zweite Band aber nur etwa zur Hälfte (bis S. 218.) der Wortbiegungslehre gewidmet ist, während die zweite Hälfte die Wortbildungslehre einnimmt. Wenn sich nun auch diese ungleichmäfsige Behandlung damit entschuldigen läfst, dafs die Lautlehre und Wortbildungslehre in den meisten Lehrbüchern der einzelnen romanischen Sprachen entweder gar nicht, oder doch nur sehr ungenügend behandelt worden sind, während sich die Sprachlehren gewöhnlich, der Nützlichkeit zu Liebe, nur mit der Formen- und Wortfügungslehre befassen, so wäre doch zu wünschen gewesen, dafs Hr. Diez auch die Wortbiegungslehre ausführlicher behandelt hätte, freilich von einem ganz andern Standpunkte aus, als wie ihn die gewöhnlichen Sprachlehren annehmen. Hier, scheint es mir, wäre der Ort gewesen, die romanischen Sprachen von dem herrschenden Vorurtheile zu befreien, als seien sie nur Verstümmelungen und Verkrüppelungen des Lateinischen, und darzulegen, dafs sie im Gegentheile vollkommenere und ausgebildetere Sprachen sind, als die lateinische, so widersinnig auch diese Meinung beim ersten Anblicke erscheinen mag. In der Sprache ist es wie in der Geschichte; sie ist eben so wie diese in ewig fortschreitender Bewegung und Vervollkommenung begriffen, und wo man einen Rückschritt zu erblicken glaubt, ist er nur scheinbar, und enthält den Keim zu einem höhern Aufschwunge. So ist schon das Aufhören der lateinischen Sprache als Sprache eines Volkes und das Entstehen der romanischen Sprachen im Allgemeinen kein Rückschritt, sondern ein wesentlicher Fortschritt; denn so lange die lateinische Sprache allein herrschte, konnten die Völker in den verschiedenen Landschaften sie immer nur als die ihnen aufgedrungene Sprache der Sieger, aber nicht als ihr eigenes Eigenthum betrachten; erst als die Sprache sich in verschiedene Zweige auflöste, da erhielt jedes Volk ein Eigenthum in seiner Sprache, und die Sprache ist ja der eigenste Schatz eines Volkes. Aber wie im Allgemeinen, so zeigt sich auch im Besondern überall Fortschritt und Vervollkommenung, und diefs hätte man in der Formenlehre nachgewiesen gewünscht. Es fehlte den romanischen Sprachen keineswegs an Jugendfrische und an der Kraft, Formen durch Endungen zu bilden, aber da sich die Völker auf eine Stufe erhoben hatten, auf welcher der Verstand vorwaltete, während früher die sorglosere Einbildungskraft vorgeherrscht hatte, so verschmäheten sie jene Bildungsmittel, und bedienten sich deutlicherer und dem Verstande angemessenerer Ausdrucksweisen. Dessenungeachtet besitzen sie vielleicht eine noch gröfsere selbständige Bildungsfähigkeit, als die lateinische Sprache, denn wenn diese eine Fülle von Bildungen besitzt, so hat sie diese gröfstentheils von der Mutter ererbt, aus eigenen Kräften hat sie wenig hinzugethan; die romanischen Sprachen dagegen entfernen sich öfters ganz vom Lateinischen, nehmen aus eigener Kraft neue Bildungen vor, und wenden diese an, wo es ihnen zweckmäfsig erscheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich Diez.

(Fortsetzung.)

Diefs zeigt u. A. das Verwachsen des Artikels im Walachischen mit dem Hauptworte zu einem Worte (eine scheinbare Wiederherstellung der Umendung), was wir nicht, wie S. 41. geschieht, aus dem Albanischen oder Bulgarischen zu erklären brauchen, sondern als selbständigen Bildungsvorgang betrachten können, wie sich ja auch im Dänischen und Schwedischen dieselbe Erscheinung zeigt. (Bei Gelegenheit des Artikels bemerken wir, dafs nicht alle Mundarten *ille* dazu verwenden. Der sardische (*su*) kommt, wie auch Hr. Diez bemerkt, von *ipse*; im Picardischen wird für das männliche Geschlecht und für die Mehrheit *hic* dazu genommen: *ech* (seltener *ele*), *dch* (seltener *ed* oder *du*), *ech*, Mht. *ches*, jedoch weibl. *el*; auffallend ist auch der weibliche Artikel in der Mundart von Metz: *let*, Mht. *les*, wie Pron. poss. *met*, Mht. *mes*). Ferner zeigt sich die Bildungsfähigkeit der romanischen Sprachen in dem grofsen Reichthume an Ableitungssilben, welche nicht blofs sklavisch dem Lateinischen nachgebildet sind; vorzüglich gehört hierher die Fülle von Verkleinerungs- und Vergröfserungssilben, welche zugleich die feinsten Nebenbeziehungen auf die bequemste und geschmackvollste Weise ausdrücken, und in welchen sich keine andere Sprachfamilie mit der romanischen messen kann; ferner der Reichthum an Zusammensetzungen im Vergleiche zu denen, welche in der lateinischen Schriftsprache gestattet waren; ferner die selbständige Bildung der Zukunft bei den Zeitwörtern und anderer ganz neuer Zeiten u. s. w. Eben so erkenne ich endlich auch in einigen andern scheinbar einfachen Zeitwortsformen eine ganz selbständige Bildung durch Zusammensetzung, wovon unten. Wo aber die Bildungsendungen aufgegeben werden, werden sie durch *gleichbedeutende* Formwörter ersetzt, indem, was im Lateinischen angefügt war, in den romanischen Sprachen vorgesetzt wird, und aus diesem keineswegs willkürlichen oder zufälligen Verfahren läfst sich selbst auf die Bildungen der lateinischen Sprache zurückschliefsen; man vergleiche z. B. *moi j'*aime, *il se* vend mit den fast buchstäblich gleichen Formen *ego* ame-*m*, vendi-*t*-*u*-*r* u. s. w. Ich kann nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit eine Eigenheit einiger Mundarten in der Behandlung des Infinitivs zu berühren. Die Mundarten von Mailand, Piemont und Genua und einige französische lassen die Endung *re* ganz weg, also *à*, *è* (*ey*), *e*, *i*. Dagegen lautet in einigen Mundarten der Dauphiné der Infinitiv der ersten Konjugation bisweilen *as*; z. B. *intras* entrer, *chantas* chanter (in Maine *spliez*, *éveillez*) u. s. w. Diefs ist ganz gewöhnlich im Limousin, wo sich jenes *s* (oder *z*) auch auf die vierte Konjugation ausdehnt: *véniz* venir, *fugis* fuir, *muris* mourir u. dgl., auch in Auvergne *aveis* avoir. Sollte diefs nicht eine, freilich bewufstlose, aber in richtigem Sprachgefühle begründete Wiederherstellung des ursprünglichen *se* sein, da die Infinitive im Lateinischen aus der Wurzel *as* gebildet sind (Bopp Gramm. crit. p. 254)? Wenigstens ist der Uebergang eines auslautenden *r* in *z* oder *s* wenn auch nicht unerhört, doch, und namentlich nach *a* und *i*, sehr selten; z. B. Limous. *prémiéz*, Auvergn. *valous* valeur, Main. *maitiez* metier, *piesis* plaisir (ursprünglich auch Infin.) u. dgl.

Eben so hätte man gewünscht, was mit dem vorher Gesagten eng zusammenhangt, dafs in den einzelnen Fällen nachgewiesen worden wäre, wie die Formen sich nach dem veränderten Geiste und der veränderten Eigenthümlichkeit der Völker nothwendig in demselben Mafse gerade so und nicht anders verändert haben; es wäre also nicht blofs eine Zerglieder-

ung, sondern eine förmliche Naturgeschichte der Sprachen zu geben gewesen, sie wären nicht so getrennt vom Geiste der Völker, sondern mehr als unmittelbarer verkörperter Ausdruck desselben zu betrachten gewesen. In dieser Hinsicht möchte es wohl zweckmäfsig gewesen sein, wenn Hr. Diez etwa als Einleitung alles das, was den romanischen Sprachen eigenthümlich ist, und sie von andern Sprachen, namentlich der lateinischen, wesentlich unterscheidet, und nachher wiederum das, was jeder einzelnen romanischen Sprache eigenthümlich und wesentlich ist, zusammengestellt, und diese Verschiedenheiten aus der Verschiedenheit der Geistesentwickelung und der äufsern Verhältnisse der Völker erklärt hätte.

S. 4 ff. spricht Hr. Diez von der lateinischen Form der Hauptwörter, welche, da die romanischen Sprachen die Deklination aufgaben, dazu gebraucht wurde, alle andern Verhältnisse zu vertreten. Die frühere Meinung, der *Ablativ* sei dazu verwendet worden, widerlegt Hr. Diez vollkommen, und er entscheidet sich für den *Akkusativ*. Mir scheint dagegen Hrn. Pott's Meinung (Etymol. Forsch. II, 341 ff.), welche Hr. Diez nicht gekannt zu haben scheint, nach welcher gar kein bestimmter Fall gewählt, sondern der blofse Stamm übergetragen wurde, den Vorzug zu verdienen. Denn erstlich ist durchaus *kein innerer Grund* vorhanden, weshalb gerade der Akkusativ sollte gewählt worden sein, die übrigen Fälle zu vertreten. Der Beispiele, in denen die Form des Akkusativs unverkennbar ist, sind sehr wenige, sie beruhen auf einem innern Grunde, und es besteht neben ihnen immer auch wenigstens in der alten Sprache die Form des Nominativs. So bestand neben *rien* oder dem altspanischen *ren* auch (in der katalanischen Mundart noch jetzt) *res*, und man mufs annehmen, dafs *res* ursprünglich als Nominativ, *ren* als Akkusativ gebraucht wurde; da aber *res* allmählich als Hauptwort verschwand, und fast nur im Akkusativ vorkam, so wurde ihm auch für den Nominativ die Form des Akkusativs gelassen, welche überdiefs den romanischen Sprachen bequemer war, als die des Nominativs. Aehnlich ist es mit dem spanischen *quien* (*quem*), welches erst spätere Form für das alte *qui* oder *quis* ist, woraus denn auch die Mehrheit *quienes* (alt *qui*) gebildet wurde, welche aber im guten Spanischen *nie als Nominativ gebraucht wird* (vgl. meine span. Sprachlehre S. 68.), ein Beweis, dafs das Gefühl, dafs diese Form ursprünglich nur Akkusativ sein kann, noch nicht erstorben ist. Die spanische Sprache ist auslautendem *i* abgeneigt; es hätte also aus dem alten *qui que* werden müssen, welches aber mit dem von Sachen gebrauchten Pron. relat. *que* (alt gleichfalls *qui* z. B. Bc. S. Dom. 138.) zusammengefallen sein würde, und die Sprache bediente sich also des Akkusativs zur Unterscheidung beider Wörter. Auch das französische *moi*, *toi*, *soi* möchte ich mit Diez für ursprüngliche Akkusative halten, nicht mit Pott für Dative, leicht erklärlich aus dem lateinischen *egomet* d. i. *ego me*, *ich in der Richtung auf mich*, *tute*, *ipse* (vielleicht aus *is se*, wie *iste* aus *is te*?). *Speme*, welches Hr. Diez für einen Akkusativ ansieht, ist wohl mit Recht von Pott (a. a. O.) aus einem vorausgesetzten *spemen* erklärt, wie die andern romanischen Völker statt des unbequemen *spes* entweder *sperantia* oder das Zeitwort *spero* für ihre neue Bildung zum Grunde legten. — Sodann scheint aber auch die *Form* dafür zu sprechen, dafs im Allgemeinen weder der Akkusativ, noch sonst ein bestimmter Fall übergetragen worden ist; denn in den romanischen Sprachen, welche mitlautige Ausgänge zulassen, erscheint sehr häufig der blofse Stamm der lateinischen Hauptwörter ohne irgend eine Endung; in den Sprachen aber, welche selbstlautige Ausgänge lieben, sind gleichfalls die mitlautigen Ausgänge ursprünglich, z. B. altspan. *instrument*, *part*, *sacerdot*, *dulz* u. s. w., und erst später wurde, bei gröfserer Erweichung der Sprache, noch ein Selbstlaut angehängt, wozu in den einzelnen romanischen Sprachen die Laute gewählt wurden, welche ihnen am geläufigsten waren, und diese sind meistens *o* und *e* für das männliche, *a* für das weibliche Geschlecht, wobei nicht so sehr darauf gesehen wurde, dafs diese Laute gerade immer mit den lateinischen Lauten der Deklination, zu welcher das Wort im Lateinischen gehörte, übereinstimmen. Dieser letztere Umstand hat Hrn. Diez bewogen, Uebergänge aus einer Deklination in die andere anzunehmen; will man aber darin folgerecht sein, so mufs man eine Unzahl solcher Uebergänge annehmen, und solcher, an die sich im Lateinischen nicht denken läfst, besonders wenn man die Mundarten hinzunimmt. Nicht selten wurden auf diese Weise doppelte Formen, bis-

weilen mit verschiedener Bedeutung gebildet, indem man neben der ursprünglichen, mitlautig ausgehenden Form eine neue mit selbstlautigem Ausgange gebrauchte, oder durch Anhängung verschiedener Selbstlaute verschiedene Formen gewann; z. B. frz. *sort* und *sorte*, span. *don* und *duena*, *modo* und *moda* (in oberital. Mundarten *moeud*), *fruto* und *fruta* (frz. *fruit*). Hierher gehören namentlich die lateinischen Eigenschaftswörter auf *is* und *e*, welche besonders im Französischen häufig zwei Endungen annehmen (Diez S. 46). In der mailändischen Mundart verlieren häufig auch die weiblichen Hauptwörter der ersten Deklination ganz folgerichtig ihr *a* und tragen den reinen Stamm, auch ohne Geschlechtsbezeichnung, über: *al*, *or*, *persenn* neben *personna* u. s. w. Dafs aber zur Erweichung des Auslautes besonders die Selbstlaute angehängt werden, welche der Sprache gerade am geläufigsten sind, beweisen die Mundarten. In den südfranzösischen Mundarten z. B. lauten die weiblichen Wörter meistens auf *o* (oder *ou*) aus, während im Inlaute (aufser in den Mundarten von Limousin und Auvergne) äufserst selten einmal *a* in *o* übergeht, die männlichen (aus *us*) häufig auf unbetontes (nicht stummes) *e*; in der sizilischen Mundart und in der sardischen von Cagliari (weniger in der von Logudoro) herrschen *u* und *i* im Auslaute vor, wobei keineswegs immer *u* bei der zweiten und *i* bei der dritten Deklination angewendet wird, z. B. sizil. *omu*, *nomu* (*homen*, *nomen*, auslautendes *n* pflegt abzufallen); sard. *tanti*, *mali*, *tristu*, *grandu*, *coru* neben *cori* (cor), *babu* (papa) u. s. w., wobei man nicht an lateinische Nebenformen *tantis*, *malis*, *tristus* u. dgl. denken kann. Solche Uebergänge lassen sich nur da annehmen, wo alle oder die meisten romanischen Sprachen übereinstimmen, und diefs ist nur selten der Fall. — Wenn nun aber in der dritten Deklination bei mitlautig ausgehenden Wörtern besonders im Französischen der Ton auf der letzten Silbe liegt, so möchte ich diefs nicht, wie Pott will (II, 344.), daher leiten, weil früher ein tonloses *e* nachgeklungen habe, sondern, weil eben die mitlautigen Formen früher waren, aus dem Gefühle, dafs hinter dem Stamme noch etwas fehle, und zwar die Bezeichnung nicht eines bestimmten Falles, wie des Akkusativs, sondern der Verhältnisse im Allgemeinen (vgl. z. B. span. *traér* von *trahere*, frz. *facile* v. *facil*), und diese Betonung wurde noch dadurch begünstigt, dafs im Lateinischen die letzte Silbe des Stammes oft einen langen Selbstlaut enthält, welcher, wenn er in den romanischen Sprachen gerettet werden sollte, zu betonen war: *institutiôn*, *auctôr* u. s. w. Noch könnte der angegebenen Meinung die Bildung der Mehrheit durch *s* in den nordwestlichen und südwestlichen Sprachen entgegengesetzt werden, welches das *s* des Akkusativs zu sein scheint. Es erscheint auffallend, dafs nicht alle romanischen Sprachen an dieser Bildung Theil nehmen, obgleich sie sonst oft in unbedeutenden Kleinigkeiten genau übereinstimmen. Ich möchte dieses *s* der Mehrheit für einen Einflufs des Deutschen (vielleicht den einzigen, den es auf die *Form* der romanischen Sprachen geübt hat) halten, da es sich nur in den Ländern zeigt, wo die Deutschen mit den Romanen zu einem Volke verschmolzen, während sich beide Völkerstämme in den andern Gegenden immer mehr oder weniger feindlich gegenüberstanden, wodurch sie nie zu inniger Verschmelzung kommen konnten, und wefshalb diese Romanen der lateinischen Bildung treu blieben und dieselbe wegen der Vorliebe für selbstlautige Ausgänge auch auf die dritte Deklination übertrugen. Sonst könnte man auch vielleicht annehmen, dafs es das im Lateinischen die Mehrheit bildende *s* sei, indem die Romanen die 5. lateinische Deklination in die 1., und die 4. in die 2. übertrugen. — Vergleichen wir nun noch schliefslich die neugriechische Sprache, welche einen ganz ähnlichen Bildungsgang eingeschlagen hat (vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo wenigstens die Umgangssprache die Deklination ganz aufgiebt, wie sie die deutschen Volksmundarten meistens schon aufgegeben haben), so finden wir auch hier neugebildete Formen, welche wir beim ersten Anblicke für alte Akkusative halten möchten, z. B. ἡ εἰκόνα, ἡ τρίχα, ἡ νύκτα, ἡ πατρίδα u. dgl., allein auch diefs ist nur scheinbar. Dafs auch diese Formen nur aus dem Streben hervorgegangen sind, den reinen Stamm der Hauptwörter darzustellen mit einer das Geschlecht bezeichnenden Endung (das *α* ist also nicht Zeichen des Akkusativs, sondern des Geschlechtes, da auch νύκτ, τρίχ, πατρίδ zu hart sein würden), beweisen die männlichen und sächlichen Hauptwörter; für jene wird gewöhnlich *ας*, für diese *ον* oder *ι* als End-

ung angehängt; z. B. ὁ γίγαντας, ὁ βῆχας, ὁ ῥήτορας, τὸ ποδάρι (πούς), τὸ χέρι (welches Niemand für den Dativ halten wird), τὸ κέρατον u. s. w. Wenn übrigens Hr. Diez (S. 8.) gegen die Ableitung vom Ablativ einwendet, dafs dieser dann in den romanischen Sprachen nicht durch *de* oder *da* gebildet werden, sondern z. B. *cavallo* zugleich *das Pferd* und *von dem Pferde* heifsen würde, so könnte man dasselbe auch gegen die Ableitung vom Akkusativ geltend machen, da dieser ja auch im Spanischen häufig durch *á* bezeichnet wird. Diese Erscheinung habe ich in meiner span. Sprachl. (S. 180.) aus dem Einflusse des Arabischen erklärt, und diefs wird dadurch bestätigt, dafs sie sich auch in den italischen Mundarten findet, auf welche das Arabische Einflufs gehabt hat. Wir werden also annehmen müssen, dafs das ganze Verfahren seinen Grund in dem richtigen Gefühle hat, dafs, da einmal die Umendung aufgegeben wurde, der Stamm der Hauptwörter ohne alle Bildungsendungen überzutragen sei, und dafs derselbe meistens nicht im Nominativ enthalten sei, sondern erst in den andern Fällen hervortrete. Dieses Gefühl war so richtig, dafs man Formen wie *temps*, *corps* u. s. w. beibehielt (nicht *tempore*, *corpore*), weil hier das *s* ursprünglich ist und zum Stamme gehört. Allerdings mufste das Streben nach Wohlklang besonders im Italischen mannigfache Störungen verursachen.

Wo die romanischen Sprachen das *Geschlecht* der lateinischen Wörter verändern (Diez S. 21), ist es oft nicht ohne sinnige Bedeutung. Am deutlichsten tritt diefs in der bearnischen Mundart hervor. Während nämlich in den übrigen romanischen Sprachen die verkleinerten und vergröfserten Wörter das Geschlecht der Stammwörter beibehalten, steht es im Navarrischen, und besonders im Bearnischen, dem Sprechenden frei, jedes von beiden Geschlechtern zu wählen, je nachdem er neben der Vergröfserung oder Verkleinerung und neben dem Liebkosenden oder Verächtlichen zugleich etwas Kräftigeres, Männlicheres, oder Zarteres, Weiblicheres bezeichnen will; z. B. *came* (jambe): *la camotte*, *la camine* und *lou camot*, *lou camet* u. dgl. Aber auch manche einfache Wörter haben zwei Geschlechter, von denen dann immer das der innern Bedeutung angemessene gewählt wird; z. B. *arram* und *arrame* (rameau), *clot* und *clotte* (fossé) u. s. w. (Poésies Béarnaises, Pau 1826. p. XVI.) *Amou* (amour) ist noch jetzt in allen südfranzösischen Mundarten nicht ohne Bedeutung weiblich. Einflufs des Deutschen auf das Geschlecht zeigt sich in der lothringischen Mundart.

Zu dem Abschnitte von den *Fürwörtern* füge ich einige bemerkenswerthe Erscheinungen in den Mundarten hinzu. In den languedocschen und gascognischen Mundarten gelten die Fürwörter der beiden ersten Personen *jou* oder *you* (in Nimes und Montpellier *ieou*, in Toulouse auch *yeu*, *yu*) und *tu* (in Nimes *tus*) nicht blofs für den Nominativ, sondern auch für den selbständigen Akkusativ: *per jou*, *con tu* u. s. w. Der unselbständige, nur mit einem Zeitworte verbundene Akkusativ dagegen lautet in spanischen, südfranzösischen und oberitalischen Mundarten *em*, *et*, *es*, *ens*, *eb* (in Bearn auch *im*, *it*, *ip*, in Bologna wegen der Vorliebe für anlautendes *a am*, *at*, *ab*, in Piemont *am*, *it*, *an*, *iv* u. s. w.). Im Katalanischen und dem damit ganz übereinstimmenden Roussillonischen gilt die Regel, dafs diese Formen angewendet werden, wenn das vorhergehende Wort auf einen Selbstlaut auslautet, die daneben bestehenden *me*, *te* u. s. w. aber, wenn es auf einen Mitlaut ausgeht; in den andern Mundarten scheint diefs nicht so genau beobachtet zu werden. Die dritte Person lautet in der Gegend von Lommaigne in Gascogne männlich *et* (weibl. *ero*), Mht. *etz*, mit dem auffallenden Uebergange von *l* in *t*, wie *bet*, *bero* = bel belle, *auxet* = oiseau; in Navarra und Bearn *que*, welches aber auch für die erste und zweite Person häufig vorkommt, und welches ich nur durch den Abfall eines *l* (*quel* = *hic ille*) zu erklären weifs, wie auch im Auvergnischen *que*, weibl. *quello* hinzeigendes Fürwort ist (Frz. *ce* aus *hic iste*); z. B. *tu qu'as* (d. i. toi tu as) *burre*, *you qu'ey* (moi j'ai) *pà*, *qu'ens herem* (nous nous ferons) *senglés rostes* (Poés. Béarn. S. 22.) u. s. w. Aehnliche Verwirrung und auffallende Formen der Fürwörter kommen in oberitalischen Mundarten vor, worüber ich der Kürze halber auf meine sogleich anzuführende Schrift verweisen mufs.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 56.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
März 1839.

Grammatik der romanischen Sprachen von Friedrich Diez.

(Schlufs).

S. 95. beginnt Hr. Diez den wichtigen Abschnitt vom *Zeitworte*, wobei er wohl zu wenig Rücksicht auf die Selbstlautveränderungen mitten im Stamme der Zeitwörter genommen hat, da er bereits im ersten Theile (S. 168.) den romanischen Sprachen den *Ablaut* abgesprochen hatte. Da mir gleichwohl ein solcher Ablaut vorhanden zu sein scheint, so habe ich in meinen *Beiträgen zur Erforschung der romanischen Sprachen*, welche wahrscheinlich bald erscheinen werden, jene Selbstlautveränderungen auf ganz bestimmte Regeln zurückzuführen gesucht *), und ich will hier kurz die Ergebnisse meiner dortigen Untersuchungen darlegen, mufs jedoch wegen des geringen dieser Anzeige zugemessenen Raumes darauf verzichten, in das Einzelne einzugehen und scheinbare Abweichungen zu erklären. Hr. Diez nimmt mit Recht eine *starke* und eine *schwache* Konjugation an, aber er versteht unter jener nur die Konjugation der auf einen Mitlaut oder auf *u* auslautenden Zeitwörter, also in demselben Sinne, wie man sie für das Lateinische annimmt. Da aber das wahre Wesen der starken Konjugation eigentlich in der Veränderung des Stammes liegt, wonach sich allerdings wiederum die Ansetzung der Endungen richtet, und da sich im Lateinischen dem Aehnliches nur in sehr beschränktem Mafse findet, die romanischen Sprachen aber hier ganz unabhängig vom Lateinischen ein neues Gebäude aufgeführt haben, so möchte ich lieber diese neue Bildung, welche mehr mit dem Deutschen und Griechischen als mit dem Lateinischen übereinstimmt, die starke Konjugation nennen. Es fragt sich, worin jene Selbstlautveränderung besteht, in welchen Fällen sie erscheint, und was als ihr Grund anzusehen ist. Um mit dem Letzten zuerst anzufangen, so ist der Grund ein doppelter, ein innerer und ein äufserer. Der innere besteht in dem Streben, welches fast allen Völkern gemeinsam zu sein scheint, ursprüngliche und abgeleitete Zeitwörter zu unterscheiden. Wenn hier die romanischen Völker nicht immer die richtigen Zeitwörter trafen, so ist diefs nicht zu verwundern, da sie ihre aus fremden Stoffen zusammengesetzten Sprachen nicht so begreifen, wie z. B. die Deutschen, da ferner im Lateinischen die starken Zeitwörter durch die Konjugation nicht hinlänglich gekennzeichnet waren, und da endlich öfters jenen innern Grund der äufsere durchkreuzen mochte. Da nämlich die Romanen wegen ihrer gröfsern Lebendigkeit und Beweglichkeit nicht so viele Zeit auf die Aussprache der langen Selbstlaute verwenden, wie die ernstern und bedächtigern Römer, so würden die kurzen Selbstlaute, wenn sie sie in demselben Mafse hätten verkürzen wollen, fast ganz verschwunden sein, und darum war es nöthig, diese, wenn sie betont waren, zu erweitern, wefshalb die Selbstlautveränderung besonders bei Zeitwörtern mit kurzem Stammselbstlaute eintritt. Diese Selbstlauterweiterung besteht nun in dem Zusatze eines *i* und *u*; *i* tritt bei *a* nach (also *ai* oder *ê*, als Vorbild mochten *ago*, *ēgi*, *facio fēci* dienen), bei *e* vor: *ie*; *u* tritt nur bei *o* ein, da es sich an dieses leichter anschliefst, als *i*, also *uo*; da aber die meisten romanischen Sprachen dieser Verbindung abgeneigt sind, so wurde *o* meistens in *e* abgeschwächt, also *ue*, welches wiederum im spätern Französischen zu *eu* geworden ist; selten wird auch *o* durch *i* zu *oi* gesteigert (z. B.

*) Ich gebe in dieser Schrift zugleich einen Ueberblick über fast alle schriftstellerisch ausgebildete romanische Mundarten, da mir die Benutzung der königl. Bibliothek zu Berlin freistand, welche besonders durch das Vermächtnifs Wilhelm von Humboldt's in den Besitz einer bedeutenden Menge der seltensten und werthvollsten Werke in fast allen romanischen Mundarten gekommen ist.

span. *oigo*, alt *oyo*, *oyes*, *oye* von *oir* u. s. w.). Diese Steigerung, welche man wohl mit dem sanskritischen *Guna* vergleichen kann, tritt zunächst in der *Gegenwart* ein, aber nur in der Einheit und 3. Ps. Mht. Hierauf haben offenbar die Endungen Einfluſs, welche sich für die Einheit als *leichte*, für die Mehrheit, da sie hier auſser der Person auch die Zahl zu bezeichnen haben, als *schwere* darstellen. Vor den leichten Endungen tritt die Steigerung ein, welche vor den schweren wieder zurückgenommen wird, nach dem Gesetze des Gleichgewichts, welches alle Sprachen durchdringt, damit das Wort nicht zu sehr überladen werde. Wenn nun auch die 3. Ps. Mht. Steigerung zuläſst, so kommt dieſs daher, weil diese Person überall vielfachen Abschwächungen ausgesetzt ist; schon im Sanskrit, im Griechischen, im Deutschen verliert sie in gewissen Fällen einen Theil ihrer Endung (Bopp, vergl. Gramm. III. S. 459 ff.); ebenso in der lateinischen Nebenform *dixere* für *dixerunt* u. dgl., und ebenso ist sie in den romanischen Sprachen wenigstens in der Aussprache fast nirgends vollständig erhalten. *) Dieser Ansicht, daſs die Steigerung vom Gewichte der Endungen abhängig sei, welche zuerst Hr. Bopp (in diesen Jahrbb. 1827. S. 261. Vocalism. S. 16.) ausgesprochen hat, hat Hr. Diez bereits im ersten Bande (S. 168.) widersprochen, indem er sagt, *der Diphthong ie in tiens verdanke der Kürze des e in teneo sein Dasein, der Vokal e in tenons aber bleibe unverändert, weil er in tenemus tonlos ist; der ganze Vorgang erkläre sich also aus der eigenthümlichen, auf prosodischen Gesetzen beruhenden Methode der Uebertragung lateinischer Lautverhältnisse.* Dennoch zweifle ich nicht, daſs Hrn. Bopps Meinung die richtigere ist. Beide Gelehrte haben ein Beispiel aus der zweiten lateinischen Konjugation genommen, wo allerdings der Ton sich ändert: *téneo tenémus.* Nehmen wir aber auch ein Beispiel aus der dritten Konjugation, wo die Betonung im Lateinischen dieselbe bleibt, so finden wir doch in den romanischen Sprachen denselben Lautwechsel: *mórior mórimur*, *quaére quaérimus*, aber *muero morimos*, *quiero queremos*; oder ein Beispiel aus der Vergangenheit: *féci fécimus*, und doch ital. *feci facemmo.* Woher nun aber wieder diese vom Lateinischen auffallend verschiedene Betonung der romanischen Sprachen? Gewiſs eben auch nur von der Schwere der Endungen, welche in den romanischen Sprachen nicht anders als durch Länge, d. i. Betonung bezeichnet werden kann. Auch bei den Hauptwörtern üben die Endungen der Mehrheit bisweilen eben solchen Einfluſs auf den Stammselbstlaut; z. B. rhätoromanisch: *iess*, *chiern*, *chierp*, Mht. *ossa*, *corna*, *corps*; napolisch: *lo percuoco*, *suorvō*, *niespole*, Mht. *le percoca*, *sorva*, *nespola* u. dgl. — Im *Imperfectum* kann keine Steigerung eintreten, weil die Endung, aus der Wurzel *bhu* entstanden, immer schwer ist. Auch das *Perfektum* ist ursprünglich zusammengesetzt, lateinisch mit *fuvi* oder *si* von den Wurzeln *fu* und *as*, gothisch mit *dad* von einem Zeitworte mit der Bedeutung *thun*. Eine solche Zusammensetzung tritt auch bisweilen in den romanischen Sprachen, am deutlichsten im Spanischen, hervor. Ich halte nämlich *tuve*, *anduve*, *estuve* und die alten Formen *sove*, *crovo*, welche Hr. Diez aus *tenui*, *steti*, *sedi*, *credidi* zu erklären sucht, für unbezweifelte Zusammensetzungen aus *t* (st. *ten*, wie portug. *ter* st. *tener*)-*hube*, *and-hube*, *est-hube*, *s-hubo*, *cr-hubo* (alt *ovo*). Ebenso scheinen mir auch katalanische und neuprovenzalische Formen wie *acorregueren*, *respondegué*, *mouregué*, *saupegué* u. s. w. mit *agui* von *habere* zusammengesetzt zu sein; ebenso auch die languedokischen *partigué*, *auziguet*, *troubéguen*, *fondéc* (*fonda*) u. s. w. Ganz auffallend sind in dieser Hinsicht auvergnische Formen (aus Ravel, la Paysade, poëme héroïcomique): *jéouaitont* (jouèrent), *attiraitont*, *troubaitont* u. s. w., entstanden, wie es scheint, aus *jéouait* (*iocat*)-*ont* u. s. w. Andere Personen sind mir nicht vorgekommen, nur die 3. Ps. Einht.: *perigai* (périt), *ejegai* (eut), *vingai* (vint), *passai* (passa), aus *perigai* d. i. *agué?* *Chintigaitont* (chantèrent) scheint sogar dreifach zusammengesetzt: *chint-igait* (provz. *agut*)-*ont* (oder *canticat*-?). Da also die Endungen der Vergangenheit ursprünglich schwer sind, weſshalb sie im Spanischen bei schwachen Zeitwörtern immer den Ton haben, so lassen sie eigentlich keine Steigerung zu. Diese tritt aber ein, wenn die Endungen zu

*) Ganz vollständig, selbst noch vollständiger als im Lateinischen, und sogar bisweilen ungeschwächter als im Sanskrit, hat sie sich in der sardischen Mundart von Cagliari erhalten, sowohl in der Einheit als in der Mehrheit: *amada*, *amanta*; *tenidi*, *teninti* u. s. w. Selbst in der Mundart von Grenoble finde ich das ganz einzeln stehende *volonti*.

leichten abgeschwächt werden, was aber eigentlich nur in der 1. u. 3. Ps. Einht. möglich ist; jedoch dehnen mehrere Sprachen die Steigerung (freilich ungesetzmäfsig) auch auf die andern Personen aus. Die Steigerung der Vergangenheit ist aber ursprünglich dieselbe, wie in der Gegenwart; dafs diese Unvollkommenheit den Keim zu einem Fortschritte enthält, werden wir sogleich sehen. Die *Zukunft* läfst als zusammengesetzte Zeit auch keine Steigerung zu, und Formen wie *viendrai*, *tiendrai* sind der alten Sprache fremd, und dienen nur zur Unterscheidung von *vendrai*, *tendrai*.

Wir würden also als streng romanische starke Konjugation bekommen: Inf. *a — e — o*; Präs. *ai è — ie — uo ue eu*, Perf. ebenso; z. B. 1) *sapere*: frz. *sais*, sp. *sè*; Pf. frz. *sus*, altfrz. *sou soui* d. i. *sòvi* = *sèbi sèpi* (das *e* ist noch jetzt erhalten in *eus*, nicht *ŏ* gesprochen, weil dieses ein wurzelhaftes *o* voraussetzen würde), ital. *seppi*, provz. *saic* (habui); 2) *venire*: frz. *viene*, leonisch (ich glaube in der angeführten Schrift bewiesen zu haben, dafs in dieser, nicht in kastilischer Mundart das alte Gedicht über Alexandros d. Gr. von *Juan Lorenzo Segura de Astorga* geschrieben ist) *viengo*; Pf. leon. *viene* (3. Ps.); ital. *diedi* von *dedi*; 3) *potère*: sp. *puedo*, frz. *peux*, ital. (2. Ps.) *puoi* (altfrz. *ruovet* rogat, Eulal. 24.); Pf. altfrz. *peus* d. i. *pues*, jetzt *pus*. Diese streng romanische Konjugation wird jedoch in keiner Sprache vollkommen beobachtet; am genauesten ist darin die altfranzösische Sprache, in welcher sich auch die verschiedene Schreibung der Zeitwörter leicht auf diese Weise erklären läfst, und von den jetzigen die spanische. Zunächst treten in der Gegenwart Veränderungen ein. Wenn ein lateinisches bindendes *i*, besonders nach *n*, zu *g* verdickt wird, so bleibt in der ersten Person gewöhnlich wurzelhaftes *e* unverändert: span. ital. *vengo*, *tengo*, ital. *voglio* und *volgo*, aber *vienes*, *tieni*, *vuoi*. Ferner wird im Spanischen in einer Anzahl Zeitwörter das *e* des Stammes ausgestofsen, so dafs blofs das steigernde *i* erhalten wird. Diefs ist meistens bei solchen der Fall, in denen *i* wurzelhaft ist; z. B. *reir* (ridere) *rio*; doch auch bei andern, z. B. *servir sirvo* (leon. *siento*), wie aus dem alten *sieglo*, *priesa* u. dgl. *siglo*, *prisa* geworden ist; und so durchgängig in dem einem *ie* abgeneigten Portugiesischen. Den meisten Veränderungen unterliegt aber die Vergangenheit wegen der unvermeidlichen Uebereinstimmung mit der Gegenwart. Zu *è* gesteigertes *a* wird im Französischen meistens ganz ausgestofsen; im Spanischen wird *u* aus der Endung *ui* in den Stamm gezogen und *ô* = *au* gebildet, welches später in *u* übergegangen ist: *habui*, *haube*, *hôbe* (*ovè*) *hube* st. *hèbi* (altfrz. *eui* = *èvi*, ital. *ebbi*). Wurzelhaftes *e* wird zum Unterschiede von der Gegenwart in der Regel ganz ausgestofsen: *je tins* statt *tiens*; *o* wird im Französischen und Spanischen zu *û* (aus *ue*): *je mus* altfrz. *meus*, sp. *pûde* aus *puede*.

Besonders im Französischen sind viele ursprünglich starke Zeitwörter schwach geworden, indem die Steigerung alle Formen, auch die mit schweren Endungen (weil diese im Französischen meist sehr geschwächt sind) ergriffen hat; z. B. *aimer* (altfrz. *j'aim*, *nous amoms*), *faire*, *taire* u. s. w. Jedoch sind manche solcher Wörter einer neuen Steigerung fähig; z. B. altfranz. *ceir* cadere, *parer* oder *paroir* parère u. s. w.: *il chet*, *pert* (= *chait*, *pairt*), woraus die neuen Infinitive *cheoir*, *pereir* gebildet wurden, und wiederum daraus gesteigert: *il chiet*, *piert* (Stellen bei Orell); ähnlich auch von *poer* oder *pooir*; *je peux* (= *puex*), und dann von dem spätern Infinitiv *pouvoir je puis* u. m. A. Ebenso wie viele Zeitwörter im Französischen schwach geworden sind, sind auch die meisten romanischen Mundarten der starken Abwandlung abgeneigt. Diefs kommt von dem Streben nach Einfachheit, Bequemlichkeit und Gleichmäfsigkeit her, wie sich dasselbe auch in deutschen Mundarten findet: *er lauft*, *er seht* u. s. w. — Einen andern Weg als die übrigen romanischen Sprachen haben die rhätoromanische und die dakoromanische eingeschlagen, aber um den dieser Anzeige bestimmten Raum nicht zu überschreiten, können wir uns auf das Nähere nicht einlassen, ebenso wie wir darauf verzichten müssen, aus den Mundarten, welche manches Bemerkenswerthe darbieten, etwas über die Zeitwörter hinzuzufügen, und die vom Hrn. Vf. sehr gründlich und vollständig behandelte Wortbildungslehre zu besprechen.

Herr Diez hat sich nicht darüber ausgesprochen, ob er noch einen dritten Theil, die Wortfügungslehre enthaltend, will folgen lassen. Jedenfalls würde er sich damit den besten Dank aller Freunde der romanischen Sprachen nicht blofs, sondern der Sprachforschung überhaupt verdienen, und wir würden dann wieder um ein Werk reicher sein, wie kein romanisches Volk ein ähnliches besitzt, und um welches uns die

Romanen mit Recht beneiden werden. Zugleich können wir aber den Wunsch nicht unterdrücken, dafs es dem Hrn. Vf. gefallen möge, alsdann zum bequemeren Gebrauche beim Nachschlagen einen ausführlichen Nachweis beizugeben, damit neben den Vorzügen von *Grimms deutscher Grammatik*, zu welcher das vorliegende Werk gewissermafsen ein Seitenstück bildet, nicht auch der Uebelstand derselben — der unbequeme Gebrauch — in dasselbe übergegangen sein möge.

August Fuchs in Dessau.

XXXVII.

Stephani Byzantii ΕΘΝΙΚΩΝ quae supersunt. Edidit Antonius Westermann. Lipsiae, 1839. *XXXIV und* 334 S. 8.

Das geographische Lexikon des *Stephanus* in einer zeitgemäfsen Ausgabe zu besitzen, ist ein alter billiger Wunsch, der in unseren Zeiten immer häufiger ausgesprochen worden, je lebhafter man das Bedürfnifs empfand, einen unmittelbaren Gebrauch von den dort zerstreuten Schätzen der Gelehrsamkeit zu machen. Gemeinhin liefs man sich an flüchtiger Kenntnifs derselben genügen, die sich denn immer in einiger Ferne hielt, soweit es eben auf einzele Namen, Angaben und Fragmente der Autoren ankam. Bei dieser vorübergehenden Benutzung fehlte natürlich das Verlangen, in das Innere des Werkes und seine wenig beachteten grammatischen Reichthümer einzudringen; sobald aber der Zuwachs an Mitteln auch die Neigung anregte, wurde der Mangel an Exemplaren fühlbar, gleichviel ob kritisch bewährten oder solchen die vorläufig einen Anhalt gaben. Hier zeigte sich von neuem, wie die Philologie bei anscheinendem Ueberflufs gerade in ihren ernsteren Studien darbt und durch selbstverschuldete Armuth im Fortschreiten gehemmt wird, wie wenig überdies der bibliothekarische Hausrath, den unsere Vorgänger überliefert haben, mit den Einsichten und Forderungen der Gegenwart stimmen will. Beim Stephanus nämlich, einem Autor der so mancherlei Kraft in Anspruch nimmt, sind wir an zwei Herausgeber gewiesen, deren keiner Beruf zu seinem Geschäfte hatte; während der Mann, welchen neben ihnen ein höheres Talent dazu befähigte, wenig mehr als die Vorarbeiten zur Recension und zum Kommentare hinterliefs. Mit der Geschichte der Editionen verhält es sich aber summarisch folgendermafsen. Die *Editio princeps* des *Aldus* beruht entweder auf einer mittelmäfsigen, eher verkürzten als reichhaltigen Handschrift, oder sie ist (was minder glaublich) in der Eile mit Lücken und Verderbungen besorgt worden. Weiterhin liefs es *Xylander* wenigstens nicht am Fleifs fehlen; den im Uebermafs der wüsten Kompilation der Portugiese *Thomas de Pinedo* überbot. Ihm kam es hauptsächlich auf den Ruhm realer Sammlungen und der ersten lateinischen Uebersetzung an, wiewohl *Scaliger* längst vor einem so thörichten Unternehmen gewarnt hatte; Kritik blieb ausgeschlossen, und man mufste den Text dieser vielverbreiteten Ausgabe auf Treue und Glauben hinnehmen. Mehr kritischen Sinn besafs ohne Zweifel sein Nebenbuhler *Abr. Berkel*, dem wir den Anfang eines Apparats aus guten MSS. verdanken, mit deren Hülfe er bereits eine Zahl Artikel vollständiger oder berichtigter gab; aber seine ganze Arbeit trägt, auch davon abgesehen, dafs sie zu keinem Abschlufs kam, sondern vom geistesverwandten Jakob Gronov beendigt wurde, durchweg die Spuren des Zufalls und der Mittelmäfsigkeit. Es war demnach nicht zu verachten, dafs dieses Bruchstück schon im voraus ein Supplement am Nachlasse von *Luc. Holstenius* erhielt, jenem eifrigen Förderer der geographischen Litteratur aus dem Alterthum, der zu viele und zu weitschweifige Entwürfe verfolgte, um den Stephanus ganz in seinem Sinne zu vollenden. Seine *Notae et Castigationes* können in ihrer einfach-klaren Abfassung immerhin für den Ansatz zur sachlichen Interpretation gelten; zur Kritik liefern sie blofs vereinzelte Beiträge, die meistentheils auf dieselben Quellen zurückgehen, aus denen Berkel schöpfte. Seit 1688 fand unser Lexikograph keinen Bearbeiter; und wenn nun alle Leistungen innerhalb der genannten drei Männer still standen, so sollte man meinen, wäre in Zeiten, wo die philologische Betriebsamkeit sich den unnützesten und winzigsten Objekten zuwandte, der natürlichste Schritt zum besseren der gewesen, dafs man den Vorrath an Varianten und erklärenden Notizen auf einen mäfsigen Raum zusammendrängte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 57.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Stephani Byzantii ΕΘΝΙΚΩΝ quae supersunt. Edidit Antonius Westermann.

(Schlufs.)

Statt dessen ist vor wenigen Jahren das unglaubliche geschehen: ein Kollektivdruck in vier Bänden wiederholte die gesammten Noten von Pinedo, Berkel und Holstenius mit allerhand später gekommenen Zugaben, diese breitleibigen Massen von einander geschieden und nicht in der Art der *notae variorum* eingereiht; und ein so unpraktisches Quodlibet, welchem *W. Dindorf* seinen Namen leihen mufste, schlofs obenein durch seinen erstaunlichen Preis das etwa geneigte Publikum aus. Ein neuer einsichtiger Herausgeber kann unter solchen Umständen kaum einen günstigeren Tummelplatz erwarten, dem die Anerkennung gewisser und lohnender wäre.

Indessen können wir was in vorliegender Ausgabe geleistet worden, nicht füglich zur Erwägung nehmen, ehe der Autor und die Zustände seines Werkes, zwei noch unerledigte Probleme, festgestellt sind. Denn es wird unmöglich und ungerecht sein, den Herausgeber mit höheren Forderungen zu behelligen, solange der ursprüngliche Zweck und Grundrifs eines alterthümlichen Buches nicht dargethan haben, welche Norm und Methode nunmehr gelten solle, um den wahrhaften Bestand mitten in fremdartigen Umänderungen oder Einschiebseln auszusondern und zu behaupten. Nach der gewöhnlichen Tradition zwar bedürften wir so langer Umschweife nicht: ein Grammatiker Stephanus, heifst es da, verfafste sein Lexikon Ἐθνικά im fünften Jahrhundert, wovon aber auf uns nur zwölf Artikel in Δ gekommen seien; jetzt existire dafür ein Auszug des Hermolaus, der hundert Jahre später blofs den grammatischen und geographischen Stoff herauslas. Allein die nähere Betrachtung zeigt auch hier, wie leichtfertig so manches litterarische Gerücht aufgegriffen und durch die Menge der nachsprechenden geheiligt werde. Wir sagen nichts von der hypothetischen Zeitbestimmung: die vollends an Glauben verliert, wenn Suidas richtig erzählt, *Hermolaus Grammatiker aus Konstantinopel schrieb den Auszug aus den Ethniken des Stephanus, und dedicirte ihn dem Kaiser Iustinian*. Sieht man nämlich darüber hinweg, dafs wir keine Dedikation mehr lesen, so mufs doch die Unwahrscheinlichkeit einleuchten, dafs Hermolaus seinen wenig älteren Vorgänger schon epitomirt hätte. Auch Hr. W. urtheilt so p. V., indem er aber, man weifs nicht aus welchem Vorurtheil das geistige Vermögen des Epitomators herabdrückt und das Zeitalter Justinian's, dem vermuthlich nur schöpferische Köpfe angehörten, im günstigsten Lichte gewahrt, weist er den Stephanus, den Verfasser von *Byzantica* (nach v. Βόςπορος und Γότθοι) und überdies einen Anhänger des christlichen Glaubens, jener Epoche zu, während sein Nachfolger unter Justinian II. gegen Ende des 7. Jahrhunderts lebte. Diesen versteht aber niemand ohne förmlichen Zusatz; auch gehen des Suidas biographische Artikel nicht so tief herunter; und das Christenthum des Mannes ruht auf schwachem Grunde, wenn der Zusatz in Βήθλεμα, der von andächtiger Hand abstammt, ἐν ᾗ γέγονεν ἡ κατὰ σάρκα γέννησις τοῦ θεοῦ καὶ σωτῆρος ἡμῶν, so vielen dürftigen und heidnischen Artikeln aus der *Geographia sacra* (namentlich v. Ἰουδαία) die Spitze bieten soll. Allen Zweifel hebt v. Ἀκόναι, wo plötzlich nach den richtigen Angaben über den Ort im Pontus die Rede kommt sowohl auf ein Akonä in der Propontis als auf die Benennung des Akoniton, mit folgender Wendung, οὕτω γάρ τις νῆσος διαφέρουσα μὲν τῷ πανευφήμῳ πατρικίῳ καὶ τῷ πάντα σοφωτάτῳ μαγίστρῳ Πέτρῳ, κειμένη δὲ κτλ. Der Verf., welcher sich hier, um die Gelegenheit nicht zu versäumen, aufs devoteste vor Justinian's mächtigem Minister Petrus Magister bückt und noch allerhand wissenswürdiges anfügt, ist

ein anderer als der Urheber des Artikels in seiner ursprünglichen Gestalt; ihm gehört auch das Lob auf den Juristen *Plato*, ein Mitglied von Justinian's Gesetzkommission (*Confirmat. Digest.* §. 9.), unter v. Γέρασα: καὶ Πλάτων νομικὸς ῥήτωρ, πᾶσαν παίδευσιν ὡς μίαν ἀποστοματίζων καὶ ἐν συνηγορίαις καὶ παρεδρευταῖς καὶ θρόνοις τὴν ὀρθότητα τῶν νόμων ἐπιτηδεύων: endlich ist er derselbe Mann, vor dessen Zeit Eugenius, Grammatiker unter Anastasius I. in der Kaiserstadt (v. Ἀνακτόριον) Vorträge hielt. Wir hätten also Grund genug, die Chronologie des uns namhaft gemachten Hermolaus anzuerkennen: was wird aber aus dem Stephanus? Zuerst nennt ihn *Constantinus Porphyrogennetus*, indem er ein Bruchstück über Σικελία abschreibt; hält man hiermit zusammen, was er über Ἰβηρίαι und Δυρράχιον mitgetheilt hat (die beiden ersten Fragmente verdanken wir ihm und zum Theil einer fremden Hand, die wie *Th. Ryck* bemerkt in *de administr. imp.* c. 23. 24. einschob), so mag noch manches im Buche *de Thematibus* (wie II, 12. aus v. Βόσπορος) durch Fülle von Detail und seltenen Citaten hervorstechende derselben Quelle angehören. Dann aber verschwindet dieser Name sammt den gelehrten Reichthümern allmälig: der fleifsige Leser des Buches, *Eustathius*, führt nur einmal, wie es scheint (Il. p. 649 f.) bestimmt den Stephanus an; einmal auch der unten anzuführende *Chöroboskus* und *Tzetzes*; niemals weder *Suidas* noch *Etymolog. Magnum*, die noch weniger einen Gebrauch von ihm machen. Denn die zahlreichen Artikel, welche sonst Suidas enthielt, sind jetzt insgesammt als Interpolation der *Mediolanensis* gestrichen; der einzige im *Etym.* M. v. Σφήκεια setzt *Stephanus* für *Philostephanus* (wie *Fabricius B. Gr. IV.* 626 sah), und ist obenein erst spät eingeschoben worden. So bewahren aufserdem nur die Codices des Lexikon in Ueberschriften und Subskriptionen das Andenken des Stephanus. Alles erwogen, wird eine Vermuthung von *Holstenius* nicht leichtsinnig erscheinen, wenn wir sie folgendermafsen auffassen: seit Kaiser Constantinus Porph. und vielleicht im Einverständnifs mit seinen encyklopädischen Excerpten, kam ein Auszug des Stephanus auf, hier treuer, dort flüchtig und ungleich, welcher den alten Stephanus und wohl auch den halb verschollenen Hermolaus aufser Umlauf setzte. Mit anderen Worten, wir besitzen das Lexikon aus dritter und entfernterer Hand: wie schon mancher ahnte, *epitomen epitomes nos habere.*

Denn darauf führt sogleich die Oekonomie des heutigen Werkes, wenn man sie für sich zergliedert und mit dem ursprünglichen Plane zusammenhält. Stephanus legte die Theorieen des *Herodian* und dessen citatenreiche Sammlungen zum Grunde; daher seine Wichtigkeit in den Fragen der griechischen Wortbildung und Accentlehre (worauf Hr. W. nicht genug Aufmerksamkeit verwendet, s. z. B. v. Ψύρα), zugleich sein Werth für die noch zu lösende Aufgabe, das kunstvolle grammatische System des Herodian, auf den wir fortwährend bauen, aus einer Menge von Trümmern herzustellen. Anderseits bieten die vielen, besonders in neuester Zeit hervorgezogenen Grammatiker, welche gewissermafsen eine Schule Herodian's bilden, ein kritisches Hülfsmittel für den Stephanus dar, wovon noch künftig ein recht vollständiger Gebrauch zu machen sein wird: man vergleiche z. B. *Draco* p. 16. mit Steph. v. Ἄγκυρα. Um dieses Gewebe formaler Observationen zu überschauen und in allen Punkten gegenwärtig zu erhalten, wäre ferner ein grammatischer Index unentbehrlich, worin der alphabetische Mechanismus sich mit synoptischen Tabellen verbände: ein Supplement für die einleitenden Thatsachen, die (nach v. Αἰθίοψ) ehemals standen ἐν τοῖς τῶν ἐθνικῶν προτεχνολογήμασιν. Nun verbreitete Stephanus über den formalen Grund eine Fülle realer Kenntnisse von Ländern und Völkern, und belegte durch Autoren jedes Ranges, zumal aus dem Gebiete der vermittelnden Erudition, die zum Theil in ihm ihr Andenken gerettet haben, durch die Gewähr dieser Autoren oder ihr wörtliches Zeugnifs die Notizen sowohl für die Nomenklatur als für die Mythen und Geschichten, die sich an Völkerzüge oder Städtegründung (κτίσεις) knüpften, für die Namen berühmter Schriftsteller, deren Landsmannschaft sich erwähnen liefs, und ähnliches wissenswerthe mehr. Im Gewühl der Autoritäten, der litterarischen Angaben und schätzbaren Fragmente finden wir vor anderen bedeutend und fleifsig benutzt, unter älteren *Hekatäus*, *Hellanikus*, *Theopompus*, *Ephorus*, *Philistus*, *Polybius*, dann wie man leicht begreift *Eudoxus*, *Eratosthenes* und *Strabo*, mythographische Dichter wie *Rhianus*, *Euphorion*, *Kallimachus*, *Parthenius*, unter den jüngeren *Apollodorus*, *Alexander Polyhistor*, *Artemidorus*, *Charax*, *Arrianus*, *Philo* von Byblos, und zuletzt *Marcianus*. Darin unterschied es sich vortheilhaft vom *Orus*, dessen Ἐθνικά streng das grammati-

sche Feld behaupteten; dagegen ist es ein Fehlschlufs, entnommen vom flüchtigen Anblick unserer Exemplare, wenn *Bayle* das formale Element im alten Stephanus als ein beiläufiges und untergeordnetes ansah. Man würde sonst umgekehrt aus Darstellungen wie in v. *Κύθνος*, wo unter den Landesprodukten Käse neben dem Maler Kydias aufgeführt ist, oder aus dem verkehrt angebrachten Zusatz eines Lesers in v. *Ἄβδηρα* (*ἐκ ταύτης γὰρ καὶ Δημόκριτός ἐστιν ὁ φιλόσοφος*) folgern wollen, dafs es um den Verstand im realen Theile nicht sonderlich ausgesehen habe; vollends aus v. *Τελμισσός*, wo die gelehrten, unter v. *Γαλιῶται* versprochenen Erörterungen fortgeschnitten und mit einem trivialen metrischen Einschiebsel vertauscht sind, dafs den alten Verfasser bisweilen gelüstete sich auf die Schulbank zu setzen. Stephanus also verband Lexikologie mit geographischer und historischer Polymathie; andere Massen, die man wohl noch annimmt, existirten nicht: jetzt aber hält keiner von beiden Stoffen dem anderen das Gleichgewicht, wie mehrere der gröfseren Artikel es aufs deutlichste bewähren, vielmehr beginnt frühzeitig und im Kontrast mit einzelen trefflich ausgestatteten Nummern ein mageres Registriren, wo nach Beseitigung des gelehrten Ballastes nur die Terminologie, bisweilen durch grammatische Vorschriften gestützt, als Kern verbleibt (ungefähr wie, *Στάγειρα, πόλις οὐδετέρως πληθυντικῶς. ὁ πολίτης Σταγειρίτης. Ἀριστοτέλης Σταγειρίτης*). Diese Verschrumpfung ersteigt einen hohen Grad von *Πάτραι* bis gegen den Schlufs von *Σ*: dann füllen sich die Artikel allmälig, bis sie zwischen *X* und dem Ende selbst ein stattliches Aussehn gewinnen. Wer wird nun glauben, der Epitomator sei nicht durchgängig fleifsig gewesen (*praef.* p. VIII.), und erst gegen Ende, ganz wider die litterarische und gemeine Erfahrung, wieder zu Kräften und Ausdauer gelangt, nachdem er bereits vor der Mitte eingeschlummert war? Wer kann nur einen Augenblick sich bei der Annahme beruhigen, dafs der Schreiber des *Cod. Rehdigeranus*, der sogar in *X* einige Artikel in verkürzter Gestalt liefert, rechts die Epitome links den eigentlichen Stephanus vor sich gehabt, um auf gut Glück aus diesem oder jenem zu schöpfen? Wir sind vielmehr berechtigt zu schliefsen, dafs kein Auszug, nach methodischen Grundsätzen rund und voll gearbeitet, durch dieselbe Hand fertig geworden sei; was unter anderem die Varietäten eines und desselben Namens (z. B. *Βρύγιον* und *Βρυγίας*, die in eins zu verschmelzen sind) bezeugen, die sogar unter verschiedene Buchstaben (wie *Ἀτραμῖται* und *Χατραμωτῖτις*, *Γαστρωνία* und *Γρηστωνία*) auseinander fuhren: wozu nicht weniger der Umfang sowohl als die Vereinzelung von ungefähr 60 Büchern (s. *Passow Opusc.* p. 235) beitragen mochte. Wie nun immer die Epitome sich gestaltete, nach dem zehnten Jahrhunderte kam in den Hauptstücken unser heutiger Text auf, hier breiter dort knapper zugeschnitten, auch mit Nachträgen versehen, wohin z. B. die Citation des *Priscus* (v. *Σάλωνα*) oder *Georg Chöroboskus* (v. *Ταμίαθις*, *coll. Bekk. Anecd.* p. 1192) gehört. Denn von letzterem wird ja p. 1201 *Στέφανος ὁ τὰ ἐθνικὰ γράψας* angeführt. Nicht einmal *Eustathius*, welcher regelmäfsig das Lexikon bald mit Verweisung auf den anonymen Redakteur (*ὁ τὰ ἐθνικὰ γράψας — συλλέξας — ἐπιτεμών* u. s. w.) bald stillschweigend ausbeutet, sah den vollständigen Stephanus, sondern was in den *praef.* p. XII—XVII. angegebenen und conciliatorisch („*Scilicet Eustathius et integrum adhuc Stephanum et eius operis epitomen tractavit*") ausgeglichenen Stellen gelehrter, ausführlicher und mit den Farben ächter Komposition erscheint, läfst ihn blofs als den Besitzer eines wohlgeordneten Exemplars erkennen, das weder im Uebermafs verdünnt noch von so starken Lücken wie die vorhandenen Codices zerklüftet war. Denn diesen fehlt ein erheblicher Theil von *K* und *Δ*: wiewohl ein zusammenhängendes MS., wenn die Spuren bei *Jos. Scaliger Ep.* 431. nicht trügen, vom Vatikan zu hoffen sein dürfte. Jedenfalls ist das Ziel unserer Wünsche kein höheres als einen Text zu gewinnen, den Eustathius nicht abzuweisen gehabt hätte.

Hiernach wird man leicht ermessen, welche Forderungen ein Herausgeber des Stephanus erfüllen soll. Vor allen Dingen sind die Mittel, die sich in Handschriften zur Berichtigung und Ergänzung der Vulgata (d. h. der Aldina, worauf unsere Drucke wesentlich beruhen) finden und anderweitig durch Eustathius, durch Grammatiker und Sammler sich vermehren lassen, zum möglichst vollständigen Apparat zusammenzufassen, ihre Ergebnisse in einer konsequenten Kritik mit Zuziehung der vielen zerstreuten Konjekturen anzuwenden, und mit scharfer Sichtung der alte Grund von den jüngeren Elementen, den eingeschlichenen Fehlern (deren Zahl beträchtlich ist) und den losen Trümmern auszuscheiden. Wer auf diesem gereinigten festen Text einen Schritt vorwärts thut, wird mit Sachkenntnifs, wenn auch summarisch, den gegebenen Stoff erläutern, beurtheilen und, soweit er seltene verkannte Einzelheiten begreift, für andere Autoren nutzbar machen. Das ist zwar ein weites Feld für mannichfaltige Thätigkeit; aber der Ausgangspunkt der ganzen Arbeit, die Zusammenstellung der *Handschriften*, desto beschränkter. Erstlich stimmen sie, wenngleich jeder Codex hie und da seine Vorzüge besitzt, im Kern überein, der eine gemeinsame, nicht zu alte Quelle verräth; zweitens kennen wir die früher zu Rath gezogenen (*Perusinus*, zwei *Palatini*, *Vossianus*) nur aus fragmentarischer Kollation, welche blofs durch die gründliche Vergleichung des *Rehdigeranus*, wodurch *Passow* sich kein geringes Verdienst erwarb, einen Anhalt erlangt hat. Allein dieser Vorgrund einer systematischen Arbeit wird uns in Hrn. Prof. *Westermann's* Ausgabe nicht dargeboten; und zwar gegen seinen eigenen Willen. Darüber berichtet er in der Vorrede, welche sich übrigens mit der Bibliographie des Stephanus beschäftigt, folgendermafsen. Anfangs habe er den Entschlufs gefafst, einen so nützlichen Autor, der seit anderthalb Jahrhunderten brach liege, mit kritischen und erklärenden Anmerkungen, zunächst nach der Aldine (die sich von den Handschriften am wenigsten entferne!) wieder in Umlauf zu setzen. Aber das Unglück wollte, dafs „*redemptor honestissimus*" nichts als den schlichten Text annahm,

dessen Absatz entscheiden werde, ob ein kritischer Anfang erscheinen dürfe. Hr. W. liefs deshalb im Vorgefühl des Gegentheils seinen Plan fallen und mochte lieber einen Stephanus bilden, *qualis etiam sine adnotatione critica legi posset:* das heifst, er änderte nach Anleitung der MSS. den Berkelschen Text ab, verbannte falsches, setzte die Konjekturen der Gelehrten in ihr Recht ein, gab auch eine Anzahl der citirten Gewährsmänner nach Buch oder Seite bestimmter an und schlofs mit einem Namenregister; übrigens versichert er fast zahllose Stellen, deren Berichtigung mangelhaft oder bedenklich geworden wäre, unangetastet gelassen zu haben, *ne putent lectores* (heifst es) *me sine modo ac temere in Stephanum grassatum esse.*

Niemand der über die Elemente der Kritik und der philologischen Technik ein weniges hinausgekommen, wird einer ausführlichen Unterweisung bedürfen, um den Werth dieses Unternehmens zu würdigen. Unstreitig ist es ein gutgemeintes Werk, obgleich es dem ernsten Forscher nichts an seinen Mühen erspart; auch gibt es einen besseren Text, der in Richtigkeit und Reichthum den bisherigen weit übertrifft. Aber leider ist es halb und ohne Verlafs, da keiner welcher es gebraucht oder nachschlägt irgend erfährt, ob er vor Konjekturen oder handschriftlichen Emendationen, vor dem sicheren Resultate der guten MSS. oder vor der Interpolation eines einzelen derselben stehe, ob er mit einer hin und wieder geflickten Stelle oder einer jener ungeheilten Wunden sich plage, von welchen der Herausgeber ängstlich die Hand abzog: er müfste denn auf jede Gefahr hin mit drei Folianten, mit Passow's *Symbolae* und *Variae lectiones* und anderen was am Wege zerstreut liegt sich umgeben. Also wäre der Gewinn für die Fachgelehrten, denen doch Stephanus angehört, ein sehr zweifelhafter; und denen, welche den gangbaren Text in einer Handausgabe begehrten, liefs sich mit einem schlichten Abdruck von Berkel dienen, welcher in der Leipziger Mefsschriftstellerei seinen Platz eben so ehrenvoll behauptet hätte, als etwa Tauchnitzens Athenäus und was ihm ähnlich sieht. Hätte mindestens Hr. W. die Vulgata unten angegeben, und durch Zeichen (ungefähr wie in Griesbach's Neuem Testament) den Rang der aufgenommenen Lesarten angedeutet. Jetzt bleibt ihm nur übrig eher früh als spät, wenn nicht andere zuvorkommen sollen, den kritischen Bericht herauszugeben, um kein vergebliches Werk unternommen zu haben. Uebrigens bestätigt auch dieses Beispiel die sonst gemachte unerfreuliche Wahrnehmung, dafs die Ungunst und das immer merklicher verengte Terrain der alterthümlichen Disciplinen mehr durch die Halbheiten der Philologen als durch die Feindschaft oder Materialismen der Zeitgenossen, die man anzuklagen pflegt, verschuldet sei.

Wir wünschen aber, dafs Hr. W. sein kritisches Supplement schon deshalb eifrigst betreibe, damit er Anlafs finde seine noch zu wenig gereiften Studien über Stephanus zu ergänzen und durch methodische Gründlichkeit so fruchtbar als möglich zu machen. Namentlich ist jetzt in der Kritik einzeler Wendungen und Worte dem *Rehdigeranus* (beiläufig auch den Urtheilen von *Passow*) ein übergrofses Gewicht zugestanden, während er in vielen der indifferenten oder unwichtigen Fälle, wo gerade die Autorität der anderweit bewährten MSS. gelten mufs, zurückgesetzt wird. Eine zweite Rücksicht betrifft die Schonung alles dessen, worin Spuren der ursprünglichen Abfassung durchschimmern. Wenn ferner Aenderungen in den Text eintreten sollen, so werden sie aus den alten Quellen und den Schriften neuerer Gelehrten durchweg vollständiger aufzusuchen sein. Hiefür einige wenige Belege. In *Καύκασος* ist gesetzt *Παροπάμισον* mit Passow, Rehd. *Παραπονησόν*: also *Παραπάνισον*, s. *in Dionys. Perieg.* 737. Unter *Κρουαίς* mit demselben das unrichtige *ἔστι δὲ Κρουσεύς*: vielmehr *ἔστι δὲ καὶ Κρουσιεύς*. Noch fehlerhafter unter *Κύδραι* aus den Zügen des MS. *πόλις τῶν Δολόπων*: es mufste *Δευριόπων* oder *Δουριόπων* heifsen. In *Βύζαντες* war es gewagt *Βυζακίδα* für *Βυσαλάδα* zu schreiben; aufserdem ist nicht bemerkt worden, dafs Polybius Fragment lückenhaft sei; was unter anderem auch von den Zusätzen in *Γόννοι* gilt. Im Citate des Josephus steht v. *Γαβαούπολις* das interpolirte *ἦλθε* statt *ἧκε*. Dafs *βύσσος θηλυκὸν* durch Umstellung in v. *Βυσσός* gelesen wird, ist wohl Uebereilung. An Einzelheiten findet der aufmerksame Leser überall zu bessern. Z. B. v. *Γάζα*: *εἶναι, ὃ* — zu ändern *ἐστίν, ὄν*. Die vielen Fehler in *Βύβλος*: *τοῦτο δ' ἦν βιβλίον βύβλου τῆς φυλῆς* (l. *φιλύρας*) *τῆς Αἰγυπτίης, ἧς ἀνέτραφε* (*ἀνατρέφει*) *Νεῖλος*, könnte schon die Vergleichung von *Eustathius in Dionys.* p. 278. heben. Ein Unding ist in v. *Κρότων*: *ἐπὶ τοῦ φθαρτοῦ τῶν κυνῶν*, d. h. *φυτικὸς κ. τ.* Schlimmer sieht in *Κατάνη* aus: *Χαρώνδας, ὁ διάσημος τῶν ἐν Ἀθήνησι νομοθετῶν*, wo eine derbe Lücke nicht sowohl durch *Schol. Plat.* p. 419. als mittelst *Athen.* XIV. p. 619 B. auszufüllen bleibt. In v. *Ἄγκυρα* gegen Ende sehen wir einige Konjekturen (wiewohl nicht *διφοροῖτο*) angebracht; aber wieviel noch zu erwägen sei, zeigt *Lehrs* in Zimmerm. Zeitschr. 1835. n. 56. Manche jetzt übel zugerichtete Artikel dagegen haben von älteren oder jüngeren Emendationen keinen Gewinn empfangen: so (um nichts von v. *Ἀκήνη* oder v. *Πνύξ* zu sagen) v. *Ἡφαιστία*, worüber *Valck. in Herod.* VI, 140. Der Vers des Eratosthenes, *Ἄστυ δὲ δὴ Θορικοῦ καλ'ν ἵκανεν ἕδος*, den viele berichtigten, lautet noch immer, *Εἰςόκε δὴ Θ. καλὸν ἵκ. ἄστυ*. Doch es scheint rathsamer weitere Bemerkungen, die hier endlos und ohne Zweck sich häufen würden, bis auf den Supplementband zu versparen, den wir im Interesse des Hrn. W. wünschen und begehren.

Bernhardy.

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

XXXVIII.

Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt, herausgegeben von Dr. Adolf Stahr. Oldenburg, 1839. *in der Schulze'schen Buchhandlung*. 130 *S. gr.* 8.

Goethe's Iphigenie ist in gewissem Sinne das erste eigentlich classische Werk deutscher Dichtkunst zu nennen. Wir meinen dies nicht in dem Sinne, wo man das Classische als das dem strengeren Formgesetz der antiken Kunst Gemäfse den freieren und loseren Weisen des Romantischen und Modernen entgegenzustellen pflegt; auch nicht in jenem, wo als classisch diejenigen einzelnen Werke sowohl der neuen, als der alten Literatur zu bezeichnen wären, die man als durchaus musterhaft, an Form sowohl als Inhalt tadellos und vollendet zu bezeichnen wagen dürfte. Wir verstehen vielmehr unter „Classisch" hier eine gewisse Stufe der Kunstentwickelung überhaupt; diejenige Stufe, wo für die Poesie eines bestimmten Volkes, nach vollständigem Eintreten aller geschichtlichen Vorbedingungen (die bei einigen Völkern sehr einfach und schnell erreichbare, bei andern äufserst verschlungene und spät erst zu verwirklichende sind), der Standpunct des künstlerischen Selbstbewufstseins und mit ihm die Grundform des sprachlichen Ausdrucks, der allgemeine Typus der poetischen Darstellungsweise gewonnen ist, über welche hinaus kein weiterer Fortschritt möglich, innerhalb deren dagegen der Fortschritt ein durch keine andern Gränzen, als durch die des künstlerischen Schaffens überhaupt beschränkter ist. Werke, welche diesen Typus an sich tragen, dieser Grundform gemäfs, aus diesem Bewufstsein heraus gedichtet sind, nennen wir, sobald sie sich nur überhaupt mit einem ächten dichterischen Gehalt ausgestattet zeigen, classisch, ohne ängstlich sei es nach der Tiefe und Intensität dieses Gehaltes oder nach der fleckenlosen Reinheit der Form zu fragen, wohl wissend, dafs in diesen letztern Beziehungen sich keine Gränze bestimmen läfst, durch welche das Höhere von dem Geringeren, das Vollkommene von dem Unvollkommenen deutlich geschieden wird. Wenn wir daher behaupten, dafs unsere vaterländische Dichtkunst zuerst mit dem vorhin genannten edlen Werke, wie die hellenische mit den Gedichten des Homeros, in das Stadium ihrer classischen Vollendung eingetreten ist, (— Lessings Werke, auch die dramatischen, gehören als classische, nicht der Poesie, sondern der deutschen Prosa an): so sagen wir damit nichts, was den Werth oder den poetischen Gehalt früherer Productionen, sei es des deutschen Mittelalters, oder der Zeit, welche jener Dichtung zunächst voran ging, irgend verkleinern könnte; eben so wenig sagen wir damit etwas, wodurch über die nähere Beschaffenheit dessen, was nach der Iphigenie als classisch in deutscher Poesie soll gelten können, ein vorläufiges Urtheil ausgesprochen würde. Wir sagen nur, dafs mit diesem Werke und durch dasselbe für die deutsche Poesie diejenige allgemeine Form und Weise des Gedankenausdrucks und der Gestaltenbildung gefunden ist, bei welcher es fortan für alle Zeiten des Bestehens dieser Poesie sein Bewenden haben wird. In dieses Werk zuerst von allen Werken deutscher Zunge hat, so will es uns scheinen, Goethe der Dichter ein Bewufstsein über das Wesen, die Aufgabe und die Weltstellung der Dichtkunst überhaupt und der deutschen insbesondere hineingebildet, welches, in ihm zuerst zur vollen Klarheit erwacht, fortan nicht mehr verlöschen kann, sondern von ihm sich auf die Nation überhaupt, insbesondere aber auf Alle diejenigen übertragen hat und ferner übertragen wird, deren dichterische Hervorbringungen, mit dem Gepräge männlicher Reife bezeichnet, in die Reihe der classischen Dichterwerke unsers Volkes eintreten.

Wenn von irgend einem andern Werke der Kunst

und der Poesie, so läfst sich von einem solchen, welches auf so denkwürdige Weise Epoche macht, wie unsere Jphigenie, schon zum Voraus erwarten, dafs es, so zu sagen, seine Geschichte haben wird. Von ihm am wenigsten ist anzunehmen, dafs es eine Production aus dem Stegreife sein könnte, aus einem zufälligen Einfall entstanden und nur mit äufserlichem Fleifs und schnell vorübergehender Begeisterung ausgeführt, ohne einen organischen Procefs seines Werdens, ohne eine tiefer liegende Nothwendigkeit seines Zusammenhangs mit den übrigen Geisteswerken seines Urhebers, mit dessen Lebens- und Bildungsgange, und mit den Ideen und Tendenzen der Zeit, in welche sein Ursprung fällt. Denn was seinem Wesen und seinen Wirkungen nach recht eigentlich der Geschichte angehört, recht eigentlich das, was es ist, nicht für sich allein, sondern für ein weites, unermefslich reiches Geistesgebiet ist, welches von ihm seinen Anfang nimmt: wie sollte dies nicht auch in seinem Ursprunge seine geschichtliche Bedeutung an sich ausgeprägt tragen; wie sollte hier sich der Zufall mächtiger erwiesen haben, als die organische Natur jenes geistigen Werdeprocesses, in den wir es mit so wichtigem Erfolge eintreten sehen? Gewifs, dies ist so wenig zu vermuthen, wie etwa von einem jener welthistorischen Charaktere, jener in den Gang der Weltbegebenheiten gewaltig eingreifenden Persönlichkeiten anzunehmen ist, dafs in der geistigen Anlage, die ihm bei der Geburt mitgegeben, in dem Gepräge, das ihm durch Erziehung und Bildung aufgedrückt ist, nur der Zufall, aber nicht dasselbe Gesetz, dieselbe Macht organischer Gestaltung, die sich in seinen Thaten und Wirkungen offenbart, sollte gewaltet haben. — Nichtsdestoweniger und in auffallendem Gegensatze gegen die Voraussetzung, welche wir aus dem allgemeinen Gesetze des Werdens für die Entstehung dieses Dichterwerkes zu entnehmen hätten, konnte es eine Zeitlang den Anschein haben, als stehe gerade Jphigenie unter den Schöpfungen ihres Meisters und in der gesammten uns bekannten dichterischen und sittlichen Gedankenwelt desselben so vereinzelt, wie kaum noch ein anderes seiner übrigen bedeutenderen Dichterwerke. Zwar dafs die unmittelbaren Zeitgenossen sich beim Erscheinen dieser Dichtung, der ersten, womit ihnen der schon als Jüngling hochgefeierte Dichter nach einer langen Pause wenigstens seiner äufseren schriftstellerischen Thätigkeit wieder entgegentrat, nur überrascht und fast befremdet finden konnten: dies werden wir nicht anders als natürlich finden, auch wenn wir, noch ohne auf die näheren Umstände dieses besonderen Falles einzugehen, nur im Allgemeinen erwägen wollen, wie gerade das epochemachend Neue am meisten eines gewissen Zeitverlaufes bedarf, um von den Zeitgenossen nicht nur seinem wahren Werthe nach gewürdigt, sondern auch seinem inneren Wesen und seinen verborgenen Gründen nach durchschaut und verstanden zu werden. Allein noch jetzt, nachdem das Werk längst in seiner Herrlichkeit anerkannt ist, hört man darüber nicht selten, sogar von übrigens einsichtigen Beurtheilern, in einem Tone sprechen, als verdanke es seinen Ursprung einer zufälligen Laune des Dichters, einer nur äufserlichen Lust an den Meisterwerken des griechischen Alterthums, in deren Nachbildung sich der Dichter auch einmal habe versuchen wollen. Ist auch wenigstens ein Theil der Kritiker davon zurückgekommen, es seinem Wesen als Kunstwerk, seiner dichterischen Substanz nach für eine Nachahmung der classischen Tragödie des Alterthums, für hineingedichtet in den Geist und in die Kunstform des hellenischen Drama zu halten; hat man bei tieferem Eindringen in seinen Gedankeninhalt und bei genauerer Durchmusterung seiner Gestalt sich das wesentlich moderne, zum Antiken sogar im Gegensatz stehende Gepräge zwar nicht des stoffartigen Theils der Tragödie, der Gesinnungen, der Charaktere und der Handlungen (diesen nämlich würde man, wie es uns wenigstens scheint, mit Unrecht die Möglichkeit absprechen, auch auf ächt hellenischem Geistesboden erwachsen zu sein oder in wirklich antikem Gewande aufzutreten), wohl aber, neben dem rein Formalen des sprachlichen und metrischen Ausdrucks und der scenischen Darstellung, auch der so zu sagen innerlichen oder geistigen Form, der dem Dichter als solchen angehörigen Anschauungsweise und Gedankenbildung nicht verheelen können: so kam man doch nicht dazu, diese Betrachtung selbst in den Gesichtspunct zu stellen, der für sie der richtige und einzig fruchtbringende ist. Man blieb im Ganzen dabei, diese moderne Haltung nur als einen durch die Forderungen und die Einflüsse der Zeit unvermeidlich herbeigebrachten Ueberwurf anzusehen; man ging davon aus, als habe es Goethe *im Grunde* darauf abgesehen gehabt, eine der Form eben so wie dem Geiste nach antike Tragödie zu geben, er habe nur aus verständiger Nachgiebigkeit gegen den veränderten Geist der Zeit,

theilweise vielleicht auch durch unbewufste Leitung des Genius, auf die strenge Beibehaltung der antiken Formen und auch der antiken Anschauungsweise verzichtet, und so, statt eines nur gelehrten Kunstwerkes, ein Werk geschaffen, an welchem auch die moderne Denk- und Sinnesart, ohne den ihr eigenthümlichen Standpunct zu verlassen, sich erfreuen könne. So behielt denn in den Augen eines grofsen Theils auch noch der gegenwärtigen Bewunderer des unsterblichen Dichters das Werk seine isolirte Stellung in der Reihe seiner übrigen Dichtungen, welche wir, weit entfernt, dafs auch sie nur die willkührlichen Erzeugnisse eines äufserlichen Kunststrebens sein sollten, durch die eigenen Winke des Dichters vielmehr als die geistigen Früchte seines persönlichen Lebensganges, als die durch den Drang des Genius mit innerer Nothwendigkeit hervorgerufenen Abspiegelungen eines selbst durchlebten, in Gemüth und Seele früher noch als im Geist und im Bewufstsein verarbeiteten Gehalts erkennen und betrachten lernen.

Mufs es nun nach diesem allem als eine zur Zeit, so viel auch bereits von so mancher Seite her zum Verständnisse des grofsen Dichters gethan worden ist, noch ungelöste Aufgabe betrachtet werden, dem Schauspiel Iphigenie, durch nähere Erkenntnifs der Motive, aus denen es im Geiste des Dichters hervorging, seine wahre Stelle in dem Ganzen von Goethes Dichterleben und dichterischen Schöpfungen anzuweisen: so konnte zur Lösung dieser Aufgabe unstreitig kein Beitrag von höherer Wichtigkeit gegeben werden, als derjenige, welcher uns in der hier vor uns liegenden Schrift geboten wird. Es enthält nämlich diese Schrift nichts anders, als eine Iphigenie vor der Iphigenie; die Gestalt, worin Goethe diese Tragödie mehrere Jahre vor der erneuerten Bearbeitung, welche ihr zugleich die innere, künstlerische Vollendung, und die äufsere Verbreitung als Druckwerk gab, handschriftlich aufgesetzt und seinen Freunden sowohl in mündlichem Vortrag, als auch in abschriftlicher Vervielfältigung *) mitgetheilt hatte. Das Manuscript, aus welchem Hr. Dr. Stahr diesen Abdruck besorgt hat, fand sich in der Grofsherzoglichen Bibliothek zu Oldenburg, wohin es wahrscheinlich mit der Bibliothek des zu Hannover 1791 verstorbenen Hofraths G. Fr. Brandes gekommen war; von einer ähnlichen Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Gotha hatten wir schon früher durch die Mittheilungen des Hrn. Hofrath Jacobs Kenntnifs erhalten. Eine einleitende Abhandlung des Herausgebers belehrt uns nicht nur über die nähern Umstände dieser Veröffentlichung, sondern sie stellt auch, wiewohl nicht ganz vollständig, die Notizen zusammen, die sich bei Goethe selbst in den Briefen aus Italien und anderwärts, über diese frühere Bearbeitung und ihr Verhältnifs zu der spätern vorfinden; aus ihnen geht hervor, dafs schon im Jahre 1779 das Drama in dieser seiner ersten Gestalt vorhanden gewesen sein mufs. Die Bearbeitung selbst ist in Prosa, oder vielmehr in einem zwanglosen, jedoch dem fünffüfsigen Jambus der späteren Ausgabe sich auffallend annähernden Metrum (ungefähr wie das, seiner Entstehung nach ziemlich gleichzeitige Fragment des Trauerspiels Elpenor) abgefafst. Die Aufeinanderfolge der Acte und Scenen ist, mit Ausnahme einer geringen Abweichung am Schlusse, genau dieselbe, und auch der Gedankengang im Einzelnen schon dergestalt ausgebildet, dafs die Uebereinstimmung immer als die Regel, die Abweichung als Ausnahme erscheint. Kurz, das Werk hat in dieser ersten Bearbeitung, obgleich, nach des Dichters eigener Bemerkung, ein etwas skizzenhaftes, doch keineswegs ein solches Ansehen, wodurch es als eine mit der ausdrücklichen Absicht späterer Ausführung entworfene Skizze bezeichnet würde. Es ist ein

*) Der Herausgeber äufsert (S. 8.) die Vermuthung, dafs die Abschriften ohne Vorwissen des Dichters genommen worden seien. Hierbei scheinen jedoch die Erwähnungen unberücksichtigt geblieben zu sein, die von der Iphigenie in den Briefen Goethes an Lavater (herausg. von H. Hirzel, Leipz. 1833) aus den Jahren 1780 und 1781 vorkommen. Dafs Lavater dieses Werk in seiner frühsten Gestalt gelesen hatte — in welchem Exemplar, sieht man nicht, da S. 113. Goethe sich darüber zu wundern scheint, dafs L. ein eignes besitze — geht aus S. 93. hervor, wo G. in sehr charakteristischen Aeufserungen seine Freude bezeugt über die günstige Aufnahme, die es bei dem Freunde gefunden. Nur auf eine Zeitlang erklärt er sich einer weiteren Vervielfältigung durch Abschriften abgeneigt, in folgenden Worten, die der Hr. Herausgeber, da sie für die Geschichte des Werkes von wesentlichem Interesse sind, nicht hätte unerwähnt lassen sollen (S. 108.): „Meine Iphigenie mag ich nicht gern, wie sie jetzo ist, mehrmals abschreiben lassen und unter die Leute geben, weil ich beschäftigt bin, ihr noch mehr Harmonie im Stil zu verschaffen, und also hier und da dran ändere. Sei so gut und sag das denenjenigen zur Entschuldigung, die eine Abschrift davon verlangten. Ich habe es schon öfters abgeschlagen." Später jedoch erklärt er sich (S. 139.) nach vorhergegangener, wiewohl nur flüchtiger, Revision, zur Verabfolgung der begehrten Abschrift ausdrücklich bereit.

in sich bestehendes Ganze schon hier; nicht jeder Hörer wird beim Anhören einer Vorlesung desselben (denn hauptsächlich zu diesem Gebrauch scheint der Dichter es bestimmt zu haben) den Mangel der Ausführung empfunden, oder wenn er ihn empfand, sich Rechenschaft darüber gegeben haben; wiewohl es uns jetzt sehr natürlich vorkommt, nicht nur dafs Goethe selbst zu einer nochmaligen Ueberarbeitung, die zwar anfangs wenigstens nicht in der Weise, wie sie später erfolgt ist, in seiner Absicht gelegen haben kann, den Trieb empfand, sondern auch, dafs er von sinnigen Freunden, wie Herder, dazu angespornt ward. Es enthält den Gedankeninhalt des spätern vollendeten Werkes schon vollständig ausgesprochen; die spätere Bearbeitung erscheint zunächst nur als eine Umschmelzung der Form; sie kann ihm gegenüber im Ganzen nicht als eine Erweiterung gelten, sondern wenn in ihr hin und wieder im Einzelnen ein Gedanke weiter ausgesponnen ist, so ist dies allenthalben nur in Folge jener Umschmelzung geschehen, weil und insofern die Form und die durch die Form herbeigeführte künstlerische Haltung des Ganzen einen solchergestalt erweiterten Ausdruck zu verlangen schien.

Bei dieser Beschaffenheit des Verhältnisses beider Bearbeitungen wird das Interesse ihrer vergleichenden Zusammenstellung zunächst allerdings ein mehr nur die künstlerische Technik betreffendes sein. Es gilt, in das Besonderste und Einzelste des sprachlichen Ausdrucks und der Gedankengliederung einzugehen und hier den liebevollen Fleifs und die gewandte Kunst, den sinnigen Tact und die gründliche Einsicht, welche der Dichter in dem Umgufs und der Vollendung seines Werkes bethätigt hat, zu bewundern. Auch dieser Seite der Betrachtung hat bereits der Herausgeber sich unterzogen, er hat in der schon erwähnten Einleitung mit Scharfsinn und sicherem poetischen Gefühl eine Reihe von Stellen ausgehoben, in welchen der Gegensatz beider Bearbeitungen charakteristisch hervortritt. Wir bekennen, dafs er uns in diesem Geschäfte genügt hat, und dafs, wenn er jene einleitenden Bemerkungen mit der Hoffnung schliefst, „dafs vielleicht, durch sie angeregt, ein anderer Leser tiefer, erschöpfender und fruchtbarer denselben Gegenstand behandeln werde," wir wenigstens unsererseits, diese Hoffnung zu erfüllen, keinen Anspruch machen. Wohl aber finden wir, dafs in dem Erscheinen des herrlichen Werkes in dieser seiner ersten Gestalt für den sinnigen Leser die Aufforderung liegt, nicht bei solcher äufserlichen, an das Einzelne sich haltenden Vergleichung, wenn diese auch nothwendig das erste ist, stehen zu bleiben, sondern zu dem Versuche fortzugehen, aus ihr, was in umfassenderem Sinne erst durch sie möglich geworden ist, in der bereits von uns angedeuteten Weise die Entstehungsgeschichte des Werkes zu begreifen. Wir wagen es, hier mit einem Versuche dieser Art hervorzutreten; wobei wir jedoch auf ähnliche Weise, wie dort der Herausgeber, den Wunsch auszusprechen nicht umhin können, dafs einsichtsvolle, mit den Werken und dem Bildungsgange des grofsen Dichters vertraute Leser in diesem unserm Versuche nur die Veranlassung finden möchten, dem Problem, was wir uns hier gesetzt haben, weiter nachzugehen und zu seiner immer vielseitigern und immer vollständigern Lösung beizutragen.

Das erste, was bei dieser Betrachtung uns entgegentritt, ist, dafs durch die Auffindung dieser älteren Gestalt der Iphigenie der Uebergang zu dieser classischen Dichtung von der früheren Dichtungsweise Goethe's zu einem stetigen wird. Dieser Uebergang konnte zuvor als ein gewaltsames Abbrechen von dem Früheren, als ein aus dem Stegreif beschlossener Anfang einer neuen Weise des dichterischen Gestaltens wohl nicht allein darum erscheinen, weil Iphigenie das erste Werk von gröfserem Umfang ist, welches der Dichter dem strengen Gesetz eines gebundenen Metrums unterworfen hat. Der eigentliche Grund dieses Scheins liegt vielmehr darin, dafs diese Tragödie durch die Beschaffenheit ihres Inhalts eben so sehr, wie auch durch die übrigen Seiten ihrer künstlerischen Behandlung die Meinung erweckte, als sei die Wahl des Inhalts hier eine Folge der Absicht, überhaupt einmal eine Tragödie in reiner, den Formen des classischen Alterthums möglichst nahe kommender Form zu dichten, und nicht umgekehrt, die Aufnahme dieser reineren Form herbeigeführt durch das Gefühl, wie dieser Inhalt eine solche Form verlange und nur in ihr die seinem Wesen angemessene Gestalt erreichen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt, herausgegeben von Dr. Adolf Stahr.

(Fortsetzung.)

Freilich hätte diese Meinung schon als widerlegt durch die Nachrichten gelten müssen, welche sich bei Goethe selbst über die Art und Weise, wie Iphigenie entstanden war, und über die frühere Gestalt dieses Schauspiels vorfinden. Allein es scheint, als seien diese Notizen von den Meisten bisher ziemlich unbeachtet geblieben; jedenfalls haben sie sich nicht kräftig genug erwiesen, das ebengedachte Vorurtheil aus dem Wege zu räumen, und ihm gegenüber eine angemessenere Betrachtungsweise des edlen Dichterwerkes einzuleiten. So meinen wir denn, dafs es von wesentlicher Wichtigkeit ist, wenn man es nunmehr, durch die Vorlage jener früheren Bearbeitung selbst, zur klaren Anschauung gebracht finden wird, wie der Dichter auch in diesem Werke, wie in allen seinen übrigen, den Weg von dem Inhalt aus zu der Form, nicht den umgekehrten von der Form als einer zuvor gegebenen oder von ihm um ihrer selbst willen angestrebten zu dem Inhalte und dem Gegenstande der Dichtung gegangen ist. Wie im Götz, im Werther, im Faust, im Egmont, Tasso, Meister, kurz in allen seinen gröfseren Werken, die vor der Vollendung der Iphigenie entweder ausgeführt, oder wenigstens entworfen sind, so ist auch in der Iphigenie selbst Goethe früher von der Macht des Stoffes ergriffen worden, er hat früher diesen Stoff innerlich im Geiste eine Gestalt gewinnen lassen, ehe er noch dafür auch die äufserliche Form in Bereitschaft hatte, die er nachher für die ihm einzig angemessene hat erkennen müssen. Die classische Form dieser Tragödie erweist sich hiernach als die Frucht einer von Innen heraus, durch die organische Kraft und den Bildungstrieb des poetischen Inhaltes gewonnenen Steigerung der künstlerischen Schöpferthätigkeit des Dichters, statt dafs man sie ehemals für das Ergebnifs einer äufserlichen Reflexion über die Forderungen poetischer Kunst gehalten hatte. Sie erweist sich als der Silberblick der Reife für das gesammte Streben, Ringen und Arbeiten dieses hohen Dichtergeistes, über welches wir bisher, selbst von einsichtsvollen Beobachtern, nicht selten die Meinung haben vernehmen müssen, als sei dasselbe von Haus aus eigentlich einem andern Ziele zugewandt gewesen, und nur durch Zufall oder Willkühr des Dichters nach dieser Richtung hinübergeführt worden.

Um näher und bestimmter noch den Gebrauch zu bezeichnen, der unsers Erachtens von dieser in prosaischem Gewand erscheinenden Iphigenie für das Verständnifs dieser Dichtung insbesondere und des Dichters überhaupt zu machen steht, glauben wir an eine Aeufserung erinnern zu dürfen, welche Goethe, zunächst auf Anlafs Shakespeare's und der Wielandschen und Eschenburgischen Uebersetzungen dieses Dichters, über prosaische Uebertragungen fremder Dichterwerke gethan hat. Anerkennend auch dort, eben so wie anderwärts, die Bedeutung des Rhythmus und des Reimes, als wodurch „Poesie erst zur Poesie werde," meint er doch (Werke letzter Hand, Bd. 26, S. 73), dafs „das eigentlich tief und gründlich Wirksame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde dasjenige sei, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prose übersetzt wird." Er bezeichnet dieses Uebrigbleibende auch als „den reinen vollkommenen Gehalt, den uns ein blendendes Aeufsere oft, wenn er fehlt, vorzuspiegeln weifs, und wenn er gegenwärtig ist, verdeckt;" er hält, um dem leeren Ergötzen der Knaben am Schall der Worte, am Fall der Sylben vorzubeugen, „zum Anfang jugendlicher Bildung prosaische Uebersetzungen für vortheilhafter als die poetischen," und giebt, unter Erinnerung an den grofsen und höchst erspriefslichen Erfolg der Lutherischen Bibelübersetzung, den Pädagogen unserer Zeit zu bedenken, ob nicht „zunächst eine, der Stufe, auf der sich die deutsche Literatur gegenwärtig befindet, würdige, prosaische Uebersetzung des Homer zu unternehmen sei." — Auf ähnliche Weise könnte man fragen, ob nicht für das ächte, innige Verständnifs, das ästhetische sowohl als das sittliche, dieser herrlichen Dichtung, und für den aus diesem Verständnifs zu hoffenden Gewinn für die edlere Bildung überhaupt, es sich als förderlich erweisen wird, wenn man künftig insbesondere heranwachsenden Jünglingen und Jungfrauen früher diese unvollendete Gestalt der Iphigenie, als die spätere vollendete in die Hände giebt, und sie die eigenthümlichen Reize der letzteren erst nachdem sie den von diesen Reizen noch entblöfsten Gehalt des Werkes sich aus jener möglichst vollständig angeeignet haben, als bedingt durch diesen Gehalt, nicht als etwas auch für sich bestehendes, erkennen und empfinden lehrt. Doch ist es nicht diese pädagogische Rücksicht, um die es uns hier, obgleich wir auch sie

keineswegs für unerheblich achten, vornehmlich zu thun war. Wir wollten vielmehr, indem wir an jenen Ausspruch des Dichters erinnerten, aufmerksam darauf machen, wie auch in Bezug auf den Schöpfer einer Dichtung von ächtem Gehalt das geistige Verhältnifs desselben zu diesem Gehalt, der persönliche Antheil so zu sagen, den er an dem Gehalte genommen und der ihn zu der Dichtung begeistert hat, sich reiner und deutlicher wird an demjenigen anschaulich machen lassen, was von der Dichtung übrig bleibt, wenn sie in Prosa übersetzt wird, zumal wenn, wie hier, solche Uebersetzung nicht als das Werk äufserlicher Willkühr, sondern als das eigene Werk des Dichters bei der Conception seiner Dichtung uns entgegentritt. Wie dieser auch in der ihrer vollkommen ausgebildeten Form entkleideten Gestalt zurückbleibende Gehalt von Goethe als das eigentlich tief und gründlich Wirksame, als das wahrhaft Ausbildende und Fördernde bezeichnet wird, so ist es gewifs nicht minder im Sinne des grofsen Dichters gesprochen, wenn wir ihn auch für das zu der Persönlichkeit des Dichters in der nächsten Beziehung Stehende, von der schöpferischen Urkraft, aus welcher die Dichtung stammt, das unmittelbarste und ursprünglichste Zeugnifs Gebende zu erklären wagen. Wir können nämlich mit der vorhin angeführten Aeufserung gar wohl noch eine andere verbinden, die sich ziemlich nahe bei jener in demselben Bande der Selbstbiographie unsers Dichters findet (ebendas. S. 101): wie sich „schon früh in ihm die Grundmeinung festgesetzt hatte: bei allem, was uns überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche;" während dagegen „Sprache, Dialekt, Eigenthümlichkeit, Styl und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werkes anzusehen sei: dieser aber, zwar nah genug dem Inneren verwandt, sei jedoch der Verschlimmerung, dem Verderbnifs" — wir dürfen hinzufügen, denn auch dies liegt unstreitig in dem Sinne jener Bemerkung, dem Mifsverständnifs, welches den Buchstaben für den Geist, den Schein für das Wesen nimmt — „ausgesetzt."

Gehen wir nun bei der, durch das Erscheinen des Vorliegenden neu angeregten Betrachtung unserer Iphigenie von der gewifs wohlbegründeten Voraussetzung aus, dafs der geistige Kern, den wir in verwandten Fällen Goethe selbst mit so deutlichem Bewufstsein von der Kunstform als solcher zwar nicht scheiden, aber doch unterscheiden sehen, dafs, sagen wir, dieser Kern bereits in der älteren Gestalt des Werkes vollständig enthalten sein und, in gewissem Sinne unmittelbarer sogar, als in der späteren Ueberarbeitung, zu Tage liegen mufs: so wird unsere Aufmerksamkeit mit einem Nachdruck, wie bisher noch nie, auf den Stoff, auf die Fabel des Schauspiels hinübergelenkt. Es wird ihr das Problem zu lösen aufgegeben, auf welchem Wege Goethe zu diesem Stoffe hingeführt, und welches die Bedeutung gewesen sein möge, die für ihn derselbe gewonnen hatte, so dafs er sich bewogen fand, ihm eine Behandlung zu widmen, von der man doch nicht sagen kann, dafs die Aufforderung oder die Nothwendigkeit zu ihr schon in ihm, dem Stoffe als solchem, abgesehen von der Persönlichkeit des Dichters, gelegen habe. In Betreff seiner früheren Werke hat uns Goethe selbst, so weit die Mittheilungen aus seiner Lebensgeschichte reichen, die gediegensten Aufschlüsse über sein Verhältnifs zum Stoff und gegenständlichen Inhalt derselben gegeben; betreffend einige der späteren können wir solche durch Zusammenstellung anderweit bekannter Nachrichten mit den Dichtungen selbst, wie sie vorliegen, mit Leichtigkeit gewinnen. Fast allenthalben finden wir, sowohl in dem ersten, als in dem letztern Falle, einen nahen persönlichen Bezug des Dichters auf den Gegenstand der Dichtung, wir finden, dafs es in irgend einer Weise, sei es in unmittelbarer, oder symbolisch-verhüllter Darstellung, Selbsterlebtes, im eigenen persönlichen Lebensgange Geschautes oder Erfahrenes ist, was er dichterisch zu gestalten sich getrieben fand. Iphigenie scheint auf den ersten Anblick eine Ausnahme zu machen; man entdeckt nicht sogleich, welchen Antheil der Dichter an einem ihm selbst und der Welt, in der sich seine bisherigen Dichtungen bewegten, so fern liegenden Gegenstand habe nehmen können, wenn es nicht eben der Antheil nicht des Menschen, sondern des Dichters, des Künstlers als solchen war. Nichts schien daher natürlicher, als, wie es bisher fast alle Kritiker thaten, von der Voraussetzung auszugehen, Goethe habe diesen Stoff nur darum gewählt, um mit den tragischen Dichtern der Griechen auf dem eigenen Gebiet ihrer Darstellungen einen Wettkampf aufzunehmen. Es schien, sagen wir, nichts natürlicher, so lange nicht durch den Anblick dieser ersten Bearbeitung die Erwägung nahe gelegt war, wie wenig das Drama in dieser Gestalt noch mit den Dramen der Griechen gemein hat, und wie dieses Wenige, — die gröfsere Einfachheit des Ganges der Handlung und die Beschränkung auf die so genannten Einheiten der Zeit und des Ortes, — kaum von der Art ist, dafs es als ein von dem Dichter ausdrücklich Bezwecktes und geflissentlich Angestrebtes erscheinen könnte. Dies bedenkend, können wir nicht anders als, für unsere Aufgabe zu achten, dasjenige, was zu finden die Meisten wohl von vorn herein verzweifeln werden, dennoch aufzusuchen: den nähern Bezug des Gegenstandes dieser Tragödie auf das innere Geistes- und Gemüthsleben des Dichters, und in diesem Bezuge das Moment, wodurch sich diese Dichtung dem grofsen Ganzen von Goethe's Dichterleben und Dichterwerken organisch einverleibt.

Welchen Weg wir nun bei diesem Unternehmen einzuschlagen haben werden: darüber glauben wir einen Wink in einer Stelle der Selbstbiographie unsers Dichters gefunden zu haben, welche überhaupt für die Einsicht in das innere Getriebe des Goethe'schen Dichterlebens in seiner ersten Periode zu den bedeutendsten gehört. Wir meinen die Stelle (a. a. O. S. 312 ff.), wo er von seiner jugendlichen Beschäftigung mit der Titanenfabel der alten Mythologie, mit den Gestalten ei-

nos Prometheus, Jxion, Sisyphus, Tantalus spricht. Bekanntlich ist uns ein Denkmal dieser Beschäftigung in dem dramatischen Fragmente Prometheus geblieben, welches der Dichter wenige Jahre vor seinem Abscheiden vollständig dem drei und dreifsigsten Bande seiner Werke einverleibt hat, nachdem lange Zeit hindurch davon nichts als nur ein einzelner Monolog in Form eines lyrischen Gedichts ins Publicum gekommen war, der übrigens zu seiner Zeit bedeutendes und sogar folgenreiches Aufsehen verursacht hatte. Wer diese Dichtung aufmerksam durchliest, der wird es, auch bei williger Anerkennung ihrer unläugbaren Schönheiten, sehr begreiflich finden, wie dieselbe hat ein Bruchstück bleiben müssen, und auch Goethe selbst scheint diese Nothwendigkeit anzuerkennen, wenn er von Rom aus in einem Briefe an seine Freunde bemerkt (Werke Bd. 29, S. 216), dafs „seine titanischen Ideen nur Luftgestalten waren, die einer ernsteren Epoche vorspukten". Dennoch enthält jenes Bruchstück noch die einzige Seite der Titanensage, welche dem Dichter, nach seinem eigenen Geständnisse, zur unmittelbaren Darstellung zugänglich war. Nur „jenes friedliche, plastische, allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkennt, aber sich ihr gleich stellen möchte, ziemte sich ihm, darzustellen," (Bd. 26, S. 316) aber nicht „den titanisch-gigantischen, himmelstürmenden Sinn" anderer vorolympischer oder den Olympiern entgegenstrebender Gottheiten und Halbgötter. Dabei blieb jedoch der Sinn des Dichters mit gleichem Interesse auch jenen Wesen zugewandt, welche „in die Gesellschaft der Götter aufgenommen, sich nicht untergeordnet genug betragen, als übermüthige Gäste ihres wirthlichen Gönners Zorn verdient und sich eine traurige Verbannung zugezogen hatten." Konnten diese ihn, der eigenthümlichen Anlage seiner Dichtungsart zufolge, ungeachtet ihres schon von den Alten als wahrhaft tragisch anerkannten Schicksals, zu keiner selbstständigen Schöpfung anregen, so wurden sie dagegen, wie gleichfalls dort noch der Dichter ausdrücklich bemerkt, „als Glieder einer ungeheuren Opposition der Hintergrund seiner Jphigenie," und ihnen bekennt er „wohl einen Theil der Wirkung schuldig zu sein, welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte." Niemand wird verkennen, wie mit diesen Worten auf einen stetigen Zusammenhang hingewiesen wird, der zwischen der früheren phantastischen Beschäftigung mit jenen Titanengestalten, und der Grundlage, auf welcher der Dichter später die Fabel der Jphigenie aufbaute, obwaltet. Es ist wohl nicht zu kühn, zu schliefsen, dafs dieser Zusammenhang kein zufälliger, kein durch äufserliches Zusammentreffen angeknüpfter sein wird; dafs vielmehr eben das weitere Verfolgen und geistige Ausspinnen des Tytanenmythus es gewesen ist, welches den Dichter im Laufe der Zeit auf den mythischen Gegenstand des hier uns vorliegenden Schauspiels hinführte.

Hiermit wäre jedoch die Frage, die wir uns zur Beantwortung vorgelegt, nur noch unvollständig beantwortet. Es wäre zwar der Zusammenhang des gegenständlichen Inhalts unserer Tragödie mit einem früheren poetischen Gedankenkreise unsers Dichters nachgewiesen, aber keineswegs noch wäre die innere Nothwendigkeit dieses Zusammenhanges, wäre der Beweggrund, welcher den Dichter gerade diesen Gedankenkreis festhalten und in der Weise, wie wir es in dieser Tragödie geschehen sehen, fortspinnen liefs, zugleich mit zum Bewufstsein gebracht; wenn nicht glücklicherweise die nämliche Quelle, der wir jenen Wink verdanken, uns auch über die weitern und tiefern Bezüge dieses Inhalts auf das Geistesleben des Dichters theils unmittelbare Aufschlüsse, theils Anlässe und Fingerzeige zur weiteren Nachforschung gäbe. Die mythologische Figur des Prometheus, jenes Titaniden, der „abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte aus eine Welt bevölkert," war, so erfahren wir daselbst, nur „ein Bild, in welches sich ihm die Vorstellung seiner eigenen productiven Naturgabe und seines ganzen gern von ihm in Gedanken auf diese Gabe gegründeten Daseins verwandelt hatte." Ihm war, schon bei der ersten jugendlichen Uebung dieser Naturgabe, die Erfahrung geworden, wie „das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, denjenigen am schwersten aufliegt, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln." Er hatte in den hülfsbedürftigsten Momenten sich auf sich, auf die ihm eingeborene aber durch keinen Rath noch Hülfe von aufsen unterstützte, dichterische Schöpferkraft zurückgewiesen gefunden, und zu bemerken geglaubt, „es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, dafs sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick erwiedern kann." Genöthigt, bei seinem Streben und Arbeiten, bei den Aeufserungen der ihm eigenthümlichsten Kraft die Einsamkeit zu suchen und die Hülfe der Menschen abzulehnen, hatte er „nach Prometheischer Weise, sich auch von den Göttern abgesondert, um so natürlicher, als bei seinem Charakter und seiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstiefs." War nun durch diese Stimmung zunächst zwar „die Fabel des Prometheus in ihm lebendig geworden," und hatte er, die Herbigkeit des alten Mythus mildernd und dem Prometheus, zum Pfande seines, des feindseligen Trotzes ungeachtet nicht zerrissenen, Zusammenhangs mit der Götterwelt, die Pallas Athene beigesellend, „sich das alte Titanengewand nach seinem Wuchse zugeschnitten:" so mufste er doch an dem begonnenen Werke selbst die Erfahrung machen, dafs diese Idee sich künstlerisch nicht durchführen liefs; unstreitig aus keinem andern Grunde, als weil sie in sich selbst der wahrhaften, sittlich-religiösen Haltung entbehrte und für das Gemüth des Dichters nur ein Durchgangspunct, aber nicht das Princip einer bleibenden Welt- und Lebensansicht war. Um so unabweislicher mochte sich seinem Sinne schon zu jener Zeit die tragische Seite des Titanenmythus aufdringen, der gewaltige Rifs, welcher durch das Widerstreben der Titanen zwischen die Götter- und die Menschenwelt getreten war, und die Fruchtlosigkeit jenes himmelstürmenden Ringens; wenn auch der jugendliche Dichtertrotz sich damals noch auf die

Seite jener Götterfeinde zu stellen, ihren Zustand zu bemitleiden und sie, wie in jenem wilden Liede der Parzen, welches er später als eine grause, gern unterdrückte Erinnerung seiner Iphigenie in den Mund legt, als das Opfer einer ungerechten und grausamen Uebermacht zu betrachten liebte.

Erweist sich uns nun solchergestalt jene frühe, phantastisch-poetische Beschäftigung mit dem Gestaltenkreise, welcher den Hintergrund der Iphigenie, und wahrscheinlich nicht nur ihren Hintergrund, sondern, wie vorhin gezeigt, auch den Entstehungsgrund dieser Tragödie bildet, erweist sich uns diese Beschäftigung nach allen Seiten hin als eine keineswegs zufällige, sondern nach der inwohnenden Nothwendigkeit, nach dem organischen Gesetz des dichterischen Schöpfergeistes erfolgte Versinnbildlichung eigenthümlicher Stimmungen und Seelenzustände des Dichters, gehalt- und bedeutungsvoller Durchgangsstufen seines sittlichen und künstlerischen Selbstbewufstseins: so wird kein einsichtiger Betrachter darüber im Zweifel bleiben, dafs auch die poetische Uebertragung jener düsteren Gestalten in das heitere Bereich unserer Iphigenie nach demselben Gesetz, mit demselben fortdauernden Bezug auf Selbsterlebtes, als dichterischer Ausdruck dieses Erlebten erfolgt sein wird. — Es ist bei dieser Uebertragung nicht anders zugegangen, als es, der Ansicht zufolge, die wir für die einzig richtige des hellenischen Göttermythus halten, in dem geschichtlichen Gestaltungsprocesse jener Mythen zuging, beim Hineinbilden des titanischen Götterkreises in das Weltall, dessen Thron bereits die Olympier eingenommen hatten. Dort nämlich können wir nicht umhin, unter gewissen Einschränkungen Denen beizupflichten, welche behaupten, dafs wirklich in Griechenland eine Zeit der Titanenherrschaft, der Verehrung titanischer Gottheiten, der Herrschaft der olympischen Götter vorausgegangen ist, und sich in dem Mythus von jener Folge der Göttergeschlechter, von dem Sturze des ältern Geschlechts durch ein jüngeres ausgeprägt hat. Nur dafs man diese Aufeinanderfolge nicht zu äufserlich fasse, nicht meine, dafs genau diese bestimmten einzelnen Gestalten, die uns in dem Mythus von dem Sturze der Titanen begegnen, unter gewissen Stämmen oder in gewissen Ortschaften Griechenlands Gegenstand eines schon feststehenden, ausgebildeten Götterdienstes gewesen und durch die Gottheiten anderer, jenen obsiegender Völkerschaften verdrängt worden seien. Ihre bestimmte mythische Gestalt hat vielmehr die Gruppe der titanischen Götter, nach langer Gährung des noch gestaltlosen, aber nach Gestalten ringenden Volksbewufstseins, ohne Zweifel erst im ausdrücklichen Gegensatze gegen die olympischen gewonnen, als in der volksthümlichen Phantasie bereits die letzteren den Sieg errungen hatten. Sie waren für diese Phantasie nur der trübe Niederschlag jenes der wirklichen Gestaltenbildung vorangehenden Gährungsprocesses, dessen Erinnerung sich aus dem Volksbewufstsein niemals ganz verdrängen liefs. Auf ganz entsprechende Weise sehen wir bei unserm Dichter die titanischen Phantasien seiner jugendlichen Periode zur festen dichterischen Gestaltung erst in einem Werke kommen, welches aus einer Stimmung herausgedichtet ist, für die jene Phantasien, oder vielmehr für die jene Zustände, welche den Phantasien ihr Dasein gaben, ein Vergangenes und Ueberwundenes sind. Die Welt, in welcher Iphigenie spielt, verhält sich zu der Welt jener jugendlichen Phantasien genau eben so, wie in der griechischen Mythologie das Reich der olympischen zu dem gestürzten Reiche der titanischen Gottheiten; und auch hier, im Geiste des einzelnen Dichters, eben so wie dort im Geiste eines grofsen Volkes, ist dieses Verhältnifs nicht ein blos äufserliches, zufälliges, sondern ein im mythischen Bewufstsein abgespiegeltes Ereignifs des wahrsten, tiefsten und innersten Seelenlebens. So gewifs eine so tief im Gemüth, in gegenwärtigen, unmittelbar erlebten Zuständen begründete Sinnesweise, wie jene war, welche sich, dem eigenen Geständnisse des Dichters zufolge, in den poetischen Bildern aus der Titanenwelt abgespiegelt hatte, so gewifs diese nicht durch ein Nichts, durch einen willkührlichen Entschlufs oder eine im zufälligen Spiel ergriffene Beschäftigung aus der Seele des Dichters verdrängt werden konnte: so gewifs gibt die Umwandlung jener Bilder zur Fabel der Iphigenie von einer ähnlichen Umwandlung Zeugnifs, welche, jenen bildlichen entsprechend, in dem sittlichen, intellectuellen und religiösen, kurz in dem innersten und eigensten Geistes- und Seelenleben des Dichters vorgegangen war.

Dies nun ist der Sinn, in welchem, wie Ref. schon anderwärts, wiewohl nur in flüchtiger und deshalb leicht mifsverstandener Andeutung darauf hinzuweisen Gelegenheit nahm, wir allerdings dafür halten, dafs für die Fabel der Goetheschen Iphigenie, um zum vollständigen Verständnifs dieser Dichtung zu gelangen, eine Art von *symbolischer* Geltung oder Bedeutung in Anspruch zu nehmen ist. Es versteht sich, dafs hiermit nicht gesagt sein soll, der Dichter habe in den Gestalten seiner Dichtung statt wirklicher Menschen nur allegorische Figuren hingestellt, und sie als solche, in der Absicht, einen allgemeinen Begriff damit auszudrücken, herausstaffirt. Von solch kahler und nüchterner Verstandesarbeit, die freilich mit der innigen Lebendigkeit des Inhalts unserer Dichtung in dem schreiendsten Widerspruch stehen würde, ist diejenige Symbolik, die wir hier meinen, um ganze Himmelsweiten verschieden. Durch sie wird keineswegs ausgeschlossen, dafs nicht die Personen des Gedichts in dem Gedichte selbst ganz und ungetheilt für das gelten, wofür sie sich unmittelbar geben, und eben so auch die Handlung für eine, *diese* Personen, die wir unmittelbar in sie verwickelt sehen, betreffende und in ihnen, auch ohne irgend eine anderweit hinzugedachte Beziehung, sich vollständig abschliessende. Allein warum sollte es dieser inneren Geschlossenheit der dramatischen Handlung, dieser urkräftigen Lebendigkeit der Charaktere Eintrag thun, wenn der tiefer sinnende Zuschauer oder Leser sich durch sie veranlafst fände, seine Blicke auch noch über das ihm unmittelbar oder sinnlich Vorgeführte hinauszurichten?

(Der Beschlufs folgt.)

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

März 1839.

Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt, herausgegeben von Dr. Adolf Stahr.

(Schlufs).

Hinauszurichten nicht etwa in die leere und unbestimmte Weite, um auf gut Glück dort Gestalten oder Beziehungen anzutreffen, welche der Dichter neben dem unmittelbar Gegebenen etwa noch beliebig gemeint haben könnte, sondern in die Tiefe der schöpferischen Idee, in die geheime Werkstatt des dichterischen Schaffens, um dort den verborgenen Grund zu entdecken, weshalb der Dichter gerade diese und keine andern Gestalten, gerade diese und keine andere Handlung gegeben hat? Wenn unser Dichter selbst von den Gebilden Shakespeare's sagt (Werke Bd. 18, S. 310): „diese geheimnifsvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse man von Krystall gebildet hätte, sie zeigen nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen, das sie treibt:" wenn er anderwärts (Eckermanns Gespräche, Bd. 1, S. 231) von „den anscheinenden Geringfügigkeiten" seines Wilhelm Meister bemerkt, dafs ihnen „immer etwas Höheres zum Grunde liege, und es blos darauf ankomme, dafs man Augen, Weltkenntnifs und Uebersicht genug besitze, um im Kleinen das Gröfsere wahrzunehmen; Anderen möge das gezeichnete Leben als Leben genügen:" warum sollte eine gleiche Durchsichtigkeit der äufseren Gestalt, eine gleiche Vielseitigkeit des in die Gestalt hineingelegten Gehaltes nicht auch bei einer Dichtung, wie unsere Iphigenie, vorausgesetzt werden dürfen, von der wir doch gesehen haben, dafs sie auf einem Boden wurzelt, welchem man die symbolische, beziehungsreiche Natur nur dann absprechen könnte, wenn man das klare Wort des Dichters Lügen zu strafen kein Bedenken trüge?

„Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; der Poet aber deutet auf die Stelle hin" — sagt unser Dichter noch an einem andern Orte (Bd. 23, S. 241), und wir glauben nicht zu irren, wenn wir die Iphigenie, nicht in einzelnen Sentenzen und gelegentlichen Anspielungen blos, sondern in ihrer dramatischen Gesammtanlage, für eine solche Hindeutung auf das tiefste und wichtigste aller Geheimnisse halten, welche sein persönlicher Lebenspfad verbarg. Was in der innern Geschichte seines Seelenlebens vorgegangen ist, dafs nach Verlauf eines Lustrums die himmlische Gestalt der Iphigenie und vielleicht unmittelbarer noch die Gestalt des durch Iphigenie geheilten Orestes in entsprechender Weise als Symbol seiner Gemüthslage und seiner sittlichen Zustände gelten konnte, wie zuvor die Gestalten des Prometheus und des Tantalus: darüber hat uns der Dichter zwar nie eine ausdrückliche Rechenschaft geben wollen, aber es ist Grund vorhanden, anzunehmen, dafs, so viel er von dieser bedeutendsten Umwandlung seines Innern mit Worten auszusprechen vermochte, er in die Handlung dieser Tragödie und in die ausgesprochenen Gesinnungen der handelnden Personen niedergelegt hat. — Wir sagen nicht, dafs er geradezu in der Person des Orest sich selbst gemeint und in dem äufseren Schicksal dieses Helden sein eigenes innerliches habe darstellen wollen. Dies könnte einen falschen Sinn geben, nicht minder, wie wenn man Entsprechendes von der Gestalt des Prometheus in dem vorhin erwähnten Bruchstück, und nicht von dieser allein, sondern auch von den Personen des Werther, des Faust, des Tasso, und so mancher andern behaupten wollte, bei denen doch die subjective Beziehung viel deutlicher, als dort bei Orest, vor Augen liegt. Aber was wir mit voller Ueberzeugung behaupten dürfen, ist, dafs sowohl die Darstellung der Leiden des Orest, als auch die der sittlichen Kräfte, durch die Orest geheilt wird, durch und durch von Gedanken und Anschauungen erfüllt ist, welche die Wahrheit, die Kraft und die Tiefe ihres dichterischen Ausdrucks wesentlich dem Umstande verdanken, dafs der Dichter sie aus seiner eigenen sittlichen Lebenserfahrung geschöpft hat. Freilich konnte Goethe weder die ererbte Schuld eines Tantalus und Pelops, eines Atreus und Agamemnon, noch die eigene eines selbstverübten Muttermordes auf seinem Gemüthe lasten fühlen, aber dennoch hat er schwerlich ohne das Bewufstsein, sich, wenn auch auf andere Weise, in gleichem Falle zu befinden, seinem Pylades die Worte in den Mund gelegt: „zu einer schweren That beruft ein Gott den edlen Mann, der viel verbrach, und legt ihm auf, was uns unmöglich scheint zu enden." Die That, zu der Er sich von den Göttern berufen fühlte, war eben die gegenwärtige Dichtung selbst, oder vielmehr es war die Ersteigung der Stufe, welche in dieser Dichtung seine Poesie überhaupt und die gesammte Poesie des deutschen Volkes erstiegen hat. Es war, um näher bei den Bildern unsers Gedichts zu bleiben, die Entsündigung der Poe-

sie von dem Fluche, der bis dahin auf ihr gelastet hatte, den durch verwandte poetische Frevel in seiner eigenen frühern Dichtungsperiode genährt und gesteigert zu haben unser Dichter sich bewufst war. Es war, gerade herausgesagt, nichts anders, als die Befreiung der Poesie von jener vorherrschenden Stimmung trüber Leidenschaftlichkeit und genialen Uebermuthes, welche ehemals jene Bilder aus der Titanenwelt in seinem Geiste hervorgerufen hatte, deren nächtiges Dunkel wir hier der aufgehenden Sonne eines heiteren, so sittlich wie dichterisch verklärten Kunstideales weichen sehen.

Es ist nach allem Vorhergehenden nicht unsere Absicht, die hier versuchte Deutung der Fabel unsers Trauerspiels weiter auszuspinnen und auch für das Einzelne in dieser zwar nicht allegorisch, aber doch symbolisch zu nennenden Weise eine Erklärung zu suchen. Allerdings nämlich würde dieselbe bei weiterem Verfolg nur allzuleicht in ein spielendes Allegorisiren ausarten, vor welchem Vorwurf sich die Kritik bei der Betrachtung gerade von Goethe's Werken um so mehr zu hüten hat, je weniger sie in Abrede zu stellen vermag, dafs der grofse Dichter selbst, zwar noch nicht in dieser frühern, wohl aber in einer spätern Zeit hin und wieder vielleicht der ihm eigenthümlichen Neigung zu einer Vielseitigkeit der symbolischen Beziehungen seiner poetischen Gebilde etwas zu viel nachgegeben hat. In der Iphigenie ist dies, wie gesagt, noch keineswegs der Fall. Hier ist, was von dergleichen Beziehungen wirklich vorkommt, durchaus nur das ungesuchte und so zu sagen naturnothwendige Ergebnifs des Weges, auf welchem Goethe zu dieser Dichtung gelangt ist, und thut der lebendigen Fülle und Ursprünglichkeit ihrer Gestaltung, so wie der Macht und Unmittelbarkeit ihrer Wirkung nicht den mindesten Eintrag. So ist, um nur dies eine noch zu erwähnen, die Hauptfigur des Drama, die jungfräuliche Priesterin Iphigenie, gewifs so weit davon entfernt, als nur je ein dramatischer Charakter von ächtem poetischem Fleisch und Blut gewesen ist, die allegorische Personification eines allgemeinen Begriffs zu sein; aber dennoch, oder vielmehr gerade darum, weil sie dies ist, besitzt sie zugleich jene krystallhelle Durchsichtigkeit, welche uns durch die Oberfläche ihrer sinnlichen Erscheinung hindurch in die schöpferische Idee, die ihr das Dasein gegeben hat, und in die Seelenzustände des Dichters, aus denen diese Idee sich erzeugte, hineinblicken läfst. Die Handlung des Stücks hat in Bezug auf diese Hauptperson eine doppelte Pointe, und von beiden glauben wir behaupten zu dürfen, dafs die Kraft und Schönheit, die wir in der Erfindung dieser inhaltschweren Momente bewundern, aus der Bedeutung stammt, welche der Dichter in sie hineinzulegen durch seine eigene sittliche Lebenserfahrung in Stand gesetzt war. Wir erlauben uns, bei diesen zwei Momenten noch einige Augenblicke zu verweilen, und zwar aus dem Grunde, weil wir durch ihre nähere Beleuchtung den Dichter von einem doppelten Vorwurfe befreien zu können hoffen, welcher vor nicht gar langer Zeit, und zwar von höchlich zu beachtender und zu verehrender Seite her, gegen ihn erhoben worden ist.

Der erste dieser Momente ist die Erkennungsscene zwischen Orest und Iphigenie. In Bezug auf diese hat bekanntlich der ehrwürdige, dem Dichter übrigens wohlgesinnte und befreundete philologische Veteran unserer Tage, Gottfried Hermann, in seiner Vorrede zur taurischen Iphigenia des Euripides die Ansicht aufgestellt, dafs Goethe sich hier gegen seinen griechischen Vorgänger im Nachtheil befinde, indem weder das Benehmen der Iphigenie, als sie den Bruder erkennt, bei ihm ein naturgemäfses sei, noch auch die Gemüthslage des die Schwester zugleich erkennenden und nicht erkennenden, ihrer Gegenwart sich erst dann, als er sie schon längst erkannt hat, zu freuen beginnenden Orest die scenische Wirkung hervorbringe, welche dieser Auftritt des geschwisterlichen Wiederfindens hervorzurufen an sich selbst so geeignet sei. — Wir stellen die Meisterschaft nicht in Abrede, mit welcher Euripides diese Scene, unstreitig eine der gelungensten sämmtlicher uns erhaltener Dramen dieses Dichters, behandelt hat; aber dafs dies zu den, bei den Alten selbst öfter vorkommenden Beispielen gehöre, wo der spätere Dichter etwas minder Gutes ersinnen mufste, weil ihm von dem früheren das Einfachste und Beste vorweggenommen war, können wir uns keineswegs entschliefsen zuzugeben. Vielmehr, wie bei Euripides, bei aller Trefflichkeit der Ausführung, die Scene doch ohne eigentliche tragische Tiefe bleibt und fast (besonders in den Worten des Pylades V. 776—780. der Hermannschen Ausgabe) an die Weise des Lustspiels anstreift: so will es uns scheinen, als habe erst Goethe die Wendung für sie gefunden, wodurch sie, ungeachtet des glücklichen Ausgangs, ganz die Bedeutung, die Würde und die erschütternde Wirkung einer tragischen Peripetie gewinnt. Dafs Iphigenie in dem Momente der Erkennung, statt sich, von der Macht des Augenblicks überwältigt, dem Gefühle hinzugeben, welches sie in die Arme des unvermuthet wiedergewonnenen Bruders reifst, mit einer des erhabensten Kothurnes der antiken Tragödie würdigen Fassung sich an die Götter wendet und ihnen in Worten, die nicht schöner gedacht werden können, ihr von namenloser Wonne erfülltes Gemüth öffnet: dies dünkt uns hinreichend motivirt durch die Besonnenheit, mit welcher wir vom ersten Anfang des Stücks an die priesterliche Jungfrau ihrer dereinstigen Befreiung haben entgegenharren, und durch die ernste, stille, tief sinnende Haltung, welche wir sie unmittelbar zuvor der Erzählung von den Gräueln ihres Hauses haben entgegenstellen sehen. Eben aber für das Tiefe und edel Grofse, was hier auszudrücken war, für diese reine Himmelsfreude eines durch den Augenblick, der ihr das höchste Geschenk der Götter, die Erfüllung des liebsten Wunsches bringt, nicht überwältigten sondern umgekehrt ihn bewältigenden Gemüthes, würde Goethe nimmermehr diesen glücklichen, wunderbar herrlichen Ausdruck haben finden können, wäre seine Seele nicht gerade zu der Zeit, als er die Iphigenie dichtete, von ähnlichen Empfindungen erfüllt gewesen. Ausdrücklich die neu von ihm gewonnene, sittlich veredelte und re-

ligiös verklärte Weltanschauung, welche sich in dieser Tragödie spiegelt, ausdrücklich diese war von ihm, den Irrsalen seines frühern Strebens gegenüber, als solche Erfüllung des edelsten Wunsches, als Befreiung von Knechtschaft unter einer fremden Macht, von barbarischem Seelendruck empfunden worden; und sie ist es, welche er in jenen unvergleichlichen Worten der Iphigenie gefeiert hat, worin sie den Göttern, ihnen, „deren Hand nie die goldnen Himmelsfrüchte unreif bricht," für ihre „gesparten, lang' und weise zubereiteten Geschenke" dankt. Dafs aber den Orestes, als er die Schwester erkennt, sein Uebel „mit allen seinen Klauen noch einmal fafst, und ihm das Mark entsetzlich zusammenschüttelt": durch diese eben so wahre als grofsartige Erfindung hat der Dichter eine Wirkung erreicht, die uns bei unsern modernen Voraussetzungen allein den Ersatz für jene zu geben vermag, welche auf der Bühne des Aeschylus durch das sichtbare Erscheinen der Eumeniden hervorgerufen ward, und über die wir den Verlust jener weicheren Rührung, welche Euripides durch die Erkennungsscene herbeiführt, gar wohl verschmerzen können. Auch diesen glücklichen Wurf scheint uns der Dichter der Beobachtung zu verdanken, die er an sich selbst gemacht haben mochte, wie ein durch Leidenschaft oder verirrtes Streben getrübter Seelenzustand nicht augenblicklich der sittlichen Idee weicht, die ihn beschwichtigen soll, sondern beim ersten Aufgange derselben nur wilder und düsterer hervorbricht, und nur allmählig in beharrlicher Anstrengung, durch sanfte Zusprache vielmehr als durch erbitterten Kampf, bezwungen werden kann.

Wir gehen jetzt zu dem zweiten der vorhin angedeuteten Momente fort, — unstreitig dem prägnantesten des ganzen Drama, wo alle Fäden des kunstreichen Gespinnstes zusammenlaufen: der Scene im fünften Acte, wo Iphigenie, damit ihr Herz „ganz unbefleckt sich geniefsen könne," dem Thoas den Betrug entdeckt, der gegen ihn gesponnen wird, und ihr und der Ihrigen Schicksal in seine Hand legt. Nicht dieser Moment selbst zwar ist der Gegenstand kritischer Angriffe gewesen, wohl aber ein damit zusammenhängender, der uns zu seiner Einleitung und Vorbereitung unentbehrlich scheint. Auf ähnliche Weise nämlich, wie hier die Iphigenie, und auch aus ähnlichem, nur minder tiefliegendem und sittlich bedeutsamen Beweggrunde, sehen wir im dritten Acte den Orestes der Iphigenie gegenüber eine Erzählung Lügen strafen, durch welche zuvor Pylades die fremde Priesterin über die Person und das Schicksal des gefangenen Jünglingspaars hatte täuschen wollen. Ohne Zweifel ist dieser Zug von dem Dichter nicht, wie der vorhin erwähnte berühmte Kritiker anzunehmen scheint, nur in der Absicht erfunden worden, um so die Erkennung des Orest durch seine ihm noch unbekannte Schwester herbeizuführen — dies hätte mit leichter Mühe auch auf anderm Wege erreicht werden können — sondern, wie so eben von uns angedeutet, in der tieferliegenden und des Dichters würdigern, um den Sinn des Zuschauers dadurch auf die Steigerung vorzubereiten, welche diese edle Aufrichtigkeit des Bruders später in der erhabenen Seele der Iphigenie gewinnen soll, und zugleich um in der Person der Iphigenie selbst durch diesen ihrem Gemüth noch gegenwärtigen Vorgang des Bruders den heldenmüthigen Entschlufs zu motiviren; eine Absicht, welche uns der Dichter meisterhaft erreicht zu haben scheint. Ist aber dies so, so werden wir auch an der vorausgeschickten unwahren Erzählung des Pylades für sich betrachtet keinen Anstofs nehmen. Es mag sein, dafs Zuschauer, die nicht aus ihrem Homer die Erinnerung an ähnliche Erfindungen mitbringen, sich dadurch auf einen Augenblick befremdet fühlen; aber diese Befremdung vergifst sich bald genug in dem Zuge der Handlung, in welche jener Umstand so naturgemäfs eingreift, dafs auch ihn der unbefangene Leser ganz natürlich zu finden keine Mühe hat. Bei unserm Dichter aber möchten wir es nicht Nachahmung des Homer nennen, was diese Erfindung veranlafst hat; sondern er glaubte sich berechtigt, in seinem Pylades, aus dessen eigenem Munde wir ja wissen, dafs Odysseus der Held ist, „dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeiten will," ganz eben so die Gewohnheit unschuldiger List und kluger Zurückhaltung, auch ohne bestimmte Absicht im einzelnen Falle voraussetzen zu dürfen, wie wir in der Odyssee (XIII. V. 294 f.) aus dem Munde der Pallas Athene erfahren, dafs solche Gewohnheit dem Sohne der Laertes zur zweiten Natur geworden war.*) — Was nun aber jene, von dem ver-

---

*) Die dramatischen Dichter der Alten, an deren Musterbilder Hermann dort die Dichtung unsers Goethe hält, zeigen sich nicht im Geringsten bedenklich, Unwahrscheinlichkeiten ganz ähnlicher Art im Einzelnen sich zu Schulden kommen zu lassen, wenn dadurch der Gang der Handlung gefördert wird und wenn die Raschheit dieses Ganges sie leicht vergessen macht. So, um nur Ein Beispiel dieser Art anzuführen, welches uns von jeher ganz besonders aufgefallen ist, Sophocles in Oedipus Tyrannos, wenn er (V. 976.) seinem Helden die Frage in den Mund lagt: *καὶ πῶς τὸ μητρὸς λέκτρον οὐκ ὀκνεῖν με δεῖ;* Diese Frage ist an der Stelle, wo sie aufgeworfen wird, doppelt befremdlich, einmal, weil unmittelbar vorher das Orakel, welches ihm diese Furcht einflöfst, vor den Augen des Oedipus selbst Lügen gestraft worden ist, und sodann, weil dem Oedipus nichts leichter war, zu vermeiden, als das von ihm Gefürchtete, wenn er sich nur alles weiblichen Umgangs aufser seiner Gattin enthalten wollte. Dennoch hängt an dieser Frage die ganze Katastrophe der Tragödie, da durch sie das Gespräch angeknüpft wird, welches den zuhörenden Boten veranlafst, das Geheimnifs, dafs Oedipus des Polybos Sohn nicht sei, zu entdecken. Sophokles aber hatte ganz Recht, sich an die darin liegende Unwahrscheinlichkeit nicht zu kehren; denn der Zuschauer, durch den raschen Zug der Handlung fortgerissen, bemerkt sie eben nicht, wie denn in der That, unsers Wissens wenigstens, bisher noch kein Ausleger oder Kritiker sie gerügt hat. — Auf ganz entsprechende Weise meinen wir auch dem Bedenken entgegnen zu können, welches Hr. Stahr am Schlusse seiner Einleitung in Betreff des Umstandes erhebt, dafs Pylades in der Iphigenie, uneingedenk der Opferscene auf Aulis, den Barbaren ihre Menschenopfer vorwirft und ihnen das menschlichere Griechenland entgegenhält. Der Dichter darf so sehr bei seinen Lesern auf die Gewohnheit rechnen, die Unsitte der Menschenopfer als eine keineswegs hellenische zu betrachten (bezeichnet sie ja auch Liv. XXII, 57, in demselben Zusammenhange, wo er von Menschenopfern auf dem forum boarium berichtet, als ein sacrum minime Romanum), dafs er keineswegs jene störende Erinnerung zu fürchten braucht.

ehrten Manne, gegen den wir uns diese Bemerkungen erlauben mufsten, keineswegs angegriffene Hauptscene betrifft, um deren willen allein der Dichter alles so angeordnet hat: so scheint sie uns vor allen übrigen des Gedichtes diejenige zu sein, in welcher, nach den Worten der Aurelie im Wilhelm Meister, „der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen offenen Augen hervorsieht." Sie kündigt sich, wenn je die Erfindung eines Dichters, als eine solche an, die nicht hervorgegangen sein kann aus blos verständigem Nachsinnen darüber, wie wohl der Fabel eine neue und glückliche Wendung zu geben sein möchte, sondern nur aus dem Drange, Etwas auszusprechen, was die Seele des Dichters im Tiefsten bewegte und beschäftigte. Fragen wir aber nach der Gestalt, welche die hier ausgesprochene Idee und Gesinnung, ehe sie in das Bild des heldenmüthigen Entschlusses der Iphigenie gekleidet ward, in der Seele des Dichters haben mochte: so ist die natürliche Antwort auf diese Frage folgende. Die Dichtung selbst, deren Gipfelpunct diese, an wahrhafter Erhabenheit und sittlichem Adel ihres Gleichen suchende Scene bildet, ist im höchsten Sinne eine That poetischer *Aufrichtigkeit*, eine solche, für die es schwer fallen würde, in der Geschichte der Poesie, so weit dieselbe uns bekannt ist, ein vollkommen entsprechendes Gegenbild zu finden. Sie ist das Ergebnifs seiner geistigen Wiedergeburt, seiner Hinwendung zum Dienste jener Gottheit, der er in der poetischen Zueignung seiner Gedichte, sie später auch ausdrücklich als Göttin der Wahrheit bezeichnend, die Worte zuruft: „da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen, da ich dich kenne, bin ich fast allein!" Die angestrengte innere Arbeit, die Selbstverläugnung und Entsagung, welche diese Umkehr von der unlauteren Empfindsamkeit und dem kecken Titanentrotze seiner Jugendzeit zu der ewigen Wahrheit des classischen Kunstideales den Dichter des Götz und des Werther kosten mufste, bezeichnen dieselbe als eine That von sittlichem Gehalt, deren sich der Dichter gar wohl als solcher bewufst werden und ihr in jenem kühnen Entschlusse der Iphigenie ihr poetisches Gegenbild geben durfte. Auch hier übrigens behaupten wir nicht, dafs Goethe *in der Absicht*, *um* dadurch jenen Vorgang seines innern Lebens symbolisch zu bezeichnen, diesen schönen Zug seiner Dichtung erfunden habe, sondern dafs sich ihm derselbe beim Nachsinnen über ein Mittel für seine Heldin, das Geschlecht des Tantalus von dem alten Fluche zu entsühnen, als das allein geeignete, weil allein wahre, nicht von aufsen, sondern aus seiner eigensten, sittlichen Erfahrung darbot und unwillkührlich so zu einem Symbol des Inhalts dieser Erfahrung gestaltete.

Doch es ist Zeit, diese Bemerkungen zu schliefsen, welche wir, durch das Erscheinen der ältern Bearbeitung dazu veranlafst, über das unsterbliche Gedicht überhaupt zu machen uns nicht enthalten konnten. Nehmen wir den Gesichtspunct, den wir durch sie für die Dichtung im Allgemeinen gewonnen haben, zu der Vergleichung der beiden Gestalten, in denen dieselbe nunmehr vor uns liegt, mit hinüber, so eröffnet sich uns von ihm aus auch für diese Betrachtung eine Aussicht von nicht geringem Interesse. Die erste Bearbeitung fällt in eine Zeit, von welcher Goethe an Lavater schreiben durfte (Briefe S. 39. vgl. S. 37.), dafs „sein Gott, dem er immer treu geblieben sei, und dessen Friede sich täglich mehr an ihm offenbare, ihn reichlich im Geheimen gesegnet habe, denn sein Schicksal sei den Menschen ganz verborgen, sie können nichts davon sehen noch hören." Es ist dieselbe Zeit, aus welcher er fast nichts von dichterischen Productionen unmittelbar veröffentlicht, und in Bezug auf welche er auch später mehr, als auf irgend eine andere seines Lebens, mit Eröffnungen und Mittheilungen gekargt hat. Der Procefs innerer Umwandlung, der während dieser Periode in ihm vorging, verbarg sich nach aufsen hinter einem vielfach zerstreuten, geräuschvollen und geschäftigen Leben (vgl. a. a. O. S. 27.), und der Dichter mochte es schwer, ja unmöglich finden, dieses Leben auf eine Weise darzustellen, dafs sein innerer Gehalt nach seiner wahren Bedeutung unter der bunten Hülle zur Erscheinung gekommen wäre. Diesem Charakter jener entscheidenden Uebergangsperiode können wir es nicht anders als gemäfs finden, wenn Iphigenie, das reine Erzeugnifs des verborgenen inneren, nicht des sichtbaren äufsern Lebens dieser Zeit, damals, zwar dem Gedankeninhalte nach vollständig, aber in unscheinbarer, der Würde, Fülle und Tiefe dieses Gehalts keineswegs entsprechender Form aufgesetzt ward, einer Form, in welcher sie, veröffentlicht, wahrscheinlich nicht nur den unmittelbaren Zeitgenossen des Dichters, sondern auch uns noch wäre unverstanden geblieben. Allein es gehörte zur Vervollständigung jener Wiedergeburt, welche der Dichter innerlich erfahren und durchgemacht hatte, dafs sie sich auch nach aufsen bethätigte, seinem Leben die äufsere Haltung, seinem Geiste die Nahrung, und seinen Werken die classische Vollendung auch in Form und Ausdruck gab, worin der neugewonnene sittliche und geistige Gehalt zu der ihm angemessenen Erscheinung kommen sollte. Diesen Zeitpunct der Erfüllung bezeichnet des Dichters Aufenthalt in Italien. Welchen Eindruck dieser Aufenthalt auf die Seele des Dichters gemacht, welches Gefühl einer nun erst „von dem Ballast, der ihr die gehörige Schwere giebt, angefüllten Existenz" (Werke Bd. 27. S. 276.) er in ihm erweckt, ist aus des Dichters eigenen Mittheilungen bekannt genug. In die Zeit dieses Aufenthalts fällt die Ueberarbeitung der Iphigenie, und nicht sie allein, sondern unmittelbar nach ihr die Umarbeitung, Fortsetzung oder Vollendung einer ganzen Reihe zuvor begonnener oder entworfener Dichtungen. Aber es ist von Interesse, zu beobachten, wie in Bezug auf die Iphigenie sich der Dichter doch in einem andern Falle befand, als in Bezug auf die übrigen Dichtungen. Von diesen hat er einigen, namentlich einigen der kleineren, wie Erwin und Elmire und Claudine von Villa Bella, nur eine äufserlich gefälligere und anmuthigere Gestalt gegeben, andere, wie Egmont, hat er in die schon früher für sie gefundene Form mit gröfserer Sicherheit und Reinheit der Behandlung noch einmal hineingedichtet, noch andere, wie Tasso und Meister, gänzlich und von Grund aus, auch dem Gehalte nach umgegossen, eines endlich, den Faust, auf freie Weise fortgesetzt, so dafs er zu den im Tone und in den Formen der früheren Zeit gedichteten Theilen andere in der neugewonnenen gebildeteren Form hinzudichtete. Nur die Iphigenie hat er, mit durchgängiger Bewahrung der Integrität des früheren Gehalts, auf eine Weise umgeschmolzen, dafs diese Umschmelzung sich als die eigene Nothwendigkeit, als der inwohnende organische Procefs, so zu sagen, der Dichtung selbst kund giebt, wie sie schon vorher dem Geiste nach vollendet dastand. Darum ist Iphigenie, nicht durch Zufall, das erste in der Reihe jener Werke, welche damals solche Umdichtung erfahren haben, und darum hat bei ihr die Kenntnifs der frühern Gestalt ein Interesse, wie solche es bei keinem der übrigen haben könnte. Nur an ihr nämlich wird uns das Entwickelungsgesetz, welches zu dieser classischen Vollendung der deutschen Dichtkunst hindrängte, vollkommen anschaulich, so wie nur sie die reine und unmittelbare Offenbarung des persönlich gewordenen Geistes dieser Dichtkunst in dem grofsen Momente ist, wo er jenen epochemachenden Schritt gethan hat.

Weifse.

№ 61.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

XXXIX.

Entwurf der praktischen Theologie von Dr. Philipp Marheineke, königl. preuſs. Oberconsistorialrath, Senior der theologischen Facultät an der Universität, Pastor an der Dreifaltigkeits-Kirche zu Berlin, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse. Berlin, 1837. *Verlag von Duncker u. Humblot. X.* 299 *S.* 8.

Wenn auch in anderen Gebieten der Wissenschaft ein jedes Werk eine doppelte Seite der Beurtheilung darbietet, einmal nämlich durch das Verhältniſs, in welches es sich stellt zu den Leistungen Andrer, und dann wieder in Bezug darauf, wie es der Aufgabe genügt, die es zu lösen hatte, so fordert eine Darstellung der praktischen Theologie besonders dazu auf, beide Gesichtspunkte bei der Beurtheilung festzuhalten. In der That nämlich steht diese Disciplin anders da, als die übrigen. Die Behauptung, daſs sie mehr als die übrigen theologischen Disciplinen der wissenschaftlichen Principien entbehren *müsse*, werden hoffentlich die Wenigsten zugeben, dem Bekenntniſs aber, daſs sie derselben bisher am meisten entbehrt *habe*, möchten eben so Wenige widersprechen. Das Gegentheil behaupten hieſse ein Paradoxon aussprechen. Der Grund, warum die praktische Theologie sich nicht so vieler und unter vielen verfehlten auch so gediegener Bearbeitungen erfreut hat, als etwa die Dogmatik, liegt darin, daſs eine Anforderung an sie, die an jene nicht ergeht, ihr Schwierigkeiten eigenthümlicher Art in den Weg stellt. Auſser dem nämlich, daſs die praktische Theologie selbst, wie die andern Disciplinen, ein abgeschloſsnes System bilden soll, wird von ihr (gleichfalls wie von den übrigen theologischen Wissenschaften) verlangt, daſs sie auch als ein organisches Glied der Theologie erwiesen werde, endlich aber, und diese Anforderung ist ihr eigenthümlich, daſs sie eine bestimmte Beziehung auf die Praxis habe, die den andern Disciplinen abgeht. Von diesen Anforderungen können wir die erste als die systematische, die zweite als die encyklopädische, die dritte als die praktische bezeichnen. Nun ist das Eigenthümliche aller der Darstellungen der praktischen Theologie, welche noch als brauchbar angesehn werden, daſs sie das Eine oder das Andere dieser Elemente auf Kosen eines oder beider andern hervortreten lassen. Schleiermacher hat das groſse Verdienst in seiner „kurzen Darstellung" u. s. w. jenes encyklopädische Moment wieder hervorgehoben zu haben. Auch wer es miſsbilligt, daſs bei Schl., — dadurch, daſs er den Unterschied des Theoretischen und Praktischen einseitig im Praktischen verschwinden lieſs, — die theoretische Theologie zum bloſsen Mittel herabgesetzt wird, muſs es anerkennen, daſs hier die praktische Theologie wieder als ein organisches Glied der Theologie behandelt ist. Wegen dieses Verdienstes hat diese Schleiermacher'sche Darstellung mit Recht groſsen Einfluſs auf die Darstellungen Späterer gehabt. Allein dieses encyklopädische Moment wiegt hier zu sehr vor, und wollte man auch sagen, daſs in einer encyklopädischen Uebersicht das Detail nicht dürfe erwartet werden, so muſs doch getadelt werden, daſs das Systematische zurücktritt, indem sogar das Princip der Eintheilung empirisch aufgenommen wird, und daſs eben so die *bestimmte* Beziehung auf das Praktische mehr, als sie sollte, fehlt. — Dieses Letztere ist nun noch mehr der Fall bei einer Darstellung, welche sich an die Schleiermacher'sche anschlieſst, bei der in Rosenkranz's Encyklopädie. Hier wird besonders versucht, den Zusammenhang der praktischen Theologie mit den andern Theilen nachzuweisen, und dann ihr Gebiet nach ihrem Begriffe abzugrenzen. Hier wird aber das Encyklopädische und Systematische so sehr hervorgehoben, daſs (charakteristisch genug für eine mehr aus philosophischem Interesse hervorgegangene Arbeit) die Seel-

sorge entweder ganz ignorirt, oder, wo sie etwa als Disciplin auftreten will, als etwas Ungehöriges abgewiesen wird. — Berücksichtigen wir endlich die dankenswerthen Beiträge von Nitzsch und Schweizer, die sich gleichfalls entschieden an Schleiermacher anlehnen, so ist hier das Bestreben allerdings sichtbar, mehr als Schleiermacher gethan hat, aus einem nicht empirisch aufgenommenen Princip das Ganze dieses Gebietes abzuleiten, hier scheint aber der encyklopädische Gesichtspunkt wieder mehr zurückgetreten, und auch die bestimmte Beziehung auf die Praxis tritt nicht hervor, kann es vielleicht auch nicht wegen der Kürze der Darstellungen. —

Es war nun nicht zu verwundern, wenn solchem einseitigen Hervorheben nur eines Momentes gegenüber das Interesse für das vernachläfsigte rege wurde; so erschienen denn Arbeiten über praktische Theologie, die in vieler Hinsicht dankenswerth und sehr brauchbar, Alles, was den organischen Zusammenhang mit den andern Disciplinen betrifft, gar nicht oder flüchtig berührten, und die praktische Theologie nur als eine Anweisung betrachtet wissen wollten. Ja dies Bestreben konnte so weit gehn, dafs mit Absicht die strengere Form der Wissenschaft der der schönen Literatur nachgesetzt wurde, wie in dem bekannten Werke von Planck, oder wenn auch dieses nicht, so doch das Systematische als das Secundäre erschien. Es soll damit gar nicht geleugnet werden, dafs Hüffell sehr viel Gutes gesagt, dafs Harms sich innigen Dank von allen Geistlichen verdient hat. Aber es wird hier das *Praktische* so hervorgehoben, dafs darüber die *Theologie* vergessen wird, und so wird die praktische Anweisung eine, die nicht etwa aus dem *Begriff* der geistlichen Thätigkeit abgeleitet, sondern vielmehr durch eine Analyse der gewöhnlichen Praxis gefunden wird, etwa so, wie die meisten Homiletiken uns als Regeln vorschreiben, was in den Reinhardt'schen Predigten gewöhnlich ist.

Alle diese Momente zugleich hervorzuheben, hat der hochverehrte Verf. des vorliegenden Werks als seine Aufgabe erkannt. Es traf diese mit dem inneren und äufseren Beruf zusammen: der berühmte Systematiker in der Theologie ist zugleich Geistlicher an einer grofsen Gemeinde, und hat bereits in früheren bedeutenden Leistungen (Aphorism. und Grundl. d. Homil.) gezeigt, wie das priesterliche Element, wenn wir's so nennen dürfen, durch das wissenschaftliche nicht verdrängt ist. Je mehr der Verf. seiner Aufgabe sich bewufst war, um so mehr mufsten ihm auch jene Einseitigkeiten zum Bewufstsein kommen, (verum est sui index et falsi) und damit war eine Rücksicht auf sie nothwendig. So weit sie nothwendig war, ist sie auch in das Werk übergegangen, überschreitet aber nicht das Maafs, das Lessing schon so bezeichnet: „Man ist in Gefahr, sich auf dem Wege zur Wahrheit zu verirren, wenn man sich gar nicht um seine Vorgänger bekümmert, und man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmern will." Ein solches sich zu Anderen in Verhältnifs setzen, ist immer Polemik gegen sie. Je gröfser Schleiermacher's Einflufs in dieser Disciplin geworden war, um so mehr war defswegen eine Polemik gegen ihn nothwendig, freilich möchte sie manchmal etwas herbe erscheinen. Eben so war es natürlich, dafs oft polemisch gegen Harms verfahren wird. Wie der ganze Ton des Werks aber würdig und wohlthuend ist, so ist es im Ganzen auch die Polemik.

Derselben Nothwendigkeit, welche den hochverehrten Verf. dahin brachte, der früheren Leistungen zu gedenken, hat der Ref. nachgegeben, indem er seine Anzeige dieses bedeutenden Werkes mit Rückblicken auf Andere begann. Wird nun, was diese geleistet, zum Maafsstabe genommen, so kann dies dem Werke nur vortheilhaft sein; es ist mehr als von irgend einem vorher der Zusammenhang der praktischen Theologie mit den übrigen Theilen der Theologie nachgewiesen, und derselben richtiger als bisher ihre Stelle angewiesen, — es ist dabei diese Disciplin selbst aus ihrem Prinzipe entwickelt, und dieses selbst ist nicht etwa der vorgefundne Gegensatz von Kirchenregiment und Kirchendienst, wie bei Schleiermacher und Rosenkranz, oder wie der ganz relative und darum willkührliche vom stiftenden und erhaltenden Handeln wie bei Nitzsch, — es ist endlich in der organischen Gliederung dieses Begriffes keine Lücke nachgeblieben, und ist für jede individuelle Modifikation der Ort, wo sie unterzuordnen, bestimmt. Dieses Werk mit den früheren vergleichen, heifst es loben. Es kommt demselben aber nicht nur dieser *relative* Werth zu, welcher sogar als zweideutig erscheinen möchte, nachdem gesagt war, die früheren Leistungen entsprächen den zu machenden Anforderungen nicht. Vielmehr braucht

dieses Werk nicht zu fürchten, mit dem ihm immanenten Maafse, d. h. seinem Begriffe verglichen zu werden. Zwar will der Verf. nicht, dafs man bei seinem Werke die Einleitung als das Versprechen ansehe, dessen Erfüllung das Werk sein solle, sondern will sein Werk nur als „einen entfernten Anfang dazu" angesehen wissen; trotz dieser Deprecation aber möge es dem Ref. erlaubt sein, den Begriff dieser Wissenschaft, wie ihn der Verf. aufstellt, als Maafsstab an das Werk zu legen. Er will damit seine Freude aussprechen, und die Leser dieser Anzeige auffordern, auch die Freude sich zu machen, sich zu überzeugen, wie sehr den, durch die Einleitung erregten, Hoffnungen entsprochen wird. Zu diesem Ende werde in einem kurzen Auszuge der Gang des ganzen Werks dargestellt, und durch die dem Ref. nöthig scheinenden Bemerkungen unterbrochen.

Die *Einleitung* (p. 3—14.), welche Begriff, Zweck und Methode der praktischen Theologie behandelt, beginnt mit Recht damit, die Begriffe des Theoretischen und Praktischen gegen einander zu bestimmen. Wurden diese früher so sehr von einander gesondert, dafs ihr Unterschied als ein fertiger und absoluter genommen, und daher die praktische Theologie als eine blofse *Anwendung* der theoretischen als ein Anhang (etwa wie die Feldmefskunst der Geometrie) beigegeben ward, so ist es ein Verdienst Schleiermachers gewesen, diesen festen Unterschied flüssig gemacht zu haben, indem er das Prädicat des Praktischen der ganzen Theologie vindicirte. Der Verf. bleibt nun aber hiebei nicht stehen, sondern dies Resultat agnoscirend, zeigt er, dafs zwar die gesammte Theologie die praktische ist, aber nur *an sich*, für sich wird sie praktisch und als solche gesetzt, indem sie sich als praktische von sich als nicht praktischer (theoretischer) unterscheidet, so dafs zwar die gesammte Theologie praktisch, aber nicht *nur* praktisch ist. Dieser Unterschied ist nicht so zu nehmen, als sei die praktische Theologie nicht Wissenschaft (Theorie), oder die theoretische nicht aufs Leben gerichtet (praktisch), sondern während die theoretische die *Möglichkeit* dieser Beziehung enthält, ist in der praktischen diese Beziehung *wirklich* oder *geworden*. Daher wurzelt das Praktische im Theoretischen, und die praktische Theologie bildet zur historischen und speculativen das dritte Glied. Haben jene es zu thun mit dem Wissen des an und für sich *Wahren* in der Religion, (und also dem *an sich* Wirklichen), so diese damit, wie sie sich *verwirklicht* und an die Welt bringt. Weil dieses Verwirklichen durch unmittelbares, zeitliches und räumliches, Dasein bedingt ist, so kann auch das Wissen daran sich nur auf den Umkreis einer bestimmten Kirche beziehen. Als *Wissenschaft* von der Verwirklichung der Religion, hat die praktische Theologie nicht sich damit zu begnügen, Anweisung zu sein und die Bekanntschaft mit dem, was zu dieser Praxis nöthig ist, zu gewähren, sondern sie läfst die Vernünftigkeit und Nothwendigkeit jenes Handelns erkennen, und hat es defswegen weder mit dem Empirischen noch dem Identischen zu thun, sondern mit dem Wirklichen, d. h. dem Begriff. Indem sie diesen aufstellt, wird der Geistliche auch zur angemessenen Wirksamkeit angeleitet. Damit aber, dafs sie es mit dem *Begriff* der geistlichen Thätigkeit zu thun hat, ist auch die Methode der praktischen Theologie bestimmt, sie schliefst eben sowohl alle Formlosigkeit aus, als jeden, nicht in dem Begriff liegenden, Formalismus, und gliedert sich den einzelnen Momenten des Begriffes gemäfs *so*, dafs *zuerst* die Kirche im Allgemeinen in Betracht kommt, *dann* sie in ihrer Besonderheit d. h. wie sie sich durch den Gegensatz der Confessionen vermittelt und die Bestimmtheit der evangelischen Kirche hat, *endlich* wie sie sich als Localgemeinde in ihrer Einzelheit darstellt.

Der Verf. hat hier (wie auch schon früher in der Dogmatik) factisch das widerlegt, was man im Allgemeinen gegen die Einleitungen überhaupt zu sagen pflegt. Die Vorwürfe nämlich gegen die Einleitungen, womit jetzt die meisten Bücher — eingeleitet werden, sind einmal ganz richtig *da*, wo man in die Einleitung Dinge aufnimmt, die in die Wissenschaft selbst gehören (z. B. in der Dogmatik Inspiration, Wunder u. s. w.), *dann*, wenn die Einleitung selbst nur in beliebigem Räsonnement besteht. Ist dagegen die Einleitung selbst wissenschaftlich, so wird sie nicht fehlen können und nicht dürfen; vielmehr wird der Uebergang von einer Wissenschaft in die andere jedes Mal für die letztere die Einleitung abgeben. Demgemäfs ist es rühmend anzuerkennen, dafs der Verf. die Begriffsbestimmungen des Theoretischen und Praktischen in die *Einleitung* hineingenommen, und ist es zu rühmen, dafs er gerade mit diesen die Einleitung *beginnt*. Indem der Verf.

diese Begriffe scharf fixirt und eben so wohl die Einheit als den Unterschied anerkennt zwischen der theoretischen und praktischen Theologie, (denn sie *unterscheiden* sich, aber sie unterscheiden *sich*), entzieht er sich der (Schleiermacherschen) Consequenz, das Wissen zu einem bloſsen Mittel der geistlichen Thätigkeit zu machen, eben so sehr, wie der entgegengesetzten Einseitigkeit, die theoretische Theologie ohne die praktische in sich abzuschlieſsen, und die in jener selbst liegende Beziehung auf das Praktische ganz zu ignoriren. Es ist dann dadurch, daſs der Begriff als das eigentlich „Wirkliche" bestimmt ist, trefflich dem Dilemma begegnet, daſs entweder ein bloſses Erzählen und Beschreiben der geistlichen Functionen gegeben werden, oder eine Construction a priori diese Thätigkeit bestimmen müsse; endlich ist die Eintheilung so einfach und dabei durch den Begriff beherrscht, daſs von einer *beliebigen* Trichotomie hier nicht die Rede sein kann.

Der *erste Theil* behandelt die christliche Kirche (p. 36—116.). Um den *Begriff der Kirche* (Abschn. 1.) aufzustellen, wird zurückgegangen auf die Idee der Gemeinde. Diese hat ihr ewiges Bestehen in dem göttlichen Willen: daſs Bewuſstsein von Gott auch in der von Gott unterschiednen Welt sei. Damit ist die Gemeinde die ewige Bestimmung sämmtlicher Menschen und Völker. Diese Bestimmung ist um so mehr erfüllt, als Selbst- und Welt-Bewuſstsein vom Gottesbewuſstsein aufgenommen und aufgehoben sind. Während im Heidenthum (das objectiv Götzendienst ist) die Gemeinde nur in Einzelnen existirt, welche sich über den öffentlichen Wahn erhoben, ist in Israel (dem Gegensatz zum Heidenthum) das Verhältniſs gerade umgekehrt: der wahre Glaube ist von der Individualität zur Nationalität fortgeschritten, und das Volk Israel ist das auserwählte Volk Gottes, wenn auch viele als Einzelne nicht in des Herrn Wegen wandeln. Der Mangel, der in der nur *nationalen* Bestimmtheit der Gemeinde liegt, wird aufgehoben in Jesu Christo, der als dieser Einzelne zugleich der allgemeine, durch Nichts beschränkte, Mensch ist. Die Idee der Gemeinde hat hier Realität bekommen, zunächst nur als Möglichkeit, daſs die Welt sich in das Reich Gottes verwandeln kann, obgleich wiederum in diesem Keim Alles enthalten ist, was daraus sich entwickeln kann. Diese Entwicklung wird vermittelt durch die *Lehre*, durch welche die Idee der Gemeinde aus dem Geiste Christi übergeht in den Geist der Apostel. Damit entsteht erst die *Kirche*, als die Realisirung der Idee der Gemeinde auf Seiten der Welt, und die ewige Gemeinde hat so als *christliche Kirche* in einer bestimmten Zeit ihren Ursprung. Jene Realisation beruht auf den beiden Momenten, daſs die Apostel in den Grundgedanken Christi *vollkommen* aufgenommen (Inspiration), und von ihm überzeugt, und dann, daſs das Aufgenommene (die Idee) über die bloſse Subjectivität des Ueberzeugtseins hinausgehe, und *objective Gestalt* gewinne. Der *christliche Gottesdienst* ist diese objective Existenz der innerlichen Frömmigkeit; diese hat ihre wahre Objectivität in dem gemeinschaftlichen Gottesdienst, und ein einseitiges Hervorheben des einen Momentes ohne das andere giebt die pietistische oder die ästhetische Einseitigkeit, die beide das Leben der *Kirche* fährden. Der Gottesdienst in die Welt der Erscheinung tretend, versinnlicht sich und wird Cultus. Es ist aber nur *das* Sinnliche, welches Träger des Geistes ist, das ihm dienen kann, also das Schöne, und zwar dieses, wie es dem Heiligen dient, d. h. das *Feierliche*. Nach den einfachsten sinnlichen Kategorien Raum, Zeit, Bewegung, ergeben sich als Elemente des Cultus die Begriffe heiliger Räume, heiliger Zeiten, heiliger (äuſserer) Handlungen. Die Letzteren haben ihren Blüthepunct und ihre Wahrheit in der Sprache, und sind *ansprechend* nur wo sie auf die Sprache zurückzuführen, oder mit ihr verbunden sind. Der äuſsere Gottesdienst, sich der Sprache bedienend, ist Gebet, Betrachtung, Gesang.

Abschn. 2. behandelt den *Unterschied der Glieder* der Kirche. Wie jedes Lebendige, so hat auch die Kirche ihren Bestand nur im steten sich wieder Erzeugen, sie hat sich also fortwährend innerhalb ihrer selbst zu stiften. Dieses Fortstiften geht eben so vor sich wie das ursprüngliche Stiften. Waren in diesem Alle als Empfangende *gleich* und deswegen nicht Alle, sondern vielmehr Niemand Kleriker, so wird jetzt die Kirche selbst einerseits mittheilend, andrerseits empfangend sein müssen, d. h. innerhalb der Kirche solche auftreten, die sich zu Fort-Stiftern qualificiren.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 62.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Entwurf der praktischen Theologie von Dr. Philipp Marheineke.

(Fortsetzung.)

Nach den beiden Momenten, welche das Wesen des Gottesdienstes constituiren, wird ihre Qualification einmal in der subjectiven Frömmigkeit, dann in Gemeinschaft bildender Thätigkeit bestehen. Diese beruht auf Mittheilungsfähigkeit, die wieder das Wissen zu seiner Voraussetzung hat, so dafs hier der höhere Grad der Intelligenz entscheidet. In dieser Gliederung der Kirche wird die geistliche Thätigkeit in der Christi, und damit in seinem dreifachen Amte, ihr Vorbild haben. Da vor dem Eintreten der Kirche in ein geordnetes Staatsleben dieser Gegensatz noch nicht eine feste Gliederung gewonnen, so ist in der apostolischen Zeit noch nicht das, was wir eine Gemeinde nennen, vollständig zu erwarten, und kann von der eigentlichen Verfassung der Kirche erst die Rede sein, „wenn die Einheit der Kirche und des Staates in Betracht gezogen."

Wenn der Ref. hier die Relation des Ganges, welchen der Verf. nimmt, unterbricht, um ein Bedenken, welches ihm auch bei wiederholtem Lesen beim Uebergange zum zweiten Abschnitt kommt, gerade hier am Ende desselben laut werden zu lassen, so berechtigen ihn dazu die Worte, womit der Verf. denselben beschliefst, welche als den Punkt, den die Verfassung der Kirche zu ihrer Voraussetzung hat, den bezeichnen, wo die Kirche in das ihr „nothwendige Verhältnifs zur Welt und zum Staat" getreten ist. In dem ganzen Werke kommt es nur an dieser einzigen Stelle vor, dafs die Entwicklung eines Begriffs (wie hier die Gliederung der Kirche) abgebrochen wird, weil *vorerst* etwas Anders in Betracht kommen müsse. An allen übrigen Stellen ist der folgende Abschnitt immer das Resultat der Entwicklung des vorhergehenden, und die Entwicklung sieht, so zu sagen, immer nur rückwärts, während man *nur* hier auf das Folgende verwiesen und gleichsam vertröstet wird. Dem Ref. scheint es, als wäre dieser Uebelstand dadurch gekommen, dafs jenes Folgende eigentlich vorhergehen mufste, so dafs der zweite und dritte Abschnitt ihre Stellen vertauschten. Seine Gründe dafür sind folgende: In dem ersten Abschnitt haben sich allerdings Momente ergeben, aus welchen die Nothwendigkeit unterschiedner *Thätigkeiten* in dem Leben und der Erhaltung der Kirche gefolgert werden mufs. Dafs aber diese Thätigkeiten sich so an besondre Glieder fixiren, dafs es nicht nur zu einer geistlichen Thätigkeit, sondern auch zu einem geistlichen *Amte* und weiter zu einem geistlichen *Stande* komme, das ist aus jenem Früheren nicht ersichtlich. Zu dieser zweiten Bestimmung, dafs die geistliche Thätigkeit *sich* als ein eigner *Stand* fixirt, enthält erst der *dritte* Abschnitt die Daten. (Wenn der Verf. mit Recht p. 78. den Stand und das Amt unterscheidet, so kommt es doch auch zu dem letztern nicht anders, als wenn ein Verhältnifs zum Staate schon da ist.) Eben defswegen aber mufste auch jener dritte Abschnitt zum zweiten gemacht werden, und dem, in welchem die Nothwendigkeit dargethan wird, dafs in der Kirche ein Unterschied der Glieder Statt finden müsse, vorhergehn. Würde die Anordnung so gemacht, so wäre auch nicht etwa der Uebergang vom ersten Abschnitt zu dem (jetzt dritten, dann zweiten) Abschnitt unmotivirt, sondern er ist in dem, was jetzt den ersten Abschnitt beschliefst, in der That enthalten. Der Gottesdienst nämlich hatte dort die Sprache zum höchsten und geschicktesten Mittel seiner Verwirklichung. An diese gewiesen, ist er also bedingt durch die Sprache einer bestimmten Nation, deren Denken in dieser bestimmten Sprache niedergelegt ist. Die Nation aber als sprechende und denkende ist in der That über die blofse *Natur*bestimmt-

heit der natio hinaus, ist ein *geistiger* Organismus d. h. ein *Volk*, das seine Realität im Staate hat, und so ist die Religion, weil sie zu ihrer Verwirklichung der Sprache bedarf, an den Staat „die Welt des selbstbewufsten Geistes gewiesen." An diesem Punkte angelangt, ginge dann die Entwicklung so weiter, wie sie der hochverehrte Verf. im dritten Abschnitt so trefflich durchführt, dafs wir hier nur zu excerpiren haben:

„Bei der negativen Stellung, welche das Christenthum erst gegen die Welt einnimmt, bleibt es nicht, sondern es mufs den Staat, den es, weil er eine sittliche Macht ist, duldete, allmählig durchdringen und organisiren, so dafs eine Einheit zwischen beiden sich bildet. Diese Einheit hat sich nun geschichtlich so gemacht, wie ihr Begriff es verlangt, zuerst als unmittelbare unterschiedslose Einheit (Episcopal- und Papalsystem); von dieser kommt es zum Unterschiede (im Territorial- und Collegialsystem), endlich zur concreten Einheit im Consistorialsystem, welches Staat und Kirche nicht confundirt, obgleich der Diener der Kirche auch Diener des Staates ist. In den Staat sich einlassend aber fordert sie nicht nur den Staat, sondern macht auch selbst einen wesentlichen Fortschritt, indem sie damit selbst erst eine Verfassung bekommt."

An diesen Punkt nun müfste sich als dritter Abschnitt, nach des Ref. Ansicht, das anknüpfen, was oben im zweiten Abschnitt behandelt wurde. In diesem Falle würde der Begriff der inneren Organisation der Kirche, und des geistlichen Amtes in ihr, nicht an zwei verschiednen Orten entwickelt werden, sondern wenn der erste Abschnitt für die Nothwendigkeit der geistlichen *Thätigkeit* die Daten enthielt, so liegen im zweiten die für die Nothwendigkeit eines geistlichen *Amtes*. Würde dieses geschehen, so hätte sich damit auch der Ort ergeben zu zeigen, wie zwei hinsichtlich dieses Punktes sich diametral entgegengesetzte Einseitigkeiten sich bilden konnten und worin ihre Unwahrheit liegt. Liegt nämlich in dem Begriff der Kirche, dafs die *vorwiegende Intelligenz* als ein *Stand* fixirt wird, so ist damit einmal die quäkerische Ansicht einseitig, welche es vergifst, dafs eine solche *fixe* Gliederung sich gestalten mufs, eben so aber auch die katholische, welche lediglich den Stand festhält. Von diesen Einseitigkeiten wird die erstere gar nicht, die andere nur so erwähnt, dafs in ihr ein alttestamentliches Element vorwiege. Endlich aber würde, wenn die Anordnung so gemacht wäre, wie der Ref. sie hier angab, ein viel gröfserer Parallelismus zwischen dem ersten und zweiten Theil sich zeigen. Dem Begriff der Kirche, wie sie auf der Lehre beruht, entspricht im zweiten Theil der Begriff der evangelischen Kirche, wie sie sich auf das Symbol gründet, — im zweiten Theil bildet den zweiten Abschnitt der Unterschied des Kirchenregimentes und Kirchendienstes, von dem der Verf. ausdrücklich sagt, (p. 191) „dafs er beruhe auf einem Verhältnifs der Geistlichen als Glieder eines *Standes* und auf einer Unterordnung". Beides aber wird abgeleitet in dem Abschnitt, den der Verf. zum dritten gemacht, und wir als den zweiten wünschten, — wenn endlich der dritte Abschnitt im zweiten Theil das innere Leben der evangelischen Kirche betrachtet, so erscheint auch dies wieder mehr als das correspondirende Glied zu der inneren Organisation der Kirche, die wir als den dritten Abschnitt des ersten Theils dargestellt wünschten. — Der hochverehrte Verf. hat, indem er durch diese Symmetrie zwischen dem ersten und zweiten Theil nicht sich bestimmen liefs, gezeigt, dafs es ihm an äufserer Symmetrie nicht liegt, sondern nur an dem logischen Fortgang; aber auch dieser scheint in der angedeuteten Weise bei der vorgeschlagenen Umstellung mehr zu seinem Rechte zu kommen, als jetzt, wo namentlich der Uebergang vom zweiten zum dritten Abschnitt fast ganz unmotivirt bleibt. —

Der *zweite Theil* behandelt die evangelische Kirche (p. 117—201). Wenn die Kirche, deren Entstehn durch die Verkündigung der Lehre vermittelt ward, in der Einheit erhalten wird durch den christlichen Glauben, nicht in abstracto, sondern in seiner kirchlichen Ueberlieferung, d. h. das apostolische Symbolum, so erhält sie als evangelische Kirche ihre nähere Bestimmtheit durch das evangelische Glaubensbekenntnifs, welches darum im *ersten Abschnitt* betrachtet wird. Die Nothwendigkeit der Kirche, eine allgemeine zu sein, wird nämlich einseitig gefafst, wenn man darüber die Verschiedenheit der Völker verkennt, in welche die Kirche, mit dem Staate in Einheit tretend, eingehen mufs. Das Bestreben, diese Verschiedenheit zu ignoriren, hat die katholische Kirche nicht davor retten können, selbst eine Confession neben anderen zu sein. Zu dem allgemeinen christlichen Symbolum treten in

der evangelischen Kirche die Confessionssymbole hinzu, in welchen der Geist der evangelischen Kirche urkundlich und objectiv existirt. Eben weil dieses aber hinzukommende Symbole sind, deſswegen erkennt die evangelische Kirche in der katholischen Wahrheit an, und stellt sich nicht gegen sie in das Verhältniſs der bloſsen Toleranz, welche den Begriff eines unabwendbaren *Uebels* involvirt. Nur der unkirchliche Sinn sieht in dem *Geiste* der evangelischen Kirche einen Schutz gegen Glaubensbekenntnisse überhaupt, oder will sich *nur* auf die Schrift beschränken. Indem die evangelische Kirche sich (in der Augsb. Confession) als auf der Schrift ruhend, und (in den Art. Smalc.) als der katholischen Kirche entgegengesetzt weiſs, ist sie gediegene Einheit. Sie zeigt sich aber zugleich (was die katholische nicht vermag) auch als Macht über den Gegensatz, indem sie den Gegensatz der lutherischen und reformirten Kirche in sich aufnimmt, welcher da, wo die Aufmerksamkeit sich mehr nur auf das Gemeinsame gerichtet hat, der Union, als einer zeitgemäſsen Erscheinung, Platz macht." —

Je willkührlicher in unseren Tagen mit dem Werke der Reformatoren ein freches Spiel getrieben wird, indem, die keine Zeile von ihnen gelesen haben, unter dem Namen der Freiheit des Gedankens die Frechheit der Gesetz- und Gedankenlosigkeit ihnen zuschreiben, — je mehr von einer andern Seite alles Kirchliche als ein nothwendiges Uebel angesehen, und im sogenannten biblischen Christenthum eine Waffe gegen die Kirche gesucht wird, — je mehr es dadurch bei den Katholiken eine ausgemachte Sache geworden ist, daſs das Wesen der evangelischen Kirche darin bestehe, keine Kirche zu sein, während sogenannte Protestanten den „Geist" des Protestantismus von der „äuſsern Form" (worunter sie Dogmen, Sacramente u. s. w. verstehn) abscheiden, nicht ahnend, daſs dieser abgeschiedne Geist nur ein Gespenst ist, — um so mehr muſs es uns freuen zu sehn, wie eine tiefe *wissenschaftliche* Erkenntniſs, und wie das wirkliche freie Denken jene sogenannten äuſseren Formen als die nothwendige Objectivität des Geistes der evangelischen Kirche begreifen läſst. Es zeigt sich die wissenschaftliche Stärke darin, daſs so wenig weggeworfen wird, weil so viel begriffen wurde.

„Als evangelische stellt sich nun die Kirche in das wahrhafte Verhältniſs zum Staat, indem sie von demselben nicht nur ein negatives Verhalten (Duldung) wie eine *Secte* erwartet, sondern ihn durchdringt, so daſs der Staat den confessionalen Unterschied in sich selber aufnimmt. Dieses wesentliche Verhältniſs nun bestimmt das des *Kirchenregimentes und Kirchendienstes*, mit welchem sich der *zweite Abschnitt* beschäftigt, indem die Kirche dadurch zur *Landeskirche* wird, was die katholische nicht wird. Im Gegensatz gegen diese ist es fester Grundsatz bei ihr, daſs keine menschliche Gewalt den Glauben vorschreiben könne, *und* daſs kein *absoluter* Unterschied zwischen Clerus und Laien Statt finde, (als wenn etwa nur der Clerus die „Kirche" im prägnanten Sinne bilde, oder als wenn er der bürgerlichen Gerechtigkeit entzogen wäre, oder endlich als wenn er nicht eben so wie der Laienstand den sittlichen Instituten der Ehe, Familie u. s. w. angehörte). Beide Grundsätze beruhen auf der Gewiſsheit, daſs es ein ursprüngliches Recht der Gemeinde ist, ihr Kirchenwesen zu ordnen, welches Recht in der einzelnen Gemeinde an den Geistlichen, als das Bewuſstsein derselben, in Bezug auf die organische Verbindung aller Gemeinden an den Staat übergehn kann und endlich bei geordnetem Staatswesen übergehn *muſs*, ohne daſs dabei die kirchliche Intelligenz aufhörte thätig zu sein. Damit vermeidet die evangelische Kirche den unauflöslichen Conflict mit dem Staate, in welchen überall die katholische Kirche tritt. Die Pflicht des Kirchenregimentes ist, für die Besetzung des Lehramtes zu sorgen, diese vertheilt sich nach ihren Momenten (Vocation, Ordination, Introduction) vorwiegend an die Gemeinde (Vocationsrecht, wenigstens negativ), die geistliche Behörde (Ordination), endlich die Staatsbehörde (Introduction). Von dem, der zu einem solchen Amte berufen wird, wird verlangt: *wissenschaftliche Bildung*, die ihn zum Theologen, *christliche Rechtgläubigkeit und sittlicher Wandel*, die ihn zum Geistlichen und Vorbild einer Gemeinde machen, endlich die *praktische Qualification* zur Mittheilung der Wahrheit und Einführung derselben in die Welt."

So schwer es dem Ref. werden würde, aus dem ganzen Werke eine Parthie als den Glanzpunkt hervorzuheben, so würde er, zu einer solchen Entscheidung gezwungen, wahrscheinlich den eben excerpirten Abschnitt nennen. Mit bewundernswerther Präcision wird hier eine Frage erörtert, von deren Beantwortung so viele andere der Gegenwart die ihrige erwarten,

und es wird hier gezeigt, wie die Scylla und Charybdis der Einseitigkeiten nicht durch Connivens gegen beide vermieden wird, sondern nur, wenn man dem Compafs des Begriffes folgt. Wenn daher der Ref. gerade hier sich einige Bemerkungen erlaubt, so sind diese nicht dadurch veranlafst, dafs ihm irgend Etwas unrichtig erschien, sondern dadurch, dafs der Verf. manches kaum angedeutet hat, was eine weitere Erörterung bedurft hätte. Da, wo die wissenschaftliche Bildung als Requisit des geistlichen Amtes bestimmt wird, vermissen wir ungern die Darlegung des Verhältnisses des Kirchenregimentes und der kirchlichen Behörden zu den akademischen Vorträgen und Lehrern. Der Verf. theilt nun nicht die sonderbare Ansicht Schleiermachers, nach welcher die Wirksamkeit des theologischen akademischen Lehrers ja selbst des Schriftstellers in der praktischen Theologie abgehandelt, und also auch dem Kirchenregiment unterworfen sein mufs. Vielmehr hat er es entschieden ausgesprochen, dafs auf dem Felde der Wissenschaft der Einzelne frei sei, dafs daher eine Gemeinde sich über Straufs's Leben Jesu nicht zu beklagen habe, weil es nicht für sie geschrieben, wohl aber, wenn der Lehrer der Kirche statt der Religion die Wissenschaft derselben vortrage. Dennoch ist aber mit dieser ganz richtigen Bestimmung nur die Unabhängigkeit des Schriftstellers, nicht des akademischen Docenten behauptet. Eine Aeufserung des Verfs. p. 144, „dafs *aus* der Kirche Anstalten hervorgegangen seien, welche die Bestimmung haben, der Kirche tüchtige Diener zuzubereiten mittelst der Wissenschaft," würde, wenn man sie auf die Universitäten bezöge, diese zu kirchlichen Anstalten, und also in Dependenz von der Kirche stehend, machen. Auf sie kann aber jene Aeufserung nicht gehn, denn die Universitäten sind bekanntlich nicht aus der Kirche hervorgegangen, sondern aus Juristenschulen entstanden. — Die Universität ist, eben als universitas literarum, die Anstalt, die ihren rein wissenschaftlichen Charakter einmal darin zeigt, dafs sie das gesammte Gebiet der Wissenschaft umfafst, und dann, dafs sie die Wissenschaft nur um des Wissens willen, also zunächst ohne eine praktische Tendenz, cultivirt. (So hat sich auch historisch in *der* Universität, welche für die deutschen Universitäten der Prototyp geworden, der Pariser, die Sache historisch gestaltet). Wie die Wissenschaft selbst sich in die Wissenschaft der Natur, des endlichen Geistes und des absoluten Geistes gliedert, so auch das akademische Studium als naturwissenschaftliches, historisches, endlich als Studium der Wissenschaft des Absoluten. Diese verschiednen Momente des Studiums sondern sich nun von einander ab, sobald auf einen bestimmten Zweck, der natürlich nicht von Aufsen herangebracht, sondern das höchste innerhalb jeder dieser Sphären ist, alles Studium bezogen und ihm untergeordnet wird. Dadurch entstehen die einzelnen Facultäten, und zwar die medicinische, indem alle naturwissenschaftlichen Studien auf den Zweck, den menschlichen Organismus zu erhalten, — die juristische, sobald alle historischen auf die Erhaltung der höchsten Erscheinung innerhalb der geistigen Sphäre, des Staates, — die theologische, sobald alle Erkenntnifs des Unendlichen auf den Zweck der Erhaltung des Reichs Gottes, — bezogen wird. Die Facultäten kommen also als ein Accessorisches zu der Universitas hinzu. (Auch historisch nachzuweisen: die Facultäten haben geraume Zeit *neben* der Universitas gestanden, bis diese, immer mehr unterdrückt, selbst zu *einer* facultas, der philosophischen, geworden ist, die eben defswegen Alles, was die übrigen, zum Gegenstande hat, nur ohne einen solchen bestimmenden Zweck.) Aber auch so, in ihrer Beziehung auf's Praktische, bleiben sie *rein wissenschaftliche* Institute, und sind keiner andern Controlle unterworfen, als der wissenschaftlichen. Wird nun aber der Uebergang von dem Theoretischen zur Praxis vermittelt durch die Uebung, so bilden sich mit den Facultäten nothwendig Uebungsanstalten, in diesen tritt die Universität an die Grenze des rein Wissenschaftlichen, und wird zum Kliniker nur den *praktischen* Arzt, zum Leitenden für das juristische Praktikum den, der auch *praktischer Jurist*, zu dem für's praktische Seminar nur den, der auch *Geistlicher* ist, nehmen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Entwurf der praktischen Theologie von Dr. Philipp Marheineke.

(Schlufs.)

Nur als dieses Letztere steht er unter der *kirchlichen* Behörde, als akademischer Lehrer gar nicht. Die katholische Kirche erkennt eine solche Trennung nicht an, sie verlangt, dafs nur Geistliche theologische Professoren seien; es ist aber auch bekannt, dafs der katholischen Kirche eigentlich blofs Seminare conform sind, und katholische theologische Facultäten, im Sinne der deutschen Universitäten, stets Inconvenienzen herbeigeführt haben. Zu diesen kommt es bei uns nicht, und es ist als das normale Verhältnifs anzusehn, wenn die theologischen Professoren nicht, oder nur per accidens, Geistliche sind. Scheint es doch sogar Inconvenienzen zu geben, wenn Professoren zugleich Glieder des Consistorii sind, und als solche die Candidaten examiniren; nicht nur weil dadurch, statt des freien Studirens, ein ängstliches Hängen an den Heften des künftigen Examinators sich geltend macht, sondern besonders defswegen, weil jetzt die höheren geistlichen Behörden Professoren zu ihren Untergebnen haben, und die Grenzlinie, welche den Professor von dem Consistorialgliede trennt, zu leicht übersehen wird, so dafs die Gefahr entsteht, dafs auch der erstere controllirt werden soll, — endlich aber weil dadurch schon ein Bekümmern der geistlichen Behörde um Studien auf der Universität gesetzt ist, welches ihr gar nicht zukommt. Ihr Recht der Einmischung beginnt nämlich erst in demjenigen Institut, welches das Analogon bildet zum Staatscursus in der medicinischen, zum Referendariatscursus in der juristischen Laufbahn, in dem, nur unter der *kirchlichen* Behörde stehenden, Seminar; hier empfängt die kirchliche Behörde den, der ausstudirt hat, nachdem sie sich überzeugt, dafs er mit Erfolg studirt habe, und hier, mag nun das Seminar in einer eignen Gestalt, mag es in Vicariatsjahren oder dgl. bestehn, hier steht der Candidat als unter seiner Behörde unter der kirchlichen. Der Vf. hat den Seminarien in seinem Werke keine bestimmte Stelle angewiesen, er hat, leider mit Recht, auf die Mängel hingewiesen, die diese Anstalten meist haben, aber dies mufste hervorgehoben werden, dafs erst mit dem Austritt aus dem Bereich der Universität die Kirche über die Theologie Studirenden ein anderes Recht bekommt, als über jedes andre Gemeindeglied, um die Einmischungen der Kirche in Universitätsangelegenheiten, die heut zu Tage von Vielen — Gottlob vergeblich — gewünscht werden, als begriffswidrig darzustellen. Dies Bestreben möge diese Digression des Ref. entschuldigen.

„Die innere Organisation der evangelische Kirche, welche der Vf. im *dritten Abschnitt* unter der Ueberschrift Gottesdienst der evangelischen Kirche behandelt, knüpft er an den im ersten Theil als nothwendig erkannten Unterschied der Glieder der Kirche an, und bestimmt als Princip derselben ganz richtig das Zusammenwirken des Geistlichen und der Gemeinde. Hierin, so wie in der Vereinigung des Freien und Beweglichen, tritt die evangelische Kirche eben sowohl dem Katholicismus wie dem formalen Protestantismus entgegen, auch das Sinnliche wird hier zwar nicht verdrängt, tritt aber hier, mehr als in der katholischen Kirche, als nur dienend hervor. Die heiligen *Zeiten* erleiden Modificationen, indem viele Feste im Gegensatz gegen die katholische Kirche verschwinden, dagegen andere, bürgerliche, wegen des innigern Verhältnisses mit dem Staate hervortreten, die heiligen *Räume*, indem, wegen des Hervortretens der Predigt, gegen den Zweck der zu verkündigenden *Wahrheit* die Schönheit zurücktreten mufs, endlich die Altar*handlungen*, die weder verschwinden, wie bei den Reformirten, noch die Hauptsa-

che werden, wie bei den Katholiken, sondern mittelst einer festen, durch die Agende vorgeschriebnen, Liturgie die Mitte bilden zwischen der vorwiegenden Thätigkeit der Gemeinde (Gesang) und der des Geistlichen (Predigt); welchen drei Momenten hier ein gleichmäſsiges Hervortreten zu Theil geworden ist."

Das Befremden, welches Ref. wohl hat aussprechen hören, daſs hier beim Cultus Manches, nur näher bestimmt, wieder vorkäme, was bereits im ersten Theil abgehandelt sei, kann derselbe nicht theilen, vielmehr muſs er es loben, daſs in diesem zweiten Theil *gar Nichts* vorkommt, wozu nicht im ersten der allgemeine Grund gelegt war. Die ganze nur mit Dank anzuerkennende Anordnung machte es nothwendig, daſs alles was hier näher bestimmt wird, auf das Unbestimmtere zurückwies und daran anknüpfte. Von dem Besonderen geht nun der Verf. zu dem ganz Concreten über, indem er im

dritten Theil (p. 202—299) *die einzelne Gemeinde* betrachtet.

Im *ersten Abschnitt* wird von der Bildung der Gemeinde gehandelt. Mit Recht vermeidet es der Vf., den Unterschied zwischen Bilden und Erhalten als einen ursprünglichen zu nehmen, sondern ausgehend davon, daſs die Gemeinde sich durch ihre eigne Thätigkeit bilde, zeigt er, wie diese ursprünglich einfache Bildungsthätigkeit der Gemeinde sich nach zwei Seiten spaltet, indem dem Bildungsbedürfniſs auf der einen Seite die Thätigkeit des Befriedigens auf der andern (auf der Seite des Geistlichen) entspricht. Das Ziel ist das gegenseitige sich Bilden. In jener Diremtion nun erscheint der Jugendunterricht, in welchem dem Bedürfniſs der Gemeinde, sich (aus der Jugend neu) zu bilden, entsprochen wird. Auf häusliche Erziehung und Schulunterricht hat der Geistliche zurückzuwirken, weil sie für den Jugendunterricht die Voraussetzung sind. Den Religionsunterricht übernehmend, hat der Geistliche an das anzuknüpfen, was in dem Menschen bereits *ist*, und da im Kinde die Religion zunächst ist als Gefühl und zwar als moralisches, so ist mit dem Gesetz (den zehn Geboten) *anzufangen*, obgleich diese durchaus nicht die Bestimmung haben, die Moral des Christenthums zu sein, vielmehr muſs auf das Gesetz der Glaube und auf diesen des Gesetzes Erfüllung, die Liebe, im Unterricht folgen. Vom Gefühl zur vernünftigen Einsicht zu erheben, ist das Ziel des Unterrichts, der dies nur erreicht, indem er eben so sehr popular, als streng methodisch ist. Da die Thätigkeit des Kindes hervorgerufen werden muſs, so muſs das akroamatische und erotematische Element sich durchdringen, ohne daſs darum der Unterricht zur Charlatanerie der Sokratik würde. Ein Katechismus werde zu Grunde gelegt, der nicht seinen Halt nur in der Subjectivität des Geistlichen hat, denn da wäre er das Gegentheil eines Katechismus. Zu objectiv dagegen möchte der Luthersche oder Heidelberger Katechismus sein, und ein Landeskatechismus dem Geiste der evangelischen Kirche am meisten entsprechen."

Haben wir bis dahin die Schärfe des Gedankens, so wie die Sicherheit zu bewundern gehabt, mit der der praktischen Theologie die ihr in der Einleitung angewiesene Stelle gesichert, und alles vermieden wurde, was anderen Disciplinen angehört, so treten uns in diesem Theile die praktischen Momente, als mit nicht geringerer Vorliebe behandelt, entgegen. Der charakterisirte Abschnitt bestimmt mit Sicherheit die Grenzen der geistlichen Thätigkeit, und gibt dabei Winke, für die jeder Praktiker danken wird (z. B. über den Gang des Unterrichts, wo der Verf. die Frage, ob mit dem Dekalog anzufangen, sehr richtig von der, ob mit der Moral zu beginnen, trennt). Der Verf. hat es oft ausgesprochen, daſs die prakt. Theologie es nur mit dem Wirklichen zu thun habe, und in dem Bestreben, alles Idealische auszuschlieſsen, mag es seinen Grund haben, daſs bei einer Schwierigkeit, auf die er aufmerksam macht, kein Wink zur Abhülfe mitgegeben ist. Sie betrifft das Verhältniſs des Geistlichen zum religiösen Schulunterricht. Während in Frankreich auch der evangelische Religionsunterricht auf Schulen und Gymnasien in Händen der Geistlichen ist, so daſs Niemand zur „Frömmigkeit auf seine eigne Hand" angeleitet wird, sondern die Religion auch dem Kinde sogleich den kirchlichen Charakter hat, während dessen hat bei uns die Kirche sich den Religionsunterricht in der wichtigsten Periode aus den Händen reiſsen lassen, und die Controlle darüber aufgegeben, wie viel gerade hier versäumt wird. Vielleicht daſs das Gefühl dieses Versäumnisses Viele (wohlmeinend aber unverständig) zu dem Wunsch bringt, die Kirche möge

dorthin ihre Wachsamkeit richten, wo jede und also auch die kirchliche Beschränkung vom Uebel ist, auf das akademische Studium, statt dafs man wünschen sollte, dafs die Kirche wieder um Haus und Schule sich mehr bekümmerte. Der Verf. spricht sich nicht entschieden aus. Darnach zu urtheilen, dafs er den Gymnasialunterricht als Drittes zur Kinderlehre und zum Confirmationsunterricht stellt, möchte man schliefsen, dafs er ihn dem Geistlichen vindicirt, womit der Ref. übereinstimmen würde. Nur dadurch könnte der Uebelstand vermieden werden, dafs bei der (in andrer Hinsicht nothwendigen) Vertheilung der einzelnen Fächer an bestimmte Lehrer, auch die Religion dem Schüler als ein bestimmtes *Fach* erscheint, das keinen andern, ja wenn der Lehrer weniger geachtet wird, gar einen geringeren Werth hat, als das Latein.

„Der *zweite Abschnitt* behandelt die Versammlung der Gemeinde und die Predigt. Ist nämlich die Gemeinde durch die vorwiegende Thätigkeit des Geistlichen gestiftet, so sind sie nun für einander, abstracter Weise immer, concreter im Gottesdienst. In diesem für einander Sein erscheint die Thätigkeit der Gemeinde vorwiegend im Gesange, die des Geistlichen in der Predigt. Seine Thätigkeit ist hier die homiletische. Das Homiletische ist die Vereinigung des Christlichen mit dem Oratorischen. Die Rede zeigt ihre Macht, indem ihrem Object, der Wahrheit, sich das subjective Moment der Ueberzeugung verbindet; damit ist die Begeisterung gesetzt, welche die höchste Besonnenheit ist. Ihr Zweck ist die Erbauung d. h. Ausbildung und Vollendung der Andacht. Der Prediger spricht *einmal* in Antwort auf das Bedürfnifs (die Frage) der Gemeinde, es ist *ferner sein* Wort, das er spricht, beides aber hat *endlich* seine Wahrheit darin, dafs es Gottes Wort ist was er verkündigt. (Aeufserlich zeigt sich dies darin, dafs das Grundgewebe (Text) der Predigt ein Bibelwort ist.) Alle drei Momente müssen darum in der Predigt zu ihrem Rechte kommen." Nachdem über Text, Thema, Meditation, Disposition, Conception viel Treffliches gesagt worden, geht der Verf. zum *dritten Abschnitt* über, welcher „den Einzelnen in der Gemeinde oder die *Seelsorge* betrachtet. Mit diesem Worte wird hier bezeichnet die geistliche Thätigkeit, wie sie auf den Einzelnen in der Gemeinde gerichtet ist. Hier gleicht sich der Mangel aus, welcher in der katechetischen Thätigkeit lag, indem es nur die mögliche Gemeinde war, auf welche sie ging, so wie der der homiletischen, wo die Thätigkeit nicht allein nur auf die Anwesenden geht, sondern auch von diesen etwa der Reiche davon abstrahiren mufs, was für den Armen allein gesagt ist u. s. w. *Hier* werden die Gnadengüter *persönlich* angeeignet. Indem die Theorie der Seelsorge nur die *geistliche* Einwirkung darzustellen hat, sofern dieselbe eine *amtliche* ist, so ist von derselben sowohl ausgeschlossen, was die rein äufserliche Geschäftsthätigkeit des Beamten betrifft, als auch alles, was eine Moral für den Geistlichen genannt werden könnte. Der nothwendige Eintheilungsgrund der Thätigkeiten, welche hier hergehören, wird erkannt, wenn man auf folgende Momente reflectirt: dafs dem geistlichen Bedürfnifs der Gemeinde die geistliche Thätigkeit so entspreche, dafs der Zweck, die Religion an den Einzelnen zu bringen, dadurch erreicht werde. Indem es nämlich die Bestimmung und also auch das (wenn auch unbewufste) Bedürfnifs jedes Menschen ist, in einem innern Verhältnifs zur christlichen Kirche zu stehen, so wird die Seelsorge *erstlich* diesem Bedürfnifs entsprechen, indem die gewonnen werden, welche der Kirche noch nicht angehören, oder das Band mit ihr lösen. Diese Thätigkeit ist die *bekehrende*, welche sich auf Heiden, Juden, andern Confessionen Angehörige, endlich auf Separatisten bezieht, sowohl auf unfreiwillig, als freiwillig, endlich auch auf revolutionairer Weise sich Separirende (Sectirer und Apostaten). Der sittliche Charakter der bekehrenden Thätigkeit zeigt sich endlich in der Kirchenzucht, bei welcher eben sowohl der Geist der evangelischen Kirche, als der der Zeit und bestehenden Gesetzgebung zu berücksichtigen ist, und die sich, je mehr die letztere ihr forum competentiae beschränkt, um so mehr eng zusammenzieht, weil wo ihr die bürgerlichen Folgen *ganz* fehlen, sie kraftlos wird. Es hat dann *zweitens* die Gemeinde das Bedürfnifs, dafs die Religion an sie komme in ihrer steten Erneuerung, die seelsorgende Thätigkeit zeigt sich damit als *Segnung* dessen, was das Hervortreten neuer Individuen vermittelt, der Ehe, die bei ihrer Schliefsung der geistliche Segen, in ihrer Fortführung der Beistand des Geistlichen begleitet; — die Schei-

dung der Ehe ist ganz mit Recht ein Act nur der weltlichen Behörde, weil sie in der Declaration besteht, dafs die Ehe keine wahre gewesen. Von der Segnung ist dann *drittens* unterschieden die *Weihung* als der Act, durch welchen Etwas der Natürlichkeit enthoben und in das Gebiet des h. Geistes erhoben wird; im Sacrament der Taufe und ihrer Vollendung der Confirmation wird der Mensch ein für alle Mal der Natürlichkeit enthoben und ein Glied des göttlichen Reiches, — im (wiederholbaren) Sacrament des Altars der Natürlichkeit, sofern er in dieselbe zurückgefallen; es ist defshalb das Bewufstsein und Bereuen jenes Zurückgesunkenseins die Voraussetzung (Beichte). — An diese höchsten Weihungen schliefst sich dann die von, zum Gottesdienst bestimmten, Mitteln und die Weihung der Todten."

Betrachten wir das Verhältnifs der drei Abschnitte in diesem Theil, so ist bedeutend von der sonst gewöhnlichen Anordnung abgewichen. Diese pflegt zur Katechetik und Homiletik die Liturgik als drittes Glied zu stellen und dann die Seelsorge für sich abzuhandeln. Der Vf. dagegen hat in dem letzten Abschnitt abgehandelt, was man sonst Seelsorge zu nennen pflegt, aufserdem aber *Einiges*, was man sonst unter der Ueberschrift Liturgik zu finden gewohnt ist, dagegen *Anderes* aus der Liturgik bereits früher abgehandelt wurde. Diese Abweichung hat nicht ihren Grund darin, dafs der Vf. den begriffsmäfsigen Zusammenhang zerrissen hätte, sondern vielmehr darin, dafs er ihn wieder hergestellt hat. Die gewöhnliche Anordnung nämlich stellt unter der erwähnten Ueberschrift Elemente zusammen, deren Betrachtung an ganz verschiedne Stellen hingehört. Einerseits nämlich Solches, was das kirchliche Leben *überhaupt* betrifft (z. B. das Verhältnifs der Künste zum Cultus u. s. w.), und also im allgemeinen Theil der praktischen Theologie behandelt werden mufs, wie es auch der Verf. gethan hat, — ferner betrachtet sie Verhältnisse, die ganz auf dem Begriff der Landeskirche beruhen (z. B. das Recht eine Agende zu geben u. dergl.), der Verf. hat dieses Alles mit Recht dem zweiten Theil vindicirt, — endlich aber den Kirchendienst, wie er sich auf die einzelne Gemeinde und namentlich auf das einzelne Glied bezieht (Altargebet, Administration der Sacramente). Beides gehört offenbar in den dritten Theil, das Letzte aber fällt mit der Seelsorge zusammen, und hier hat der Verf. mit Recht dies Alles betrachtet.

Indem der Ref. hiermit den Gang des vorliegenden Werkes dargelegt hat, sind damit auch die Acten vorgelegt, die über das Werk nur das rühmlichste Urtheil der Anerkennung zu sprechen erlauben. Es sind alle die Momente, auf die gleich am Anfange dieser Anzeige hingewiesen wurde, zu ihrem Rechte gekommen: die Stelle, welche die praktische Theologie in der gesammten Theologie einnimmt, ist bestimmt, ohne den andern Theilen zu nahe zu treten, sie ist dann dargestellt als ein ganzer Organismus, der als aus seinem Keim aus dem aufgestellten Princip, dem Begriff der Gemeinde, sich entwickelt, und in streng methodischem Gange ist der Nothwendigkeit des Gegenstandes ihr Recht eingeräumt, — es ist endlich der praktische Gesichtspunkt nicht von Aufsen, wie eine äufserliche Anwendung, hinzugetragen, sondern weil jeder geistlichen Thätigkeit ihre richtige Stelle angewiesen wurde, eben so festgehalten. So freun wir uns eines vollendeten Ganzen. Und unwillkührlich regt sich in dem Ref., indem er dem hochverehrten Verfasser seinen Dank abstattet für das bedeutende Werk, das einem so lang gefühlten Bedürfnifs entgegenkommt, — der Wunsch, es möge dem Verf., wenn er bereits früher in der Dogmatik, wenn er jetzt in der praktischen Theologie eine neue Bahn gebrochen hat, vergönnt sein, noch in einer dritten Disciplin einen Versuch zu machen, die vielleicht mehr als jene beiden eines Arbeiters bedarf, der ein schwer zu bebauendes Feld urbar mache, der theologischen Moral.

Dr. Erdmann.

№ 64.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

XL.

Schriften von Friedrich von Gentz. Ein Denkmal. Von Gustav Schlesier. Erster Theil. (LII und 368 S.) Zweiter Theil (431 S.). Mannheim, 1838, bei Heinrich Hoff. 8.

Gentz als Schriftsteller gehört allerdings zu einer langen, viele ungleich strahlendere Namen umfassenden Reihe, deren Glieder zwar noch heute mit hoher Auszeichnung genannt werden, wo aber die Anzahl Derer immer geringer wird, die sie wahrhaft kennen, ja die nur etwas mehr von ihnen wissen, als eine ungefähre, oft befangene Ansicht über den Charakter ihres Wirkens und eine Nomenclatur ihrer wichtigsten literarischen Leistungen. Gewisse *Namen*, von Schriftstellern, wie von ihren Werken, sind wohl für die Unsterblichkeit gerettet; aber die Werke selbst, so weit sie nicht in ihren Wirkungen fortleben, mögen sich nur dann ein bleibendes Leben erhalten, wenn sie zum *Gebrauch* oder zum *Genufs* dienen. Einzelne Werke gediegener Wissenschaftlichkeit sind für den Gelehrten ihres Faches ein unentbehrlicher Ausgangspunkt; eine Fundgrube, deren Ergiebigkeit erst von dem recht erkannt wird, der bis zu gleicher Tiefe gedrungen ist. Andre mögen ihre Tauglichkeit zum unmittelbaren Gebrauch als literarische Werkzeuge eine geraume Zeit behaupten; weil sie vielleicht einen reichen Vorrath mühevoll gesammelter und zweckmäfsig zusammengestellter nützlicher Notizen enthalten, oder als vorzügliche Anleitung bei irgend einem Geschäfte dienen. Doch werden auch derartige Werke heutiges Tages oft sehr bald durch Nachfolger verdrängt, die sich auf den Schultern der Vorgänger erheben. Sichrer sind ihrer Dauer jene seltenen wahrhaft classischen Werke, bei denen der *Geist* des Verfassers, in unnachahmlicher schöner Eigenthümlichkeit sich im Ganzen, wie in allen Theilen verkündigend, es wesentlich ist, was anzieht, was man sucht und bewundert. Aber auch da ist es wieder nöthig, dafs er sich an einem Gegenstand bethätigt habe, der Vielen, der allen Gebildeten verständlich und anziehend sei, und noch sind wir lange nicht dahin, dafs allen Gebildeten Alles verständlich und anziehend ist, was es sein könnte.

Das Interesse an politischen Gelegenheitsschriften mufs natürlich im Verhältnifs zu dem Grade, den es zur rechten Zeit erlangt hätte, unberechenbar abnehmen, wie die Zustände selbst, um die es sich handelt, in den Hintergrund der Geschichte treten. Wenige Schriften mögen sich einer so raschen Verbreitung und einer so glänzenden anscheinenden Wirksamkeit rühmen können; aber der Grund liegt nicht blofs in ihnen, er liegt in der Zeit, deren Bewegungen ihren Vorwurf bilden, und wenn diese Bewegungen vorüber sind, werden jene Schriften bald nur noch genannt und höchstens von einem künftigen Geschichtschreiber als mifstrauisch geprüfte Quelle benutzt. Die Schriften von Gentz waren durchgängig politische Gelegenheitsschriften; auch wo sie nicht ganz das äufsere Gepräge solcher trugen. Er hat nichts um der Wissenschaft willen, Alles in äufserer Absicht gethan. Er war von früh an zu sehr Weltmann, als dafs er Pietät vor der Wissenschaft hätte empfinden, als dafs er nicht hätte mit vornehmem Spotte auf die freilich oft in Einseitigkeit und Extrem verfallenden, das Mittel zum Zweck erhebenden, öfterer durch Pedantismus entstellten Tendenzen der Gelehrten herabsehen sollen. Hätten ihn auch seine Lebensverhältnisse eine andre Bahn geführt, seinem Charakter eine andre Stimmung gegeben, als sie thaten; bei all seinen glänzenden Gaben war er wohl nicht eigentlich zum Gelehrten berufen, sondern mehr auf die praktische Wirksamkeit des Staatsmannes gezogen. (Ein Gegenbild, könnte man sagen, von Niebuhr, der, gleichfalls zu beidem befähigt, doch, meiner Ansicht nach, mehr Beruf hatte, Gelehrter zu sein,

als Staatsmann — wie sie zu seiner Zeit sein konnten.) Aber auch wenn er eigentlicher praktischer Staatsmann, vielmehr zunächst Geschäftsmann werden sollte, hätte Gentzens Jugend unter einer strengeren Zucht des Lebens stehen müssen. So aber, in einer sittlich aufgelösten Zeit aufwachsend; durch Verhältnisse und Gaben in Kreise geführt, die mancher Beschränktheit, aber auch vielen Schranken entrückt waren; dabei auch in äufserer Hinsicht in jenem schwankenden Mittelzustande, der den Zutritt zu dem höheren Luxus eröffnet, ohne alle Mittel dazu zu gewähren; mufste er, bei seiner Fähigkeit zum Gelehrten und seinem Berufe zum Staatsmann, ein Koryphäe jener Zwittergattung werden, die, zwischen Wissenschaft und Staat in der Mitte stehend, durch die Presse *auf* oder *für* den Staat wirkt und in Frankreich an den grofsen Journalen eine bereite Wirksamkeit hat, während sie in Deutschland nur in den sehr seltenen Fällen ihre Stelle findet, wo eine Regierung es für nöthig hält, die Feder eines gewandten Schriftstellers in ihren Dienst zu nehmen. Das ist Gentz gewesen. *Die Feder eines Staatsmannes:* weder ganz Gelehrter, noch ganz Staatsmann; aber so viel von Beiden, dafs er jedes sein konnte.

Mit allen seinen Schriften ist ein Zeitinteresse verknüpft, ja für ihn die Hauptsache, der eigentliche Anlafs des Schreibens gewesen. Deshalb verflog das Interesse der Leser an ihnen mit der Zeitperiode, die sie miterzeugt hatte. Auch seine Beiträge zur Geschichte haben eine starke Beimischung politischer Tendenz und fordern von Haus aus zu vorsichtiger Benutzung auf. Die hohe Kunst, die in der Abfassung jener Schriften wirkte, ist nur den Meistern des Faches vollkommen erkennbar. Politische Schriften werden überdem meist nach ihrer politischen Farbe, nach ihren Resultaten beurtheilt. Die Vollendung der Form aber kann kaum in der Poesie, in der Prosa niemals eine Schrift *allein* halten.

Bei alle dem gehöre ich keinesweges zu denen, die es für ein verfehltes Unternehmen halten, dafs von verschiedenen Seiten her, durch neue Ausgaben der Schriften von Gentz und durch sonstige Erinnerungen an ihn, sein Andenken neu zu beleben versucht wird. Wohl hat man von den gewöhnlichen Tagesscribenten, die von Gentz nicht viel weiter wissen mochten, als was eben in den Zeitungen zu finden ist, hören müssen: es sei nichts Gutes an ihm, als allenfalls seine Prosa; sonst sei nichts bei ihm zu lernen und zu holen. Eine ernstere und gewichtvollere Stimme hat noch strenger geurtheilt: nur die Vergessenheit könne ihn vor der Verachtung schirmen. Eine Stimme, die aber an Eindruck verliert, weil der Verdacht zu stark ist, dafs hier ein alter lange gesammelter persönlicher Groll sich ausschütte und alte Jugendsünden in's Feld führe. Ich halte dafür, dafs die Schriften von Gentz zunächst eine treffliche Schule für den politischen Schriftsteller sind, weil sie, noch abgesehen davon, dafs ihr Vf. ein Meister der Dialektik war, und dafs ihm reiche Hilfsmittel aus Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz zu Gebote standen, vornehmlich mit politischem Geiste, mit dem Geiste des Staatsmannes geschrieben sind. Die Staatswissenschaften aber verlangen das. Sie stehen auf ihrem eignen Boden. Sie mögen von jenen andern Wissenszweigen den gröfsten Nutzen ziehen; aber nicht von dort aus, nur aus ihrem eignen Elemente kann ihre Hauptentwickelung erfolgen. Gerade in Deutschland ist, in Folge der ganzen Natur seines wissenschaftlichen und politischen Bildungsganges, der mindeste Ueberflufs an aus politischem Geiste hervorgegangenen politischen Werken. (Unter politischem Geiste verstehe ich nicht die politische *Tendenz*, nicht das *Streben*, auf das Staatliche zu wirken, sondern den *Geist des Staatsmannes*, das Auffassen der Fragen aus der Natur des Staatlichen und seines Wirkens.) Dem Joh. v. Müller schadete in dieser Beziehung seine historische Gelahrtheit. Bei Andern sieht man mehr den Jünger von Kant, Fichte, Schelling, Hegel, als den Politiker. Wieder Andre tragen die juristische Anschauung auf das Politische über. Am Seltensten werden seit dem letzten grofsen Frieden die aus politischem Geiste geschriebenen Erörterungen über die *auswärtige* Politik, da die innere die Gemüther ungleich mehr in Anspruch nahm und ohnehin ein so grofser Theil von Deutschland ohne bestimmenden Einflufs auf jene ist. Gerade sie aber war es, die Gentz in der zweiten, in jedem Betrachte gröfseren Periode seines Lebens vornehmlich beschäftigte und mehrere seiner Schriften, namentlich die, worin er die Ursachen des Bruches zwischen England und Spanien und die diplomatische Geschichte desselben erklärte, werden immer eine treffliche Musterschrift und Bildungsschule für den angehenden Diplomaten bleiben. Von allge-

meinerer Bedeutung könnten die Schriften werden, in denen er die Vorurtheile und Gemeinplätze der Revolution bekämpft und in der That eine Schärfe der Dialektik, eine Klarheit und wahrhaft zermalmende Kraft des Verstandes dabei entwickelt, wie sie selten gefunden werden. Freilich kann man sagen, alle Schriften, die Tendenzen berühren, sprechen nur die an, die ihre Tendenz darin wieder finden. Jene Schriften haben zu der Zeit, wo sie allgemein verbreitet waren, nicht gewirkt, was sie sollten; denn wie könnten sonst die Thorheiten, die sie anscheinend vernichteten, immer und immer wieder auf dem Markte sich breit machen. Sollte jetzt ein leichterer Sieg zu hoffen sein? Doch gewifs werden die Vertheidiger der Sache, die Gentz verfocht, in seinen Schriften bessere und wirksamere Waffen finden, als deren sie selbst sich zu bedienen pflegen. Auch würde bei Manchem von ihnen durch diese Schriften zur Ueberzeugung werden, was bis jetzt nur Tendenz ist. Dabei hat Gentz den Vorzug, dafs seine Behandlungsweise eine weltmännische ist, dafs er klar, geistreich und anziehend schreibt.

Man hat harte Anklagen gegen Gentz als Menschen erhoben und will uns dadurch gegen den Schriftsteller einnehmen. Doch man fühlte selbst, dafs das Privatleben des Schriftstellers den geistigen Werth seiner Leistungen nicht vernichten kann und behauptete darum noch, auch dieser Werth sei zu unbedeutend, als dafs er es rechtfertigen könnte, Gentz der verdienten Vergessenheit zu entreifsen. Und doch dürfte der eminente Verstand, der in jenen Schriften gebietet, kaum irgendwo als bei Lessing in diesem Grade wiederzufinden sein. Dieselbe Anklage, die Gentz den Menschen so hart betraf, nannte die strahlendsten Namen seiner Jugendzeit als seine Genossen und behauptete nur, dafs er der Schlimmste unter ihnen und seinen Verhältnissen nach mit der gröfsten Unklugheit ihr Genosse gewesen. Sie weckte Jugendsünden auf und legte ihm Zeitübel zur Last. Auf sein weiteres Leben warf sie den Schatten des Verdachts, benutzte Gerüchte, Vermuthungen, Schlüsse und machte ihm selbst seine Todesfurcht zum Verbrechen. Wie manchen Ruhm könnte man auf diese Weise zernichten! Wie hart ist das getadelt worden, wo es auf ganz ähnliche Art gegen Andre, z. B. gegen Joh. v. Müller geschah. Wären sie auch gegründet, jene Beschuldigungen, die man jetzt aus dem Grabe aufweckt, sollen sie schwerer, als gegen so Viele, die sie nicht minder treffen, gegen Gentz wiegen, weil Gentz in andrem Bezuge ausgezeichneter war, als die Vielen? Vieles an jenen Gebrechen wird durch Zeit und Umstände, durch Verhältnisse und menschliche Schwäche entschuldigt. Milde zu üben und Einsicht zu haben in das menschliche Herz sind wir stets berufen. Auch das Richten kann eine Sünde sein, wenn es nicht aus Gerechtigkeit fliefst. Nicht das möchte ich an Gentz dem Menschen am Strengsten tadeln, was man ihm am Meisten vorwirft. Eher dafs auch bei ihm der Verstand die präponderirende, alles Andre zurückdrängende Potenz war und darüber das *Gemüth* in den Hintergrund trat. Auch dabei tadle ich nicht, dafs er sich nicht einem vagen Enthusiasmus für Scheingebilde hingab; sondern dagegen in seinem eminenten Verstand, seiner Erfahrung, seiner Kenntnifs der Menschen und der Dinge einen sichern Schirm fand. Wohl aber, dafs er nicht an die Menschen und die Kraft des Gemüthes glaubte; *in seiner Art auch nur eine opponirende, streitende Natur war, keine schaffende*; in seiner Art auch verdammend war, hart und richtend; die heilige, reine Wärme eines alle Wesen wohlwollend umfassenden Herzens nicht bethätigte; die Welt, die einen Weg suchte, den er mit Recht verwarf, für den er ihr aber keinen besseren gezeigt hatte, aufgab, um nur sich zu leben. Auch in Goethe, mit dem Gentz manche Verwandtschaft hat, ist ein gewisses egoistisches Verschanztsein in sich selbst, eine ewig erkältende, abstofsende Beimischung. Aber Goethe kannte doch jenes Gefühl, er hatte die Kraft, mit allen Regungen des menschlichen Herzens zu sympathisiren und zog sich nur in seine bequeme Sicherheit zurück, weil er keinen Beruf empfand, unmittelbar anstofsend auf die eigenwillige Welt zu wirken. Gentz hatte Groll gegen die Welt und Verachtung der Menschen. Goethe hielt nicht viel von den Menschen, ungleich mehr von der Menschheit, und fühlte für Beide, wenn nicht Liebe, doch Wohlwollen.

Als Abtrünniger dagegen kann ich ihn nicht betrachten; glaube vielmehr, *dafs er sich nur treuer geworden ist, wie er that, was man Abfall nennt.* Ueberhaupt hat man zu bedenken, dafs die liberale *Partei* das literarische Forum in Besitz hat und die öffentliche Meinung bildet, ja sie gemacht hat. Sie entschuldigt eine der ihrigen entgegengesetzte Tendenz

höchstens an Solchen, denen sie die ihrige von Haus aus nicht zutrauen konnte, bei denen Stand und Verhältnisse die Gegenseite offenkundig erklären. Einem Schriftsteller vom Fache, aus bürgerlichen Ständen hervorgegangen und in der Lage, von äufserer Gunst etwas hoffen und erstreben zu wollen, wird sie, wenn er auch von Anfang an gegen sie auftritt, so lange sie irgend kann, eigennützige Beweggründe unterlegen. Niemals wird sie es Abfall nennen, wenn Jemand, der ursprünglich andren Richtungen huldigte, unter dem Einflusse günstiger Zeitumstände, zu ihr übergeht. Aber unbedingt unbegreiflich ist ihr, dafs Einer, der einmal in ihrem Sinne gesprochen, allmälig durch Erfahrung und fortgesetzte Beobachtung belehrt, zu andern Meinungen übergehen könne, und stets wird sie einen Solchen verdammen, verfolgen, als Abtrünnigen betrachten. Und doch ist es gerade bei dem Verständigen und Redlichen so natürlich, dafs er das Seichte, Sophistische in so vielen Gründen, das Phantastische in so vielen Plänen, die unbewufste Verwerflichkeit so vieler Motive, das Jesuitische so vieler Strebungen jener Partei erkenne und sich widerwillig davon abwende. Nur soll er nicht, wie Gentz gethan, zum entgegengesetzten Extrem flüchten, nicht den Zweck verwerfen, weil viele Mittel schlecht, viele Menschen nur eben wie Andre sind. Ich erinnere mich noch, wie betroffen ich war, als im Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts mein Vater, ein im höchsten Sinne des Wortes freisinniger Mann, der in der That mit den edleren Liberalen sympathisirte, bei der Lectüre französischer Kammerverhandlungen äufserte: es ist doch eigen; die Redner der rechten Seite sprechen viel gescheidter, als die der linken, die doch die bessere Sache vertheidigen! Wie oft habe ich später an diese Bemerkung denken; wie oft erkennen müssen, dafs der grofse Hauptzweck über den vielen Scheinmitteln und falschen Wegen vergessen, versäumt, verrathen ward.

Man kann es dahin gestellt sein lassen, wieviel auf Gentz die äufseren Vortheile, die seine politische Carriere begleiteten, gewirkt haben. Es ist ein grofses Unrecht, einen schlechten Beweggrund zu präsumiren, wo bessere bereit liegen. Ich getraue mir zu behaupten, dafs, wenn man Gentz im Dienste Napoleons, oder an der Seite Steins, noch gröfsere Vortheile zugesichert hätte, als ihm von England und Oesterreich winkten, er vielleicht dem nachgegeben und auch dort als Geschäftsmann das Seine gethan, aber niemals mit der Kraft und dem Eifer, die er seiner wahren Ueberzeugung widmete, für Jene geschrieben und dafs er gewifs niemals in den Chorus der Männer des Tages eingestimmt haben würde. Ging er doch weder in die Verblendung der preufsischen Kriegspartei von 1806, noch in den Siegesrausch der Franzosen ein und blieb selbst bei der Begeisterung von 1813 nüchtern. Doch auch das hat man ihm zum Verbrechen gemacht und dem Gemüthe zur Last gelegt, was Verstand und Erfahrung bewirkten. Wie Mancher hat sich damals begeistert, der wahrlich nicht besser als Gentz war! Freilich, wenn er eben so grofs im Gemüth, wie im Verstande gewesen wäre, er würde zwar nicht sich in trunkne Begeisterung vertieft, aber, wie Niebuhr, schmerzlich beklagt haben, dafs man die Tage des volksthümlichen Aufschwunges nicht besser zu benutzen und nicht, wenn auch auf eine verständigere Weise, als gefordert ward, zu belohnen gewufst hat.

Gentz hat *eine* Schrift geschrieben, die sich die liberale Partei mit ziemlichem Rechte zueignen kann: das Sendschreiben von Friedrich Wilhelm III. Auch hier dürfte es sehr leicht sein, nachzuweisen, dafs sich von *der* Anschauungsweise, die die gewöhnliche jener Partei ist, fast keine Spur darin findet; so wenig wie von ihrer Sprache. Er empfiehlt etwas, was auch sie fordert. Aber aus andren Gründen, auf andre Art. Vieles von dem, was er in jenem Sendschreiben gesagt hat, würde er auch in seiner späteren Zeit nicht zurückgenommen haben. Sein Lob der Prefsfreiheit *hat* er zurückgenommen. Nun das Lob der Prefsfreiheit ist dem Schriftsteller, dem jungen Schriftsteller vornehmlich und der Beruf zum politischen Journalisten in sich fühlt, mit England vertraut ist, und zur Zeit der ersten französischen Revolution schrieb, sehr natürlich, wenn er auch sonst den liberalen Principien nicht zugethan wäre. Viele, die das nicht sind, zürnen doch der Censur. Viele, die letztere um keinen Preis aufgeben möchten, gestehen sich das doch nicht ein, geben das „ewige Urrecht" der Prefsfreiheit zu und verschanzen sich wegen ihrer Nichtgewährung hinter kleinliche Nothbehelfe. Das macht, sie ist die Lebenssache der Schriftmeinung.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Schriften von Friedrich von Gentz. Ein Denkmal. Von Gustav Schlesier.

(Schlufs).

Man hat seit langer Zeit nicht anders gehört, als dafs die freie Presse ein Gut sei, und wagt es doch nicht, sie zu verwirklichen. Meine Ansicht von der Sache ist einfach die. Einen Rechtsgrund gegen die Anwendung präventiver Maafsregeln auf den Mifsbrauch der Presse kann ich nicht entdecken. Mit der Redefreiheit ist sie in keine Parallele zu stellen. Gegen diese ist Prävention nicht anwendbar, während sie es bei der Presse ohne alle erhebliche Gene ist und das gedruckte Wort ist etwas ganz Anderes, als das gesprochene oder geschriebene. Der Druck giebt dem Worte Verbreitung, Vervielfältigung und Dauer. Ich glaube auch nicht, dafs die Welt durch die Censur auch nur um *eine* wahrhaft nützliche Wahrheit ärmer geworden ist und dafs die Censur die Menschheit an dem Aufstreben zur wahren Weisheit behindere. Ich läugne ferner, dafs die Prefsfreiheit ihr Gegengift mit sich führe. Denn der Anklage wird überall leichter und lieber geglaubt, als der Vertheidigung und Diejenigen sind stets im Vortheil, die sich am Lautesten an die Leidenschaften und Begierden, an Eigennutz, Herrschsucht, Eitelkeit, Neid und Habsucht des grofsen Haufens wenden. Nur in dem Sinne führt die Prefsfreiheit ihr Gegengift mit sich, dafs sie die politische Presse selbst um ihren Credit bringt und diese zuletzt im *Ganzen* nicht mehr viel wirkt, während sie im *Einzelnen* immer noch schadet. *Bei alle dem wünsche ich dem Staate Glück, der Prefsfreiheit dulden kann.* Weniger um ihrentwillen, als aus andern Gründen. Zunächst ist allerdings auch die Censur eines Mifsbrauchs fähig; besonders bei ihrer zeither gewöhnlichen Einrichtung, für die sich allerdings bessere vorschlagen liefsen. Allerdings wird dieser Mifsbrauch in unsern Zeiten und Staaten nicht zu einem sehr bedenklichen Grade steigen und am Wenigsten der *wissenschaftlichen* Wahrheit Eintrag thun. Wenn etwas gedruckt wird, was nicht gedruckt werden sollte, so *kann* das grofse Nachtheile haben; während sehr wenig darauf ankommt, ob etwas nicht gedruckt werden darf, was allenfalls ohne Schaden gedruckt werden könnte. Indefs wäre es schlimm, wenn die Censoren und ihre Vorgesetzten von letzterem Gesichtspunkte ausgingen. *Hauptsächlich aber ist auch diese Frage, wie alle politischen, nicht isolirt zu betrachten.* Liegt es in dem Principe des ganzen Staatslebens, dafs eine Beschränkung der Freiheit nur im höchsten Nothfalle eintreten kann, dafs man gar nicht darauf ausgeht, alle Mifsbräuche und Mängel zu bekämpfen; eröffnen sich auf allen Seiten des Staatslebens analoge Freiheiten; so wird die Prefsfreiheit nicht ausbleiben, so kann sie ohne grofse Gefahr bestehen, so wird sie in gewissem Betrachte nothwendig sein. Sie wird sich dann aus dem Principe des Staates selbst, wie in England, naturgemäfs entwickeln, nicht als ein politisches Recht, nicht als ein Zugeständnifs, sondern als eine Thatsache. Sie *kann* dann ohne grofse Gefahr bestehen, weil es Ableiter giebt für ihre Gefahren. Die Presse ist weit weniger, wie man gemeiniglich sagt, ein Ableiter für die Gefahren andrer Institutionen; sondern sie bedarf der letzteren, um unschädlich zu werden. Es heifst sehr einfältig von den Menschen urtheilen, wenn man glaubt, sie würden ruhig werden, wenn sie sich nur über Alles aussprechen dürften. Die Presse ist *politisch* ungefährlich, wenn sie nur ein untergeordnetes Element, neben parlamentarischen Gewalten, öffentlichen Gerichten, Associationen und Volksversammlungen ist, und das Volk mit dem Staate so amalgamirt ist, dafs es nicht gegen den Staat opponiren kann, weil es überall in ihm nur sich selbst begegnet. Dann mag die Presse den Nutzen haben, dafs sie *neben* den andern geordneteren und wirksameren We-

gen *auch noch einen*, einen freieren und ungebundneren eröffnet, und auch Denen, die dort keinen Zugang finden, einen Raum giebt, auf dem sie versuchen mögen, was sie etwa wirken können. Aber wo die Preſsfreiheit, mit ihrem wilden, ungebundenen Getreibe, wie ein ganz fremdartiges, Allen ungewohntes Element in ein Staatsleben eintritt, das nirgends etwas Analoges für sie hat, das vielmehr überall einen gemessenen, ruhigen Gang, ein vorsichtiges, gehaltenes Aussprechen, eine strenge Autorität vom Volke geschiedener Behörden, eine sorgfältige Ueberwachung jedes Keimes von Gefahren kennt und voraussetzt und vor jeder Spur von Unmaaſs und Zügellosigkeit zurückbebt: da würde sie entweder in kürzester Frist wieder unterdrückt werden, *oder ihr Eintritt würde den Anfang einer Revolution bezeichnen.* Es spricht sich recht gut auf deutschen Landtagen von der Preſsfreiheit wie von etwas, was man nur so einzuführen brauche und womit nur eben die Censur abgeschafft sei. Die Herren würden sich wundern, wenn sie erfahren sollten, *welche Gewalt, welches gänzlich contrastirende Element* sie damit ins Leben gerufen und wie ihr Staatsleben dagegen bestehen würde. Ich halte nicht viel besonderes von der Preſsfreiheit, aber ich bin sehr für den Staat, in dem sie sein kann. In dem heutigen deutschen Staate kann sie nicht sein.

Doch ich komme von Gentz ab. In jenem Sendschreiben hatte er eine Forderung der Revolution bevorwortet, ohne sich mit dieser zu verbünden, oder mit den Gegnern zu brechen. Vorher schon hatte er in einer Reihe von Schriften die Revolution, im Geiste und zum Theil durch die Worte Burke's, bekämpft, ohne deshalb sich auf die Seite der Contrerevolutionairs zu stellen. Zunächst mag man fragen, wie sich von Abfall reden läſst, wo die ersten Schriften in demselben Sinne sind, wie die letzten Schritte und nur in der Mitte ein einzelner Act, fast nur ein Wort steht, das einer entgegengesetzten Richtung zusagt und dessen Unverträglichkeit mit seinem Systeme Gentz nur in Folge seiner dermaligen Verhältnisse und des Mangels an Erfahrung verkannt hat? — In jenen Schriften selbst steht er natürlich nicht unter dem liberalen Parteibanner, aber allerdings noch in einem Systeme, was vielfältig auf die Principien des Parteiliberalismus geführt hat. Er ist befangen in der Denkweise der damals herrschenden philosophischen Schule. Aber fast nur noch ihre Formen beherrschen ihn; sein Geist ist ihr entwachsen und auf ihrem eignen Gebiete, mit ihren eignen Waffen bekämpft er die praktisch falschen Schlüsse, die man theoretisch richtig aus ihnen gezogen hatte. Theoretisch richtig; denn alle Systeme des politischen und kirchlichen Rationalismus führen bei einiger Consequenz zur reinen Demokratie im Politischen, zum Deismus oder Pantheismus im Religiösen. Viele ihrer Anhänger sind scheu vor diesen Consequenzen zurückgewichen; sie sind bis zu einem gewissen Punkte gegangen; dann blieben sie ängstlich stehen und retteten sich mit irgend einem Nothbehelf, einer Halbheit. Indem Gentz dagegen die Waffen des Systems, mit so viel Eifer und Kraft, gerade gegen seine natürlichsten Folgerungen führte, bewährte er, daſs das System ihm nur angelernt, er selbst aber von Haus aus feindlich von ihm getrennt war. Uebrigens dienen jene Streitschriften zugleich zum schönen und in unsrer Zeit doppelt beachtungswerthen Beweis, wie man bei aller, wahrhaft vernichtender Schärfe der Dialektik, wofür nur an die Beleuchtung der famosen „Erklärung der Menschenrechte" zu erinnern ist, einen solchen Streit ohne Leidenschaft, und gegen einen würdigen Gegner, z. B. gegen Mackintosh, mit hoher Zartheit durchführen kann. — Den Fesseln der Schule entrang sich Gentz mehr und mehr, wie er dem praktischen Leben immer näher trat, und namentlich Oesterreich kennen lernte. Ein neues System gefunden, oder auch nur in ein neues wissenschaftliches System der Politik sich hineingefunden hat er nicht und zog sich nach und nach von der Theorie zurück. Aber einen vernünftigen Grund dafür, daſs man nur die eine Schrift als von seiner Ueberzeugung dictirt, dagegen alle anderen als Producte der Verstellung und Heuchelei betrachten will, sehe ich nirgends; wohl aber zahlreiche Beweise der Aufrichtigkeit seiner politischen Gesinnung. Darin sind namentlich die Briefe an Rahel unschätzbar und deren Mittheilung durch Varnhagen wird höchst dankenswerth. Wie zahlreich sind in diesen die Stellen, wo so recht sein innerer Groll, sein Ingrimm gegen die albernen Phrasenmacher, gegen die Verblendung der Zeit und gegen das Verderbliche von Bestrebungen zum Durchbruch kommt, die um so verführerischer sind, je leichter sie sich vor der Welt und sich selbst mit einem glänzenden Nimbus umgeben. Es war kein Grund, sich gegen Rahel zu verstellen. Die Verstellung würde

sich in studirten, berechneten Erörterungen, nicht in gelegentlichen, der Feder entschlüpften Aeufserungen bethätigt haben. So erinnre ich auch an die famosen Censurstriche in Schneller's bekanntem Werke. Der Censor, der seine Ueberzeugung gefangen gegeben hätte in den Willen seiner Machtgeber, würde sich mit den Strichen begnügt haben. Es gehörte aufrichtige Ueberzeugung, ja Leidenschaft der Ueberzeugung dazu, dafs Gentz sich hinreifsen liefs, die Striche mit einer Polemik zu begleiten, für welche ihm der Gegner keineswegs ebenbürtig erscheinen konnte.

Wir haben ziemlich gleichzeitig zwei Ausgaben von den bekannten Schriften von Gentz erhalten. Die eine, in sechs Bänden von Weick, verspricht die eigentlichen Schriften vollständig, ohne besondere Ordnung, ohne Commentar und Erklärung. Die vorliegende, von Schlesier, auch äufserlich recht lobenswerth ausgestattet, hat in den zur Zeit erschienenen zwei Bänden, denen hoffentlich mehrere folgen, zunächst Manches nachgetragen, was in jenen fehlt, und zusammengestellt, was vorzüglich zur Charakteristik Gentzens beitragen konnte. Der Herausgeber hat eine mit Geist und Takt geschriebene Einleitung vorausgeschickt, in der er an Gentz auf würdige Weise lobt, was zu loben war und ihn gegen manches unverständige Urtheil in Schutz zu nehmen sucht. Ob diese Vertheidigung so recht wirksam sein wird? Ich glaube, Herr Schlesier spricht sich dazu nicht rund genug aus und setzt zuweilen den Phrasen nur eben Worte entgegen. Ich glaube, wenn er auf seine innerste Ueberzeugung hätte hören wollen, so würde er ungünstiger über Gentz geurtheilt haben, als er thut. Es ist etwas Schwankendes in dieser Vertheidigung. Man braucht weder der einen, noch der anderen Seite anzugehören; wenn man die Linie, auf der man zu wandeln hat, nur wirklich gefunden und fest gehalten hat. Doch ein Schriftsteller von so viel Einsicht und so redlichem Willen, wie Herr Schlesier, wird, wenn es noch nicht ganz geschehen sein sollte, diese Linie sicherlich finden. — Ferner ist es ein grofser Vorzug dieser Ausgabe, dafs in ihr den einzelnen Abtheilungen Einleitungen vorausgeschickt sind, die den Leser au fait setzen und auf das Zweckmäfsigste auf die Lecture vorbereiten; so wie Anmerkungen beigegeben, die mit vieler Sorgfalt über alle Persönlichkeiten und Umstände verständigen. Im ersten Theile finden wir zuerst die Briefe an Elisabeth; den jungen, feurigen, schwärmerischen, in den Irrgängen einer schwärmerischen Philosophie sich umhertreibenden Gentz uns vorführend. Doch erkennt man in ihnen schon ein Hervorheben der praktischen Seiten aller Fragen und eine Kraft des Geistes, die bald der Schulfesseln Herrin werden mufste. Damals war er noch strebend und hoffnungsreich. — In diesen Briefen findet sich übrigens die Stelle, die ihm kürzlich auf eine Weise zum Vorwurf gemacht wurde, welche man lächerlich hätte finden mögen, wenn man sich nicht über diese Verdammungssucht hätte entrüsten müssen: wo nämlich Gentz erzählt, dafs er sich im eignen Hause bei einer Mahlzeit den Magen überladen und ein fünfwöchentliches Fieber davon getragen. Warum hat jener Richter nicht die gleich darauf folgende Stelle beigefügt: „Nichts gleicht der, mir selbst unerklärbaren Erschlaffung meines ganzen Selbst während jener unglücklichen Periode, als die Kraft und die Kühnheit, mit der ich in wenigen Tagen alle die Fesseln zerrifs, die mich seit langer Zeit an die Welt gebunden." — Oder die auf derselben Seite unmittelbar vorhergehende, wo er sagt: er habe auf einmal in einer entsetzlichen, aber göttlichen Stunde die alte Wahrheit, die er längst gekannt, wieder gefunden, dafs alles Streben nach Glück umsonst sei, ohne Tugend, Zufriedenheit des Gewissens und Friede und Beruhigung im Herzen? Wahrlich in dem Jüngling Gentz war Stoff zu etwas Edlerem, als er geworden ist. Nicht zu einem Helden des Parteiliberalismus, aber zu einem gröfseren und fleckenloseren Menschen. Indefs die Welt könnte sich Glück wünschen, wenn alle Weltmänner für die Fehltritte, zu denen sie Sinnlichkeit verleitet, durch soviel Kraft des Geistes entschädigten, wie Gentz. — Darauf folgen die merkwürdigen Briefe an Rahel, mit soviel interessanten Andeutungen und Aufschlüssen über Gentz, Personen, Zeit und Umstände. Sie reichen zugleich über die längste Zeit, von 1803—1831. Degout am Leben, nachdem die Sinneslust, kurz vor dem gänzlichen Erlöschen der Kraft dazu, nochmals heftig aufgeflackert, bezeichnet den Ausgang. Der Grund mag in dem liegen, was ich oben gesagt, dafs auch Gentz wohl opponiren, im conservativen Sinne opponiren konnte, aber nicht zu schaffen verstand. Auch war er den neuen Formen, unter denen der alte Kampf wieder auftauchte, vielleicht in seinem Alter nicht mehr gewachsen. — Die Briefe an Pauline Wiesel ergänzen Manches aus den früheren. Natürlich konnte Gentz an Rahel über Mehreres schreiben, als an Paulinen. — Die Briefe an Varnhagen sind gemessen, achtungsvoll, geistreich. Beide Männer standen auf verschiedener Basis. Gentz aber achtete auch die fremde Ueberzeugung, wenn er sie als eine solid begründete und nicht herrschsüchtige erkannte. An James Mackintosh schickt Gentz mehr Abhandlungen als Briefe. Ob der Engländer den Deutschen überall verstehen, ihm überall folgen konnte? Ich achte England und die Engländer bis zur Anglomanie und bewundere ihre praktische Vernunft, ihre natürliche Anschauung, ihre Charaktertiefe und geistige Gesundheit. Aber es ist etwas in ihrem Denken, was sie zwar gegen tausend Krankheiten schützt, aber auch an eine gewisse Beschränktheit in der Speculation bannt. — Darauf folgen Briefe an Rühle von Liliengstern. Lehrreich besonders wegen des richtigen Urtheils, was Gentz über gewisse Vorurtheile in Bezug auf den Einflufs des englischen Handels fällt, welche trotz so vieler Erfahrungen, so grofser Vorschritte der Nationalökonomie und so interessanter Aufschlüsse, wie sie z. B. von Raumer gegeben hat, noch heut nicht verdrängt sind. Das Merkantilsystem mit allen seinen Vorurtheilen wird noch lange unter vielfachen Formen zurückkehren, denn es entspricht einem kurz

sichtigen Egoismus und der Egoismus ist bei den meisten Menschen kurzsichtig. Wer sich zudem ein Bedenken machen würde, in eignen Angelegenheiten dem Egoismus zu huldigen, verläugnet diese Rücksicht, wo es dem vermeintlichen Interesse des Vaterlands gilt. — Die Briefe an Chateaubriand enthalten nur Complimente.

Den zweiten Theil eröffnet das erwähnte Sendschreiben an Friedrich Wilhelm III. Der Herausgeber sagt mit Recht, dafs es doch nicht mehr als eine Jugendarbeit, wenngleich ein Meisterstück politischer Rede gewesen sei, dafs es unter allen Gentzischen Schriften sich des lebendigsten, populärsten und doch dabei fast zweideutigen Andenkens zu erfreuen gehabt, dafs Gentz in seinem zwei Jahre später begonnenen historisch-politischen Journal sichtbar eine höhere Stufe der Entwickelung erstiegen habe. In der That es war ein Meisterstück politischer Rede, aber nicht gerade ein Meisterstück politischen Urtheils, besonders wenn man den übrigen Inhalt desselben, wenn man erwägt, dafs es neben der Prefsfreiheit nichts weiter *aus derselben Kategorie* beantragt, dafs es der Meinung zu sein scheint, es lasse sich neben der Prefsfreiheit das gewöhnliche deutsche Verwaltungssystem ganz ruhig fortsetzen. Als Gegenstück werden nun die Abhandlungen aus den Wiener Jahrbüchern über die Prefsfreiheit in England und über die Briefe des Junius mitgetheilt. Letztere auch ein Meisterstück in classischer Form und Interesse des Inhalts. Sicher nicht ohne Berechnung von Seiten Gentzens mitgetheilt, da hier an einem jedenfalls ungemeinen Beispiel gezeigt wird, welches Gift die Presse gegen achtbare Männer ungerecht zu verspritzen vermöge. Dennoch dürfte die Berechnung falsch gewesen sein. Denn man wird theils durch Junius Briefe in ein ganz andres Staatsleben eingeführt, in dessen Mitte sie sich nicht so befremdend ausnehmen, als sie es anderwärts thun würden; theils sind sie nicht gemein, folglich nicht abstofsend und es gehört schon Bekanntschaft mit Personen und Umständen und Reflexion dazu, um ihre ganze diabolische Ungerechtigkeit zu erkennen; theils liegt es bei ihnen klar vor, daf sie weniger auf die Masse des Volks, als auf die Politiker berechnet waren, dafs sie durch ihre eigne Bosheit ihr Ziel verfehlen mufsten, dafs die in der Sache selbst siegreiche Gegenrede leicht war und dafs kein allgemeiner Nachtheil aus ihnen entstanden ist, noch entstehen konnte. Die Abhandlung über die englische Prefsfreiheit zeigt vortrefflich den damaligen Stand der Prefsgesetzgebung daselbst, wobei jedoch nicht genug darauf geachtet ist, wie Vieles auch davon factisch ex usu gekommen war; die grofse Schwierigkeit einer jeden Prefsgesetzgebung; die Schattenseiten der Prefsfreiheit, die Gentz für ein ernstes, schweres, drückendes Uebel erklärt, dem nur ein in seinen übrigen Lebenstheilen, wenn gleich nicht durchaus gesunder, doch fester und kraftvoller Körper widerstehen könne. Er scheint bei alle dem an die Möglichkeit einer erträglichen Repressivgesetzgebung für die Presse zu glauben, wiewohl er der Prävention den Vorzug giebt. Ich bin im Ersteren nicht seiner Meinung. Ich glaube, dafs jedes repressive Prefsgesetz für die Presse schlimmer und für den Staat doch weniger wirksam ist, als die Censur, und das wahre Wesen der Presse nachtheilig alterirt; wie sie denn in Frankreich zum jesuitischen Werkzeug der Parteien geworden und exclusiver ist, als irgendwo, während doch das Nichtexclusive ihr wahres Lebenselement sein soll. Ich glaube, man soll entweder die Censur haben, oder sich gar nicht um die Presse kümmern, ihr die ungebundenste Freiheit lassen; die Bestrafung solcher Verbrechen vorbehältlich, die, auch wenn sie nicht durch das Medium der Presse begangen worden wären, bestraft werden müfsten. Diesen letzteren Standpunkt kann man aber, wie bemerkt, nur einnehmen, wenn die Prefsfreiheit nur ein Glied in einer ganzen Reihe analoger Freiheiten ist, wie sie, um bestehen zu können, eine alte historische Basis und lange Uebung und ein organisch gegliedertes Volk mit aristokratischen Gewohnheiten, conservativen Neigungen, praktischem Blicke und religiösem Sinne voraussetzen. *Dann* halte ich die Prefsfreiheit nicht für ein solches Uebel, wie Gentz; sondern meine, dafs der Staat nichts Ernstes von ihr zu fürchten und manche nützliche *Ergänzung* der übrigen Institutionen erwarten kann. In England wäre die Censur eine Anomalie. In Deutschland wäre es die Prefsfreiheit; sie wäre der Anfang des Ueberganges zu einem dem bestehenden ganz entgegengesetzten Systeme und dieser Uebergang würde hier mit dem am Meisten ungeregelten und tumultuarischen Mittel begonnen.

Ferner bringt der zweite Theil den bekannten interessanten „Beitrag zur geheimen Geschichte des Anfangs des Krieges von 1806." Sodann die österreichischen Manifeste von 1809 und 1813. Beides Musterschriften; auch deshalb, weil sie ihrem Zwecke entsprechen, ohne in die Fehler der Gegner und der Parteien zu verfallen; ohne Phrasen zu gebrauchen, aus denen sich Consequenzen entwickeln liefsen, die man nach dem Siege zu bekämpfen hätte. Sie sagen das Rechte; nicht zu viel; sie ruhen auf Wahrheit. Auch haben selten liberale Volksredner mit dem Schein so viel wahrer Liebe zum Volke, mit so ernster, würdiger Haltung und mit solcher Verläugnung eines unanständigen und leidenschaftlichen Hasses zu sprechen gewufst, wie hier Gentz. Der Liberalismus der Meisten hat sein Element ganz und gar in Hafs und Feindschaft, statt dafs er es in Liebe haben sollte. Noch folgt der Aufsatz über die Declaration der acht Mächte gegen Napoleon und der über den zweiten Pariser Frieden und gegen Görres; mit welchem letzteren Aufsatz Gentz mit den zeitherigen Bundesgenossen brach. Von da an datirt die Wirksamkeit, die bei der Partei seine früheren Verdienste bis auf die Erinnerung verlöschte. Dabei hatte Gentz im Einzelnen Recht, aber nicht im Ganzen und es ist allerdings damals auf allen Seiten versäumt worden, was ein edleres und gesicherteres Volksleben begründen konnte. Der damalige Aufschwung hatte etwas Reines und Edles, das die Wiege des Herrlichsten werden konnte. Bülau.

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

XLI.

Institutiones linguae prâcriticae scripsit C. Lassen, Ph. Dr. Prof. P. E. etc. Bonnae ad Rh., 1837.

Da der Unterzeichnete selbst Verfasser einer im Anfange des Jahres 1836 erschienenen Prâkritgrammatik ist, so übernimmt er, indem er nicht ohne Widerstreben und darum erst nach langem Zögern zur Anzeige des Lassen'schen Werkes schreitet, freilich die Verpflichtung, über das Verhältnifs beider Bücher zu einander zu urtheilen. Denn Entscheidung *der* Frage, inwiefern Hr. Prof. Lassen den vor ihm von Anderen erreichten Stand unserer Kenntnifs des Prâkrit erweitert und vervollkommnet habe, wird man hier zunächst erwarten; als Mafsstab für die Vergleichung dürfte sich aber nichts Anderes darbieten, als die gedachte Schrift des Referenten.

Es leuchtet zuerst ein, die eigenthümliche Verschiedenheit der beiderseitigen Behandlungsart ist meistenstheils Folge von den verschiedenen Quellen und Hilfsmitteln, welche beiden Verfassern zur Benutzung freistanden: wir beginnen daher mit einer näheren Erörterung dieses Punktes. Während Ref. in fast gänzlicher Ermangelung anderer Hilfsmittel einzig und allein auf die Prâkritstellen und deren Sanskritübersetzungen gewiesen war, welche in 7 bis 8 indischen Schauspielen in einem, man kann nicht sagen kritischen, Zustande vorhanden sind, sah Hr. Lassen glücklich genug sich den Zugang zur Benutzung kritischer Hilfsmittel, insbesondere aber zu einem unverächtlichen Schatze alter Grammatiker geöffnet, die schon unter den Indern über Prâkrit geschrieben haben. An Alter und Auctorität an der Spitze steht und gilt Hrn. Lassen instar omnium der schon durch Colebrooke's und Wilson's Erwähnung berühmte Vararuc'i, dessen hier ungefähr zur Hälfte mitgetheiltes Prâkritmondlicht zum guten Glücke durch die geistentzückenden Scholien des Commentators Bhâmaha aus der Dämmerung heraus in ein helleres Licht gestellt wird. Ueber die Lebensverhältnisse und das Alter des Vararuc'i hat Hr. L. leider nichts Sicheres ermitteln können. Hieran schliefst sich um 1250 p. Chr. des Hêmac'andra Grammatik, deren letztes Cap. von Prâkrit handelt. Die von Hrn. L. benutzte Handschrift ist indessen so mangelhaft gewesen, dafs er nicht entscheiden konnte, ob hier eine neue selbstständige Arbeit oder nur eine Erklärung der Bestimmungen des Vararuc'i vorliegt. Von gröfserer Wichtigkeit ist also ein anderer kurzer Abrifs über Prâkrit, dessen Verf. Kramadîçvara genannt. Dieses Werk benutzte Hr. L. in einer von dem jüngst verstorbenen franz. Gelehrten Jacquet mitgetheilten Abschrift. Auch Kram. schliefst sich so enge an Vararuc'i an, dafs seine Grammatik nicht wenig zur Emendirung und Erklärung des letzteren beiträgt. Ein vierter Grammatiker, Râmatarkavâgîça ist schon voll der kleinlichsten Spitzfindigkeiten jüngerer Zeit; er nennt seine Grammatik Prâkritweltbaum, und fährt in diesem Bilde fort, die Abschnitte Zweige, die Capitel Bouquets, die Paragraphen Blumen zu nennen. — Aufser in der Einleitung, der wir diese Notizen entnehmen, finden wir den 2ten und den letztgenannten Grammatiker kaum erwähnt; Hr. L. folgt zumeist dem Vararuc'i und dem Kramadîçvara.

Was hiernach die Schauspiele der Inder anbetrifft, so konnte Hr. L. bei seinem früheren Aufenthalte in London und Paris nicht blofs manche Mss. zu ihrer Emendation benutzen, wie ihm denn auch Brockhaus und Stenzler aus ihren Collationen mittheilten, sondern er befand sich auch im Besitze eines neuen jungen zwar doch nicht ganz unwichtigen Schauspiels Dhûrtasamâgama, welches uns so eben von demselben Gelehrten in seiner Anthologia sanscritica veröffentlicht worden ist.

Bei einem solchen Vorrathe von Quellen und Hilfsmitteln liefs sich allerdings Ausgezeichnetes erwarten, zumal Hr. L. schon vor 14 Jahren, wie uns der 1824 mit Burnouf gemeinschaftlich herausgegebne Essai sur le Pali verhiefs, den Gedanken hatte, eine Prâkritgrammatik zu schreiben.

Liefs sich für die sprachwissenschaftliche Erklärung des Prâkrit auch kein unmittelbarer Gewinn aus der Einsicht der Originalgrammatiker hoffen, so war es dagegen denkbar, dafs sie den Blick über diese Sprache erweitern und uns eine reichere Fülle an Formen und Bildungen darbieten würden, als die aus einer verhältnifsmäfsig gewifs grofsen Anzahl erhaltenen 8 Dramen; insbesondere aber war es folgender Punkt, über den ein anderswoher nicht wohl zu erlangender Aufschlufs von dieser Seite zu erwarten stand.

Das Prâkrit, wie es uns in den Dramen der Inder vorliegt, zeigt ein unstätes Hinundherschwanken nicht blofs in der Schreibweise, indem eine und dieselbe Bildung bald so bald so geschrieben wird, sondern es enthält eine grofse Fülle von Formen und in den einzelnen Formen wieder so mannigfaltige Variationen und Abstufungen, dafs wir dieselben, da ihnen Wahrheit im Allgemeinen nicht abgesprochen werden kann, unmöglich blofs auf Rechnung späterer Abschreiber setzen, aber auch nicht annehmen dürfen, dieselben möchten ganz in der friedlichen Eintracht, in der wir sie hier neben einander auftreten sehen, im Leben und in der Wirklichkeit bestanden haben. Das gröfste Schwanken endlich und die meiste Inconsequenz zeigt sich in dieser Verbindung oder Vermischung der unleugbaren Unterschiede des Prâkrit bei der Anwendung und Vertheilung derselben auf die verschiedenen Charactere der Schauspiele. — Hiernach würden der Prâkritgrammatik, abgesehen noch von der sprachwissenschaftlichen Erklärung jeder einzelnen Bildung, folgende Fragen anheimfallen: 1) Was gehört in unseren Texten nicht der Sprache, sondern der Unkritik der Abschreiber u. s. w. an? 2) Wenn dieser fremde, sei es auch nur in der Schreibweise vorliegende Bestandtheil ausgeschieden, und das Prâkrit mit seinen wirklichen Verschiedenheiten ermittelt ist: Woher diese Verschiedenheit? Wie begreift sie sich? Ist sie nur eine zeitliche? oder 3) ist sie eine örtliche? Und wie mufs dann das Prâkrit in örtlich getrennte Dialecte gesondert werden? und wie heifsen diese letzteren, in welchen Gegenden waren sie heimisch? 4) Wie vertheilen die Dichter diese Dialecte in den Schauspielen, welcher Person geben sie diesen, welcher jenen?

Sämmtliche Fragen, welche die um kritische Wiederherstellung ihrer Quellen, d. h. der indischen Schauspiele bekümmerte Prâkritgrammatik als eine Disciplin der indischen Philologie allerdings sich aufwerfen mufs, sind dem Ref. durchaus nicht gleichgiltig gewesen, nur war er einer anderen Meinung als Hr. L., der von ihrer Lösung die Vollendung der Prâkritgrammatik gleichwie die Kritik der Texte abhängig zu machen geneigt ist. Freilich wird das Verhältnifs dadurch ein besonderes, dafs Ref. sich auch selbst die Möglichkeit ihrer Lösung abgeschnitten sah, wogegen Hr. L. mit Hilfe der Originalgrammatiker diese Fragen einigermafsen entscheiden zu können glaubt.

Ref. verfuhr nun in Betreff dieser Punkte wie folgt: Erstlich: Diejenigen Unregelmäfsigkeiten, welche auf einer falschen späteren Schreibart zu beruhen scheinen konnten, ergaben sich durch den bei der Vergleichung gewonnenen Gegensatz des Gemeingiltigen wie von selbst, und wurden allerwärts direct oder indirect in und mit dem Gange der Darstellung als das was sie wirklich sind, als Ausnahmen dargestellt. Das genügte. Alle das aber zu verdammen, was verdächtig s c h i e n, hütete ich mich geflissentlich, weil die volksmäfsige Natur des Prâkrit die gröfste Mannigfaltigkeit zu begünstigen, selbst ein ausnahmsweises Vorkommen fremdartiger und mehr sanskritischer Laute und Formen nicht zu verbieten schien. Ich gebe aber zu, dafs ich, ohne gewaltsam zu werden, hier etwas kühner verfahren durfte. Zweitens: In der sonstigen und wirklichen Verschiedenheit des Prâkrits ö r t l i c h getrennte Dialecte anzunehmen, wäre mir nicht schwer geworden, hätte ich darüber nur unzweifelhafte Zeugnisse zu Handen gehabt. In Ermangelung dieser — woher die Namen nehmen, woher entscheiden, was diesem, was jenem Dialecte zukomme? Gesellten sich hiezu Zweifel, ob es wohl denkbar sei, dafs die Dichter selbst, Männer wie Kâlidâsa u. A., eine so genaue Kenntnifs der verschiedenen Dialekte besafsen, um sie consequent, wie sie im Leben geschieden waren, in ihren Gedichten nach den einzelnen Chraracteren auseinander zu halten, so glaubte ich sicherer zu gehen, wenn ich die Mannigfaltigkeit der Formen lieber als eine zeitlich entstandene ansah, den ganzen Vorrath also zusam-

menwarf und, unbekümmert um Namen, seinem historischen Gewordensein und seinem Verhältnisse zum Sanskrit nach zu entfalten und zu begreifen suchte. Bei diesem Verfahren, dem einzig erlaubten, für meine meist sprachlichen Zwecke aber vollkommen genügenden stellten sich ohnehin mit ziemlicher Deutlichkeit zwei gröfsere Prâkritarten heraus, von denen die eine als vulgaris die andere als rudior und barbara bezeichnet ward. Drittens: Nach dem so gewonnenen Unterschiede hätte sich die Verwirrung beider Arten in den Texten, wo sie vielfach durcheinander laufen, wohl etwas heben lassen, wäre dazu nur in der Grammatik der passende Ort gewesen. Die eine darüber vorhandene Angabe des Sâhitjadarpana schien mit ihren 14 Dialecten, die sie unter die Personen eines Schauspiels vertheilen lehrt, doch ein wenig zu künstlich, um sie da wo sich im Ganzen wirklich nur zwei Stufen zeigen, anwendbar zu finden. Wir bemerken aber gleich, dafs eine solche Ausdehnung sich zwar auch bei dem Gr. Râmat. findet, dessenungeachtet aber nicht für die gewöhnliche Ansicht der Inder genommen werden darf.

Welche Dialecte nehmen die Grammatiker an?

Die von Hrn. L. benutzten Gr. sind sich in dieser Beziehung keineswegs einig, zeigen vielmehr eine nicht unbedeutende Verschiedenheit. Und zwar je später sie sind, desto mehr Dialekte unterscheiden sie, als ob einer dem andern es an Trennen und Zufügen habe zuvorthun wollen. Die älteren statuiren 4 oder 6. Vararuc'i spricht nur von vieren: dem vorzugsweise so genannten Prâkrit, Çaurasênî, Mâgadhî und Pâiçâc'î; Hêmac'andra fügt 2 hinzu, nämlich C'ûlika-Pâiçâcî und Apabhrança. Ebenso Laxmîdhara im Schadbâschâ C'andrikâ. Dazu kommen bei Spätern Arddhamâgadhî d. i. ein unreines Mâgadhî, und die Dialecte Çakârica, Çâbarica, C'andâlica, Abhîrica, die dem Mâgadhî verwandt sein sollen u. A.

Soviel über die Namen. Hr. L. hat einen grofsen Fleifs auf die Entwirrung dieser Angaben gewendet, und wir können uns hier der Leitung des im Gebiete indischer Philologie trefflichst bewanderten Gelehrten sicher anvertrauen, bedauern nur, dafs er seiner Darstellung selbst nicht den erforderlichen Grad der Uebersichtlichkeit zu geben vermocht hat. Wenigstens müssen wir hier was wir brauchen von allen Ecken und Enden zusammensuchen.

Ueber die Vertheilung der Dialekte in den Schauspielen spricht Vararuc'i gar nicht, das ist wichtig, da er hier auf den meisten Glauben Anspruch hatte. Dagegen behandelt er sie in besonderen Capiteln, und sucht die lautliche und grammatische Eigenthümlichkeit anzugeben; ja er bringt sie in ein gegenseitiges Verhältnifs zu einander, indem er die Pâiçâc'î und Mâgadhî von dem Çaurasênî-Dialecte ableitet, diesen aber theils als gew. Prâkrit ansieht, theils neben ihm auf das Sanskrit zurückführt. Die Sache scheint von Wichtigkeit zu sein, weil der Grammatiker dabei die Oertlichkeit allerdings aufser Acht läfst, und nur das formelle Verhältnifs zum Skr. oder gewöhnlichen Prâkrit berücksichtigt, dessenungeachtet, dafs die Namen zum Theil auf alte Provinzen hinweisen, wie denn auch Hr. L. dargethan hat, dafs unter Prâkrit im strengsten Sinne das Mâhârâschtrî verstanden sei. Wenn wir nicht leugnen, dafs in der Wirklichkeit diese und viele andere Dialekte in Indien nach den einzelnen Gegenden getrennt bestanden haben, so kommen wir hier doch noch einmal auf den obigen Zweifel zurück, ob sich den Dichtern überall eine so genaue Kenntnifs dieser Verschiedenheiten zutrauen lasse, um darauf die besonderen Namen zu gründen? Dazu hat man wohl keinen hinreichenden Grund; und wenn ich recht sehe, liegt der Beweis grade in der Verschiedenheit der bei den Gr. vorfindlichen Angaben, die offenbar die Absicht mitbrachten, die in den Dramen angewandten Redeformen zu benamsen und so wie es ihnen beliebte, oder ihre Kenntnifs der Volks-Dialekte es zuliefs, zu rubriziren. Wie hätte doch die Verschiedenheit bei diesem Verfahren entstehen können, wenn die Sprache in den Schauspielen stricte nach der örtlichen Trennung in Mâgadhî, Caurasêni, Pâiçâc'î u. s. w. getrennt war. Ich nehme also an, dafs diese örtlichen Namen erst später, je nachdem die Gr. diese oder jene in der Sprache der Schauspiele wieder zu finden glaubten, hereinkamen, dafs die Dichter selbst aber eine zweifache oder wenn man das Sanskrit mitrechnet eine drei-, vielleicht auch vierfache Redeweise im Leben fanden und darnach und wie der Sprach-Charakter den handelnden Personen angemessen schien, in ihren Schauspielen anwandten. Diese 2, 3 oder 4 Stufen der Rede waren erstlich die feinere und höhere Gelehrtensprache, zweitens die daneben bestehende Vulgärsprache in ihrer gewöhnlichen Gestaltung, drittens eine

rauhere und verwilderte Art, wie sie sich etwa auf dem Lande oder sonst in den rohsten Classen findet, und viertens wenn man will ein mixtum compositum. Diese vier Variationen zeigen sich noch heute bei uns, nicht nach verschiedenen Gegenden, sondern neben einander überall, wo eine Volkssprache neben der der feiner gebildeten Stände wirklich Leben und Bestand hat; rechnet man die erste als keinen Dialect sondern als Hauptsprache ab, und ferner die vierte als ein wandelloses Unding, das etwa in den Uebergangsstufen zum Vorschein kommt, so behalten wir zwei Hauptdialekte, etwa einen städtischen und einen ländlichen. Diese meine Ansicht, welche der vor Jahren ausgesprochnen noch im Ganzen gleich ist, gewinnt rücksichtlich des Pràkrit als der scenischen Sprache der Inder dadurch einige Bestätigung, dafs in den Benennungen ihrer Theile und Abstufungen die technischen Namen neben den provinziellen einhergehen. Indem ich nun jene allgemeinen für die für unsere Redeweisen einzig passenden halte, scheinen mir die S. 32–33 aus Kàvjac'andrikà und aus Kàvjadarça angezogenen Stellen der Wahrheit am nächsten zu kommen, welche beide darin ganz übereinstimmen, dafs sie die scenische Sprache viertheilig aus Sanskrit, Pàkrit, Apabhrança und Miçra bestehen lassen. Somit kämen wir denn, da Sanskrit eben die feinere Gelehrtensprache ist, Pràkrita aber die ihm gegenüberstehende aus ihm abgeleitete Vulgärsprache, Apabhrança jede rohere Sprechart bedeutet, Miçra endlich ein Gemisch — wiederum zu unseren 4 oder 2 Unterschieden zurück. Nun ist es leicht begreiflich, dafs die Sprachen einzelner Districte vorzugsweise mit diesen Namen belegt wurden, und darum auch wechselsweise in die Stelle jener eintraten, auch bei spitzfindiger Sonderung neben ihnen angewendet wurden. So ward nun Màhàràschtrî gleichbedeutend mit Pràkrita, d. h. es bezeichnete Pràkrit κατ' ἐξοχήν gleich dem blofsen Pràkrit, wo es dem Apabhrança entgegengestellt ward. Für Apabhrança (und bei Hemac'andra auch daneben) kam dann der Ausdruck Pàiçàc'î in Gebrauch, von dem ein C'ulikapàiçàc'î unterschieden ward u. s. w. Die allgemeine Eintheilung des Vararuc'i spricht nicht hiegegen, obwohl wir gar nicht mit Hrn. Lassen der Ansicht sind, dafs Var. uns die Sprache der Schauspiele lehre, oder gar aus ihr geschöpft habe. Aber angenommen dieses Letztere, so fallen Var. 4 Sprachen in zwei Theile zusammen, indem er, winzige Unterschiede abgerechnet, das Çàurasênî für gleich mit dem Pràcrita κατ' ἐξοχήν (oder dem Màhàr., welches hier ebenfalls unter Pr. schlechthin verstanden sein wird) erklärt, das Màgadhî aber und Pàiçàc'î gemeinschaftlich aus dem Çàurasênî ableitet. — Nun wäre hübsch, wenn wir zur Vergleichung mit diesen Resultaten einige Dutzend indischer Dramen mehr besäfsen; indessen könnnn wir uns nur an das halten was wir besitzen, und hier braucht es glücklicher Weise nicht mehr meines Urtheils, da wir Wilsons und Hrn. Lassens Urtheil vor uns haben. Beide Gelehrte stimmen nun darin überein und der Letztere lehrt S. 33 ausdrücklich, dafs praeter praecipuam Pràcriticam, Màgadhicam et Çaurasênicam (s. oben; das letztere gehört zu dem, was hier Pr. praecipua genannt ist) exempla tantum quaedam Pàiçàc'ici et Apabhrançici (die Var. nicht scheidet) sermonis satis rara in fabulis a nobis possunt indagari, so dafs wir also hier, diese seltnen meist nicht zweifellosen Spuren abgerechnet, zum letzten Male wiederum nur eigentlich zwei Unterschiede finden.

Soviel über die Pràkritgrammatiker der Inder und das Verhältnifs ihrer Satzungen zu den Indischen Dramen. Es braucht nun nicht erst der Versicherung, dafs wir uns entschieden gegen die von Hrn. L. in seinem Buche durchgeführte Ansicht aussprechen müssen, welche wenn es uns gelungen ist derselben vollkommen habhaft zu werden, etwa in folgenden Hauptpunkten besteht: Für unsere Kenntnifs des Pràkrit (aber, wohl zu merken! immer des Pr. der Dramen) sind die Grammatiker Hauptquelle: sie und namentlich Vararuc'i lehren uns dasselbe, es mufs also nach ihren Angaben nicht blofs rücksichtlich der Schreibart, sondern selbst in seinen Bildungen eingerichtet, und in Dialecte geschieden werden. Mifslich sei es zwar, dafs die Grammatiker sich selbst am wenigsten in ihren normgebenden Vorschriften einig seien, ferner, dafs die vorliegenden Texte eben nur einige Unterschiede erkennen lassen, ohne sie genau auseinander zu halten, aufserdem aber in so unzähligen Punkten von den Lehren jener abweichen."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Institutiones linguae prâcriticae scripsit C. Lassen.

(Fortsetzung.)

„Indessen könne das keinen wirklichen Einwand begründen, da es theils auf Rechnung der Subtilität und absichtlichen Uebertreibung späterer Techniker komme, theils der Schuld und Unkenntnifs der Abschreiber u. s. w. beizumessen sei. Die Critik müsse sich ins Mittel schlagen und werde, wenn sie nur nicht scheue, dieser im Ganzen unleugbaren Annahme gemäfs die Angaben der Gr. mit sich selbst in Einigkeit zu bringen, ferner dem Pr. praecipua z. B. das was ihm fehlt oder was es gegen die Lehre der Gr. hat, zu geben und zu nehmen, endlich die untergeordneteren Dialecte da wo sich Spuren derselben in einzelnen Lauten oder Formen zeigen, nach der Angabe der Gr. herzustellen, — dann werde die Critik die Texte wieder auf den Stand zurückführen können, in dem sie ursprünglich vorlagen.

Allein Hr. Lassen scheint bei seinem kritischen Bestreben selbst zuweilen in die Enge gerathen zu sein, und Ref. mufs es in der That, um nicht auf ein ähnliches Verfahren zu verfallen, preisen, dafs ihm bei seiner Gr. diese Hilfsmittel nicht zugänglich waren, mag auch Hr. L. nun allem Anscheine nach des Glaubens sein, Ref. habe just so wenig eine Pr. Gr. geschrieben, als sich solche ohne die Kenntnifs der Originalgr. überall schreiben lasse. — Dafs die Critik bei einem solchen Verfahren ihre letzte Aufgabe löse, wir meinen die, ein literarisches Denkmal möglichst auf die erste Gestalt, die der Verf. schuf, zurückzuführen, hat uns nicht einleuchten wollen; und es darf hier nicht verschwiegen werden, dafs Hrn. Lassens ganzes Verfahren eigentlich auf den Satz sich stützt, Vararuci habe uns die scenische Sprache der Inder nach ihren Schauspielen gelehrt, der nichts weniger als erwiesen ist. Selbst bei den späteren Grammatikern bliebe doch die Frage zu untersuchen, ob sie uns die scenische Sprache, wie sie sie gebraucht fanden, gelehrt, oder ob sie uns dieselbe so wie sie ihrem Gutdünken nach gebraucht werden sollte, vorgeführt haben? Hier dürfte sich die ganze Verschiedenheit ihrer Angaben mit einem Schlage und natürlich erläutern, wenn man noch hinzunimmt, dafs nach der Verwechselung der Namen und darnach, wie die einzelnen Redeweisen diesem oder jenem Provinzialdialecte sich am meisten näherten, je nach des Einzelnen Kenntnissen nicht mehr von jenen, sondern von diesen selbst gehandelt ward. Auf die Sprache der Schauspiele weiset Vararuci aber mit keiner Silbe hin, sondern er lehrt lediglich die Eigenthümlichkeiten 1) des Pr. κατ᾽ ἐξοχήν oder des Mâhârâschṭrî, 2) des Mâgadhî, 3) des Pâiçâcî und 4) die Abweichungen des Çâurasênî von dem ersten. Dafs er hiermit, wie es ihm als Grammatiker wohl geziemte, die wirklichen Provinzialdialecte habe beschreiben wollen, ist mir fast zur Gewifsheit geworden, und dafs er es in der Absicht gethan, den Dichtern für die in den Schauspielen anzuwendenden zwei Redeweisen vielleicht bestimmtere Muster vorzuhalten, also für das gewöhnliche Prâkrit das Vorzüglichste und Entschiedenste, das Mâh., und Çâurasênî, für das Apabhrança aber Mâgadhî und Pâiçâcî, dafs ist mir nicht unwahrscheinlich — aber das ist auch Alles was ich mit gutem Willen und Gewissen zugeben kann. Ueber das Miçra schweigt Vararuci natürlich ganz, sei es, dafs er es nicht in der Wirklichkeit und landschaftlich fand, und also nicht anerkannte, oder dafs er Jedem überliefs, diese Mischung, für die Andere ein Quantum Mâhârâschṭrî und ein Quantum Mâgadhî bewilligen, nach Belieben vorzunehmen mit den Bestandtheilen der einzeln beschriebenen Dialekte.

Hiemit beschliefsen wir den ersten Abschnitt un-

serer Critik, oder die Frage nach dem Verhältnisse der Grammatiker zu unseren Prâkrittexten, und wenden uns zweitens zur Betrachtung dessen, was uns Vararuc'i lehrt. Man würde mich gänzlich mifsverstehen, wenn man mir über diese Lehren eine geringschätzende Meinung unterlegte, es kann alle das, was neu und wichtig darin scheint, nicht leicht Jemandem interessanter gewesen sein, nur dafs es mir diesen Reiz nicht sowohl in Bezug auf die Sprache der indischen Schauspiele hat, sondern um sein selbst willen, als sprachliche Erscheinung, in seinem Verhältnisse zum Sanskrit. Auch soll hier ausdrücklich zugestanden werden, dafs die Erklärung des scenischen Prâkrit, selbst da, wo dasselbe abweicht, vielfach von hier aus gefördert werde. Man ist Hrn. Lassen demnach zu grofsem Danke verpflichtet für die Mittheilung und Erklärung des Vararuc'i, dessen Eigenthümlichkeiten ein sorgfältiger Index leicht überblicken läfst. Indem der Verf. dem Var. aber unter die Arme greift und das, was dieser in seiner rein empirischen Weise der Anreihung nicht erklärt, oder verwirrt, zu berichtigen bemüht ist, hätten wir hier und da etwas mehr Schärfe und Strenge gewünscht. Die dritte Regel des Vararuc'i spricht vom Uebergange des *a* in *i* und führt die Beispiele isi, pikka, sibina, ingâla, vidisa, viana, muinga an, wozu anderwärts noch tittha und ghisai kommen, entsprechend den sanskr. Wörtern ischat, pakva, svapna, angâra, vêtasa, vjag'ana, mridanga, trasta und grasati. Die letzten beiden Formen könnte man durch trisch und ghrisch zu erklären versuchen, oder was die Asp. gh anbetrifft, wenigstens an ghas erinnern. Deutliche Schwächungen liegen vor in ingâla, muinga, pikka, in denen die geschlofsne Silbe dieselbe begünstigt. (Vielleicht denkt man auch bei dem lat. pinguis lieber an pakvas, mâhâr. pikko, als an bahu.) Mri. 157,2 will Hr. L. pikka lesen, gleichwohl edirt er selbst Dh. Sam. 86, 6 pakka; Mri. 17, 13 in einer Stelle, die er zwar im reinen Mâgadhî schreiben will, selbst angâla und duldet endlich vedasa für vidisa mit den Herausgebern unserer Texte. Bei Wörtern wie vidisa für vêtasa könnte nur die Etymologie zu einer näheren Entscheidung führen; i und d zeigen sich schon in dem gleichbedeutenden sanskr. vidula (Wils.); ebenso endlich bei isi, welches auch M. R. 16 durch ischat erklärt ist, aber in Wahrheit wohl auf eine andere Form zurückzuführen ist. Das Schwanken in der Quantität des ersten i zeigt sich ebenso bei sanskr. ischika und ischira. Ueber sivina bleiben wir bei unserer früheren Ansicht (= suvina, weil die W. als suv anzusetzen ist) gegen Varar., der es = sabina = svap-ina fasst, und stimmen demselben so wenig als Hrn. Lassen rücksichtlich der Erklärung von viana = vjag'ana bei, dessen Annahme, viana sei = vija(g'a)na gänzlich unstatthaft scheint. Denn die Trennung des vja- in vija- zugegeben, kann man doch die ganze Silbe g'a nicht ausfallen lassen; aber es bedarf dessen um so weniger, da vi- mit Var. aus vjaentstehen kann, oder viana neben vjag'ana auf W. vig' zurückzuführen ist, wovon auch lat. vexillum. — Ein anderer interessanter Fall, wo Hr. L. den Ausfall einer ganzen Silbe statuirt, ist das skr. Wort badara: der Grammat. sagt (a wird) ô badarê dêna, d. h. nach dem Scholiasten: badaraçabdê dakârêna sahâder ata ôtvam bhavati : bôra, also badara wird zu bôra, indem ô an die Stelle des ersten a und da tritt. Da diefs nun keine Erklärung ist, so meint Hr. L., die Silbe da ausfallen lassen und einen zendischen, im Prâkrit aber, wie er selbst sagt, wohl unerhörten Einflufs des b auf a annehmen zu dürfen, so dafs bôra für bara stände. Viel einfacher und natürlicher scheint mir, wenn man badara zu badura und dann durch die Mittelstufe baura zu bôra werden läfst, nach Analogie des môra = majûra, c'ôtthi = c'aturthî, wozu Var. noch môha = majûkha fügt. Vielleicht erklärt sich von hier aus das bei Wilson angeführte aber als Sskr. verdächtigte vôra, a sorte of pulse. — Merkwürdig sind noch die Var. 1, 35 und 41 angeführten Beispiele der Auflösung eines âi in a-i, und des âu in a-u; wichtiger, aber nur der Kritik entbehrend, reg. 5, in der uns deutliche Beispiele eines durch folgendes i umgelauteten a gegeben werden: ac'êra = âçc'arja, pêranta = parjanta, sundêra = sâundarja u. s. w., so dafs nun die von mir §. 172 zu Ende angedeutete Erklärung der Prâkritformen kêttia etc. = kati-ka als die richtigere von Hrn. L. billig vorgezogen wird. Var. Form ukkêra führt Hr. L. richtig auf utkarja und nicht mit dem Schol. auf utkara zurück, wir stimmen ihm und Var. aber nicht bei, dafs auch sêg'g'a = çajja und têraha = trajôdaça hicher zu rechnen seien, indem wir ersteres lieber als sêg'a = çai-ja, und das andere als tê-raha = tai-daha, tai-raha fassen, also als Contraction des ai zu ê.

Mehr des Neuen findet sich bei den Consonanten,

von dem wir nur Weniges herausheben: z. B. Uebergänge des b, und p in m, des m in v, des surden ph in sonores bh; Aspirirungen vielleicht in Folge nahestehender Laute r, s etc., des k zu h (wo wir eine Mittelstufe kh anzunehmen hätten) des p zu ph, t zu h, das Hr. L. auch aus th erklärt, z. B. in bharaha = bharata; wenn wir nicht irren, kommt in unsern Dramen irgendwo einmal bhâlidha vor. Hieran reihen wir einige merkwürdige Umspringungen des h, welches eine nahestehende Media in die Aspirate verwandelt, als Bestätigung meiner von pr. dhag'g'adi, ghara, ghenhadi, dhida? u. a. gegebenen Erklärung, so die Form bhaapphaî für brihaspatis (bhaa = baha) und etwa kethaba = kaitabha, die wir bei Hrn. L. ähnlich erklärt finden, vielleicht auch bhisinî = bisinî, nur möchten wir hier lieber bhiinî (= bihinî = bisini) setzen: Var. lehrt blofs, in visinî (oder bis.) wird v zu bh. Als Dissimilationen in dem Sinne den Pott mit diesem Worte verbindet, habe ich anderswo schon nôhala und nangala = lôhala und lângala angeführt; die Umstellung, welche kanêru = karênu u. a. zeigen, ist mir um deswillen interessant, weil eben darauf unsere heutige Aussprache des alten Vârânasî beruht, nämlich Benares. Merkwürdige Assimilationen sind rukma : ruppa und besonders guhjaka und madhja zu gusfaa und masfa, so dafs wir hier das Verhältnifs des lat. medius : μέσος, Hom. μέσσος wiederfinden. Hr. L. scheint diesen Fall keiner weitern Erklärung gewürdigt zu haben. — Neben diesem und Anderem was nicht unwichtig, findet sich auch mancherlei Dunkles, Zweifelhaftes, vielleicht Falsches. Dahin rechnen wir einige Beispiele der Vertauschung anlautender Aspiraten (kh = st, th, ph), den angeblichen Wechsel des k und m in c'andimâ = c'andraka, das Hr. L. schon mit c'andramas verglichen, oder den des k : bh in sibbhara = çikara. Mir däucht, Sskr. çibhava Wils. macht des Verfassers Erklärung: çikara : sipara : sibara : sibbhara ziemlich unwahrscheinlich. Ferner gehört hieher latthi = jaschthi (cf. leber = jakrit?), und wenn Hr. L. nach einer nicht mitgetheilten Stelle des Var. lehrt, k und g der Wörter kâça und gâha, mit ava componirt, würden zu b : ô-bâsa und ô-bâha, so kann man doch noch anstehen, einen wirklichen Wechsel des k : b zu statuiren. Wenigstens hätte das v oder b des noch uncontrahirten ava diese Laute hervorgerufen; wäre es aber ausnahmsweise nicht erlaubt, ôbâça aus ava-âça = ôba-âça entstehen zu lassen?

So viel aus Vararuc'i's Angaben über das Prâkrit κατ' ἐξοχήν. Wir bedauern, dafs Hr. L. uns die Bestimmungen desselben über die Formenlehre vorenthalten hat, obwohl uns dafür seine nach denselben eingerichtete eigene Darstellung entschädigt. Wir übergeben hier diesen Punkt: Einiges, wie die Formen des Abl. auf -suntô und -hintô, ist schon aus dem Essai sur le Pali bekannt, auf Anderes kommen wir gelegentlich zurück, im Ganzen scheint des Neuen und Wichtigen nicht sehr viel vorzukommen.

Nachdem Hr. Lassen noch die Ansicht der Techniker, wonach das Mâhârâschtrî in den Versen, das Çaurasênî aber in der Prosa angewendet sein soll, vorgetragen und zu bekräftigen gesucht hat, stellt er die unterscheidenden Merkmale beider, wie die Gramm. dieselben angeben, und wie er selbst sie in den Schauspielen zu bemerken glaubt, zusammen. Wir können hier nicht beipflichten, da die Unterschiede, abgesehen von wenigem, was metrische Rücksicht begünstigen mochte, sich eigentlich auf nichts reduziren. Oder was will es sagen, die dem Çaurasênî minder gebräuchliche Elision inlautender freier Consonsonanten finde sich öfter in den Versen, oder was, wenn das Çaurasênisch genannte Gerundium auf -dua, das überall nur in 2 Wörtern ermittelt ist, nicht in Versen, das Mâh. Ger. auf -ûna aber aufser in Versen äufserst selten vorkomme. Referent konnte eine solche Sonderung, die er zwar bedacht hat, um so weniger durchführen wollen, als sich z. B. die Elision in der Prosa eben so schwankend zeigte, oder da von den 10 Beispielen, die er für die Gerundialform -ûna angeführt hat, 4 in Prosa, 6 im Verse stehen, und so ähnlich in anderen Dingen.

Der Mâgadhîdialect fällt vielfach mit dem, was wir als die 2te Stufe unseres Prâkrit betrachten, zusammen. Der Uebergang fast jedes r in l, die Vertretung der Zischlaute auch des doppelten durch Assimilation entstandenen ss durch ç und çç, ferner der Genitiv auf âha (oder açça), der Nom. in ê u. dglm. sind beiden eigenthümlich. Die merkwürdige Form des Futuri in içcam und ihimi müssen wir hieher rechnen, obgleich Var. die letztere zum Pr. κατ' ἐξοχήν zieht: sie steht aber dem Genit. zu analog, um sie von ihm zu trennen. Was Var. sonst noch als dem Mg. eigen-

thümlich bezeichnet, findet auf unser Prâkrit kaum Anwendung, merkwürdig sind darunter auch nur die Gerundia in dâni, und die von Kram. angeführte Form des Nom. pl. (m.?) in âhu, puliçâhu = puruschâs; die letztere erklärt Hr. L. gut aus der Vedischen und Zendischen Endung âsas, für die erstere dürfte man sich was die Endung anlangt, nach einer bessern als der S. 400 dargebotenen Erklärung umzuthun haben.

Der Pâiçâc'idialect, dessen Eigenthümlichkeit fast nur in dem Uebergange der Mediae in die Tenues besteht, kommt in unseren Schauspielen nicht vor; eben so wenig das was die Gramm. reines Mâgadhî nennen, doch bemüht Hr. L. sich, diejenigen Stellen, die zunächst darauf hinweisen, nach demselben einzurichten. Der Widerspruch der Gramm. und der Texte ist hier aber zu entschieden, als dafs man ihn durch die Annahme, das Paiçâc'î z. B. wäre in anderen Schauspielen vielleicht enthalten gewesen, oder, das reine Mâgadhî wäre durch die Unkenntnifs Späterer nur verwischt, genügend beseitigen könnte. Ferner wenn Hr. L. als eine Probe dessen, was Kramadîçvara unter Apabhrança versteht, den 4ten Act der Urv. bezeichnen zu können meint, warum spricht denn Var., dessen Lehren nach Hrn. L.'s Ansicht ja auf der Sprache der Schauspiele beruhen, mit keiner Silbe von diesem Apabhrança? Diese und viele andere Widersprüche lassen sich bei Hrn. L.'s Ansicht nicht ohne Mühe lösen, fallen aber nach des Ref. oben ausgeführter Meinung in sich selbst zusammen. — Um dieselbe hier nach allen Seiten zu befestigen und das was sich dagegen geltend machen liefse zu beseitigen, gebricht es uns für diesmal des erforderlichen Raums. Inzwischen geben wir sie nur als eine Hypothese, die der Wahrscheinlichkeit nicht so sehr entbehren möchte, um nicht gegen Hrn. L.'s Meinung aufgestellt zu werden; wäre sie aber auch nicht bewiesen, so genügte hier der indirecte Beweis, dafs die bekämpfte Ansicht Lassens unzulänglich sei, gleichwie das darauf beruhende Verfahren rücksichtlich der Critik unserer Texte.

Hiemit wenden wir uns von den Grammatikern ab. Indem wir nun drittens fragen, wie Hr. L. das in den Schauspielen vorliegende, den eigentlichen Gegenstand meines Buches bildende Prâkrit in s e i n e n Institutionen bewältigt und erklärt habe, stehen wir mit dem Verf. zuerst auf ziemlich gleichen Füfsen, und könnten näher zur Entscheidung der im Eingange dieser Anzeige aufgestellten Frage übergehen. Zu diesem Zwecke würden wir folgende 3 Punkte zu berücksichtigen haben. Einmal, ob Hr. L. mit meiner Erklärungsweise übereinstimme? dann: in welchen Punkten er dieselbe, etwa in Folge des durch Analoges erweiterten Blicks, verlassen habe? und endlich: was noch fehle, und was der Prâkritgrammatik noch zu thun übrig bleibe?

Ueber die erste Frage entscheiden zu müssen, ist keine angenehme Pflicht: wir hätten dieselbe gänzlich übergangen und Anderen zu beantworten überlassen, wenn nicht der Verf. selbst, was die Benutzung der Vorgänger anbetrifft, früher einmal so strenge Grundsätze geäufsert hätte. Es hat Hr. L. diesmal aber vorgezogen, meiner und meines Buches mit keiner Silbe Erwähnung zu thun. Konnte Hr. L. dieses nicht, da sein Buch vielleicht schon im Druck war? Das erste Heft seines Werkes erschien etwa ein halbes Jahr später, die G r a m m a t i k des Prâkrit aber, wo von Uebereinstimmung erst die Rede sein konnte, wird, wenige Seiten abgerechnet, erst im 2ten Hefte behandelt. Oder kannte Hr. L. mein Buch gar nicht? Wir haben Grund, die Bekanntschaft anzunehmen — ja warum uns dies Ignoriren wirklich nur befremdet, es scheint vertrautere Bekanntschaft aus Hrn. Lassen's ganzer Behandlungsweise zur Genüge hervorzugehen, indem derselbe sich nicht blofs im Gange, in der Wahl der Citate, in Einzelnheiten vielfach anschliefst, sondern da, wo er anderer Ansicht ist, die unsere nicht selten bekämpft. So glauben wir denn, und Freunde bestärken uns in diesem Glauben, in dem Lassen'schen Werke einen Einflufs wahrzunehmen, bei dem es billig scheinen mufste, des Buches zu erwähnen — übrigens wissen wir sehr wohl, was die Erstlingsschrift nach wenigen Monaten zu Tage förderte, konnte das Werk eines anerkannten Gelehrten, welches die Resultate jahrelanger Forschung enthält, auf eignem Wege gefunden haben, und freuen uns der Uebereinstimmung als eines Beweises der Wahrheit.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 68.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Institutiones linguae prâcriticae scripsit C. Lassen.

(Schlufs.)

Unter den Punkten, wo Hr. Lassen in der Erklärung prâkritischer Erscheinungen abweicht, finden wir nicht wenige, in denen wir nunmehr unsere Ansicht verlassen und beistimmen. Eine Menge von Fällen stand so vereinzelt da, dafs es schwer war gleich das Richtige zu treffen; oder liefs eine so mannigfalte Auffassung zu, dafs man sich, ohne immer alle nennen zu können, für eine entscheiden mufste. Als ein Beispiel wählen wir hier den ê-laut, der im Prâkrit einen viel weiteren Umfang hat als im Sskr., indem er an die Stelle anderer Laute getreten ist, wie er denn z. B. regelmäfsig den Diphthongen âi vertritt. Schwierigkeiten hat gleich die Frage, ob ê seine diphth. Natur bewahrt habe, oder ob es zu einem langen oder kurzen Vokal herabgesunken sei? Hr. L. hält ê für eine anceps und indivisibilis vocalis, und stützt sich dabei etwa auf Folgendes: Erstlich: ê bleibt vor anderen Vokalen unverändert, während es im Sskr. dann in aj überzugehen pflegt. Es folgt daraus allerdings, dafs die beiden Bestandtheile des prâkritischen ê zu einer festeren Einheit verwachsen sind, indessen ist es doch im Grunde dieselbe Erscheinung, wenn i unbekümmert um den folgenden Vokal i bleibt, anstatt j zu werden. Ferner da wo ê vor Doppelconsonanten steht, scheint es, mufs man der Natur des Pr. gemäfs eine geschärfte Aussprache annehmen; das zuweilen auftretende i spricht nicht dagegen, es wäre gleichsam die 2te Stufe, wo die nun schon entschiedene Kürze auch äufserlich als solche erscheint. Beweisen läfst sich hieraus aber so wenig etwas als aus dem anderen Falle, da der nach ê folgende einfache Consonant geminirt wird. Es wäre hier zu untersuchen, ob die Gemination Folge der geschärften oder gedehnten Aussprache ist; auf solche allgemeinere Fragen hat Hr. L. sich aber nicht recht eingelassen. Drittens: in den Femininendungen âe, îe etc. ist das letzte e, wie schon aus Lenz Anm. zur Urvasi bekannt war, nicht selten kurz: Ref. hatte darauf aufmerksam gemacht, dafs ê hier den Ton, der auf das vorletzte â, î, zurückgehe, verliere und sich allmälig kürze: wenn Hr. L. den Grund nun nicht in dem langen Vokale sucht, sondern in dem Accent, der nicht auf der Endsilbe zu haften pflege, so däucht mir, ist das ganz dasselbe, und seine Argumentation: nam ut taceam locativos I. decl. ubi brevis antecedit voc., et ê non corripitur, alibi quantitatem servat ê etiam post long. voc. ist nicht deutlich. Aehnlich wie für die Ablativendung zuweilen âdu, wird für dieses âe auch âi geschrieben, und die Grammatiker, wie Hr. L. lehrt, erlauben beiderlei Schreibweise. Dieses ist allerdings ein sehr wichtiges Moment, es würde entscheidend sein, wenn man nur den Ursprung des âe deutlich wüfste. Beide, der Verf. und der Ref., lassen âe aus âja entstehen, Ref. durch einen Einflufs des j auf das folgende a, Hr. L. durch eine nach vorhergegangener Umstellung des ja zu aj vorgenommene Contraction, wobei uns nur die Umstellung aj nicht einleuchten will. Wäre es nicht denkbar, hier eine ursprünglichere Form âi anzunehmen, neben âe, oder so, dafs sich âe selbst erst aus âi entwickelt hätte, wie in vênta = vinta? Doch wie es sich mit diesen Formen auch verhalte *), die verschiedenen Erklärungsweisen, die hier noch gar nicht erschöpft sind, müssen erst genauer geprüft werden, um über Fragen der Quantität u. s. w. zu einer Entscheidung zu gelangen. — Der erwähnte Uebergang eines i in e, das in geschlossenen Silben allerdings geschärft sein mag, war nicht ganz unbekannt: wir stimmen Hrn. Lassen gern bei, wenn

*) Die jedesfalls schon der äufserst merkwürdigen Uebereinstimmung wegen mit dem Lateinischen sehr wichtig sind: cf. aulâi und pr. mâlâe und mâlâi. Es müssen sich von hier aus noch gewichtige Folgerungen ergeben.

er nunmehr auch ê = skr. ri, und namentlich ê in metta und etta auch auf diese Weise zu erklären sucht, indem er beide letzteren Formen nicht auf das skr., sondern auf supponirte Formen mitra, itra zurückführt; ê = ri hat aber seine Bedenken, denn natürlich mufs Hr. Lassen nun auch eine vier- oder dreifache Veränderung ar : ri : i : e schon im skr. annehmen, um von garha oder griha zu gêha, das schon im ältesten Sanskrit gebräuchlich, zu gelangen. Wir lassen diesen Fall hier noch unentschieden, wundern uns aber über nêura und antêura eine ähnliche Erklärung wie die von uns für gêha vorgeschlagene zu finden: hat ê aus a mit Visarga werden können, so kann es mit demselben Rechte aus ar entstehen, wie wir gêha auf garha (daher ghara) zurückführten. Indefs hab' ich Grund anzunehmen, dafs Hr. L. auf seine Erklärung von nêura, die sich auf ein nicht ohne Kunst in nûpura hineingebrachtes Visarga stützt, selbst nicht viel Gewicht legt, und versuche nun, wie ich früher schon nur den Ursprung des ê aus û als solchem leugnete, êu aus ôu zu deuten, nêura aus nôura, antêura aus antôura (antô wie punô), so dafs die nicht fügsame, vielleicht auch sonst nicht vorkommende Verbindung ôû zu êu herabgesunken wäre. — Wenn Hr. L. auf Grund der oben aus Var. angeführten Beispiele des Umlauts kêttia aus katika erklärt, das den Verbalendungen vorausgende ê dagegen als Contraction von ai fassen will, so sind uns dergleichen von uns selbst angeführte Erklärungsarten jetzt schon wahrscheinlicher. Alles Grundes entbehrt, was S. 129. 130 über ênhi = idânim beigebracht ist.

Anstatt in dieser Weise fortzufahren, Einzelnes zu vergleichen, wobei wir unsere Belehrung gern gestehen, wenn auch Hrn. L. zuweilen fehlgreifen sehen würden, bemerken wir nur, dafs derselbe jetzt auch von dem Vorkommen des Mediums überzeugt ist, und wenden uns lieber zu einigen allgemeineren Punkten, in denen sich wichtige Gesetze zu erkennen geben. Dafs die Prâkritgrammatik als eine jüngst erst entstandene noch fern von ihrer Vollendung ist, bedarf weder des Beweises noch der Entschuldigung. Der Stoff liegt ziemlich geschlossen vor; die Critik *) desselben ist mit einiger Sicherheit zu vollziehen, — es handelt sich um Erklärung und wissenschaftliches Begreifen. Diese werden dann freilich von dem Stande unserer sprachwissenschaftlichen Bildung abhängig sein, und sich erst allmählich einer sichern und allseitigen Handhabung zu erfreuen haben. Noch walten über Einzelnes Zweifel die Menge, ja Ref. steht nicht dafür, dafs nur die allgemeineren Gesetze vollständig erkannt seien. Einem wenigstens sind wir erst nach dem Abschlufs unseres Buchs auf die Spur gekommen und finden es auch bei Hrn. L. nicht erwähnt, obschon es über manche Beispiele seine Kraft geäufsert hat, von denen die bei Var. bestätigten p. 159 zusammengestellt sind. — Wie in unseren Texten nämlich eine grofse Menge von Wörtern zwie- oder mehrfache Veränderungen zeigt, ohne dafs man über die Rechtmäfsigkeit der einen oder der anderen entscheiden darf, so finden sich von manchen Wörtern die ein mittleres î, û haben, diese Vokale theils bewahrt, theils gekürzt. Mir sind folgende Beispiele zur Hand: alîka und alia, pasîda und pasia; die Part. Form in anîja wird anig'g'a, ania, zuweilen ania, Var. führt pânîam = pânîjam auf; die Formen der Ordinalen 2 und 3 habe ich p. 158 zusammengestellt: neben denen mit langem î kommen öfter dudia, taia vor; der Comp. balîjas wird balijo und baliam, anurûpa zu anurûba und anurua, wie Var. mahua = madhûka, valia = vjalîka anführt; ferner die fem. strî, bhaginî lauten im Nom., mit â = kâ verbunden: itthî-â, bahinî-â u. s. f. In einigen dieser Beispiele hat Hr. L. die Kürze mit Hilfe der Metrik gesichert: wenn sie aber auch feststeht, so ist das kein Grund die langen Vokale, aus denen sich die kurzen hier erst entwickelt haben, auszuschliefsen. — Woher nun aber die Kürze? Ich hatte früher nur den Fall erläutert, wenn ein doppelter Consonant folgt, wo sich die Länge weniger hält und leichter in eine geschärftere Aussprache übergeht: hier finden wir dagegen die Kürze nur dann eintreten, wenn gar kein Cons. folgte, oder der folgende ausgestofsen ward. Dieser Ausfall selbst kann der Grund nicht sein: er liegt nur mittelbar darin, indem nun, nach dem Ausfall des scheidenden Conson., die beiden Vokale û und î zu dem folgenden Vokale hinüberfliefsen, und nun ohne wirklich zu Semivokalen zu werden, dessen Wesen sich nähern. Stufen müssen hier sein, z. B. alîka, alia, alia etwa = alja gesprochen; es wäre Gewalt, hier nicht beiden

*) Ich meine namentlich die Entscheidung der Frage, was nicht prâkritisch sei, wie g'g' = g'g'' z. B. für skr. dhj, oder ri- Vokal u. s. w. die wir gern als Schreibfehler ansehen, und verdammen wollen.

gleiches Recht der Existenz zu geben. So sehen wir denn ein nach und nach erst zur allgemeinen Geltung kommendes Gesetz schon in voller Wirksamkeit; es ist dasselbe, welches die lateinische Grammatik durch vocalis ante vocalem brevis ausdrückt, und welches im Sanskrit gewiſs verheerender als man ahnt gewirkt hat.

Auch wo die Gesetze im Allgemeinen bekannt sind, wird sich doch noch manches anders fassen oder genauer bestimmen lassen, z. B. über die Assimilation und die daneben gehende Gemination, den Ausfall eines von zwei verbundnen Consonanten, u. s. w. Vararuc'i z. B. sieht die Assimilation als eine Gemination an, indem er einen Cons. ausfallen und den übrigbleibenden sich verdoppeln läſst. Hr. L. erklärt sich dagegen, und sieht den einfachen Laut im Gegentheil — wenigstens ist dieses S. 282 von dem Anfange der Wörter behauptet — als eine Folge oder zweite Stufe der Assimilation an, die er übereinstimmend mit meinem Berliner Rezensenten nur im Inlaute (und in Compositis) gestattet. Mein Rez. hatte mich miſsverstanden, wenn er meinte, ich nähme die Assimilation für absoluten Anlaut als erlaubt an; das kam mir so wenig in den Sinn, daſs ich S. 113, wo ich zwischen An- und Inlaut schied, die Bemerkung, daſs ein erstes Wort des Satzes nicht mit Doppelconsonanten anheben könne, für überflüſsig hielt. Nach anderen Wörtern würde ich sie, wo die Codd. solche Lesearten bieten, noch aufnehmen; den einfachen Laut sehe ich aber noch als unmittelbare Elision an, und wundere mich, daſs auch Hr. L. den Widerspruch nicht gewahrt, in den er verfällt, wenn er einmal sagt, 2 Consonanten können im Anlaute nicht ausgesprochen werden, und dennoch, wo der eine schwindet, annimmt, die prior consonantium assimilatarum werde elidirt. Aber Formen, die man selbst für unmöglich hält, wird man doch nicht als Mittelstufen zur Erklärung anderer ansetzen wollen! Hr. L. läſst svâgatam zu dem unaussprechbaren ssâadam, und von da zu sâadam werden; ich halte ssâadam für eine Veränderung, die nach anderen Wörtern gesprochen werden konnte, sâadam für eine andere des svâgatam, so wie Kinder *buder* für bruder unmittelbar zu sagen pflegen, ohne erst ein *bbuder* zu bilden.

Wenn die Erklärung des Pr. auf solche Weise nach den allgemeinen Gesetzen der Sprachwissenschaft zu vollziehen ist, so wird das Verhältniſs hier doch ein besonderes durch die Beziehung desselben auf das Sanskrit. Nicht in allen Fällen ist diese Beziehung der abgeleiteten Form zu ihrer Urform so deutlich, daſs man nur beide, die Sanskrit- und die Prâkritwortgestalt an einanderhalten brauchte, um die letztere zu begreifen. Einzelne Fälle, wo das Prâkrit in Uebereinstimmung mit der Sprache der Vêdas und dem Zend Alterthümliches im Vortheile vor dem Sanskrit bewahrt hat, sind sicher und schon früher bekannt geworden. Indessen bin ich doch der Meinung, daſs man noch weiter gehen darf und bei vollständigerer Kenntniſs der Vêdischen Sprache und des älteren Zends noch manchen Wort- und Formveränderungen des Pr. ein höheres Alter wird anweisen können, so wie umgekehrt die Etymologie des Sanskrit selbst, wenn sie nur einmal allseitiger vollzogen ist, im Sanskrit nicht unbeträchtliche prâkritische Verstümmelung und Entartung darthun wird. In beiderlei Betracht hat Hr. L. wenig mehr als das Bekannte angeführt, obgleich wir gestehen, daſs wir bei seiner ausgedehnteren Kenntniſs des Sanskrit Ausgezeichnetes erwarteten. Wenigstens ist hier Gelegenheit zu einem wirklichen Fortschritt der Prâkritgrammatik gegeben.

Indem wir somit unsre Anzeige schlieſsen, wünschten wir den Beweis geführt zu haben, daſs es uns, wie Hrn. L.'s Werk zu einer ernstlichen und unparteiischen Würdigung aufrief, lediglich um die Sache zu thun war. Was sich uns als Resultat ergeben, fassen wir in Folgendem zusammen: Das Verhältniſs, in welches Hr. L. die Lehren der Gramm. zu unsern Texten bringt, und das Verfahren, die letzten mit Hilfe jener zu regeln, ja zu bereichern, scheint auf noch unerwiesener Annahme zu beruhen und gleich unstatthaft wie gefährlich zu sein. Gleichwohl ist die Kenntniſs der Gramm. und ihrer Satzungen in mehr als einer Beziehung von gröſster Wichtigkeit: Hr. L. hat also gerechte Ansprüche auf unseren Dank, indem er vielen Fleiſs auf diese Dinge verwandte; so wie man ihm gestehen muſs, daſs sein Werk in Einleitungen und Anhängen eine so reiche Fülle indischer Gelehrsamkeit entwickelt, wie man sie von diesem ausgezeichneten Kenner des indischen Alterthums erwarten durfte. Die Erklärung dessen, was Vararuc'i und seine Nachfolger lehren, ist, ohne natürlich von Fehlgriffen frei zu sein, meistens gelungen; das sprachwissenschaftliche Begreifen dessen, was sich in unseren Schauspielen als Prâ-

krit zeigt, abgesehen von Einzelnheiten, in denen neue Analogieen einen helleren Blick gestatteten, im Ganzen wenig gefördert, diese Prâkritgrammatik also vielleicht der Vollendung noch eben so fern, als sie es vor dem Erscheinen dieses Werkes war. Der Form endlich, die uns bei solchen Werken nicht gleichgültig ist, wünschten wir mehr Präcision und weniger Wiederholung.

Referent kommt gelegentlich vielleicht in einem liber tertius auf das Prâkrit zurück und sieht diese Anzeige inzwischen selbst nur als den Anfang einer Critik an, die sich nach allen Seiten fortführen und bestätigen lassen wird.

Albert Hoefer.

XLII.

Historia verdadera de la conquista de la nueva España, escrita por el capitan Bernal Diaz del Castillo, uno de sus conquistadores. Nueva edition corregida. Paris, 1837. *libreria de Bosa.* 4 *Bde. in kl.* 8.

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo, oder wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neu-Spanien, von einem der Entdecker und Eroberer selbst geschrieben, aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt und mit dem Leben des Verfassers, mit Anmerkungen und andern Zugaben versehen von Ph. J. von Rehfues. Bonn, 1838. 4 *Bde. in gr.* 8.

Es ist ein Zeichen, dafs die Welt mit den bisherigen Bearbeitungen der amerikanischen Geschichte nicht mehr ausreicht, da sie die Quellen derselben aufzusuchen anfängt. Eine neue Ausgabe dieses Werks, in Spanien oder in Mexiko veranstaltet, wäre eine ganz natürliche Erscheinung; denn das Buch hat nicht allein Werth für den Geschichtsforscher, sondern es ist überaus anziehend für die Leser jeder Bildungsstufe. Werke der Art, die unmittelbar aus dem Leben selbst hervorgegangen, und ohne irgend einen andern Anspruch sind, als den des Vertrauens auf die Wahrhaftigkeit ihres Inhalts, haben einen eigenthümlichen Reiz, der mit ihrer Entfernung von dem Zeitalter des Lesers zu wachsen scheint. Bewegen sie sich vollends in dem Kreise so wichtiger Ereignisse, wie die Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz, so gewinnt das Interessé an ihnen eine weit höhere Bedeutung. Und so mag es wohl eine sehr glückliche Speculation der Pariser Buchhandlung sein, einen neuen Druck dieses Werks zu veranstalten. Man mufs nur bedauern, dafs die Spanier es dem Ausland überlassen haben, ihren ehemaligen Mitbürgern diesen Dienst zu leisten. Der Absatz in die vormaligen spanischen Colonien und besonders in der wichtigsten unter ihnen, in Neu-Spanien, wird gewifs sehr ansehnlich sein. Man denke sich ein Volk, das vor vier Jahrhunderten erst in die Geschichte eingetreten ist, und diesen seinen Eintritt von einem Augenzeugen, von einem der Eroberer selbst in seiner schlichten Sprache, in der ganzen Treuherzigkeit eines edlen Charakters erzählt lesen kann — mit welcher Begierde mufs es ein solches Werk in die Hand nehmen, das ihm bisher unbekannt war! Ja, die Bewohner von Neu-Spanien haben so gut, wie gar nichts, von Bernal Diaz gewufst! Sind ja selbst die Amtsberichte des Markes (wie Cortes schlechtweg bei ihnen heifst) nur in Weniger Hände gekommen. Die ersten, von Kromberger in Sevilla 1522 u. 1523 gemachten, Drucke derselben gehören schon seit ein Paar hundert Jahren zu den gröfsten typographischen Seltenheiten. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mufste man sich mit den alten lateinischen und der italienischen Uebersetzung des Ramusio behelfen. Erst Barcia's Sammlung der Geschichtschreiber von Amerika (1749) brachte die spanischen Originale wieder in gröfsern Umlauf. Seiner Natur nach konnte dieses Werk keine grofse Verbreitung finden; dennoch vergingen noch zwanzig Jahre weiter, ehe der Cardinal-Erzbischof Lorenzana eine besondre Ausgabe von Cortes Berichten in Mexico veranstaltete (1770). Sie wurde die Grundlage einer französischen und zweier deutschen Uebersetzungen. Aber weder in Alt- noch in Neu-Spanien sind sie seit der Zeit wieder gedruckt worden; ja es wird gegenwärtig leichter sein, die Ausgabe des Cardinals in London und Paris, als in Madrid, oder Toledo, wo er als Erzbischof gestorben ist, zum Kaufe zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 69.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Historia verdadera de la conquista de la nueva España, escrita por el capitan Bernal Diaz del Castillo.

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo.

(Fortsetzung.)

Mag dahin gestellt bleiben, ob die unglückliche Lage Spaniens seit dreifsig Jahren die Ursache ist, dafs das Ausland sich dieser Speculation bemächtigen konnte: das wichtige Werk von Navarrete, welches in dieser Zeit herauskam, wiegt wenigstens hundert solche Buchhändler-Unternehmungen auf. Denn mehr ist diese Pariser Ausgabe von Bernal Diaz nicht, wie willkommen sie auch bei der Schwierigkeit, eine der beiden frühern Ausgaben zu erwerben, jedem Freund der Geschichte von Amerika und der spanischen Literatur sein mufs. Sie ist nichts, als ein treuer Abdruck der Madrider Ausgabe von 1795, und unterscheidet sich von derselben nur durch den Zusafz: nueva edition corregida, auf dem Titel, durch einige wenige Druckfehler, die auch bei dem sorgfältigsten Abdruck von vier Bänden nicht ausbleiben, durch eine bessere Vertheilung des Inhalts des 3ten und 4ten Bandes, um Bände von gleichem Umfang zu gewinnen, und durch die dem 2ten Band fehlende Inhalts-Anzeige.

Die Versicherung des Titels, dafs die Ausgabe verbessert sei, hat sich bei einer flüchtigen Vergleichung auf keine Weise bestätigt. So kommen gleich die Druckfehler des B. II. S. 357 der Madrider Ausgabe, welche die Schlacht bei Otumpan gewöhnlich d. S. b. Otumba nennt, und auf dieser Seite einmal Obtumba und das andremal Ostumba druckt, S. 346 des 2ten Bandes des Pariser Abdrucks vor. Ja, dieser wiederholt sogar in dem nämlichen Band S. 342 die offenbare Unrichtigkeit der Angabe a diez del mes de Julio de anno siguiente. Auch der Corrector, wie aufmerksam er nach löblicher Weise der Franzosen war, vermied die eigenen Druckfehler nicht ganz. B. III. S. 243 increyente, statt encreyente, und 287 que habia hecho, statt que habian hecho. Er verräth überhaupt, dafs er die spanische Sprache nicht genau kannte. Sonst würde er den Conde de Ureña der Madrider Ausgabe (B. IV. S. 243) nicht in einen Conde de Urenna verwandelt haben. (B. IV. S. 161).

Der Pariser Abdruck leidet an allen Mängeln seiner Urschrift. Er hat weder eine bibliographische, noch eine biographische Notiz. Vergebens sucht man ein Vorwort, welches den Leser einigermafsen in das Verständnifs des Werks einleiten könnte. Es fehlt an allen Noten zur Erklärung des Textes, zu seiner Berichtigung und zu Vereinigung mancher Widersprüche. Nur die Parallel-Stellen aus Cortes Amtsberichten, welche die Madrider Ausgabe in den Anmerkungen gibt, sind getreulich nachgedruckt, und selbst der Vortheil, sie zu vermehren, wie so leicht gewesen, und dem Leser so erwünscht wäre, ist unbenutzt geblieben. Kurz der Pariser Druck hat vor dem Madrider von 1795 keinen andern Vorzug, als die bessern Lettern, die frische Druckerschwärze und das weifse Papier.

Wie nöthig es gewesen wäre, wenigstens einige bibliographische Notizen beizufügen, beweiset schon der Titel der ersten Ausgabe des Werks. Er lautet nach Brunel:

> Historia verdadera de la conquista de la nueva Espana, sacada à la luz por el P. Alonso Ramon. (Nicht Remon, wie Brunel, wahrscheinlich nach Pinelo, hat. S. den Antonio B. 1. S. 42 in dem Artikel Al. Ramon.) Madrid 1632 in folio.

Diese Ausgabe wurde nach einer im Besitze des Raths von Indien, Don Lorenzo Ramirez de Prado, befindlichen Handschrift von dem Pater Alonso de Ramon, vom Orden der barmherzigen Brüder, veranstaltet, und durch den Bischof von Otranto, D. Fr. Gabriel

de Adarço y Santander, zu Ende geführt. Ein Urur-Enkel von Bernal Diaz, Don Francisco Antonio de Fuentes y Guzman, von welchem sich eine handschriftliche Geschichte von Guatemala in den spanischen Bibliotheken findet, klagt zwar, dafs die Ausgabe sehr fehlerhaft, und hier und da von der Urschrift verschieden abgedruckt sei. Aber Pinelo, dem ich diese Notiz verdanke, bemerkt schon, dafs die Verschiedenheiten nicht sehr grofs sein können, und wahrscheinlich von Bernal Diaz selbst herrühren, der in der, nach Spanien gegangenen, Handschrift Manches, aber schwerlich Bedeutendes geändert haben möge. Man kann ihm nur beipflichten. Der alte Soldat, dem sehr daran gelegen war, dafs sein Werk bald im Druck erschien, damit der Welt über die neuspanischen Angelegenheiten die Augen geöffnet wurden: was ihr, wie er in seinen Denkwürdigkeiten oft genug versichert, sehr noth that; Bernal Diaz hat ohne Zweifel an der, von ihm zurückbehaltenen, Handschrift während seines ganzen Lebens fortgeändert, oder vielmehr Zusätze gemacht. Bedenkt man aber das hohe Alter, in welchem er zu schreiben angefangen, und sieht, wie sich die Schwachheiten desselben gegen das Ende des Werks immer stärker geltend machten, so kann man den Verlust dieser Aenderungen und Zusätze nicht hoch anschlagen. Vielmehr mufs man nur bedauren, dafs dem guten, alten Kriegsmann das Glück nicht mehr geworden ist, sein Buch gedruckt vor sich zu sehen. Ohne Zweifel war es sein innigster Wunsch gewesen; aber die schlichte Erzählung, die Bedeutung, die sich ein so untergeordneter Offizier in dem Gang der grofsen Ereignisse selbst beizulegen schien, da er die Feder deshalb ergriffen; die Vorzüge Gomara's und Illescas in der Darstellung, und besonders der glänzende Styl von Paolo Giovio, dessen Arbeiten dem alten Soldaten auch bekannt waren, mögen die Buchhändler abgeschreckt haben, sich mit dem Drucke der Denkwürdigkeiten desselben zu befassen. Je näher ein Geisteswerk der Einfachheit seines Zeitalters steht, desto weniger wird es von ihm anerkannt. Gewöhnlich bleibt es der höhern Bildung anheimgestellt, der edlen Natürlichkeit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und die naive Beschränktheit und den humoristischen Dünkel als interessante, charakteristische Eigenthümlichkeiten hinzunehmen, und selbst lieb zu gewinnen.

Was nun das Werk des alten Soldaten selbst betrifft, so liegt es dem deutschen Publikum in der Uebersetzung zur Beurtheilung vor. Der Unterzeichnete kann sich natürlich nicht darauf einlassen, den Werth der letzten zu würdigen; ist er sich doch bewufst, in ihrer Bearbeitung Alles gethan zu haben, was in seinen Kräften war. Auch darf er wiederholen, dafs er die Aufgabe nicht leicht genommen hat. Sie ist die Arbeit bedeutender Zeit-Abschnitte, in welchen ihm die Gnade seines Monarchen vergönnte, seine Amtsgeschäfte zu unterbrechen, und seine Zeit einzig und allein der Wiederherstellung seiner Gesundheit zu widmen. Ueber zehen Jahre lang vollendet, ist sie mehreremale, mit steter Vergleichung des spanischen Originals, überarbeitet worden. Fortgesetzte Studien der Quellenschriften der spanischen Geschichte hielten das Interesse an dem Werk immer neu in ihm, und es ist ihm nicht leicht geworden, sich in den Anmerkungen und Beilagen zu beschränken. Vielleicht wird ihm noch die Mufse, dem Publicum die Resultate dieser Forschungen in einigen Bänden amerikanischer Studien vorzulegen. Für jetzt erlaubt er sich, diese Momente nur anzuführen, um den gelehrten Lesern zu zeigen, dafs er eine genaue Prüfung seiner Arbeit mehr zu wünschen, als zu fürchten Ursache hat.

Indefs sei es erlaubt, sich über einige Grundsätze zu äufsern, die seiner Arbeit zur Leitung gedient haben.

Was zuerst den Geist angeht, in welchem er seine Aufgabe als Uebersetzer genommen, so ist es ihm als erste Pflicht erschienen, das Werk in einer Weise zu behandeln, dafs es auch dem grofsen Publikum geniefsbar werden konnte. Bernal Diaz hat nicht für die Gelehrten geschrieben; er schrieb für die ganze Welt, die zu seiner Zeit noch nicht von ihrem Erstaunen über die Wunder des neuen Continents und die Grofsthaten der Entdecker und Eroberer zurückgekommen war. Ohne Zweifel hatte er auf einer seiner Reisen nach Alt-Spanien das Werk von Gomara und das des D. Illescas *) kennen gelernt. Ob er die Schriften von Paolo Giovio selbst gelesen, mag dahin gestellt bleiben. Wenigstens müfste schon eine Uebersetzung derselben in seine Muttersprache vorhanden gewesen sein. Es ist wohl zu glauben. Dieser Prälat war ein Lieblings-Schriftsteller seiner Zeit.

*) Historia pontifical y catholica etc. Barcelona 1606. in fol. Ich kenne nur diese Ausgabe, die ich selbst besitze.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLIII.

Elnonensia. Monuments des langues Romane et Tudesque dans le 9. siècle, contenus dans un manuscrit de l'abbaye de St. Amand, conservé à la bibliothèque publique de Valenciennes, publiés par **Hoffmann de Fallersleben**, *avec une traduction et des remarques par* **J. F. Willems.** *Gand*, 1837.

Die Denkmäler des neunten Jahrhunderts, welche uns hier mitgetheilt werden, sind aufser einem unbedeutenden lateinischen Liede auf die heilige Eulalia ein französisches auf dieselbe Heilige und das aus einer schlechten Abschrift bekannte deutsche Lied auf Ludwig's III. Sieg über die Normannen i. J. 881. Hrn. Hoffmann, bekanntlich hochverdient um deutsches Alterthum, ist hiermit ein neuer Fund gelungen, für welchen ihm Kenner und Freunde sowohl deutscher wie romanischer Litteratur zu wahrem Danke verpflichtet sind. In der Hoffnung, das längst verloren geglaubte Original des Ludwigsliedes aufzufinden, begab er sich im September 1837 ausdrücklich von Brüssel nach Valenciennes, da die öffentliche Bibliothek letzterer Stadt die Handschrift der Abtei St. Amand (Elno), wo es einst Mabillon gefunden, in sich aufgenommen, und hier entdeckte er es in der That nicht ohne weitläuftiges Nachsuchen in einem Codex des neunten Jahrhunderts; ihm voran ging auf dem nämlichen Blatte das erwähnte romanische Gedicht, beide von derselben aber von anderer Hand als der übrige Inhalt des Buches geschrieben. Hr. Willems glaubt in diesen Gedichten die Schriftzüge des gelehrten Mönches und Dichters Hucbald, der bei Karl dem Kahlen und dessen Kindern in Gunst und mit dem Hofe Ludwig's III. in Beziehung stand, zu erkennen, ein Umstand, der für die Geschichte beider Denkmäler nicht gleichgültig ist.

I. Was nun zuvörderst das romanische Gedicht betrifft, so wird seine Bedeutsamkeit für die Geschichte der französischen Sprache mit der Bemerkung, dafs das einzige Schriftdenkmal des neunten Jahrhunderts bis dahin die allbekannten Eidschwüre vom Jahr 842 waren, und dafs sich aus dem zehnten Jahrhundert kein sicheres Denkmal aufweisen läfst, hinlänglich bezeichnet sein. Welch ein Licht haben diese letztern trotz ihrer Rohheit bereits über den grammatischen Character der Sprache verbreitet! Eine einzige neue Zeile aus jener Zeit würde unfehlbar irgend eine Ausbeute für die Grammatik bieten; nun aber erscheint ein gröfseres, vollständig erhaltenes, poetisches Denkmal von bestimmter Sprachform, um die Eigenthümlichkeiten jener Eidformeln zu bestätigen und unsre Ansichten in dieser Beziehung bedeutend zu erweitern. Wir erlauben uns, das kleine Gedicht, um einige sprachliche Bemerkungen daran knüpfen zu können, hier wiederzugeben.

Buona pulcella fut eulalia.
Bel auret corps bellezour anima.
Uoldrent laueintre li deo inimi.
Uoldrent lafaire diaule seruir.
Elle non eskoltet les mals conselliers.
Quelle deo raneiet chi maent sus enciel.
Ne por or ned argent ne paramenz.
Por manatce regiel ne preiement.
Ni ule cose non lapouret omqi pleier.
La polle sempre non amast lo deo menestier.
E poro fut presentede maximiien.
Chi rex eret acels dis soure pagiens.
Illi en ortet dont lei nonqi chielt.
Qued elle fuiet lo nom christiien.
Ellent adunet lo suon element.
Melz sostendreiet les empedementz.
Quelle perdesse sa uirginitet.
Poros furet morte a grand honestet.
Enz enl fou lo getterent com arde tost.
Elle colpes non auret poro nos coist.
Aczo nos uoldret concreidre li rex pagiens.
Ad une spede li roueret tolir lo chieef.
La domnizelle celle kose non contredist.
Uolt lo seule lazsier si ruouet krist.
In figure de colomb uolat aciel.
Tuit oram que por nos degnet preier.
Qued auuisset de nos christus mercit.
Post la mort et alui nos laist uenir.
Par souue clementia.

Grammatische Züge, auf welche vornehmlich zu merken ist, scheinen uns folgende. 1) Der Artikel, der in den Eiden nicht vorkommt, wiewohl die deutsche Abfassung ihn zeigt, findet sich hier wenn auch spärlich angewandt; er lautet Masc. Nom. Sg. li, Acc. lo; Nom Pl. li, Acc. les; Fem. Sing. la, Pl. fehlt. Diese Formen sind der spätern Zeit schon bekannt. — 2) Der Casuspartikeln überheben sich die Eide durchaus: es heifst pro deo amur (Gen.), que son fradre jurat (Dat.) u. s. w.; der Casus mufste also aus der Stellung des Nomens oder aus der Natur der Verbums erkannt werden. So auch hier li deo inimi, lo deo menestier (Gen.), presentede Maximiien (Dat.), aber doch figure de colomb. In den übrigen Fällen haben de und a rein präpositionale Geltung. — 3) Die Bezeichnung des Casus oder Numerus durch Zutritt oder Wegfall eines s ist in beiden Denkmälern genau beobachtet; nur hat unser Lied einmal krist für das harte krists. — 4) Das Zeichen der ersten Declination ist in den Eiden überall a; hier bereits e, nur dafs der Dichter durch den Namen Eulalia verführt, den er nicht ändern wollte, in den beiden ersten Versen sich zur höhern Form bequemt (buona, pulcella, anima) und auch am Schlusse das klangvollere latein. clementia gebraucht. — 5) Für das Adjectiv ergibt sich der merkwürdige Comparativ bellezour d. i. provenzalisch bellazor, eine noch unerklärte Form. — 6) Für die Conjugation ist ein gewichtiger Umstand hervorzuheben. Die Formen auret, pouret, furet, voldret, roueret, welche Vergangenheit ausdrücken, müssen sich in Rücksicht ihres flexivischen r auf die latein. habuerat, potuerat, fuerat, voluerat, rogarat gründen. Alle romanischen Sprachen sind oder waren im Besitze dieses Tempus: im Span. und Portug. dauert es vollständig, im Walachischen und Neuprovenzalischen zum Theil noch fort; die Italiäner bewahren fora aus

fueram; nur der franz. Mundart schien es bis dahin völlig fremd. Seine Bedeutung entspricht, wie im Portugies. und Altspan. der des Perfects oder Imperfects: der Dichter stellt z. B. fut und averet auf dieselbe Stufe der Vergangenheit. — 7) Ein anderer Gewinn für die Grammatik ist die noch ganz einfache Negationsmethode mit non ohne das verstärkende pas, worin unser Lied wieder genau zu den Eiden stimmt. — Später scheint sich non in no, ne verkürzt zu haben, indem es zugleich die Substantiva pas oder mie zu sich nahm.

Das schätzbare kleine Denkmal ist nicht ohne unklare Stellen, zu deren Beseitigung Hr. Willems Anmerkungen, so wie eine lateinische und französische Uebersetzung beigefügt hat. Es sind ihm dabei mehrere Fehlgriffe begegnet, die wir aus dem Wunsche, den ältesten poetischen Versuch in romanischer Zunge möglichst aufgeklärt zu sehen, hier anzeigen wollen, indem wir überzeugt sind, dafs sie nur in der Kürze der Frist, binnen welcher der höchst achtbare Hr. Verf. die Entdeckung seines Freundes der litterärischen Welt mitzutheilen sich aufgefordert fühlte, ihren Grund haben.

Vers 3. laveintre ist mit l'attirer übersetzt, mit Beziehung auf das Verbum aveindre in Roqueforts altfranz. Glossar. Dieses Verbum bedeutet eigentlich „hervorholen" und ist nach dem Wörterbuche der Academie noch jetzt im Gebrauche; allein diese Bedeutung gibt hier keinen Sinn. Dagegen ist veintre (genau wie unser Dichter schreibt) eine erweisliche altfranz. Form für vaincre: man sehe Chanson de Roland p. 86, wo es zweimal vorkommt. Es ist demnach abzutheilen la veintre. — V. 5. eskoltet ist Hrn. W. das Imperf. auscultabat. Die ältesten Werke haben dafür entweder escoltevet oder escoltout, nie escoltét. Es mufs also das historische Präsens sein, dessen weitgreifender Gebrauch im Altfranz. schon der Alles sehende Grammatiker J. Grimm (IV. 144) hervorgehoben. — V. 8. regiel ist mit décret gegeben; uns scheint es das neufranz. régal in der Bedeutung des ital. regalo (Geschenk): Drohungen, Geschenke, Bitten vermochten nichts. — Ganz verfehlt ist die Uebersetzung von V. 10: illa puella semper non amavit deo imprecari. Amast ist amasset und menestier ministerium (métier), auf keine Weise ein Verbum. Am Anfange des Verses supplire man que und übersetze: nichts konnte sie dahin bringen, dafs sie nicht stets den Dienst (die Sache) Gottes liebte. — V. 13. illi ist = lat. ille, wie in Chans. de Roland p. 79, nicht in il li zu theilen, da enorter keinen Dativ regiert. Dont lei nonqi chielt überträgt Hr. W.: ne a lege cederet. Lei ist Dativ von elle und chielt entspricht offenbar dem impersonellen ital. cale, altfranz. gewöhnlich chalt, chaut, hier mit Diphthongirung des a in ie wie in regiel, pagiens u. a. Er ermahnt sie, was ihr aber nicht anliegt, den christl. Namen aufzugeben. — V. 19. lo mufs Schreibfehler sein für la. Com arde tost wird übersetzt: qui ardet cito. Dieser Gebrauch von com möchte sich nicht rechtfertigen lassen; vielmehr scheint es für com si (= quasi) zu stehen, wie zuweilen das ital. come und das span. como: man warf sie in das Feuer, als solle sie sogleich verbrennen. — V. 20. poro nos coist nach Hrn. W. porro nobiscum sit: coist soll nämlich lat. co-sit bedeuten. Dürfte aber nos nicht schicklicher, wie im Provenz., für no-s d. i. no se (lat. non se) genommen werden dürfen, wie V. 18. poros für poro se gilt? No für non ist zwar selten aber erweislich. Coist aber deutet buchstäblich auf coiser beruhigen (von quietus, mit Schärfung des t in s, wie in hausser, dresser, menuiser von altus, directus, minutus) und der Sinn wäre: dadurch (poro, lat. per hoc, nicht porro) gibt er (der König) sich nicht zufrieden. Indessen könnte coist auch für coit (lat. cogitat) stehen und s wäre eingeschoben wie in dist (lat. debet) in den Eidformeln, eine im Altfranz. häufig vorkommende Sache. Der Sinn wäre alsdann: sie hatte keine Schuld, darum kümmert sie sich nicht (um die Strafe). — V. 21. übersetzt Hr. W.: le roi païen voulut envain nous convertir à sa loi, indem er aezo mit aisement erklärt; dies ist aber das prov. aizo und das spätere franz. iço, jetzt ce, cela. Desgleichen scheint nos wieder aus no se verkürzt und der Sinn der Stelle ist: dies wöllte der König (sich) nicht glauben. — V. 25. volát ist Perfect, wie in den Eiden das mit Unrecht als Präsens aufgefafste jurát = gisuor in der deutschen Abfassung. — Andre Schwierigkeiten oder Eigenheiten des Ausdrucks lassen wir für jetzt dahingestellt.

II. Ueber das schon vielfach besprochene deutsche Gedicht, dessen ursprünglicher Text bereits in die zweite Auflage von W. Wackernagel's trefflichem altdeutschem Lesebuche übergegangen ist, haben wir wenig zu bemerken. Für das Product eines Volksdichters wird man das Ludwigslied nicht mehr halten wollen; gibt es sich aber auch nach Anlage und Tendenz deutlich als das Werk eines Geistlichen kund, so hat es sich doch des volksmäfsigen Elementes nicht erwehren können und darum steht es erquicklich da unter den ältesten Proben hochdeutscher Poesie. Vergleichen wir nun das Original mit den verschiedenen Bearbeitungen des Schilterischen Textes, so müssen wir gestehen, dafs Lachmann's scharfsichtige Kritik diesen selbst bis auf mundartliche Färbung dem ersteren sehr nahe gebracht hatte; doch müfste manches, wie natürlich, zweifelhaft bleiben. Bestätigt hat sich z. B., um nur den Sinn betreffende Puncte zu berühren, Lachmann's Besserung sê (doch in der Form sêo) für sie, Docens Conjectur giwalt für giwaht, welches letztere Wackernagel wieder in den Text aufgenommen hatte; J. Grimms fel lôses für falloses; Wackernagel's scharfsinnige Conjectur manôn sundjônô für manon siu diono oder dionên, auch von J. Grimm (Gramm. IV. 475) unabhängig hiervon vorgeschlagen. Nun ist unter andern: ih weiz her statt des unbrauchbaren weil er; das sinnvollere so jung statt so lang; wunniônô für Schilters waniano, Docens wâni âno, Lachmann's wârin âno und Wackernagel's wârun âno; gibuozta für giburtha; jah allen für sag allin oder gab allin; spilôdun ther vrankon in Schilters Abdruck ist der Handschrift gemäfs. Das Gedicht ist übrigens vollständig, nur am Ende sind einige Buchstaben zerstört, welche Hr. Hoffmann herzustellen versucht hat.

Fr. Diez.

№ 70.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Historia verdadera de la conquista de la nueva España, escrita por el capitan Bernal Diaz del Castillo.

Denkwürdigkeiten des Hauptmann Bernal Diaz del Castillo.

(Fortsetzung.)

Auch weiſs man, daſs Cortes, der kein Mittel unbenutzt lieſs, sein groſses Verdienst geltend zu machen, dem Bischof von Como für seine Sammlung von Kunstsachen und Natur-Merkwürdigkeiten Gegenstände von Werth aus der neuen Welt zugeschickt hat. Vielleicht hatte der alte Soldat von Cortes selbst, oder in dem Umgang mit den bedeutenden Männern, denen er während seines Aufenthalts in Alt-Spanien und besonders bei den Conferenzen von Valladolid, näher kam, Kunde von diesem Schriftsteller erhalten. Kurz, er fürchtete, daſs die Meinung der Zeitgenossen durch ihre Werke irre geführt werden, und das Verdienst der Eroberung von Neu-Spanien ganz allein auf Cortes Namen befestiget bleiben könnte. Dieses, und die Verbesserung der Irrthümer von Gomara, war die Absicht, die ihn zum Schreiben brachte. Wahrscheinlich täuschte er sich jedoch selbst hierin. Wie er seinen Umgebungen ohne Zweifel gerne von den Thaten seiner Jugend erzählte; und nachdem er es oft genug, und gewiſs manchmal zu ihrem Ueberdruſs, gethan, so ergriff er zuletzt auch die Feder, und schrieb die Begebenheiten nieder, die er selbst gesehen, und in denen er mitgehandelt hatte. Dieser Mann, wie so viele unter den sogenannten Eroberern, war nicht blos ein glücklicher Abenteurer. Er hatte eine gute Erziehung und eine, ihr und den Umständen angemessene, Bildung genossen. Bernal Diaz weiſs von der Geschichte der Römer, von der Gröſse Julius Caesars insbesondre. Wenn er auch die Werke des römischen Dictators vielleicht nicht selbst gelesen, so hatte er doch gewiſs viel davon erzählen und seine Thaten oft mit Cortes Thaten vergleichen gehört. Aber, was noch mehr ist, in seinem ganzen Werk drückt sich eine so edle Gesinnung, eine so entschiedene Empfänglichkeit für das Höhere und eine so aufgeklärte Ansicht über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen aus, wie sie leider seinem glücklichen Feldherrn gefehlt haben. Er ergriff die Feder erst in hohem Alter, nachdem er viel erfahren und viel gelitten, und mit dem tiefen Gefühl des Unrechts, das ihm geschehen; indem seine Verdienste nicht so belohnt worden waren, wie die so mancher Anderer, die erst nach Neu-Spanien gekommen, nachdem die schwerste Arbeit der Eroberung schon vollbracht war. Diese Gefühle drücken dem Werk das Gepräge der verschiedenartigsten Stimmungen auf, und es würde ein lächerliches Bemühen gewesen sein, wenn man die Ausbrüche derselben mit der unbehülflichen Genauigkeit einer frühern, ähnlichen Arbeit hätte wieder geben wollen. Ein Schriftsteller der Art kann die Einfachheit bis zur Anmuth erheben. Bei Bernal Diaz ist dieſs manchmal der Fall; aber bei einem, am Ende doch im Schreiben ungeübten Mann, bei einem Manne seines Alters bleiben, wenn er die Feder ergreift, nicht alle Gebrechen seines Charakters und seiner ganzen Lage aus. Bernal Diaz verliert manchmal den Faden nicht nur seiner Erzählung, sondern selbst seiner Perioden, und es würde eine übel verstandene Treue sein, ihn auch in diesen Fehlern zu copiren. Der Uebersetzer darf gestehen, daſs er sich in solchen Fällen diejenigen Freiheiten genommen, die er nicht nur dem Verfasser, sondern noch mehr seinen Lesern schuldig war. Ueberhaupt schwebte der Uebersetzung der Gedanke vor, den alten Soldaten in deutscher Sprache reden zu lassen, ungefähr so, wie einer der vielen braven Degen unsers Volks die Befreiungskriege, so er mit gefochten, erzählen würde, wenn er, den höhern Stufen der wissenschaftlichen Bildung durch die

Pflicht gegen das Vaterland entrissen, in einem durch Strapazen und Wunden früh gereiften Alter die Feder ergriffen hätte, um jene Jahre seiner höchsten Anstrengungen, der äufsersten Mühseligkeiten und Entbehrungen aller Art, aber auch der höchsten Erhebung in Sieg und Ruhm, noch einmal schreibend zu durchleben. Wer wollte sich nicht hie und da von einem solchen Erzähler eine Wiederholung gefallen lassen? Auch die Züge des übertriebensten Selbstgefühls würde man lächelnd hinnehmen. Ist es ja doch oft der einzige Lohn, der viel geprüften und bewährten Männern übrig bleibt.

Ein wesentliches Bedenken bei dieser Arbeit war die Frage, wie die mexikanischen Namen wieder gegeben werden sollten. Es bedarf nur der geringsten Bekanntschaft mit den spanisch-amerikanischen Quellenschriften, um zu wissen, dafs sie in diesem Punkt alle unter einander abweichen. Die Natur der Sachen bringt es mit sich, dafs die ältesten, und im Uebrigen zuverläfsigsten Quellen hierin die allerunsichersten Führer sind. Die mexikanischen Namen müssen den südeuropäischen Ohren überaus fremdartig geklungen haben. Die Ungelenkigkeit spanischer Sprachorgane für Namen, wie Xicotencatl, Cuitlahuatzin, Quauhtemoetzin, Quetzalcohuatl, leuchtet in die Augen. Die Vorrede der Uebersetzung hat sich schon darüber erklärt, dafs, um Einheit in die Namen zu bringen, eine übereinstimmende Schreibart derselben wünschenswerth sei. Es scheint besonders für alle geographischen und topographischen Bezeichnungen nöthig. Je tiefer man in die Ur-Geschichte eines Landes eindringt, desto mehr Bedeutung gewinnen solche Namen, und um so unangenehmer vermifst man die Uebereinstimmung in den desfallsigen Angaben. Man mufs wenigstens einen Anfang machen, darf gleich die spätere Zeit, wenn sie erst vieles Andre aufgeräumt haben wird, dabei nicht stehen bleiben. In Neu-Spanien gewinnen diese Namen eine grofse Bedeutung für die Forschung über die Einwanderungen der verschiedenen Völkerschaften und ihren Einflufs auf die ganze Entwicklung der Civilisation des Volks. Man wird sich alsdann nicht mehr dabei beruhigen können, dafs die Eroberer und die ersten Missionarien einen Namen so oder so geschrieben haben. Man mufs wissen, wie er in dem Munde des Volks zur Zeit seiner Macht und Unabhängigkeit gelautet hat, um ihn als historisches Hilfsmittel gebrauchen zu können.

Inzwischen bedarf es einer allgemeinen Grundlage; denn das Material liegt bei weitem noch nicht bereit, um die Kritik an einzelnen Benennungen zu üben. Für den jetzigen Standpunkt braucht man nur Namen, an denen sich Jeder gleich orientiren kann. Die ältesten Geschichtsquellen allein können hier mafsgebend sein. Zuerst Cortes; aber Cortes hat die mexikanischen Namen mehr, als jeder Andre entstellt. Ihm verdankt das heutige Cuernavaca z. B. seinen Namen, zum Denkmal einer der gröfsten Entstellungen, die in so kurzer Zeit möglich sind. Es erscheint wahrhaft unbegreiflich, wie in dem Munde der Einwohner eines Orts, den Cortes viele Jahre bewohnt hat, das Wort Guauhnahuac erst in Coadnabaced — wie es in seinen Amtsberichten heifst, — und nach einem oder zwei Jahren in Cuernavaca übergehen konnte. Durfte man hier Cortes Berichten folgen, die ohne die geringste Kenntnifs der Landessprache geschrieben waren?

Je länger ich mich mit dem Studium der Quellenschriften beschäftige, desto mehr bestätigt sich mir meine, schon früher in diesen Blättern (1835. No. 63.) ausgesprochene, Vermuthung, dafs Cortes selbst einen viel bedeutendern Antheil an Gomara's Werk hatte, als man bisher geglaubt. Das Beste darin kommt wahrscheinlich aus seiner eigenen Feder. Ein oberflächliches Urtheil könnte in der verschiedenen Schreibart der nämlichen Namen zwischen seinen Berichten und Gomara'n einen Gegenbeweis finden. Man mufs jedoch bedenken, dafs zwischen den Amtsberichten an Kaiser Carl V. und den Arbeiten, die Gomara benutzt hat, zehen, fünfzehn bis zwanzig Jahre gelegen haben. In dieser langen Zeit, während Cortes die Orte weit öfter in seinen amtlichen, noch in den Archiven schlafenden, Arbeiten nennen mufste, als man auf den ersten Blick glauben mag; wo er sie als Commenden vertheilte, die Beamten, die Geistlichen in denselben anstellte, und nachdem sein Ohr und seine Zunge sich überhaupt an die mexikanischen Laute gewöhnt hatten, mufsten ihm die Ortsnamen ganz anders erscheinen. In seinen gedruckten Berichten heifst die Hauptstadt bald Temixtitan, bald Mexico; bei Gomara ist sie schon Mexico-Tenuchtitlan genannt. Woher der Name Temixtitan stammt, habe ich nicht finden können; wenn er seinen Ursprung anders nicht einem Mifsverständnifs verdankt, das eine einzelne Stelle des Bodens, auf welchem die Stadt erbaut ist, und die eine beson-

dre Bedeutung in der Geschichte ihrer Entstehung hat, für die ganze Stadt nahm. Wenigstens kann aus dem Worte Temazcaltitlan leichter Temixtitan geworden sein, als aus dem Wort Guaunahuac Cuernavaca. Die Namen Tenuchtitlan und Mexico beruhen gleichfalls auf Irrthümern. Tenuchtitlan war nur eine der beiden grofsen Abtheilungen der alten Stadt, in welcher die Paläste des Landesherrn und der Vornehmen lagen, und Tlatelulco die andre, welche der Sitz der grofsen Gewerbsthätigkeit gewesen zu sein scheint. Der Name Mexico hat wahrscheinlich einen ähnlichen Ursprung. Entweder war er die Bezeichnung eines einzelnen Quartiers der Stadt, welches nach dem Worte Mexiti, einem der Namen des von den Mexikanern ganz besonders verehrten Kriegsgottes Huitzilopochtli benannt war, oder nach einer in demselben fliefsenden Quelle, die gleichfalls Mexiti hiefs.

Bernal Diaz schrieb so spät, dafs seine Benennung der Hauptstadt von Neu-Spanien keinen Werth haben kann. Er braucht schon das Wort Mexico allgemein; aber es würde lächerlich gewesen sein, darin etwas ändern, und für die Zeit, wo die Stadt diesen Namen noch nicht führte, einen andern setzen zu wollen.

So viel ist gewifs, dafs weder Cortes, noch auch Gomara für die Rechtschreibung der Namen als Autoritäten gelten können. Dennoch würde man dem Letzten folgen müssen, wenn man in Torquemada nicht eine bessere Autorität hätte. Dieser Schriftsteller und mehrere Andre seines Ordens, wie besonders der Bruder Bernardino von Sahagun, hatten lange und gründliche Studien in der mexikanischen Sprache und Geschichte gemacht. Freilich waltete keine scharfe Kritik über den Forschungen dieser Männer. Aber sie kannten die Sprachen des Landes. Ihr Ohr und ihre Zunge waren daran gewöhnt. Sie besafsen das Vertrauen der Einwohner, sie verkehrten viele Jahre lang mit allen Classen derselben und es war ihnen Ernst, sich zu unterrichten. Warum sollte man ihnen nicht folgen dürfen, so lange man keinen bessern Führer hat, und die Kritik noch nichts leisten kann? Zwar sind in neuern Zeiten spanische Uebersetzungen mexikanischer Schriftsteller in der Hauptstadt von Neu-Spanien gedruckt worden. Ich stehe jedoch keinen Augenblick an, ihre Autorität in solchen Dingen tief unter Sahagun und noch tiefer unter Torquemada zu stellen. Alle diese indianischen Schriftsteller hatten die Bildung, die ihnen das Schreiben in ihrer Muttersprache möglich machte, in den, von den Spaniern gegründeten, und von den Franziskanern geleiteten, Bildungsanstalten, namentlich in dem Collegium von Santa Cruz, erhalten. Da ihre Sprache keine Buchstabenschrift hatte, so schrieben sie mit spanischen Schriftzeichen. Ihre Lehrer im Gebrauche derselben waren die spanischen Mönche, vielleicht der Bruder Torribio Motolinia, der Bruder Bernardino von Sahagun, die Brüder Francisco von Bustamente, Andres von Olmo und Andre. Wie ist es möglich ihrer Orthographie in den Namen ein gröfseres Gewicht beizulegen, als Torquemada'n, der nicht nur die Schriften aller Mönche seines Ordens, namentlich die der Brüder Torribio Motolinia und Bernardino von Sahagun, benutzt, sondern selbst ein halbes Jahrhundert als Geistlicher und Lehrer unter den Mexikanern gewirkt, und das Studium ihrer Sprache, ihrer Poësie, ihrer Geschichte und Hieroglyphen zu seinem besondern Geschäft gemacht hatte?

Mit dieser Ueberzeugung sind in der Uebersetzung die Namen von Bernal Diaz in die von Torquemada gebrauchten verwandelt worden. Es ist nicht überall gerne geschehen; denn wo sich auch ein fehlerhafter Name durch den Gebrauch festgesetzt hat, erscheint es immer mifslich, ihn zu ändern. Der Name des unglücklichen Monarchen, welchen die Spanier auf dem Throne von Mexico fanden, mag als Beispiel genügen. Cortes nannte ihn in seinen Amtsberichten Muteczuma und Gomara Motecçuma. Unser alter Soldat allein gibt ihm den Namen Montezuma, welcher so ziemlich allgemein geworden ist. Darf ich den deutschen Uebersetzungen glauben, so sind ihm auch Robertson und Russel gefolgt. Es ist kaum eine andre Quelle für diese Schreibart zu denken, als Bernal Diaz; denn Herrera, dessen Werk von den spätern Historikern am meisten benutzt worden ist, hat Moteçuma. Unsre Uebersetzung hat Motecusuma angenommen. Sie folgt hierin Torquemada'n, welcher Motecuhçuma schreibt. Es wird zugegeben werden müssen, dafs das ç mit dem Häkchen durch das deutsche S zu weich gegeben ist. Indefs läfst das z auch eine gelindere Aussprache zu, und das h in Torquemada's Motecuhçuma verlangte solche offenbar. Damit mag die weichere Schreibart, wenn auch nicht durchaus gerechtfertigt, doch vielleicht entschuldigt sein. Man wird sich entschliefsen

können, Mofetzuma zu schreiben; aber schwerlich Motecutzuma.

Bei dem Namen des unglücklichen Nachfolgers von Motecusuma konnte Torquemada's Schreibart ohne das geringste Bedenken zu Grunde gelegt werden. Cortes nennt ihn Guatimocin, und Gomara bald Quahutimoc, bald Quahutimoccin. Die letzte Verschiedenheit ist ohne Bedeutung. Die Endsylbe ist die, der mexikanischen Sprache eigenthümliche, Bezeichnung der standesmäfsigen Höhe und der, ihr gebührenden, Ehrfurcht. Ich habe sie auch dem Namen Motecusuma angehängt gefunden, ohne dafs ich die Stelle gleich wieder finden kann. Wenn ich nicht sehr irre, so ist sie in Gomara's Werk. Der Name Quauhtimoctzin klingt wegen der Gutturalen der ersten Sylben für unsre Organe etwas hart; um so lieber durfte die Endsylbe beibehalten werden, da Torquemada, ob er gleich ein paarmal Quatemoc hat, doch gewöhnlich Quauhtemoctzin schreibt.

Es mag hie und da geschehen sein, dafs in der Uebersetzung ein Name nicht nach Torquemada rectifizirt worden ist. Ich stofse namentlich auf den Namen eines der tapfersten, aber auch der unglücklichsten Offiziere von Cortes, wo es versäumt wurde. Bernal Diaz schreibt den Namen von Christobal von Olid immer so weich, als er ihn aussprach, Oli, und die Uebersetzung folgte ihm. Illescas schrieb zwar Olit; es ist aber ganz unrichtig. Er hiefs Olid, und die Uebersetzung hätte ihn nicht anders nennen sollen.

Eine Hauptänderung, durch welche sich diese von dem Original unterscheidet, besteht in der Eintheilung des ganzen Werks in acht Bücher, und in der Veränderung der Zahlen der Kapitel. Die spanischen Ausgaben zählen sie vom 1sten bis zum 213ten als dem letzten fort. Sollte Jemand das Original und die Uebersetzung vergleichen wollen, wird es ihm bei der Genauigkeit der Inhalts-Anzeigen über jedem einzelnen Kapitel und am Ende der Bände nicht schwer werden. Es war nöthig, die Hauptmassen des Werks von einander abzuschneiden, und gröfsere Ruhepunkte für die Leser zu gewinnen.

Was die Anmerkungen betrifft, so war die Versuchung, ihre Zahl zu vermehren, sehr grofs. Inzwischen wurde schon dadurch ein scharfes Mafs nöthig, dafs sich die Gegenstände gewöhnlich nicht in einer Anmerkung erschöpfen liefsen. Man mufste sich meistens auf Andeutungen beschränken, welche das Feld der weitern Forschung wenigstens öffneten, und die gröfsern Entwicklungen entweder auf die Beilagen, oder auf spätere Gelegenheiten versparen. Namentlich scheint das Letzte für einen Gegenstand nöthig, der hier gleichsam in seinen ersten Anfängen vorkommt. Diefs ist die Colonial-Politik Spaniens, welche man nicht überall zu loben braucht, um ihr eine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihr seit den Deklamationen des Abbé Raynal versagt worden ist. Nach der Entwicklung des Schicksals dieser Colonien und der Aufdeckung aller ihrer innern Gebrechen wird sie ihr nicht ganz leicht zu gewinnen sein. Es ist jedoch der Mühe werth, die Aufgabe zu versuchen. Das unglückliche Spanien büfst die Mifsgriffe seiner frühern Regierungen und die Charakterfehler seines Volks in den mehr als dreifsigjährigen Unruhen aller Art so schwer, dafs das Mitleid schon eine Gerechtigkeit fodert, welche man diesem Lande nunmehr leisten kann, ohne dafs die Absicht zu mifsdeuten ist. In der That, man mufs einmal anfangen, die Colonial-Politik Spaniens von einer Seite zu würdigen, wo sie eine, den Colonial-Systemen von England, Frankreich und Holland immer fremd gebliebene, Humanität entwickelt hat. Es wird sich dabei die Gelegenheit ergeben, auch gegen die Mönchsorden gerecht zu werden. Man ist ihnen diefs vor allen Dingen in einer Zeit schuldig, welche sie nicht nur zu Grunde gehen gesehen, sondern auch den, ja nicht zu verkennenden, Beruf hat, sie nicht wiederherzustellen, und das, was sie in ihren besten Zeiten, und auch später noch in glücklichen Ausnahmen geleistet, durch Einrichtungen, wie sie den durchaus veränderten Weltverhältnissen angemessen sind, zu ersetzen. Die Leser der Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz werden gewifs weit öfter über die Besonnenheit und aufgeklärte Denkungsart des Paters von Olmedo, als über seine wahrhaft christliche Frömmigkeit erstaunt sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 71.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Historia verdadera de la conquista de la nueva España, escrita por el capitan Bernal **Diaz del Castillo.**

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal **Diaz del Castillo.**

(Fortsetzung.)

Die Geschichte der ersten Civilisations-Arbeiten der Spanier stellt eine ganze Reihe von Mönchen des Franziskaner- und des Dominikaner-Ordens dar, welche die Wunder der Selbst-Verläugnung und der, zu jedem Opfer gerüsteten und in jedem Opfer erprobten, christlichen Liebe in ihrer ganzen Herrlichkeit gezeigt haben. Diese Männer gewannen meistens in dem langen Verkehr mit den Landeseingebornen eine Liebe für sie, welche sie über alle ihre Fehler verblendete, und namentlich die Geschichte von Neu-Spanien in ihren wesentlichsten Theilen entstellt hat. In der That mufs sich die Hauptvorsicht, die in dem historischen Gebrauch ihrer Schriften anzuwenden ist, dahin richten, dafs sie nicht nur die Fehler der Landeseinwohner zu bedecken gesucht, sondern auch den Vorwurf der schwersten Verbrechen auf ihre eigenen Landsleute geworfen haben.

Dieser Gegenstand führt von selbst auf die Untersuchung über den Grad der historischen Glaubwürdigkeit des alten Soldaten, dessen Denkwürdigkeiten in den vorliegenden Werken enthalten sind. Der nähere Antheil, welchen der Unterzeichnete an dem einen derselben hat, gibt ihm vielleicht ein Recht, sich in dieser Richtung zu äufsern.

Dafs Bernal Diaz wahr sein wollte, davon werden sich die Leser schnell überzeugt haben. Man mufs bei Jedem, der eine Geschichte schreibt, die er selbst gesehen, zuerst darnach fragen. Ob er wahr sein konnte — hängt weniger von ihm selbst ab. Hier kommt Alles auf die Lage an, in der sich der Geschichtschreiber befindet, auf die Gunst oder Ungunst derselben für die Kenntnifs des wahren Zusammenhangs der Ereignisse, und auf die Höhe seines geistigen Horizonts, um auch das Entfernte richtig zu würdigen.

Was den ersten Punkt betrifft, so befand sich Bernal Diaz als Augenzeuge und Mithandelnder allerdings in einer sehr günstigen Lage für seine Geschichts-Erzählung.. Obgleich in einer untergeordneten Stellung, genofs er doch für die Kenntnifs der Sachen Vortheile, die ihm heutzutag in ähnlicher Stellung nicht zu Theil werden könnten. Die Kriegführung ist immer auf Punkte hingerichtet, welche leicht zu übersehen sind. Die ganze Art derselben erleichtert diesen Ueberblick. Auf die persönliche Tapferkeit kam unendlich mehr an, als in unserer Zeit, und wo jeder Einzelne Bedeutendes auf kleinem Raume wirken kann, geht es auch nicht leicht für einen der Theilnehmer verloren. Dazu kam das Verhältnifs, in welchem der Feldherr dazumal zu seinen Truppen stand. In dem Versuch über das Leben von Bernal Diaz an der Spitze der Uebersetzung ist schon auf diese Eigenthümlichkeit der Entdeckungs- und Eroberungs-Arbeiten des 16ten Jahrhunderts aufmerksam gemacht worden. Es waren gewissermafsen Privat-Unternehmungen, die unter öffentlichem Schutz und mit Erlaubnifs der Regierungen gemacht wurden, wobei es sich, meist ohne förmliche Bedingung, von selbst verstand, dafs der Hauptvortheil des Gelingens, das politische Resultat, der Regierung allein zu gut kam. Bernal Diaz war in den ersten und wichtigsten Zeiten von Cortes Eroberungen gewissermafsen mit ihm assozirt. Cortes war, schon in dieser Beziehung, besonders aber auch durch das Verhältnifs zu dem Statthalter von Cuba, unter dessen Schutz, mit dessen Autorität, ja in dessen Namen und mit dessen Ernennung zum Anführer er Alles begonnen hatte, von seinen Kameraden in den äufserlichen Verhältnissen eben so abhängig, wie sie es von ihm

durch das Uebergewicht seines Geistes und seines Charakters im eigentlichen Wesen der Unternehmung waren. In jenem Versuch ist gezeigt werden, dafs dieses Verhältnifs zwei sehr verschiedene Perioden hatte. Die eine war der Zustand der Ungewifsheit, in welcher sich Cortes über seine Lage befand: wo er auf der einen Seite als ein gegen seinen Vorgesetzten aufrührerischer Offizier die schwersten Strafen verwirkt, und auf der andern Seite durch die Gröfse der gewonnenen Resultate den Anspruch erworben hatte, dafs der gewöhnliche Mafsstab der menschlichen Thaten für ihn weggeworfen, und ihm der Lohn des höchsten Verdienstes bewilligt werden mufste. So lange diese Verhältnisse unentschieden waren, handelte Cortes nie anders, als im Einverständnifs mit seinem Corps, und als bald nachher die Widersprüche dieser Verhältnisse, je nach dem verschiedenen Grad der Einsicht und besonders des Gefühls der Berührung von unangenehmen Verhältnissen, Mühseligkeiten, selbst Gefahren, hervortraten, gestützt auf die überwiegende Partei, die er sich in demselben gemacht hatte. Zu dieser Partei des Cortes gehörte Bernal Diaz, so wie er von Anfang an durchaus und fest an Allem gehangen, was Cortes wollte und that und gethan hatte. In dieser ersten Periode ist er nicht nur in genauer Kenntnifs aller officiellen Berichte des Feldherrn, sondern auch Mitwisser und Theilnehmer seiner wichtigsten Entschliefsungen und oft seiner Plane. Er sagt selbst, dafs er sich Noten über Alles, was er gesehen und erfahren, gemacht, und dafs diese seinen Denkwürdigkeiten zu Grunde liegen. Man darf ihm schon wegen des ganzen Charakters, der sich in seiner Erzählung ausdrückt, glauben; es geht aber besonders aus seinen Zahlen-Angaben hervor, in denen er sich meist nicht nur von Cortes in seinen Amtsberichten, sondern auch von Gomara, und noch mehr von Torquemada und den mexikanischen Geschichtschreibern unterscheidet. Dieser sehr wichtige Punkt gibt Bernal Diaz überhaupt den entschiedensten Vorzug vor allen andern Quellen dieser Geschichte. Man würde ihm schon darum glauben dürfen, weil er überall, wo die Gröfse der Zahl den Ruhm der Ereignisse aufschwellen kann, die niedrigsten Angaben hat. Dieser Zug ist, beiläufig gesagt, ein gewichtiger Beweis für die Höhe seiner Bildung. Den Werth der Zahlen ermifst nur, wer hoch in Urtheil und Erfahrung steht.

Zum Beweise dieser Behauptung soll nur ein einzelnes Ereignifs mit den Zahl-Angaben der Quellen und der vorzüglichsten Geschichtschreiber ausgehoben werden.

Cortes war bekanntlich mit seinem kleinen Häufchen nur wenige Monate in Mexico, als eine bedeutende Expedition, welche der Statthalter von Cuba gegen ihn ausgerüstet, an der Küste erschien, und ein Truppen-Corps an das Land setzte, das dem seinigen weit überlegen war. Cortes sah ein, dafs für ihn Alles darauf ankam, nicht nur mit Narvaëz auf die eine, oder die andre Art fertig zu werden, sondern auch festen Fufs in der Hauptstadt von Neu-Spanien zu behalten. Indem er daher gegen ihn zu Felde zog, mufste er eine Besatzung in Mexico zurücklassen. Die Stärke, sowohl dieser Besatzung, als des Corps, mit dem er gegen Narvaëz marschirte, erscheint folgendermafsen verschieden.

Cortes liefs Alvarado'n in Mexico zurück: nach seiner eigenen Angabe mit 500 Mann; nach Gomara 200; Torquemada 150; Herrera 150; Solis 80; Robertson 150; Rufsel 150; Bernal Diaz 83.

Cortes nahm an Mannschaft mit auf diesem Zuge gegen Narvaëz: nach seiner eigenen Angabe bei dem Ausmarsch aus Mexico 70 Mann; er zog unterwegs das Detachement des Juan Velazquez von 150 Mann und die Mannschaft, welche ihm Sandoval von der Besatzung von Veracruz zuführte, an sich, und hatte so, als er im Begriff stand anzugreifen, 250 Mann; nach Gomara 250; Torquemada 266; Herrera 266; Robertson 250; Rufsel 276; Bernal Diaz 266.

Welchen Mafsstab man nun bei Beurtheilung dieser Zahlen anlegen mag, immer müssen die Zahlen der in Mexico zurückgelassenen und mit Cortes ausmarschirten Truppen ungefähr der Gesammtzahl gleich sein, mit der er an der Küste von Neu-Spanien angelangt war. Die Angabe von Cortes selbst ist offenbar die übertriebenste. Man braucht die Ereignisse nur wenig zu kennen, um es unmöglich zu finden, dafs Cortes 500 Mann unter Alvarado'n zurücklassen konnte. War er doch, nach seiner eigenen Angabe, in dem Bericht an den Kaiser, nur mit 300 Mann Fufsvolk und 15 Reitern in Mexico eingezogen. Cortes war ein zu guter Rechner, als dafs er bei dieser Uebertreibung nicht seine Absicht gehabt hätte. Man mufs es für seine Gröfse bedauern, dafs es nur Eine Erklärung

gibt, welche seinem Charakter keine Ehre macht. Zur Zeit seines Berichts an den Kaiser war Alvarado der Einzige von seinen Offizieren, an den gedacht werden konnte, wenn das Commando an einen Andern übergeben sollte. Sich allein in Mitte der grofsen, feindlich gesinnten Hauptstadt, abgeschnitten von allen Hilfsquellen, und den Monarchen des Landes als Gefangenen bewachend, beinah zwei Monate lang zu halten, war in der That eine Aufgabe, deren Lösung eine seltene Vereinigung grofser Eigenschaften erfoderte. Sie schien auch so schwer, dafs alle übrigen Quellen, aufser Gomara und Solis, wenigstens 150 Mann annehmen. Der Letzte ist nur angeführt worden, weil er einer der verbreitetsten Geschichtschreiber ist. Nach meiner Ueberzeugung hat er wenig Werth. Selbst die Angabe, die er hier hat, beweist es. Die niedrige Zahl von Bernal Diaz, welcher dem Alvarado 83 Mann läfst, genügt ihm nicht. Er zieht noch drei Mann davon ab; ohne Zweifel, um die Quelle zu verbergen, aus der er geschöpft hat; denn der zierliche Historiograph, wie sehr er auch unsern alten Soldaten benutzt, ist doch nirgends gut auf ihn zu sprechen. Man darf Bernal Diaz glauben, wie unwahrscheinlich man es auch finden mufs, dafs eine solche Handvoll Leute sich fast zwei Monate lang gegen eine so grofse Stadt halten konnte. Es wird nur begreiflich, wenn man die nähern Umstände kennt, und weifs, wie hohe Zeit es war, dafs Cortes als Sieger vor der Hauptstadt erschien, welche die Feindseligkeiten gegen Alvarado'n bereits eröffnet hatte.

In der Zahl der Truppen, welche Cortes mitnahm, weicht er nicht so stark von Bernal Diaz ab. 250 Mann waren aber zu wenig. Indefs, es sind doch nur 16 Mann weniger, als Bernal Diaz angibt. Dieser machte den Zug mit, und konnte von der wahren Zahl unterrichtet sein. An dem Ruhm dieses Zugs hatte er seinen Theil so gut, als die Besten; war er doch einer der sechszig Soldaten, welche mit dem Degen in der Faust die achtzehn Stücke schweren Geschützes genommen, die Narvaëz vor seinem Standquartier aufgestellt. Auch hatte er gleich nach dieser That Sandoval'n den Thurm erstürmen helfen, worin sich Jener zuletzt noch hielt. Sein Selbstgefühl, oder vielmehr seine Eitelkeit konnte nichts dabei gewinnen, wenn er die Zahl seiner Waffengenossen höher angab, als sie wirklich war. Cortes nahm es nicht so genau mit der Wahrheit. Je weniger Truppen er hatte, und je mehr Narvaëz, desto ruhmvoller war sein Sieg. Wie er Grund haben konnte, Alvarado's Corps zu vergröfsern, so hatte er ihn noch mehr, das seinige zu verkleinern.

Dafs Bernal Diaz in beiden Angaben wahr sein wollte, beweist das Mafs, welches er hielt; denn ihm gebührte sein Antheil an Cortes Erfolgen. Er nahm sich auch einen gröfsern Theil davon, als diesem gefallen mochte; wie sich aus der Klage des alten Soldaten ergibt, dafs seine Verdienste so schlecht von Cortes belohnt worden seien. Dafs Bernal Diaz hier wahr sein konnte, läfst sich nach der ganzen Lage der Dinge nicht bezweifeln. Ueberall stand ein so kleines Häufchen gegen eine so grofse Uebermacht, dafs man Ursache hatte, über jeden einzelnen Mann genaue Rechnung zu halten. Wo die Fehlenden nicht mehr zu ersetzen sind, wie es hier der Fall war, achten Alle auf die geringsten Verluste. Das Corps war so klein, dafs jeder Soldat den andern kannte. Welchen Grund hätte Bernal Diaz haben sollen, das Detachement, das Cortes in Mexico zurückliefs, kleiner, und das Corps, mit dem er selbst unter ihm gegen Narvaëz auszog, gröfser anzugeben, als wirklich war?

Bedenkt man nun, dafs unter allen obigen Zahlangaben nur die von Cortes und von Bernal Diaz von Augenzeugen herrühren, wer wird dem Letzten den Glauben versagen können, da alle Wahrscheinlichkeiten, ja alle Berechnungen für sie sind?

Es würde zu weitläuftig sein, auch an andern Ereignissen zu zeigen, wie Bernal Diaz überall, wo es sich um Zahlen handelt, die niedrigsten Angaben hat. Die Kritik, welche einst hier sichten mufs, wird z. B. in den Zahlen der jährlichen Menschenopfer, der Bevölkerung von Mexico, der Truppen, mit welchen Cortes diese Stadt belagert und erobert hat, in den Angaben von der Zahl der Menschen, welche die Treulosigkeit der Einwohner von Cholulla gekostet, und derjenigen, die Alvarado während des Festes, dem er in dem grofsen Teocalli der Hauptstadt beiwohnte, niedergemacht hat, und in so vielen andern Dingen gewaltig aufzuräumen finden. Ueberall werden Bernal Diaz Angaben unter den niedrigsten, wo nicht die niedrigsten sein. Es kann aber nie genug wiederholt werden, dafs, wo es sich um die Zahlen der Sieger handelt, die niedrigsten Angaben immer die sichersten sind.

Während der ersten Periode des Verhältnisses von Cortes zu seinem Corps ist kein Zweifel, dafs Bernal Diaz vollkommen in der Lage war, wenigstens das Aeufsere der Ereignisse genau zu erfahren. Wahrscheinlich wufste er um diese Zeit von dem, was vorging, so viel, als die übrigen Offiziere, mit Ausnahme von Cortes selbst. Aber auch in der zweiten Periode befand sich unser alter Soldat immer noch in einer günstigen Lage. Viele Stellen seiner Denkwürdigkeiten bezeugen es, dafs Cortes die wichtigsten Vorgänge, besonders auch die Depeschen, die er aus Spanien erhielt, selbst den entferntesten Detachements seines kleinen Heeres durch Circular-Schreiben mittheilte. Er liefs aber unsern alten Soldaten auch noch in den spätern Zeiten die Berichte lesen, die er nach Spanien schickte. Cortes mochte dabei allerdings seine besondern Gründe haben; auch ist ihm zuzutrauen, dafs er in der zweiten Periode den Bernal Diaz und seine Genossen nicht in das Vertrauen jeder Depesche gezogen. Man wird aus einzelnen Zügen wohl schliefsen dürfen, dafs er vorzüglich dasjenige mittheilte, was dem Stolz und den Hoffnungen der Eroberer schmeicheln, oder für sie besonders ergötzlich sein konnte. So gab er dem Cabildo von Guacasualco von dem Abenteuer des Lizenziaten Zuazo auf der kleinen Vizern-Insel Kunde, das im letzten Capitel des 3ten Bandes der Uebersetzung erzählt ist. Auf alle diese Mittheilungen achtete B. Diaz immer genau; er nahm sich Noten davon, wo nicht gar Abschriften. Insbesondere scheint ihm während der Ausarbeitung seiner Denkwürdigkeiten das Bedürfnifs, sich wohl zu unterrichten, nahe getreten zu sein. So sieht man, dafs er die Nachrichten über den Ausbruch des Volcan de Agua aus den Papieren des Bischofs von Guatemala entlehnt hat, da er zur Zeit dieses Unglücks noch nicht selbst in dieser Provinz war.

Wäre nun zur weitern Würdigung von B. Diaz als Augenzeugen der Ereignisse, der Grad seiner Bildung und die Schärfe seines Urtheils zu bezeichnen, so würde die Gewandtheit und Geschliffenheit der Darstellung nicht zum Mafsstab genommen werden können. Wer in dem Alter, in welchem der Grund zu jeder Bildung gelegt werden mufs, über den Ozean geht, um Abenteuer und Glück zu suchen, von dem ist keine Federfertigkeit zu erwarten. Wie sollte sie B. Diaz in einem so thätigen, allen geistigen Beschäftigungen und allen Bildungsmitteln, besonders durch Bücher, fremden Soldatenleben gewonnen haben? Er ergriff die Feder in späterem Lebensalter, und seine Darstellung mufste nothwendig von allen Gebrechen seiner Lage behaftet werden. Insbesondere geschieht ihm nicht selten, dafs er die Thatsachen durch einander wirft, und es würde ihm wahrscheinlich damit noch viel schlimmer gegangen sein, wenn er Gomara's Werk nicht zum Führer gehabt hätte. Man darf es ihm jetzt wohl nachsagen, dafs er diesen Geschichtschreiber mehr benutzt hat, als sich mit seinen Klagen über dessen Unrichtigkeiten vertragen will. Der ganze Faden seiner Denkwürdigkeiten ist zum grofsen Theil der von Gomara's Geschichtswerk. Die Verwandtschaft zwischen den Reden, welche den handelnden Personen in beiden Werken in den Mund gelegt werden, ist unverkennbar. Man kann dem alten Kriegsmann sogar einzelne Angaben nachweisen, die wörtlich aus Gomara's genommen sind, wie z. B. die Bezeichnung der Länge jeder Quadrat-Seite des grofsen Teocalli von Mexico, (de esquina a esquina ay un tiro de ballesta.) Er hätte ihn noch besser benutzen können, wenn er nicht zu ehrlich gewesen wäre. Gomara's Werk ist überaus reich an den merkwürdigsten Nachrichten über die Gesetze, die Einrichtungen, die Sitten und den Geist des Volks, und Alles in so gedrängter Kürze und in so schlagenden Zügen dargestellt, dafs Cortes grofser Geist überall hervorbricht. Bernal Diaz theilt indefs die Unordnung, in welcher die Ereignisse manchmal in ihrer historischen Folge dargestellt sind, mit allen übrigen Quellen. Welche Wichtigkeit auch Torquemada's Werk hat, so darf man ihm doch gerad' in diesem Punkt am wenigsten trauen. Dafür sind die Amtsberichte von Cortes die sichersten Führer. Er hat sie kurz nach den Ereignissen geschrieben; eine absichtliche Veränderung der historischen Folge würde ohne Zweck gewesen sein.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Historia verdadera de la conquista de la nueva España, escrita por el capitan Bernal Diaz del Castillo.

Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo.

(Schlufs).

In verschiedenen Stellen des deutschen Werks ist auf den, für sein Zeitalter, für seinen Stand und für die Dinge, die er erlebt hat, merkwürdigen, Zug von höherer Lebensbildung aufmerksam gemacht worden, der in des alten Soldaten nicht nur vorurtheilsfreier, sondern geistesfreier Ansicht der Dinge liegt. Die Geschichte war in den Thaten von Cortes und seinem kleinen Häufchen bald zur Mythe geworden. Cortes weifs in seinen Berichten an den Kaiser noch nichts von dem sichtbaren Beistand, welchen ihm die Heiligen geleistet. In Gomara kommen diese Züge schon vor, und Torquemada ist, wie es sich von dem Franziskaner Mönch nicht anders erwarten läfst, besonders reich daran. Bernal Diaz hat zwar auch von solchen Dingen gehört; aber er bekennt aufrichtig, in den Tagen der Ereignisse selbst nichts dergleichen gesehen und erfahren zu haben. In dieser Beziehung, so wie in der Wahrheit seiner Angaben, in der Gerechtigkeit, selbst gegen seine Feinde, und dem Mafs in der Beurtheilung aller Verhältnisse, die nicht den Lohn seines Verdienstes betrafen, steht er höher, als alle übrigen Geschichtschreiber seines Vaterlands; Herrera'n selbst nicht ausgenommen.

Alle Schriftsteller über diese Ereignisse aber übertrifft der alte Soldat durch die Individualisirung in seiner Darstellung; welches die Haupteigenschaft des Augenzeugen ist. Zwar ist nicht zu läugnen, dafs Herrera in dieser Beziehung sehr glücklich gesammelt hat; aber man sieht dem Werk den Sammlergeist an. Nichts ist unmittelbar aus der Anschauung des Lebens und des Selbsterlebten gegriffen. Es mangelt der Faden des tüchtigen, schwer erprobten Charakters, der durch Alles durchläuft, und das ausgebildete Urtheil, welches keiner Abgeschmacktheit Raum gestattet. Das deutsche Werk führt einen Zug der Art von Herrera an, wie keiner in B. Diaz zu finden ist. Dieser hat aber auch für einen grofsen Theil der Eroberungs-Geschichte von Mexico den Vorzug, dafs er der einzige noch übrige Augenzeuge ist; mit Ausnahme der wenigen Berichte von Alvarado, von Godoy und einigen Andern, welche Ramusio aufbewahrt hat. Ueber die verschiedenen spätern Unternehmungen, durch welche die Eroberung von Neu-Spanien allmählig in ihren entfernten Provinzen vollendet worden ist, über die Verwirrungen, die in Mexico durch die verschiedenen, zur Verwaltung des Landes aus Spanien dahin geschickten, Behörden, entstanden sind, über Cortes spätere, unglückliche Entdeckungs-Unternehmungen und besonders über den Zug nach der Küste der Honduras ist B. Diaz vielleicht der einzige noch übrige Augenzeuge. Was Torquemada, besonders über die letzte Waffenthat, die vielleicht, was die Ueberwindung von klimatischen Hindernissen, von Schwierigkeiten des Terrains, von Widersetzlichkeit der Menschen betrifft, zu den merkwürdigsten in der Geschichte gehört, aus mexikanischen Schriftstellern anführt, ist schon aus einer spätern Zeit. Man mufs aber überhaupt von diesen Werken, deren Uebersetzung Bustamente begonnen hat, nicht zu viel erwarten. In jedem Fall sind sie mit grofser Vorsicht zu gebrauchen. Wenn es in diesen verschiedenen Geschichtswerken charakteristisch ist, dafs die spanischen Soldaten überall nichts, als Fahnen und Wappen nach gut heraldischer Weise, die spanischen Missionarien nichts, als Zeichen des Kreuzes, Uebereinstimmungen der Ursagen der amerikanischen Völker mit der mosaischen Schöpfungs-Geschichte, und Wunder des Himmels überhaupt sehen,

so wissen diese indianischen Geschichtschreiber nicht Zahlen und Farben und Gold genug aufzuwenden, um den Glanz ihres Vaterlands vor Ankunft der Spanier in höchster Herrlichkeit darzustellen.

Indefs ist es Zeit, abzubrechen, um noch einigen Raum zu den Bemerkungen über das deutsche Werk zu gewinnen.

Was zuerst den Versuch über B. Diaz Leben betrifft, so sind zwei Momente in seinen Denkwürdigkeiten übersehen worden, die bei der Dürftigkeit der Notizen über dasselbe nicht wegbleiben durften.

Aufser mehreren bedeutenden Krankheiten, scheint der brave Kriegsmann besonders durch den unglücklichen Rückzug aus Mexico, nach der Nacht der Trübsal, sehr gelitten zu haben. Er bekam einen starken Blutauswurf zu Tlaxcalla und wurde, wie er versichert, nur durch reichliche Aderlässe gerettet.

Aus der Aeufserung B. IV. S. 289 geht mit Gewifsheit hervor, dafs B. Diaz im Jahr 1541 noch nicht in Guatemala wohnte, wo er sein Leben beschlossen und auch seine Denkwürdigkeiten aufgezeichnet hat.

Zu den Anmerkungen der Uebersetzung hätten nachstehende Züge angeführt werden sollen.

Torquemada hat (L. IV. c. 59.) den merkwürdigen Umstand, der bisjetzt übersehen worden ist, dafs Diego Velazquez anfangs die Absicht hatte, sich persönlich an die Spitze der grofsen Ausrüstung zu stellen, womit er den Narvaëz nach Neu-Spanien geschickt hat. Die Königliche Audienz auf Santo Domingo soll ihn daran verhindert und deshalb den Licentiaten, Lucàs Vazquez von Aillon, eigens nach Cuba geschickt haben, indem sie in der ganzen Unternehmung nur den Antrieb seiner Rachsucht, und nicht das Interesse des Königlichen Dienstes erkannt habe.

Desgleichen hätten die merkwürdigen Nachrichten bei Torquemada über den Bau und Transport der Brigantinen von Tlaxcalla und der beiden schweren Geschützstücke von Veracruz nach Mexico mitgetheilt werden sollen. Dabei würde eine der auffallendsten Uebertreibungen von einem der indianischen Geschichtschreiber zur Sprache gekommen sein, der es selbst dem guten Franziskaner-Provincial zu arg gemacht hat. Don Diego Muñoz Camargo, ein geborner Tlaskalteke, welcher in den ersten Zeiten der Eroberung geboren war, und bald als Governador von Tlaxcalla, bald als Solicitator y interprete von Tlaxcalla vorkommt, sammelte und studirte in seinem Alter die Geschichte und Alterthümer seines Vaterlands, und gibt in der, von Torquemada ausgehobenen, Stelle seines Werks dem Transporte der Brigantinen nicht weniger, als 180,000 seiner Landsleute mit. B. Diaz mit seinem gewöhnlichen Mafs in den Zahlen, hat 18,000 Mann; aber dafs die 180,000 Mann kein Druckfehler sind, beweist der Zweifel, welchen Torquemada selbst dagegen erhebt, indem Tlaxcalla nach der Versicherung des Paters Motolinia nicht über 100,000 Mann ins Feld habe stellen können. Auch diese Angabe ist ohne Zweifel übertrieben. Alle diese grofsen Zahlen widerlegen sich am besten mit der Unmöglichkeit, für so viele Menschen Subsistenzmittel herbeizuschaffen. Als Cortés seinen Feldzug nach den Honduras antrat, hatte er höchstens 4 bis 5000 Mann bei sich; aber er läfst das Corps schon auf zwei verschiedenen Strafsen nach Guasacualco aufbrechen, porque para todos juntos no habria tantos bastimentos.

Von einer Seite her, wo die Belehrung in Allem, was Neu-Spanien betrifft, die sicherste ist, bin ich auf die Namen Guacasualco und Havanna aufmerksam gemacht worden. Die irrthümliche Schreibart des letzten ist in den spätern Bänden vermieden worden; in Betreff des ersten mag der Grund darin liegen, dafs Torquemada abwechselnd Cohuatçacualco, Cohuatcaqualco, Cohuatzacualco, Cohuatzcualco schreibt. Der alte Soldat hat bald Guacasualco, bald Guasacualco. Ohne Zweifel liegt allen diesen Namen ein andres indianisches Wort zu Grunde.

Endlich hat ein gelehrter Freund die Bemerkung gemacht, dafs die dolor de riñones, die durch Nieren-Krankheit, Nieren-Schmerzen, gegeben sind, besser durch Lendenschmerzen übersetzt worden wären.

v. Rehfues.

XLIV.

1) *Dr. Ludw. Herm. Friedlaender, Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde. Erstes Heft. Leipzig,* 1838. *bei Vofs.* 174 *S.*

2) *Mich. Bened. Lessing, Handbuch der Geschichte der Medicin. Nach den Quellen bearbeitet. Erster Band. Bis Harvey* (1628.) *Berlin,* 1838. *bei Hirschwald. LVI. u.* 567 *S.*

3) *Dr. J. F. C. Hecker, Geschichte der neueren Heilkunde. Erstes Buch. Die Volkskrankheiten von* 1770. *Zweites Buch. Die Wiener Schule. Berlin,* 1839. *bei Enslin. XVI. u.* 614 *S.*

Welches auch das Verhältnifs des Erfreulichen und des Mifslichen in der heutigen Heilkunde sein und worin auch jenes und dieses vorzüglich zu suchen sein möge; so läfst sich doch nicht leugnen, dafs letzteres reichliche Nahrung namentlich auch in der, um den Wechsel dieses und des vorigen Jahrhunderts sehr im Schwunge gehenden, sogenannten pragmatischen Auffassung der Geschichte der Medicin fand, die zu einseitig auf Reflexion einer häufig eben so dürftigen als eitlen und anmafsenden Subjectivität beruhte.

Im Gegensatze dazu darf aber auch, was der heutigen ärztlichen Bildung wünschenswerth ist und noththut, grofsentheils von einer besseren Würdigung der Geschichte der Heilkunde erwartet werden. Dafs diese auch von vorliegenden Schriften angestrebt wird, macht sie uns gemeinschaftlich willkommen heifsen.

Friedlaender spricht sie hauptsächlich in der Ueberzeugung aus, „dafs jede Theorie und jedes System ein Fragment der Wahrheit in sich schliefst, und bei einiger Bedeutung, d. h. wenn es nicht ephemer, sondern wirklich eingreifend war in die Entwickelung der Heilkunde, eine im Bildungscyklus des Ganzen nothwendige historische Erscheinung ist, welcher ihr Recht widerfahren mufs" und setzt dieselbe jenem leidigen Verfahren entgegen, das nach blofsem „Gutdünken Lob und Tadel auswägt, nur gelten läfst, was seiner Fassungskraft oder seiner Individualität entspricht, und verwirft oder verdammt, was seinem Auge als ein verworrenes Farbenbild erscheint, wenn es gleich an sich und in richtiger Weite gesehen, das herrlichste Bild ist." Ihm zufolge „mufs die Schule der Geschichte der Heilkunde mehr als je jetzt ein erwünschter Zufluchtsort für jeden sein, den das verworrene Treiben der heutigen Medicin, ihre materielle und industrielle Richtung, wie ihre dünkelvolle Leerheit anwidert; für jeden, dem diefs mammonssüchtige, flitterprunkende und tintenklecksende Jahrhundert verleidet ist," wobei wir jedoch einen Theil der sich kundgebenden Bitterkeit durch Hinweisung auf anderweitige bestimmte Veranlassungen für die gegenwärtige kritische Epoche der Medicin, sich in Bezug auf ihre Geschichte zu orientiren, gerne ersetzt gesehen hätten. Die Weisheit, welche die richtige Würdigung der Geschichte der Medicin voraussetze und nähre, „blicke sinnend an die Monumente der Vorzeit gelehnt über die öden Flächen der Gegenwart hinweg nach den heitern Gebirgsfernen der Zukunft und erkenne dort das heilige Ziel, wo die Heilkunde von der Philosophie und Religion mit dem Schwesterkusse empfangen und ihre Vereinigung mit beiden gefeiert werde, wo sie werde eine Kunde des Heils werden, das jetzt freilich vielen noch als eine Fabel oder ein Traum erscheine, eine höhere Wissenschaft des Lebens" u. s. w. „Die Geschichte der Medicin aber bilden die Ergebnisse der hauptsächlich auf die gesunde und kranke Natur gerichteten Forschungen des Geistes, in ihrer Reihenfolge, in ihrem nothwendigen Zusammenhange aufgefafst und dergestalt aus einander entwickelt, dafs auch der progressive Geist der Wissenschaft dadurch offenbar wird."

Auch Lessing spricht in dem Vorworte von „veralteten Ansichten" in der Geschichte der Medicin, von dem „philosophischen Geiste der heutigen Historiographie," wie sie „ein lebendiges Drama mit Handlung" gewähren solle, wie „Geist ihr Lebensprincip" sein müsse, wie man bei ihr weder „vor Bäumen (empirischer Einzelheiten) den Wald, noch vor Wald die Bäume übersehen dürfe," wie sie die „inneren Gesetze im Leben der Geschichte" anschaulich machen müsse u. s. w. Doch wird sowohl in dem Vorworte eine bestimmtere positive Entwickelung und Begründung dieser Puncte, als auch im Werke selbst der entsprechende, Eine entschieden durchgreifende Geist hie und da noch vermifst. Und indem als Aufgabe der Geschichte der Medicin bezeichnet wird: „die verschiedenen Wechselfälle, welche die ärztliche Kunst auf ihrem Wege zur Gewifsheit und Vollkommenheit erlebte, die verschiedenen Schöpfungen, die aus ihr hervorgingen, die Gestalten und Denkweisen, die sie beherrschten, die Wahrnehmungen, mit denen sie sich bereicherte, von ihrem Ursprunge an bis zu ihrem gegenwärtigen Standpuncte zu entwickeln," so stehen wir auf einem Punct, den wir auch schon bei obiger Definition der Geschichte der Medicin von Friedlaender hätten beanstanden können, den wir zwar keinem der beiden Hrn. Verf. zur Last legen wollen, weil er sich fast allenthalben noch wiederfindet, den wir aber

dennoch etwas näher ins Auge fassen müssen — nämlich den nach des Ref. Ermessen *zu einseitig subjectiv* bestimmten Begriff der Geschichte der Medicin.

Die Geschichte des in Bezug auf Gesundheit, Krankheit und Heilung forschenden und handelnden Menschengeistes, so wie der Lebensumstände und Schriften der Aerzte, und endlich selbst der Medicinalverfassungen bildet doch wohl nur die subjective Seite der Geschichte der Medicin, deren *objective* Seite in der Geschichte der sich im Fortgange der Zeit ereignenden Umgestaltungen der Gesundheit und der Krankheiten, ihres Ursächlichen und des sich darnach richtenden Heilbedürfnisses besteht.

Eines Theils des dahin Gehörigen nehmen sich auch allerdings Darstellungen der Geschichte der Medicin in der Regel an, und so denn auch die vorliegenden Vorlesungen und das Handbuch, namentlich der ausgezeichnetsten Krankheitsformen und einzelner Seuchen, der Entstehung neuer Krankheitsarten u. s. w. Allein mehr nur, weil sich dergleichen fast unabweisbar aufdrängt, und gegen den einseitig subjectiv erfaſsten Begriff von Geschichte der Medicin mehr inconsequenter Weise, als daſs jenes und alles Verwandte als nothwendig dazu gehörig in vollständigerem Zusammenhange betrachtet würde, wodurch es auch erst recht fruchtbar werden könnte. Dergleichen ist unter dem Namen der historischen Pathologie vielmehr neuerlich, gewisser Maſsen sogar mehr als vordem von der übrigen Geschichte der Medicin abgerissen, bis auf einen gewissen Grad cultivirt worden.

Ref. hat auf jene Doppelseitigkeit der Geschichte der Medicin, so wie auf den wesentlichen Zusammenhang zwischen ihrer subjectiven und objectiven Seite, bestimmter namentlich schon vor 14—15 Jahren bei Herausgabe seiner allgemeinen Geschichte der Heilkunde (vergl. Vorbericht S. VIII) hingewiesen. Um so mehr freut er sich daher, daſs nun auch Hecker, dessen Namen sich besonders ehrenvoll an die sogenannte historische Pathologie anknüpft, in seinem vorliegenden neuesten Werke, wenn auch, wie es scheint, mit etwas einseitiger Uebertreibung, bekennt: „daſs die Natur selbst, wie sie sich in den wechselnden Lebensstimmungen der Menschen (in Bezug auf Gesundheit und Krankheiten) offenbart hat, und nichts anderes, als der erste Maſsstab aller ärztlichen Lehren und Schulen betrachtet werden muſs." In der Geschichte irgend einer Wissenschaft ist ja das Object nothwendig früher bis auf einen gewissen Grad entwickelt gegeben, als das sich darauf beziehende Forschen, Meinen, Wissen und Handeln. Und so sollte billig jede Geschichte der Medicin vor Allem als Geschichte der Gesundheit, der Krankheiten und der Naturheilung beginnen, in die erst über eine Weile die Geschichte ärztlicher Ansichten, ärztlichen Forschens, Wissens und Handelns einfällt. Es fehlt zu jener im Grunde so wenig an Material als zu dieser. Und es dürfte wahrlich nicht zu den wenigst interessanten und fruchtbaren Untersuchungen gehören, sogleich zur Eröffnung der Geschichte der Medicin die ältesten historischen Thatsachen und Andeutungen in Bezug auf das erste Auftreten von Krankheiten in der Menschheitsgeschichte, in Bezug auf die ursprüngliche Alleinherrschaft der Gesundheit und ihr nachher mit der Krankheit getheiltes Regiment, in Bezug auf historische Ur- und Grundformen von Krankheit, wie etwa Pest und Aussatz, und ihre allmälige Aus- und Umbildung, ihre Entwickelung und Auflösung in abgeleitete und untergeordnete Formen ernstlicher und nach einem tieferen Zusammenhange zu erwägen. So würde dann unter Anderem namentlich auch anschaulicher werden, wie auch die Abnahme der Gesundheit, die Zunahme der Krankheiten und die Schwierigkeit ihrer Heilung ursprünglich einen eigenen ärztlichen Stand forderten und die Medicin als besondere Berufsart ursprünglich ins Dasein rufen halfen.

Solch eine Betrachtung würde demnächst anschaulicher machen, welches günstigere Verhältniſs noch in der hippokratischen Zeit pandemische und acute Krankheiten, so wie die Naturheilung, einnahmen, als selbst noch im Laufe des klassischen Alterthums, in welchem namentlich schon die methodische Schule hinlängliches Zeugniſs giebt, in welch bedeutenderes Verhältniſs die sporadischen und chronischen Krankheiten, so wie die Kunstheilung, allmälig getreten sind u. s. w. Zu besonderer Beruhigung, Befriedigung und vielseitiger Versöhnung würde dann die Anschauung gereichen, daſs sich objective und subjective Seite der Geschichte der Medicin im Ganzen stets parallel gehen, daſs in beiden nur verschiedene Modificationen Eines Lebens- und Entwickelungsgesetzes walten und bald jene mehr Licht auf diese, bald diese mehr auf jene wirft.

(Der Beschluſs folgt.)

№ 73.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

1) *Dr. Ludw. Herm. Friedlaender, Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde.*

2) *Mich. Bened. Lessing, Handbuch der Geschichte der Medicin.*

3) *Dr. J. F. C. Hecker, Geschichte der neueren Heilkunde.*

(Schlufs.)

Bei minderer Beachtung der objectiven Seite und weniger entsprechender Würdigung der mythischen Geschichte, welche Lessing geflissentlich übergeht, ist man übrigens über den Gang der subjectiven Seite der Geschichte der Medicin bis zum Abschlufs des Alterthums im Ganzen bereits ziemlich einverstanden und sind diefs im Wesentlichen namentlich auch Friedlaender und Lessing. Die Medicin erwächst in dieser Beziehung aus den Wurzeln der Tempel- und Priestermedicin, der philosophischen und Kampf-Schulen zu selbstständiger Existenz. Deren ursprüngliche Indifferenz, Identität und Totalität ist durch Hippokrates repräsentirt. In den nachfolgenden Schulen und Secten der Dogmatiker, (Alexandriner), Empiriker, Methodiker und Pneumatiker schliefst sie sich in ihre einzelnen Elemente auf, die einzeln bis auf einen gewissen Grad entwickelt, zunächst durch die Eklektiker oder Episynthetiker gegenseitig wieder mehr genähert und endlich durch Galen systematisch zur höheren Einheit verbunden werden.

Ungleich schwieriger steht es noch um die Geschichte der Medicin während des Mittelalters, wovon jedoch das erste Heft der Friedlaender'schen Vorlesungen nur die immer kümmerlichere Reproduction der Medicin des klassischen Alterthums durch die griechisch-byzantinischen Aerzte verfolgt. Indem wir hiermit von diesen Vorlesungen scheiden, werde nur noch des für höhere Bildung begeisterten Sinnes und der edlen Sprache, die in ihnen walten, so wie des Umstandes anerkennend gedacht, dafs auch der Uebergang der alten in die mittlere Zeit, bei aller Kürze, im Ganzen besser gedeutet und vermittelt erscheint, als bei Lessing. Der erste Band des Lessing'schen Handbuchs umfafst nämlich das ganze Mittelalter und reicht selbst in die neuere Zeit bis Harvey. Die Hauptschwierigkeit für die ganze mittelälterliche Geschichte bildet die Auffassung des Grundverhältnisses zwischen ihr und der des Alterthums einerseits und der der neuern Zeit andererseits. Um sie zu lösen, ist vor Allem von der Vorstellung abzustehen, als ob, wie das Alterthum einen ersten progressiven Entwickelungscyklus darstelle, das Mittelalter eben so einen zweiten und die neuere Zeit einen dritten bilde; indem vielmehr nur Alterthum und neue Zeit zwei grofse Geschichtstage darstellen, das Mittelalter aber die zwischen beiden liegende und vermittelnde grofse historische Nacht sammt dem entsprechenden Abende, durch welchen das Alterthum in das Mittelalter, und einem Morgen, durch welchen letzteres in die neue Zeit übergeht. Im Zusammenhange damit wird vor Allem erklärlich, dafs während des Mittelalters die objective Seite der Geschichte der Medicin im Ganzen eben so von überwiegender Bedeutung ist, wie vom Alterthum die subjective. Denn in der That, wie im Kleinen viele Krankheiten vorzugsweise des Abends gerne ausbrechen, während der Nacht zunehmen und gegen Morgen ihre Krisen eingehen, so findet während des Mittelalters das Analoge Punct für Punct im Grofsen Statt. Die Bubonenpest überhaupt und der schwarze Tod insbesondere, Pocken und Masern, heiliges Feuer und Aussatz, Schweifsfieber, Syphilis u. s. w. gewähren die Belege. Doch wie Schlaf und Traum sowohl im Verhältnifs zum vorausgegangenen und nachfolgenden Wachen, als an und für sich nicht wenig interessant und wichtig sind, so ist es gleichwohl auch die subjective Seite der mittelalterlichen Geschichte überhaupt und der Medicin insbesondere. Wie im Einschla-

fen sich die verschiedenen differenten Thätigkeiten des Organismus mehr und mehr in die innerlichere und tiefere Lebenseinheit indifferenziren und so der Schlafende zwar auf eine niedrigere, ja fötusartige Entwickelungsstufe zurücksinkt, dadurch aber auch sich je und je verhältnifsmäfsig wieder verjüngt, manche Abnormität mehr oder weniger wieder ausgleicht, den durch das vorausgegangene wache Tagwerk erschöpften Lebensfond restaurirt und für das künftige sich in seiner eigenen Tiefe von Neuem besser begründet; so stellt allerdings auch der Uebergang des Alterthums in das Mittelalter und dessen ganze erste Hälfte im Ganzen mehr eine rück- als eine vorwärts schreitende Entwickelung dar und hat sich die entsprechende involutive und indifferenzirende Neigung selbst schon mehr oder weniger lange vor dem Anfange christlicher Zeitrechnung in den früheren Anfängen des alexandrinischen Synkretismus, so wie ein abendlich träumerisches Wesen namentlich auch in poetischer Bearbeitung der trockensten medicinischen Gegenstände, bemerklich gemacht. Aber der wesentliche Endzweck davon war, das Verfehlte der alten Entwickelung zu beseitigen, die ganze vor- und aufserchristliche Geschichte auf einen richtigeren Ausgangspunct zu reconstruiren und hierauf, nach erzielter Restauration der gesammten Lebenskraft, zu um so richtigerem und tüchtigerem neuen Tagwerke fähig zu werden. Diesen grofsen Zweck, so wie überhaupt das unbedingt bedeutungsvollste Ereignifs der Geschichte, den Eintritt des Christenthums, zu wenig würdigend, und die wissenschaftliche Form des geistigen Lebens gegen andere Formen desselben allzu einseitig bevorzugend, spricht Lessing dabei noch allzuviel unversöhnt und unvermittelt, mehr noch in der alten Sprengel'schen Weise, vom Verfall der Wissenschaften, von Finsternifs, Aberglauben, Fanatismus u. dergl. Das Christenthum bewährt sich aber als wesentlichster Wendepunct, als Lebenskraft und Sinn der Geschichte überhaupt namentlich auch im Uebergange von der alten zur mittleren, indem es derselben einen neuen richtigen Ausgangspunct und Geist gewährte, das verlebte und verfehlte Alte zu einem fruchtbaren Boden für das künftige Neue reconstruirte und das bessere Alte auf die bereit gehaltenen geeigneten Werkzeuge und Träger des neuen Tagwerks vererbte. Wohl mufsten zu diesem Behufe einzelne Richtungen der bisherigen Entwickelung, wie denn auch die Medicin, vorerst bis auf einen gewissen Grad in den Einen tieferen, umfassenderen und wichtigeren Glaubensgrund zurückgenommen werden. Aber nicht sowohl diefs an und für sich, als vielmehr menschliches Widerstreben und menschlicher Mifsbrauch ist dabei beklagenswerth. Denn jenes sollte nicht blos zum künftigen, sondern zum Theil sogar zum gegenwärtigen Heile solcher einzelnen Richtungen geschehen. Und so sehen wir denn, recht besehen, namentlich die Medicin sofort unter dem anfänglichen überwiegenden Einflufs des christlichen *Glaubens* als solchen, gegenüber der einseitig naturalistischen Richtung des ganzen klassischen Alterthums, einen wieder mehr *anthropologischen* Charakter annehmen, ähnlich der früheren Tempel- und Priestermedicin, zugleich aber auf höherer Potenz. Ja, im Gegensatze zu jener Richtung ging sie unter diesem Einflusse sogar eine einseitige spiritualistische Neigung ein, gewann aber zugleich, gegenüber der dialectischen Theorie Galen's, wieder mehr *practischen* Charakter, der dem ganzen Mittelalter mit dem es durchdringenden Christenthume überwiegend eigenthümlich ist und der gegen den wieder mehr theoretischen der Folgezeit leicht zu gering geachtet wird.

An die alte naturalistische Richtung knüpften dagegen die Araber wieder vorzugsweise an und setzen so nicht blos die Reproduction der alten besonders Galenischen Medicin kräftiger fort, sondern entwickelten auch wirklich sie und die innig mit ihr verwachsene Grundlage blofser eigentlicher Naturwissenschaft bis auf einen gewissen Grad weiter. Anders gestaltete sich aber sodann gegen den Uebergang des Mittelalters in die neue Zeit der Einflufs des Christenthums und seiner vorzüglichen Träger, des germanischen Völkerelements, auch auf die Medicin, nämlich als *Geist germanisch-christlicher Wissenschaft*, der namentlich auch eine höhere Versöhnung der früheren einseitigen spiritualistischen und der noch älteren einseitigen naturalistischen Richtung zu einer vollständiger und allseitiger anthropologischen Grundlage der neueren Heilkunde stiftete, die mit jenem Geiste zugleich den wahren Grundcharakter der Paracelsischen Reformation bildet, von welchem das, was Lessing S. 367 dafür anspricht, nur eine secundäre Theilerscheinung ist, und wozu sich die früheren astrologischen, dämonologischen, magnetologischen u. s. w. Ansichten nur wie vorahnende Morgenträume verhalten, dergleichen bisweilen auch im

Kleinen dem künftigen wachen Tagwerke merklich genug vorarbeiten. Gerade aber auch die Bedeutung der, im Uebergange vom Mittelalter in die neue Zeit der Scholastik zum Theil zur Seite und gegenüber tretenden, zum Theil folgenden, Mystik scheint Lessing grofsen Theils zu verkennen.

Was er sodann das Princip der Paracelsischen Medicin nennt, nämlich die Natur im Ganzen und alles Einzelne in ihr als organische, sich von innen herausentwickelnde Individualität und vorzüglich den Menschen als Mikrokosmos und nach seiner Wechselwirkung mit dem Mikrokosmos eigenthümlich zu betrachten, pafst auch wenig mit dem Entstehen der „chemischen Schulen" zusammen, welche letztere er doch nach seiner dritten Periode von Paracelsus repräsentirt sein läfst. Gerne stimmt ihm dagegen Ref. bei, wenn er behauptet: in den verschiedenen Systemen der neueren Heilkunde seit Par., wozu nur aber auch die chemischen erst gehören, findet man eigentlich immer nur einzelne Momente seiner Lehre mehr oder weniger zu einem Ganzen ausgesponnen. Denn damit ist eben gesagt, dafs sich Paracelsus zur gesammten Medicin der neuen Zeit verhält, wie Hippokrates zu der der alten. Sehr ungerne vermifst Ref. bei Lessing auch die sonst gewöhnliche und wohlbegründete Bezeichnung des Paracelsischen Tagwerks durch „Reformation der Medicin."

Unmöglich kann aber die Gliederung der ganzen neuen Geschichte der Medicin für entsprechend und ausreichend erkannt werden, sofern Harvey als Grenzscheide zweier Hauptabtheilungen derselben angenommen wird, deren eine von Paracelsus bis Harvey und die andere von diesem bis auf die heutige Zeit reichen soll. Es ist zwar soviel gewifs, dafs, wenn die Geschichte der Medicin von Hippokrates bis Galen nur Einen Entwickelungscyklus darstellt, die von Paracelsus bis heute deren gewisser Massen zwei analoge darbiete. Allein der Wendepunct zwischen beiden fällt fast um hundert Jahre später als Harvey und ist vielmehr durch Stahl, Boerhaave und Hoffmann repräsentirt. Bis dahin war, aufser Helmont als besonderem Wiederschein des Paracelsus selbst, in der chemiatrischen Schule ein Analogon der alten dogmatischen, eine neue empirische Schule, von der Harvey und Sydenham die Hauptrepräsentanten sind, in der Iatromechanik ein Gegenstück zur alten methodischen Schule, so wie eine Art neuer Pneumatiatrie aufgetreten. Mit und nach jenem merkwürdigen Dreigestirne aber potenzirte sich die Chemiatrie zur Humoraltheorie, die Iatromechanik zur Solidar- und Nerventheorie und die Pneumatiatrie theils zur psychischen Theorie, theils zum abstracten Dynamismus der Brownischen Schule und ihrer späteren Metamorphosen. An Empirismus fehlte und fehlt es auch der letzteren Periode nicht und Eklekticismus herrschte gegen den Schlufs jeder dieser Abtheilungen vorzüglich vor; indefs die naturphilosophische Medicin, durch die Lehre vom Lebensmagnetismus, die Psychiatrie und vorläufige Bestrebungen für eine vollständigere anthropologische Medicin ergänzt, theils rückwärts wieder mehr aus dem tiefer lebendigen und umfassenden Paracelsischen Grund ausholte, theils in Gemeinschaft mit späteren Metamorphosen der neueren Philosophie vorwärts eine neue potenzirte Gallenische Aufgabe höherer wissenschaftlicher Einheit und Versöhnung vorbereitete. Dafs der gegenwärtigen s. g. naturhistorisch-physiologischen Richtung, unbeschadet ihres wahren Verdienstes, diejenige hohe Bedeutung nicht zukomme, auf welche sie Anspruch zu machen pflegt, sondern dafs sie die Medicin als solche, und namentlich in Bezug auf ihren anthropologisch-praktischen und selbst nur vollständiger wissenschaftlichen Charakter, durch ihr einseitiges Uebergewicht zum Theil sogar mit nicht unbedeutenden Nachtheilen bedrohe, wird zum Theil schon jetzt geahnet, wird aber mit der Zeit noch deutlicher werden. Einstweilen beruft sich Ref. in Bezug auf sämmtliche vorstehende Bemerkungen auf seinen, vor Kurzem der Darstellung des Systems der Medicin des Paracelsus durch Dr. Preu beigegebenen, Ueberblick über die (subjective Seite der) Geschichte der Medicin, dem er wahrscheinlich bald einen entsprechenden über ihre objective Seite folgen läfst.

Was derselbe sonst noch über das Lessing'sche Handbuch, soweit es bereits vorliegt, zu sagen hat, werde in dem Folgenden zusammengefafst. Dasselbe biotet dem vorliegenden ersten Band zufolge grofsen Theils ein recht zweckmäfsiges Maafs und Ebenmaafs des historischen Stoffes dar. Freilich kamen dem Hrn. Vf. bisher mehrfache tüchtige Vorarbeiten zu Statten. Aber ist es auch schon ein Verdienst, sie gut benutzt zu haben, so liefert er unstreitig auch hinlängliche Beweise und Früchte von eigenem Quellenstudium. Wäre es vergönnt, hier mehr in's Einzelne einzugehen, so würde sich defshalb manches Anerkennenswerthe, freilich aber hie und da auch Zubeanstandendes, bemerklich machen lassen. Dennoch aber vermifst Ref. am unliebsten ein gröfseres Maafs von tieferem Zusammenhange und organischer Gliederung des Stoffes, so wie von Einheit des das Ganze durchwaltenden Geistes, um was es sich doch überall hauptsächlich handelt, wo nicht sowohl monographisch nur das Material in einzelnen Beziehungen bereichert und berichtigt, als vielmehr ein Ganzes dargestellt werden soll und hier ausdrücklich will. So erscheint denn der Stoff hie und da nicht genug beherrscht und bisweilen fast mehr nur

aggregirt als organisch gestaltet und verbunden. Auch dürfte der Hr. Vf. selbst von seinem Werke etwas zu viel fordern, wenn es Hand- und Lehrbuch zugleich sein soll. Gleichwohl hat Ref. so gutes Vertrauen zu den Kräften und zu dem Eifer des Hrn. Verfs. geschöpft, dafs er, wie er demselben aufrichtig Glück zur Fortsetzung seines Werkes wünscht, auch zuversichtlich hofft, es werde schon der nächste Band, so schwierig auch seine Aufgabe ist, hinlängliches Zeugnifs davon geben, dafs werden könne, was noch nicht ist. Inwiefern für die Fortsetzung namentlich auch die neueste Arbeit Heckers, an die wir uns zum Schlusse wenden, Anhaltspuncte gewährt, wird sich alsbald ergeben, obwohl sich Ref. nun vollends der äufsersten Kürze befleifsigen mufs.

Was deren Haupttitel zu viel zu versprechen scheinen könnte, das beschränkt sofort die auf dem Titel selbst befindliche Inhaltsangabe ihrer beiden Bücher. Das erste Buch ist aber einem wichtigen, gegen das Ende des dritten Viertels vom vorigen Jahrhunderte fallenden, Acte des welthistorischen Drama's der Geschichte der Krankheiten gewidmet und betrifft die s. g. orientalische Pest, das Faulfieber, die Bräune, das Scharlachfieber, die Pocken, Kriebelkrankheit, den Mutterkornbrand und einige andere Krankheitsformen, die nicht blos durch ganz Europa, sondern auch in Egypten, Indien und Amerika verfolgt werden. Dasselbe gewährt somit einen bedeutenden Reichthum an Material und zugleich so manchen beziehenden und deutenden Wink für eine umfassendere Darstellung der objectiven Seite der Geschichte der Medicin. Der Hr. Verfasser hat dadurch seinen schätzbaren bisherigen Vorarbeiten ein Bedeutendes zugefügt und seine desfallsigen Verdienste beträchtlich vermehrt. Diefs um so mehr, als er diefsmal damit sogleich bestimmter an die subjective Seite der Geschichte der Medicin und zwar zu dem Endzwecke anknüpft, um den Zusammenhang und die Wechselwirkung beider anschaulich zu machen. Denn das zweite Buch hat die Darstellung der ärztlichen Schule zu Wien von ihrer Gründung durch van Swieten (1745) an bis zum Tode Stoll's (1787) zum Gegenstand. Jene knüpft sich durch van Swieten und sein Verhältnifs zu Boerhaave, so wie des merkwürdigen de Haen zu diesem, zu Stahl und Fr. Hoffmann, an den oben bezeichneten wichtigen Wendepunct der ganzen neuern Geschichte der Medicin an. Zwar folgte diese Schule während dieser ganzen Zeit sehr vorzugsweise der empirisch-praktischen Richtung und griff in anderen Rücksichten auf den Entwickelungsgang der Heilkunde unmittelbar weniger ein. Allein was dadurch im Ganzen errungen wurde, überwiegt, so weit man dabei überhaupt so vergleichen kann, weit die anderweitigen, theils gleichzeitigen, theils unmittelbar vorhergehenden oder nachfolgenden mehr dogmatischen Leistungen für die Medicin unmittelbar selbst, wie sie theilweise in der Humoraltheorie Chr. Ludw. Hofmann's, in der Nerventheorie Cullen's und im Brownischen System gegeben sind. Gleichwohl waren die Hauptrepräsentanten dieser Schule von umfassendem Geiste und ausgebreiteter ernster Gelehrsamkeit. Von der gröfsten Wichtigkeit aber ist vollends, dafs besonders in Stoll die Geschichte der Medicin wieder einmal einen Repräsentanten des so wichtigen Sinnes für die epidemischen Constitutionen nach gröfseren Zeitverhältnissen, oder, wie Hecker dieselben gerne bezeichnet, der (nach gröfseren Zeitverhältnissen wechselnden und jeweilig vorwaltenden) „Lebensstimmungen" fand, der, trotz einer gewissen Beschränktheit des Blicks, trotz anfänglicher längerer Fehlleitung und eines frühzeitigen Todes, in dieser Hinsicht dennoch zwischen sich und Sydenham kaum Seinesgleichen findet. Diese Lebensstimmungen und ihre Resultate zu gewahren gehört aber allerdings zu den höchsten und fruchtbarsten Aufgaben ärztlicher Empirie, sie mit Hülfe aller anderen Elemente ärztlicher Wissenschaft tiefer und umfassender zu erforschen und namentlich ihrem Ursächlichen nach gründlicher zu erkennen, ist eine der würdigsten und segensreichsten Aufgaben der Theorie, und ihnen das ärztliche Handeln möglichst zu accommodiren, überdiefs einer der heilsamsten Zielpuncte eines erleuchteten praktischen Kunsttaktes, so wie eines der gedeihlichsten Förderungsmittel des ächt praktischen Charakters der Heilkunde.

Je weniger sich diese, bei einem hie und da übertreibenden Eifer, sie als blofse Naturwissenschaft zu constituiren, gerade rücksichtlich des ihr eigenthümlichen (anthropologisch-) praktischen Charakters im Ganzen und verhältnifsmäfsig sonderlich rühmen kann; je mehr der Sinn für allgemeinere Gesundheits- und Krankheitsverhältnisse zum Theil auch gegenwärtig durch eine zu sehr auf das Einzelne gerichtete klinische Weise, verengt und getrübt ist und je mehr die einfache Therapie mehr oder weniger der ganzen hier in Betracht gezogenen Wiener Schule — der durch Stoerk die Arzneimittellehre gleichwohl die Benützung einer Reihe sehr kräftiger vegetabilischer Gifte verdankt — von einer zum Theil noch immer bestehenden ärztlichen Uebergeschäftigkeit mit einem Ueberreichthume von Arzneien absticht: desto heilsamer und dankenswerther erscheint auch diese jüngste Hecker'sche Arbeit.

Nur möge über all' das nicht übersehen werden, dafs im Fortgange der Civilisation gerade die sporadischen und besonders chronischen Krankheiten im Ganzen und verhältnifsmäfsig in ein immer günstigeres Verhältnifs getreten sind und noch weiter treten dürften und dafs gerade auch sie, wenigstens eben so sehr im Gegensatze als in Gemeinschaft mit epidemischen und acuten, eigenthümliche grofse und schwierige Anforderungen an die Medicin machen.

Leupoldt.

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

XLV.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weifse (mit dem Zusatz auf dem Titel des zweiten Bandes: Doctor der Theologie und Philosophie, und dem Motto auf dem Titel der beiden Bände: Enervis fidei confessio est, in Christum sine teste et argumento non credere. Faust. Manich.). Zwei Bände. Leipzig, 1838. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. I. Bd. XII. 614 S. II. Bd. VI. 543 S.

Zweiter Artikel.

Der erste Artikel unserer Beurtheilung des Weifse'schen Werkes hat den Hauptinhalt des ersten, zweiten und vierten Buchs untersucht, der zweite beschäftigt sich nun vorzugsweise mit dem dritten, siebenten und achten Buch, und zwar sind es zunächst die aus dem reichen Inhalt des dritten Buchs (der übersichtlichen Darstellung der evangelischen Geschichte bis zum Tode Jesu) hervorzuhebenden zwei Hauptpunkte, die Wunder Jesu und das Verhältnifs des vierten Evangeliums zu den drei ersten, die hier zur Sprache gebracht werden müssen.

Die Untersuchung der Wundergabe Jesu, auf welche Hr. Weifse in der Reihe der das öffentliche Leben Jesu betreffenden Momente übergeht (I, S. 335), führt von selbst auf den Begriff des Wunders überhaupt zurück, über welchen sich Hr. Weifse auch schon I. S. 144 f. erklärt hat. Den gewöhnlichen supranaturalistischen Wunderbegriff schliefst Hr. Weifse, ohne weitere Polemik, schon durch seinen kritischen Standpunkt aus, welcher als Standpunkt wissenschaftlich geschichtlicher Forschung auf der Voraussetzung einer in den Begebenheiten obwaltenden Gesetzmäfsigkeit beruhe. Mit Recht dringe man zwar darauf, dafs der Begriff der Gesetze, die alles Geschehene bedingen, elastisch bleibe, d. h. das Seltenere und Aufserordentliche nicht ausschliefse, aber ein solcher Begriff dieser Elasticität, der an irgend einem Punkte des Geschehens das Gesetz selbst aufhöbe und statt des Gesetzes absoluter Gesetzlosigkeit eintreten lassen wollte, würde sich selbst Lügen strafen und jede Wissenschaftlichkeit des Forschens unmöglich machen. Vom Wunder wird daher das Mirakel unterschieden, welches eben in einer solchen Durchbrechung der für alles Geschichtliche geltenden Naturgesetze angeblich durch den absoluten Geist bestehe, wodurch die Thatsache den Charakter nicht nur des Uebernatürlichen, sondern des Unnatürlichen und Ungeschichtlichen erhalte. Bei der Unmöglichkeit eines zugleich philosophisch und thatsächlich vermittelten geschichtlichen Wissens von miraculösen Thatsachen bleibe für solche Thatsachen, sofern sie dennoch angenommen und behauptet werden, nichts übrig, als der mit der ganzen Strenge einer Criminalinquisition zu führende Zeugen- und Urkundenbeweis (S. 146). Unstreitig ist von einem philosophisch gebildeten Schriftsteller, wie Hr. D. Weifse, keine andere Ansicht des Wunders zu erwarten, und es ist gut, dafs der philosophisch allein haltbare Begriff immer wieder gegen die sich selbst aufhebende unlogische Vorstellung geltend gemacht wird, welcher zufolge man consequenter Weise alles, auch das Widersprechendste, für möglich halten mufs, oder, wenn man der Gesetzmäfsigkeit der Erfahrung und des Denkens noch so viel Rücksicht schuldig zu sein glaubt, etwa das Wasser auf der Hochzeit in Kana nicht in Wein, sondern in Mineralwasser verwandelt werden läfst (wie, wenn es nicht auch so auf magische Weise in etwas verwandelt worden wäre, was es von Natur nicht war und nicht auch so der Buchstabe des Textes, statt gerettet zu werden, verloren ginge!). Wird der Zusammenhang der natürlichen Dinge durch das Wunder,

wie die gangbare Vorstellung desselben nothwendig voraussetzt, absolut durchbrochen, so wird auch dem Denken das, was allein sein substanzieller Charakter ist, sofern es ein vernünftiges Denken ist, abgesprochen, der Zusammenhang, und jede höhere Aufgabe der Forschung erscheint als eine schlechthin unlösbare, weil dieselbe Zusammenhangslosigkeit, welche man bald auf diesem bald auf jenem Punkte annimmt, eben so gut auch auf allen andern stattfinden kann. Beide, das Sein, als das Object des Denkens, und das Denken selbst zerfallen in absolute Zusammenhangslosigkeit, und an die Stelle des vernünftigen, in seinem logischen Zusammenhang sich entwickelnden, Denkens kann nur ein atomistisches Aggregat von Vorstellungen treten. Zu dieser äuſsersten Consequenz wollen allerdings die Vertheidiger des absoluten Wunderbegriffs nicht fortgehen; sie suchen den kaum aufgestellten Begriff sogleich wieder auf jede Weise zu beschränken und der denkenden Vernunft so erträglich und annehmbar als möglich zu machen, allein gleichwohl bleibt der Begriff selbst, wenigstens im Hintergrunde, stehen, um nöthigenfalls immer wieder als letztes Auskunftsmittel herbeigeholt und in Anwendung gebracht zu werden, und die Folge eines solchen Verfahrens ist sodann sehr natürlich jenes aus der Geschichte der neuesten Bearbeitungen des Lebens Jesu wohlbekannte haltungslose Schwanken zwischen entgegengesetzten Ansichten, das auf der einen Seite setzt, was es auf der andern wieder aufhebt, und am Ende die ganze Objectivität der Geschichte einer rein subjectiven Auffassungsweise anheimfallen läſst, sofern es rein zufällig bleibt, ob, was an sich so wenig innere Consistenz hat, von einem andern Subject auf gleiche Weise zusammengedacht werden kann. Es darf dieſs mit allem Recht geltend gemacht werden, da gerade diejenigen, die den beständigen Widerstreit zwischen den heterogenen Principien, zwischen welchen sie sich bewegen, nur nach der Willkür ihrer Subjectivität zu entscheiden wissen, so leicht der zur Ungerechtigkeit gegen Andre verleitenden Selbsttäuschung sich hingeben, wie wenn nur sie die zwischen den beiden gleich verwerflichen Richtungen, der Hyperkritik eines klügelnden und spielenden Scharfsinns, und der entgegengesetzten, welche die Kritik überhaupt für ein Werk des Zweifels erklärt, hindurchführende richtige Mitte gefunden hätten. — Indem nun Hr. Weiſse von der jeder, ihrer selbst bewuſsten und über ihren Begriff verständigten, Untersuchung nothwendigen Voraussetzung ausgeht, daſs die Wundergabe nur eine bestimmte, mit den Gesetzen der Natur und der Geschichte im Einklang stehende, und durch sie, so wie durch sich selbst, durch ihren eigenen Begriff, begrenzte gewesen sein könne, ergiebt sich ihm die Unterscheidung der Heilungswunder von den übrigen, sofern sich in jenen die perennirende Gewohnheit, Wunder einer gewissen Art zu verrichten, zu erkennen gebe. Der natürliche Gesichtspunct, unter welchen die eigenthümliche Wundergabe Jesu gestellt wird, ist daher dieser, daſs sie in Jesu die Stelle eines angebornen Talents, einer specifisch bestimmten körperlichen Ausrüstung vertreten habe, oder bestimmter die Annahme, daſs Jesus eine leibliche Heilkraft als Naturanlage gehabt habe, deren Analogie mit dem thierischen Magnetismus Hr. Weiſse auf der einen Seite zugesteht, auf der andern läugnet. Wenn man auch die Identität der physischen Grundlage der beiderseitigen Erscheinungen im Allgemeinen voraussetze, so liege doch in der Natur der Sache, daſs dieselben einen wesentlich verschiedenen Charakter tragen müssen da, wo sie, wie wir dieſs bei Jesus und auf analoge Weise, wiewohl in minderem Grade, auch in einigen anderen Fällen der biblischen Geschichte annehmen müssen, der nothwendige Ausdruck einer individuell bestimmten sittlich geistigen Begabung seien, als wo sie, wie in unserer Zeit, so viel bis jetzt bekannt, überall nur sporadisch als eine zufällig gewissen Individuen anhängende Eigenschaft vorkommen. Sage man, daſs die Wundergabe Jesu zu der natürlichen Heilkraft eines Magnetiseurs sich ebenso verhalte, wie das Kunstgenie eines Mozart zu dem, doch gleichfalls angebornen, nicht durch mühsame Uebung erworbenen Talent eines gewöhnlichen Virtuosen, so werde man damit weder der göttlichen Würde des Heilandes der Menschheit zu nahe zu treten, noch Erscheinungen, die, weil sie auſserordentliche seien, darum doch nicht sich aller gesetzlichen Ordnung der Natur und der Geschichte entziehen können, auf gleichen Boden mit dem Gemeinen und Alltäglichen herabzuziehen glauben (S. 335—352).

Dieſs ist das Wesentliche der Weiſse'schen Ansicht von der Wundergabe Jesu. Auf merkwürdige Weise trifft Hr. Weiſse auch hier mit seinem bei jeder Gelegenheit bestrittenen Gegner wieder zusammen.

Straufs hat schon im dritten Heft der Streitschriften S. 38 f. 154 f. auf die Analogie mit den Erscheinungen des thierischen Magnetismus, wodurch die Heilungen Jesu, besonders die von Besessenen, Gelähmten, in das Gebiet des auch sonst Geschehenen einrücken, anerkannt, und hierauf in der dritten Ausgabe des Lebens Jesu dieser Ansicht noch mehr Raum gegeben. Auch Straufs giebt daher die Möglichkeit zu, dafs die Wunderheilungen Jesu auf einem natürlichen geschichtlichen Grunde beruhen, allein Hr. D. Weifse geht zugleich weiter als Straufs, und gerade dieses Hinausgehen über das schon von Straufs Zugegebene macht die Sache wieder höchst bedenklich. Nehmen wir an, dafs Jesus eine dem thierischen Magnetismus analoge Heilkraft, oder dieselbe Kraft, deren Wirksamkeit uns aus den Erscheinungen des thierischen Magnetismus bekannt ist, in ausgezeichnet hohem Grade besessen habe, so kann sie doch immer nur als eine Naturanlage in ihm gedacht werden, die mit seinem eigentlichen geistigen Beruf zufällig gerade in diese Verbindung kam. Wie wir nämlich es für zufällig halten müssen, dafs die in dieses Gebiet gehörenden Fähigkeiten und Erscheinungen sich gerade an diesen oder jenen Personen zeigen, so mufs, wofern anders noch eine Analogie stattfinden soll, dasselbe auch bei Jesu der Fall gewesen sein. Wäre es aber bei Jesu anders gewesen, müfsten wir annehmen, dafs die ihm eigene magnetische Heilkraft ihm von Gott einzig nur für den Zweck seines geistigen Berufs mitgetheilt worden sei, so würde eine solche aufserordentliche, über jede Analogie solcher Erscheinungen hinausgehende Ausstattung doch wieder in dieselbe Sphäre des Wunders gehören, welche man eben durch diese Analogie ausschliefsen will, indem es als etwas völlig Gleichgültiges erscheinen mufste, ob das Jesu in jedem Fall auf eine ganz einzige Weise zukommende Heilvermögen in einer dem thierischen Magnetismus verwandten Form gedacht wird oder nicht. Das Analoge und Verwandte würde gegen den specifischen Unterschied völlig zurücktreten und seine Bedeutung verlieren. Soll also eine wirkliche Analogie stattfinden, so mufs auch die Heilkraft Jesu eine Naturgabe derselben Art gewesen sein, wie uns sonst die Kraft der magnetischen Einwirkung erscheint, je mehr sie aber gesteigert und als etwas Jesu durchaus Eigenthümliches angesehen wird, desto mehr wird sie dadurch zu einem ganz andern Vermögen gemacht, für dessen Wirksamkeit jede aus dem Gebiet des natürlichen Geschehens genommene Analogie fehlt. Ein solches, über jede natürliche Analogie schlechthin hinausgehendes, Wundervermögen wird aber wirklich die Wundergabe Jesu, wie Herr Weifse dieselbe sich bestimmter denkt. Die Wundergabe mufs nämlich als ein nothwendiges Moment in die Idee eintreten, die sich in Jesu Christo persönlich darstellte. Deswegen stellt sich Hr. Weifse insoweit auf die Seite des alten dogmatischen und supernaturalistischen Standpuncts, gegenüber dem gemein rationalistischen, als dieser letztere, wenn er ja den Besitz ungewöhnlicher Kräfte z. B. magnetischer Heilkräfte der Person Jesu zugestehe, diesen Besitz für nichts anders als für eine durch besondere providentielle Veranstaltung den geistigen Gaben äufserlich beigefügte Zugabe zu seiner eigentlichen, d. h. eben der rein geistigen, Begabung zu erkennen wisse. Die gewöhnliche Erfahrung freilich kenne den Begriff jener Nothwendigkeit nicht, durch welche die körperliche Wundergabe als ein unentbehrliches, organisch nothwendiges Moment dieser Begabung zu fassen sei. Allein, eben hier sei der Punct, wo jene Elasticität sich zu bewähren habe, durch welche die Bildung eines Begriffs ermöglicht werde, der, obgleich die Grenzen der gemeinen Erfahrung überschreitend, doch zu der im geistigen und höhern Sinn gefafsten Erfahrung überhaupt sich keineswegs widersprechend oder störend, sondern ganz im Gegentheil ausfüllend und ergänzend verhalte (§. 337). Hr. Weifse ist hier ganz auf dem Wege, die Sache, von welcher die Rede ist, weit mehr zu verwirren als aufzuklären. Die Frage ist ja nur, sich die Wundergabe Jesu nicht als ein Wunder im eigentlichen Sinn, sondern auf eine der natürlichen Erfahrung so viel möglich angemessene Weise zu denken. Dazu bieten sich uns nun die Erscheinungen des thierischen Magnetismus dar, und es kann daher auch die Wundergabe Jesu nur als eine in das Gebiet der magnetischen Kräfte und Wirkungen gehörende Heilkraft gedacht werden. Wenn man nun auch zugiebt, dafs eine solche Heilkraft bei Jesu in einem Grade vorhanden gewesen sei, welcher nicht streng nach dem Maafsstabe der uns bisher bekannten Erscheinungen zu bestimmen ist, und nicht als krankhafte Erscheinung, sondern als Eigenschaft seines gesunden Lebens-Organismus (was gewifs das Höchste ist, was zugegeben

werden kann), so wird doch diese Heilkraft von Hrn. Weifse nicht nur auf eine Weise potenzirt, für welche es keine Analogie mehr giebt, sondern auch noch überdiefs die Behauptung aufgestellt, dafs Jesus an sich nicht gewesen sein würde, was er war, wenn er diese eminente leibliche Heilkraft nicht gehabt hätte. Wie beweist nun diefs Hr. Weifse? Auf das bekannte Argument, dafs die „gemeine Erfahrung" kein Beweis gegen das Vorhandensein einer solchen Heilkraft in Jesu sein könne, kann Hr. Weifse sich unmöglich im Ernste berufen, indem er, wenn er wirklich, um die Mirakel zu beseitigen, an dem Grundsatze festhält, dafs die für alles Geschichtliche geltenden Naturgesetze nicht durchbrochen werden dürfen, auch eine gewisse Gleichartigkeit aller geschichtlichen Erscheinungen anerkennen mufs. Der Beweis könnte daher nur aus dem Kreise derselben Erscheinungen genommen werden, die uns überhaupt zur Analogie für die Wundergabe Jesu dienen sollen und es müfste daher nachgewiesen werden, dafs auch sonst Epoche machende Individuen mit einer den Kräften des thierischen Magnetismus analogen aufserordentlichen Heilkraft ausgestattet waren. Diesen Beweis hat Hr. Weifse, was man sehr natürlich finden mufs, nicht versucht, aber dagegen an die Stelle dieses Beweises, auf welchen ihn die Analogie, von welcher er ausgeht, hätte führen sollen, einen andern gesetzt, welcher mit jener Analogie gar nichts mehr zu thun hat. Denn ganz allgemein stellt er nun die Identität des Geistigen und des Leiblichen dem Wesen oder dem Grunde des Daseins nach, die gegenseitige Beziehung des Geistigen auf Leibliches, und des Leiblichen auf Geistiges, als Erfahrungsthatsache auf, um daraus den Schlufs abzuleiten, eine so hervorragende, so alles Andere überstrahlende geistige Erscheinung, wie die Erscheinung Christi, müsse auch ein ihr entsprechendes Moment des leiblichen Daseins gehabt haben, ein solches, in welchem auch die Naturbedingungen dieser Erscheinung zu Tage kommen, gleichsam die Wurzeln, die sie in das Gebiet der Natur, diesen fruchtbaren Boden alles Geisteslebens hineingetrieben habe; deswegen also habe mit der geistigen Substanz, die Jesus zum Heilande der Menschheit machte, eine in ihrer Art eben so einzige und beispiellose körperliche Heilkraft verbunden sein müssen (S. 337. 344). Gewifs darf man sich hier mit allem Recht wundern, wie Hr. Weifse sich in solche willkürliche Behauptungen verirren konnte. Mit welchem Schein von Wahrheit kann als Erfahrungssatz aufgestellt werden, dafs die geistigen und körperlichen Kräfte eines Individuums in einem vollkommen adäquaten Verhältnifs zu einander stehen? Zeigt die Erfahrung nicht vielmehr das gröfste Mifsverhältnifs? Und wie vag und willkürlich ist überhaupt diese ganze Ansicht von dem Identitäts-Verhältnifs geistiger und körperlicher Kräfte? Ist es etwas anders, als blofse Spielerei zu behaupten, Jesus, als geistiger Heiland, habe auch eine seiner geistigen Heilkraft entsprechende körperliche Heilkraft haben müssen? Abgesehen von dieser Spielerei könnte man eben so gut als Axiom aufstellen, mit derselben Macht, mit welcher Jesus auf die Geisterwelt wirkte, habe er auch auf die Körperwelt wirken müssen, wodurch das Mirakel aufs neue zu seinem vollen Recht kommen würde. Man sieht wohl, der Vorsatz, auch einmal recht orthodox zu sein, hat hier Hrn. Weifse irregeführt. Mit dem orthodoxen System behauptet er, Jesus würde nicht sein, was er seiner Idee nach sein soll, wenn er nicht auch Wunderthäter wäre. Nun kommt aber sogleich wieder die Mirakelscheu dazwischen, und Hr. Weifse springt vom orthodoxen System wieder ab. Nach der Analogie der magnetischen Kräfte kann die Wundergabe Jesu nur eine Heilkraft von einer bestimmten Qualität gewesen sein. Allein diese beiden heterogenen Elemente vertragen sich nicht gut zusammen. Dem orthodoxen System zu lieb wird die als Wundergabe Jesu inwohnende Heilkraft zu einer ganz einzigen und beispiellosen Eigenschaft potenzirt, um aber doch dem Boden der Erfahrung und den Erscheinungen der magnetischen Kräfte so nahe als möglich zu bleiben, wird diese Heilkraft in den Körper Jesu gesetzt. So hat die Wundergabe Jesu als körperliche Beschaffenheit ein äufserliches Dasein, ein solches, welches von der Kraft des Geistes und des Willens, als solcher, noch zu unterscheiden ist (S. 348), sie macht an Jesu die Seite seines unmittelbaren äufserlichen Daseins, die Basis oder das Fundament seines organischen Bestehens in der äufsern Wirklichkeit aus (S. 336).

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weifse.

(Fortsetzung.)

Was ist aber diefs anders, als eine höchst auffallende Materialisirung des Wunderbegriffs sowohl als des Begriffs Jesu, als des Erlösers selbst? Der gleich einer geladenen electrischen Batterie mit physischen Heilkräften erfüllte Leib Jesu wird eben aus diesem Grunde zur nothwendigen Basis seiner geistigen Wirksamkeit gemacht, eine Vorstellung, die gewifs eben so unnatürlich als unwürdig ist, und, wie diefs nicht anders sein kann, noch mehrere ganz abentheuerliche Behauptungen zur Folge gehabt hat, wie namentlich, dafs Jesus ein deutliches Bewufstsein über die auch seiner Wunderkraft gesetzten Grenze gehabt, und vermöge eines Instincts des Genius allenthalben mit voller Sicherheit das Gelingen oder Nichtgelingen vorausgesehen habe (S. 363), ferner, dafs neben der begrenzten Anzahl der Fälle, die Jesus sich zu absichtlichem selbstthätigem Wirken ausgesucht, eine beträchtliche Anzahl anderer Kranken auf rein physische Weise, durch blofse Berührung, oder körperliche Nähe, die wohlthätige Wirkung seiner Heilkraft erfahren haben möge (S. 364) — eine Vorstellung, welche Jesum vollends in die Klasse der Naturphänomene setzt! Ja, selbst den Gedanken scheut sich Hr. Weifse nicht auszusprechen (S. 431), unter den Momenten, welche den Inhalt des Allgemeingefühls einer in der göttlichen Ordnung der Dinge begründeten Nothwendigkeit ausmachten, aus welchem Jesus erkannt habe, dafs seine Zeit gekommen sei, sei das Bewufstsein einer eintretenden Abnahme oder Schwächung seiner Wunderkraft gewesen, weswegen während seines Aufenthalts in Jerusalem von keinen Wundern mehr die Rede sei. Ohne Zwang könne man die Worte Jesu Luc. 13, 32. auf eine Weise deuten, nach welcher sie in ihm das Bewufstsein voraussetzen würden, wie er die physische Dauer seiner Heilkraft als Maafsstab seines Lebensberufs zu betrachten habe!

Auf diese in der That materialistische Ansicht von der Wunderkraft Jesu wurde Hr. D. Weifse von demselben Standpunkt aus geführt, von welchem auch Straufs ausgeht. Indem beide den orthodoxen Wunderbegriff mit ihrer philosophischen Weltansicht nicht zu vereinigen wissen, wandte sich Straufs der mythischen Ansicht zu, Hr. Weifse aber als Gegner der mythischen Ansicht und als Wiederhersteller des Positiven, „dem auch in diesem Punkte auf die äufserste Spitze getriebenen Skepticismus eines Straufs gegenüber" (S. 367), mufste einen andern Weg einschlagen. Allein, auch abgesehen von dem Monströsen der Weifse'schen Vorstellung, ist der entschiedene Vorzug der Haltung und Consequenz doch nur auf der Straufs'schen Seite. Da die Weifse'sche Hypothese nur auf die Heilungswunder pafst, so müssen die übrigen, um nicht für Mirakel zu gelten, auf andere Weise erklärt werden. Hr. Weifse will nun zwar auch bei diesen, mit Ausnahme der Geburts- und Kindheits-Wunder, nichts Mythisches zugeben, mit welchem Zwange aber diefs geschieht, und wie er unwillkürlich doch wieder in die mythische Ansicht hineingeräth, ist schon an einigen Beispielen nachgewiesen worden. Ein Beispiel derselben Art ist das Wunder in Cana, das Hr. Weifse auf eine das Lehrverfahren Jesu betreffende Parabel zurückführt, welche die getrübte, zum Wunderglauben allenthalben sich hinneigende Ueberlieferung mit einer faktisch von ihm verrichteten Wunderthat verwechselt (d. h. in einen Mythus verwandelt) habe (II. S. 200 f.). Was aber die Heilungswunder selbst betrifft, auf wie wenige Fälle findet eigentlich die Hypothese des Hrn. Weifse ihre Anwendung? Bei den Dämonen-Austreibungen findet, um sie aus der Voraussetzung einer körperlich wirkenden, magnetischartigen Kraft Jesu zu

erklären, die Schwierigkeit statt, dafs nirgends von einer der Heilung vorausgehenden Berührung die Rede ist. Eine Wirkung der wunderbaren Heilkraft Jesu in die Ferne aber anzunehmen, ohne vorangegangene Anknüpfung einer persönlichen Beziehung zu dem Kranken, scheint Hrn. Weifse, bei aller Geneigtheit, die Grenzen jener Wunderkraft nicht von vorn herein allzu eng zu stellen, denn doch bedenklich, und durch die zwei einzigen Beispiele dieser Art, die wir in den Evangelien antreffen, keineswegs mit Nothwendigkeit gefordert, da beide, das eine wie das andere, sich ohne Zwang einer andern Deutung unterwerfen, d. h. gleichfalls aus einer Parabel sich herleiten lassen (I. S. 526. II. S. 53). Eben so wenig kann Hr. Weifse die Schwierigkeit der Anwendung seiner Hypothese auf die Heilung von Aussätzigen verkennen, wenn er selbst die Erzählung Marc. I, 40 f. wegen der Schwere und Hartnäckigkeit der Krankheit, deren augenblickliche Heilung durch die Wunderkraft Jesu berichtet wird, zu den problematischen rechnet, und an eine Entstehung auf anderem als rein geschichtlichem Wege denken will (I. S. 478). Verhält es sich aber so, in welches grofse Mifsverhältnifs tritt eine Hypothese solcher Art zu der so geringen Zahl der Fälle, deren historischer Charakter sich durch sie festhalten läfst, und liegt in ihr nicht, je mehr sie sich über alle Analogie mit der Erfahrung hinwegsetzt, um so mehr die Nöthigung, eher den geschichtlichen Charakter jener Fälle gleichfalls in Anspruch zu nehmen, und sich mit der blofsen Möglichkeit der Verwandtschaft der Wunderheilungen Jesu mit magnetischen Erscheinungen zu begnügen? Da nun Hr. Weifse selbst, wie er II. S. 263. erklärt, bei der Entstehung der evangelischen Wundererzählungen, insbesondere der synoptischen, wenn er sie auch mit eigentlichen Mythen, dergleichen von der ganzen evangelischen Geschichte nur die Kindheitssage enthalten soll, zu verwechseln, Bedenken tragen will, doch die Mitwirkung eines mythischen Bildungstriebs zugibt, welcher durch das Bedürfnifs theils der Versinnlichung des Geistigen überhaupt, theils der Anknüpfung der durch Christus angeregten Ideen an die mythische Bilderwelt des Alten Testaments (auch diefs wird demnach zugegeben ungeachtet der schon bemerkten harten Urtheile über die Ableitung von Mythen aus alttestamentlichen Typen und Analogieen) das Mifsverständnifs der Worte und Lehrparabeln Christi oder der Erzählungen über Christus veranlafst habe, so ist schwer einzusehen, worin denn am Ende noch der von Weifse bei jeder Gelegenheit so stark hervorgehobene Unterschied zwischen seiner Ansicht und der Straufs'schen bestehen soll. Dafs Hr. Weifse Begebenheiten der evangelischen Geschichte nicht ohne weiteres ins Bereich der Mythen verweisen will, sondern einen geschichtlichen Grund und Anlafs voraussetzen zu müssen glaubt, ist kein Grund gegen die mythische Ansicht, da der Begriff des Mythus an sich nichts enthält, was einen geschichtlichen Grund und Anlafs seiner Entstehung ausschlösse.

Ein anderer besonders wichtiger Punkt für die Auffassung der evangelischen Geschichte ist das Verhältnifs des vierten Evangeliums zu den drei ersten. Dem beinahe allgemein angenommenen Grundsatz, dafs die Berichte der Synoptiker nach dem Bericht des Johannes, als des unmittelbarsten Augenzeugen und vertrautesten Jüngers Jesu, durchaus zu rectificiren seien, ist Straufs sehr entschieden entgegengetreten. Der Widerspruch gegen ihn mufste hauptsächlich auch gegen diesen Punkt gerichtet sein. Während er selbst in der dritten Ausgabe des L. J. Vorr. V. bekennt, dafs ihm seine frühern Zweifel an der Aechtheit und Glaubwürdigkeit dieses Evangeliums selbst wieder zweifelhaft geworden seien, tritt dagegen Hr. Weifse mit um so gröfserer Entschiedenheit als Gegner des johanneischen Evangeliums auf. Nach der Vorstellung, die sich Hr. Weifse von dem Ursprung dieses Evangeliums gebildet hat, hat die Bekanntschaft mit dem ersten Briefe des Johannes auf den Gedanken gebracht, Aufzeichnungen, die sich der Apostel wohl nur zu eigenem Gebrauch, ohne Absicht der Veröffentlichung, gemacht hatte, ja die in der Gestalt, in der sie sich vorfanden, unzusammenhängend unter sich, und halb in der Person Jesu, oder auch des Täufers, halb in der eignen des Apostels sprechend, sich gar nicht zur Veröffentlichung eigneten, einem Kreise von Freunden zu übergeben. Der Hauptpunkt, von welchem Hr. Weifse ausgeht, ist die völlige Verschiedenheit der johanneischen Reden Jesu von denen bei Matthäus. Diese Reden sind die ächte Grundsubstanz des Evangeliums, während aber Matthäus und die übrigen Synoptiker nur das, was sie von Jesu wufsten, wiedergeben wollten, mufs Johannes einen bestimmten doctrinellen Zweck vor Augen gehabt haben, der sich am besten

aus der Annahme erklärt, dafs Johannes von dem Interesse eines Lehrzusammenhanges getrieben, der nicht ohne eigene productive Thätigkeit, mehr auf Anlafs der Lehre seines Meisters, als unmittelbar durch diese Lehre sich in seinem Geiste gestaltet hatte, darauf ausging, diesen Zusammenhang auch in der eigenen Lehre des Meisters wiederzufinden. Diese schriftlichen Aufsätze des Johannes wollte der Bearbeiter in der zu ihrem Verständnifs erforderlichen, und für den Geschmack seiner Leser zusagenden Form mittheilen, und wählte zu diesem Behuf die Form einer vollständigen Lebensbeschreibung, unglücklich genug, da eine starke Illusion dazu gehörte, aus dem Wenigen, was die Schüler und Freunde des Johannes mündlich von ihm vernommen hatten, aus den schriftlichen Studien desselben und aus den zerstreuten Notizen, welche ihnen sonst die mündliche Ueberlieferung zugeführt hatte, eine evangelische Geschichte mit dem Anspruch auf Vollständigkeit zusammenzustellen. Selten sei, urtheilt daher Hr. Weifse, eine Schrift mit minderem Recht zu der Stufe eines aus einem Gusse hervorgegangenen Werks gelangt, wie dieses Evangelium. Zwischen dem erzählenden und didactischen Theil sei eine tiefgehende Differenz: das Gezwungene und Erarbeitete der Motivirung gewisser Aussprüche und längerer Reden, die häufig scheiternde, nie wahrhaft gelingende Kunst des Dialogisirens, die völlige Unverständlichkeit mancher Gnomen und Apophthegmen, an der Stelle, wo sie mitgetheilt werden, müsse jedem auffallen, und eben so wenig lasse sich bei näherer Betrachtung verkennen, dafs die so hochgerühmte Anschaulichkeit und Vollständigkeit des malerischen oder dramatischen Details keineswegs den Charakter der wirklichen Augenzeugenschaft an sich trage. Dieser schon im ersten Buche S. 96—137 über den Ursprung und Werth des Johannes-Evangeliums dargelegten Ansicht zufolge konnte sich Herr Weifse bei allen Differenzen zwischen Johannes und den Synoptikern nur auf die Seite der letztern stellen. Von der gröfsten Wichtigkeit ist diefs bei der Frage nach dem örtlichen Schauplatze von Jesu Thätigkeit. Hr. Weifse nimmt die zuerst von der neuern Kritik hierüber angeregten Zweifel in ihrer vollen Bedeutung auf, und zwar nicht blofs, um mit Straufs bei dem Zweifel, auf welcher von beiden Seiten in diesem Widerspruch der Evangelisten die Wahrheit sei, stehen zu bleiben, sondern um sich nach sorgfältigster Erwägung der Sache für die Darstellung der Synoptiker zu entscheiden. Die Gründe, mit welchen Hr. Weifse seine Ansicht entwickelt, sind höchst beachtenswerth. Er erinnert an Stellen der Synoptiker (Marc. 10, 32. 11, 11. Matth. 16, 21. Luc. 24, 6.), in welchen sie unwillkürlich als eine von selbst sich verstehende und keiner besondern Erwähnung bedürftige Voraussetzung ihrer Berichte eben diefs hindurchblicken lassen, dafs Jesus Jerusalem nicht eher als zur letzten Catastrophe seines Lebens betreten habe, so wie an ihre Darstellung des Einzugs in Jerusalem, aus welcher jeder unbefangene Leser den Eindruck gewinnen müsse, dafs die Erzähler dabei den Herrn als zum erstenmal die heilige Stadt betretend darstellen wollen. Wie hieraus das Nichtwissen der Synoptiker um die früheren Reisen Jesu nach Jerusalem evident erhelle, so werde das Gewicht dieses äufsern Zeugnisses durch den Umstand verstärkt, dafs die synoptische Voraussetzung im nachweislichen Zusammenhang mit der in diesen Evangelien enthaltenen richtigen Grundansicht des öffentlichen Lebens Jesu, die des vierten Evangeliums in ebenso unverkennbarem Zusammenhang mit der in ihm enthaltenen unrichtigen stehe. Hr. Weifse sucht zu zeigen, wie in der mit sich selbst durchaus übereinstimmenden, grofsartig einfachen Auffassung des Gesammtverlaufs der Lebensgeschichte Jesu bei den Synoptikern sein Entferntbleiben von Jerusalem bis zur endlichen Catastrophe ein wesentliches Moment ausmache, und bestreitet die johanneische Darstellung hauptsächlich aus dem Grunde, dafs es, bei der damals nicht mehr allgemeinen Sitte der Festreisen, sich von Jesus, wie wir ihn kennen, nicht erwarten lasse, er habe mit gröfserer Strenge als gleichzeitig viele andere Glieder seines Volkes dieser Sitte sich gefügt. Durch diese Hauptmomente einer weiter ausgeführten Untersuchung glaubt Hr. Weifse das Ergebnifs, dafs wir nur durch die synoptischen Evangelien die richtige Vorstellung von dem Schauplatze der Thätigkeit Jesu und von den Umständen, deren nähere Bestimmung von dem Schauplatze, als solchem, abhängig ist, erhalten, zu so grofser Sicherheit, als in dergleichen Dingen überhaupt erreichbar ist, gebracht zu haben (I. S. 293—312).

Dem unbefangenen Beurtheiler der evangelischen Geschichte kann es nur erwünscht sein, das Verhältnifs des johanneischen Evangeliums zu den drei ersten

auf eine die Hauptmomente der Frage so klar und bestimmt hervorhebende Weise zur Sprache gebracht zu sehen. Wie wenig in dieser Beziehung auch die neuesten, nach Mafsgabe der Kanones der alten Harmonistik gemachten, Versuche ein befriedigendes Resultat gegeben haben, kann unmöglich geläugnet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

XLVI.

Alterthümer des Wismarschen Stadtrechts aus den ältesten bisher ungedruckten Stadtbüchern nebst den ältesten Zunftrollen aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Von Dr. C. C. H. Baumeister. Hamburg, 1838. 88 *S. in* 8.

Es ist nicht genug hervorzuheben, wie wichtig für eine lebendige Kunde des älteren deutschen Rechts, die Benutzung der Rathsprotokolle und Stadtbücher ist, welche im 13. Jahrhundert aufkamen, und zum Theil in ununterbrochener Folge bis auf späte Zeiten fortgeführt, auf den Archiven, Bibliotheken, oder wo man sie sonst verwahren mochte, *) gefunden werden. In den Städten des lübschen Rechts namentlich, wo sich so früh der wichtigste Geschäftsverkehr vor dem Rathe concentrirte, enthalten diese öffentlichen Aufzeichnungen die interessantesten Notizen, und geben über einzelne hervorragende Rechtsinstitute, namentlich über die Auflassung, ganz unschätzbare Aufschlüsse. Aber nicht blofs die Belehrung im Einzelnen, welche aus dieser Quelle geschöpft werden kann, ist zu beachten; es tritt uns ja überhaupt das Rechtsleben unserer Vorfahren erst dann recht anschaulich vor die Augen, wenn wir sie in ihrem eigensten Treiben und Verkehren beobachten können, gewissermafsen mit ihnen zu Gericht sitzen, vor den Rath treten, Kaufmannschaft treiben, in Zünften und Genossenschaften uns rühren, in Feld und Wald uns mit ihnen bewegen: da zeigen sich die Verhältnisse, aus denen das Recht selbst hervorging, weil es eine natürliche Herrschaft übte. Auf diese Weise hat uns Jacob Grimm in das Leben der Vergangenheit eingeführt, ein Verdienst, welches nur dadurch überboten werden kann, dafs er die unschätzbare Sammlung der Weisthümer, die sich über das ganze Gebiet des deutschen Rechtes erstreckt, bald veröffentlichen wird. Während er aber vorzugsweise auf das Recht der ländlichen Gemeinden sich beschränken wird, bleibt für das der Städte noch Vieles zu thun übrig; ja hier kann noch mehr geschehen, indem eben aufser den schon zahlreich gedruckten Weisthümern die Stadtbücher eine so eigenthümliche und vollständige Rechtsquelle darbieten, welche namentlich auch zur Geschichte der Einführung des römischen Rechts die lehrreichsten Beiträge liefern müssen.

*) In Rostock fand man neulich eine vollständige Reihenfolge solcher Stadtbücher im Rathssessel des Bürgermeisters verschlossen.

Pauly in Lübeck hat in seinem Recht der Erbgüter gezeigt, mit welchem Erfolg die Stadtbücher zur historisch-dogmatischen Darstellung einzelner Lehren benutzt werden können, seine Arbeit ist eine eigentliche Erweiterung des germanistischen Studiums. Auf eine solche Verarbeitung seines Materials hat der Verf. der hier angezeigten Schrift es nicht angelegt; er liefert nur Auszüge mit einigen kurzen Notizen, die meistens von zur geringer Bedeutung sind. Der Verf. ist wohl kein Jurist, und das mufste auf die Behandlung eines Theiles der Rechtsalterthümer, der sich vorzugsweise auf den Geschäftsverkehr bezieht, nachtheilig einwirken; denn es handelte sich hier nicht um den Abdruck eines vollständigen Manuscriptes, dessen Besorgung gerne dem Philologen überlassen bleibe; nicht um Fragen des städtischen Lebens und der Verfassung, wo der Historiker nicht entbehrt werden kann; es kam vielmehr darauf an, das Wesen der Stadtbücher, namentlich der von Wismar, nach ihrer Anlage und ihrem Inhalte zu charakterisiren, das Interessanteste daraus hervorzuheben, und, wenn es sein sollte, noch Anderes beizubringen, was für das städtische Wesen wichtig schien. Die alten Zunftrollen und was sonst noch anhangsweise mitgetheilt ist (die Abdrücke aus Böhmers Urkundenbuch von Frankfurt hätten füglich wegbleiben können), wird jeder mit Dank annehmen, bei den Testamenten wäre aber wohl eine bessere Auswahl möglich gewesen und andere Partien sind sehr dürftig ausgefallen. Vielleicht fehlte der Stoff; aber dann hätte auch keine vergebliche Erwartung erregt werden sollen. Der Verf. nimmt mit Gaupp an (mit welchem Rechte, bleibe hier unerörtert), jedes Stadtrecht enthalte dreierlei Grundzüge, nämlich der allgemeinen Landesverfassung, ferner solche, welche allen Städten gemeinsam, oder nur einer bestimmten Stadt eigenthümlich sind. Darnach lautet S. 8 die Ueberschrift: Grundzüge der Landesverfassung im Stadtrecht von Wismar. Das Vogtgericht. — Wie begierig war ich hier auf die neuen Aufschlüsse, welche ich mir versprach! Ob wohl slavisches oder deutsches Element die Grundlage der Verfassung gewesen ist? und wie stellt sich denn gerade in dieser wichtigen Lehre die Verschiedenheit? Allein ein Paar kahle Notizen, ein Paar dürftige Auszüge, — das ist Alles, was geboten wird.

Dennoch hat diese Mittheilung ihre Verdienste; sie liefert wenigstens einen Beitrag zu einer wichtigen literärischen Arbeit, die der Gegenwart vorbehalten ist. Auch ist der Abdruck der gegebenen Auszüge im Ganzen genau und correct, soweit sich ohne Vergleichung des Originals darüber urtheilen läfst; doch mufs S. 37 Z. 8 das Punctum nach domino stehen: dann stellt sich der letzte Satz als eine gewöhnliche Formel bei der Uebertragung von Vormundschaften heraus. — Die äufsere Ausstattung des Büchleins ist anständig; wozu auf dem Titel auch eine Londoner Buchhandlung genannt worden, ist kaum einzusehen.

G. B.

№ 76.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weifse.

(Fortsetzung.)

Es kann nur als ein kleinliches, rein äufserliches und mechanisches, überall von dem selbst auferlegten Zwange zeugendes Verfahren angesehen werden, die beiderseitigen Berichte so ineinanderzuschieben und aneinanderzureihen, dafs in dieser atomistischen Zusammensetzung so wenig als möglich irgend ein zur Vollständigkeit des Ganzen gehörendes Stückchen verloren geht, und sodann jede tiefer gehende Frage durch das Zugeständnifs beseitigt zu glauben, dafs allerdings die Reden Christi bei Johannes im Ausdruck eine Färbung durch die Subjectivität des Aufzeichners erhalten haben mögen, woraus sich die scheinbare Verschiedenheit ihres Charakters von dem der synoptischen Reden erkläre, oder dafs es nun einmal auch in Betreff des Factischen nicht zur Eigenthümlichkeit des Johannes gehöre, zwischen Objectivem und Subjectivem streng zu scheiden, Redensarten, durch welche entweder schlechthin nichts, oder doch wieder weit mehr gesagt ist, als diesen Vertheidigern der alten Harmonistik lieb sein kann. Wie vieles läfst sich auf die Rechnung eines Schriftstellers bringen, welcher zwischen Objectivem und Subjectivem nicht streng zu unterscheiden gewohnt ist! Auch nach unserer Ansicht liegt hier der Punkt, von welchem aus die durch die neuere Kritik angeregte Bewegung zuerst zu einem bestimmteren, der allgemeineren Anerkennung sich aufdringenden Resultat führen wird. Unmöglich kann es dem unbefangenen und aufmerksamen Blick entgehen, dafs der Widerspruch der beiderseitigen Berichte keineswegs blos auf der Oberfläche liegt, oder überall blos ein scheinbarer ist, sondern in den innern Organismus der evangelischen Darstellungen tief eingreift, und auf eine durchgreifende Verschiedenheit des ganzen Standpunkts zurückweist. Mag es sich mit dem Verf. des vierten Evangeliums verhalten, wie es will, — diese Frage ist keineswegs die nächste, nur höre man eben deswegen endlich auch auf, die Autopsie des Evangelisten und die Unmittelbarkeit seines Berichts als erstes Axiom aufzustellen und auf diese Weise, unlogisch genug, zum ersten zu machen, was nur das letzte sein kann, das Resultat der ganzen Untersuchung — Thatsache ist in jedem Fall, dafs die eine evangelische Darstellung Jesum erst am Ende seines öffentlichen Lebens in Jerusalem auftreten läfst, die andere aber schon von Anfang an, und dafs uns nichts berechtigt, die eine dieser beiden Darstellungen aus der andern zu ergänzen, da jede ihren eigenen selbstständigen in sich zusammenhängenden Weg geht. Diefs ist der wahre Stand der Sache, und es ist sogleich klar, welche Reihe der wichtigsten Folgerungen sich aus diesem Einen Hauptpunkt ergibt. Können zwei auf solche Weise divergirende Darstellungen nicht zugleich wahr sein, kann die Wahrheit nur entweder auf der einen oder der andern Seite sein, so kann man sich offenbar nur für diejenige entscheiden, welche am wenigsten irgend eine bestimmte Absichtlichkeit, einen Tendenzcharakter, oder die Neigung, das einfache Factum durch eine über das Factum gestellte Idee irgendwie zu alteriren, zu erkennen gibt. Von diesem Grundsatze aus, dessen Richtigkeit niemand wird in Abrede ziehen können, kann die Entscheidung nur gegen das johanneische Evangelium ausfallen, und es ist gewifs Zeit, die von jener bekannten, auch von Hrn. Weifse mit Recht gerügten sentimentalen Vorliebe für das Evangelium des Lieblingsjüngers zurückgesetzten und ungerecht behandelten Synoptiker endlich auch zu ihrem Rechte kommen zu lassen. Vor allem kommt es jedoch darauf an, sich der zwischen Johannes und den Synoptikern stattfindenden Differenz in ihrem ganzen Umfang bewufst zu werden, in welcher Beziehung auch von Straufs und Hrn. Weifse

mehrere wichtige Punkte theils noch übersehen, theils noch nicht so hervorgehoben worden sind, wie für ein sicheres Urtheil über das ganze Verhältnifs nöthig ist. Um hier nur Einen Punkt zu erwähnen, an welchen sich einige weitere Bemerkungen anknüpfen lassen, auch die genannten beiden neuesten Kritiker nehmen der bisher allgemeinen Meinung zufolge an, Johannes lasse gleichfalls Jesum von dem Täufer getauft werden. Allein nicht nur sagt diefs der Evangelist mit keinem Wort, sondern, wenn man die Stelle näher betrachtet, sieht man auch deutlich genug, dafs er die Taufe Jesu durch Johannes in jedem Fall so ignorirt, dafs er sie gar nicht als wirklich geschehen anzuerkennen scheint. Es ist bekannt, welche Schwierigkeit den Interpreten τῇ ἐπαύριον Joh, 1, 29. macht, um einen Zeitpunkt für den Act der Taufe auszumitteln. Lücke weifs sich daher nicht anders zu helfen, als dadurch, dafs er die augenscheinliche Identität des Zeugnisses bei Johannes 1, 27. mit der Erklärung bei Matthäus 3, 11. läugnet, und eben so willkürlich v. 26. bei den Worten: μέσος δὲ ὑμ. ἕστ. die Taufe als schon geschehen voraussetzt. Auch so würde demnach der Evangelist von der Taufe Jesu durch Johannes wenigstens nichts gesagt haben. Man beachte aber doch, ob der Evangelist nach dem ganzen Zusammenhang des Abschnitts die Taufe als wirklich geschehen voraussetzen kann. Der Evangelist will 1, 19 f. die μαρτυρία des Täufers nach dem Fortschritt ihrer wesentlichen Momente darlegen. Wie der Täufer zunächst nur wufste, dafs der Messias da sei, so spricht er auch vorerst nur dieses Bewufstsein, ohne welches er sich selbst nicht hätte als Vorläufer betrachten können, öffentlich und feierlich aus (1, 19—28). Diefs ist das erste Moment seines Zeugnisses, an welches sich aber unmittelbar das zweite, das nicht blos das Dasein, sondern die Person des Messias betreffende, anschliefsen mufste. Deswegen läfst ihn der Evangelist sogleich am andern Tage mit Jesus selbst zusammentreffen, und ihn für den erklären, der er war. Der wesentliche innere Zusammenhang dieser beiden Momente, der dem Begriff der μαρτυρία entsprechende logische Fortschritt von dem einen zum andern, würde aufgehoben, wenn man annehmen wollte, der Erklärung v. 26. μέσος ὑμ. ἕστ. sei schon die Taufe Jesu durch Johannes vorangegangen, der Täufer habe zuvor schon Jesum persönlich gekannt, und sei schon vor der v. 29. geschilderten Scene mit Jesus persönlich zusammengewesen. Vielmehr kann die Sache nur so gedacht werden: damals v. 29. geschah es zum erstenmal, dafs beide, Jesus und Johannes, in unmittelbare Berührung mit einander kamen, sobald aber der Täufer Jesum schon in der Entfernung auf sich zukommen sah (ἐρχ. πρὸς αὐτὸν v. 29.), ging ihm plötzlich das v. 32. ausgesprochene Bewufstsein auf, und in diesem Bewufstsein, dessen Erwachen, da das Zeugnifs selbst es schon zu seiner Voraussetzung hat, als ein schon vollendeter, aber in seiner Wirkung fortdauernder Act beschrieben wird (τεθέαμαι v. 32.), legte er das bestimmte öffentliche Zeugnifs über Jesus als Messias ab. Was der Evangelist v. 32. u. 33. erzählt, ist unstreitig nichts anders, als dasselbe, was die Synoptiker bei der Taufe Jesu geschehen lassen; je deutlicher aber hieraus zu sehen ist, dafs ihm die von den Synoptikern erzählte Begebenheit wohl bekannt war, desto merkwürdiger ist, wie er mit völliger Ignorirung des Taufacts das Hauptmoment nur in den innerhalb des Bewufstseins des Täufers erfolgten Act legt. Woraus ist nun aber diese Abweichung von der synoptischen Tradition zu erklären? Für zufällig kann sie schon nach dem so eben Bemerkten nicht gehalten werden, es ist aber auch leicht zu sehen, wie sie mit der Hauptidee des Prologs zusammenhängt. Bei den Synoptikern hat die Taufe Jesu durch Johannes eine objective Bedeutung: es scheint, wie am deutlichsten aus Matth. 3, 15. zu sehen ist, Jesus würde an sich nicht die wahre Befähigung zum messianischen Beruf gehabt haben, wenn er nicht durch diesen Act dazu eingeweiht worden wäre. Der Standpunkt des johanneischen Evangeliums aber ist ein anderer. Nicht objectiv soll Jesus jetzt erst werden, was er als Messias sein soll, denn alles, was dazu gehört, ist er an sich schon als Logos, sondern nur für das subjective Bewufstsein soll er als das, was er an sich ist, dargestellt werden, und zwar kann dieses Bewufstsein von der messianischen Würde Jesu nur durch die Vermittlung des Täufers, dessen Bestimmung überhaupt diese Vermittlung ist, ein allgemeines werden, nur dadurch, dafs der Täufer von ihm als Messias zeugt, wovon die nothwendige Voraussetzung ist, dafs er selbst zuvor sowohl des Vorhandenseins des Messias als auch der Person desselben sich bewufst geworden ist. Diefs ist demnach die Bedeutung, in welcher die schon I, 6. 7. mit so grofsem Gewicht hervorgehobene μαρτυρία des

Johannes in den Zusammenhang der Momente, in welchem der Prolog sich bewegt, eingreift, und hieraus erklärt sich nun von selbst, warum der Evangelist das Factische der Taufe Jesu ganz fallen läſst, und ganz unabhängig davon nur dasjenige festhält, was uns das Bewuſstsein des Täufers von der Messianität Jesu in dem Moment seines unmittelbaren Entstehens vor Augen stellt. Findet man es befremdend, warum der Evangelist auf der einen Seite zwar die Erzählung der Synoptiker von der Taufe Jesu so nahe berührt, daſs er ganz von derselben Erscheinung zu sprechen scheint, auf der andern Seite aber doch das Factum der Taufe selbst ganz ignorirt, so beantworte man sich vor allem die Frage, warum er auch die Versuchung Jesu ganz mit Stillschweigen übergeht? Es läſst sich dieſs nur daraus erklären, daſs eine Versuchung, in welcher der Messias erst durch einen mit dem Teufel bestandnen Kampf das werden sollte, was er als Messias sein muſste, mit dem aus dem Prolog sich ergebenden Messiasbegriff sich nicht wohl vertragen konnte. Eine solche objective Probe der Messianität hat der mit dem Logos identische Messias eben so wenig nöthig, als die Taufe durch Johannes. So läſst uns schon dieses Eine Beispiel in Betreff der Taufe Jesu einen tiefern Blick in die ganze Oekonomie des johanneischen Evangeliums werfen. Es schlieſst sich zwar an die evangelische Tradition an, wie sie in unsern synoptischen Evangelien enthalten ist (daſs der Verf. dieses Evangeliums, sei er Johannes oder ein anderer, unsere synoptischen Evangelien nicht kannte, wie auch Hr. Weiſse annimmt, möchte ich nicht so bestimmt behaupten, bei genauerer Untersuchung dürfte sich wohl das Gegentheil ergeben), aber der Verf. verfährt mit dem gegebenen historischen Stoff eklektisch, und modificirt ihn, von dem Gesichtspunkt einer bestimmten Idee aus, bald so bald anders. Hierin liegt der Grund der Differenz zwischen diesem Evangelium und den drei andern, wie in Anderm, so namentlich auch in Hinsicht des Schauplatzes der öffentlichen Thätigkeit Jesu. Wie Jesus bei Johannes, gemäſs der Idee seines Evangeliums, wie sie hauptsächlich aus 12, 37 f. näher zu bestimmen ist, nicht blos den Pharisäern und Schriftgelehrten, wie bei den Synoptikern, sondern den Ἰουδαῖοι überhaupt gegenübersteht, und wie auch schon an den Täufer οἱ Ἰουδαῖοι ἐξ Ἱεροσολύμων sich wandten 1, 19., so tritt nun auch Jesus schon von Anfang an in Jerusalem auf; es ist jedoch hier nicht der Ort, in diese Frage weiter einzugehen.

Gegen die Vorstellung, welche sich Hr. Weiſse von der Entstehung des johanneischen Evangeliums macht, indem er annimmt, daſs in dem didactischen Theil, den Reden, dogmatisch-speculative Aufsätze des Apostels Johannes veröffentlicht worden seien, und den erzählenden einem Ueberarbeiter zuschreibt, lieſse sich manches einwenden, der Hauptgrund ist, daſs beide Theile so eng in einander eingreifen, und in Ansehung des Inhalts und Ausdrucks so sehr denselben Charakter an sich tragen, daſs man unmöglich glauben kann, die beiden Haupttheile seien erst auf solche Weise zusammengefügt worden. Der hohe Vorzug eines aus Einem Gusse hervorgegangenen Werkes wird, ungeachtet der Einsprache des Hrn. D. Weiſse, auch ferner dem höchst originellen und merkwürdigen Evangelium bleiben. Auch sonst hat sich Hr. Weiſse zu harte Urtheile und Ausdrücke über dieses Evangelium erlaubt, wenn er bald dieſs bald jenes als an das Abgeschmackte grenzend, als grillenhaft, als ein Gewebe von Ungereimtheiten u. s. w. bezeichnet (man vergl. I. S. 257. 459. 462. II. 269. 333.).

Wir wenden uns zu dem siebenten von der Auferstehung und der Himmelfahrt handelnden Buch (II. S. 307—438), das wir wegen seines vielfach interessanten Inhalts hier nicht übergehen können.

Um das Eigenthümliche des Hrn. D. Weiſse in der Behandlung dieses Theils der evangelischen Geschichte richtig aufzufassen, müssen wir uns an die Resultate der Strauſs'schen Kritik erinnern. Strauſs hat sich in dem die Realität des Todes und der Auferstehung Jesu betreffenden Dilemma sehr entschieden auf die Seite gestellt, auf welcher die Realität nicht des Todes sondern der Auferstehung in Anspruch genommen wird, und demgemäſs zu erklären versucht, wie sich gleichwohl allmälig bei den Jüngern die Vorstellung von der Auferstehung Jesu gebildet habe. Hält man sich nun blos an dieses rein Negative, daſs Jesus nicht wirklich auferstanden, sein Leib nicht aus dem Grabe hervorgegangen, daſs der Glaube der Jünger an den leiblich Auferstandenen eine blos subjective, der objectiven Realität ermangelnde, Vorstellung war, so kommt allerdings die neueste Kritik in einen sehr schroffen Gegensatz zu der wesentlichsten Grundlage des christlichen Glaubens, welcher gegen den ganzen bis zu

einem solchen Resultat zurückgelegten Weg das unüberwindlichste Bedenken erwecken zu müssen scheint. Sollte demnach zur Lösung der Aufgabe, die sich Hr. Weiſse der Negativität der Strauſs'schen Kritik gegenüber durch Begründung des Positiven gestellt hat, ein Schritt von Bedeutung geschehen, so darf er mit Recht vor allem hier erwartet werden. Dieser Aufgabe sucht nun Hr. Weiſse hauptsächlich dadurch zu entsprechen, daſs er den Begriff einer leiblichen Auferstehung nicht blos vom Standpunkt der Philosophie, sondern selbst schon vom Standpunkt der evangelischen Geschichte aus in Anspruch nimmt. Er gibt daher denen, welche auf der Wiedererscheinung Christi in seinem irdischen Leib beharren, die Alternative nicht zu, daſs Christus entweder nur so, oder gar nicht, auferstanden sei, und zieht schon aus dem factischen Nichtvorhandensein des, durch einen von dem Factum der Auferstehung selbst völlig unabhängigen Umstand so nahe gelegten Verdachts, als ob Christus am Kreuze nicht wirklich gestorben sei, im apostolischen Zeitalter, den Schluſs, daſs die Erscheinungen des Auferstandenen, sowohl an sich selbst, als in den Erzählungen der Jünger, einen Charakter müssen getragen haben, der eine Erklärung derselben mittelst solchen Verdachts gar nicht zulieſs, der vielmehr solchen Verdacht auf das bestimmteste und unzweideutigste ausschloſs (S. 339). Christus könne nur in einem verklärten, nicht in dem irdischen, aus Fleisch und Blut gebildeten Körper auferstanden sein, von dieser Ansicht aus sei aber nur Ein Schritt zu der Vermuthung, daſs die Auferstehung Jesu überhaupt nur eine dem Gebiete des Geistes- und Seelenlebens nicht der äuſsern Körperlichkeit angehörende Thatsache sei, daſs an ihr der irdische ins Grab gelegte Leib keinen Antheil gehabt habe (S. 340). Aus der Vergleichung und Beurtheilung der verschiedenen evangelischen Berichte, aus der Zusammenhangslosigkeit der Momente der Erscheinung Jesu, welche die gewöhnliche Meinung von einem Umgang Jesu mit seinen Jüngern und einem Wandel unter ihnen als bloſses Vorurtheil darstelle, aus der Erwägung des Umstandes, daſs, wenn Jesus wirklich als lebendiger Mensch in seinem irdischen Leibe unter Lebenden gewandelt hätte, doch irgend eine Spur darauf hinweisen müſste, daſs man nach seinem Aufenthaltsort geforscht, ihn in der Mitte der Jünger zu halten, oder irgendwo anzutreffen gesucht habe — eine Schwierigkeit, die sich nicht durch das Eingeständniſs, „daſs über das irdische Dasein Christi nach seiner Auferstehung manches Dunkel verbreitet ist," beseitigen oder vertuschen lasse; aus den Ausdrücken, mit welchen die Apostel und Evangelisten die Erscheinungen Jesu bezeichnen; besonders auch aus der Christophanie des Apostels Paulus, die der Apostel selbst in Eine Reihe mit den übrigen Christophanien stelle, aus den Stellen Ap. Gesch. 23, 6. 9. 26, 8., nach welchen es sich vor dem Synedrium und dem König Agrippa in Beziehung auf die Auferstehung Christi um die Möglichkeit handelt, ob ein abgeschiedener Geist einem lebenden Menschen sich geoffenbart haben könne, so wie aus der Argumentation des Apostels 1 Cor. 15, 13 f., in welcher der Apostel die Erscheinung des auferstandenen Christus nicht als beweisend für die Auferstehung aller betrachten könnte, wenn sie ihm etwas anders wäre, als nur eine eigenthümliche Bethätigung jenes substanziellen Seins, welches nicht Christus allein, sondern alle Menschen ohne Unterschied nach dem irdischen Tode bewahren, so daſs demnach die Beweiskraft der Auferstehungsthatsache nicht von der Seite ihres Unterschieds von der sonstigen Gesetzmäſsigkeit des Naturlaufs, sondern umgekehrt von der Seite ihrer Identität mit demselben genommen werde (wie ja auch der Apostel, kann noch hinzugesetzt werden, aus der Voraussetzung, daſs Christus nicht auferstanden, gar nicht auf die völlige Nichtigkeit des christlichen Glaubens schlieſsen könnte, wenn ihm nicht Auferstehung und Sein nach dem Tode überhaupt zusammenfielen) — aus allen diesen Momenten geht Hrn. Weiſse unwidersprechlich das Ergebniſs hervor, daſs die Apostel des Glaubens gelebt haben, den Auferstandenen nicht in dem wiederaufgelebten irdischen Leibe, sondern in jener verklärten Gestalt geschaut zu haben, in welcher er nach ihrem bildlichen Ausdruck zur Rechten des himmlischen Vaters sitzt (II. S. 344 — 375). Den ersten Anlaſs zu der Meinung, daſs der Herr nicht blos im Geiste oder im Leibe der Verklärung, sondern in seinem irdischen Leibe auferstanden sei, vermuthet Herr Weiſse (S. 344) in dem von Matthäus 28, 13. erwähnten jüdischen Gerücht, daſs der Leichnam Jesu von seinen Jüngern entwendet worden sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 77.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weifse.

(Fortsetzung.)

Die Christen glaubten eine Thatsache, die durch das Zeugnifs ihrer Gegner über allen Zweifel erhaben schien, und es bildeten sich so auf dieser Grundlage jene Sagen, welche das Factum der Entleerung des Grabes vorauszusetzen scheinen. Setzte man aber einmal eine leibliche Auferstehung voraus, so mufste man auch annehmen, dafs Jesus nach seinem irdischen Wandel sich leiblich von der Erde entfernt habe. Deswegen bezeichnet Hr. Weifse als die Grenzscheide zwischen den beiden verschiedenen Ansichten über die Beschaffenheit der Erscheinungen des Auferstandenen die Erzählung von der Himmelfahrt Jesu, wie sie bei Lucas und Marcus sich findet, indem dieselbe nur auf dem Boden der geistigeren Ansicht erwachsen konnte, einmal vorhanden aber der Meinung Vorschub that, als sei der in jenem Augenblick von der Erde Entfernte bisher auch noch im eigentlichen d. h. im äufserlichen und leiblichen Sinne auf der Erde gegenwärtig gewesen. So bildet nun, nachdem die Auferstehung als geistige Thatsache dargethan ist, das zweite Moment der Beweisführung des Hrn. Weifse die Identität der Auferstehung mit der Himmelfahrt. Hr. Weifse sucht zu zeigen, dafs in der Vorstellung der frühesten Christenheit das Verhältnifs der Auferstehung und Erhöhung Christi ein ganz anderes war, als es später in Folge der Erzählung des Lucas geworden, dafs man sich die Erhöhung Christi zur Rechten des himmlischen Vaters nicht als eine von seiner Auferstehung getrennte, sondern beide als eine und dieselbe Begebenheit, jede einzelne Erscheinung des Herrn also als ein Herabsteigen von der Höhe, zu der er, verschwindend, jedesmal sich aufs Neue erhob, gedacht habe. Dafür beruft sich Hr. Weifse auf eine Reihe von Stellen, die von der Erhöhung Christi ohne irgend eine Beziehung auf die Himmelfahrt sprechen, besonders bei Johannes, welcher bei den Verheifsungen einer Wiederkehr, eines Wiedersehens in den Abschiedsreden Jesu doch nothwendig auch an die von ihm miterlebten Erscheinungen des Auferstandenen habe denken müssen. Hiemit kommen nun freilich solche Erzählungen der Evangelien in Widerspruch, welche zum Theil recht ausdrücklich darauf berechnet scheinen, die greifbare Leiblichkeit des Auferstandenen aufser Zweifel zu setzen. Hr. Weifse glaubt jedoch den Ursprung dieser Erzählungen in den beiden letzten Evangelien in einer Reaction gegen den cerinthischen Doketismus suchen zu müssen, weswegen sie auch nicht sowohl die Leiblichkeit des Auferstandenen überhaupt, als vielmehr ausdrücklich die Identität seines Leibes mit dem gekreuzigten Leibe Jesu zu erweisen bestimmt sein sollen, da Cerinth eben die Identität der Person des auferstandenen Christus mit dem gekreuzigten Jesus in Abrede gestellt habe. In diesem Zusammenhang kommt Hr. Weifse auch auf die Erzählung Joh. 20, 17. Er sieht in dem räthselhaften μή μου ἅπτου das sonderbare Zwielicht dieser ersten Erscheinung des Auferstandenen, gleichsam das Pulsiren dieser Erscheinung zwischen Körperlichkeit und Unkörperlichkeit; man habe den Körper eben so wenig sogleich aus dem Grabe als einen verklärten hervorgehen, als Jesum in seinem irdischen Leibe zum Himmel aufsteigen lassen können; so habe man ein wunderbares Verschwinden des irdischen Körpers unmittelbar nach seiner Erweckung oder bei derselben annehmen müssen. Sollte nicht, möchten wir hier fragen, das so vielfach gedeutete μή μου ἅπτου am einfachsten so zu erklären sein: komme mir nicht näher, bleibe mir vom Leibe, da ich im Moment des ἀναβαίνειν πρὸς τὸν πατέρα keine Zeit habe, mich in weiteres mit dir einzulassen? Die Worte Jesu können, wie auch Hr. Weifse richtig bemerkt (S. 395), nur da-

von verstanden werden, dafs er *jetzt unmittelbar* zu dem Vater hinübergehe. Deswegen kann nun auch Jesus bei der ersten Zusammenkunft mit den Jüngern ihnen den heiligen Geist ertheilen, da es doch, wie Johannes ausdrücklich bemerkt 7, 39., vor der Erhöhung Jesu keinen heiligen Geist gab. Bei andern in dieselbe Klasse gehörenden Erzählungen von Erscheinungen des Auferstandenen bringt Hr. Weifse noch besonders in Anschlag, dafs ein symbolisches Element in sie hineinspiele, ein Ansatz zur Mythenbildung. So in der Erzählung des Lucas 24, 13 f., in welcher wir die Genesis der nach dem Tode Jesu aus den Schriften des A. T. gewonnenen Einsicht der Jünger in die Messiaswürde ihres Meisters symbolisch ausgedrückt und dargestellt sehen sollen. Nach derselben symbolisirenden Auffassungsweise will Hr. Weifse in der Erzählung Joh. 21. sogar dem Petrus, als dem apostolischen Fürsten und Gründer des römisch-katholischen Kirchengebäudes, ein frühzeitiges Erstarren und Verwelken seiner allzu einseitig positiven und dogmatischen Richtung, dem Johannes dagegen die ewige Jugend seiner idealeren, sinnig speculativen Denkweise, des geistig geläuterten, speculativ begründeten Glaubensbekenntnisses des Christenthums, das in seiner Sinnesweise vorgebildet sei, und von welchem wir nicht zweifeln dürfen, dafs es bis ans Ende der Tage dauren soll, geweissagt finden, eine Deutung, die einen neuen sprechenden Beweis von der Vorliebe des Hrn. Weifse für die Allegorie gibt. Im Gegensatz gegen diese mythischen Anklänge erkennt Hr. Weifse als den eigentlichen Kern der Auferstehungs-Geschichte das Zeugnifs des Apostels Paulus, das, über jeden Verdacht absichtlicher Fälschung oder unwillkürlicher mythischer und mystischer Umbildung erhaben, die Frage sehr nahe legt: waren die Erscheinungen, von welchen Paulus spricht, factisch von *der* Beschaffenheit, wie diejenigen der Evangelien, namentlich der zwei letzten, die als mythisch oder sagenhaft zu bezeichnen sind, wie wäre es dann zugegangen, dafs von einem grofsen, ja dem gröfsten, jedenfalls dem äufserlich auffallendsten Theile derselben alle und jede Kunde bis auf die letzte Spur aus den evangelischen Nachrichten hat verschwinden können? Trat Christus leiblich und sinnlich, als dieser einzelne Mensch, in die Mitte von fünfhundert Jüngern, um sich mit ihnen zu unterreden, warum gedenkt keiner der Evangelisten auch nur mit einem Wort dieser aufserordentlichen Begebenheit? Diefs erklärt sich nun auf das einfachste und natürlichste daraus, dafs Paulus nur von Erscheinungen unfafslicher, geisterhafter Art spricht, von solchen, die von den Verschiedenen, welche sie schauten, auf verschiedene Weise gedeutet werden konnten, und in denen das Moment der wirklichen realen Gegenwart des Auferstandenen nicht auf äufserlicher sinnlicher Gewifsheit, sondern auf der subjectiven Ueberzeugung und Glaubensanschauung jedes Einzelnen beruhte. Zwischen solchen Momenten der Anregung und Entzückung, in denen man die unmittelbare Nähe und persönliche Gegenwart des Herrn zu empfinden glaubte, und andern, die man auf andere Weise deutete, als Engelserscheinungen oder Bezeugungen des von Christus verheifsenen Paraklet, oder wie sonst, habe gewifs keine feste Grenze bestanden. So glaubt nun Hr. Weifse, dafs jene Erscheinung vor den fünfhundert nichts anders sei, als — so kühn und paradox auch diese Meinung erscheinen möge — die geistigere immateriellere Form des Ereignisses am Pfingstfest, der Ausgiefsung des Geistes, wie sie Lucas von einem andern Standpunkt aus schildert. Auch diese Begebenheit sei, wie die angebliche der Himmelfahrt, in der ursprünglich apostolischen Anschauungsweise Eines und dasselbe mit den Erscheinungen des Auferstandenen vor seinen Jüngern gewesen, wie Hr. Weifse theils aus Stellen, wie Joh. 20, 22. Marc. 16, 17 f. Matth. 28, 20. Joh. 14, 16. 26. 15, 26. 16, 7 f., theils daraus nachzuweisen sucht, dafs Paulus nach der ihm gewordenen Erscheinung kein zweites Ereignifs kenne, durch das ihm der heilige Geist erst mitgetheilt worden wäre.

An diese auf dem Wege historischer Kritik erhobenen Resultate über die aufserordentlichen Phänomene, die sich bald nach dem Tode Jesu im Schoofse seiner Jünger thatsächlich und unläugbar zugetragen haben, schliefst sich nun die Frage an, was aus dem Glauben der Jünger an die Gegenwart des Auferstandenen in den von ihnen selbst erlebten Geschichten und Erscheinungen zu folgern sei, ob die thatsächliche Wahrheit seines Inhalts und Gegenstandes, die wirkliche, ursächliche Thätigkeit jenes abgeschiedenen, bereits in einen Zustand göttlicher Verklärung und Herrlichkeit hinübergegangenen Geistes in den Geschichten seiner Jünger, oder ob eine Täuschung dieser Jünger, eine zufällige aus individuellen Zuständen und Geistesanlagen

hervorgehende, oder vielleicht auch eine auf höhere welthistorische Nothwendigkeit des Entwicklungsprocesses der religiösen Ideen beruhende, eine Täuschung ähnlicher Art, wie jene, die mehr oder weniger in jedem mythischen und dichterischen Religionsglauben enthalten ist? Gegen die letztere Annahme, die Auffassung der Thatsache als einer blos subjectiven Vision, erklärt sich Hr. Weiſse auf das entschiedenste, weil das Bewuſstsein der welthistorischen Nothwendigkeit des Werkes Jesu selbst auch auf die Mittel zur Ausführung desselben, die physischen oder psychischen Phänomene, auf welche sich der apostolische Auferstehungsglaube begründet hat, zu übertragen sei. Hr. Weiſse kommt daher hier wieder auf seinen oben erörterten Begriff des natürlich Wunderbaren zurück. Er nennt die Zustände, in welchen die Jünger den Auferstandenen zu schauen glaubten, magnetische Zustände, Zustände des Hellsehens, ohne eine wirkliche Einerleiheit mit solchen Erscheinungen und Zuständen behaupten zu wollen, und bringt in diesem Zusammenhang, um ein Moment der Continuität in andern beglaubigten Thatsachen aufzuweisen, zuletzt noch die Frage nach der Möglichkeit eines Erscheinens abgeschiedener Geister überhaupt in Anregung, in Ansehung welcher ihm die Neigung, sie zu verneinen, in dem Unglauben an persönliche Fortdauer nach dem Tode überhaupt zu liegen scheint (II. S. 375—436).

Ob also die Erscheinungen des Auferstandenen nicht blos subjectiv psychologische, sondern objectiv magische Thatsachen sind, ist der Hauptdifferenzpunkt zwischen Hrn. Weiſse und Strauſs, wie der letztere selbst L. J. 3. A. II. S. 695 ihn bestimmt. Schwerlich wird das von der Möglichkeit eines Erscheinens abgeschiedener Geister genommene Argument als ein sehr gewichtiges Moment anzusehen sein, um der Weiſse'schen Ansicht das Uebergewicht über die Strauſs'sche zu geben, und wenn Hr. Weiſse schlieſslich (S. 438) sogar noch auf die schon besprochene magnetische Wundergabe Jesu zurückkommt, um ihr als wesentliches Moment auch das Vermögen zu verleihen, auch nach seinem Tode noch auf seine Jünger und auf einzelne andere durch körperliche und geistige Disposition für solche Einwirkung Empfängliche, magisch einzuwirken, und ihnen die Gewiſsheit seiner geistigen, lebendig in ihnen fortwirkenden, Nähe mitzutheilen, so ist um so klarer, in welchen Kreis rein subjectiver Vorstellungen jenes objectiv Thatsächliche hinübergezogen wird. Aber warum will denn Hr. Weiſse den Gegensatz zwischen subjectiver Täuschung und objectiver Realität hier auf eine so einseitige Weise spannen? Ist es denn nicht, wenn doch die Erscheinung des Auferstandenen, wie Hr. Weiſse selbst zeigt, auch wieder identisch ist mit der Sendung des Geistes, objective Thatsache, daſs die Jünger des nach dem Tode Jesu ihnen mitgetheilten Geistes als eines in ihnen wirkenden höhern Princips sich bewuſst wurden? Und wenn nun auch diese Wirksamkeit des Geistes in ihnen für sie auf ihrem Standpunkte durch die Vorstellung des persönlich erschienenen Jesus vermittelt wurde, warum sollte es, wenn man einmal die Sache aus dem von Hrn. Weiſse festgestellten Gesichtspunkt betrachtet, in so hohem Grade bedenklich sein, die Subjectivität dieser Form zuzugeben, da sie ja doch nur die Form für einen Inhalt ist, dessen wesentliche objective Realität dadurch nichts verliert? Daſs die Christophanien von den verschiedenen Subjecten, welchen sie zu Theil wurden, auf sehr verschiedene Weise gefaſst wurden, ist ja ein Hauptsatz der Erörterung des Hrn. Weiſse, was bleibt nun aber das wahrhaft Substanzielle dieser verschiedenen subjectiven Formen, wenn es nicht die Thatsache ist, daſs dieselbe geistige Macht, die so lange Jesus lebte, in seiner Person auf die Jünger wirkte, der Geist Jesu, auch nach dem Tode Jesu, wenn auch auf andere Weise, doch immer nur durch die Vermittlung seiner Person, als derselbe Geist Jesu, in ihnen fortwirkte? Fragt man, wie dieſs möglich war, ohne die Voraussetzung des äuſsern Wunders der leiblichen Auferstehung, so versetze man das äuſsere leibliche Wunder auf das Gebiet des Geistes, als geistiges Wunder, als die wundervolle Entwicklung des von dem Geiste Jesu in seine Jünger niedergelegten geistigen Keims, so löst sich das Räthsel in derselben Unendlichkeit des Geistes, die das gröſste und einzige Wunder der Weltgeschichte ist. Wie es sich aber auch mit dieser äuſsersten Spitze der vorliegenden Frage verhalten mag, zugeben muſs gewiſs jeder, der die für diesen Zweck von uns in gedrängter Kürze zusammengestellten Hauptpunkte der eben so gehaltvollen als scharfsinnigen Untersuchung genau erwägt, wie viele höchst wichtige aus den neutestamentlichen Schriften selbst erhobene Momente als Grundlage eines geistigen Auferstehungsbegriffs hier gegeben sind,

und es ist gewiſs auch hier ein Punkt, auf welchem die durch die neuere Kritik begonnene Bewegung sich mehr und mehr ihre Bahn brechen wird, um den wahrhaft geistigen Gehalt der evangelischen Geschichte aus der Hülle der materiellen Vorstellungen, in welchen er noch immer festgehalten wird, hervorzuheben. Es ist nur der beschränkte materialistische Standpunkt eines veralteten, nur durch die gerechte Scheu vor dem entgegengesetzten Extrem sich haltenden, Supranaturalismus, wenn man noch immer der Meinung ist, es handle sich bei der ganzen Frage über die Auferstehung Jesu einzig nur darum, die Realität eines äuſserlichen Factums durch Zeugen- und Urkundenbeweise zu constatiren, nur um die species facti eines vermiſsten und wiederaufgefundenen Leichnams, welche sich doch nie auf befriedigende, und selbst im besten Fall nur auf rein äuſserliche Weise zu Stande bringen läſst, und man könne sich über alle Fragen, die sich auf diesen Standpunkt unabweislich aufdringen, auch ferner noch mit dem oberflächlichen Trost hinwegsetzen, daſs ja dieſs oder jenes gar wohl möglich sei, daſs man das Dunkel, das einmal auf diesem Theile der evangelischen Geschichte liege, auf sich beruhen lassen müsse u. s. w. Wie die Sache steht, läſst sich schon jetzt voraussagen, daſs die Lehre von der Auferstehung Christi durch denselben Proceſs verschiedener Auffassungsweisen sich hindurchbewegen wird, welchen die ihr sehr nahe verwandte Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmal schon jetzt durchlaufen hat. Die gewöhnliche Vorstellung von der vollkommenen Identität des Auferstehungsleibs mit dem in das Grab gelegten, aber durch das Wunder der Auferstehung wiederbelebten ist parallel dem katholischen Dogma, daſs im Abendmal der Leib Christi in seiner vollen körperlichen Substanzialität, nur durch ein Wunder hindurchgegangen, äuſserlich zugegen sei. Wie diese materielle Vorstellung die entgegengesetzte hervorrief, nach welcher von einer Gegenwart Christi im Abendmal eigentlich gar nicht die Rede sein kann, so steht jener rein supranaturalistischen Ansicht die rationalistische oder naturalistische entgegen, welche die Realität der Auferstehung eben so schlechthin läugnet, wie in Beziehung auf jenes Dogma die Realität der Gegenwart schlechthin geläugnet wird, weil Christus nicht wirklich todt, sondern nur für todt angesehen im Grabe nur den äuſsern Gebrauch der Lebenskraft wiedererlangt haben soll. Auch seine Auferstehung war daher eben so nur scheinbar, wie nach jener Vorstellung der Leib Jesu als Abendmalsleib nicht wirklich vorhanden ist, sondern nur so angesehen wird. Wird der schroffe Gegensatz der beiden das Abendmal betreffenden Vorstellungen durch die lutherische und calvinische Lehre so vermittelt, daſs die erstere die reale Gegenwart des Leibs zwar festhält, aber beschränkt, die letztere dagegen sie ganz fallen läſst und an die Stelle derselben die geistige Substanzialität des Leibs Christi setzt, so hat dagegen auch die Ansicht, daſs Christus in einem verklärten Körper auferstanden sei, dieselbe vermittelnde Bedeutung. So lange jedoch diese Verklärung zwar zugegeben, zugleich aber die Identität des verklärten Auferstehungsleibs mit dem irdischen, in das Grab gelegten, so festgehalten wird, daſs ohne die Voraussetzung des leergefundenen Grabs auch die Auferstehung und die Beschaffenheit des verklärten Auferstehungsleibs nicht gedacht werden zu können scheint, so ist leicht zu sehen, daſs sich diese Vorstellung über die Sphäre der lutherischen Abendmalsvorstellung nicht hinausbewegt. Warum sollte nun aber nicht, wenn doch bei der calvinischen Theorie, auf dem wissenschaftlichen Standpunkt wenigstens, beinahe allgemein anerkannt wird, daſs sie in Vergleichung mit der lutherischen kein wesentliches dogmatisches Moment aufopfere, vielmehr sich nur consequent von der subjectiven Halbheit der lutherischen Vorstellung zur Bestimmtheit des objectiven Begriffs fortbewege, in Beziehung auf die Frage über die Auferstehung Christi das gleiche Verhältniſs stattfinden, und demnach zugegeben werden dürfen, daſs das Moment der Identität des verklärten Auferstehungsleibs mit dem in das Grab gelegten irdischen, aus Fleisch und Blut bestehenden, als ein rein äuſserliches keine wesentliche dogmatische Bedeutung habe?

(Der Beschluſs folgt.)

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet von Ch. Hermann Weifse.

(Schlufs).

Wer die Schwierigkeiten kennt und bedenkt, welche die evangelischen Berichte hier ganz besonders jeder buchstäblichen Auffassung darbieten, wird das hier Gesagte nicht misdeuten können; wohin aber freilich zur Zeit noch die gangbarste Vorstellung der Theologen geht, ist am besten aus dem Lücke'schen Commentar über das Evangelium des Johannes zu sehen, wo zu Joh. 20, 19. nicht blos der Olshausen'schen „neumodischen Leibesverklärung," als einer zu feinen, sondern auch der alten Vorstellung von einer besondern geistigen Beschaffenheit des Leibes Christi nach der Auferstehung als evidente Thatsache die Behauptung entgegengestellt wird, dafs der Zusammenhang und Zweck sämmtlicher Erscheinungen Christi nach der Auferstehung jeder miraculosen Ansicht, welche die volle menschliche Körperlichkeit des Auferstandenen verringere, entschieden widerspreche.

Uebrig wäre nun nur noch, die philosophische Schlufsbetrachtung des achten Buchs S. 439—543 über die Bedeutung der Persönlichkeit Christi und der evangelischen Ueberlieferung in Betracht zu ziehen. Wir beschränken uns jedoch theils aus Rücksicht auf den schon zu sehr in Anspruch genommenen Raum dieser Blätter, theils weil uns das vorliegende Werk hier ungleich weniger befriedigt hat, als sonst grofsentheils, auf einige wenige den genommenen Gang kurz andeutende Bemerkungen.

Hr. Weifse setzt sich hier in Gegensatz gegen den Rationalismus und zwar sowohl den gemeinen als den speculativen (die neueste speculative Theologie), als diejenige Denkweise, welche denselben ausschliefslichen Cultus, den die Kirchenlehre den historischen Grundthatsachen des Christenthums widme, auf die Vernunftidee als solche übertrage. Diesem Rationalismus gegenüber wird die Bestimmung des wahren Verhältnisses der Vernunftideen zu den Offenbarungsthatsachen der ästhetischen Sphäre zugewiesen, und der Zusammenhang des ästhetischen Moments mit dem religiösen zunächst an den heidnischen oder mythischen Religionen erörtert. Auch die christliche Offenbarung hat ihre ästhetische Seite in dem mythischen Element, zugleich ist aber auch die Persönlichkeit Christi unter den Gesichtspunkt der ästhetischen Anschauung zu stellen. Die äufserlichen Merkmale, wird S. 489 behauptet, die Momente der Erscheinung, woran die Person des Herrn als eine göttliche erkannt werden soll, müssen von gleich geistiger und der Abstraction des Begriffs gegenüber von gleich concreter irrationaler Natur sein, wie das innere Wesen selbst, dessen Aufsenseite sie eben bilden sollen. Diefs führt auf den Begriff der Urbildlichkeit, an dessen bisheriger Fassung getadelt wird, dafs man das Urbild als Gegenstand einer intellectuellen Anschauung behandelt habe, gegen welche alle empirische und geschichtliche Wirklichkeit in einem Mifsverhältnifs stehen soll, ohne zu bedenken, dafs uns erst in dem historischen Christus jenes Urbild als ein gegenwärtiges und wirkliches aufgegangen ist. Die weitere Erörterung geht zu dem Satze fort, dafs es für die Menschen keine vollkommnere Offenbarung des Göttlichen geben könne, als jene persönliche und individuelle in der Gestalt eines wirklichen, aber das von Gott selbst gedachte und entworfene Urbild der Menschheit vollständig in sich darstellenden, Menschen (S. 507). Den Beweis aber für diese Urbildlichkeit Christi kann Ref. nur in demjenigen finden was S. 498 über das Verhältnifs der ästhetischen und sittlich-religiösen Erfahrung gesagt wird, dafs jene in diese übergehe, indem der Sinn des Anschauenden von der Erscheinung in das Innere dieses Gegenstandes fortgezogen, und auf sein eigenes Innere zurückgeworfen wird, um dort

die Ergänzung für das Fehlende und äufserlich Unerreichbare zu suchen. Was ist aber hiemit anders gesagt, als was der von Hrn. Weifse hier durchaus und recht absichtlich bestrittene speculative Rationalismus, d. h. die Hegel'sche Religions-Philosophie, auch sagt, wenn sie behauptet, dafs die Erscheinung Christi zwar die nothwendige Voraussetzung für den Glauben sei, dafs aber Christus erst durch den Glauben die Bedeutung des Gottmenschen erhalte? Gröfseres Interesse scheint diese Schlufsbetrachtung erst mit dem Uebergang auf die Frage von der Menschwerdung Gottes in Christus zu gewinnen (S. 510). Hr. Weifse bekennt sich zu der Ueberzeugung, dafs der Gott, der in Christus die Gestalt eines wirklichen menschlichen Individuums angenommen hat, nicht von aufsen in dieses Individuum hereingestiegen ist, sondern von Anfang an in dem menschlichen Geschlecht gegenwärtig war. Da nun aber diefs pantheistisch zu klingen scheint, so wird der pantheistischen Lehre, welcher zufolge der der Welt und der Menschheit eingeborne Gottesgeist, der erst in Christus zum Selbstbewufstsein und zur Persönlichkeit gelangt, der einzige oder der ganze Gott wäre, die theistische oder monotheistische Behauptung entgegengestellt, dafs dieselbe Form geistigen Daseins, welche die gröfste Fülle und Tiefe dieses Daseins umfafst, nothwendig auch die uranfängliche und erste sein müsse. Statt der philosophischen Beweisführung jedoch, die hier Hr. Weifse seiner Absicht nicht gemäfs findet (S. 517), folgt nur die Versicherung, dafs die einfache religiöse Betrachtung des geschichtlichen Christus von jeher alle, die sich glaubig ihr hingegeben, auf eine der hier bezeichneten entsprechende Ueberzeugung geführt habe, und dafs nach Hrn. Weifse's innigster Ueberzeugung der wahre Glaube an die Offenbarung Gottes in Christus ohne das Zugeständnifs jener theistischen Grundvoraussetzung nicht bestehen könne. Wozu diefs, mufs man fragen, in einer Betrachtung, die sich eine philosophische nennt? Wozu also diese Betrachtung selbst, wenn sie statt der philosophischen Beweise, die sie schuldig ist zu geben, nur subjective Ueberzeugungen ausdrückt? Dabei ist es aber doch Hrn. Weifse sehr darum zu thun, das Verhältnifs Christi zu Gott nicht im exclusiven Sinn der Kirchenlehre zu nehmen. Christus wäre daher nicht wirklicher Mensch, wenn nicht das subjectiv Göttliche in ihm ein substanziell Göttliches in der Menschheit überhaupt zur Voraussetzung hätte, d. h. die göttliche Substanz, die in Christus zum Fürsichsein und zur concreten Wirklichkeit gediehen ist, kommt an sich, oder der Idee nach, der Menschheit überhaupt zu, und hätte ohne dieses ihr Ansichsein in Gestalt der Allgemeinheit nicht das Fürsichsein in Gestalt eines einzelnen Menschen gewinnen können. Hier tritt demnach Hr. Weifse doch wieder auf die Seite des kaum zuvor des Pantheismus beschuldigten speculativen Rationalismus, und deutet nun demgemäfs auch das kirchliche Dogma von der Menschwerdung des Logos von seiner uranfänglichen Hineinbildung in das Weltwesen überhaupt, und der damit verbundenen Erniedrigung und Selbstentäufserung des göttlichen Wesens, das in die Welt eingehend zunächst nothwendig darin untergeht, d. h. die Gestalt der Persönlichkeit, in welcher der Logos oder Sohn von Ewigkeit her beim Vater ist, wird an ihm negirt, und in die unpersönliche Allgemeinheit oder Potentialität, aus welcher heraus sich die unendliche Vielheit und Mannigfaltigkeit der Creaturen erzeugen soll, aufgehoben, aber aus dieser Gestalt der Entfremdung seiner selbst taucht er im Laufe der Zeit und im Fortgange der Entwicklung des Weltwesens wieder auf zur geistigen Selbstheit und Persönlichkeit, und feiert solchergestalt seine Auferstehung (S. 326). Diefs sind, wie jeder sieht, der sich nicht durch den Schein der Worte täuschen läfst, ganz die Momente des Processes der Hegel'schen Religions-Philosophie. Gleichwohl aber gibt sich Hr. Weifse das Ansehen, wie wenn er zuerst auch darüber eine Ansicht aufzustellen hätte, „welche, so paradox sie auf den ersten Anblick scheinen möge, bei einer sorgfältigen und vorurtheilsfreien Erwägung sich als die einzige wissenschaftlich haltbare Weise einer Erklärung und Deutung des so äufserst gewichtvollen idealen Inhalts erweisen werde, welchen die Kirchenlehre in die den persönlichen Christus betreffenden Thatsachen hineingelegt habe" (S. 524). Zwar soll auch hier wieder die Klippe des Pantheismus umschifft und das theistische Moment als das unentbehrliche Bedürfnifs aller wahrhaften Religiosität und folgerechter philosophischer Speculation gewahrt werden, aber wodurch? Durch die Bemerkung „dafs nicht der Vater als das an die Welt Dahingegebene gefafst werden dürfe (S. 525)"! Auf der Voraussetzung dieses Unsinns, wie wenn jemand je den Vater als solchen hätte Mensch werden lassen, oder das Ansichsein Gottes und sein Fürsichsein schlechthin

gleichgesetzt hätte, beruht demnach die dem „speculativen Rationalismus" gemachte Beschuldigung des Pantheismus! Aus dem übrigen Inhalt der Schlufsbetrachtung mag hier nur noch hervorgehoben werden, wie Hr. Weifse nun auch noch die Nothwendigkeit des thatsächlichen Umstandes (!), dafs nur in Einem Individuum die Idee solche vollendete Realisation finden konnte, zu beweisen sucht, indem er den Grund, weshalb das menschliche Geschlecht jenes sein Urbild, jene vollendete Darstellung der Persönlichkeit des göttlichen Logos, in der Gestalt creatürlicher Persönlichkeit nur einmal, nur in einem einzigen seiner Individuen erreichen konnte, in dem selbstverschuldeten Mifsverhältnifs der Menschheit als Gattung zu der im schöpferischen Geist Gottes entworfenen Idee der Menschheit findet. Defshalb nämlich habe das Geschlecht halb bewufst halb unbewufst nach seinem Urbild so lange aufstreben müssen, bis in einem seiner Individuen das Urbild in der That verwirklicht war (S. 537). Das völlig Ungenügende dieses Beweises fällt von selbst in die Augen. Was aus jener Voraussetzung folgt, ist nur diefs, dafs die Menschheit, was sie nicht ist, aber ihrer Idee nach sein soll, in Folge der Hemmungen der Sünde nur successiv werden kann, den Hauptpunkt aber, auf welchen es ankommt, dafs sie ihr Urbild in einem Individuum erreichen müsse, und in einem bestimmten Individuum schon absolut erreicht habe, läfst das oberflächliche Raisonnement ganz auf sich beruhen. Diefs bleibt demnach auch ferner ein blofser „Umstand," um davon nichts zu sagen, dafs, wenn jenes Mifsverhältnifs schlechthin ein selbstverschuldetes genannt wird (S. 534), der ganze Procefs an eine That geknüpft wird, die eben so gut auch hätte unterbleiben können.

D. Baur, in Tübingen.

XLVII.

Julii Sillig Quaestionum Plinianarum specimen primum. Dresdae, 1839. 30 S. 8. (als Schulschrift des Dresdener Gymnasiums Ostern d. J. ausgegeben).

Die gelehrte Welt harrt seit Jahren auf die grofse Ausgabe von Plinius' Naturgeschichte, die von dem Deutschen Naturforscherverein verheifsen ist. Den Text zu dieser Ausgabe hat Hr. Sillig in Dresden zu liefern versprochen. Als Vorläufer der gröfseren Arbeit ist die Ausgabe des Plinius Leipzig 1831—36 bei Teubner in 5 Bänden klein Octav erschienen. Bei derselben hatte sich Hr. Sillig nur dazu anheischig gemacht, einen aus den bisher publicirten Hülfsmitteln berichtigten Text zu liefern, indem er die neuen Hülfsmittel, die er durch eigne Thätigkeit erworben hatte oder im Fortgange der Zeit durch öffentliche Munificenz erhielt, für die gröfsere Ausgabe aufsparte. Bei dieser Beschränkung hat er dennoch mehr geleistet, als der buchhändlerische nächste Zweck erforderte: er hat den kritischen Apparat der Lesarten und erheblichsten Conjecturen, der in den Ausgaben und Erläuterungsschriften oder sonst in Tagesblättern zerstreut war, gesammelt und unter dem danach berichtigten Text zusammengestellt. Gewissermafsen eine Inconsequenz und ein Hinausschreiten über den Plan der Ausgabe ist es, dafs die vollständige Vergleichung einer Bamberger Handschrift der sechs letzten Bücher des Plinius durch Hrn. Dr. von Jan am Schlufs des 5ten Theils gegeben ist. Denn wir erhalten damit einen neuen Apparat, wovon im Text auch nur insofern Gebrauch gemacht ist, als schon eine Anzahl der wichtigsten Varianten dieser Handschrift durch Hrn. Jan vorläufig und gelegentlich an andern Orten mitgetheilt war. Aber wir freuen uns dieser Inconsequenz, wie wir denn überhaupt gestehen, dafs wir uns mit dem Plan der Beschränkung in der Teubnerschen Ausgabe nicht haben befreunden können. Herr Sillig hätte nur ein Paar Jahre zu warten gebraucht, um von vorn herein einen festeren Text und jedenfalls eine vollständigere Variantensammlung zu liefern: es mufs ihm selbst drückend gewesen sein, wenn er sich später im Besitze neuer Sammlungen sah und davon nach dem Plane seiner Ausgabe keinen Gebrauch machte; und jetzt scheint die vorläufige Befriedigung des gröfseren Publicums durch die Teubnersche Ausgabe und ihre relative Vollständigkeit ein Hindernifs zu sein, dafs wir sobald noch nicht jenen grofsartigen Plan einer wirklich vollständigen Textesausgabe erfüllt sehen werden. Hr. Sillig wünschte vor 9 Jahren (s. den Schlufs der Vorrede zum ersten Theil) die Aufmerksamkeit der Physiker und Aerzte durch seine interimistische Ausgabe von Neuem auf die Bearbeitung des Plinius zu richten: aber unsere Naturforscher haben sich mehr und mehr vom Alterthume abgewandt, und die Lateinische Philologie fängt auch eben erst an sich den Sachen zuzu-

wenden. Wir hoffen, dafs Hr. Sillig nicht ermatten und was seines Theils ist unablässig fördern werde. Er weist S. 7 der vorliegenden Schrift auf die Erfüllung seiner Aufgabe hin, *si quidem Deus ad telam longe gravissimam pertexendam vires otiumque necessarium mihi non negaverit.* Wir wünschen ihm beides von Herzen und nehmen inzwischen diese Schrift als einen Beweis seiner fortwährenden Beschäftigung mit Plinius, und als einen an sich selbst sehr interessanten Beitrag zur Kritik dieses ungemein wichtigen Autors mit Dank an.

Sie beschäftigt sich mit einer Quelle der Verbesserung des Plinischen Textes, die zwar auch ehemals schon bekannt war, immer aber noch nicht vollständig benutzt ist. Plinius' Naturgeschichte ist im Mittelalter vielfach excerpirt worden, theils in eignen Schriften gewisser Autoren, die aber für uns nur durch dasjenige, was sie in den Schriften der Alten fanden, Werth haben (wie der Irländer Dicuil und Vincentius von Beauvais), theils in unverarbeiteten Collectaneen. Zu letzterer Art gehört eine Sammlung *de remediis salutaribus* in der Pariser Bibliothek, eine Handschrift aus dem 7. Jahrhundert mit Uncialen geschrieben, die den Platoniker Appulejus am Schlufs als Verfasser nachweist. Frühere hielten sie wirklich für eine Schrift des bekannten Philosophen aus Madaura in Africa, aber es ergiebt sich, dafs das Ganze nichts als eine unverbundene Excerptensammlung aus Plinius' Naturgeschichte ist, vom 19. Buche an, wo die Beschreibung der Gartenpflanzen beginnt. Es ist dennoch möglich, dafs Appulejus sich diese Excerpte machte; gewifs aber ist es keine eigne Schrift dieses Autors. Die Handschrift ist sehr fehlerhaft von einem des Sinnes wenig oder gar nicht Kundigen geschrieben; sie besteht jetzt aus 28 Blättern (so erklären wir, was Hr. Sillig pag. 8 sagt, sie gehe von pag. 262 bis 290 des Volumens:) hat aber (Schuld der Erhaltung) eine Lücke in der Mitte und am Ende. Wie weit sie reicht, d. h. über wie viel Bücher des Plinius das jetzige Excerpt sich erstreckt, hat Hr. Sillig anzugeben vergessen: er spricht nur von der ursprünglichen Abfassung und glaubt, dafs die Bücher 19—32 excerpirt waren, und dafs 5 oder 6 folia, d. h. 10 oder 12 Blätter verloren gegangen. Da also in vorliegender Schrift nur die Excerpte aus dem 19ten und 20sten Buche des Plinius in Bezug auf die daraus zu entnehmenden Berichtigungen des Autors durchgenommen sind, so scheint es, und wir erfreuen uns dieser Hoffnung, dafs wir noch zu einer Anzahl folgender Bücher ähnliche kritische Beiträge aus dem sogenannten Appulejus erhalten werden. Hr. Sillig verdankt eine genaue Abschrift der ganzen Excerptensammlung der dienstfertigen Freundschaft des Dr. Dübner zu Paris.

Die Excerpte wurden zu einer Zeit gemacht, als noch bessere und richtigere Codices vom Plinius im Gebrauch waren, als die meisten heutiges Tages sind: es gewährt mitunter eine niederschlagende Einsicht in die Mangelhaftigkeit unserer jetzigen Hülfsmittel, wenn wir sehen, dafs auch aus einer anscheinend so dürftigen Quelle noch Verbesserungen entnommen werden, welche kein kritischer Scharfsinn finden konnte: man fühlt sich aber desto mehr zum Dank gegen diejenigen Gelehrten verpflichtet, die durch Aufsuchung unverglichener Handschriften (wie die Bamberger, der wir allein den prächtigen Schlufs des ganzen Plinischen Werks verdanken) und durch abermahlige Vergleichung derer, die schon früher zu Rathe gezogen, den Text des allumfassenden Autors herzustellen sich abmühen. Auch diesen Appulejus hatte früher schon Salmasius benutzt, und an vielen Stellen seiner Plinianae exercitationes den Text des Plinius wesentlich verbessert. Nur eine Nachlese über zwei Bücher giebt hier Herr Sillig, und auch diese ist noch sehr erfreulich.

Er zeigt zuerst, wie durch die Excerpte des Appulejus die schwankende Schreibung griechischer Fremdwörter bei Plinius sicherer gestellt werden kann, und berichtigt dabei einige Stellen, wo die Verderbung in den Handschriften durch die fremden Charaktere und deren Uebertragung in Lateinische entstanden ist. So ist bei Plinius lib. 20, 7. (§. 13. Sillig.) der Griechische Nahme der cucurbita silvestris statt *spongos* in σομφὸς zu verwandeln, wie der Appulejus mit Griechischen Buchstaben hat.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Julii Sillig Quaestionum Plinianarum specimen primum.

(Schlufs.)

Sachlich erheblicher ist eine zweite Art der Verbesserungen, welche Hr. Sillig aus dieser Quelle herbeibringt, Ausfüllung von Lücken im Text des Plinius. Er fordert hiebei von dem Kritiker mit Recht die gröfste Vorsicht, damit er nicht etwas, was dem excerpirenden Leser gehört, dem Autor aufdringe. Aber mit Beobachtung dieser Regel glaubt er doch den Plinius noch an 18 Stellen in diesen beiden Büchern auf die angegebene Art verbessern zu können. Rec. pflichtet ihm meistentheils bei, und wünscht, dafs jeder Leser seine Freude theile, wie richtig und rein sich nunmehr viele anstöfsige Stellen gestalten. Z. B. hiefs es bei Plinius lib. 19, 22. (§. 61. Sill.) *Quaedam jacent crescuntque, ut cucurbitae et cucumis. Eadem pendent, quamquam graviora multo etiam iis, quae in arboribus gignuntur: sed cucumis cartilagine. Cortex huic uni maturitate transit in lignum.* Hier sind die Worte *sed cucumis cartilagine* ohne Verbum ganz unverständlich, und wer soll weiter glauben, dafs die Rinde der Gurke so hart wie Holz wird? Das Excerpt zeigt, dafs etwas ausgefallen ist, und dafs es so heifsen mufs: *sed cucumis cartilagine et carne constat, cucurbita cortice et cartilagine. Cortex huic uni* (nähmlich nunmehr an dem Kürbifs, nicht, wie bisher, an der Gurke) *maturitate transit in lignum.*

Eben so unzweifelhaft ist die Verbesserung einer andern Stelle, die freilich schon längst auf diese Art hätte emendirt werden müssen, wenn es nicht viel schwerer wäre, die Wahrheit aus der Verstellung als aus dem Bekenntnifs der Schwäche herauszufinden. Bei Plinius lib. 19, 41. (§. 144. Sill.) steht im Text: *Nec non olus quoque silvestre est trium foliorum, divi Julii carminibus praecipue, jocisque militaribus celebratum; alternis quippe versibus exprobravere lapsana se vixisse apud Dyrrhachium praemiorum parsimoniam cavillantes; est autem id cyma silvestris.* Hier ist der Kohl mit drei Blättern eben so ungehörig, als Gedichte Cäsars unerhört sind. Nach Anleitung des Appulejus stellt Hr. Sillig her: *Nec non olus quoque silvestre est lapsana, triumpho divi Julii carminibus praecipue jocisque militaribus celebratum.* Weg sind die *drei Blätter*, und Cäsars Triumph giebt der ganzen Sache ein historisches Licht, den kecken Scherzen der Soldaten ihre Erklärung. Hr. Sillig erfreut sich besonders an dem Zusatz *lapsana* im Anfange des Satzes; denn bei der gewöhnlichen Lesart des Plinius, sagt er, bleibt der Leser zweifelhaft, ob die später genannte Pflanze *lapsana* wirklich der Waldkohl ist, von welchem zuerst gesprochen wird. Rec. ist anderer Meinung und begnügt sich mit der sichern Herstellung des Wortes *triumpho: lapsana* setzt er auf Rechnung des Appulejus, denn die Verbindung bei Plinius ist nicht „Auch Lapsana ist ein wildwachsender Kohl": dann müfste von einer andern Species des olus silvestre zuvor gesprochen sein. Es geht aber die Erwähnung von cucumis silvester vorher. Daran schliefsen sich die Worte: „Es giebt auch einen wild wachsenden Kohl, und dieser wurde bei Cäsars Triumph in Soldatenliedern häufig erwähnt, indem sie ihm vorwarfen, sie hätten bei Dyrrhachium von Lapsana leben müssen." Dafs dabei Lapsana eben der von den Soldaten gebrauchte Nahme für wild wachsenden Kohl ist, versteht sich nach der concisen Ausdrucksart des Plinius ohne Schwierigkeit. In Wahrheit, setzt er hinzu, war es eine andere Species, nähmlich cyma silvestris. In der Silligschen Lesart ist dagegen der Sprung des Adjectivs *celebratum* zu *olus* zurück, über das Subjectum *lapsana* hinweg, nicht zu rechtfertigen.

Wir danken dem sogenannten Appulejus die Her-

stellung nicht weniger Stellen in den beiden von Hrn. Sillig behandelten Büchern, (wir erwähnen gern noch die durchaus richtige Herstellung des Ortsnahmens *Coi* am Schluſs des 20. Buches, *Coi in aede Aesculapii*) doch wollen wir nicht verschweigen, daſs uns hie und da die **wörtliche** Aufnahme des Excerpts in den Text des Plinius (wie in der so eben angeführten Stelle das Wort lapsana) bedenklich erscheint, und daſs uns also Hr. Sillig trotz seiner Regel der Vorsicht in dieser Beziehung nicht ganz genügt. Denn, wenn wir seine Regel gegen ihn selbst wenden, so scheint er uns auch in der Stelle Plin. lib. 20, 7. (§. 13. Sill.) wo von dem wilden Kürbiſs gehandelt wird, nicht recht zu thun, daſs er aus dem Appulejus *intus* inanis aufnehmen will. Denn dieser Zusatz *intus* sieht gar sehr dem Späteren ähnlich, dem das bloſse *inanis* bei Plinius noch nicht deutlich genug war. Ist aber *inanis* je anders, als im **Innern leer**? Eben so möchte es sich mit der Stelle Plin. lib. 19, 47. (§. 159. Sill.) verhalten, wo der Text folgendermaſsen lautet: *Mentae nomen suavitas odoris apud Graecos mutavit, cum alioqui mintha vocaretur, unde veteres nostri nomen declinaverunt.* Der Excerptor hat: *cum ante mintha vocaretur, unde nostri nomen declinaverunt, nunc autem coepit dici ἡδύοσμον.* Hr. Sillig ist über diesen Zusatz sehr erfreut, er will ihn in den Text aufnehmen, wo er dann jedenfalls ἡδύοσμος corrigiren müſste. Auch ist die Sache ganz richtig: ἡδύοσμος ist der gangbare Griechische Nahme für unsre Krausemünze. Aber hat denn nicht Plinius schon dasselbe durch die Wörter *suavitas odoris* ausgedrückt? Seine alten Leser verstanden wörtlich ins Griechische zu übersetzen. Er schreibt viel zu gedrängt und zu gelehrt, um sich zu einer bloſsen Dollmetschung herabzulassen. Aber Hr. Sillig findet auch in dem Gebrauche des *alioqui* bei Plinius einen Beweis der Verderbniſs der Stelle; er hält ihn für unrichtig: es müsse *ante* heiſsen, und dies erfordere dann nothwendig einen Zusatz über die spätere Zeit. Wir sind nicht seiner Meinung: *alioqui* soll auch bei Plinius nicht schlechtweg **ehemals** bedeuten, sondern ist s. v. a. **ohne dies**, ohne diese Berücksichtigung des angenehmen Geruchs.

Wir brechen hier ab: es ist uns genug die Aufmerksamkeit der Philologen der kleinen Schrift, die auch sonst vieles sie Interessirende enthält, zuzuwenden, und die Hoffnung des gelehrten Publicums, daſs das groſsartig verheiſsene Werk Fortgang haben wird, von Neuem zu beleben.

C. G. Zumpt.

XLVIII.

Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von J. D. Gries. Fünfte rechtmäſsige Auflage, von neuem durchgesehen. Jena, 1837. bei F. Frommann.

Nichts hört man im Gebiete der Literatur so oft als die Klage über die Schwierigkeit, mit der ein gutes, mühsam vollendetes Werk sich Bahn mache, über Gleichgültigkeit des Publikums, Aengstlichkeit oder Kargheit der Verleger; wozu denn noch in unserer Zeit, bei mehr verbreiteter allgemeiner Bildung und der Leichtigkeit auf den verschiedenen einmal angebauten Feldern der Literatur etwas zu leisten, das Streben Vieler nach demselben Ziele kommt. Und doch setze sich nur ein Mann, mit den gehörigen Fähigkeiten und Kenntnissen ausgerüstet, ein der Mühe und Anstrengung werthes Ziel, er mache dasselbe zur Aufgabe, wo nicht seines Lebens, doch einer Reihe von Jahren, er begnüge sich nicht mit dem ersten, wenn auch glänzenden Erfolge, er suche, wo er, bei wachsender Einsicht und Fertigkeit, an seinem Werke Mängel wahrnimmt, dieselben zu verbessern, und raste nicht, immer sein Ziel und Ideal im Auge, auf dem Wege, der zu möglicher Vollkommenheit führt, — ein so entstehendes Werk wird sich Bahn machen, wird dankbar anerkannt werden, und es wird sich zeigen, daſs jene Klage eigentlich nur von einer Zeit erzeugt ward, in welcher, wie in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit, so auch in der Literatur, eine mächtige Concurrenz stattfindet.

Zu dieser Betrachtung gab uns das durch Gries verdeutschte befreite Jerusalem Torquato Tasso's Anlaſs, von welchem Werke nicht weniger als fünf Auflagen, und immer verbesserte, vorliegen. Die erste erschien in den Jahren 1800—1803, die zweite 1810, die dritte 1819, worauf die vierte 1824 erfolgte, und endlich, nach längerer Pause, die fünfte im Jahr 1837 vollendete und von demselben Verleger besorgte dem literarischen Publikum darthat, daſs ein gutes, gediegenes Werk immer seine Zeit finde. Erwägen wir, daſs schon vor dem ersten Erscheinen des Gries'schen

Werks der 16. Gesang desselben, von Wieland eingeführt, im Teutschen Merkur v. J. 1798 erschien, dafs demnach bis zu dem neuesten Erscheinen des Tasso fast vierzig Jahre verflossen, dann erkennen wir, mit welchem Rechte der Uebersetzer in der der letzten Ausgabe zugegebenen Dedication sagt:

Ein Jüngling war's, der mit geheimem Beben
Verpflanzt auf deutschen Grund das edle Reis.
Gepflegt, gewartet durch sein ganzes Leben
Hat er des schönen Baums mit frommem Fleifs.

Des Jünglings Begeisterung, die sich so schön in der frühesten Zueignung an die Freunde (Schwarzburg 1800) ausspricht, des Mannes von tieferer Einsicht und Beharrlichkeit begleiteter Fleifs, des Bejahrten Liebe zu dem Erzeugnifs seiner Jugend, verbunden mit unablässiger Pflege desselben — von diesem allen geben die fünf Auflagen des Tasso das entschiedenste Zeugnifs, wobei wir auch der Pflege des Verlegers in Ehren gedenken müssen, der dafür gesorgt hat, dafs ein Werk von solchem Werthe in einem diesem entsprechenden Aeufseren erscheine.

Von dem Werthe des befreiten Jerusalems zu sprechen, möchte sehr überflüssig sein. Der Beifall, den es in dem Lande, wo es erzeugt ward, augenblicklich fand, und der in gleicher Stärke dauert, die Uebersetzungen desselben, deren sich alle gebildete Nationen erfreuen, die Wirkungen, die von ihm im Gebiet der Dichtkunst ausgingen, die Sorgfalt, mit der die Kritik es beleuchtet hat, bezeugen jenen zur Genüge. Noch in der neuesten Zeit hat Ranke in einer vortrefflichen Schrift *zur Geschichte der italiänischen Poesie* mit grofser Liebe und gleich gediegener Urtheilskraft über Tasso gesprochen, und den Gesichtspunct festgestellt, aus dem wir, die Geschichte jener Poesie verfolgend, das befreite Jerusalem zu betrachten haben; er hat, auf die Einzelnheiten eingehend, gezeigt, wie wahr Goethe's funfzig Jahre früher gesprochene Worte:

Es soll sich sein Gedicht zum Ganzen ründen;
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reizend unterhalten, und zuletzt,
Wie lose Worte, nur verklingend täuschen.

Diese Worte sind gewifs aus Tasso's Seele geredet; und, wenn er sie sprach, ging es schwerlich ohne einen Blick auf Ariost ab; denn wie poetisch auch Tasso's Natur — *der* Sinn ging ihm ab, der zu der Erkenntnifs erfordert wird, wie die Ritter- und Feen-Welt, Ariosts Gebiet und Boden, mit dem diesem Dichter in hohem Grade eigenthümlichen Humor, mit dieser glänzenden Phantasie behandelt, eine ächte Dichtung zu schaffen vermögen. In dieser Hinsicht müssen wir Ranke'n beistimmen, der in Tasso's Würde einen Beischmack von Pedanterie findet.

Würde, nicht jene einfache, naive des Homer, vielmehr die Virgilische, die mehr in der Geistesrichtung und Stimmung des Dichters liegt, als durch die Natur des Gegenstandes erzeugt wird, und sich einfach und natürlich in diesem ausspricht, jenes magnifico, auf das Tasso ein so grofses Gewicht legt, ist das Charakteristische dieses Dichters, und mufste vor Allem in einer Uebersetzung sich abspiegeln. Für diese Würde pflegt das Jünglingsalter besonders empfänglich zu sein; wie es denn ganz natürlich, dafs eine nicht von Vorurtheilen befangene Jugend am Virgil mehr Gefallen findet, als am Homer, in welchem erst ein gereiftes, aus den Weiten der Phantasie zurückkehrendes, durch glänzende Rhetorik nicht bestochenes, die Wahrheit von dem Schein unterscheidendes Alter die ächte Natur und Schönheit entdeckt. Es war daher sehr natürlich, dafs Gries, da er das Talent zum poetischen Uebersetzen in sich gewahrte, zunächst sein Augenmerk auf das befreite Jerusalem richtete.

Es war damals eine Zeit, höchst günstig für die Entwicklung poetischer Talente. Die Schlegel erzeugten einen Enthusiasmus für auswärtige, namentlich südliche Literaturen, Tieck erschlofs den Quell der Poesie, der im Innersten des Menschen quillt, und geistreiche Philosophen wiesen der Kunst einen hohen Platz in ihren Systemen an. So war es denn natürlich, dafs strebende Talente diese Zeit nicht ohne Spuren ihrer Thätigkeit vorübergehen liefsen. Auch Gries' Talent entwickelte sich bald und anmuthig in dieser Luft, dieser Zeit. Sie ging vorüber; aber das ist das Ehrenwerthe, das Zeugnifs für das wahre Talent, dafs noch lange nach dem Verlauf jener Zeit die Liebe zu dem in ihr entstandenen Werke nicht erkaltete, Bemühung um tiefere Einsicht in das, wozu das Talent trieb, zunahm, der Fleifs in einer langen Reihe von Jahren nicht ermattete.

Nehmen wir, um das oben Gesagte durch ein Beispiel deutlich zu machen, die 2. Stanze des 1. Gesanges, die Anrufung der Muse. Sie lautete in der ersten Uebersetzung:

O Muse, die, wo Pindus Lieder schallen,
Mit welkem Lorbeer nie die Stirn umflicht,
Die hoch im Himmel, in der Sel'gen Hallen
Mit ew'gen Sternen schmückt das Angesicht,
Lafs Himmelsgluth durch meinen Busen wallen!
Belebe du mein Lied! Doch zürne nicht,
Wenn ich in leicht Gewand die Wahrheit hülle,
Nicht blofs mit deinem Schmuck die Blätter fülle.

Liest man diese Verse, ohne des Originals zu gedenken, so leicht hin, wie sie von den Lippen gleiten — sie werden sich einschmeicheln, sie werden tassonisch klingen und zu raschem Weiterlesen verführen; in solchem Wohllaut hatte man den Dichter vor dem Jahre 1800 in einer andern Sprache noch nicht vernommen. Nahm man aber das Original zur Hand, dann mufste der Vers: *Mit ew'gen Sternen schmückt das Angesicht* mifsfallen; man hatte den aus Sternen gebildeten heiligen Kranz oder Schein (hai di stelle immortali aurea corona) nicht lebendig vor Augen. In der Schlufszeile pafste das Wort *Schmuck*, wie es dasteht, besser für die weltliche Zier als für die himmlische Wahrheit, deren Muse angerufen wird. Dazu war die Fülle in den beiden letzten Zeilen, es waren die Gegensätze, die Tasso so sehr liebt, die für ihn so charakteristisch sind, verloren gegangen. In der zweiten Uebersetzung war der Vers: *Strahlt mit des Sternenkranzes ew'gem Licht* eine glückliche Verbesserung; und die Schlufszeilen:

Wenn ich bisweilen Schmuck zur Wahrheit füge,
Und mich nicht ganz mit deinem Reiz begnüge

kamen dem Originale schon näher. Dagegen war ein unächter Reim (*Höhen — Empireen*) in die Ottave gekommen; und diese ganz aus dem grofsen Gedichte zu verbannen war eine Aufgabe, die Gries sich später setzte. Die dritte Ausgabe kam der Antithese Tasso's schon näher, indem sie den Schlufs der Stanze so gestaltete:

Füll' ich das Blatt, erwählend Schmuck und Wahrheit,
Zum Theil mit anderm Reiz als deiner Klarheit;

und statt jenes unächten Reims war der ächte, zugleich volltönende auf *Kronen* eingetreten. In der vierten blieben die ersten sechs Zeilen unverändert; und schwer möcht' es sein, das wenige nicht Gefällige wegzuschaffen; die beiden letzten schlossen sich dagegen in Sinn und Einfachheit enger an das Original an:

Geb' ich der Wahrheit Schmuck, zier' ich bisweilen
Mit anderm, als nur deinem Reiz, die Zeilen.

Aber auch diese Uebersetzung sollte in der letzten Ausgabe noch eine kleine, sie dem Originale näher bringende Veränderung erfahren. Die ganze Ottave lautet nun:

O Muse, die mit welken Lorbeerkronen
Nie auf dem Helicon die Stirn umflicht,
Doch die im Himmel, wo die Sel'gen wohnen,
Strahlt mit des Sternenkranzes ew'gem Licht:
Hauch' in die Brust mir Glut aus Himmelszonen!
Erleuchte du mein Lied; und zürne nicht,
Füg' ich zur Wahrheit Zier, schmück' ich bisweilen
Mit anderm, als nur deinem Reiz, die Zeilen.

Wäre es möglich, für die *welken Lorbeerkronen* den *hinfälligen Lorbeer* der zweiten Bearbeitung in den Vers zu bringen, überhaupt den Gegensatz, den die ersten vier Zeilen enthalten, deutlicher und schärfer hervorzuheben [das *nie* und *doch* geben einen Anstofs *)], dann würden wir die letzte Verdeutschung für vollendet halten, in sofern bei einer Uebersetzung aus einer Sprache in eine andere dem Ton und Geist nach verschiedene von Vollendung die Rede sein kann. Für die Behauptung aber, dafs G. in dem Zeitraume von 40 Jahren nach möglicher Vollendung gestrebt habe, wird das Mitgetheilte ein vollgültiges Zeugnifs sein.

Erfreulicher noch wurde der Fleifs des Uebersetzers bei der 3. Stanze des 3. Gesanges belohnt. Sie ist eine der schönsten im ganzen Gedichte, wefshalb sie auch verdiente, dafs ihr besonderer Fleifs gewidmet ward. Dafs Virgil, der Tasso's Ideal und an so vielen Stellen Vorbild war, in den schönen Versen:

Jamque rubescebat stellis Aurora fugatis,
Quum procul obscuros colles humilemque videmus
Italiam. Italiam primus conclamat Achates;
Italiam laeto socii clamore salutant (Aen. 3, 521—24)

nachgeahmt wurde, bemerken wir nebenbei. Aber welche und eine wie passende Nachahmung! Diese Stanze lautete anfangs:

Ein jeder trägt an Herz und Füfsen Flügel,
Und keiner nimmt des raschen Fluges wahr.
Doch höher schwingt der Gott des Tags die Zügel,
Von Opferrauch erdampft der Erd' Altar:
Da sieh! Jerusalem auf Zions Hügel,
Da sieh! Jerusalem erkennt die Schaar;
Da sieh! im Jubelton hört man von Allen
Jerusalem! mit frohem Grufs erschallen.

*) Der Gedanke des Dichters ist: O Muse, du, deren Geschäft nicht ist, auf dem Helicon die Dichter mit hinfälligem Lorbeer zu kränzen, die du vielmehr (eine Urania) im Himmel wohnst.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 80.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

April 1839.

Torquato Tasso's befreites Jerusalem, übersetzt von J. D. Gries.

(Schlufs.)

Man sieht hier deutlich, was G. sich anfangs noch erlaubt hielt, um nur den Vers einigermafsen zu füllen und dem Reime zu genügen. Von dem Verse: *Vom Opferrauch erdampft der Erd' Altar* steht auch keine Sylbe im Original; dagegen ist das so lebendige Hinweisen auf die ersehnte Stadt ganz ausgelassen; in den letzten Zeilen, wie schön sie auch sind, vermifst man ungern die *Tausende* von Stimmen, so wie früher die Bezeichnung des heifsen, harten und staubigen Bodens, auf dem die Pilger wallen. Dafs der Uebersetzer bald diese Schwächen gewahr wurde, beweiset gleich die zweite Bearbeitung:

Ein jeder trägt an Herz und Füfsen Flügel,
Obwohl er nichts vom raschen Flug empfand.
Doch höher schwingt die Sonne schon die Zügel
Und spaltet mit gewalt'gem Strahl das Land:
Da sieh, Jerusalem! dort Zions Hügel!
Sieh, nach Jerusalem zeigt jede Hand;
Und sieh, u. s. w.

Jetzt war viel erreicht, wogegen die Vernachläfsigung des gleichen Anfangs der 5. 6. u. 7. Zeile wenig bedeutend schien. Die 3. Auflage hatte diesen wieder hergestellt; nicht glücklich erschien die Aenderung des 2. Verses in: *Bleibt schon der rasche Flug ihm unbekannt.* Aber vortrefflich lautete nun das Ende der Stanze:

Da sieh! es rufen Tausend nun und Tausend:
Jerusalem! in frohem Ruf erbrausend.

Nicht besser lautete in der vierten der 2. Vers: *Und merket dennoch nicht, wie schnell er rannt.* Möglichst vollendet und vortrefflich kann man die Ottave erst in der letzten Ausgabe nennen:

Ein jeder trägt an Herz und Füfsen Flügel,
Und fühlt doch nicht, wie rasch er fortgerannt.
Doch höher schwingt die Sonne nun die Zügel
Und spaltet, heifsern Strahls, das dürre Land:
Da sieh! Jerusalem! dort Zions Hügel!
Da sieh! Jerusalem zeigt jede Hand.
Da sieh! es rufen Tausend nun und Tausend:
Jerusalem! in frohem Grufs erbrausend.

Zu weiterer Prüfung einzelner Stellen, wie sie die fünf Ausgaben hindurch umgestaltet wurden (denn wie nahe auch eine Vergleichung mit anderweitigen Uebersetzungen liegt, und wie interessant auch eine solche sein würde, so begnügen wir uns doch hier damit Gries gegen Gries zu halten), zu weiterer Prüfung schlagen wir die 8. Stanze des 3. und die 86. des 9. Gesanges vor. Die letzte, wie wir sie jetzt haben, ist so reizend und anmuthig, schmiegt sich, ohne alle Härte, so dem Original an, dafs wir uns nicht enthalten können, sie als ein Musterstück von dem, was G. im Zarten und Anmuthigen vermag, hier herzusetzen. Es ist von einem Pagen Solymans die Rede, der in der Schlacht den Tod findet.

So sanft erlischt sein Aug', er senkt den weichen
Schneeweifsen Hals so lieblich hinterwärts,
So reizend ist sein Blafs, und aus den Zeichen
Des Todes selbst haucht ein so holder Schmerz,
Dafs Thränen mitten durch den Zorn sich schleichen,
Zerschmelzend schier ein sonst so hartes Herz.
Du weinest, Solyman? du, der Verstockte,
Dem selbst der Thronsturz keine Thrän' entlockte?

Kritiker hatten den früheren Ausgaben einen Mangel an Kraft vorgeworfen; und nicht ohne Grund; wiewohl sich Tasso bei weitem mehr zum Sanften neigt und, wie Ranke trefflich bemerkt, überall, nachahmend und schaffend, Scheu trägt vor dem Unmäfsigen. Von der 3. Ausgabe an war G. bemüht, diesem Mangel abzuhelfen. Man vergleiche nur den 9. Gesang bis in die neueste hinein mit den früheren, und man wird einsehn, wie glücklich sein Bemühen gelungen ist. Als Probe des Gewaltigen heben wir die 3. Stanze des 4. Gesanges aus:

Es ruft dem grausen Volk urnächt'ger Klüfte
Der höllischen Posaune heis'rer Ton.
Ihr zittern rings die weiten schwarzen Grüfte,
Des Orcus Nacht rückhallt ihr rauhes Drohn.

So schmettert nie der Blitzstrahl durch die Lüfte
Herab aus höchster Himmelsregion;
So bebt die Erde nie mit wildem Stofse,
Wann sie die Dünste preſst im schwangern Schoofse.

Und so könnten wir, wenn der Raum uns nicht beschränkte, Muster-Stanzen für den leichten erzählenden Ton, für den ernsten, den leidenschaftlichen, den wollüstig-zärtlichen aufführen, zum Beweise, daſs in allen diesen Gries mit Einsicht, Fleiſs und Erfolg seinem Originale nachgerungen.

Doch dürfen wir diesen Gegenstand nicht verlassen, bevor wir, da von den früheren Ausgaben in andern kritischen Blättern vielfältig die Rede gewesen ist, noch etwas im Speciellern über die letzte in Vergleich mit der vierten gesagt haben. Im Ganzen ist in jener wenig geändert, da i. J. 1824 sich die Grundsätze des Uebersetzers völlig ausgebildet hatten. Aber Grundsätze fassen und dieselben in Ausübung bringen sind zwei verschiedene Dinge. Sehen wir, wie G. für das letztere sich, ohne zu ermüden, weiter bemüht hat. Daſs er sich anfangs mehr um das Gefällige und Wohllautende bekümmerte als um *Genauigkeit* und *Präcision*, das erkannten wir oben in einem auffallenden Beispiele; die zweite Ausgabe bewies, daſs er bald diese Pflicht des Uebersetzers beherzigt hatte; in den folgenden geschah immer mehr für dieselbe, und auch die letzte Uebersetzung ist in manchen Stellen genauer als die vierte. In dieser hieſs es Ges. 3, St. 18:

Sie hört's, und Thränen, statt der Antwort, dringen
Aus ihrem Aug', und Seufzer leis hervor.

Das Komma hinter *Auge* wies wohl nicht genügend den Vorwurf ab, Seufzer können doch nicht aus dem Auge dringen. Nun lesen wir:

Da, statt der Antwort, steigt ihr eine Zähre
In's Aug', ein Seufzer aus der Brust empor.

Ges. 5, 51. ist aus dem *zornig kühnen Manne,* wobei man nicht wohl an Rinaldo denken konnte, ein *kühner Jüngling* geworden. Die schöne Zeile (6, 102): E pensa: or giunge, or entra, or tornar dere ist nun durch: *Nun ist er da, tritt ein, kommt wieder her* gegeben, da sie zuvor, minder präcis und lebendig, auf zwei Verse vertheilt, lautete: *so ist zur Stelle, — Nun tritt er ein, nun kommt er wieder her.* Ein Beispiel *gröſserer Lebhaftigkeit* findet sich ferner Ges. 2, St. 28. Einen *edleren Ausdruck* finden wir 5, 51. Es hieſs in der 4. Ausgabe:

Er, Allen dankend, nimmt von seinen Knappen
Ein Paar nur mit, und schwingt sich auf den Rappen —

was im Ariost passend sein würde. Im Tasso klingt besser:

Er, Allen dankend, nimmt vom Knappentrosse
Nur zwei als Diener mit, und steigt zu Rosse.

Für das *Starke* und *Gewaltige* möchte genügend scheinen, was wir in der frühern Ausgabe lasen:

Vermischt mit dunkelrothen Feuerballen,
Wälzt sich der Rauch bis an des Himmels Rand.
Der Wind verstärkt der Flammen lodernd Wallen
Und sammelt sie in Einen groſsen Brand.
Schon zeigt die fürchterliche Brunst sich Allen,
Und jeder Frank nimmt schnell die Wehr zur Hand.

Doch hat Gries sich im Folgenden überboten:

Sieh! dunkelrothe Feuerballen sausen,
Mit Wirbeln Rauchs vermengt, zum Himmelsrand.
Zerstreute Flammen mehrt des Windes Brausen
Und sammelt sie in Einen groſsen Brand.
Die Franken sehn die wilde Glut mit Grausen,
Und schnell nimmt Jeder seine Wehr zur Hand.

Von *gröſserer Anmuth* ist die Stanze Ges. 11, 82 im Zeugniſs. In ihr lautete es:

Schon aber hüllt den Erdball in der Schwingen
Graunvolles Dunkel die zu frühe Nacht,
Und mitten in den Zorn der Menschen dringen
Friedfert'ge Schatten ein mit stiller Macht.

Und nun:

Doch jetzt erscheint die Nacht, und ihrer Schwingen
Graunvolles Dunkel senkt sich auf's Gefild,
Und in den Groll unsel'ger Menschen dringen
Leis' ihre Schatten ein, friedselig mild.

Auch die 27. St. des 16. Ges. hat an Anmuth gewonnen, obgleich das schöne: l'ombra coi silenzi amici (Virgil's amica silentia Lunae) nicht erreicht ward. So hat Gries auch auf den *Reim* seine Sorgfalt gewendet, wie Ges. 6, St. 63. bezeugt, wo wir statt *Schlägen, verwegen, entgegen* nun die zugleich expressiveren Worte *Bängniſs, Bedrängniſs, Verhängniſs* finden.

Nur selten sind wir in dem Falle, dem Uebersetzer zuzurufen:

Hüte dich,
Durch strengen Fleiſs die liebliche Natur
Zu kränken, die in deinen Reimen lebt!

Ges. 20, 89, 7. 8 und 121, 7. 8 ziehen wir die Lesart der 4. Ausg. an.

In unsrer Anzeige des griechischen Bojardo (Jahrbb. f. w. Kr. 1837, No. 89 ff.) bemerkten wir schon, daſs der Uebersetzer bei seinen späteren Arbeiten sich's zur Pflicht gemacht, unreine Reime ganz zu vermeiden. Solche, die aus Ungleichheit der Consonanten entspringen, die auch in der That einem guten Ohre ganz unleidlich sind, wie *Norden* und *Pforten, reiſsen* und

leisen, kamen schon im ersten Tasso nicht vor, wohl aber solche wie *Streite* und *Beute*, *hören* und *lehren*. Diese letztere fanden sich noch häufig in der 2. Bearbeitung. Erst als der Uebersetzer mit der 3. beschäftigt war, scheint er auf diese von den deutschen Dichtern usurpirte Freiheit (datam Germanis veniam indignam poetis, sagt Denis) verzichtet zu haben. Denn in der zweiten Hälfte jener Verdeutschung findet sich kein unreiner Reim mehr, auch kein solcher, wo ein gedehnter Vocal den Reim zu einer Silbe mit einem geschärften geben soll. Die vierte verbannte ihn ganz und gar bis auf Einen widerspänstigen; denn dieser, der sich in der 28. Stanze des 2. Ges. befindet, schien ein gegebener:

> *That sie's, sie sag's! Ich war es, der 's verübte!*
> *So liebt' er die unliebende Geliebte.*

> Se'l fece, il narri! Jo l'ho, Signor, furata!
> Ahi tanto ami la non amante amata.

Und auch dieser unächte Reim ist in der letzten Ausgabe weggeschafft worden:

> *That sie's, sie sag's! Ich, Herr, ich ward zum Diebe! —*
> *So liebt' er die Geliebte sonder Liebe.*

Es war gewifs ein sehr dankenswerthes Bemühen, den Deutschen zu zeigen, was ihre, gegen die italiänische gehalten, so reimarme Sprache vermöge; und wenn auch G. nicht viele Nacheiferer finden sollte — Platen, wenn Rec. nicht irrt, folgt ganz gleichen Grundsätzen — so war das Bemühen doch auf einen Dichter gewendet, der, weil er so wohltönend, weil der Zauber der Sprache eine so hervorleuchtende Eigenschaft bei ihm, den äufsersten Aufwand von Kraft und Sorgfalt in diesem Puncte forderte. Er hat auch in der Verdeutschung durch diesen Zwang, den sich der Uebersetzer auflegte, nicht eingebüfst; die neueste trägt Sinn, Geist und Gemüth des Lesers frei und leicht auf den Wogen des Wohllauts durch das ganze lange Gedicht hin. Doch wollen wir gestehen, dafs in den oben mitgetheilten Zeilen der endlichen vollkommnen Reinheit des Reims ein Opfer gebracht worden; sie haben an Natürlichkeit des Ausdrucks mehr verloren als durch jene Reinheit gewonnen; die *unliebende Geliebte* gab die non amante amata getreuer wieder, und der Begriff wurde durch das Substantiv mit dem Adjectiv schärfer ausgesprochen als durch die Dehnung in drei Worte.

Der Hiat, dieser grofse Uebelstand so mancher deutschen Gedichte, war schon in der ersten Bearbeitung des Tasso durchaus vermieden.

Auf genauere Wort- und Begriffs-Stellung hatte G. schon früher grofsen Fleifs gewandt. Wie viel hierauf ankomme, möge Eine Probe zeigen. Den Schlufs der 54. St. des 16. Ges.

> Deh non voler, che se segni ignobil fregio
> Tua beltà, tuo voler, tuo sangue regio!

gab die älteste Uebersetzung so:

> *Dein edles Blut, dein Reiz und deine Würde*
> *Sei nicht entehrt durch dieses Schimpfes Bürde!*

Die zweite lautete eben so; von der dritten an hiefs es:

> *Nicht sei entehrt durch dieses Schimpfes Bürde*
> *Dein Fürstenblut, dein Reiz und deine Würde!*

nur dafs in den späteren das *Fürstenblut* in *Königsblut* verwandelt wurde. Wie viel gewinnt hier Gedanke und Ausdruck durch näheres Anschmiegen an das Original, durch Vorausstellung der Negation, dadurch, dafs die gewichtigsten Wörter den Beschlufs machen!

In der ersten Uebersetzung — denn auf diese kommen wir gern zurück, weil sie am besten den Weg bezeichnet, den G. bis zur neuesten zurückgelegt — hatte sich der Uebersetzer mit den sich zunächst darbietenden, oft wohlfeilen Reimen begnügt, und das war bei dem damals noch kühnen Unternehmen, bei dem Jünglinge zu entschuldigen; um so mehr, da die deutsche Sprache im Vergleich mit der italiänischen so arm an Reimen ist, da eine Menge unsrer bedeutendsten Wörter, z. B. *Jüngling*, *Jungfrau*, *Frühling*, *Schönheit*, gar keinen Reim haben. In den spätern Bearbeitungen näherte er sich immer mehr dem Wünschenswerthen; und es war gewifs nichts Geringes, in einem einzigen Gesange drei gehörige Reime auf *Giganten*, *Schauern*, *erbrausen*, *Schnaufen*, *Verruchte*, *Verhängnifs*, *entblättert*, *Geiern*, *Trosse*, *Klausen*, *Erker*, *Glanze*, *brausend*, *Sichtung* zusammenzubringen (Ges. 9, St. 3. 9. 21. 24. 28. 35. 39. 40. 48. 66. 74. 82. 92. 98.); wogegen die erste Verdeutschung *Heeren*, *streifen*, *werden*, *Hindernissen*, *vergiefsen*, *nennen*, *erschüttert*, *Feuer*, *Schaaren*, *Hallen*, *Rande*, *Glanze*, *zählen*, *halten* darbietet; worunter sich denn gar mancher unreine Reim findet. Obige Aufzählung wird zugleich auf die grofse Umwandlung aufmerksam machen, welche nach und nach der deutsche Tasso erfahren. Auch für Ab-

wechslung in den Reimen ist gesorgt; gewifs wird man nirgendswo in dem ganzen Gedichte innerhalb dreier auf einander folgender Stanzen den selben Reim wiederkehren finden. Nicht minder sind die Einschnitte, welche die Wörter in den Versen machen, berücksichtigt. Verse, wie:

Zum Ohre lassen schlüpfen. Sanfte Stille (*Herder*),

oder:

Ihrer Götter-Jugend Rosen blühen (*Schiller*)

wird man im deutschen Tasso nicht antreffen.

Im Richardett und Bojardo hat G. die Stanze bald mit dem weiblichen, bald mit dem männlichen Reime angefangen, und er hat, wie wir in der oben erwähnten Rec. gezeigt, wohl daran gethan; wahrscheinlich würde das selbe auch bei'm Ariost, wenn er ihn jetzt übersetzte, geschehen sein. Bei'm Tasso dagegen war das durchweg gleiche Beginnen mit dem weiblichen Reime ganz am Orte; da diese Gleichförmigkeit vortrefflich zu dem pathetischen, gemessenen Tone des Originales pafst.

Neben so vielen Tugenden und Vorzügen, wie wir zu preisen hatten, könnte man kleinere Uebelstände übersehn und vergessen. Doch soll man uns nicht vorwerfen, wir seien in vorgefafster Meinung von Vortrefflichkeit und Vollkommenheit des Werks blind gewesen für das, was an der letztern noch fehlt. Nehmen wir gleich den ersten Gesang. Den dem Virgil nachgeahmten Anfang des Gedichts: Canto l'arme pietose e'l Capitano getreu wiederzugeben, mufs dem Uebersetzer unerschwinglich, oder nur durch Opfer erreichbar erschienen sein; alle fünf Ausgaben stellen den *Feldherrn* voran. Die 3. Zeile derselben Stanze lautet in der neuesten, wie in der vierten: *Viel führt' er aus, was Geist und Arm geschaffen.* Rec. würde vorziehn: *Viel hat sein Geist und viel sein Arm geschaffen.* Dafs in der nächsten Zeile die Rede in das Imperfectum übergeht, daran würde er sich nicht stofsen. Der Lateiner würde sagen: multa ille perfecit et mentis et manus ope, multa tolerans; wo das Participium sich recht wohl durch unser Imperfectum geben liefse. Uns dünkt, wo etwas geschaffen ist, da brauche von einem Ausführen nicht weiter die Rede zu sein.

St. 16. klingt das: *Und sagt ihm* zu prosaisch. In der 23. lautete der Schlufs in den ersten drei Auflagen:

Wo Keiner mehr dem frommen Pilger wehre,
Dafs er in Ruh das hohe Grab verehre.

Ne sia chi neghi al peregrin devoto
D'adorar la gran tomba e sciorre il voto.

Die 4. und 5. hat dafür:

Damit am hohen Grab der fromme Pilger
In Ruh' anbete, des Gelübdes Tilger.

Wir können diese Aenderung, wozu der Wunsch, die Worte, den *frommen Pilger* und des *Gelübdes Tilger* an das Ende der Verse zu bringen und ihnen durch diese Stellung mehr Gewicht zu geben Anlafs gegeben haben mag, nicht billigen, indem uns die letztern gar zu hart und ungewohnt klingen. Aber auch die frühere Uebersetzung können wir nicht loben. Jene Verse in Gottfrieds Rede haben grofses Gewicht; und wohl nicht ohne Absicht klingen sie in den letzten Zeilen des befreiten Jerusalems wieder.

In der 36. Stanze wird die Erinnerung angerufen, und sie schliefst:

Was meine Zunge schmückt mit deinen Schätzen,
Soll jedes Alter hören, keins verletzen.

Dies ist nicht recht klar, und das *verletzen* für estinguere dünkt uns ganz verfehlt. Der Schlufs der 54. Ottave lautet:

Und mit den Tapfersten verglichen warden
Ein Rambald, ein Genton, sammt zwei Gerharden.

Womit wird hier der Uebersetzer das *warden* für *wurden* rechtfertigen können? Eben so wird sich St. 63 die Schreibart *Thebä's* nicht vertheidigen lassen. Die Griechen haben Θῆβαι als Plural und Θήβη, die Lateiner Thebae, arum und Thebe, es, in welchen Formen nichts zu jenem Genitiv berechtigt.

Doch genug der Ausstellungen! Sie werden keinem Leser den Genufs eines Werkes verkümmern, welches, aus einem entschiedenen Talente hervorgegangen, ein tüchtiges, ehrenwerthes Zeugnifs ist von ächt deutscher Treue, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit.

Abeken.

№ 81.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Mai 1839.

XLIX.

Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preufsischen Staate und im deutschen Zollverbande in dem Zeitraume von 1831 *bis* 1836. *Aus amtlichen Quellen dargestellt von Dr. C. F. W.* **Dieterici**, *Königl. Preufs. Geh. Ober-Regierungsrathe, ordentl. Prof. der Staatswissenschaften an der Universität zu Berlin u. s. w. Als Fortsetzung der* **Ferber**'*schen Beiträge. Berlin, Posen und Bromberg,* 1838. *Druck und Verlag von E. S. Mittler.* 1. *Bd. XVI.* 476 *S.* 8.

Die Behandlungsart der Volkswirthschaftslehre, welche in Deutschland bisjetzt nicht wenig Anklang gefunden hat, ist von der Behandlungsweise derselben, welche in England herrscht, wesentlich verschieden. In England bildet sich die Wissenschaft von dem Volksvermögen und Volkswohlstande aus dem Entwickelungsgange der Volkswirthschaft und des Verkehrs selbst hervor. Die Wissenschaft vom Volksvermögen und Volkswohlstande ist in England gleichsam ein fortwährendes In-sich-selbst-blicken und Sich-selbst-erkennen des Verkehrs und der Volkswirthschaft. Der Staat, die Nation und die Wissenschaft sind immer beobachtend, vergleichend, Ergebnisse ziehend aus den Erscheinungen des Verkehrs. Der Staat und der Gewerbstand veröffentlichen Thatsachen, der Verkehr und die Volkswirthschaft erkennen sich selbst in denselben, und so tauchen für die Wissenschaft Grundgesetze der Volkswirthschaft in einer Objectivität hervor, welche die Grundbedingung der wahren Wissenschaftlichkeit der Volkswirthschaftslehre ist. In England hat noch das erste systematische Lehr- oder Handbuch der Volkswirthschaftslehre zu erscheinen, und dennoch gehen die wahren Bereicherungen dieser Wissenschaft von diesem Lande aus. Ganz anders in Deutschland. Da gibt es der Lehr- und Handbücher genug, aber eine Bereicherung der Wissenschaft vom Volksvermögen und Volkswohlstande aus dem eigenen Verkehrsleben ist in Deutschland eine grofse Seltenheit. Bisher hat weder der Staat noch der Gewerbstand solche Veröffentlichung von Thatsachen aus dem volkswirthschaftlichen Leben vorgenommen, aus welchen für die Volkswirthschaftslehre in Deutschland Hauptergebnisse gezogen werden könnten. Daher hat unsere Wissenschaft vom Volksvermögen und Volkswohlstande vielmehr den Charakter des Nach-aufsen-blickens, des Darstellens der in England gefundenen Ergebnisse und Grundgesetze, und selbst die Erläuterung dieses Gefundenen aus Erscheinungen im deutschen Verkehrsleben ist vereinzelt und höchst unvollständig. In demjenigen Lehrbuche der politischen Oeconomie, in welchem der Sammlerfleifs reichliche Anmerkungen mit mannichfaltigen Thatsachen aus dem Verkehrsleben angehäuft hat, sind zwei Erscheinungen auf den ersten Anblick hervorstechend. Die eine ist, dafs immerhin nur verhältnifsmäfsig Weniges dem deutschen Verkehrsleben entnommen ist, und dieses Vorhandene gar sehr fragmentarisch und vereinzelt dasteht. Die andere ist aber die, dafs es an der, den ersten englischen politischen Oeconomen im höchsten Grade eigenen, Geisteskraft fehlt, das mühsam zusammengetragene Material in eine wissenschaftliche Materie zu verarbeiten, im Ganzen und für einzelne Fragen zu beherrschen, und aus den ungeheuer vielen Tropfen statistischer Notizen schlagende Ergebnisse zu finden, die nur Folge der Verbindung und Zusammenhaltung sein können. Es fehlt an der Gabe, die Wasser einzelner Quellen und Bächlein zu fassen, um das Mühlrad kräftig in Schwung zu bringen.

Wir wollen hiermit der deutschen Statistik keineswegs einen Vorwurf machen. Denn sie zeichnet sich

durch Genauigkeit und Sorgfalt wie durch ungemein grofsen Fleifs aus, und es ist zu bewundern, mit welcher Geschicklichkeit manche deutsche Statistiker aus ermittelten Thatsachen Anderes durch Berechnung gefunden haben, wovon ihnen die Thatsachen fehlten. Diese Erscheinung spricht gerade als Beweis für unsere obige Behauptung, der Mangel an offiziellen und andern zuverläfsigen statistischen Veröffentlichungen hat aus der Noth eine Tugend geschaffen. Aber zudem ist es just zu beklagen, dafs die deutsche Statistik, diese Darstellung des gegenwärtigen Zustandes unserer Staats-, insbesondere Verkehrszustände, so geschieden von der Volkswirthschaftslehre einherschreiten mufs. Wenn wir aber auch meinen, dies sei zu beklagen, so möchten wir dennoch auf der andern Seite nicht verkennen, mit welchem Fleifse und Scharfsinne für einzelne volkswirthschaftliche Fragen, z. B. für die Bevölkerungsfragen statistisches Material, das den preufsischen Staat betrifft, vorbereitet worden ist. Allein diese Arbeiten mit ihren bisjetzt gewonnenen Resultaten sind immerhin nur vereinzelt, und in andern deutschen Staaten ohne würdiges Beispiel.

Wenn man dagegen überschaut, was seit vielen Jahren die englischen Commissionen für Entscheidung gesetzgeberischer Fragen an Statistischem gesammelt, die Commissionsberichte und Parlamente hierfür davon geschickt und gemeinsinnig verarbeitet, und hieraus die englischen Reviews und Pamphlets für die Wissenschaft vom Volksvermögen und Volkswohlstande gewonnen haben: so verschwinden die deutschen Ermittelungen, Verarbeitungen und Ausbeutungen deutschen Materials fast gänzlich, und der Abstand zwischen dem Geiste, der in der deutschen Volkswirthschaftslehre wehet, und jenem, der die englische politische Oeconomie belebt, wird erklärlich, wenn man in Deutschland auch nur einen halben A. Smith, oder Malthus, oder Ricardo aufzuweisen hätte.

Schlägt man nämlich ganz auf's Gerathewohl ein deutsches Lehr- oder Handbuch der Volkswirthschaftslehre oder Nationalöconomie auf, (das Handbuch von Lotz dürfen wir aber wohl hier ausnehmen), so wird man finden, dafs sie uns die schwierigsten theoretischen Probleme gleichsam wie geschlossen und abgemacht vortragen, und in den praktischen Entwürfen für die Gesetzgebung eine receptenartige Sicherheit und allgemeine Untrüglichkeit der Spezifika affectiren. Dies und jenes wird so und so eingetheilt, dies und jenes richtet sich nach folgenden Regulatoren, unter diesem und jenem versteht man folgendes, und dergleichen mehr. Als ob von einer Forschung gar nicht mehr die Rede sein könnte, und es werden in den Anmerkungen einige sonderbare Ansichten Anderer erwähnt, auf deren Prüfung und Widerlegung man sich der Engigkeit des Raumes halber nicht einlassen könne.

Bei dem zweiten Blicke fällt eine Richtung des lehrenden (nicht forschenden) Schriftstellers nach dem für das gemeine und gewerbliche Leben Nützlichen auf. Er lehrt urplötzlich Grundsätze und Regeln, welche befolgt werden sollen, wenn man sein Leben und sein Gewerbe so einrichten wolle, dafs man nationalöconomisch davon den gröfsten Nutzen habe. Es ist der Nationalöconomie förderlich, der Producent oder Handelsmann mufs seine Preise so und so ansetzen, der Arbeiter mufs sich so und so stellen und verhalten, der Arme sollte dies und jenes denken, auf dem Markte mufs man das und jenes thun oder unterlassen, die Nationalöconomie will, weist von sich ab, und so weiter, als ob die Wissenschaft vom Volksvermögen und Volkswohlstande nichts anders als eine Milchkuh wäre, die uns mit Butter versorgt, auch mit Kälbern, wenn wir sie gehörig füttern und hegen.

Dabei springt aber in die Augen, wie mager viele Theile des vollständigen Systemkörpers sind, wie man an der einen Seite die Rippen sehen, zwischen ihnen hindurch in den hohlen Leib blicken kann, während auf der andern Seite ganze Wülste und Höcker von Fettablagerungen sind. Unter Systematik versteht man System, unter Vollständigkeit eine gewisse Anzahl von Kapiteln, unter einer gewissen Schullehrerei die Wissenschaft. Auf A. Smith oder D. Ricardo wird mit sonderbaren Blicken gesehen, denn sie haben (so sagt man) gar unsystematisch geschrieben, nur einzelne Materien behandelt, sind veraltet, geben fast gar keine statistischen Notizen, — und nehmen auf die deutschen Lehrbücher gar keine Rücksicht. Der treffliche J. B. Say ist (so hört man weiter) zu weitschweifig, er las und schrieb ja eigentlich auch nur für ein gewerbliches Publicum populair, wissenschaftlich eindringen durfte er defshalb nicht, und er bringt es gar nicht zu festen Ergebnissen, denn er überläfst dem Zuhörer oder Leser stets die Synthese. Dergleichen kann man oft hören. Auch Deutsche machen die Sache nicht ganz

recht, so z. B. sind des tiefen und praktischen Hermanns Untersuchungen ein Muster zwar von logischer Präcision, aber sie sind natürlich ganz und gar unbrauchbar als Lehrbuch, als Leitfaden für Vorlesungen, und so weiter.

So ist die Wissenschaftlichkeit der Volkswirthschaftslehre bestellt. Und doch, was würden die Naturforscher von einem Chemiker oder Physiker sagen, dessen Handbücher oder Vorlesungen über Chemie oder Physik, anstatt von der Erforschung der chemischen oder physikalischen Grundgesetze der Natur zu handeln, davon sprächen, wie man am besten färben, Liqueur machen, und dergleichen könne, oder wie man Brillengläser schleifen, Blitzableiter anlegen, Dampfmaschinen bauen, im Luftballon fahren, und dergleichen müsse? — Sie würden gegen eine solche Wissenschaftlichkeit protestiren, denn sie wäre der Tod aller wahren und ächten Forschung, alles höheren geistigen Schwungs, aller jener freien Bewegung, aller jener Tiefe und Objectivität, welche ein Erkenntnifsstreben wissenschaftlich macht.

Weit entfernt, es tadeln zu wollen, dafs die, durch die Wissenschaft vom Volksvermögen und Volkswohlstande gewonnenen, Ergebnisse in die Lehren vom Gewerbsbetriebe und von der Gesetzgebung übertragen werden, glauben wir doch bekennen zu dürfen, dafs diese Uebertragung und Anwendung dem wahren Geiste jener Wissenschaft ganz fremd und seiner Entfaltung nur hinderlich ist. Denn die Volkswirthschaftslehre ist eine ganz allgemeine Wissenschaft, welche die Grundgesetze, wonach die Völker, Nationalgewerbe, Gewerbsstände, die Hervorbringung, Vertheilung und Verzehrung des Volksvermögens und Volkseinkommens in ihrer Entfaltung fortschreiten, an sich und in ihren Kreuzungen und Verwickelungen erforscht. Der Geist der Uebertragung und Anwendung auf und für das praktische Privat- und Staatsleben verengert, wenn er sich der genannten Wissenschaft bemächtigt, den Gesichtskreis und schwächt den Blick der Forschung. Während ihr die Geschichte, Staatenkunde, Geographie, Naturwissenschaften und Anthropologie in ihrer grofsartigen Auffassung das eigentliche gewaltige Material liefern, welches zu bearbeiten einen historischen und philosophischen Geist erfordert; so quält sich die bestehende deutsche Volkswirthschaftslehre mit einer Menge vereinzelter kleiner Umstände ab, die in dem gewöhnlichen, täglichen, menschlichen, bürgerlichen und gewerblichen Leben zur Erscheinung kommen und dem Gewerbsmanne oder überhaupt dem praktischen Leben förderlich oder hinderlich sind. Statt Grund*gesetze* des Verkehrs zu entwickeln, lehrt sie Grund*sätze* und Regeln; statt eine wissenschaftliche *Objectivität* zu erstreben und *Ergebnisse* an das Licht zu fördern, ist sie voll von kleinlichen vergänglichen *Subjectivitäten* und gibt gute *Rathschläge*.

Diese Richtung der Wissenschaft vom Volksvermögen und Volkswohlstande in Deutschland hätte, sollte man glauben, um so leichter vermieden werden können, als man bei uns vorzüglich durch die Klarheit und durch den eindringlichen Fleifs deutscher Volkswirthschaftslehrer schon längst zu einer systematischen Scheidung der Theorie des Volksvermögens und Volkswohlstandes von der Lehre von der Volkswohlstandssorge, der reinen von der angewandten Volkswirthschaftslehre, gelangt ist. Der Vortheil, den man hierdurch für die Wissenschaft im Vergleiche mit den Engländern und Franzosen gewonnen zu haben glaubt, verringert sich aber leider gar sehr, wenn man bedenkt, wie wenig wissenschaftlichen Schwung die eigentliche (reine) Volkswirthschaftslehre dadurch bekommen hat, während in England, wo jene Scheidung nicht Statt fand, sich der Standpunkt der politischen Oeconomie immer erhöhet und die Darstellung ihre Lebendigkeit nicht verloren hat.

Die Hauptursache dieser Mängel der deutschen Volkswirthschaftslehre scheint uns in dem bisherigen Mangel an zusammenhängenden und umfassenden offiziellen und sonst zuverläfsigen periodischen Veröffentlichungen volkswirthschaftlicher Thatsachen zu liegen. Die Zurückhaltung der Regierungen und die Getheiltheit der Staaten reichten sich bisher schwesterlich die Hände hierzu, und die Wissenschaft stand auf unergiebigem isolirtem Felsgrunde, ununterstützt von umfassendem Beobachtungsgeiste höherer Gewerb- und Betriebsamkeit, und verlassen von sprechenden und sammelnden Organen der periodischen Presse. Wir haben aber seit einigen Jahren gegründete und steigende Hoffnung auf ein Besserwerden. Nicht blos sind solche Organe der periodischen Presse entstanden und noch im Entstehen, sondern die preufsische Regierung eröffnete mit Takt und Gemeinsinn auch die Reihe offiziell statistischer periodischer Darlegungen, und seit-

dem die meisten Staaten Deutschlands durch den Zollverein ein grofses Gebiet nationaler Gewerb- und Betriebsamkeit mit gemeinschaftlicher Zollverwaltung gebildet haben, ist der Kreis amtlicher und gewerblicher statistischer Beobachtung auf einen Achtung gebietenden Umfang erweitert, und deren periodische Veröffentlichung gleichsam Gesetz und jedenfalls eine Nothwendigkeit geworden.

Ferber's Beiträge vom Jahre 1829 und dessen neue Beiträge vom Jahre 1831 sind bekannt. Gegenwärtiges Buch des Hrn. Ob. Reg. Raths Dieterici ist, wie schon der Titel angibt, eine Fortsetzung derselben, aber eine Fortsetzung von viel gröfserem materiellem Umfange, von ungemein erweitertem Kreise der Beobachtung und Sammlung, von viel mehr verarbeitender, vergleichender und schliefsender Tendenz, und von weit schlagenderen wissenschaftlichen Ergebnissen. Denn das Material desselben ist weit gröfser. Ferber bearbeitet Ein-, Aus- und Durchfuhr, die Gewerbesteuer und den Handel, Dieterici dagegen aufserdem noch die Consumtionssteuern, die landwirthschaftliche und Manufacturproduction, und die Consumtion. „Ferber beginnt, — so sagt Dieterici S. IV, — seine Beiträge mit den Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchfuhr-Nachweisungen, und erklärt diese für den wichtigsten Theil seiner Arbeit. Denn die Einfuhr- und Ausfuhrlisten, bemerkt er wörtlich, seien der Spiegel, der das treueste Bild des Gewerbfleifses, des mehr oder weniger lohnenden Verkehrs eines Landes und dessen inneren Wohlstandes zurückzustrahlen vermöge." Ferber umfafst zwar in seinen Nachweisungen nebst dem preufsischen Staate auch die Anhalt'schen, Schwarzburg'schen und andere kleine Lande und von 1828 an auch das Grofsherzogthum Hessen, Länder, welche „sich bereits damals mit Preufsen zu gleicher Zollgesetzgebung vereinigt hatten;" allein es „war doch während dieser kleineren Anfänge des deutschen Zollvereines noch zu sondern, was den preufsischen Staat allein betraf, und die offiziellen Nachweisungen und Listen über Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr, welche den Ferber'schen Beiträgen zum Grunde lagen, zeigten die Zahlen für den preufsischen Staat allein. Anders war es von 1832 an. Mit überraschender Schnelligkeit war seit dieser Zeit eine Vereinigung vieler deutschen Staaten zur Förderung des vaterländischen Gewerbfleifses im Zollverbande zu Stande gekommen. Derselbe umfafste 1836 *beinahe* noch einmal so viel Menschen, als der preufsische Staat allein Einwohner hat. Die Einfuhr-, Ausfuhr- und Durchfuhrlisten ..... bezogen sich auf den ganzen Zollverband. Es war ein ganz anderes Land, mit vielfach andern natürlichen und gewerblichen Verhältnissen ....., für welches die offiziellen Zahlen Schlüssel sein sollten; es schien nothwendig, in einem statistischen Ueberblicke, unter kurzer Andeutung, wie der Zollverein sich nach und nach gebildet, die Zustände des Verkehrs und der materiellen Verhältnisse der zollvereinten Staaten dem Auge des Lesers vorüberzuführen" (S. V.). Ferber hatte (z. B. in den neuen Beiträgen S. 162 flg. u. S. 197 flg.) blos aus dem allgemeinen Handelsgange, und am Ende in seiner Schlufsbemerkung eigentlich blos obenhin die Zunahme des preufsischen Volkswohlstandes abgeleitet: aber Dieterici weicht von ihm nicht blos in der Wahl der Grundlage, wovon er die Vermehrung des Volkswohlstandes im preufsischen Staate, und, soweit es möglich war, in den anderen Zollvereinstaaten ableitet, sondern auch in der Verarbeitung des Materials im Einzelnen ab. „Wie viel Wahres in Ferber's Behauptung liegt, dafs Einfuhr und Ausfuhr von Waaren ein Spiegel der Gewerbthätigkeit eines Landes sei, so geben die Verhältnisse von Einfuhr und Ausfuhr doch nur einen Theil von dem Bilde, oft nur einen sehr kleinen Theil" (S. VI). Es gibt auch Artikel der inländischen Production z. B. Gewebe, Getreide, Branntwein u. dgl., von welchen das Inland viel mehr selbst verzehrt, als ausführt. Daher ist es, um über den Wohlstand des preufsischen Staats und der andern Vereinsländer mit mehr Gründlichkeit urtheilen zu können, „unerläfslich, neben den Resultaten der Einfuhr und Ausfuhr, so viel als anging, Nachrichten über den innern Bedarf zu sammeln, und diese mit den Einfuhr- und Ausfuhrlisten zusammen zu halten und zu vergleichen" (S. VI). Dies hat Dieterici nun mit dem vorhandenen Materiale, das er vom Finanzministerium und vom statistischen Büreau bekam, gethan, und vorzüglich den Verbrauch ausgemittelt, um von ihm aus über den Wohlstand des Volkes zu urtheilen. „Mein leitender Hauptgedanke, — sagt er selbst S. VII, — war: Verkehr und Verbrauch im preufsischen Staate und Zollverbande."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preufsischen Staate und im deutschen Zollverbande von 1831 *bis* 1836. *Aus amtlichen Quellen dargestellt von Dr. C. F. W. Dieterici.*

(Fortsetzung.)

Indessen enthält das Buch noch mehr, als der Vf. selbst angedeutet hat. Es enthält zugleich ein reiches geschichtliches und statistisches Material zur Beurtheilung verschiedener Systeme der Besteuerung der Consumtion und zur Prüfung der Grundsätze der Besteuerung der Consumtion. Aufserdem aber diejenigen für jetzt möglichen Nachweisungen, welche uns in Stand setzen, mit Thatsachen über die Wirkung eines Zollsystemes zu urtheilen, das sogleich bei seiner Entstehung und bei seiner Ausbreitung vielem Widerspruche und vielen Verunglimpfungen ausgesetzt war.

Nachdem der Vf. in einer ganz kurzen Einleitung (S. 1—5) allgemeine politisch-öconomische Gesichtspunkte aufgestellt hat, gibt er zuerst eine statistische Uebersicht des preufsischen Staats (S. 5—40) und der übrigen Zollvereinsstaaten (S. 40—79). Die den preufsischen Staat betreffenden Nachweisungen und Berechnungen sind, wie sich leicht von selbst versteht, sowohl was Neuheit als auch was Genauigkeit und Menge anbelangt, viel bedeutender und schätzenswerther als diejenigen über die übrigen Vereinsländer. Denn der Vf. steht den letzteren weit ferner, und in Preufsen ist der Staat thätiger als in jedem andern Vereinslande seine Statistik zu ergänzen und beständig zu erneuern.

Hierauf folgt eine sehr klare und ausführliche Erörterung, wefshalb aus der Zunahme der Bevölkerung des Zollvereins durch den Beitritt mehrerer Staaten nicht auf eine gröfsere Verzehrung in allen Artikeln und auf eine gröfsere Ein- und Ausfuhr im ganzen Vereine und in den einzelnen Ländern, — und aus einer Abnahme der Einfuhr oder Verzehrung gewisser ausländischer Artikel oder inländischer Producte eines und des andern Landes nicht auf Abnahme des Volkswohlstandes geschlossen werden dürfte (S. 80—88), nebst Bemerkungen allgemeinerer Natur über die Wirkungen einer so grofsen Zollvereinigung.

Diesen Bemerkungen, welche vorausgeschickt werden mufsten, wenn das Folgende verstanden werden sollte, folgt die tabellarische Uebersicht des Verkehrs des deutschen Zollvereins mit dem Auslande (also Ein-, Aus- und Durchfuhr) während der Jahre 1832 — 1836 einschliefslich in den zollpflichtigen Gegenständen nach den 43 Hauptnummern mit ihren unter Buchstaben begriffenen Unterabtheilungen des Tarifs und nach den 9 Rubriken des Tarifs, die Artikel enthalten, welche den allgemeinen Zollsatz entrichten. Dabei ist von jeder Klasse und Rubrik der Abgabesatz und das Mehr der Ein- und Ausfuhr in jedem Jahre v. 1832—1836 angegeben. Eben so aber auch sowohl bei Ein- und Ausfuhr als auch bei der Durchfuhr jedesmal der Durchschnitt von je zwei Jahren (S. 91—116).

Nachdem der Verf. (S. 117—133) die Grundsätze aus einander gesetzt hat, welche ihn bei den Erörterungen über den Stand und die Veränderungen des Verzehrs leiteten, gibt er seine besonderen Betrachtungen über die Gröfse des Verzehrs und dessen Zu- oder Abnahme und über die Wirkungen der auf einander folgenden Besteuerungsmethoden des Verzehrs im Königreiche Preufsen, ganz nach den einzelnen Verzehrsgegenständen, unter den *fünf* Hauptklassen: *A.* Verzehrungsgegenstände, bei welchen eine Concurrenz gleicher inländischer Erzeugnisse nicht oder nur in geringem Maafse eintritt (S. 134—199); *B.* Verzehrungs- und Verbrauchsgegenstände, bei welchen inländische gleichartige Erzeugnisse mit den ausländischen concurriren (S. 200—308); *C.* Fabrikmaterialien und Halbfabrikate zur weiteren Verarbeitung dienend (S. 309—

392); *D.* Fabrikate und Manufacte (S. 393—442); *E.* Bisher nicht erwähnte Waaren, die theils den allgemeinen Eingangszoll zahlen, aber noch besonders angeschrieben, theils dem allgemeinen Verkehre entzogen sind (S. 442—451). Das Buch beschliefst der Vf. mit einer Nachweisung des Mefsverkehrs zu Frankfurt a. d. O. und zu Naumburg a. d. S. von 1832—1836 (S. 451—453), mit einer Uebersicht der in den Häfen des preufsischen Staats a. 18$\frac{32}{36}$ ein- und ausgegangenen Schiffe (S. 454—460) nebst den dazu gemachten Bemerkungen, und endlich mit einer Gewerbetabelle des ganzen preufsischen Staats nach den einzelnen Regierungsbezirken für das Jahr 1834 (S. 461—476) nebst dadurch veranlafsten Bemerkungen.

So langweilig es auch ist, solche kurze Uebersichten über den Inhalt eines Buches zu geben und zu lesen; so durften wir dennoch weder uns noch die Leser dieses Aufsatzes damit verschonen, weil es durchaus nothwendig ist, den Inhalt des Buches einigermafsen zu überschauen, ehe man zu folgenden Bemerkungen berechtigt und zu ihrem Verständnisse gehörig vorbereitet sein dürfte.

Wir müssen uns aus doppeltem Grunde über die Erscheinung dieses Buches freuen. Einmal weil wir ein so grofses treffliches statistisches Material in den Händen eines solchen Praktikers sehen, der bis in das Einzelne mit seinem Gegenstande praktisch vertraut ist, aber auch in der Volks- und Staatswirthschaftslehre so eindringende Studien gemacht hat, dafs er den todten Stoff zu beleben und wissenschaftlich zu befruchten verstand. Denn leider ist noch die Statistik in Deutschland der Anatomie zu vergleichen, welche nach Zergliederung des Körpers nur todte träge Stücke und Theile liefert, während die Volks- und Staatswirthschaftslehre davon für das Leben der Staaten und Völker den rechten Gebrauch zu machen nicht verstehen oder begabt sind. Der Vf. hat aus der sorgfältig ermittelten und praktisch geordneten todten Zahl für das Staats- und Verkehrsleben sprechende Ergebnisse geliefert. Wir müssen uns aber hierzu auch noch aus dem Grunde Glück wünschen, weil wir in seiner Arbeit den ersten Brunnen erblicken zu müssen glauben, aus welchem die deutsche Wissenschaft vom Volksvermögen und Volkswohlstande diejenige Erfrischung schöpfen kann, welche ihr unentbehrlich ist, wenn sich dieselbe auf den wahren Standpunkt ihrer Wissenschaftlichkeit schwingen und von diesem aus mit gesunden Nerven auf das Staats- und Verkehrsleben Deutschlands heilbringend wirken will. Der Anfang ist mit Bereitstellung der Mittel hierzu gemacht, aber auch erst der Anfang und zwar nur mit einem kleinen Zweige der Statistik, so bedeutend auch sein Material ist. Denn nicht nur ist es, wenn die Ergebnisse schlagend und die Wirkungen für die Wissenschaft vom Volksvermögen und Volkswohlstande eingreifend sein sollen, nothwendig, dafs das Material, wie es dieses Buch von Ein-, Aus- und Durchfuhr, Bevölkerung, Verzehr und gewerblicher Beschäftigung aus fünf Jahren liefert und verarbeitet, aus viel mehr Jahren geliefert und verarbeitet werde: sondern es müssen auch noch mehr, noch die anderen Zweige der Statistik auf solche Weise behandelt werden. Wie sehr verschwinden solche statistische Arbeiten über die genannten sechs Rubriken gegen dasjenige, was in vielen andern Gegenständen der Statistik noch zu thun ist! Da erheben die nationalöconomischen Kapitel vom Preise, vom Gelde, vom Arbeitslohne, von der Grundrente, vom Kapitalzinse, von dem Gewerbsgewinnste, vom Verhältnisse der Klasse der Producenten zu jener der Consumenten, vom Verhältnisse der Consumtion zur Production, bittend um Unterstützung die Hände. Die Statistik der einzelnen Gewerbe und ihres gegenseitigen Verhältnisses in der Volkswirthschaft und im Verkehre ist fast nur dem Namen und einigen allgemeinen Tabellen nach bekannt. Die gesetzgeberischen Fragen über das Münzwesen, über die Kreditanstalten, über Armenwesen und Armenversorgung, über Urbarmachungen, über bäuerliche Verhältnisse und Lasten, über Ablösungsordnungen, über Gemeinheitstheilungen, über landwirthschaftliche Kreditanstalten, über Zunftwesen, und hundert andere Dinge verlangen nach statistischer Vorbereitung und die Wissenschaft hierüber nach vergleichender Zusammenstellung der Thatsachen. Die Statistik über die Wirkungen der Steuern und Steuersysteme gewährt zur Zeit noch der Finanzwissenschaft nur äufserst spärliche veraltete und zusammenhangslose Notizen. Es ist im höchsten Grade wünschenswerth, dafs der preufsische Staat, von welchem die vorliegenden Materialien durch die geschickte Hand des Vfs. in die Oeffentlichkeit gesandt wurden, sich auch der andern statistischen Fragen amtlich annehme. Wir sind der innigsten Ueberzeugung, dafs ein köstliches Material vorhanden

ist, welches zusammengestellt ein für Deutschland ehrenvolles, würdiges Seitenstück zu den neuesten brittischen und französischen Veröffentlichungen dieser Art abgeben würde. Wir meinen mit den letzteren die vom französischen Ministerium veröffentlichten Documens und das von den brittischen Parlamenten gutgeheifsene colossale Werk von J. Marshall, welches alles hinter sich zurückläfst, was bisher irgendwo in dieser Gattung erschienen ist, und gegen welches Mac Culloch's Dictionary of Commerce und dessen Statistical Account of Great Britain verglichen nur Weniges enthält. Hr. Geh. R. Dieterici hat sehr wohl daran gethan, bei Erörterung der Consumtion an einzelnen Artikeln im Allgemeinen Vergleichungen mit Frankreich und England anzustellen. Aber wir bedauern es, dazu nicht obige zwei reichliche Quellen benutzt zu sehen. Ganz abgesehen von den wissenschaftlichen Resultaten, welche daraus in gröfserem Umfange und mit mehr Tiefe hätten gezogen werden können, so kommt, wie uns scheint, in unserem Vaterlande sehr viel darauf an, der französischen und brittischen Nation gegenüber, das politische, sociale und nationale Selbstgefühl der deutschen Nation zu stärken. Dazu aber ist die blofse Daclamation mit verschwimmendem Idealismus und mit Deductionen aus der Geschichte nur ein sogleich verdampfendes Mittel, während die Zahl und das Rechenexempel sich nicht hinweg disputiren läfst, und den Leser mit der Gegenwart und nächsten Vergangenheit ergreift. Mit auch nur schlechter Prosa wird in politischen Dingen immer mehr bewiesen als mit der besten Poesie.

Es ist schwer, sehr schwer, über ein statistisches Werk solchen Umfangs eine fortlaufende Kritik zu schreiben. Soll sie ganz umfassend in eine Prüfung eingehen, so mufs der Kritiker ganz die nämliche Arbeit nachmachen, die der Verf. vorgemacht hat. Die Kritik in dieser Art würde die nämliche mehrjährige Arbeit des Verfs. erfordern. Dies verlangt man aber wohl um so weniger, wenn das verarbeitete Material wegen seiner Amtlichkeit als zuverläfsig erscheint. Wir haben daher da und dort ziemlich viele Nachrechnungen vorgenommen und unter diesen keine Abweichung von den Resultaten des Vfs. entdeckt. So peinlich solche Arbeiten auch sind, so kleinlich auch wohl eine solche Kritik erscheint, und so unangenehm wohl auch manchem Vf. eine solche Aufpasserei des Kritikers sein mag, wir glaubten unserer Gewissenhaftigkeit damit einigermafsen Genüge leisten zu müssen und zu können, und der sehr ehrenwerthe Vf. vorliegenden Buches wird sicherlich dem jüngeren Kritiker sein Verfahren verzeihen, denn er ist Statistiker und weifs, dafs das Mifstrauen, welches man als solcher beständig wach halten mufs, nicht die angenehmste Seite seiner Beschäftigung ist. Wir glauben aber von dem Werthe des Buches dem Praktiker und dem Gelehrten in Preufsen und in den übrigen Zollvereinsstaaten keinen besseren Beweis liefern zu können, als wenn wir seine Ergebnisse zur Bekräftigung gewisser Ansichten, die durch dasselbe gewonnen werden können und müssen, selbst anwenden. Diesem Versuche seien die nächsten Seiten gewidmet, und dabei soll Preufsen und der Zollverein, wo es ausführbar ist, jedesmal Grofsbritannien nach J. Marshall's Vorarbeiten vergleichend gegenüber gehalten werden.

Hauptgegenstand der Untersuchung ist: Ob und in welchem Grade der Volkswohlstand im Königreiche Preufsen und auch in den andern Zollvereinsstaaten seit dem Jahre 1831 zugenommen habe. Es ist begreiflich, dafs durch gründliche Untersuchung und Entscheidung dieser Frage alle die vielen Schriften und Klagen über die zunehmende allgemeine Verarmung in Deutschland, insbesondere aber in Preufsen für unsere Zeit ihr Urtheil gesprochen bekommen können. Dafs dadurch die Frage, was die Gesetzgebung in Betreff des Armenwesens thun solle und könne, zur leichteren Entscheidung vorbereitet wird, darf nicht im Geringsten bezweifelt werden. Denn zeigt sich, dafs der Wohlstand besonders der unteren Klassen des Volkes allgemeinhin im Steigen und kräftig im Steigen begriffen ist, so erscheinen die vielen und heftigen Klagen über die allgemeine Zunahme der Verarmung als hohl und nichtig, insoferne sie nicht local sind. Könnte aber durch die Statistik noch dazu gezeigt werden, dafs viele milde Stiftungen bestehen, dafs diese immer noch Zuwachs an Kapital erlangen, dafs die Gemeinden und Kirchspiele durch eigene Fonds und Sammlungen ihre Armen weise und klug unterstützen, dafs durch Errichtung und Aufnahme von Sparkassen der Ersparnifs und der Verscheuchung der Armuth die Hand geboten wird und dergleichen mehr; so würde der Staat nur um so mehr zum Schlusse berechtigt sein, dafs er unter Beförderung und Regulirung jener Quellen der Ar-

menunterstützung, und unter Ermunterung und Erleichterung des Sparkassenwesens zur Zeit noch unterlassen könne und müsse, ein allgemeines System von Arbeits- und Armenhäusern anzunehmen, das bei einem Pauperismus und Armengesetzunfuge wie in England das einzige wirksame Mittel und kleinere zu wählende Uebel ist, um das gröſsere scheuſsliche zu vertreiben. Denn selbst unter den besten Umständen ist es immerhin gefährlich, die Privat- und Gemeindearmen zu Staatsarmen zu machen: aus Staatsarmen entstehen arme Staaten.

Die Volkswirthschaftslehre gibt mancherlei Erscheinungen in der Volkswirthschaft an, aus welchen man auf Zunahme des Volkswohlstandes schlieſsen könne. Die hauptsächlichsten sind folgende:

1) Eine bleibende Höhe oder ein Steigen der Grundrente. Versteht man unter dieser den Ueberschuſs an Bodenerzeugnissen über diejenigen Theile des Erwachses, welche zur Deckung der Auslagen und zur Zahlung des Zinses und Gewinnstes verwendet werden müssen, so ist die Richtigkeit jenes Kennzeichens nicht zu bezweifeln, insofern dadurch sich zeigt, daſs die Production solcher Dinge im Steigen begriffen ist, welche als allgemeine Bedürfnisse erscheinen, und insofern einer steigenden Production immer ein steigender Bedarf des Volkes zu Grunde liegt, die Zunahme der Verzehrung aber immerhin ein günstiges Zeichen vom Wohlstande ist. Versteht man aber unter der Grundrente die Geldmenge, welche oben erwähnter Ueberschuſs dem verkaufenden Grundeigenthümer einbringt, dann ist ihre Höhe kein nothwendiges Zeichen hohen Volkswohlstandes. Denn es kommt darauf an, woher das Steigen der Preise seiner Erzeugnisse rührt. Steigen diese Preise, weil die Productionskosten höher wurden, oder weil auf den Märkten Mangel an Getreide u. dgl. Bodenerzeugnissen ist; dann wird man keinen steigenden Volkswohlstand vermuthen dürfen, denn der Lebensgenuſs, selbst die Befriedigung der nächsten Bedürfnisse, wird dabei dem gröſsten Theile eines Volkes erschwert. Steigt der Preis der Bodenerzeugnisse, weil der Werth des Geldes abgenommen hat, so kommt es wieder darauf an, warum der Werth des Geldes gesunken ist. Ist er gesunken oder im Sinken begriffen wegen Verschlechterung des Geldes, dann kann die Höhe jener Preise, folglich der Grundrente kein Zeichen steigenden Volkswohlstandes sein. Ist der Werth des Geldes aber gesunken oder im Sinken, weil zu viel Geld in Umlauf ist, dann kann die Höhe jener Preise, folglich der Grundrente, ebenfalls nicht als entschiedenes Zeichen des Volkswohlstandes angesehen werden. Denn nur langsam und selten steigt auch aus dem nämlichen Grunde, weſshalb in diesem Falle die Preise der Bedürfnisse gestiegen sind, auch der Preis der Arbeit, der Arbeitslohn, und die unterste gröſste Volksklasse ist zu Entbehrungen oft sehr drückender Art, obgleich nur vorübergehend, gezwungen. Ob ein Steigen des Pachtzinses ein sicheres Anzeichen des zunehmenden Volkswohlstandes sei, ist einer andern Untersuchung würdig. Steigt der Pachtzins wegen zu groſser Theilung des Bodens und wegen groſser Bevölkerung, wie in Ireland, die zur Selbsterhaltung durch Selbstanbau des gepachteten Bodens Pachtungen sucht, dann ist groſses Elend unter dem Volke unverkennbar. Steigt der Pachtzins wegen Kreditlosigkeit der landwirthschaftlichen Pächterklasse, so beweist dies ein Sinken des Volkswohlstandes. Steigt aber der Pachtzins, weil die Grundrente in Bodenerzeugnissen in die Höhe geht, dann gehört er zu den Anzeichen des steigenden Volkswohlstandes. In den übrigen Fällen seines Steigens verhält er sich, wie die Grundrente selbst.

2) Eine bleibende Höhe oder ein Steigen des Arbeitslohnes. Da die Grundrente immer fast einem höheren Stande, einer reicheren, wenigstens wohlhabenden Klasse der bürgerlichen Gesellschaft zuflieſst, so wird sie mit ihrem Steigen niemals ein so schlagendes Kennzeichen des steigenden allgemeinen Volkswohlstandes sein, als wie der hohe oder steigende Arbeitslohn, denn dieser bildet das Einkommen und die Hauptgrundlage des Wohlstandes der niederen und gröſsten Klasse der bürgerlichen Gesellschaft. Ein Steigen des Arbeitslohnes, d. h. eine Vermehrung der in ihm enthaltenen Mittel der Arbeiterklasse, sich die Befriedigung ihrer Bedürfnisse und selbst Genüsse zu verschaffen, ist daher ein unumstöſsliches Kennzeichen steigenden Volkswohlstandes. Ein Steigen des Arbeitslohnes, in so weit er in Geld entrichtet wird, in Folge der Abnahme des Geldwerthes, ist ein Anzeichen davon, daſs es der Arbeiterklasse nicht schlechter geht als zuvor. Denn sobald der Arbeitslohn aus diesem Grunde steigt, ist ihm ein gleichmäſsiges Steigen aller Waarenpreise vorangegangen, so daſs die Arbeiterklasse dabei nichts gewinnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preussischen Staate und im deutschen Zollverbande von 1831 *bis* 1836. *Aus amtlichen Quellen dargestellt von Dr. C. F. W. Dieterici.*

(Fortsetzung.)

3) Ein anhaltendes Herabgehen der Kapitalrente und des Kapitalzinses. Denn man erblickt darin einen Beweis von der Zunahme des Kapitals als Hilfsmittel der Production, von der zunehmenden Ersparnifs gewonnener Gewerbsüberschüsse, von der steigenden Konkurrenz der Kapitalien und Kapitalisten in dem Gewerbsbetriebe, von der zunehmenden Mitbewerbung der Gewerbsunternehmer, und von der steigenden Höhe des Arbeitslohnes. Dasselbe ist also ein Zeichen einerseits der wachsenden Production und anderseits der besseren Instandsetzung der Arbeiterklasse, um ihr Leben zu verbessern und ihr Loos zu verschönern.

4) Die stetige Zunahme der Bevölkerung. Denn man will aus derselben auch ein Steigen der Menge von Lebensmitteln erblicken, da die Bevölkerung ohne die genügende Menge von Nahrungsmitteln nicht zunehmen könne. Indessen so rücksichtslos hingestellt, beweist die Zunahme der Bevölkerung keineswegs an und für sich ein Steigen des Volkswohlstandes. Es mufs hierbei genau unterschieden werden, zu welcher Lebensweise die niedrige Klasse der Bevölkerung gezwungen ist. Die Geschichte und Statistik führen an den Chinesen, Indiern, an den Heloten, Sklaven, an manchen Völkerstämmen auf den Inseln der Südsee und an dem heutigen Ireland ganz analoge Beispiele auf, davon dafs eine reifsende anhaltende Zunahme der Bevölkerung bei dem gröfsten Mangel der gemeinen Klasse Statt finden kann. Der Bedarf des Menschen ist auf ein solches Minimum durch anhaltenden Druck und unaufhörliches Elend reducirbar, die Menschen sind durch andauernde Volks- und staatswirthschaftliche Mifsverhältnisse an ein so schauerlich geringes Maafs von Bedürfnissen zu gewöhnen, dafs sie jeden Gedanken an die Zügelung des Geschlechtstriebes verlieren, und (nicht aus Verzweifelung, sondern) aus einer gewissen Stumpfheit geschlechtliche Vereinigungen in gröfserer Menge eingehen, als Völker, die in bessern Zuständen leben, die ihren Geist und ihr Gemüth wach erhalten. Darum, so scheint uns, will der Satz eigentlich fast nichts bedeuten, dafs sich die Bevölkerung nach der Menge von Lebensmitteln richte. Denn diese ist immer relativ im Vergleiche zur Angewöhnung der Menschheit. Von dieser Seite ist die Theorie von Malthus einer Erläuterung fähig und würdig. Die steigende Bevölkerung ist daher für sich allein noch kein Zeichen des Volkswohlstandes. Der folgende Umstand ist noch dazu zu rechnen, wenn der Schlufs auf einige Richtigkeit Anspruch machen soll.

5) Die Lebensweise der unteren und mittleren Stände. Denn je besser diese ist, um so mehr haben dieselben aufzuwenden. Aber auch für diese Lebensweise gibt es keinen absoluten Maafsstab, weil verschiedene Umstände auf dieselbe einwirken. Nicht blos das Klima und die geographische Lage, und was hiermit in Verbindung ist, hat darauf Einflufs, sondern auch die Religion und der Nationalcharakter. Für die Völker müssen daher verschiedene Maafsstäbe angenommen werden, deren jeder vom besondern Volke selbst entnommen sein mufs.

6) Die Leichtigkeit, womit das Volk die Mittel für die Staatszwecke aufbringt. Denn die Verzehrung des Staats ist eine mit der Cultur und Civilisation steigende. Sie wird bei weitem dem gröfsten Theile nach durch Steuern und Abgaben gedeckt. Je leichter diese Deckung dem Volke fällt, in um so gröfserer Zunahme mufs sich seine Production und Consumtion befinden. Hierbei aber ist immer vorausgesetzt,

dafs die Art der Erhebung so wenig drückend als möglich sei.

Der Verf. vorliegenden Werkes hält die Consumtion für das bessere Kennzeichen des Volkswohlstandes, jedenfalls und, wie uns scheint, mit Recht, für ein zuverlässigeres als die Ein- und Ausfuhr. Es ist im höchsten Grade wünschenswerth, den Wohlstand eines Volkes nach den sechs Anzeichen desselben im Vereine prüfen zu können. Indessen fehlt dazu das nöthige Material, und wir müssen uns mit der Consumtion zu diesem Behufe einstweilen begnügen, bis uns die Statistik zur Vergleichung in den andern Beziehungen in Stand setzt. Uebrigens ist die Gröfse der Consumtion defshalb ein sehr geeigneter Maafsstab des Volkswohlstandes, weil sich die sechs genannten Hauptcriterien desselben wieder in der Vermehrung der Consumtion zu äufsern vermögen. Mit dem fünften ist die Gröfse der Consumtion, was das Materielle betrifft, fast identisch. Für die immaterielle Seite der Lebensweise ist sie kein genügender Maafsstab. Am wenigsten hat das dritte Criterium den Anschein, in der Consumtion seinen Vertreter zu finden, weil mit dem Sinken der Einnahme auch die Verzehrung der Klasse abnehmen mufs. Allein im nämlichen Verhältnisse, als der Zinsfufs sinkt, hat unter übrigens gleichen Verhältnissen auch der Kapitalbesitz zugenommen, so dafs die Kapitalmenge wieder wenigstens am Einkommen ersetzt, was das Abnehmen des Zinsfufses verringerte. Aufserdem steigt gewöhnlich die Zahl der Kapitalisten, ihre Klasse vermehrt sich, je mehr die Masse des Kapitals zunimmt. Endlich aber ist eine steigende Production immer Folge von steigender Gewerbsconcurrenz, und da diese letztere den Kapitalzins herabdrückt, die stetig zunehmende Production aber, ohne eben so steigende Consumtion des producirenden Volkes gar nicht denkbar ist, so mufs auch ein anhaltendes Sinken des Kapitalzinses unter übrigens gleichen Verhältnissen mit der Zunahme der Consumtion Hand in Hand gehen. Folglich auch in dieser Beziehung dürfen wir die Ergebnisse der Arbeit des Herrn Vf.'s zum Beweise vom Wohlstande des Volkes gelten lassen, besonders da sich die statistischen Angaben gerade meistens auf solche Artikel beziehen, welche allgemein und vorzüglich von der untersten und mittleren Klasse der Landesbewohner verzehrt werden.

Wir wollen daher zuerst die Verhältnisse der Bevölkerung in Anschlag bringen und erst alsdann die Verzehrung vergleichen. Wir haben darüber Zusammenstellungen gemacht und Berechnungen angestellt. Die Bevölkerung des preufsischen Staats hat zugenommen. Die höchsten Bevölkerungszunahmen fallen jedoch nicht blos auf die Provinzen und Regierungsbezirke, welche viele Fabrication haben, sondern sie finden sich auch zum Theil in vorherrschend ackerbauenden Provinzen und Regierungsbezirken. Die höchsten Zunahmen von $6,^{5}$ % und $6,^{8}$ % finden sich in Fabricationsgegenden; die nächst niedrigeren von $5,^{005}$ % bis $5,^{8}$ % in Ackerbau- wie in Fabricationsgegenden; die nächst folgenden von $4,^{2}$ bis $4,^{5}$ % in vorherrschend oder ausschliefslich ackerbauenden Gegenden; die Zunahmen um $3,^{02}$ % bis $3,^{9}$ % fanden wieder in Fabrications- wie in Ackerbaubezirken Statt; ebenso die Zunahmeprocente $2,^{007}$ bis $2,^{8}$; aber die niedrigste Zunahme von $1,^{08}$ % stellt sich in dem westphälischen Reg. Bezirke Münster heraus, wo bei vielem Moor- und Haideboden der Wohlstand wohl am geringsten sein dürfte. Die Bevölkerungszunahme im preufsischen Staate ist ganz stetig.

Es fand, wenn wir die Sätze, welche Hoffmann bekannt gemacht hat, in Procenten berechnen, eine Zunahme der gesammten Bevölkerung Statt, wie folgt:

a. $18\frac{22}{28}$ durch Geburt. um $8,^{4}$ %; durch and. Quell. um $0,^{006}$ %
a. $18\frac{28}{34}$ — — — $4,^{3}$ %; — — — — $1,^{4}$ %
a. $18\frac{34}{37}$ — — — $3,^{3}$ %; — — — — $1,^{1}$ %.

Im Ganzen aber stieg die Bevölkerung folgendermafsen:

a. $18\frac{22}{28}$ um — — — — $9,^{1}$ %
a. $18\frac{28}{34}$, mit Ausnahme Lichtenbergs, um $5,^{8}$ %
a. $18\frac{34}{37}$ um — — — — $4,^{28}$ %.

Diese Abnahme des Zuwachsprocentes ist zum Theil damit zu erklären, dafs die Verbesserung der Volkszählung seit dem J. 1822 viele Einwohner nachgeholt hat, welche bei früheren Zählungen nicht aufgenommen worden waren. Weil die gröfsten Mängel in dieser Beziehung nach d. J. 1817 im J. 1822 Statt gefunden haben, so ist auch der Unterschied des Procentsatzes der Zunahme durch andere Quellen als durch Geburten zwischen $18\frac{22}{28}$ und $18\frac{28}{34}$ am gröfsten, und gröfser als jener zwischen $18\frac{28}{34}$ und $18\frac{34}{37}$. Es kommt ferner dazu, dafs durch die steigende Sicherheit und Gewerbthätigkeit die Zahl der Einwandernden zunahm. Es darf zudem nicht vergessen werden, dafs die zwei erst genannten Perioden sechsjährig sind, die letzte aber

nur dreijährig, während die mittlere Periode die Verheerungen der Cholera in sich schliefst. Berechnet man den mittleren Procentsatz der jährlichen Zunahme, so ergibt sich für das Jahr der Periode $18\frac{22}{28}$ ein solcher von $1,^{51}$, für das Jahr der Periode $18\frac{28}{34}$ ein solcher von $0,^{96}$, und für das Jahr der Periode $18\frac{34}{37}$ ein solcher von $1,^{42}$, welcher wieder fast so grofs ist als der erste.

Obige Gründe für Erklärung der Verschiedenheit des Procentsatzes der Bevölkerungszunahme aus andern Quellen als aus Geburten findet noch eine bessere Bestätigung durch Hoffmanns Berechnung, wonach dieselbe während der funfzehn Jahre $18\frac{23}{37}$ betragen hat:

in den östlichen Prov. Preufsen und Posen $4\frac{3}{8}$ %
in den mittleren Prov. Pommern, Brandenburg, Sachsen und Schlesien . . . $3,^{62}$ %
in den westlichen Prov. Westphalen und Rheinprovinz . . . . $1,^{5066}$ %.

Denn abgesehen von der Ein- und Auswanderung zwischen den drei Haupttheilen der Monarchie, besonders zwischen dem mittleren und östlichen Haupttheile, scheint es in den Verhältnissen der östlichen Provinzen, so wie auch wohl Pommerns, zu liegen, dafs ihre Volkszählung der meisten Verbesserungen fähig war und bedurfte, während dies in den westlichen Provinzen am wenigsten der Fall war. Auf das einzelne Jahr ausgeschlagen stellt sich eine mittlere jährliche Zunahme der Bevölkerung durch Geburten heraus wie folgt:

in den zwei östlichen Provinzen von $1,^{0053}$ %
in den vier mittleren Provinzen von $1,^{1946}$ %
in den zwei westlichen Provinzen von $1,^{1473}$ %.

Diese sämmtlichen Erörterungen gestatten den Schlufs auf eine stetige Zunahme der Bevölkerung nicht blos im ganzen Staate und in dessen Haupttheilen, sondern auch ohne wesentlichen Unterschied in Betreff der vorherrschenden Gewerbsgattungen, denn überall bildet die Landwirthschaft die wesentliche Grundlage der gewerblichen Thätigkeit.

Dieser Stetigkeit und Gleichförmigkeit kann man sich nur freuen, wenn man die Procentsätze der Bevölkerungszunahme *Englands* aus fast derselben Zeit zur Vergleichung nimmt. Die Bevölkerung stieg nämlich in der Periode $18\frac{21}{31}$, in den 10 Manufaktur- und Bergwerksdistrikten im Durchschnitte jährlich um $2,^{22}$ %, wobei aber zu bemerken ist, dafs zwischen der geringsten Zunahme von $0,^{8}$ % in der Grafsch. Salop und der höchsten von $3,^{6}$ % in der Grafsch. Monmouth verschiedene Abstufungen in der Mitte liegen. Die Bevölkerung stieg in den 13 Hauptstadt- und andern zum Theile manufakturirenden Grafschaften im Durchschnitte jährlich um $1,^{52}$ % bei übrigens ebenfalls vielen Zwischensätzen zwischen der höchsten Zunahme von $2,^{2}$ % in der Grafsch. Surrey, und der niedrigsten von 1 % in der Grafsch. Cumberland. In den 19 rein ackerbauenden Grafschaften fand eine Zunahme der Bevölkerung im Durchschnitte jährlich von $1,^{06}$ % Statt, der niederste Satz war mit $0,^{8}$ % in der Grafsch. York North Riding, und der höchste mit $1,^{8}$ % in der Grafsch. Cambridge, zwischen welchen beiden viele Abstufungen sind.

In *Schottland* ist der geringste Satz der Bevölkerungszunahme in derselben Periode im Durchschnitt jährlich von $0,^{19}$ % in der Grafsch. Berwick, der höchste von $17,^{005}$ % in der Grafsch. Dumfries. Die allgemeine Zunahme ist $1,^{31}$ % jährlich. Aufserdem dafs zwischen jenen beiden Sätzen noch 29 Abstufungen sind, so fand in der Grafsch. Dumbarton eine jährliche durchschnittliche Abnahme der Bevölkerung von $5,^{315}$ % Statt.

In *Ireland* endlich stieg in der nämlichen Periode die Bevölkerung im Duchschnitte jährlich um $1,^{35}$ %. Die geringste Zunahme von 6^{15} % in der Grafschaft Kerry, und die höchste von $2,^{725}$ % in der Grafschaft Galway haben fast eben so viel Abstufungen zwischen sich, als aufser diesen noch Grafschaften vorhanden sind. Man kann hieraus entnehmen, dafs die irische Bevölkerung keineswegs in so oft erwähntem hohem Grade steigt.

Die Zunahme der Bevölkerung in der genannten Periode 1821—31 betrug im Durchschnitte auf das Jahr in

Engl.	*Schottl.*	*Wales.*	*Ganz Grofsbritt.*	*Ireland.*	*Vereinigte Königreich.*
$1,^{57}$ %	$1,^{31}$ %	$1,^{19}$ %	$1,^{55}$ %	$1,^{35}$ %	$1,^{51}$ %

woraus sich ergibt, dafs die Zunahme der schottischen und irischen Bevölkerung am nächsten steht.

Aus dieser vergleichenden Zusammenstellung *),

*) Die diesen Berechnungen zu Grunde liegenden absoluten Zahlenangaben sind mitgetheilt in *Marshall* Digest of on the accounts relating to the Population, Productions, Revenues etc. etc. of Great Britain and Ireland etc. etc. London, 1833. vol. I. 12. 14. 88.

bei welcher Grofsbritannien und Ireland sogar eine mehr als dreimal so grofse Anzahl von Jahren, denn dem Königreiche Preufsen, also die Möglichkeit einer bedeutenderen Stetigkeit der Zahlenergebnisse bewilligt ist, geht hervor:

1) Dafs sich die Zunahme der Bevölkerung beider Länder im Ganzen fast gleich steht, denn die jährliche Zunahme der Bevölkerung des ganzen brittischen Reichs, nebst Ireland, beträgt im Durchschnitte jährlich $1,^{51}$ %, jene der preufsischen Monarchie in der Periode $18\frac{22}{28}$ ebenfalls $1,^{51}$ % jährlich, und in der Periode $18\frac{34}{37}$ aber $1,^{426}$ % im jährlichen Durchschnitte.

2) Dafs zwar Preufsen nur vier Regierungsbezirke hat, in welchen die Bevölkerung in der Periode $18\frac{34}{37}$ jährlich um mehr als 2 % gestiegen ist, während in den meisten englischen Manufacturgrafschaften das Zunahmeprocent jährlich über 2 %, in Einem sogar über 3 % beträgt. Allein eine solche Ungleichheit der Bevölkerungszunahme wie in den schottischen und irischen Grafschaften, unter welchen ersteren sich sogar ein Fall von Abnahme mit $5,^{5}$ % befindet, kommt in den preufsischen Regierungsbezirken nicht vor.

3) Dafs die stetigste und gleichmäfsigste Zunahme der Bevölkerung, wie in den preufsischen Regierungsbezirken, auch in den englischen Grafschaften Statt findet, welche zugleich Ackerbau und Manufacturen betreiben. Es geht hieraus hervor, dafs eine solche Verbindung jener Gewerbsgattungen, welche im Königreiche Preufsen gröfstentheils vorhanden, in England aber unter 42 Grafschaften nur in 13 zu finden ist, die Bevölkerungszunahme am gleichmäfsigsten erhält. Indessen es hat nicht blos die Bevölkerung im Ganzen zugenommen, sondern es hat sich auch die Zahl der gewerblich beschäftigten Personen vermehrt und die Menge der gewerblichen Einrichtungen und Unternehmungen gesteigert. Darüber gibt eine Gewerbetabelle über die Jahre 1831 und 1834 und eine Uebersicht der in den preufsischen Häfen a. $18\frac{33}{36}$ ein- und ausgegangenen Schiffe, mit Angabe ihrer Lastenzahl, welche Dieterici S. 462—473 u. S. 454—457 mitgetheilt hat, den schlagendsten Beweis.

Während die ganze Bevölkerung des preufsischen Staats a. $18\frac{31}{34}$ um $3,^{618}$ % zugenommen hat, nahm die gewerkliche Betriebsamkeit nur in 8 Gewerken um weniger als 3 % zu, und nur in 6 Gewerken ab. Dieterici macht mit Recht die Bemerkung, dafs die gröfste Zunahme in denjenigen Gewerken Statt gefunden habe, bei denen mehr menschliche Arbeit erfordert wird, und die vergleichsweise zu den feineren, den Künsten sich nähernden, gehören. Ein anderes sehr gutes Anzeichen glauben wir darin finden zu müssen, dafs in Gewerken, die als Nebenbeschäftigung getrieben werden, nämlich bei solchem Betriebe der Grobwollen-Weberei und anderer Stuhlwaarenweberei, mit Ausnahme der Bandfabrication sich die zwei höchsten Procentsätze der Zunahme, resp. $31,^{786}$ % u. $41,^{370}$ %, ausweisen. Ferner die Bemerkung, dafs mit Ausnahme der Putzmacherei ($29,^{885}$ %) und Steinschneiderei und Petschaftstecherei ($23,^{626}$ %) die gröfsten Zunahme-Procente in Gewerken zu finden sind, welche nicht dem Luxus angehören.

Einen ganz besonders starken Aufschwung hat aber die Runkelrüben-Zuckerfabrication genommen. Nach einer Mittheilung des Vfs. (S. 140—144) waren a. 1836 Runkelrüben-Zuckerfabriken

	In Thätigkeit begriffen.	*In den Anlagen begriffen.*
In Preufsen	17 — — —	44 — —
In den andern Vereinsländern	4 — — —	22 — —

Um jedoch einzelne ältere Gewerkszweige anzuführen, an denen eine beträchtliche Zunahme der Production zu ersehen ist, wählen wir folgende.

Das *Baumwollengeschäft*, als dasjenige, aus dessen Erweiterung man am entschiedensten auf die Zunahme der Cultur, Civilisation und des Gewerkswesens schliefsen kann, macht in Preufsen und im Zollverbande grofse Fortschritte.

Es verbleiben zur innern Verarbeitung:

a. 1828 im Königr. Pr.	4,242,260 Pf. roher Baumwolle.
a. $18\frac{32}{33}$ im preufs.-hessischen Zollverbande	4,660,260 — — —
a. $18\frac{34}{35}$ im gröfseren Zollverbande	13,237,730 — — —

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preussischen Staate und im deutschen Zollverbande von 1831 *bis* 1836. *Aus amtlichen Quellen dargestellt von Dr. C. F. W. Dieterici.*

(Fortsetzung.)

Es wurden aber nach Consulatberichten in Hamburg eingeführt:

a. 1828 = 8,726,700 Pfund roher Baumwolle
a. 1832 = 10,857,900 — — —
a. 1834 = 13,548,900 — — —
a. 1836 = 19,785,600 — — —

woraus hervorgeht, dafs fast die ganze Summe der Einfuhr von 1834 im Zollverbande, und wie früher wenigstens im Durchschnitte die Hälfte derselben im Königreiche Preufsen verarbeitet wird. Unter den Zollvereinsstaaten führten a. 1835 an roher Baumwolle ein:

Preufsen 110,996 Ctnr. 46 Pf., die andern Zollvereinsstaten 10,016 Ctnr. 26 Pf., der Zollverband im Ganzen 121,012 Ctnr. 26 Pf., wovon also durch Preufsen allein $\frac{11}{12}$ eingegangen sind.

An Baumwollengarnen verschiedener Art verblieben zur inländischen Verarbeitung

a. 1828 im preufsischen Staate = 93,511 Ctnr.
a. $18\frac{29}{31}$ durchschnittlich = 107,616$\frac{2}{3}$ —
a. $18\frac{32}{33}$ im preufs.-hessisch. Zollverb. = 113,858 —
a. $18\frac{34}{35}$ im gröfseren Zollverbande = 207,521 —
a. 1836 — — = 277,266 —

Daraus ergibt sich ganz klar die Zunahme der Baumwollenfabrikation im Königreiche Preufsen und im Zollverbande. Es wurde an Baumwollengarnen a. 1835 eingeführt: in Preufsen 170,290 Ctnr. 95 Pf.; in den anderen Zollvereinsstaaten 81,048 Ctnr. 75 Pf.; im ganzen Zollverbande 251,339 Ctnr. 60 Pf., also hiervon $\frac{2}{3}$ durch das Königreich Preufsen (Dieterici S. 309—318). Die Baumwolle verliert bei der Verarbeitung $\frac{1}{11}$ an Gewicht, und hierauf gestützt nimmt Dieterici (S. 317) für das Jahr im Durchschnitte von $18\frac{29}{31}$ im Königreich Preufsen in runden Summen an:

4,450,000 Pfd. Garn aus roher Baumwolle
11,840,000 — eingeführtes Garn
16,290,000 Pfunde zusammen

und im Zollverbande für $18\frac{34}{35}$

12,034,000 Pfd. Garn aus roher Baumwolle
22,827,000 — eingeführtes Garn
34,861,000 Pfunde zusammen.

Nimmt man nun mit demselben (S. 393) bei der Verarbeitung der Garne 25 % Verlust an, so verbleiben für $18\frac{29}{31}$ im Durchschnitte jährlich für das Königreich Preufsen 12,217,500 Pfd. Baumwollenwaaren; zieht man hiervon noch die Mehrausfuhr von $18\frac{29}{31}$ jährlich mit 689,920 Pfd. ab, so werden im Königreiche Preufsen nebst Anhalt, Sondershausen u. dgl. im Durchschnitte jährlich p. Kopf 0,87 Pfd. oder p. Familie zu 5 Personen $4,^{35}$ Pfunde Baumwollenwaare gebraucht. Allein weder Preufsen allein noch der Zollverband verbraucht alle daselbst fabricirten Baumwollenwaaren, sondern es betrug die Mehrausfuhr an solchen inländischen Fabrikaten in Preufsen und im Zollvereine a. $18\frac{29}{31}$ = 6,272 Ctnr., a. 1836 aber 70,766 Ctnr. Die andern absoluten Zahlen sind bei Dieterici angegeben, und es ergibt sich daraus, dafs die Mehrausfuhr von a. $18\frac{29}{31}$ bis 1835 wie $1 : 10,^{8}$ und von a. 1832 bis 1835 wie $1 : 5,^{8}$ zugenommen hat. Hieran war zuerst der Anschlufs von Hessen-Darmstadt, und dann jener von Sachsen die Ursache, dessen Baumwollenfabrikate europäischen Ruf haben.

Was aber das Königreich Preufsen allein anbelangt, so ist es höchst bemerkenswerth, die Zunahme der Baumwollenfabrikation aus der Vermehrung der Zahl der Webestühle für Baumwollenzeuge zu ermessen. Es waren im Königreiche Preufsen a. 1825 zwar schon 22,139 solche Webestühle, aber a. 1834 bereits

31,759 solche im Gange. Besonders interessant ist aber eine Vergleichung der Provinzen hiernach. So nahm die Zahl derselben in der Provinz Preufsen ab, aber in Pommern, wo a. 1825 noch keiner im Gange gewesen war, sind a. 1834 doch erst 8 vorhanden. Auffallend ist die ungemein starke Vermehrung derselben in Schlesien von 5,884 auf 12,425, wo sich also die Zahl mehr als verdoppelte.

Des Gegensatzes wegen können wir der Versuchung nicht widerstehen, diejenigen Zahlenverhältnisse zur Vergleichung hier anzugeben, welche das Baumwollengeschäft Grofsbritanniens betreffen. Es kann von den ungeheueren Zahlen, welche dieses Land aufweist, da sowohl im Königr. Preufsen als auch im ganzen Zollverbande dasselbe Geschäft gar sehr in der Erweiterung begriffen ist, kein anderer, diesen Ländern zum Nachtheile gereichender, Schlufs gezogen werden, als der, dafs sie gegen Grofsbritannien noch darin zurückstehen. Die Lage und der frühere Alleinhandel dieses Landes mit den einschlägigen Rohstoffen und Fabrikaten haben diesem Lande vorzüglich den so ungeheueren Aufschwung möglich gemacht. Indessen scheint es uns nur um so bemerkenswerther zu sein, dafs Preufsen und die anderen Vereinsstaaten es trotz der riesenmäfsigen Gestaltung des brittischen Baumwollengeschäftes, ohne ein solches Ausschlufssystem zu bewahren, wie das brittische ist, zu einem solchen Aufschwunge desselben Geschäftes gebracht haben. Wir wollen sehen, welche Mittel Grofsbritannien ergreifen wird, um die Folgen einer solchen Concurrenz des Continents auszugleichen.

Es wurden nach Marshall *) in Grofsbritannien an Baumwolle

im Jahre.	*Eingeführt.*	*Für inneren Verbrauch behalten.*	*Ausgeführt nach Ireland u. ins Ausland.*
1790	34,418,528	30,574,374	844,154 Pfunde
1831	280,249,600	257,941,045	22,308,555 — **)

Es wurde aber an Baumwollengarnen ausgeführt ***):

Im Jahre.	*Nach Deutschland.*	*Ueberhaupt.*
1814	6,967,842	12,782,354 Pfunde
1828	17,233,115	50,505,751 —
1831	nicht angegeben	75,325,667 —

) Digest. II. 121. 112. 113.

**) Vom J. 1825 an ist die Ausfuhr nach Ireland nicht mehr getrennt, also gelten die Zahlen für 1831 vom ganzen vereinigten Königreiche.

***) *Marshall* Digest. II. 49. 121*. 122.

Die Ausfuhr an Baumwollenwaaren ist in ähnlichem Grade bedeutend *). Indessen hat sich schon folgende Abnahme daran eingestellt. Die Ausfuhr betrug

	An gedrucktem Calico.	*Nach Deutschland.*	*An Mousselinen.*
a. 1820	24,572,169 Yards		5,531,745 Yards
a. 1826	24,070,038 —		5,063,011 —

An Barchent, Sammt u. dgl.

a. 1820 = 7,479,403 Yards

a. 1826 = 4,235,441 —

Es mufs nun wohl der nächsten Zeit überlassen werden, um zu entscheiden, wie sich die Einfuhr an Erzeugnissen des britischen Baumwollengeschäftes nach Deutschland stellen wird, da dasselbe sich in Deutschland so bedeutend hebt **).

Wollen wir es aber versuchen, zu berechnen, wie viel Baumwollenzeug in Grofsbritannien und Ireland auf den Kopf der Bevölkerung kommt, so ist das Jahr 1831 dazu sehr geeignet.

Der inländische Verbrauch an Baumwolle für genanntes Jahr ist angegeben zu 257,941,045 Pf. Baumwolle.

Der inländische Verbrauch an Baumwolle für genanntes Jahr ist angegeben zu	257,941,045 Pf. Baumwolle.
Bei der Verarbeitung zu Garn gehen 10 % nach Marshall verloren, also ergeben sich nach Abzug von	25,794,104 — —
Baumwollengarn	232,146,931 Pf.
Es wurden aber ausgeführt	75,325,667 —
und blieben Rest für inländischen Gebrauch .	156,821,264 Pf. Baumw. Garn.
Da bei dessen Verarbeitung zu Zeugen 25 % Abgang zu rechnen sind, so ergeben sich nach Abzug von	29,205,316 — — —
Baumwollenzeuge	127,615,948 Pf.
Es wurden a. 1831 für 33,682,476 L. St. Baumwollenzeuge ausgeführt. Setzt man 2½ Pf. Baumwolle in denselben = 1 L. St. (Marshall II. 113. 121 *), so ist dies gleich zu setzen .	84,206,190 — — —
nach deren Abzug ein Rest von	43,409,748 Pf. in B. W. Zeug.

*) *Marshall* Digest. II. 50—51.

**) Die Zahlenangaben der Ausfuhr nach Deutschland sind insoweit nicht g a n z genau, weil auch die Ausfuhr nach Schweden u. s. w. damit vereinigt ist.

übrig bleibt, der für die inländische Consumtion an Baumwollenzeugen anzunehmen sein dürfte. Diese Summe auf die Bevölkerung von a. 1831 = 24,309,970 S. angeschlagen, ergibt sich auf den Kopf ein Gebrauch von 1,^{78} Pf. englisch oder 1,^{70} Pf. preufsisch an Baumwollenzeugen, oder für die Familie zu 5 Personen ein solcher von 8,^{5} Pf., also fast gerade noch einmal so viel als im Königreiche Preufsen. Die Berechnung des Hrn. Dieterici für das Jahr 1830 ergibt 9,^{5} Pf. (S. 394) nach Mac Cullochs Angaben. Indessen gereicht dieses Resultat Preufsen nicht zum Nachtheile, weil in Grosbritannien für die nächste Leibwäsche, welche in Preufsen aus Leinewand besteht, fast nur Baumwollenzeug genommen wird.

Nach dem Baumwollengeschäfte verdient das *Schaafwollengeschäft* die nächste Erwähnung. Auch dies ist in sehr bedeutender Zunahme begriffen. Nach Dieterici's (S. 327) Berechnungen stellt sich folgendes Hauptergebnifs über die Wolleproduction und Wolleverarbeitung im Königreiche Preufsen heraus.

	a. 1831.	*a.* 1834.
Inländische Wolleproduct.	25,853,527 Pf.	27,825,402 Pf.
Mehrausfuhr über d. Einf.	4,081,330 —	5,269,094 —
Also Verarbeitung	21,772,197 Pf.	22,556,308 Pf.
Oder bei einer Bevölk.	13,038,960 Seel.	13,509,937 Seel.
auf den Kopf . . .	1,^{669} Pf. . .	1,^{671} Pf.

Es war nämlich in Preufsen:	a. 1831	a. 1835
die Einfuhr an Wolle	33,349 Ctnr.	84,464 Ctnr.
die Ausfuhr — —	70,452 —	115,511 —
Im ganzen Zollvereine:	a. 1832	a. 1835
die Einfuhr an Wolle	99,441 Ctnr.	112,184 Ctnr.
die Ausfuhr — —	99,637 —	150,428 —

Mehr aber als hieran ist die Zunahme des Wollegeschäfts im Königreiche Preufsen an der Zunahme der Zahl der Webstühle in Wolle zu erkennen. Es waren in Gang (Dieterici S. 400)

Webestühle:	a. 1831	a. 1834
Gewerbsweise	15,360	15,075
zur Nebenbeschäftigung	2,693	3,549
zusammen	18,053	18,624

Es gereicht aber Deutschland zu besonderem Nutzen und zum Ruhme, dafs Grofsbrit. in Betreff der Wolleeinfuhr von demselben eben so abhängig ist, wie Deutschl. von diesem in Betreff der Baumwolleneinfuhr. Es betrug nämlich die Wolleinfuhr Grofsbritanniens *)

	Aus Deutschland allein.	*Im Ganzen aber*
a. 1796 . . .	14,242 Pf.	3,493,219 Pf.
a. 1831 .	22,437,022 —	31,679,612 —

Hiernach bezieht Grofsbritannien jetzt zwei Drittheile seiner Wolleinfuhr und drüber aus Deutschland und die deutsche Wollausfuhr nach jenem Staate hat sich seit a. 1800, also in 31 Jahren auf mehr als das 54fache gehoben.

Es waren aber *) a. 1800 in England allein schon 17,749,359 Stück schürige Schaafe vorhanden. Seit diesem Jahre hat sich die Schaafzahl daselbst beträchtlich vermehrt. Rechnen wir in 30 Jahren, jede Art und jedes Alter der Schaafe und den Zuwachs zusammen genommen, auf 26 Mill. Stücke, so wird diese Zahl nicht zu grofs sein. In Schottland betrug **) die Schaafszahl a. 1811 = 2,851,327 Stück, die Schätzung Mac Cullochs, wornach sie a. 1830 auf 3,500,000 Stück gestanden haben werde, ist ebenfalls nicht übertrieben. Rechnet man endlich für Ireland noch 2,000,000 Stück Schaafe, so ergibt sich für das vereinigte Königreich ein Schaafstand von 31 bis 32 Millionen. Die Vliefse der kurzwolligeu Schaafe wogen in diesem Lande a. 1828 nach Marshall's Angaben im Durchschnitte 4,^{5} Pf., die langwolligen aber 6,^{5} Pfund, also die Vliefse im Durchschnitte 5,^{5} Pf. Hiernach würden 31 Mill. Schaafe 170,500,000 Pf. Wolle abwerfen. Nimmt man daher die britische Wollproduction mit Marshall auch nur zu 160 Mill. Pf. an, so kommt auf den Kopf der Bevölkerung von 1831 ein Satz von 6,^{582} Pf. Wolle inländischer Production. Da aber a. 1831 auch 31,679,612 Pf. eingeführt, und 3,484,275 Pf. ausgeführt wurden, so stellt sich eine Mehreinfuhr von 28,195,337 Pf. heraus, welche auf die Bevölkerung vertheilt einen Kopfsatz eingeführter Wolle von 1,^{159} Pf. ergeben, die mit obigen 6,^{582} Pf. vereinigt, auf den Kopf 7,^{561} Pf. auswerfen, die verarbeitet wurden. Dies ist also 3,^{5} mal so viel als in demselben Deutschland, welches diesem Lande im Durchschnitte von 18$\frac{30}{31}$ über 24 Mill. Pf. Wolle zuführt.

Diese Berechnung haben wir nun zwar auch zur Vergleichung, vorzüglich aber deshalb angestellt, um zu zeigen, dafs Hr. Dieterici (S. 321), wo er die britische Wollproduction bei angenommenen 32 Mill. Schaa-

*) *Marshall* Digest. II. 115.

*) *Marshall* Digest. II. 118.

**) *Marshall* II. 16.

fen nach deutschem Vliefsertrage (von 2,² Pf. p. Vliefs) auf nur 70,400,000 Pf. schätzt, wohl sehr bedeutend unter der Wirklichkeit geblieben sein dürfte.

Wir müssen uns des Raumes wegen, da uns noch die Betrachtung der landwirthschaftlichen Zweige und der Consumtion bevorsteht, mit diesen Erörterungen des Gewerbswesens begnügen.

Nicht weniger als die Fabrication ist aber auch die *Landwirthschaft* im Aufschwung. Was zunächst die *Getreide*-Production anbelangt, so hat Hoffmann (Staztg. 1838 N. 85 u. 86) aus der Abnahme der Getreidepreise in den 14jährigen Durchschnitten von $18\frac{16}{29}$ und $18\frac{24}{37}$ gezeigt, dafs die Verbesserung der Bodenbenutzung und die Vermehrung der Getreideproduction die Ursachen dieser Erscheinung sind. Jene Preise sind nach seiner Ermittelung während jener Perioden im preufs. Staate gefallen

bei Weitzen	um	$14\frac{2}{7}$ %
— Roggen	—	$13\frac{1}{2}$ %
— Gerste	—	12 %
— Hafer	—	$10\frac{13}{17}$ %

Selbst aber auch die neuesten Preisdurchschnitte einzelner Jahre zeigen ein auffallendes Sinken. Die Durchschnittspreise der Getreide waren im preufs. Staate, wie folgt:

Für den Scheffel.	*Weitzen.*	*Roggen.*	*Gerste.*	*Hafer.*
a. 1831.	$78\frac{9}{12}$	$55\frac{4}{12}$	$36\frac{6}{12}$	$27\frac{8}{12}$
a. 1836.	$43\frac{3}{12}$	$29\frac{3}{12}$	$24\frac{10}{12}$	$18\frac{1}{12}$

Dabei hat aber die Einfuhr an Getreide bedeutend abgenommen, und die Ausfuhr ist sehr gestiegen. Es mufs daher, wenn man dies in Erwägung zieht, dieses lange her schon Statt findende Sinken der Preise nur um so auffallender sein, als die Bevölkerung stetig im Steigen ist und der Kartoffelbau sehr zugenommen hat (Dieterici S. 266, 268, 474).

In der *Wein*-Production erweisen die amtlichen Zahlenangaben ebenfalls eine sehr bedeutende Vermehrung. Dies zeigen folgende (von Dieterici S. 200 mitgetheilte) Tabellen. Es waren in folgenden Provinzen des preufs. Staats, welche steuerbaren Wein bauen, zu Weinbau verwendet:

Provinzen.	*a.* 1832.		1835.	
Posen . . .	546 Morg.	76 R.	709 M.	128 R.
Schlesien . .	4619 —	25 —	5483 —	84 —
Brandenburg	4046 —	60 —	4098 —	15 —
Sachsen . .	3285 —	106 —	3581 —	133 —
Rheinprovinz	48632 —	9 —	49575 —	— —
zusammen	61129 Morg.	96 R.	63448 Morg.	

Und es wurde an Weinmost und resp. Wein gewonnen, nach Abzug von 15 Procent, wie folgt:

Provinzen.	*a.* 1832.		1835.	
Posen	418	Eimer	4,336	Eimer
Schlesien . .	11,558	—	55,278	—
Brandenburg	7,009	—	21,828	—
Sachsen . .	8,883	—	29,026	—
Rheinprovinz	295,093	—	692,135	—
zusammen	322,961	Eimer	802,603	Eimer.

Weil das Erträgnifs nach Menge und Güte beim Weinbau sehr veränderlich ist, so ist die Gröfse der angebauten Fläche der tauglichere Maafsstab zur Schätzung der Weincultur. Es wäre jedoch sehr wünschenswerth, bei künftigen officiellen Aufzeichnungen, auch den Bestand der Traubensorten nach dem Flächengehalte angegeben zu sehen. Denn gerade aus der Wahl der Sorten und aus der Erziehungsmethode ist vorzüglich auf den Stand der Weincultur zu schliefsen. Aber das Steigen des Erträgnisses ist denn doch in diesen 4 Jahren auffallend.

Was den *Tabacksbau* betrifft, so ist derselbe seit dem J. 1830 ebenfalls in der Zunahme begriffen. Die mit versteuertem Taback bepflanzte Grundfläche betrug im Preufsischen Staate:

1827 = 39,141 Morgen
1828 = 29,813 —
1829 = 26,867 —
1835 = 39,205 —

Dabei ist aber zu bemerken, dafs noch sehr viel Taback auf kleinen Flächen gebaut wird, der keiner Steuer unterliegt, denn der kleine Bauer pflanzt sich seinen Taback für eigenen Verbrauch auf kleinen Grundstücken selbst. Bis a. 1827 waren Tabacksflächen von 5 Quadratruthen und weniger steuerfrei, seit a. 1828 aber wurde diese Fläche auf 6 Quadratruthen erhöhet.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preussischen Staate und im deutschen Zollverbande von 1831 *bis* 1836. *Aus amtlichen Quellen dargestellt von Dr. C. F. W. Dieterici.*

(Fortsetzung.)

Daher kommt nicht nur die Abnahme der steuerbaren Tabacksflächen in den zwei nächsten Jahren 1828 und 1829, sondern es ist auch offenbar, dafs der Tabacksbau seitdem zugenommen hat, indem neben der Zunahme des nichtsteuerpflichtigen Tabacksbaues auch der steuerpflichtige Tabacksbau theils über theils auf die Ausdehnung von a. 1827 wieder gestiegen ist. Dazu kommt noch, dafs der Tabackssteuer-Ertrag von 1827 bis 1835 um 12⅔ gestiegen ist. Die Tabackssteuer ist nach 4 Tabacksklassen eingetheilt, und es kommen von 1000 Morgen Tabacksland im J. 1835

34	Morgen auf die	I. Klasse
108	— — —	II. —
725	— — —	III. —
133	— — —	IV. —

woraus hervorgeht, dafs bei weitem die gröfste Menge Taback aus der III. Klasse gebaut wird. (Dieterici S. 214—215).

Die *Viehzucht* ist ebenfalls beträchtlich im Wachsen begriffen. Es waren nach den Zählungen in folgenden Jahren folgende Stückzahlen vorhanden:

Viehgattungen,	a. 1828.	1834.
Stiere . . .	61,228	66,567
Ochsen . .	681,656	73,605
Kühe . .	2,501,262	2,635,925
Jungvieh .	1,123,813	1,338,734
Kälber . .	2,501,262	2,635,925
Schaafe .	12,611,937	12,647,910
Ziegen . .	198,740	263,303
Schweine .	1,667,219	1,941,209

Es ist zwar zwischen d. J. 1828 und 1831 eine Abnahme, und zwischen d. J. 1828 und 1834 nur eine unbedeutende Zunahme der Stückzahl der Schaafe vorhanden, woraus man leicht auf Abnahme oder doch wenigstens sehr geringe Schwunghaftigkeit der Schaafzucht schliefsen zu können glauben dürfte. Allein eine Vergleichung der Hauptbestandtheile jener Gesammtzahl der Schaafe in den angeführten Jahren zeigt, dafs just in der Schaafzucht vorzügliche innere Verbesserungen vorgehen. Es waren nämlich vorhanden:

	a. 1828.	1831.	1834.
Merinos	2,378,717	2,397,171	2,831,553
Halbvered. Schaafe	5,187,249	5,301,385	5,839,333
Landschaafe . .	5,045,971	4,053,047	3,977,024
Summa	12,611,937	11,751,603	12,667,910

Es wird aber kein Zweifel bestehen darüber, dafs der Werth der Zunahme dem Werthe der Abnahme wenigstens gleich steht. (Dieterici S. 230, 236).

Es scheint uns demnach kein Zweifel darüber obwalten zu können, dafs die *gewerbliche Thätigkeit* in der Preufsischen Monarchie, was die Hauptgewerbe, welche mit der Verzehrung im unmittelbarsten Zusammenhange stehen, betrifft, im Steigen begriffen ist. Ist nun hieraus und der *Zunahme der Bevölkerung* auf die Vermehrung des Volkswohlstandes mit einiger Sicherheit zu schliefsen, so erhebt die *steigende und grofse Verzehrung*, namentlich im Vereine mit den so eben erwähnten Anzeichen, jenen Schlufs über jeden Zweifel. Wir nehmen zur Vergleichung folgende wichtige Verzehrsgegenstände heraus, welche von allen oder fast allen Ständen des Landes consumirt werden.

Der *Zucker* und *Syrup* sind Gegenstände ganz allgemeiner Verzehrung. Von der Menge davon, welche p. Kopf verzehrt wird, läfst sich mit vieler Sicherheit auf die Allgemeinheit des Wohlstandes unter dem Volke schliefsen. Die Consumtion an Zucker und Syrup betrug (nach Dieterici S. 145) p. Kopf im Preu-

fsischen Staate in folgenden Jahren zu Pfunden berechnet, wie folgt:

Provinzen.	*Stoffe.*	1825.	1830.	*Stoffe.*	1825.	1830.
Oestl. Prov.	Zucker	2,849	3,879	Syrup	1,178	1,140
Westl. Prov.	—	2,209	3,546	—	0,009	0,003
	zusammen	2,677	3,790		0,863	0,834

In den sämmtlichen Ländern des deutschen Zollvereins stellt sich aber die Consumtion an Zucker und Syrup p. Kopf in folgenden Jahren folgendermafsen hervor:

Bestandth. d. Vereins.	*Stoffe.*	1831.	1836.	*Stoffe.*	1831.	1836.
Oestl. Preufs. und dazu gerechnete Vereinslande	Zucker	7,191		Syrup	1,508	
Westl. Preufs. und dazu gerechnete Vereinslande	—	3,737		—	0,005	
	zusammen	6,115	4,195		1,040	0,096

Von den Bemerkungen, welche über diese zwei Tabellen zu machen sind, wollen wir nur die hier anführen, dafs eine Zunahme der Zuckerconsumtion in Preufsen mit einer Abnahme der Syrupconsumtion Hand in Hand geht. Wegen andrer Bemerkungen ist Dieterici selbst S. 147—148 nachzusehen. Jedenfalls ist aber diese Vertauschung der Consumtion des Zuckers mit jener des Syrup an sich schon ein Beweis von zunehmendem Wohlleben in diesen Genüssen. Wir haben eine Berechnung der Zuckerconsumtion in *Grofsbritannien* nach den Angaben bei Marshall (I. 12, II. 79) angestellt. Nach derselben war die Bevölkerung Grofsbritanniens und dessen Zuckerconsumtion in folgenden Jahren wie folgt:

	a. 1811	1821	1831
Bevölker. nebst der Armee und Marine zusammen . .	12,569,504	14,391,633	16,575,605
Zuckercons. — Pf.	361,187,488	293,544,944	400,888,912
Macht p. Kopf — Pf. =	28,735	20,396	24,155
In Preufs. Pfunden*) =	27,8643	19,7780	23,2460

So ungeheuer grofs diese Zuckerconsumtion in Grofsbritannien ist, so sehr gering ist dieselbe in Ireland. Obgleich keine genaue Berechnung hierüber möglich, und die von Dieterici angeführte Schätzung von Mac-Culloch immerhin sehr unzuverlässig ist, so darf man doch annehmen, dafs von der gesammten Zuckerconsumtion des vereinigten Königreichs Grofsbritannien und Ireland nur $\frac{1}{6}$ auf Ireland kommt, was indessen in Ireland auf den Kopf immerhin 7—8 Pf. ausmacht, während Dieterici nach Mac-Culloch die Consumtion p. Kopf in Ireland auf nur $5\frac{1}{2}$ Pf. berechnet. Bei allen diesen Berechnungen über Grofsbritannien und Ireland ist aber weder der Syrup noch unreiner Zucker mitbegriffen.

Der *Kaffee* steht als allgemeiner Consumtionsgegenstand auf gleicher Stufe mit dem Zucker. Von der Gröfse der Kaffeeverzehrung darf man eben so auf den Volkswohlstand schliefsen. Dieselbe betrug (Dieterici S. 174—175) im Königreiche Preufsen in folgenden Jahren p. Kopf:

In den		a. 1823	1830
Oestlichen Provinzen	— Pf.	1,097	2,002
Westlichen Provinzen	— —	2,237	2,869
	zusammen	1,406	2,209

Die Kaffeeverzehrung betrug aber in den Zollvereinsstaaten p. Kopf in folgenden Jahren:

		a. 1831	1836
In den östl. preufs. Prov. und den dazu gehörenden Zollvereinslanden	— Pf.	2,054	
In den westl. preufs. Prov. nebst dazu gehörigen Zollvereinsstaaten	— Pfund	2,833	
	zusammen	2,297	2,267

Also auch in der Kaffeeconsumtion fand eine sehr bedeutende Zunahme Statt. Jedenfalls im Königreiche Preufsen bis a. 1830. In den sämmtlichen Zollvereinsstaaten aber stellt sich eine Abnahme ein vom J. 1831 bis 1836. Allein diese Abnahme des Kopfsatzes scheint ihre Veranlassung mehr in den östlichen preufsischen Provinzen nebst Zugehör zu finden, als in dem Steigen der Bevölkerung des Vereinsgebietes, durch den Zutritt neuer Staaten. In den westlichen Theilen ist die Zunahme der Kaffeeconsumtion stetig von a. 1823 bis 1836, aber in den östlichen Provinzen stellen sich zwei aufserordentliche Kopfsätze in den Jahren 1830 und 1831 ein. Dieterici erklärt sie nicht, und wir wagen ihre Erklärung nicht.

Wir versuchten es, auch hier Grofsbritannien und Ireland, so weit die Angaben reichen, zur Vergleichung beizuziehen. Es wurde im vereinigten Königreiche Grofsbritannien und Ireland (Marshall II. 154) a. 1827 = 15,560,117 Pf. a. 1831 = 22,715,907 Pf. Kaffee

*) 1 Pfund englisch = 0,9697 preufsisch.

verzehrt. Die Bevölkerung Grofsbritanniens und Irelands zusammen betrug a. 1831 = 24,309,970 Seelen. Folglich ergibt sich ein Kopfsatz der Kaffeeconsumtion von 0,^{9344} Pf. englisch oder 0,^{9060} Pf. preufsisch. Diese geringe Consumtion fällt gegen die deutsche stark auf, indessen wäre sehr zu wünschen, dafs man für jedes dieser beiden Länder eine besondere Berechnung anstellen könnte, denn auch die Kaffeeconsumtion wird wohl in Ireland geringer sein als in Grofsbritannien.

Der *Taback* ist in Deutschland ein allgemeiner Genufsgegenstand. Dieterici (S. 213) berechnet die Menge Taback, welche per Kopf in Preufsen verzehrt wird, auf 3,^{3} Pf. preufsisch. Dieser Kopfsatz ist sehr grofs und beweist für die Höhe des Volkswohlstandes sehr bedeutend, denn es kann also auf diesen Genufs viel verwendet werden. Was aber der Verf. ferner behauptet, nämlich, dafs „die Gewohnheit des Rauchens mit Ausschlufs der Matrosen in Altengland bei dem gemeinen Mann seltener und nur in Schottland und Ireland häufiger sei," scheint uns sich in den Zahlen nicht zu bestätigen. Folgendes Ergebnifs, das auf die Angaben bei Marshall (I. 12, 15 II. 263) berechnet ist, scheint uns das Gegentheil zu beweisen. Die Bevölkerung betrug:

Im J.	*In Engl. u. Wales.*	*In Schottl.*	*In ganz Grofsbr. nebst d. Armee u. Marine.*
1801.	8,872,710	1,599,068	10,941,778
1811.	10,163,316	1,805,688	12,609,504
1821.	11,978,877	2,093,456	14,391,633

In Ireland aber a. 1805 = 5,395,456
1823 = 6,801,827

Im vereinigten Königreiche a. 1831 = 24,309,970 nebst Armee und Marine. Es wurde an Taback verbraucht:

Im J.	*In Engl. u. Wales.*	*In Schottl.*	*In ganz Grofsbr. nebst Armee und Marine.*
1801.	Pf. 11,046,333	1,573,730	12,620,063
1811.	— 14,329,766	1,648,050	15,977,816
1821.	— 11,773,528	1,413,681	13,187,209

In Ireland wurde an Taback verzehrt im Ganzen:

a. 1805 = 5,344,907 Pfund
— 1813 = 6,440,917 —
— 1823 = 3,323,371 —

Aus diesen Zahlen berechneten wir die Tabacksconsumtion p. Kopf wie folgt:

Im J.	*In Engl. u. Wales.*	*In Schottl.*	*In ganz Grofsbrit. nebst Armee u. Marine.*
1801.	Pf. 1,^{24}	0,^{98}	1,^{15}
1811.	— 1,^{40}	0,^{91}	1,^{26}
1821.	— 0,^{98}	0,^{67}	0,^{795}

Im Jahre.	*In Ireland.*
1805.	Pf. 0,^{99}
1823.	— 0,^{91}

Hieraus geht hervor, dafs in England, wo das Rauchen unter den gebildeten Ständen eine Ausnahme ist, mehr Taback geraucht wird, als in allen andern Theilen des britischen vereinigten Königreichs. Zugleich aber, dafs die Tabacksconsumtion in den 20 Jahren 18$\frac{01}{21}$ abgenommen hat. Von a. 1831 fehlen die Spezialangaben.

Das *Fleisch* ist ein solcher Consumtionsartikel, von dessen starker Verzehrung man mit grofser Sicherheit auf die Höhe des Volkswohlstandes schliefsen darf. Die Zusammenstellungen und Berechnungen, welche der Vf. hierüber mitgetheilt hat (S. 223—243) gehören zu den interessantesten des ganzen Buches. Es ergibt sich daraus vor allem Andern folgende Verschiedenheit der Fleischconsumtion in den schlacht- und mehlsteuerpflichtigen Städten des preufs. Staats a. 1831.

Provinzen.	*Durchschnittl. Consumtion p. Kopf.*		*Provinzen.*	*Durchschnittl. Consumtion p. Kopf.*	
I. Preufsen.			V. Brandenb.	91 Pf.	30 L.
1) Ostpr.	81 Pf.	6 Lth.			
2) Westpr.	60 —	10 —			
II. Posen	69 —	29 —	VI. Sachsen	62 —	4 —
III. Pomm.	56 —	11 —	VII. Westph.	65 —	12 —
IV. Schles.	64 —	29 —	VIII. Rheinprv.	85 —	28 —
			Ueberhaupt	75 —	3 —

Die niedrige Zahl der Fleischconsumtion in Pommern findet ihre Hauptursache in der aufserordentlich grofsen Consumtion von Fischen und Gänsefleisch, welche keine Berechnung gestattet. Die Fische sind sehr wohlfeil und die Gänse, deren Fleisch auf vielerlei Arten zubereitet, verarbeitet und aufbewahrt wird, werden in den Haushaltungen zu Dutzenden geschlachtet. Wo kriegerische Besatzungen liegen, ist die Fleischconsumtion am höchsten. Hr. Dieterici berechnet aber die Fleischconsumtion p. Kopf der ganzen Bevölkerung für folgende Jahre wie folgt:

1) Consumtion an Fleisch von inländischem Viehe:
a. 1828 34,^{758} Pf. a. 1834 35,^{400} Pf,

2) Consumtion an Fleisch von ausländischem Viehe: a. 1828 $1,^{470}$ Pf. a. 1831 $1,^{112}$ Pf.

Die Fleischconsumtion ist also im Steigen begriffen, nur das Jahr 1831 zeigt, namentlich an Fleisch von ausländischem Vieh, eine geringere Consumtion, theils wegen der Cholera, theils wegen der Absperrungen gegen Polen. Im Ganzen kommen also jährlich 36—37 Pf. Fleisch auf den Kopf der Bevölkerung, und zwar in solcher Mischung, dafs darunter enthalten sind:

$47,^5$ %	Rindfleisch
$15,^2$ —	Kalbfleisch
$13,^6$ —	Hammelfleisch
$0,^3$ —	Ziegenfleisch
$23,^4$ —	Schweinefleisch
sind 100 %	

Nimmt man auch nur 30 Pf. p. Kopf an, so macht dies auf die Familie zu 5 Köpfen 150 Pf. jährlich, oder etwa 3 Pf. wöchentlich, „so dafs ein Mal, vielleicht auch zwei Mal wöchentlich hiernach jede Familie, auch die des ärmsten Taglöhners, Fleischnahrung haben dürfte, wie weit wir auch von *täglicher* Fleischnahrung für die ganze Nation noch entfernt sind." (Dieterici S. 234).

Es ist sehr zu bedauern, dafs uns Mittheilungen über Grofsbritannien fehlen, aus denen eine genügende Darstellung der dortigen Fleischconsumtion gegeben werden könnte. Für London allein liefse sich eine solche bewerkstelligen, allein dies ist nicht hinreichend. Die neuesten officiellen Berichte über die Armuthsverhältnisse in Ireland, und die früheren über das Armenwesen in England, stellen im Allgemeinen heraus, dafs in Ireland die Fleischconsumtion aufserordentlich gering, in England aber aufserordentlich grofs ist.

Von dem *Getreide*verbrauch kann nicht wohl auf die Höhe des Volkswohlstandes geschlossen werden. Denn eine gewisse Quantität Getreide braucht verhältnifsmäfsig jede Bevölkerung nach nationaler Sitte und Gewohnheit, und über diejenige Menge Getreide, welche einmal nothwendig ist, wird auch nicht verzehrt, weil das Getreide ein nothwendiges Bedürfnifs ist und nicht mehr. Daher kommt denn auch die Erscheinung, dafs seit längerer Zeit in den meisten Ländern, wo Berechnungen über Production und Consumtion an Getreide vorgenommen werden, immerhin fast der gleiche Kopfsatz der Consumtion angenommen wird. Die Berechnungen, welche Ch. Smith a. 1760 anstellte, gelten jetzt in England noch ziemlich allgemein.

Alles auf Weitzen reducirt, so ergibt sich ungefähr 1 Quartre oder $5,^7$ Scheffel preufs. auf den Kopf. Nach Dieterici's officiellen Mittheilungen (S. 256—259) wurde von der städtischen Bevölkerung des Königreichs Preufsen a. 1831 verzehrt per Kopf:

in der Provinz:	*an Weitzen:*		*an Rogggen:*		*zusammen*	
1) Preufsen						
Ost- .	50 Pf.	17 Lth.	232 Pf.	14 L.	282 Pf.	31 L.
West- .	47 —	28 —	262 —	27 —	310 —	23 —
2) Posen . .	50 —	27 —	259 —	9 —	310 —	4 —
3) Pommern	75 —	19 —	240 —	17 —	316 —	4 —
4) Schlesien	44 —	2 —	266 —	12 —	310 —	14 —
5) Brandenb.	82 —	13 —	212 —	4 —	294 —	17 —
6) Sachsen .	65 —	18 —	277 —	19 —	343 —	5 —
7) Westphalen	73 —	14 —	223 —	5 —	296 —	19 —
8) Rheinprov.	68 —	25 —	226 —	3 —	294 —	28 —
zusammen	65 —	11 —	240 —	25 —	306 —	4 —

Dieterici glaubt nicht zu irren (S. 261), wenn er die *Total*-Consumtion an Getreide überhaupt für das Land der gefundenen städtischen gleichsetzt. Angenommen 1 Sch. Weitzen = 85 Pf. und 1 Sch. Roggen = 80 Pf., so sind $65\frac{11}{32}$ Pf. Weitzen = $0,^{769}$ Scheffel, und $240\frac{21}{32}$ Pf. Roggen = $3,^{010}$ Scheffel. Reducirt man nach dem Verhältnisse von 80 : 85 den Weitzen und Roggen gegenseitig, so ist $0,^{769}$ Sch. Weitzen = $0,^{817}$ Sch. Roggen; — und $3,^{010}$ Sch. Roggen = $2,^{833}$ Sch. Weitzen. So ergibt sich bei gänzlicher Reduction auf Weitzen ein Consumtionssatz p. Kopf = $3,^{602}$ Scheff. Weitzen, und bei gänzlicher Reduction auf Roggen ein solcher von $3,^{827}$ Sch. Roggen. Im Vergleiche mit England ist dies wenig der Quantität und der Qualität nach, denn in England herrscht das Weitzenbrod, und in Deutschland nur das Roggenbrod vor. Es hat schon viele Engländer und Franzosen gegeben, welche uns Deutsche deshalb, weil wir vorherrschend Roggenbrod essen, als im Wohlstand zurückstehend betrachteten. Allein dies ist ein grofser Irrthum, da es entschieden deutscher Nationalgeschmack ist, Roggenbrod zu essen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im preussischen Staate und im deutschen Zollverbande von 1831 *bis* 1836. *Aus amtlichen Quellen dargestellt von Dr. C. F. W. Dieterici.*

(Schluss).

Die geringe Menge aber von Getreide, die im Königreiche Preufsen verzehrt wird, spricht eben so wenig gegen den preufsischen Volkswohlstand. Denn es wäre für eine bedeutende Mehrproduction hinreichend Boden und für eine gröfsere Consumtion genug Stoff vorhanden. Der Ueberschufs der Ausfuhr über die Einfuhr an Getreide betrug a. 1831 im Königreiche Preufsen allein 3,014,786 Scheffel an Roggen, Gerste, Hafer u. dgl. und 3,340,923 Scheffel an Weitzen. Indessen darf man sich nicht verhehlen, welchen Einflufs die Kartoffel in Deutschland auf Verminderung der Getreideconsumtion ausgeübt hat; sie wird von allen Ständen in hohem Maafse genossen in den verschiedensten Gestalten und Zubereitungen. Hr. v. Hauer schlägt im Kreise Solingen den Kartoffelverzehr p. Kopf zu 9,¹⁹ Sch. an, welche an Nahrungsstoff = 2,⁸⁹⁷ Sch. Roggen zu setzen sind. Dürfte man ungefähr p. Kopf eine Verzehrung an Kartoffeln, welche den Nahrungsstoff von 2 Scheffeln Roggen enthielte, für das ganze Land annehmen, so würde sich auch eine Gesammtgetreideverzehrung in Roggen von 5,⁸ Sch. Roggen ergeben. Diese kommen nun zwar 5,⁷ Sch. Weitzen nicht ganz gleich, allein der Unterschied ist auch um so weniger beachtenswerth, als Roggenbrod national ist, wie eine herkömmliche Genügsamkeit des Deutschen.

Von dem Genusse *geistiger Getränke* darf man jedoch auf die Höhe des Volkswohlstandes schliefsen. Allein nicht von dem Genusse eines einzigen derselben, wie z. B. des Bieres oder Weines oder Branntweines, darf man ausgehen, sondern man mufs ihre Consumtion vergleichend betrachten. Denn die Erfahrung hat bestätigt, erstens, dafs vorzüglich in jeder Gegend dasjenige geistige Getränke am meisten genossen wird, dessen Production aus was immer für Gründen daselbst vorherrscht, und zweitens, dafs in Gegenden, wo zwei davon oder alle dreie producirt oder herbeigeführt werden, zeitgemäfs dasjenige vorherrschend verzehrt wird, welches zur Zeit am meisten gedieben ist. In Bierländern concurrirt immer der Wein mit dem Biere, in Weinländern das Bier mit dem Weine, und gedeiht der Wein besonders, so wird weniger Bier genossen; gedeiht aber der Wein weniger, so wendet sich die Consumtion dem Biere zu. Der Genufs des Branntweins weicht aber nach dem Mangel an andern geistigen Getränken, nach Sitte, und leider auch nach Entsittlichung ab, selbst in denjenigen Ländern und Gegenden, wo das eigenthümliche Klima seinen Genufs weniger schädlich und gewissermafsen nothwendig macht.

Was nun zunächst das *Bier* anbelangt, so ist es dasjenige Getränk, welches eben wegen der überall vorhandenen Möglichkeit der Fabrication am verbreitetsten in der Consumtion ist. Nach demselben kommt der *Branntwein*, dessen Verzehrung zunimmt, je weiter nach Norden die Gegenden liegen und je weiter entfernt von Weinländern sie sind. Der *Wein* wird aber in Weingegenden vorherrschend genossen, und sein Genufs nimmt auch in Nicht-Weingegenden zu, je mehr der Bezug desselben erleichtert wird.

Nach den offiziellen Angaben bei Dieterici (S. 277 u. 278 u. S. 302 u. 303) betrug a. 1831 die Consumtion an Bier und Branntwein in den preufsischen Provinzen p. Kopf, wie folgt:

Provinzen.	*Bier.*		*Branntwein.*	
1) Preufsen				
Ostpreufsen	20,³⁴	Quart.	9,⁷	Quart.
Westpr.	12,⁴⁶	—	8,⁸	—
2) Posen . .	9,⁶¹	—	6,⁸	—

Provinzen.	*Bier.*		*Branntwein.*	
3) Pommern .	11,^{31}	Quart.	10,^{4}	Quart.
4) Schlesien .	12,^{12}	—	7,^{5}	—
5) Brandenb.	26,^{48}	—	14,^{0}	—
6) Sachsen .	25,^{93}	—	9,^{0}	—
7) Westphalen	5,^{40}	—	3,^{7}	—
8) Rheinpreufs.	11,^{87}	—	5,^{4}	—
zusammen	15,^{19}	—	8,^{1}	—

An dieser Tabelle fällt uns zunächst auf, dafs die geringste Consumtion an Bier und Branntwein (in Westphalen) und die gröfste Consumtion an Bier und Branntwein (in Brandenburg) zusammenfallen; denn während in der Provinz Westphalen am wenigsten Wohlstand herrschen dürfte unter allen Provinzen der Monarchie, so schliefst Brandenburg die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs und ausgezeichnete Betriebsamkeit in Landwirthschaft, Fabrikation und Handel in sich. In Westphalen wird aber doch nur 45,^{9} %, und in Brandenburg 89,^{1} % mehr Bier als Branntwein verzehrt. Am nächsten kommen sich Bier- und Branntweinverzehrung in der Provinz Pommern, wo nur 8,^{8} % mehr Bier als Branntwein verzehrt wird. Der gröfste Unterschied herrscht in der Provinz Sachsen, wo 188,^{1} % mehr Bier als Branntwein consumirt wird. In Rheinpreufsen verbraucht die Bevölkerung p. Kopf 119^{8} % mehr Bier als Branntwein, in Schlesien aber 161,^{6} % mehr Bier als Branntwein. Diese drei Provinzen Schlesien, Sachsen und Rheinpreufsen scheinen auch des gröfsten Wohlstandes unter sämmtlichen preufsischen Provinzen zu geniefsen. In Ostpreufsen kommt auf den Kopf 109,^{6} %, in Westpreufsen aber nur 51,^{9} % mehr Bier als Branntwein. Es darf dabei nicht unberührt bleiben, dafs sich in Ostpreufsen viele Domänen und kleine Grundeigenthümer befinden. Vergleichen wir das Verhältnifs der Bier- und Branntweinconsumtion mit jenem der städtischen und ländlichen Bevölkerung, so dürfen wir folgende Tabelle aufstellen:

Provinzen.	*Verhältnifs der Branntwein- zur Bierconsumtion.*	*Verhältnifs der ländl. zur städtischen Bevölker.*
1) Preufsen:		
Ostpreufsen	1 : 2,^{096}	2,^{95} u. 8,^{00} : 1
Westpreufsen	1 : 1,^{516}	2,^{45} u. 4,^{00} : 1
2) Posen . .	1 : 1,^{413}	2,^{55} u. 3,^{41} : 1
3) Pommern .	1 : 1,^{088}	2,^{01} u. 4,^{00} : 1
4) Schlesien .	1 : 1,^{166}	4,^{29} : 1
5) Brandenburg	1 : 1,^{891}	1,^{42} : 1
6) Sachsen .	1 : 2,^{881}	1,^{91} : 1
7) Westphalen	1 : 1,^{459}	3,^{79} : 1
8) Rheinprovinz	1 : 2,^{198}	2,^{95} : 1

Es wäre zu wünschen, dafs für die Provinzen West- und Ostpreufsen, Posen und Pommern, für welche das Verhältnifs zwischen der städtischen und ländlichen Bevölkerung von Dieterici nur für die Regierungsbezirke berechnet ist, auch das Verhältnifs zwischen der Bier- und Branntweinconsumtion nach Regierungsbezirken berechnet wäre. Aber aus dieser Tabelle ergibt sich, dafs in der Provinz Brandenburg, wo die städtische Bevölkerung verhältnifsmäfsig zur ländlichen am gröfsten ist, absolut das meiste Bier und der meiste Branntwein genossen wird. Die relativ gröfste Bierconsumtion im Vergleiche mit der Branntweinconsumtion findet in der Provinz Sachsen Statt, wo die städtische Bevölkerung verhältnifsmäfsig zur ländlichen nur ein weniges kleiner ist als in der Provinz Brandenburg. In Schlesien dagegen, wo die ländliche Bevölkerung mehr denn viermal so grofs ist als die städtische, ist die Bierconsumtion um nicht viel gröfser als die Branntweinconsumtion. Fast eben so stellt es sich in der Provinz Westphalen heraus. In Rheinpreufsen verhält sich die Bier- zur Branntweinconsumtion fast eben so, wie die ländliche zur städtischen Bevölkerung. Wir wünschen sehr, dafs es Hrn. Dieterici bei etwaigen Nachträgen zu vorliegendem Buche möglich sein möchte, die Branntwein- und Bierconsumtion nach Verhältnifs der städtischen und ländlichen Bevölkerung p. Kopf zu berechnen. Die erste dieser Tabellen, welche aus des Vfs. Zusammenstellung entnommen ist, wurde auf den Steuerertrag hin berechnet. Der Vf. bemerkt daher mit Bezug auf den Branntwein mit Recht folgendes:

„Von dem Steuerertrag für den Kopf läfst sich aber auf die Verzehrung noch nicht schliefsen. Es wird viel Branntwein aus einer Provinz in die anderen versandt, viel Branntwein wird in Fabriken verbraucht, viel Spiritus zu mancherlei andern Zwecken in Haushaltungen verbrannt, und es folgt also keineswegs, dafs in der Provinz, in welcher eine gewisse Quantität fabricirt worden, dieselbe auch verzehrt werde. Indessen wird die Hauptverzehrung im Ganzen und Grofsen doch

Provinzenweis nach dem Steuerertrag sich vergleichungsweise immer schätzen lassen; die gefundenen Zahlen werden immer im Allgemeinen einen richtigen Anhalt gewähren, wenn auch genau die berechnete Summe nicht diejenige wäre, die für den Kopf anzunehmen ist. In dieser Beziehung kann es sehr auffallen, dafs Posen eine so niedrige Stelle einnimmt; Sachsen steht viel höher und hier sieht der Reisende seltener traurige Folgen des Trunks als im Posenschen. Es ist einfach, dafs, wenn der Landmann zum Frühstück, Mittag- und Abendbrod ein Glas Branntwein trinkt, dies ihm nicht schaden, im nördlichen Klima bei starker körperlicher Arbeit selbst zuträglich sein kann; wenn aber der gemeine Mann bei gröfserer Armuth die Woche hindurch Wasser trinkt, und Sonntags sich im Branntwein übernimmt, so sieht man Trunkene. Die mäfsige tägliche Verzehrung der Einwohner eines Landes führt die bedeutenden Consumtionsquanta herbei." (S. 304—305).

In dieser Weise aber darf man beim Weine nicht verfahren, denn dieser ist langer Aufbewahrung und weiter Versendung mehr unterworfen. Und es wäre sehr wünschenswerth, bei künftigen Mittheilungen auch die Consumtion an Wein p. Kopf nach den Provinzen zu erfahren, damit man in Stand gesetzt würde, zu beurtheilen, wie sich die Consumtion an Wein zu jener an Bier und Branntwein verhalte. Der Wein ist das edlere Getränk, und wir werden keine Unwahrheit aussprechen, wenn wir behaupten, dafs die Völker der Geschichte, welche und im Maafse als sie die Weinconsumtion kannten, die höheren und höchsten Grade der Cultur und Civilisation zu erreichen vermochten, und dafs die Bevölkerung der Wein bauenden und geniefsenden Landstriche gewöhnlich weit aufgeweckter und lebensfroher ist als jene der andern. Es ist durch Hrn. Dieterici (S. 211—212) erwiesen, dafs die Weinconsumtion im Königreiche Preufsen seit den neueren Erweiterungen des Zollvereines zugenommen hat. Es wurde a. $18\frac{29}{31}$ im Durchschnitte jährlich p. Kopf $2,^{5}$ Quart und a. $18\frac{34}{35}$ dagegen $4,^{18}$ Quart Wein verzehrt. Diese Zunahme der Weinverzehrung wird als ein um so erfreulicheres Zeichen der Erhöhung des Volkswohlstandes erscheinen, je andauernder dieselbe sein oder je mehr sie zunehmen wird.

Vergleicht man hiermit die Consumtion an Bier und Branntwein in Grofsbritannien und Ireland, so erscheint diese, obgleich im Abnehmen begriffen, dennoch weit höher. Es wurden nach den Berechnungen, welche wir nach den Mittheilungen von Marshall *) anstellten, an Bier gebraut:

a. 1827.	*In Engl. u. Wales ohne London.*	*In London.*	*In Schottl.*	*Zusammen.*
Gallon.	216,861,732 -	68,768,412 -	12,719,760 -	298,349,224

a. 1829.	*In Engl. u. Wales nebst Lond.*	*In Schottl.*	*Zusammen.*
Gallonen	263,871,252	12,612,204 -	276,483,456

Es wurden aber ausgeführt a. 1827 = 2,217,888 Gallonen
a. 1829 = 2,454,840 —

Also bleibt Rest zur inländischen Verzehrung:
a. 1827 = 296,131,336
a. 1829 = 274,028,616

Die Bevölker. war a. 1831 = 16,575,605 nebst Armee u. M.
a. 1821 = 14,391,633 — — —

was in 10 J. eine Zunahme um 2,183,972 ausmacht, oder auf 1 Jahr eine solche um $218,397^{2}$. Schlägt man diese der Bevölkerung von 1821 zu, so kann man die Seelenzahl ungefähr annehmen für a. 1827 = 15,702,016 und für a. 1829 = 16,138,810. Hierauf ausgeschlagen fällt auf den Kopf in Grofsbritannien eine Bierbereitung wie folgt:

	Ueberhaupt.
a. 1827	$19,^{09}$
1829	$17,^{13}$

Dagegen aber eine Bierverzehrung, auf den Kopf:
a. 1827 $18,^{8}$ Gallon oder $73,^{32}$ preufs. Quart.
a. 1829 $16,^{9}$ — — $65,^{91}$ — —

Legt man auch die Bevölkerung Londons nach der Zählung von a. 1830, wo sie also schon höher war als a. 1827, mit 1,474,069 Einw. zu Grunde, so ergibt sich für das J. 1827 für den Kopf in dieser Stadt die ungeheure Bierconsumtion wie folgt, nämlich an Bier überhaupt $46,^{6}$ Gallonen oder $181,^{74}$ preufs. Quart.

Bei einer so enormen Bierconsumtion darf übrigens nicht übersehen werden, dafs in England und Wales, so wie in Grofsbritannien überhaupt sehr viel mehr Doppel- als Tafelbier, in Schottland aber umgekehrt mehr Tafel- als Doppelbier verzehrt wird. Auch ist nicht zu vergessen, dafs diese Bierconsumtion noch keineswegs die ganze, sondern nur die des besteuerten Biers enthält, während alles in Privathäusern gebraute Bier, dessen Belauf sehr grofs ist, steuerfrei, also in diesen Summen nicht enthalten ist. Die Bierconsumtion ist indessen seit a. 1830 ohne Zweifel sehr gestiegen, weil seit diesem Jahre die sehr lästige Biersteuer aufgehoben ist, welche die Consumtion des Biers bis a. 1830 vermindert hatte. Indessen da die Malzsteuer immer noch fortbesteht, und auch zu dem in Haushaltungen gebrauten Biere versteuertes Malz gebraucht wird, so läfst sich nach der versteuerten Malzmenge die ganze Bierconsumtion eher berechnen. Es wurde an Malz versteuert:

	In Grofsbritannien.	*Im vereinigt. Königreich.*	
a. 1826	32,572,169	35,245,171	Bushel
a. 1829	23,170,835	29,183,474	—

*) Digest of Great Britain II. 84. 85. 122.

Es kommt demnach an Malz auf den Kopf, wenn man obige Berechnung der Bevölkerung zu Grunde legt:

In Grofsbritannien.

a. 1826 $2,^{16}$ Bushel oder $1,^{43}$ preufs. Scheffel.
a. 1829 $1,^{68}$ — — $1,^{11}$ — —

Einen nicht viel kleinern Kopfsatz wird man für das vereinigte Königreich finden. In dem Königreiche Preufsen kam auf den Kopf a. 1831 nicht mehr als $0,^{279}$ Scheffel, also nicht einmal $\frac{1}{8}$ des Kopfsatzes in Grofsbritannien.

Was aber die Consumtion an Branntwein betrifft, so lassen sich nach Marshalls Angaben *) folgende Berechnungen machen:

	a. 1827.	*a.* 1829.	*a.* 1831.	
Es wurde an Branntwein von inländ. Fabricat. versteuert in:				
Grofsbrit.	11,423,759	13,475,867	13,134,733	Gall.
Ireland	8,260,664	9,937,903	8,710,652	—
vereint. Königr.	19,684,423	23,413,770	21,845,385	—
Dazu wurde von Br. fremd. Fabric. zu inl. Cons. behalten:	4,653,341	4,713,758	4,883,596	—
Gesammter Betrag d. Consumtion:	24,337,764	28,127,528	26,728,981	—

Grofsbritanniens Bevölkerung a. 1827 u. 1829 wie schon berechnet, und für a. 1831 nach der Zählung zu 16,575,605 Seelen angenommen; die Gesammt-Bevölkerung des vereinigten Königreichs nach der Zählung für a. 1831 zu 24,309,970 Seelen gerechnet; die Bevölkerung Irelands für a. 1831 nach der Zählung zu 7,734,365 Seelen und für a. 1827 zu 7,268,096 Seelen, für 1829 aber zu 7,501,230 Seelen gesetzt, da sie a. $18\frac{23}{31}$ von 6,801,827 auf 7,734,365 Seelen, also um 932,538 S., folglich p. Jahr im Durchschnitt um $116,567^{25}$ zugenommen hat, — so ergeben sich folgende Kopfsätze:

Für d. verein. Königr.	a. 1831	$1,^{09}$	Gall.	od.	$4,^{251}$	pr. Q.
Für Grofsb. an selbstbereitetem Branntw.	a. 1827	$0,^{72}$	—	—	$2,^{808}$	— —
	a. 1829	$0,^{84}$	—	—	$3,^{276}$	— —
	a. 1831	$0,^{78}$	—	—	$3,^{047}$	— —
Für Ireland an selbstbereitetem Branntw.	a. 1827	$1,^{13}$	—	—	$4,^{407}$	— —
	a. 1829	$1,^{32}$	—	—	$5,^{148}$	— —
	a. 1831	$1,^{12}$	—	—	$5,^{368}$	— —

Diese Ergebnisse dürften zwar mit der wirklichen Verzehrung nicht genau übereinstimmen, weil in Grofsbritannien sehr viel Branntwein geschmuggelt wird. Allein der geschmuggelte Betrag würde, wenn er auch bekannt wäre, wohl keineswegs so grofs sein, dafs wir weniger Ursache hätten, uns über die geringe Branntweinconsumtion Grofsbritanniens und selbst Irelands im Vergleiche mit jener des Königreichs Preufsen zu wundern. Zuverläfsig ist es in Ireland besonders der unregelmäfsige Branntweingenufs, der die viele Trunkenheit Einzelner hervorruft.

Wenn es aber auch wenig Trost gewährt, auf die schlimmen Zustände anderer Staaten zu blicken, so möchten wir hier dennoch auf die schrankenlose Branntweinverzehrung aufmerksam machen, welche in Sidney, der Hauptstadt von Neu-Süd-Wales, Statt findet, so wie in dem ganzen Lande. Es waren in dieser Stadt bei etwa 20,000 Eiwohnern a. 1835 nicht weniger als 210 licencirte Schank-Häuser, und die Einfuhr an Branntwein betrug 501,282 Gallonen, was also bei einer Bevölkerung von 70,000 Seelen 7 Gallonen p. Kopf oder gegen $27\frac{1}{2}$ Quart ausmacht.

Wir wollen hiermit unsere Betrachtungen und die Anzeige des überaus wichtigen Werkes, das vor uns liegt, beschliefsen. Gar gerne würden wir die zwei andern Hauptfragen, wozu das Werk ein treffliches und trefflich verarbeitetes Material liefert, nämlich jene über die Ergebnisse des deutschen Zollverbandes, und über die Wirkungen gewisser Besteuerungsmethoden im Felde der Consumtionssteuern und Zölle, hier ebenfalls zur Sprache bringen. Allein es fehlt uns an Raum, — und aufserdem wird es jedenfalls besser sein, die Urtheile über die Ergebnisse des deutschen Zollvereines noch zurückzuhalten, bis uns eine zweite Periode, und wie wir wünschen wollen, Hr. Dieterici in einem zweiten ähnlichen Buche, ein umfassenderes und sichereres Resultat vor Augen führt. Denn so grofse Veränderungen in der gewerblichen und finanziellen Gesetzgebung, wie der deutsche Zollverein sie in sich schliefst, greifen tief in das ganze volkswirthschaftliche Leben ein, und zeigen ihre Wirkungen erst nach einer gewissen Periode so entschieden, wie es die Wissenschaft und der Gesetzgeber verlangen müssen, um untrügliche Schlüsse ziehen zu können. Zwei Behauptungen aber dürfen wir schon jetzt aufstellen, weil sie über allen Zweifel erhaben sind. Die erste ist, dafs Deutschland darauf stolz sein darf, wie es durch Annahme eines der gewerblichen Freiheit immer näher rückenden Systems der Gewerbs- und Zollgesetzgebung für die unausbleibliche Reformation derselben Gesetzgebungszweige in ganz Europa den ersten Anstofs und das erste im Auslande bewunderte Beispiel gegeben hat. Und die Zweite ist die, dafs jeder Verständige, welcher aus Dieterici's Buche die Ergebnisse des preufsischen und sonstigen deutschen Gewerbfleifses entnimmt, der Zukunft der deutschen Volkswirthschaft mit Freude entgegen sehen darf, indem er Grund genug hat, ihre Gegenwart glücklich zu schätzen, und den Volkswohlstand des Königreichs Preufsen als steigend zu erachten. Müssen wir dem preufsischen Gouvernement für diese Zustände und Hoffnungen den ersten Dank sagen, so dürfen wir nicht vergessen, wie die Wissenschaft vom Volksvermögen demselben Gouvernement für die Veröffentlichung, und dem Hrn. Dieterici für die Bearbeitung eines so köstlichen Materials, wie es in vorliegendem Buche enthalten ist, verbunden ist.

E. Baumstark.

*) Digest of Great Britain II. 154. 208.

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

L.

Geschichte von Rügen und Pommern von F. W. Barthold. Hamburg, 1839. *Der erste Theil. VIII u.* 585 *S.* 8.

Mit grofsen Erwartungen nahm Ref. dieses neue historische Werk über ein Land, dem er selbst der Geburt nach angehört und dessen Geschichte ihm schon deshalb nicht ganz unbekannt sein konnte, zur Hand, und er darf wohl bekennen, dafs, wenn er sich auch nicht mit allem in diesem ersten Theile enthaltenen, der eigentlich nur eine Einleitung zu einer Geschichte von Pommern bildet, einverstanden erklären kann, doch des Verfs. kritischer Sinn und Gelehrsamkeit wohl zur Genüge darthun, dafs ein günstiges Geschick demselben diese neue Bearbeitung der Geschichte einer der wichtigsten Provinzen des preufsischen Staates anvertraut hat. Denn so viel auch in der jüngsten Zeit, wohl nicht ohne Veranlassung der letzten Sekularfeier der Einführung des Christenthumes in Pommern, die Geschichte dieses Landes bearbeitet worden ist, so fehlte es doch noch immer an einer kritischen und dem jetzigen wissenschaftlichen Standpunkte angemessenen Behandlung, wie sie nun auf Betrieb der Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer Pommerns begonnen ist. Auch ist es gewifs nicht zu verkennen, dafs der Verf., dessen sonstige Studien diesem Felde der Geschichte bis dahin ziemlich fremd gewesen sind, mit Liebe und Begeisterung für dies historische Gebiet sich an das Werk gemacht und in dem ersten jetzt vorliegenden Theile so viel treffliches geleistet habe, dafs die Vollendung dieser Arbeit nur zu sehr ein gerechter Wunsch der Wissenschaft genannt werden mufs. Dankbar erwähnt übrigens der Verf. in der Vorrede die ihm von den höchsten Behörden zu Theil gewordene Gunst und Unterstützung, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, sich nicht nur dem Studium der Quellen mit Mufse hinzugeben, wie es jede Seite des Buches beurkundet, sondern auch ausgedehnte Reisen in den zu Pommern im weitesten Sinne des Wortes gehörigen Landschaften zu machen und so aus eigener Anschauung die Gebiete kennen zu lernen, welche der Schauplatz der hier zu behandelnden historischen Entwickelung in früherer und späterer Zeit gewesen sind. Diesem letztern Umstande verdanken wir die ausgezeichnete chorographische Schilderung der pommerschen Gebiete. Der ursprüngliche Plan des Verfs. war es zwar den ersten Theil dieses Werkes, welches aus drei Theilen bestehen sollte, bis zum Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts hinabzuführen, wo mit dem Aussterben des Fürstenstammes von Ost-Pommern an der Weichsel oder von Pomerellen dieses Gebiet mit Polen vereinigt ward und West-Pommern an der Oder, in dem später bekannten Umfange, unter dem alleinigen Namen des Herzogthums Pommern fortan erscheint; aber die Ausarbeitung der pommerschen Urgeschichte zwang ihn bald diesen Plan fahren zu lassen und somit den Umfang des Ganzen auf vier Theile zu bestimmen. Denn der gesammte erste Theil umfafst nur, wie der Verf. selbst bemerkt, die Schwelle der eigentlich pommerschen Geschichte, ehe noch das Land und Volk selbst in einer bestimmten individuellen Gestaltung hervortritt; er reicht nur bis zum Untergange des Heidenthumes in dem nachmaligen Pommern am Anfange des zwölften Jahrhunderts und bis zu dem mit der Verbreitung des Christenthums daselbst gleichzeitigen ersten Auftreten des alten Herzogstammes, der das Land fortan ununterbrochen beherrscht hat und nur vor erst zwei vollen Jahrhunderten erloschen ist. Zwar glaubt der Verf. sich selbst darüber entschuldigen zu müssen, dafs die Vorgeschichte von Pommern solchen Umfang erhalten habe, doch scheint dies kaum nöthig zu sein, wenn man erwägt, wie viele wichtige Punkte, die den kriti-

schen Scharfsinn des Verfs. mit Recht auf besondere Weise in Anspruch nahmen und fast mehr in dem Ton von Abhandlungen als in einer gewöhnlichen historischen Darstellungsweise behandelt worden sind, zunächst erledigt werden mufsten, um nur erst festen Grund und Boden und einen sichern Anfangspunkt zu finden. Auch möchte vielleicht diese ganze Parthie der pommerschen Vorgeschichte, selbst auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus gesprochen, mehr Wichtigkeit und Interesse haben, als die ganze spätere Geschichte von Pommern selbst, welche gleich der meklenburgischen in der That einer grofsartigen Entwickelung, wie sie doch manche weit kleinere Gebiete auf dem eigentlich klassischen Boden von Deutschland gehabt haben, entbehrt. Gewifs hängt dies aber weniger mit der slavischen Bevölkerung des Landes als vielmehr damit zusammen, dafs jene beiden Gebiete von Fürsten aus slavischem Stamme beherrscht wurden, welche, auf deutschem Boden mindestens, immer wenig begabt erscheinen. Daher möchte die von dem Verf. beabsichtigte Gleichmäfsigkeit in der Ausdehnung des historischen Stoffes auch wohl grade nicht unbedingt nothwendig sein, oder sie mufs demselben Gelegenheit geben, sein Talent auch darin zu bewähren einem minder allgemein wichtigen Gegenstande dasselbe Interesse abzugewinnen, welches der erste Theil einflöfst. Doch wird sich der Verf. auch selbst bei diesem nicht ganz von dem Vorwurfe frei machen können, manches, was nur in einem untergeordneten Zusammenhange mit der pommerschen Geschichte steht, zu weit ausgeführt zu haben.

Betrachten wir nun näher den Inhalt des hier mitgetheilten, so ergeben sich sogleich vier Hauptpunkte, welche in der Behandlung der pommerschen Vorgeschichte zu berücksichtigen waren, einmal die angeblich altgermanische Bevölkerung in den baltischen Küstenlandschaften, zweitens das Auftreten der grofsen Welt der slavischen Völker, drittens das Verhältnifs der pommerschen Stämme zu ihren Nachbarvölkern, den Polen, Dänen und Sachsen, welche in einer mehr oder minder geordneten politischen Macht jenen noch in einem blofsen Naturzustande beharrenden Stämmen feindselig gegenübertreten, und viertens die dadurch allmählig hervorgerufene politische Gestaltung, in welcher sich mit dem Eintritt der sichern Geschichte in dem Lande an der untern Oder das nachmalige Herzogthum Pommern zu erkennen giebt. Alle diese Verhältnisse sind nun hier in zwei Hauptabschnitten dargestellt, von welchen der erstere in neun Kapiteln die Urzeit behandelt bis zur Auflösung des grofsen karolingischen Reiches oder bis zum Schlusse des neunten Jahrhunderts, der zweite aber in acht Kapiteln die Zeit der Bildung politischer Gestalten rings um das pommersche Land herum zur Zeit der Herrschaft der sächsischen und fränkischen Fürsten im deutschen Reiche bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts, und daran reihen sich noch zwei Kapitel über das sittliche und religiöse Leben, wie über den gesammten Kulturzustand der ältesten Pommern. Dem ganzen Werke ist eine Einleitung voraufgeschickt, welche die Resultate der Reisen durch die altpommerschen Gebiete enthält, und welche in der Charakteristik der landschaftlichen Natur unstreitig das trefflichste Gemälde bildet, welches wir bis jetzt von jenen stets wegen ihrer Einförmigkeit verschrieenen baltischen Regionen bekommen haben. Dafs man nach einem solchen Blicke in die Natur eines Landes die Geschichte eines Volkes, dem dasselbe zum Schauplatze seiner Entwickelung angewiesen war, auf ganz andere Weise verstehen lernt als es sonst wohl der Fall zu sein pflegt, ist heut zu Tage wohl genugsam anerkannt worden. An dem hier von Seite 1 bis 47 mitgetheilten hätte es auch vollkommen genügt. Nun aber ist schwer zu begreifen, wie der Verf. auf den Gedanken gekommen ist, sich noch von einem Andern eine Schilderung Pommerns in geologischer Beziehung nebst einer Darstellung des gesammten Thier- und Pflanzenreichs dieser Landschaft machen zu lassen, welche den nicht unbeträchtlichen Raum bis auf S. 85 einnimmt. Dafs der Verf. dergleichen nicht selbst versteht, kann ihm wohl schwerlich zum Vorwurf gereichen. Auch erhellt von selbst, dafs dies mit einer Geschichte von Pommern gar nichts zu thun habe, und so wenig wie jemand, der sich mit dergleichen beschäftigt, dasselbe hier suchen wird, eben so wenig werden die meisten, welche sich mit solchen historischen Werken, wie das vorliegende ist, abgeben, daran Interesse finden, noch auch davon Kenntnifs haben.

Eine Folge dieser Abschweifung von der zu behandelnden Sache scheint es auch zu sein, dafs dem Verf. der Uebergang aus jener Fauna und Flora zur eigentlichen Geschichte einige Schwierigkeit darbietet.

Denn er beginnt das erste Kapitel des ersten Hauptabschnittes mit dem Menschen im allgemeinen und sucht durch allerlei Wendungen und Redensarten historischen Grund und Boden zu erreichen. Hier genügte es aber doch gewifs, ganz einfach anzugeben, dafs die Uebervölkerung der pommerschen Gebiete aus germanischen Völkern bestanden haben soll. Denn dafs mit der Erschaffung der Welt, wie es hier beinahe erscheint, die Geschichte von Pommern nicht beginnen könne, wird wohl jeder zugeben; auch hat ja, wie der Verf. gewifs am besten weifs, die Geschichte mit dem Menschen im allgemeinen oder auch nach seiner einzelnen Erscheinung nichts zu thun, sondern ihr Gegenstand ist der Staat und nur als Grundlage und Einleitung dazu hat sie das ethnographische Element zu berücksichtigen. Ref. kann bei dieser Gelegenheit zugleich die gesammte Darstellungsweise des Werkes charakterisiren, welche sich leicht als sehr verschiedenartig zu erkennen giebt. Fast möchte man meinen, dafs die Art und Weise, wie das Werk ins Dasein gerufen ist, auf die Darstellung Einflufs gehabt habe. Denn auf der einen Seite zeigt sich nicht selten etwas Gesuchtes und Schwungvolles, so dafs erst immer nach vielen Redensarten dasjenige herbeigebracht wird, was ganz kurz angegeben werden konnte. So z. B. die lange Tirade auf S. 88, welche hier zu wiederholen der Raum verbietet; und so wird auf S. 100 der Geograph Ptolemäus auf einer und derselben Seite, nur wenige Zeilen hintereinander, einmal der alexandrinische Philosoph (?), dann der alexandrinische Mathematiker und zuletzt noch der göttliche Geograph genannt. Auf der andern Seite aber ist das Buch wieder mit einer solchen Leichtigkeit und Flüchtigkeit hingeschrieben, dafs man sieht, dafs es der letzten Feile so ziemlich entbehrt. Denn die Interpunktion und die ganze Satzverbindung ist häufig von der Art, dafs man die Sachen einigemale lesen mufs, um sie zu verstehen. Auch kann dabei noch erwähnt werden, dafs die gewaltige Masse von Druckfehlern, von welchen das Buch wimmelt, so wie viele andere Inkorrektheiten der typographischen Ausstattung desselben keineswegs zur Empfehlung gereichen. Der sonst wohl gebräuchliche Entschuldigungsgrund der Entfernung des Autors vom Druckort möchte hier aber wohl um so weniger ausreichend sein, als man in Berlin dergleichen Leute ohne Mühe findet, welche für den guten Abdruck eines Manuscripts Sorge tragen. Leider ist dies die Kehrseite des deutschen Bücherwesens.

Der Verf. giebt nun zunächst eine vollständige Darlegung der altgermanischen Völkerwelt in dem nordöstlichen Germanien nach der Angabe der alten Autoren in chronologischer Ordnung, bemerkt aber auch zugleich, dafs vor den Germanen keltische Völker die baltischen Gebiete bewohnt haben sollen, wie man dies theils aus alten angeblichen Städtenamen des Ptolemäus, theils aus den uralten Denkmalen entnehmen müsse, welche im Unterschiede von ähnlichen Denkmalen dieser Art bei den germanischen und slavischen Völkern auf die ältesten Völkeransiedlungen in jenen Gebieten zurückführen. Ob übrigens die Kelten wirklich als ein Glied des grofsen indogermanischen Volksstammes zu betrachten seien, wie es der Verf. bestimmt annimmt, scheint nach dem, was Ref. darüber weifs, noch nicht so ausgemacht zu sein; auch glaubt letzterer nicht, dafs sich ohne eine genauere Kenntnifs des Gälischen und Ersischen viel darüber ermitteln lasse, wenn gleich das Gegentheil davon nicht zu den ungewöhnlichsten Erscheinungen gehört. Dann fragt sich aber, ob ein so ausführliches Gemälde der altgermanischen Völkerwelt, wie hier von S. 86 bis 154, in eine Geschichte von Pommern gehöre, zumal da sich über jene alten Völker doch in der That gar wenig ausmachen läfst und wir wenig mehr als ihre Namen und ihre angeblichen Sitze erfahren. Denn Ref. ist zwar auch überzeugt, dafs die baltischen Küstenlandschaften von der Elbe bis zur Weichsel einstmals eine germanische Bevölkerung gehabt haben, aber das scheint doch auch als Resultat der neuern Forschungen in der deutschen Geschichte wohl festzustehen, dafs die Gothen und Burgunder, welche feindlich an den Grenzen des Römerreiches erschienen, mit den alten Guttonen und Burgundionen nichts als den Namen gemein haben, und dafs es daher wohl verkehrt ist von jenen baltischen Germanen den Umsturz des römischen Weltreiches abzuleiten. Ohne diese Voraussetzung würde der Verf. auch nicht die angeblichen Wanderungsgeschichten jener Völker bis nach den römischen Provinzen hin ausführlich verfolgt haben, und würde nicht, die Westgothen bis nach Hispanien hin begleitend, die Entstehung der christlich-spanischen Reiche im achten Jahrhundert mit den pommerschen Ostseeküsten in Verbindung bringen. Dafs die germanische Bevölke-

rung dieser Gebiete mit einer geschichtlichen Zeit gar nichts zu thun hat, sagt dann der Verf. am Ende auch selbst auf S. 125 und bemerkt derselbe dabei, dafs man an solche Bevölkerung Alt-Pommerns als an eine schöne, ruhmvolle Ueberlieferung nach den Zeugnissen der Alten nur *glauben* könne, womit in der Wissenschaft bekanntlich nichts zu machen ist. Diese germanische Welt giebt aber dem Verf. die Gelegenheit, den alten Hertha-Dienst zu besprechen, für dessen Lokale in neuern Zeiten immer die Insel Rügen, die einzig romantische Parthie des pommerschen Landes, gegolten habe. Mit Scharfsinn und vieler Gelehrsamkeit finden wir nun hier nachgewiesen, dafs jener Kultus der alt-suevischen Völker keineswegs auf jene Insel bezogen werden könne, und dafs die Verlegung desselben dorthin nur erst den neuern Zeiten angehöre, ohne in den Nachrichten der Alten darüber eine nähere Begründung zu finden. In der That scheint es auch höchst wahrscheinlich zu sein, dafs sich dergleichen germanische Kulte auf verschiedenen der nordischen Inseln vorfanden, obgleich die Alten nicht genauere Kunde davon hatten, bis dann spätern Geschlechtern die romantische Lokalität des nordöstlichen Rügen vornehmlich zur Fixirung der Angabe des Tacitus geeignet schien. Wenn aber der Verf. die dahin bezügliche Stelle jenes Autors aus dem Grunde ausführlich mittheilen zu müssen glaubte, weil manche Leser mit dem Tacitus nicht bekannt sein möchten, so läfst sich darauf wohl nur erwidern, dafs bei dem gelehrten Charakter dieses Buches, das nichts weniger als populär behandelt ist, schwerlich jemand dasselbe in die Hände nehmen möchte, der jenen Autor nicht kennen sollte.

Bei der Darstellung der slavischen Völkerwelt, die bei dem ersten Tagen der Geschichte über alle baltische Landschaften westwärts bis zur Elbe hin sich ausgebreitet zeigt, geht der Verf. wieder zuerst auf Abstammung und Verbreitung derselben ein, und sucht nachzuweisen, auf welchem Wege und zu welcher Zeit die pommerschen Küsten zuerst von slavischen Stämmen besetzt worden seien. Im allgemeinen stimmt der Verf. darin mit den neuern Forschern über die slavischen Völkerverhältnisse überein. Sicher ist es gewifs, dafs die Umwälzungen an der untern Donau im sechsten und siebenten Jahrhundert den bedeutendsten Einflufs auf die Zersprengung und auf die Wanderungen der slavischen Völker vornehmlich nach Nordwest hin hatten, doch möchten weniger, wie es hier angenommen wird, die Avaren als vielmehr nach Ewers Forschungen, die hier nicht benutzt sind, die Bulgaren unter dem allgemeinen Namen der Wlachen im Kampfe mit den Avaren die nähere Veranlassung dazu gegeben haben. Die Verfolgung der Schicksale der Slaven an der untern Donau und in Griechenland scheint hier ganz überflüssig zu sein, und nur das hätte noch näher ausgeführt zu werden verdient, dafs die nachmaligen Pommern des eilften Jahrhunderts nur das äufserste Glied des slavischen Hauptstammes der Lechen seien, der sich von der Weichsel bis zur untern Oder und bis zur Ostsee ausdehnte. Denn das wird mit Recht von dem Verf. bemerkt, dafs die Pommern jener Zeit von der untern Weichsel bis zur untern Oder von den Polen ungeschieden waren, dagegen mit den slavischen Stämmen im Westen der Oder, die unter dem allgemeinen Namen der Wenden erscheinen, nichts zu thun hatten, bis erst durch den historischen Entwickelungsgang der westliche Theil der polnischen oder lechischen Pommern mit dem östlichen Theile der Wenden, den sogenannten Leutitschen, zu einem politischen Ganzen zusammenwuchs. Ist auch durch des Verf. Kritik der Insel Rügen ihr schönster Schmuck geraubt und der eigenthümliche Reiz zerstört worden, den sie aus dem germanischen Alterthum zu bekommen schien, so sucht er ihr gern einen Ersatz darin zu gewähren, dafs er in einer sehr sorgfältigen und ausführlichen Darlegung nachweist, dafs hier schon in dem karolingischen Zeitalter die erste christliche Kirche mitten in dem wendischen Lande begründet worden sei, wenn gleich die Ungunst der Zeiten diese Anpflanzung des Christenthums wieder zu Grunde gehen liefs, und noch mehrere Jahrhunderte vergehen mufsten, ehe die statt seiner sich daselbst ausbildende heidnische Hierarchie beim Heiligthum des Swantewit gestürzt werden konnte.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Geschichte von Rügen und Pommern von F. W. Barthold.

(Schlufs.)

Die Ausbildung des karolingischen Reiches wirkte mächtig auf die Gestaltung eines politischen Lebens sowohl bei den normannischen als bei den slavischen Völkern ein, und so sehen wir, wie nach der neuen Begründung des deutschen Reiches unter der Herrschaft der sächsischen Fürsten rings um das pommersche Land sich politische Formen zu bilden begannen, welche die Pommern in ihren Lebenskreis hineinzuziehen suchten. Während die Polen, deren politischer Mittelpunkt sich an der Netze und Warthe befand, von Süden her die baltischen Küstenlandschaften in fast ununterbrochener Fehde zu unterjochen strebten, setzten sich von Norden her die Dänen in dem Mündungslande der Oder fest, und suchten hier, wo sich die Spuren eines uralten bis nach dem Orient hin verzweigten Handelsverkehrs vorfinden, ihre Herrschaft zu begründen. Ueberhaupt greift die Geschichte der alten Normannen so früh und so mannigfaltig in die Angelegenheiten der slavischen Völkerwelt ein und hat in ihrem spätern Bewufstsein so bunte und groteske Gestalten davon erzeugt, dafs es der besonnenen Kritik des Verf. nur mit Mühe gelungen ist, hier festen Grund und Boden zu gewinnen, und dafs man seinem gelungenen Bestreben, die Geschichte von der Sage zu befreien, Gerechtigkeit widerfahren lassen mufs. Von Westen her drängten die Sachsen, um nach einer mehrere Jahrhunderte lang dauernden Blutarbeit die wilzischen Wenden zu unterjochen und auf den Trümmern des gefallenen Heidenthums die christliche Kirche aufzubauen. Alle diese bunten und verwickelten Kämpfe von der Elbe bis zur Weichsel hin, welche durch den Gegensatz zweier grofsen Volksthümlichkeiten und von zwei verschiedenen Religionssystemen immer zu den interessantesten Parthien der Geschichte gehören, sind hier mit grofsem Fleifse und mit Gründlichkeit behandelt worden. Nur ist dabei nicht zu läugnen, dafs der Verf. sich zu sehr von seinem besondern Gegenstand entfernt hat, indem man diese ausführliche Schilderung, welche die Grundlage für alle neuern Landschaften in jenem Gebiete zugleich bildet, und daher bei allen Specialarbeiten wiederholt werden müfste, in einer besondern Geschichte von Pommern zu suchen nicht berechtigt sein kann. Auch möchte bei einer gröfsern Zusammenziehung des Materiales die allzu häufige Zerstückelung desselben vermieden und eine für die Uebersicht zweckmäfsigere Gruppirung der verschiedenen historischen Verhältnisse rücksichtlich der Sachsen, Dänen und Polen gewonnen worden sein. Anzuerkennen ist es übrigens, dafs zwei in dieser Parthie sehr wichtige Punkte, nämlich Jomsburg und Julin, welche allen frühern Geschichtschreibern immer so viel Noth gemacht haben, hier ganz besonders berücksichtigt worden sind, so dafs die Untersuchung über sie nun wohl zu Ende gebracht sein möchte. Denn dafs jene dänische Wikinger Feste an der Mündung der Swine gelegen haben müsse und verschieden sei von dem reichen Emporium Julin, das als Vineta oder Wenden-Stadt zu so vielen Hypothesen Veranlassung gegeben hat und der Lage nach mit dem heutigen Wollin zusammenfällt, ist hier gründlich nachgewiesen. Auch ersieht man, dafs trotz allem so vielfach gerühmtem grofsem Handelsverkehr, wie ihn die alten Pommern betrieben, und wie ihn die zahlreichen arabischen Münzfunde in jener Gegend beurkunden, jene Stadt doch keineswegs ein solcher Wunderort war, als wie es die darüber bei den Deutschen verbreiteten sonderbaren Gerüchte erwarten liefsen. Wenn es dabei dem Verf. auffallend erscheint, dafs jene orientalischen Münzen nicht über den Anfang des eilften Jahrhunderts hinausgehen, und er in den Kriegs-

scenen zwischen der Weichsel und Elbe zur Zeit des Boleslaw Chrobry von Polen einen Grund davon zu finden meint, so könnte man wohl mit mehr Recht auf die Veränderungen Rücksicht nehmen, welche damals im Deltalande der Wolga und am uralischen Völkerthore in dem Untergange des alten Kulturvolkes der Chasaren sich ereigneten.

Was den vierten Hauptpunkt dieser Geschichte anbetrifft, die nähere Entstehung des Herzogthums Pommern unter einem einheimischen Fürsten Wartislaw zur Zeit des gewaltigen Boleslaw III. von Polen, der mit dem Schwert und der Taufe zugleich die Pommern verfolgte, so ist derselbe, so weit es die darüber bei den gleichzeitigen Autoren herrschende Dunkelheit gestattet, mehr gedrängt und genügend dargestellt worden. Kaum ist wohl zu hoffen, dafs man je über diese so wichtigen Umstände, bei denen die Stadt Stettin oder doch ihre nächste Umgebung eine Hauptrolle gespielt haben mufs, etwas bestimmteres und ausführlicheres werde erfahren können. Den Schlufs des Ganzen bilden zwei sehr lehrreiche Kapitel, in welchen alles, noch einmal zusammengefafst, was die Pommern der alten heidnischen Zeit nach ihrem weltlichen und geistigen Leben gewesen sind, uns vorgeführt wird. Denn das erste derselben schildert den Zustand des Landes Pommern zu jener Zeit nebst der Verfassung, so wie das Städtewesen, den Handel und die Kriegsverfassung, und das zweite lehrt uns die religiösen Anschauungen der slavischen Bewohner Pommerns kennen, womit Ref. sich aber nicht immer befreunden kann, schildert die merkwürdigen Lokalitäten der Heiligthümer der Redarier und Ranen nebst deren Hierarchien, charakterisirt die Kunstfertigkeit der alten Slawen und schliefst mit einer Uebersicht der in Grabhügeln verschiedener Art bestehenden alten Denkmale. Erwähnt mag zuletzt noch werden, dafs der Verf., wie aus dem doppelten Titelblatte dieses Buches hervorgeht, über die Bezeichnung desselben mit sich nicht ganz einig gewesen ist, wofern dies nicht als eine der vielen Inkorrektheiten desselben zu betrachten ist.

Ferdinand Müller.

LI.

Thomas Sydenham's sämmtliche medizinische Schriften in die deutsche Sprache übersetzt von J. Kraft. Herausgegeben mit einer Lebensbeschreibung Sydenham's und den nöthigen Anmerkungen versehen von Dr. K. H. Rohatzsch. Erster Band. I — 4tes Heft. Ulm, 1838.

Sydenham gehört zu den grofsen Aerzten der modernen Zeit, welche, nachdem das Licht der Physiologie des Organismus die Elementarqualitätenlehre der antiken Medizin zu bescheinen angefangen hatte, zuerst von der Anschauung durchdrungen waren, dafs unsere Wissenschaft einen mächtigen Schwung erhalten müsse, wenn die allgemeinen organischen Ideen durch den besonderen Inhalt des medizinischen Körpers durchgebildet würden. Den Bestrebungen des Sydenham liegt die Idee einer organisch-naturhistorischen Medizin zum Grunde, während die antike Medizin eine elementar-qualitativ naturhistorische war. Indessen möchte man sagen, dafs in Sydenham der moderne Zeitgeist unbewufst sich erhoben habe und dafs durch Sydenham die Wissenschaft so nothwendig und unfreiwillig, wie eine Pflanze gewachsen sei. Sydenham war in die organische Richtung der Wissenschaft hineingeboren und folgte mehr aus Naturinstinkt dem besseren wissenschaftlichen Strom, als aus dem Bewufstsein des Gegensatzes gegen die antike Medizin, zu welchem sich die moderne Medizin entwickelte. Sydenham befand sich in dem glücklichen Fall ungestört und ruhig seinen Gang fortgehen zu können, ohne seine wissenschaftliche Kraft gegen die opponirende Macht der noch fortlebenden antiken Medizin zu erschöpfen; in dem so sehr glücklichen Fall, dafs er sogar der Ansicht war, er möchte ein ächt Hippokratischer Arzt sein, und gehe in den Fufstapfen des Hippocrates weiter, während er wirklich im raschen Tempo an dem Rade der modernen Medizin drehte. Ich möchte sagen, Sydenham sei der gröfste moderne Arzt wider Willen gewesen. Da die Wissenschaft jetzt kräftig auf dem Wege weiter strebt, den auch Sydenham gegangen; so verlohnt es gewifs der Mühe einen solchen Vorfahren näher kennen zu lernen, und wir halten es

für ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, daſs seine Werke übersetzt werden, um sie allgemeiner zugänglich zu machen. Um indessen den Sydenham, dessen Krankheitsgeschichten der Epidemien man mit dem Namen einer Fauna oder Flora der Krankheiten bezeichnen könnte, jetzt ganz zu verstehen, muſs man durchaus tiefer in das Verhältniſs der antiken und modernen Medizin eingehen und den kosmischen Körper der ersteren mit der noch wachsenden organischen Gestaltung der letzteren näher vergleichen, um so mehr als Sydenham nicht der einzige geblieben ist, der ein Hippokratischer Arzt zu sein strebte, ohne es zu sein, wenn er gleich vielleicht der einzige ist, der mit solchem Glück und Erfolg in seiner Richtung die neuere Medizin bereichert hat.

Wir hören nämlich in unserer Zeit immer mehr die Meinung laut werden, daſs die Hippokratische Medizin das höchste Ziel der ärztlichen Bestrebungen sein müsse, und daſs ein Arzt nur dann vollendet genannt werden könne, wenn er ein ächter Hippokratischer Arzt sei. Dieser Meinung liegt nothwendig die Voraussetzung zum Grunde, daſs die Medizin nach Hippokrates gewissermaſsen einen Sündenfall gethan und anstatt in dem Licht der Erkenntniſs fortzuschreiten, sich von dem Wege der Wahrheit immer mehr entfernt habe, so daſs man nichts besseres thun könne, als zu diesem zurückzukehren. Uns fällt hierbei sogleich ein, daſs solchen Meinungen die oft ausgesprochene Thatsache zum Grunde liege, daſs die Hippokratische Medizin eine Naturmedizin sei, und daſs der Mensch nichts besseres thun könne, als der Natur entsprechend zu leben und wenn er krank ist, sich naturgemäſs behandeln zu lassen. Die Vorstellung eines solchen Naturzustandes der Medizin hat in der That ein sehr groſses Vertrauen auf ihre Wirksamkeit erweckt und erhalten, offenbar aus ähnlichen Gründen, aus welchen man auch den Naturzustand des Menschen überhaupt für den Zustand der Unschuld und Reinheit gehalten hat; während die Civilisation als Quell alles Verderbens bezeichnet worden ist. Die Schilderung der Hippokratischen Naturmedizin in der einfachen unmittelbaren Gestalt reiner Naturanschauung und Beobachtung, macht durch den Urzusammenhang ihrer einzelnen Glieder auf uns den groſsen Eindruck der gesetzmäſsigen Ordnung der Lebens-Erscheinungen, aus welcher die Regeln für ihre Leitung der Natur selbst abgelernt sind. Man macht es mit der Krankenbehandlung nicht anders, als wie es die Natur selbst macht, die medizinische Kunst ist die Kunst der Nachahmung der Natur, und wie kann man sicherer gehen, als wenn man dieser ewigen Gesetzmäſsigkeit in dem Laufe der Naturerscheinungen Schritt für Schritt folgt? Dieſs bezweckt nun die Hippokratische Medizin. Es ist ihr wahrer Charakter, reine Beobachtung der Erscheinungen zu sein, den Gang dieser Erscheinungen in einem Bilde aufzuzeichnen, aus dem man zugleich sieht, wie es die Natur macht, um aus dem Zustande der Krankheit in den Zustand der Gesundheit überzugehen, und welche Merkmale den Gang zum Tode andeuten. Nur die Kenntniſs dieser Erscheinungen, nicht die Erkenntniſs ihres inneren Grundes, macht das Wesen der Hippokratischen Medizin aus, und wenn gleich Hippokrates selbst sich von den Erklärungen der Erscheinungen durch die Empedokleischen Elemente und Elementarqualitäten nicht hat frei halten können, so blieben diese Erklärungen bei ihm noch untergeordnet, und er reinigte gleichsam die Medizin, als Wissenschaft der Erscheinungen, von dem einseitigen philosophischen Formalismus, in welchem sie bisher befangen war. Celsus sagt es uns ausdrücklich, daſs dieſs die Arbeit des Hippokrates gewesen sei, das Studium der Medizin von dem Studium der Weltweisheit zu sondern: „primus quidem ex omnibus memoria dignis ab studio sapientiae disciplinam hanc separavit." Die Hippokratische Medizin ist den gesellschaftlichen Regeln und Gesetzen der alten Aegyptier zu vergleichen, soweit diese sich auf Beobachtung des periodischen Ganges der groſsen Naturerscheinungen in ihrem Lande gründeten. Die Aegyptier sahen in jedem Jahr an demselben Tage die wunderbare groſsartige Erscheinung der Ueberschwemmung des Nils wiederkehren, während dieser Zeit ihr Land ungebaut und unfruchtbar unter den Wellen daliegen und in ein Meer verwandelt, auf dem einige Monate lang die Bevölkerung umher zerstreut wurde; dann das Wasser abflieſsen und den reich befruchteten Boden die Mühe der Saaten durch gesegnete Erndten belohnen, welche aber bald vor der unvermeidlichen Rückkehr derselben Erscheinung in Sicherheit gebracht werden muſsten. Sie sahen zugleich nach dem Abfluſs des Wassers durch den zurückbleibenden Schlamm und die Reste ertränkter und todter Thiere jeder Art nicht nur den Boden gedüngt, son-

dern auch durch das Faulen der thierischen Stoffe die Luft verderben und die Pest ausbrechen, wodurch die Sterblichkeit Ueberhand nahm. Solche Beobachtungen wurden jährlich erneut, durch die regelmäfsige Wiederkehr in allen Einzelnheiten berichtigt, die Mittel wider erwiesene Uebel erforscht und durch die Nothwendigkeit dieses Kreislaufs der Erscheinungen der Nation natürliche Gewohnheiten der Ordnung und der Voraussicht eingepflanzt, die ihnen die Natur selbst diktirt hatte. Sie suchten z. B. die Wirkungen der Luftverpestung durch faulende Körper dadurch aufzuheben, dafs sie alle Leichen einbalsamirten, und in der That war, nach Pariset's sinnigen Untersuchungen, dem alten Aegypten während der Gewohnheit des Einbalsamirens die Pest unbekannt. Sobald der heilige Antonius als Prediger des Christenthums unter den ägyptischen Völkern die Gewohnheit der heidnischen Vorfahren ihre Leichen einzubalsamiren verboten hatte, brach (543) die Pest in Aegypten aus. Wie hier die Naturerscheinungen im Grofsen, so wurden sie von Hippokrates an dem gesetzmäfsigen Gang der Krankheiten des einzelnen Menschen beobachtet, und Naturregeln daraus abgeleitet. An der ewigen Wahrheit solcher Regeln, so weit sie wirklich Nachahmungen der Naturzustände sind, wird niemand zweifeln; jeder, welcher diese Regeln befolgt, wird ihre nützlichen Wirkungen sehen, und so sollte man glauben, dafs bei diesen untrüglichen Lehren alle späteren Aerzte nur nöthig gehabt hätten so dem Hippokrates, wie Hippokrates der Natur zu folgen. Aber was lehrt uns die Geschichte? Die späteren Aerzte desselben klassischen Alterthums, welches noch länger als 5 Jahrhunderte nach Hippokrates in immer fortschreitender wissenschaftlicher Erkenntnifs begriffen war, beruhigten sich nicht bei den Hippokratischen Lehren, weil sie nicht davon befriedigt wurden. Man sollte meinen, dafs, wenn die Hippokratische Medizin alle praktischen Bedürfnisse befriedigt hätte, die Aerzte nicht die entfernteste Veranlassung würden gehabt haben, von ihr abzuweichen, oder die Wahrheit aus den Händen zu geben, um Irrthümer dafür zu empfangen, und zwar um so weniger, als die wachsende Intelligenz überhaupt die späteren Aerzte wohl so einsichtig machen mufste, Wahrheit und Irrthum von einander zu unterscheiden. Es wäre in der That etwas Unerhörtes, dafs während des steigenden Wachsthums der übrigen Wissenschaften die Medizin allein gesunken sein sollte. Schon diese einfache Betrachtung mufs uns bedenklich machen, wenn wir sehen, dafs man jetzt nach mehr als 2000 Jahren wieder zu den Lehren zurückkehren möchte, die schon in den ersten Jahrhunderten nach ihrem Dasein den Aerzten nicht mehr genügten; und es ist sicherlich keine unfruchtbare Untersuchung, wenn wir uns bemühen, den Quellen solcher auffallenden Widersprüche etwas tiefer nachzuspüren, und zu sehen, in welchem Zustande unsere Wissenschaft sich jetzt im Vergleich mit ihrem Zustande im Alterthum befindet, um uns zu erklären, mit welchem Rechte und aus welchen Ursachen die Aerzte es für ihr höchstes Ziel halten, Hippokratische Aerzte zu sein.

Die Frage, warum schon die griechischen und römischen Aerzte selbst, nach Hippokrates, von der Hippokratischen Methode abwichen, ist bisher gar nicht untersucht worden, oder wenigstens zeigen sich die gelegentlich darüber geäufserten Ansichten durchaus ungenügend. Sprengel führt als Grund, weshalb Hippokrates nicht mehr Eingang mit seiner Medizin gefunden, an, dafs die spekulative Philosophie des Plato und Aristoteles sich auf die Nachfolger des Hippokrates verbreitet, und dafs durch diese philosophische Richtung des Zeitalters die wohlthätigen Folgen einer weiteren Entwickelung der Hippokratischen Medizin verhindert worden seien. Indessen ist durchaus nicht einzusehen, warum der Grund der Abweichung von der Hippokratischen Medizin weniger in ihr selbst, als in anderen wissenschaftlichen Gebieten gelegen haben sollte. Wenn diese Medizin wirklich so ganz die allein wahre gewesen wäre, dafs allen praktischen Bedürfnissen durch sie hätte genügt werden können, so wäre es gewifs unmöglich gewesen, dafs die Philosophie damaliger Zeit die Aerzte von diesem Wege der Wahrheit hätte abbringen können; denn sie hätten nicht nöthig gehabt, das was sie einmal Sicheres besafsen, gegen Unsicheres zu vertauschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Thomas Sydenham's sämmtliche medizinische Schriften in die deutsche Sprache übersetzt von J. Kraft.

(Fortsetzung.)

Einem philosophischen Systeme, als solchem, zu Liebe gingen die Alten so wenig, als wir es thun, von unzweifelhaft bewährten Erkenntnissen ab, im Gegentheil finden sich die grofsen praktischen und empirischen Wahrheiten durch die Philosophie selbst nur bestätigt, ihr Werth wird vielmehr durch die Philosophie erst recht vollständig gewürdigt, denn das Wahre überhaupt widerspricht der Philosophie nicht. Es ist nur ein beliebtes Vorurtheil, die Philosophie zum Sündenbock alles Unglücks zu machen, und eine Sache von vorn herein als Irrthum zu betrachten, wenn sie einen philosophischen Ursprung hat, ohne daran zu denken, dafs die Fortschritte aller menschlichen Erkenntnifs durch den philosophischen Geist gehoben werden, und dafs die Empirie selbst und auch die Hippokratische Medizin nicht ohne philosophisches Element ist. Alles was der Mensch mit Vernunft thut, das thut er im Geiste der Philosophie und man kann in gewisser Beziehung sagen, dafs an den Werken des Menschen eben das vernunftgemäfse Philosophische allein das Menschliche ist. Wir können also durchaus der Ansicht nicht beitreten, dafs der Grund des sogenannten Verfalls der Hippokratischen Medizin in der Philosophie sollte gelegen haben. Auch hat es ja durch die 20 Jahrhunderte, die seitdem verflossen sind, unendlich viele Aerzte gegeben, die dem Studium der Philosophie abgeneigt waren, warum hätten denn diese nicht das goldene Zeitalter der Hippokratischen Medizin herbeigeführt, wenn sie überhaupt die Möglichkeit einer abgeschlossenen Vollendung in sich trüge?

Betrachten wir die Sache näher, so finden wir, dafs es einzig und allein praktische Bedürfnisse, welche die Hippokratische Medizin nicht befriedigen konnte, sind, durch welche die späteren Aerzte sich über diese Medizin hinaus Rath zu holen veranlafst sahen. Das erste, was die *dogmatische Schule* (Diokles von Carystus, Praxagoras, Plato im Timaeus) erkannt hatte, war, dafs die Benutzung der Heilkraft der Natur allein dem Arzt nicht genüge, weil sie ihn in allen den Krankheiten im Stich liefs, die durch die Natur nicht von selbst geheilt werden. Es ist ein durchaus falscher Vorwurf, den man der dogmatischen Schule macht, dafs ihre Anhänger aus Prinzip gar nicht auf die Heilkraft der Natur geachtet haben sollten. Im Gegentheil waren unter den Dogmatikern so vorzügliche Beobachter und Verehrer der Hippokratischen Medizin, dafs von ihnen vielleicht mehr als von den Empirikern selbst die Wissenschaft materiell bereichert wurde. Sie hatten den Sinn für die Auffassung der empirischen Thatsachen nicht minder als Hippokrates selbst; aber eben darum konnte es ihrem erweiterten Gesichtskreis nicht entgehen, dafs die blofse Beobachtung überall da nicht ausreicht, wo die Natur nicht mit Beispielen vorangeht, deren Nachahmung zur Erfüllung ihrer Zwecke dienen konnte. Gäbe die Natur die Beispiele der Heilung aller Krankheiten durch die Naturheilkraft, so wären die Aerzte, trotz aller Philosophie, nicht von der Hippokratischen Methode abgewichen. Was thaten also die Dogmatiker? Sie gingen auf den inneren Krankheitszustand nach der Empedokleischen Theorie der Elementarqualitäten näher als Hippokrates ein, fanden, dafs durch einen Mangel oder ein Uebergewicht (Mifsstimmung, Intemperies, Dyskrasie) der Elementarqualitäten die Krankheit erzeugt werde und dafs z. B. Mittel, die die überwiegende Menge Galle oder Schleim ausleeren, oder den überwiegenden Qualitäten entgegenwirken, diejenigen Krankheiten heilen könnten, welche die Heilkraft der Natur nicht von selbst heilt; woher denn der Name Hydragoga, Phlegmagoga, Cholagoga,

Emmenagoga sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Sie wufsten also doch Rath in Fällen, wo Hippokrates noch keinen Rath gewufst, wenigstens keinen Rath gegeben hatte, und dieses ist die wahre Bedeutung der dogmatischen Schule.

Obgleich die *empirische Schule* (Philinus v. Kos, Serapion, Heraclides) im Princip der dogmatischen ganz entgegengesetzt war; so ging sie doch auch keinesweges auf die Hippokratische Methode zurück. Sie suchte dasselbe praktische Bedürfnifs, wie die Dogmatiker, nur auf eine andere Art, zu erfüllen. Diejenigen Krankheiten nämlich, welche man nicht durch Nachahmung und Leitung der Heilkraft der Natur heilen konnte, (ihre sogenannten neuen Krankheiten) suchten sie durch den Grundsatz der Analogieen zu heilen. Darum forderten sie zuerst Geschichten der Krankheiten, um gegen diejenigen, gegen welche man die Kurmethode noch nicht kennt, diejenige Methode anzuwenden, welche sich in ähnlichen Krankheiten am wirksamsten gezeigt hat.

Die Methodiker suchten einem andern Mangel der Hippokratischen Methode abzuhelfen. Hippokrates legte ein überwiegendes Gewicht auf die äufseren Ursachen der Krankheiten: die Luft, die Winde, das Klima, die Jahreszeit, die trockene oder feuchte Lage eines Ortes u. dergl. wurden als unmittelbare Ursachen der Krankheiten, und die Wirkung ihrer Qualitäten im Körper geradezu als die Krankheit selbst angesehen. In dieser Krankheitsaetiologie hatte Hippokrates, sei es nun bewufst oder unbewufst, die Empedokleische Theorie der Elementarqualitäten so gut als alle übrigen alten Aerzte. Die Qualitäten der äufseren Ursachen waren ihm unmittelbar die Krankheit im Körper selbst, und die Kochung und Ausscheidung dieser Qualitäten durch die Krise der Heilungsprocefs. Die Entfernung der äufseren Ursache aus dem Körper war also die Heilung selbst. Den Methodikern entging nicht das Unwahre dieser Vorstellung, denn sie sahen, dafs die äufsere Ursache entfernt sein könne und die Krankheit dennoch fortdauere, dafs also eine blofs auf diese Ursachen gerichtete Therapie in diesen Fällen nie eine Heilung bewirken könne. Sie sagten daher, dafs man nicht allein auf die äufseren Ursachen, die ohnehin häufig unbekannt sind, sondern auf den inneren Zustand des Körpers sehen müsse, der durch die äufseren Ursachen erzeugt sei. Dieser innere Zustand erscheine in den von ihnen sogenannten *Communitäten*: Schlaffheit, Striktur und dem gemischten Zustand. Hiermit war der Unterschied von entfernter Ursache (causa remota, c. procatarctica), disponirender Ursache (c. praedisponens s. proegumena) und nächster Ursache (c. proxima) gegeben. Die inneren Zustände heile die Natur nicht von selbst, wie Asclepiades ausdrücklich sagt, daher denn auch die Hippokratische Lehre von den Krisen durch Themison verworfen wurde. Dagegen forderten diese Communitäten eine eigene künstliche Kurmethode, in welcher durch entgegengesetzte Qualitäten der Arzneien der innere Zustand aufgehoben werde. Die Schlaffheit indicire adstringirende und die Constriction die erschlaffende Methode. Daher die Entstehung der Indicationen. Die Beobachtung solcher Krankheiten, bei denen keine kritischen Ausleerungen der ursächlichen Stoffe (der verdorbenen Säfte) Statt finden, hatte die Methodiker dahin geführt, sich nicht auf die Heilkraft der Natur zu verlassen, sondern methodisch künstlich nach Heilanzeigen (Indicationen) zu Werke zu gehen.

Die pneumatische Schule (Erasistratus, Athenaeus, Aretaeus) ist eigentlich nur die Durchbildung der dogmatischen Lehre von den Elementarqualitäten und der darauf begründeten Theorie von der Säfteverderbnifs in Krankheiten durch die Hippokratische Natur-Medicin, wodurch diese selbst zu einer mehr theoretischen Form erhoben wurde. Denn das Pneuma diente ihnen nur dazu in seinen 4 Formen, als warmes, feuchtes, kaltes, trocknes Pneuma, diese Qualitäten überhaupt als Grundursachen der Kranhheiten, welche überall in der Säfteverderbnifs durch veränderte Qualitäten (Dyskrasieen, Intemperies) gesucht wurden, und zugleich als Heilungsprinzipien einzuführen, wobei dann nicht mehr die Nachahmung der Heilkraft der Natur, sondern die Anwendung entgegengesetzter Arzneiqualitäten nach bestimmten Indikationen und Methoden zum Grundsatz der Therapie wurden. Die Qualitäten waren also jetzt nicht mehr allein Krankheitsursachen, wie bei Hippokrates, sondern auch methodische Heilungsprinzipien geworden.

Schon in der pneumatischen Schule war also die Hippokratische Medizin als eine Vorarbeit und ein Bestandtheil aufgenommen, über welche selbst man, wie über Uranfänge, hinausgegangen war. In dem Kreise der wissenschaftlichen Welt- und Naturansicht der Al-

ten hatten die Aerzte wirklich alle Richtungen der medicinischen Erkenntnifs erschöpft, alle Seiten der Betrachtung durcharbeitet, welche innerhalb der Ansicht von der allgemeinen Harmonie des organischen und irdischen Lebens im Weltall, und deren gemeinschaftlichen Ursachen nur möglich war. Die vollendete Durcharbeitung aller dieser Seiten und Richtungen der Wissenschaft und zugleich die Vereinigung des gesammten medicinischen Materials zu einem künstlichen Organismus, den ich mit dem Namen einer Pythagoräischen Qualitäten-Proportionslehre bezeichnen möchte, finden wir bei Galen; und wenn man von dem höchsten Entwickelungspunkt und dem Ideal der Medicin der Alten spricht, so darf man nicht die Hippokratische Medicin dafür ansehen: denn diese enthält blofs die Naturheilung einiger, aber nicht aller Krankheiten, während man im Fortschritte der Wissenschaft des Alterthums sehr wohl eingesehen hatte, dafs es Krankheiten giebt, welche die Natur nicht heilt und gegen welche künstliche Methoden, durch die Aerzte nach Hippokrates, erfunden waren. Die Alten selbst waren also aus dem Naturzustand ihrer Medicin schon hinausgegangen, hatten die aus der Hand der Natur hervorgegangene rohe Arzneikunde durch ihre Kunst veredelt, so weit es der, noch ganz allgemeine, Umfang ihrer nicht zum besonderen Inhalt durchgebildeten Ansichten des Natur- und Weltlebens zuliefs. Schon von dieser Seite betrachtet, könnte es bedenklich scheinen, dafs man heut zu Tage das Ideal unserer Wissenschaft in den natürlichen Uranfängen sucht, über welche man im Alterthum selbst weit hinausgegangen war. Sehen wir indessen weiter, welche Veränderungen in der modernen Zeit mit unserer Wissenschaft und Kunst vorgegangen sind, um uns klarer zu veranschaulichen, welche Bedeutung heut die Hippokratische Medicin für uns haben möchte. Wir wollen die Sache ganz von der praktischen Seite betrachten und nur die natürlichen Motive in dem Gang der Ereignisse aufsuchen. Der letzte Zweck der Medicin ist, dafs der Kranke geheilt werden soll; der Arzt mufs handeln, und will er sich nicht dem blinden Zufall in die Hände werfen, so mufs er Grundsätze haben, nach denen er handelt, und Mittel, wodurch er seine Zwecke erreichen kann. Welche Anleitung bot nun die antike Medizin den Aerzten in dieser Beziehung dar? Hippokrates sagt: ahme den Gang der Natur nach und unterstütze die kritischen Ausleerungen der Qualitäten. So einfach diese Regel zu sein scheint, und so sehr sie den Stempel der höchsten Zuverlässigkeit durch die Gesetzmäfsigkeit in dem Gange der Natur an sich trägt, so darf man sich doch nicht verläugnen, dafs in der Forderung, die kritischen Ausleerungen zu unterstützen, unbewufst die Wirksamkeit der Kunst und gar nicht die Nachahmung der Natur liegt. Diesen merkwürdigen Widerspruch hat man sich seit dem Alterthum nicht zum Bewufstsein gebracht, obgleich der Grund aller von der Hippokratischen Medizin abweichenden Ansichten und Heilprinzipien allein hierin begründet ist. Die Natur selbst wendet nämlich keine Arzneien an, um die Krisen hervorzubringen, und bei der Lehre, welche die Nachahmung der Natur in Begünstigung der kritischen Ausleerungen vorschreibt, ist der Arzt sogleich über die Anwendung der Arzneimittel, wodurch er die Naturwirkungen nachahmen soll, in Verlegenheit; denn die Natur selbst geht hier nicht mit Beispielen voran, und daher die erste Uneinigkeit der Aerzte über die Wahl der Mittel, wodurch die Naturheilkraft unterstützt werden soll. Ueber den zu erreichenden Zweck selbst sind die Aerzte nie uneinig gewesen, alle haben vielmehr darin übereingestimmt, dafs dies die grofse Aufgabe der Medizin sei; nur über die Art der Ausführung des Planes, die Naturwirkungen zu befördern, sind die zweitausendjährigen Debatten geführt worden. Ueber dieses Verhältnifs von Mittel und Zweck müssen wir endlich uns zu verständigen suchen, um zu einer klaren Anschauung der reinen objektiven Gestalt der streitigen Sache zu gelangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

LII.

НАЧЕРТАНІЕ ПРАВИЛЪ ЧУВАШСКАГО ЯЗЫКА *etc. Abriss einer Grammatik der Tschuwaschischen Sprache, nebst einem Tschuwaschischen Wörterverzeichniss. Zum Besten der geistlichen Lehranstalten des Sprengels von Kasan. Kasan,* 1836.

Die Tschuwaschen sind ein zahlreiches, zum grofsen Turkstamme gehöriges Volk in den Russischen Statthalterschaften Kasan, Wjatka, Simborsk und Orenburg, über dessen ethnographische Verhältnisse in Müller's Sammlung Russischer Geschich-

ten, und an mehreren anderen Orten nähere Auskunft gegeben wird.

Die Tschuwaschen sind Muhammedaner, aber unbekannt mit der Schreibekunst; daher man sich beim Schreiben ihrer Sprache Russischer Buchstaben bedient. Aufser dem vorliegenden grammatischen Abrisse giebt es noch einen von weit älterem Datum (1772); Beide ergänzen einander, aber Beide lassen auch viel zu wünschen übrig. Da wir bis jetzt, wenigstens in unserem West-Europa, keine gedruckten Tschuwaschischen *Texte* besitzen, und wären es auch nur Uebersetzungen biblischer Bücher, Katechismen u. dgl., so sind wir bei Beurtheilung des Charakters dieser Sprache lediglich auf die eben erwähnten zwei Elementar-Bücher angewiesen.

Obgleich die Tschuwaschen zu den uncultivirtesten Völkern muselmännischen Glaubens gehören, und obgleich ihre Verbindungen mit Arabern und Persern, ja selbst mit gebildeten Völkern Türkischen Stammes längst abgebrochen sind, so hat doch selbst *ihre* Sprache eine bedeutende Anzahl Arabischer und Persischer Wörter aufzuweisen, gröfstentheils für abstraktere Begriffe, während die viel geringere Zahl eingebürgerter Russischer Wörter fast nur materielle Dinge bezeichnet. Beispiele: *awwàl, weiland, vorher* (*ewwel*); *amal, Arznei* (*'aml, Wirkung*); *wygyt, Zeit* (*waqt*); *yumür, Leben* (*'umr*); *laich, gut, tüchtig* (*lajyq*); *tawra, Kreis* (*dewre*); *chalyq, Volk* (*chalq*); *ussty, Lehrer* (*ussta*); *patschà, Kaiser* (*padischah*); *tasa, rein* (*tase*); *tschon, Seele* (*dschan*); *tuschman, böse, feindlich* (*duschmen*); *doss, Freund* (*dosst*) u. s. w.

Vergleichen wir das Lautsystem des Tschuwaschischen mit dem der übrigen Turk-Dialekte, so finden wir bald mehr Härte und Fülle, bald im Gegentheil mehr Erweichung und Verschmelzung, überhaupt aber sehr interessante Lautwechsel, welche die Identität zweier Wörter oft sehr zweifelhaft machen würden, wenn sie nicht auf strenge Analogie sich gründete. An der Stelle des initialen *Jod* erscheint häufigst *Sj*, z. B. *sjoq, nicht* (*joq*); *sjol, Weg* (*jol*); und *Jod* tritt nicht selten an die Stelle eines harten *K*, z. B. *jor, Schnee* (*qar*); *jon, Blut* (*qan*). Dem gelinden *S* der Osmanen entspricht regelmäfsig ein *R*, z. B. *pur, Eis* (*bus*); *qyr, Tochter* (*qys*). Das *Gh* zwischen Vocalen (auch bei den Osmanen oft ein wahres *U*) wird *W*, z. B. *ywyl, Sohn* (*oghul*); *ywyss, Baum* (*aghadsch*). Wo im eigentlich Türkischen D vor I steht, finden wir *Tsch* oder *Sch*, z. B. *tschilge, Zunge* (*dil*, Mandschuisch *il-ènggu*); und statt des schliefsenden *Sch* erscheint bisweilen *L*, z. B. *chil, Winter* (*qysch*); *kümül, Silber* (*gümüsch*): *chuel, Sonne* (in anderen Dialekten *chujasch, qajasch*, Osm. *gunesch*) — daher auch *schil, Zahn* (Mongolisch *schid-un*), ohne Zweifel das Osmanische *disch*. Diese wenigen Proben mögen einstweilen genügen.

Die ganze Grammatik der Tschuwaschischen Sprache ist wesentlich *Turk-Tatarisch*. Das *Verbum* hat nach dem Verf. nur *zwei Derivate*: ein *passives*, mit charakteristischem *N* (bei den übrigen Turkstämmen *N* oder *L*), und ein *transitives*, mit charakteristischem *tur, ter* (wie das *tur, tir* der Osmanen u. s. w.). So lautet von √ *kor, sehen* (*gör*), der Infinitiv des ersteren Derivates, *kor-n-ass* oder *kor-n-ma* (*gör-ün-me*); von √ *iss, Werk*, der Infinitiv des Verbum nominale *iss-lä* (*isch-le*), *iss-lä-ter-me* (*isch-le-t-me*), *arbeiten lassen*. Aus einem Beispiele (S. 63) ersehen wir aber, dafs auch die *gegenseitige* Form (durch *sch* kenntlich) den Tschuwaschen nicht fehlt, und dafs sie, wie bei den Osmanen, mit der *transitiven* verbunden werden kann. Das Beispiel lautet: *pilik sfoma kil-isch-tär-dym, um fünf Rubel bin ich* (mit ihm) *übereingekommen*. Nach Analogie unseres *Uebereinkommen* bedeutet *kil-isch* (von √ *kil*) offenbar *zusammenkommen*, und mit angefügtem *ter, bewirken, Einen dahin bringen, dafs man sich vereinigt*. — Im *Indicativ* hat man ein *Präsens*, charakterisirt durch ein zwischen Wurzel und Pronomen eingeschobenes T (ohne Zweifel ein Ueberrest des Verbum Substant. *tur*, welches selbst im Osmanischen mancher Wurzel noch anhängt, z. B. *otur, sitzen* = *ol-tur*); ein *Präteritum* in *D*, oder *R*; und ein *Futurum*, das die Wurzel nur durch einen *Vocal* mit dem Pronomen verbunden zeigt, wie das Präsens der Kasan'schen *Tataren*. Die *bedingende* Form wirft ihr *tsche* (Osman. *sse*) hinter das Pronomen, wie es auch im Osmanischen conditionalen Präteritum gern geschieht, z. B. *isslädümtsche* (*ischledimisse*), *wenn ich arbeitete*. Die Pronominal-Affixa sind hin und wieder deutlicher als die entsprechenden Osmanischen; so z. B. lautet das Affix der ersten Person Plur. Präsentis *pyr*, während die *Osmanen* nur *R* (in S verwandelt) übrig behalten; allein dieses *pyr* entspricht dem absoluten *bis* der Osmanen (für *bir*, Tschuwasch. *abir, wir*).

Zu den merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten des *Tschuwaschischen* gehört die Bildung eines besonderen Possessiv-Pronomen's, das allen übrigen Turkstämmen abzugehen scheint. Man behandelt den Genitiv des Personal-Pronomens als Nominativ, und die charakteristische Endung des Ersteren wird alsdann Kennzeichen des Letzteren, z. B. *manyng, mein* (eigentlich *mei*, aber für *meus*). Das also entstandene Possessiv-Pronomen kann nun mit den Partikeln jedes Casus-Verhältnifses verbunden werden, z. B. *manyn-yng, meines* (gleichsam *mei-eius*); *manyng-ne, meinem* (gleichsam *mei-eo*). Vorzügliche Beachtung verdient aber, dafs die Tschuwaschen die erwähnte Form, wenn sie als wahres Possessiv fungiren soll, gern in *mang* zusammenziehen, als wollten sie ihren Ursprung verhüllen. Durch diese Contraction wird das Possessiv den Pronominal-Adjectiven unserer Indogermanischen Sprachen noch näher gerückt.

In einer besonderen Abhandlung gedenken wir den Charakter der Tschuwaschischen Sprache und ihr Verhältnifs zu den übrigen Turk-Dialekten ausführlicher zu erörtern. Der unbekannte Verf. des vorliegenden Elementar-Büchleins hat in seinem Wort-Register auch auf Verwandtschaft einzelner Wörter mit Tschermissischen, jedoch nur spielend und ganz oberflächlich, hingewiesen.

Wilhelm Schott.

№ 90.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Thomas Sydenham's sämmtliche medizinische Schriften in die deutsche Sprache übersetzt von J. Kraft.

(Fortsetzung.)

Halten wir nun dieses wahre Bild der Hippokratischen Medizin fest, dafs darin die Zwecke der Medizin richtig gefafst sind, dafs aber die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke keinesweges, wie man unbewufst immer vorausgesetzt hat, in derselben nach sicheren auf Naturgesetzen begründeten Methoden gegeben sind; so wird es uns klar, dafs die Aerzte nach Hippokrates gar nicht aus schlechtem Willen oder durch philosophische Vorurtheile verleitet von Hippokrates abgewichen sind; sondern dafs sie durch die Erfahrung über neue von Hippokrates nicht beschriebene Krankheiten und bei einer vernünftigen Wahl der Mittel, wodurch sie ihre Heilzwecke verfolgen sollten, nothwendig gezwungen waren, in Untersuchungen einzugehen, welche zu bestimmten Grundsätzen ihrer Handlungweise führen konnten. Dafs in dieser Noth, Mittel erfinden zu müssen, wie die einen die empirische Analogie, so die anderen die Philosophie zu Hülfe riefen, wer wollte ihnen dieses verargen, und den einen Weg verdammen, um den anderen allein gelten zu lassen, obgleich derselbe doch auch nicht zum Ziel führte? Offenbar konnte hierüber keine sinnliche Empirie, sondern allein vernünftige Untersuchungen entscheiden. Bei diesen aber mufste man bald einsehen, dafs die Erkenntnifs der wahren Natur der Krankheiten allein im Stande sei, zu den Mitteln ihrer Heilung zu führen, denn wenn man einen Feind besiegen will, mufs man seine Kräfte kennen, um sich gegen ihn rüsten zu können. Daher war das Zurückgehen der Aerzte nach Hippokrates auf die Natur der Krankheit selbst eine nothwendige Folge des Bedürfnisses, die Grundsätze zur Wahl der Heilmittel zu finden, die Hippokrates nicht gegeben hatte, besonders für diejenigen Krankheiten nicht, bei denen die Naturheilkraft nicht nachgeahmt werden konnte, weil sie bei ihnen nicht wirksam war. Man sieht also, wie einseitig die Meinung ist, dafs das Eingehen auf die innere Natur der Krankheiten von dem zufälligen Zusammentreffen mit den Entwickelungsstufen der Philosophie abhängig gewesen sein sollte. Wir müssen uns gewöhnen, den Gang der Geschichte der Medizin mit ganz anderen Augen anzusehen, und die Geschichte selbst weit mehr nach den objektiven Hebeln ihrer Entwickelung, als nach dem äufseren Lauf der Begebenheiten zu schreiben und diesem willkührliche Ansichten unterzulegen. Wir müssen die Schwerpunkte aufsuchen, um welche sich die medizinischen Systeme drehen, und die bewegenden Kräfte, die den Hebelarmen Schwung geben; dann finden sich die Formen der äufseren Bewegung von selbst und es entwirrt sich das Getümmel der sich durcheinander drehenden Massen.

So sehr nun auch die antike Medizin, durch das Bedürfnifs nach vernünftigen Indikationen zur Anwendung der Heilmittel, getrieben war, von der äufseren Geschichte zur Erkenntnifs der inneren Natur der Krankheiten fortzuschreiten, so war es doch unmöglich, mit dieser Erkenntnifs weiter zu dringen, über die Sphäre des damaligen Zustandes der Geistesentwickelung und über die Begriffe von dem gemeinsamen Urquell des Lebens im ganzen Weltall, mochten diese nun in Form der Weltseele oder der allgemeinen Elemente gefafst sein, hinaus. In diesen Ansichten von der Harmonie aller Lebenskräfte in der grofsen und kleinen Welt, von der allgemeinen Identität des organischen und des allgemeinen Naturlebens, und von einem gemeinsamen Urquell der Thätigheiten in beiden mufste sich die antike Medizin nothwendig abschliefsen. Alle nur möglichen Gegensätze innerhalb dieser

Sphäre hatten sich gegen einander abgerieben und abgestumpft; alle in dieser Zeit nur möglichen Widersprüche waren gegen einander aufgetreten und dadurch die wissenschaftliche Thätigkeit so weit fortbewegt, dafs nun beim Mangel neuer innerer Opposition die alten ermatteten Glieder der antiken Medicin sich zur Ruhe begeben mufsten. Sie hatten in sich selbst nicht mehr die Kraft das innere Lebensfeuer wieder anzufachen und nur zerstreute Lebensfunken glimmten in dem sterbenden Körper noch fort.

Eine neue Bewegung in die Masse des so erstarrten Materials der antiken Medizin konnte nur durch einen grofsen wissenschaftlichen Gegensatz von Aufsen kommen, der das eingeschlafene Leben wieder erweckte und zu höherer Entwickelung mit sich fortrifs. Diese Flammen des neuen Gegensatzes wurden nun durch den modernen Begriff des Organismus und des organischen Lebens, gegenüber dem Begriff des Makrokosmus oder allgemeinen Naturlebens, in die antike Medizin geworfen, und von einer richtigen Auffassung dieses grofsartigen Verhältnisses, hängt allein die Würdigung unserer wahren Beziehung zur Hippokratischen Medizin ab. Ich habe die Hauptmomente dieser Entwickelungsstufe bereits in der Schrift über die Medizin des Theophrastus Paracelsus darzustellen versucht, halte es jedoch für zweckmäfsig über den inneren Verlauf dieser Entwickelung noch einiges hinzuzufügen. Man kann sagen, dafs das Aufglimmen der Begriffe der modernen Medizin, mit dem Erstarren des antiken Körpers der Medizin der Alten gleichzeitig während der Zeit der Chalifenherrschaft unter den Saracenen im Mittelalter geschah. Wie im Politischen, so hat sich auch in der medizinischen Wissenschaft der Orient mit dem Occident in dieser Zeit zu dem Keim einer neuen Gestaltung verbunden, die nach langer Brütung zur Reformationszeit in reifsender Entwickelung durchbrach. Der Keim zu der Idee des organischen Lebens wurzelt schon in dem Mystizismus des orientalischen Emanationssystems, welches auch die Wirkungen der Natur von Ausflüssen der Gottheit, also von einer Einheit geistiger Einflüsse herleitete, welche in den guten und bösen Dämonen personifizirt wurden. Hiermit war die Idee des Hervorgehens aus einem Urquell und der Entwickelung zu einem vollkommeneren Zustande von Innen heraus gegeben. Die Vorstellung von dem Erzeugtwerden der Materie durch die Dämonen trat dem Begriff organischer Zeugung überhaupt, der Krankheitserzeugung im Besonderen näher, immer im Sinne des Hervorgehens der Körper aus einer Einheit, anstatt sie in der antiken Medizin durch Zusammensetzung aus Elementen entstanden sein sollten und der Geist selbst zum Pneuma materialisirt wurde. Indessen liefsen es die übersinnlichen Auswüchse aus diesem System, die Magie, Astrologie und die Träumereien der Zauberei vorläufig zu keinem ernsten Einflufs desselben auf die Medizin kommen, und lange gingen daher auch die antike Medizin und die orientalische Magie unter den Saracenen friedlich neben einander hin, die eine im Aufblühen, die andere im Verwelken begriffen, doch sollte man glauben, dafs schon früh die Beobachtung der Wirkung der aus Opium, Stechapfel, Bilsenkraut, Hanf bereiteten Zaubertränke, wenn gleich ganz unbewufst, auf die wahre organische Arzneiwirkung geleitet haben müfste, wenn gleich lange noch die Qualitätentheorie die allgemein angenommene war. Wir wissen aber leider von der gewifs reichen Arzneimittellehre der Saracenen wenig oder gar nichts und der gelehrteste Geschichtschreiber auf diesem Gebiet, Sprengel, gesteht leider, dafs er keine Aufklärungen darüber geben könne, weil er der persischen Sprache nicht mächtig gewesen sei. Doch geht aus dem was wir von der Medizin des Avicenna kennen hinreichend hervor, dafs er von der Theorie der Qualitäten der Alten ganz abwich, und dafs er die organischen Wirkungen von Innen heraus durch verschiedene Lebenskräfte erklärte: die Zeugungskraft, die Ernährungskraft, die Bildungskraft, welche wie ein Thau den Körper beständig jung und frisch erhalte. Sprengel irrt durchaus, wenn er diese arabische Lehre von den Kräften auf die antiken Vorstellungen von den Eigenschaften der Elemente zurückführen zu können glaubt. Vielmehr liegt der Kraftlehre der Araber durchaus der Begriff organischer Selbstthätigkeit zum Grunde. Diefs spricht sich auch in dem, was wir kümmerlich von der Theorie der Arzneiwirkung nach Avicenna und Serapion wissen, entschieden aus. Serapion sagt überhaupt, dafs, um die Arzneiwirkungen zu erklären, man eine Kraft im Organismus selbst annehmen müsse, und besonders findet man bei Avicenna, dafs die herzstärkenden Mittel (cardiaca) durch Belebung und Erhaltung der Lebensgeister wirken. Hierbei scheint das Bild der ma-

gischen Wirkung der Zaubertränke mit zum Grunde zu liegen, und diese organischen Erklärungen sind der Theorie der Alten von den Qualitäten ganz entgegengesetzt und nur auf die Emanation der Wirkungen des Organismus aus seiner inneren Einheit zu beziehen. Bei allem diesen traten doch die Saracenen nicht als entschiedene Gegner der Alten auf, sondern liefsen neben ihren abweichenden Ansichten die Theorie der Alten noch bestehen, ja assimilirten sich selbst mancherlei aus der Medicin der Alten, doch überall ohne in ihre Begriffe einzugehen. Es war also ein Abfall von der Medizin der Alten, doch ohne Bewufstsein des entschiedenen Gegensatzes, der sich hieraus entwickeln sollte. Natürlich mufsten zwei so entgegengesetzte Richtungen der Wissenschaft immer mehr zum Bewufstsein kommen, je länger man mit ihnen umging. Indessen klebte noch das volle Materielle der Medizin an der Theorie der Alten und beide waren in ihrer gleichzeitigen Entstehung durcheinandergebildet und unzertrennlich verbunden, während die orientalische Emanations- und Kräftetheorie dieses Material, als etwas ihr fremdes schon fertig Erworbenes, herübernehmen sollte, so dafs man aus Ehrfurcht vor dem Material die dazu gehörige Theorie der Alten nicht anzugreifen wagte. Daher sich denn selbst noch nach den Saracenen zur Zeit der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften im 13. und 14. Jahrhundert die eifrigsten Vertheidiger der antiken Medizin gegen die Araber fanden, bis endlich nach langer Brütung des Keims Paracelsus die Schale des Eies der modernen Medizin zerbrach und wie ein wilder lang gehemmter Strom sich über die antike Medizin als entschiedener Gegner ergofs. Das Resultat dieser Opposition war zunächst das bestimmte freie Bewufstsein, dafs die antike Qualitäten- und Elementenlehre dem Begriff und dem Wesen des Organismus ganz und gar wie Leben dem Tode widerspreche; dafs der Organismus nicht aus Elementen und Qualitäten zusammengesetzt sei, sondern dafs das Leben aus einer höheren Einheit alle Mannigfaltigkeit von Qualitäten von Innen heransproduzire, dafs der Organismus im Laufe seiner Lebensthätigkeiten durch ihm eigenthümliche Kräfte die Qualitäten der äufseren Natur zernichte, sie verarbeite und sich assimilire; und dafs durch diese Lebenskräfte der Organismus nicht in harmonischer Einheit mit dem Weltall und durch dieselben Kräfte wie das Weltall, sondern selbstständig und in entschiedenem Gegensatz gegen das Weltall lebe. Organismus und Weltleben stehen sich wie Leben und Tod gegenüber. Diefs ist der grofse Gegensatz, der durch die bestimmtere Bezeichnung von Mikrokosmus und Makrokosmus ausgesprochen wurde und von nun an in den gegenseitigen Verhältnissen seiner beiden Theile näher untersucht werden konnte. Alle grofsen Entdeckungen und Bereicherungen des Inhalts der Medizin seit dieser Zeit zielen auf den wahren Begriff des Organismus ab und haben dazu beigetragen diesen Begriff zu vervollständigen. Auf diesem Gebiet des selbstständigen Gegenübertretens des Organismus gegen das Weltleben, und der wechselseitigen Verbindungen und Einwirkungen beider in dem grofsen höheren Ganzen des allgemeinen Naturlebens, bewegen wir uns heut noch fort; wir dürfen nicht die Vorstellung haben, dafs unsere Kenntnifs auf diesem Gebiet abgeschlossen, die Untersuchungen beendet wären. Aber wir müssen mit hellen Lichtstrahlen uns den Standpunkt beleuchten, auf dem wir stehen, und uns klar vergegenwärtigen, woher wir gekommen und wohin wir gehen wollen, damit wir uns auf den vielstrahligen Wegen und ihren durcheinandergreifenden Richtungen nicht rückwärts verirren, und beim Zuhausekommen mit Bedauern sehen, dafs wir Zeit und Mühe auf wüsten Irrgängen verloren haben, die uns zu keinem erwünschten Ziele führen konnten. Ich glaube, dafs zu diesen Irrwegen auch die Richtung vieler neueren Aerzte, welche der Hippokratischen Medizin als höchstes Ziel nachstreben, gehört, und halte es für nützlich, durch einen näheren Vergleich der Hippokratischen Medizin mit dem Zustande und dem jetzigen Inhalt der modernen Medizin zum klaren Bewufstsein zu bringen, dafs die heutige Medizin ohne Selbstverläugnung ihres ganzen Inhaltes nicht zur Hippokratischen Medizin zurückkehren kann. Wir wollen diese Verhältnisse hier nur in praktischer Beziehung betrachten und sehen, welche Elemente der modernen Medizin es besonders sind, wodurch sie sich so sehr von der antiken unterscheidet, dafs eine äufsere Verschmelzung oder Vereinigung der Grundsätze beider unmöglich ist.

Das erste was uns hier vor Augen tritt, ist der physiologische Begriff organischer Erregung, welcher an die Stelle der Wirkung der Qualitäten getreten ist, und welcher die Grundsätze des Pathologie und The-

rapie völlig umkehrt. Die äufseren Krankheitsursachen: die Luft, das Wasser, die Wärme und Kälte, die zusammengesetzten Einflüsse der Winde, der Jahreszeiten, des Klima, gehen nicht, wie die Alten voraussetzten, als Elemente in den kranken Körper ein, um hier die Krankheit zu bilden, sondern *erregen* nur eine Reihe von Thätigkeiten, einen Krankheitsprocefs im Organismus, wodurch als eigenthümliche Reaktion des Organismus selbst, und durch *seine* Kräfte die Krankheit entsteht, die von den entfernten Ursachen himmelweit verschieden ist. Für uns müssen also die Einflüsse von Nässe und Trockenheit, von Wärme und Kälte, von reiner und verpesteter Luft, eine ganz andere Bedeutung haben, als für Hippokrates. Sie können Krankheiten machen, sind aber nicht die Krankheit selbst und nach Verschiedenheit der Umstände können dieselben Krankheiten durch verschiedene Ursachen, und wieder durch verschiedene Ursachen dieselben Krankheiten entstehen. Wir müssen die Pathogenie mit ganz anderen Augen ansehen, wie Hippokrates, und haben uns der Wahrheit der Natur durch diese veränderte Ansicht unendlich mehr genähert als die antike Medizin, deren Vorstellungen dem Gang des organischen Lebensprocesses durchaus nicht entsprachen. Es nützt zu nichts, unmittelbar zu behaupten, Hippokrates habe hier die wahre Naturansicht gehabt, wir haben uns von dem Gange der Natur entfernt, solche Behauptungen, obgleich sie von Mund zu Mund durch so viele Jahrhunderte gegangen sind, haben nur dazu gedient, auf Irrwege und zu falschen Bestrebungen zu führen; aber sie können ihrem gerechten Urtheil, dafs es falsche Ansichten sind, die nur so lange gelten, bis man sie im Lichte besieht, nicht entgehen.

Auch die Naturheilung der Krankheit durch den Organismus selbst ist nicht so, wie Hippokrates dachte. Was an der Lehre von der Ausscheidung der Krankheiten durch die Krisis wahr ist, ist allein das äufsere Factum, dafs der Körper sich selbst von vielen Krankheiten durch seine eigene Thätigkeit befreit; aber dafs er die Qualität der Krankheitsmaterie, welche als äufsere Ursache in den Körper gekommen wäre, dadurch ausleere, dafs diese Ausleerung diese Befreiung des Körpers von der Qualität der Krankheitsursache der wahre Act der Heilung überhaupt sei, ergiebt sich daraus nothwendig als unwahr, dafs die Krankheitsursachen, z. B. Wärme oder Kälte, nur eine kranke Thätigkeit im Körper erregen, in welcher dann die Ursachen gar nicht mehr vorhanden sind. Etwas das nicht mehr vorhanden ist, kann aber durch die Krisen nicht entleert werden. Wie sollte es mit der sogenannten Kochung der Krankheitsursache in einer Lungenentzündung stehen, die durch Hitze selbst als Krankheitsursache entstanden ist? Alles dieses widerspricht dem Procefs organischer Erregung durch und durch.

Weiter aber sind wir mit der Wirkung der Arzneien bei der Heilung der Krankheit ganz in demselben Fall wie mit den Wirkungen der Krankheitsursachen bei der Entstehung der Krankheit. Hippokrates wollte die Krankheitsursache durch sie ausleeren, die Krisen dadurch befördern und unterstützen. Eine andere Wirkung kannte Hippokrates noch nicht. Inzwischen giebt es sehr wenig Fälle, wo wirklich die äufsere Krankheitsursache durch ausleerende Mittel aus dem Körper entfernt werden kann und zu diesen Fällen gehören gerade die kritischen Ausleerungen nicht; denn sie sind Produkte des Krankheitsprocesses, die weniger durch die ausleerende als durch erregende Wirkungen der Arzneien vom Körper ausgeworfen werden. Die Arzneien wirken überall, wie die Krankheitsursachen, durch Erregung des organischen Processes, und dieser erst kehrt sich gegen die Krankheit. Wie könnte man jetzt die Hülfe durch nerven- und muskelreizende, die Erregung herabstimmende, den Bildungsprocefs erhöhende oder vermindernde Arzneien gegen die ausleerenden Mittel des Hippokrates hingeben? Von den gegen die Elementarqualitäten der Krankheiten gerichteten Arzneien der Dogmatiker, Methodiker und Pneumatiker möchte ich gar nicht reden, wenn man nicht heut noch häufig die Neigung zeigte, die Wirkung der Arzneien als chemische Processe anzusehen.

Zweitens dürfen wir nicht unerwähnt lassen den pathogenetischen Begriff der Krankheit, als einer *organischen Totalität* von Reaktionen, als Krankheitsspezies. Um diesen die ganze neuere Medizin charakterisirenden Begriff der Krankheitsspezies drehen sich seit Paracelsus die wichtigsten neueren Bemühungen. Die Erscheinungen der organischen Generation der Krankheitsspezies, waren es vorzüglich, mit denen Paracelsus gegen die Alten überhaupt zu Felde zog, und darin fand er offenbar seine siegreichsten Waffen gegen die antike Medizin.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Thomas Sydenham's sämmtliche medizinische Schriften in die deutsche Sprache übersetzt von J. Kraft.

(Fortsetzung.)

Die Genesis der Krankheit und deren naturgemäfse Kenntnifs hängt genau mit den Heiloperationen zusammen. Diese Genesis nun hielt Hippokrates für unmittelbar durch die äufseren Ursachen bedingt, so dafs bei ihm Witterung, Jahreszeit, Klima mit den Krankheiten unzertrennlich zusammenhängend und verflochten erscheinen. Man sieht bei ihm gar keinen Unterschied zwischen äufserer Ursache und Krankheit; denn die Krankheit war ja eben die durch die äufsere Ursache in dem Körper gesetzte Qualität. Das äufsere Element trieb nur eine Zeit lang sein Wesen in dem Körper und die Geschichte dieser Operation bis zur Ausleerung durch die Krisen beschrieb Hippokrates als die Krankheit. Dieses unmittelbare Bedingtsein der Krankheit durch die Aufsenwelt und diese Unzertrennlichkeit und Identifizirung von Ursache und Wirkung ist durchaus nicht so naturgemäfs, als man uns glauben machen möchte und obgleich ein wahrer Zusammenhang zwischen der Krankheitsursache und der Krankheit vorhanden ist, so ist doch die Krankheit keine nothwendige Folge der äufseren Ursache, obgleich sie da, wo sie entsteht, eine natürliche Folge derselben ist. Denn nach der Hippokratischen Theorie müfsten alle Menschen, die einer allgemeinen durch Witterung oder Klima bedingten Krankheitsursache ausgesetzt sind, überhaupt krank werden und an derselben Krankheit leiden, was aber beides nicht der Fall ist. Das Genus epidemicum der Krankheiten hat einen ganz anderen Ursprung, indem den verschiedenen Krankheitsindividuen durch die Richtung des Erregungsprocesses nur ein bestimmter Typus aufgedrückt wird, ohne dafs sie darum ihre spezielle Natur verlieren. Die Krankheitsbeschreibungen des Hippokrates beziehen sich daher durchaus nicht auf Krankheitsspecies in dem Sinne, wie wir diesen Begriff nehmen; schon deshalb nicht, weil die Krankheitserscheinungen nie als selbstständige und von den Ursachen unabhängige, sondern mit diesen überall verwebte Dinge dargestellt werden. Die Periodizität der Krankheiten und Krankheitsepidemieen wird mit den Perioden des Erdenlebens in gleicher Linie zusammengestellt und beide eben so identifizirt, wie die Krankheit selbst mit ihrer Ursache. Die kritischen Tage, die Herbstkrankheiten werden ohne alle Rücksicht auf ihren Ursprung im Organismus, mit dem kosmischen Kreislauf von Tag und Nacht, von Sommer und Winter identifizirt; daher denn die unsäglichen Bemühungen, die kritischen Tage des Hippokrates überall auch da wiederzufinden, wo sie durch die selbstständigen Perioden des Organismus individuell verändert erscheinen, nie zum Ziel geführt haben und nie zum Ziel führen werden. Eine reinere Physiologie mufs uns die Prinzipien an die Hand geben, die Krankengeschichten des Hippokrates, in denen überall Kosmisches und Organisches vermengt ist, gehörig verstehen zu lernen, ohne dafs wir von Aberglauben an diese Krankheitsgeschichten getrieben, um alles in der Welt nur in diesen Geschichten allein das Wahre gewaltsam suchen, was nie darin zu finden ist. So steht es bei unpartheiischer Beleuchtung der für unübertrefflich und unerreichbar gehaltenen Hippokratischen Krankengeschichten. Es sind Schilderungen nach der Natur. Ja. Aber Schilderungen von Naturerscheinungen überhaupt, ich möchte sagen kosmische Krankengeschichten in der ununterschiedenen Einheit von Organismus und Weltleben, worin das Wetter, die Jahreszeit, der Puls, das Athemholen in ungetrennter Reihe als zur Natur der Krankheit auf gleiche Weise gehörig beschrieben werden. Wunderlich genug, dafs wir uns selbst nicht mehr zutrauen, solche Krankengeschichten zu machen,

als ob uns die Gnade nicht eben sowohl gegeben wäre, um mit Paracelsus zu reden.

Es ist nun eine merkwürdige Erscheinung, wie weit stillschweigend und unbewufst in der modernen Pathologie die Prinzipien der wahren Physiologie des Organismus häufig angewendet worden sind, so dafs man wahre, der Zeit ganz entsprechende, organische Krankengeschichten gegeben hat, jedoch immer noch in dem Glauben, dafs man Hippokratische Krankengeschichten schreibe. In diesem Fall findet sich Sydenham. Es war das grofse Werk des Sydenham, eine wahre Naturgeschichte der Krankheiten zu schreiben und diese nach einer natürlichen Methode zu klassifiziren. Sydenham sagt: wir müssen die Krankheiten, als Arten, mit solchem Fleifs und solcher Aufmerksamkeit unter gewisse Gattungen zu bringen suchen, wie wir diefs von den Botanikern in ihren Pflanzenbüchern ausführen sehen. Denn man findet Krankheiten, die unter demselben Gattungsnamen begriffen werden, dennoch aber, weil sie der Art nach verschieden sind, eine verschiedene Heilart begehren. Jedermann weifs, dafs unter dem Namen *Distel* mehrere Gattungen Kräuter verstanden werden; weniger genau aber wird ein Botaniker handeln, welcher sich nur bei der allgemeinen Beschreibung dieser Pflanze aufhielte, indessen aber die eigenen und *speziellen* (Arten) Kennzeichen der einzelnen Arten, wodurch sie selbst von einander unterschieden sind, aufser Acht liefse. „Denn wenn wir auch zugeben, dafs durch das Temperament der Individuen eine Verschiedenheit der Behandlung entstehe, so ist doch die Ordnung der Natur so gleich und sich überall so ähnlich in der Hervorbringung der Krankheiten, dafs in den verschiedenen Körpern meistens dieselben Zufälle dieser Krankheit gefunden werden und selbst jene, welche bei dem kranken Sokrates beobachtet wurden, können auf jeden kranken Menschen überhaupt, der an eben dieser Krankheit leidet, übertragen werden, nicht anders, als wie die allgemeinen Kennzeichen der Pflanzen auf jede einzelne Pflanze von dieser Gattung richtig übertragen werden können. Denn wenn jemand z. B. ein Veilchen der Farbe, dem Geruch, dem Geschmack, der Gestalt und allen übrigen Kennzeichen nach beschreibt, so werden alle Veilchen auf der Erde in dieser Gattung enthalten sein und er wird leicht merken, dafs die Geschichte von jenem mit der aller gröfstentheils übereinkomme u. s. w."

Von dieser Krankheitsbeschreibung aber unterscheidet Sydenham ihre entfernten Ursachen, wie denn auch die Einwirkung der Jahreszeiten auf die Entstehung der Krankheiten durchaus als etwas, das zur speziellen Natur der Krankheit nicht gehöre, obgleich er aufserdem die Einwirkung der Jahreszeiten, inwiefern sie die Entstehung gewisser Arten der Krankheiten begünstigen, sorgfältig zu beachten empfiehlt und wirklich selbst beachtet. Dennoch glaubt Sydenham, dafs er durchaus dem Hippokrates gefolgt sei, und zwar, weil Hippokrates ebenfalls Naturbeschreibungen gemacht habe. Aber Sydenham unterscheidet sich dadurch wesentlich von Hippokrates, dafs er Naturbeschreibungen von Spezies, Arten, Gattungen organischer Körper, wie er ausdrücklich ausspricht, nach dem Vorbilde der Beschreibung von Pflanzenspecies, gab; etwas das bei den Alten nirgends zu finden ist, welche selbst bei der Schilderung der Pflanzenarten nie die Formen derselben, sondern vorzüglich nur die allgemeinen Qualitäten beschrieben. Es ist, wie aus der obigen Darstellung hervorgeht, inzwischen von der gröfsten Wichtigkeit diesen Unterschied der antiken und modernen Naturbeschreibung überhaupt und hier der Krankheitsbeschreibung im Besonderen zu erkennen; denn in diesem Unterschied beruht der organische Begriff der Krankheit und die darauf begründete Erkenntnifs der organischen Arzneiwirkung, so wie der Heilungsmethoden, der Arzneidosen u. s. w. Wir können also ohne unsere organische Pathogenie aufzugeben, zu der Hippokratischen Pathologie nicht zurückkehren. Der Begriff einer Naturmedizin überhaupt ist es nicht, worauf es allein ankömmt. Es giebt zweierlei Arten von Naturmedizin. Hippokrates hatte eine *kosmische* Naturmedizin; wir aber streben nach einer *organischen* Naturmedizin. Diefs ist zunächst für die Diagnostik von der gröfsten praktischen Wichtigkeit. Die Symptome nach der Hippokratischen Pathologie sind Qualitäten der Krankheiten, und da die Krankheiten nur in den Körper übergegangene Krankheitsursachen sind, so sind die Ursachen, die Krankheit selbst und ihre Symptome im Wesentlichen identische Dinge bei den Alten. Die Symptome brauchen weiter auf keinen inneren organischen Urquell bezogen zu werden, denn sie sind die Qualität der Krankheit selbst. Dafs die Krankheit als organischer Keim eine Mannigfaltigkeit von äufseren Erscheinungen hervortreiben kann, wie das

Saamenkorn oder die Knospe der Pflanze eine Mannigfaltigkeit von Blättern, Blumen und Früchten erzeugt; und dafs diese Produkte oder Symptome organischer Entwickelung sämmtlich ihre Einheit und ihren Quell in dem treibenden inneren Keim haben; dafs man also diagnostisch von den Symptomen erst auf den wahren Krankheitskeim schliefsen mufs, wenn man die Krankheit heilen will, dieses Ergebnifs moderner Erkenntnifs des Organismus fehlt bei den Alten ganz und man würde jetzt mit der antiken Diagnostik ärmlich und kümmerlich dastehen, mitten in dem Reichthum von Kenntnissen, auf welche der organische Begriff uns geführt hat. Die concrete Krankheit erscheint in Form einer mannichfaltigen Zusammensetzung und Gliederung, welche sich auch in der abstraktesten Weise nicht unter den generellen Begriff der Qualitäten vereinigen lassen, um so weniger als die Qualitäten einfache Dinge (Elemente) sind, welche keine besondere Gliederung weiter in sich fassen können. Diese Symptome der Krankheit können sich in ihrem Verlauf und auf ihren verschiedenen Entwickelungsstufen ändern, aus einer Qualität in die andere übergehen, verschwinden und wiedererzeugt werden, wobei der Urquell, der Krankheitskeim, wesentlich derselbe bleibt. Ueberall sind die Qualitäten nur Eigenschaften (Attribute, Glieder, Theile, Produkte) der Krankheit. Die Krankheit ist ein sprudelnder Quell, der immer neue Erzeugnisse hervorbringt mit der Kraft organischer Reaktion; und diese Mannigfaltigkeit von Gestaltungen sollten wir auf die einfache Qualität der Krankheitsursache beschränken wollen! Im Sinne der Hippokratischen Medizin weifs man nicht, ob man die verschiedenen Symptome einer Krankheit nicht für selbstständig halten und als verschiedene Krankheiten ansehen soll, denn nichts deutet uns darin an, dafs die Krankheit ein zusammengesetztes Ganze und vielerlei Symptome zu diesem gehörig sein können. Am meisten fehlt darin die Entwickelungsgeschichte der Symptome und ihr Hervorgehen aus einer gemeinschaftlichen Ursache (causa proxima), die auch bei den Methodikern, obgleich von der entfernten Ursache wohl unterschieden, doch nur als einfache Communität und Qualität dargestellt wurde. Kurz die ganze Erkenntnifs *der organischen Form des Krankheitsbildes* ist durch die antike Semiotik unmöglich gemacht.

Ein anderer praktischer Punkt betrifft die Kur der Krankheiten durch die spezifischen Arzneiwirkungen, nach welchen auch Sydenham nächst seiner Naturgeschichte der Krankheitsspezies besonders hinstrebte. Der Begriff der spezifischen Arzneiwirkungen gehört ganz der modernen Medizin an, und hat in dem Begriff der Krankheitsspezies seinen Grund. Die Spezies der Arzneiwirkungen reagirt gegen die Spezies der Krankheit. Naturgemäfs betrachtet, geben uns auch die Arzneiwirkungen das Bild zusammengesetzter organischer Reaktionen, die von der Arznei wie von einem Keim angeregt werden, und auf diese Einheit wieder bezogen werden müssen. Indessen wird leider noch in unserer Zeit durch die Vorstellung einer chemisch qualitativen Wirkung der Arzneien der reine organische Begriff und Verlauf derselben häufig getrübt, und es wird nicht am unrechten Orte sein, das organisch Spezifische der Arzneiwirkung etwas genauer zu betrachten und auf den Zustand der jetzigen Medizin zu beziehen. Es ist keine Frage, dafs die erste Einwirkung eines chemischen Arzneimittels seiner Stoffbildung gemäfs chemisch-qualitativ ist. Diese Wirkung setzt sich aber nicht (so lange die Arznei nicht als Gift wirkt) in die organische Thätigkeit des Körpers fort, sondern veranlafst diesen nur zu eigenthümlichen Reaktionen, die ganz dem gereizten Organ immanent sind, so dafs sie nicht mehr als Wirkungen oder Thätigkeiten der Arznei, sondern als Thätigkeiten des Organismus selbst erscheinen. Die Qualität der Arznei erweckt also nur die dem Organ selbst schon inwohnende Selbsterregung in veränderter oder unveränderter Form, wobei diese Arzneiqualität selbst zernichtet, neutralisirt oder ausgeworfen wird. Die Arznei selbst wird von den Reaktionen des Organismus wesentlich überwältigt und zwar durch dieselbe Thätigkeit, welche sie hervorgerufen hat. Diefs ist ihr Charakter als Arznei, wodurch sie sich vom Gift unterscheidet. Das Gift nämlich macht seine chemische Qualität im Organismus geltend, zieht die organische Substanz in den Kreis chemischer Thätigkeit hinüber, nachdem die organische Reaktion durch die Qualität überwältigt und zerstört worden ist. Diese chemische Wirkung im Organismus ist immer der Tod desselben oder einzelner seiner Theile und ohne den Tod des organischen Processes kann nie eine chemische Wirkung im Organismus Statt finden. Die wirkliche chemische Wirkung ist immer Vergiftung und Tod im Körper oder führt

in kürzerem oder längerem Kampfe dahin. Dagegen wird das Nahrungsmittel in seiner Qualität vom Organismus gänzlich zernichtet und in die organische Thätigkeit übergeführt oder assimilirt; das Todte wird hier lebendig gemacht, es hat also keine weitere erregende Wirkung, wie die Arzneien sie haben. Das Wechselverhältnifs zwischen Arznei und Organismus ist ein höchst merkwürdiges. Der Körper nimmt die Arznei in sich auf, trägt sie mit sich herum, ohne dafs weder er die Arznei sich aneignet, noch die Arznei so fremdartig wirkt, dafs sie seine Reaktionen zerstörte. Sie facht sein inneres Leben nur zu erhöhter oder veränderter Aufregung an, und diese Aufregung ist dann wieder das Mittel, die Qualität der Arznei zum Theil zu überwältigen und zu verändern (gleichsam wie die kritischen Stoffe zu kochen) und endlich ganz aus dem Organismus auszuscheiden. Die Arznei macht es mit dem Körper, wie die Krankheitsursache, die ebenfalls Reaktionen zu ihrer Zernichtung und Ausscheidung hervorruft; andererseits aber macht es der Körper mit der Arznei nicht anders wie mit der Krankheit selbst, indem er sie zu überwältigen sucht und ausscheidet. Hierin besteht nun aber die Aehnlichkeit der Arzneiwirkung und der Krankheit, dafs beide zunächst organische Reaktionen sind. Aber in beiden sind die Reaktionen nicht einfach, sondern zusammengesetzt; indem die unmittelbar in einem Organ, sei es nun örtlich oder allgemein, erregte Reaktion, durch den organischen Zusammenhang aller, auch die Thätigkeit und Mitwirkung anderer Organe mit in den Kreis der ursprünglichen Reaktion hineinzieht, wodurch sich diese selbst weiter verbreitet, vergröfsert, wächst. Mit dieser Genesis der zusammengesetzten Arzneireaktion ist nothwendig gegeben, dafs alle Theile derselben mit der durch die Arznei in dem zuerst erregten Organ gesetzten ursprünglichen Reaktion natürlich zusammenhängen, und dafs somit alle Symptome der zusammengesetzten Reaktion ein systematisch zusammenhängendes Ganze oder ein System von Reaktionen bilden, wie auch die Krankheit selbst. Hierin liegt nun eben die Individualität der ganzen Arzneiwirkung im Organismus, wodurch sie zu einer Art oder Spezies, vergleichbar den Arten der Pflanzen und Thiere selbst wird. Dieses allein ist der wahre Begriff der spezifischen Arzneiwirkung, von der man sagen kann, dafs sie bisher mehr geahnt, als in ihrer wahren Bedeutung erkannt worden ist. Das erste Bild der *spezifischen* Arzneiwirkung haben offenbar die Saracenischen Magier an der Wirkung ihrer Zaubertränke gehabt. Die systematische Entfaltung einer so zusammengesetzten Nerven- und Geistesaufregung, wie sie das Opium, der Hanf, der Stechapfel hervorbringen, mufste den Magiern die Idee einer geistigen Zeugung und Schaffung aus der Arzneiwirkung geben und solche Produktion von einem inneren Keim heraus ist vielleicht das Urbild ihres Emanationssystems selbst gewesen. Die Anschauungen solcher Erscheinungen pafsten natürlich ganz und gar nicht zu der Qualitätentheorie der griechischen und römischen Aerzte, und die Perser hatten nicht unrecht, nach den Bildern dieser begeisternden Wirkungen, die sie täglich vor Augen hatten, sich eine neue Theorie der Arzneiwirkungen überhaupt zu schaffen, indem sie ihre allgemeinen Lebenserfahrungen auch ihrer Medizin einimpften. Hierbei blieb jedoch die Ansicht der Arzneiwirkungen in der Wissenschaft eben so geheimnifsvoll, wie die dunklen Ahnungen der berauschenden und traumerregenden Wirkungen ihrer diätetischen Mittel im Leben es waren. In der That sind die phantastischen und im wachenden Menschen traumerregenden Wirkungen der Zaubertränke die natürliche Veranlassung zu den späteren mystischen Vorstellungen über die Arzneiwirkung gewesen, wie sie sich bei Paracelsus und von Helmont noch unzweifelhaft finden. Der reine wahre Begriff der organischen Arzneiwirkung ist daher auch später mehr geglaubt und empfunden als gedacht und physiologisch zergliedert worden, und es ist unsere Aufgabe, seine genauere Erkenntnifs mit Hülfe der Fortschritte unserer Physiologie des organischen Lebens überhaupt zu vollenden. Der Hauptgesichtspunkt dabei bleibt zu sehen, wie sich die Arzneiwirkung selbst eine organische Gestalt giebt, welche dann als *Spezies von Reaktionen* erkannt wird, in welcher alle einzelnen Symptome nur Bedeutung haben, wenn sie auf den einen Quell, aus dem sie alle entstanden sind und um den sie sich wie um einen Centralpunkt gebildet haben, bezogen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Thomas Sydenham's sämmtliche medizinische Schriften in die deutsche Sprache übersetzt von J. Kraft.

(Schlufs.)

Die verschiedenen Symptome der Arzneiwirkung sind nicht zufällig nebeneinander bestehend, wie die Homöopathen es voraussetzen, so dafs, wie sie sagen, ein Arzneimittel so viele Wirkungen hervorbringt als Symptome erscheinen, sondern alle Symptome gehören zu einem Ganzen und nur ihre Vereinigung giebt das Bild der wahren Gestalt einer Arzneiwirkung, die also nicht einfach, sondern *aus einer Anzahl von Symptomen* zu einem System zusammengesetzt ist. Wer wollte z. B. daran zweifeln, dafs die mancherlei Symptome, welche die berauschende Wirkung des Weingeistes, des Opiums, der orientalischen Zaubertränke hervorbringt, nicht zu einem Ganzen gehören und nothwendig unter einander zusammenhängen sollten, wie sie auch aus einer gemeinschaftlichen Quelle entstanden sind? Wer wollte dieses System von Reaktionen, welches sich durch seine einfache Anschauung als das Bild einer natürlichen Totalität vielverzweigter Erscheinungen darstellt, wie verschieden auch die Variationen derselben in verschiedenen Individuen sein mögen, künstlich in so viel verschiedene Stücke zerreifsen, als Symptome der Wirkung da sind? Der Volksgebrauch selbst bezeichnet ja dieses ganze System von Wirkungen mit dem einen Namen der Berauschung oder der Entzückung und Bezauberung und doch bringt es die Weisheit der Aerzte dahin, uns zu lehren, die Berauschung sei nicht *Eine* Wirkung des Weingeistes, sondern dieser bringe Dutzende und mehr Wirkungen hervor, so viel als Symptome vorhanden sind. Und zwar warum? Weil man bei der Erkenntnifs der Wirkungen empirisch zu Werke gehen müsse und man nur die einzelnen Symptome, aber nicht ihre innere Einheit sehen könne! Wenn man sich doch nicht mit aller Gewalt in das Thierreich versetzen und die Vernunft nur dazu anwenden wollte, zu beweisen, dafs man keine hat. Man wird so dahin kommen, die Unmöglichkeit der vernünftigen Erkenntnifs speculativ zu beweisen. Wer sagt und zwingt uns denn, dafs wir nur die einzelnen Symptome ansehen sollen; was hindert uns denn die Augen weiter zu öffnen und zu sehen, was alle Welt sieht, wie alle einzelnen Symptome der Trunkenheit so fröhlich beisammen sind; unter einander in Wechselwirkung stehen; mit einander so unzertrennlich zu einem schon von Weitem erkennbaren *Habitus* verbunden sind, dafs sie zusammen entstehen und vergehen, zusammen leben und sterben, vereinigt bleiben bis in den Tod? Was Gott hier im Organismus vereinigt hat, soll der Mensch nicht trennen. Die Empirie giebt hier keine natürliche Anschauungen, keine Naturbeschreibungen, sondern künstliche Zerrbilder. Die Naturbeschreibung fordert noch weitere Fähigkeiten als Sehen und Hören; man mufs auch verstehen, was in der Natur zusammengehört, zu einem Bilde vereinigt werden mufs, damit nichts, was an dem Bilde fehlt, weggelassen und nichts, was nicht dazu gehört, künstlich hinzugefügt werde.

In diesem Betracht fehlt uns noch unendlich viel zu einer Naturgeschichte der Arzneiwirkungen. Die Arzneimittellehre ist sich ihrer wahren Bedeutung noch lange nicht recht bewufst geworden; man ist mit den Elementen des Widerspruchs, die sich aus der antiken Medizin mit in die moderne Zeit herübergeschleppt haben, lange noch nicht fertig; die grofse Brücke, über welche die Arzneien, als Körper mit chemischer Qualität, in die Erzeugung der organischen Reaktion im Körper hinübergehen müssen, mufs erst geschlagen werden. Jetzt ist noch keine friedliche Kommunikation zwischen den beiden Ufern des Chemismus und der organischen Reaktion der Arzneien. Auf der einen

Seite möchte sich der Chemismus als reine Pharmacologie selbstständig festsetzen und es darauf ankommen lassen, ob nicht die Arznei, im Sinne der Alten mit ihrer reinen chemischen Qualität, ihr Laboratorium im Körper aufschlagen könnte. Von der anderen Seite macht sich unabweisbar das Bild der organischen Reaktion sichtbar, doch immer noch in der trüben Gestalt einer entweder idealisirten oder rein empirischen Pharmacodynamik, welche, mit Vernachläſsigung aller substantiellen Kenntniſs der natürlichen Eigenschaften, wie eine Wolke in der Luft schwebt, ohne festen Fuſs auf der Erde fassen zu können. Die Pharmacodynamik bewegt sich, ohne von einem Schwerpunkt fest unterstützt zu sein, ungebunden, ätherisch hin und her und verflüchtigt sich aus Mangel an substanzieller Grundlage; die chemische Pharmacologie ruht auf ihrem Hypomochlion, ohne daſs sie Hebelarme hätte, die das organische Leben, was eben nicht chemisch ist, in die gewünschte Bewegung versetzen könnte. Das natürliche Bild der Arzneiwirkung müssen wir uns indessen in einer organisirten Gestalt vorführen, die in dem Boden der Qualität des Arzneimittels wurzelt und sich in die organische Selbsterregung des Organismus hinein verzweigt. Wir müssen den Saamen und die daraus aufwachsende Saat, die Eigenschaften der Arznei für sich nicht minder, wie die vollkommene Gestalt der Reaktionen, die sie im Körper hervorruft, mit gleicher Theilnahme studiren; denn wenn auch die organische Arzneiwirkung von der Arznei selbst verschieden ist, so bedingt doch die Qualität der Arznei wie ein Ansteckungsstoff den Gang der Reaktionen und hat auf die ganze spätere Gestalt derselben den gröſsten Einfluſs.

Zur vollständigen Kenntniſs der Arzneiwirkungen gehört also die Kenntniſs der Arzneien für sich eben so gut, als die spezifische Gestalt ihrer Reaktionen im Körper. Die Pharmacodynamik ohne Arzneikenntniſs ist eine abstrakte Kraftlehre, in der die Arzneikräfte selbst auch nur als einzelne Symptome empirisch aufgezählt werden, ohne daſs das ganze Bild der Gesammtwirkung im nothwendigen Zusammenhange aufgefaſst und die Wirkung gehörig zergliedert und wieder auf die erregende Quelle (die Arznei) bezogen würde, ohne welche sie trotz aller Empirie ein bloſses Schattenbild bleibt. Wie nun einerseit die Kenntniſs der concreten Gestalt der organischen Arzneiwirkung von der Natur der Arznei selbst ausgeht; so ist bei der Kur der Krankheiten durch die Arzneien wieder auf die Spezies der Arznei-Reaktionen zurückzugehen; denn diese sind es, wodurch der Kranke geheilt werden soll. Nie wirkt die Arznei durch ihre Qualität direkt auf die Krankheit ein, sondern immer nur durch die organischen Reaktionen, welche sie hervorbringt. Hier sind wir also bei der groſsen Aufgabe der modernen Medizin angekommen, diejenigen Krankheiten, welche die Natur von selbst nicht heilt, durch die *künstlichen Reaktionen* der Arzneien zu heilen. Die Heilkraft der Natur verläſst uns hier, der Kranke bessert sich von selbst nicht, die Krankheit saugt den Körper aus, wie der Parasit die Mutterpflanze, wenn sie durch Kunst nicht entfernt wird. Hier sind nun die organischen Arzneireaktionen, die *künstliche Heilkraft der Natur*, und diese ist mit den spezifischen Arzneiwirkungen identisch. Die spezifische Arzneiwirkung ist also nichts anderes als das System von Reaktionen, welches zur Entfernung der Krankheit aus dem Körper künstlich hervorgerufen wird. Wir unterscheiden uns also von den römischen Methodikern, die auch eine Kunstheilung bezweckten, dadurch, daſs diese durch künstliche entgegengesetzte Arzneiqualitäten; wir aber durch künstliche organische Reaktionen und zwar durch spezifische, durch Spezies von Reaktionen, welche ihrer organischen Form und Individualität nach der Krankheit gleich sind (similia similibus), die Krankheit heilen. Hierbei können jedoch zwei Gesichtspunkte für die Bedeutung des Spezifikums geltend gemacht werden, ein pharmacologischer und ein therapeutischer. In pharmacologischen Sinn ist das Spezifikum eine Arznei, die eine Spezies von organischer Reaktion, d. i. eine zusammengesetzte, sich aus einer Einheit entwickelnde Anzahl von Symptomen hervorbringt, die in ihrer Vereinigung das Bild einer organischen Gestaltung haben, so daſs sie mit einer Thier- oder Pflanzenspezies verglichen werden können. In diesem Sinne nahmen Paracelsus und zum Theil schon die arabischen Aerzte den Begriff des Spezifikums, welcher bei Paracelsus im Wesentlichen mit Arcanum gleichbedeutend war. Dieser Begriff ist insofern sehr wichtig, weil damit gegeben war, daſs das Spezifikum *einfach* sein müsse und daſs sich aus seiner einfachen Substanz, wie aus einem Keim und Zunder, das ganze System von Wirkungen entwickele. *Die*

einfache Arznei bringt zusammengesetzte Wirkungen hervor. Die Erkenntnifs dieser Wahrheit war eine der schlagendsten Waffen, mit denen schon Paracelsus die Theorie der Alten bekämpfte, welche glaubten, dafs man *zusammengesetzte Wirkungen auch nur durch zusammengesetzte Arzneien hervorbringen könne*, daher denn aus diesem antiken Princip die unendlichen Recepte mit zahllosen Ingredienzien hervorgingen, die sich, zum Beweise, wie wenig man sich über die Kardinalprincipien der Medizin ein klares Bewufstsein verschafft hat, in den Theriacis und Alexipharmacis bis auf den heutigen Tag vererbt haben. Das Princip der Alten entspricht ihrer Idee von der Zusammensetzung der Krankheiten aus Qualitäten, denen entsprechend auch zusammengesetzte Arzneiqualitäten angewendet werden müfsten, und so sieht man, wie innig verwebt die Kur mit der Ansicht von der Krankheitsnatur ist. Nach dem modernen physiologischen Princip erkennt man das Widersprechende von beiden, da die Arzneiwirkung wie die Krankheit sich von Innen heraus zusammensetzen und die Bekämpfung der einzelnen Qualitäten und Symptome zu nichts nützt, wenn die Quelle oder der Heerd nicht verstopft wird, welcher sie immer wieder von Neuem erzeugt. Diefs kann und mufs durch einfache Mittel geschehen, welche eine spezifische Reaktion gegen den Heerd der Krankheit erregen.

Die andere Ansicht, welche man später von den spezifischen Arzneien gehabt hat und jetzt auch noch hat, ist die, dafs es Mittel gegen bestimmte Krankheitsspezies seien. Die Sache ist jedoch immer nur obenhin behandelt worden und man ist in die wahre Bedeutung der Spezifika sehr wenig eingegangen. Die Namen: Antihysterica, Aphrodisiaca, Uterina, Cardiaca bezeichnen solche spezifische Arzneien und man sieht daraus, dafs man auch Mittel gegen Krankheitsarten in bestimmten Organen darunter versteht. Wenn die wahre organische Natur der Arzneiwirkungen und ebenso die der Krankheiten richtig aufgefafst wird, so setzt die Anwendung der Arzneien gegen Krankheitsspezies auch nothwendig spezifische Arzneiwirkungen voraus und insofern würden beide Ansichten zu demselben Ziel führen. Indessen betrachtet man in neuerer Zeit die Spezifika immer nur als einfache unmittelbare oder vielmehr direkte Wirkungen gegen Krankheiten gewisser Organe, wobei die Erkenntnifs der organischen Zusammensetzung der Wirkungen und der innere Verlauf von Thätigkeiten bei der Heilung durchaus nicht zum Bewufstsein kommen. Hier ist noch viel zu thun, theils die Arzneimittellehre in sich zeitgemäfs zu organisiren, theils sie mit einer gereinigten Theorie der praktischen Medizin in Einklang zu bringen.

Wir müssen noch erwähnen, dafs die Arzneiwirkungen sowohl, wenn sie einen erhöhten, als wenn sie einen verminderten Erregungsprocefs zur Folge haben, immer auf gleiche Weise ein mehr oder weniger zusammengesetztes System von Reaktionen zur Folge haben, weil der veränderten (gesteigerten oder gesunkenen) Erregung in einem Theil sympathisch auch das Mitwirken oder Mitleiden vieler anderen folgt. In beiden Fällen jedoch können wir diese Reaktionen nur als *gesunde Lebensthätigkeiten*, nicht als Krankheitszustände ansehen, und nicht von einer Arzneikrankheit sprechen, wodurch die Körperkrankheit beseitigt werden soll. Ein richtiges Verständnifs dieser Verhältnisse ist von der gröfsten Bedeutung für die Praxis. Es ist nur die Gesundheit, nur gesunde Reaktion der gesunden Organe, welche gegen die Krankheit aufgeregt wird. Jede Krankheit ist etwas für den Körper *zweckwidriges*, die Erreichung der Lebenszwecke hemmendes und zerstörendes; die organische Arzneiwirkung aber ist etwas *zweckmäfsiges*, die gestörten Lebenszwecke wiederherstellendes, den Körper von dem Wege zum Tode wieder auf den Weg der Gesundheit zurückführendes, was nie durch kranke Reaktionen selbst geschehen kann. Die unrichtige Ansicht, dafs die Heilwirkungen der Arzneien Arzneikrankheiten seien, ist dadurch entstanden, dafs die Arzneien zu Krankheitsursachen werden und unter Umständen wirkliche Krankheiten hervorbringen können; wie z. B. das Quecksilber die Merkurialdyskrasie, das Blei die Bleikolik u. s. w. Aber in diesem Fall wirken die Arzneien durch lange Dauer und durch ihre Quantität, also durch Nebenbestimmungen, als wirkliche Krankheitsursachen, verhalten sich hier wie jede andere Krankheitsursache, die unter anderen Umständen die gesundesten Erregungen hervorbringt. So können ja selbst Nahrungsmittel, die reine Luft, zu Krankheitsursachen werden, und man wird deswegen nicht behaupten können, dafs alle Wirkungen dieser Dinge auf den Körper Krankheitserregungen sind, weil sie auch zuweilen Krankheiten erzeugen können. Ich will durch ein einziges Beispiel

den Unterschied zwischen einer durch Arznei erzeugten Krankheit und der organisch-gesunden Arzneireaktion anschaulich zu machen suchen. Jedermann weifs, dafs der Weingeist in den höheren Graden seiner Wirkung Rausch erregt. Der Rausch ist noch die gesunde Reaktion des Weingeistes im Körper. Niemand wird den Rausch für eine Krankheit halten, denn er stört die Lebenszwecke nicht, sondern er steigert nur gewisse Funktionen zu einem höheren Grad. Der Weingeist, anhaltend und im Uebermafs gebraucht, erzeugt aber Delirium tremens, eine wirkliche Krankheit. Nun aber ist überall zwischen der gesunden Arzneireaktion und einer durch Arzneien entstandenen Krankheit derselbe Unterschied, wie zwischen dem Rausch und dem Delirium tremens.

Es bietet sich hier noch ein grofser Reichthum von physiologischen Untersuchungen dar, die ein ganz direkt praktisches Verhältnifs haben, wenn man alle einzelnen Bestimmungen der modernen Medizin, in dem naturhistorischen Sinne, wie sie Sydenham behandelt, näher durchgeht. Wir haben nur Beispielsweise zeigen wollen, welches unbebaute Feld von physiologisch-praktischen Untersuchungen hier vor uns liegt, das man nicht bebaut, weil man es in unserer Zeit erst von Neuem entdecken mufs.

Dr. C. H. Schultz.

LIII.

Beiträge zur speculativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gottmenschen. Mit Rücksicht auf Dr. D. F. Straufs Christologie. Von Karl Fr. Goeschel. Berlin, 1838. *XVI.* 282 *S. gr.* 8.

Die vorliegende Schrift reiht sich in die Anzahl derer, welche den Zweck verfolgen, die Philosophie der Hegelschen Schule von dem Vorwurfe zu befreien, dafs sie es sei, welcher man die Endergebnisse der Straufs'schen Kritik des Lebens Jesu zuzurechnen habe. Je eigenthümlicher, durch die Individualität des edeldenkenden und geistvollen Hrn. Verfs. bedingter die Art und Weise ist, wie sie diesen Zweck zu erreichen sucht, für um so nöthiger halten wir es, ehe wir an die nähere Bezeichnung ihres Inhalts gehen, zuvor einige allgemeinere Worte zur Orientirung über die Beschaffenheit und den eigentlichen Sinn der Frage, von der sie ausgeht, zu sagen.

Die Frage über das Verhältnifs der Straufs'schen Kritik zur Hegelschen Philosophie hat zunächst eine Seite, über die man sich unsers Erachtens vor allen hätte verständigen sollen, bevor man an die Erörterung der tiefer liegenden, eigentlich speculativen Fragen gegangen wäre, die sich allerdings an jene knüpfen lassen und früher oder später an sie geknüpft werden müssen. — Was nämlich an dem Straufs'schen Werke die ungeheure Sensation und den beharrlichen, zum Theil leidenschaftlichen Widerwillen erzeugt hat, mit welchem seine Resultate fast von allen Seiten aufgenommen worden sind, ist ein Umstand, der mit der wissenschaftlichen Philosophie gar nichts gemein hat und nicht auf *ihrem* Wege erledigt werden kann. Es ist die Behauptung, auf welche jene Kritik hinauszulaufen schien, dafs wir von der Person Jesu Christi durchaus keine nähere geschichtliche Kenntnifs besitzen; dafs wir aus den Wirkungen allerdings auf das Dasein einer eminenten Persönlichkeit, durch welche das Christenthum gestiftet ist, zurückschliefsen dürfen, dafs aber alles, was uns von dieser Persönlichkeit überliefert ist, Mythus und Fabel, oder dergestalt mit Mythen und Fabeln untermischt ist, dafs das Geschichtliche vom Ungeschichtlichen zu sondern nicht mehr im Bereiche der Möglichkeit liegt. Diese Behauptung darf nicht verwechselt werden mit den Philosophemen, welche den Inhalt der „Schlufsabhandlung" jenes Werkes bilden. Diese letztern geben sich zwar, in der Stellung, die sie bei jenem Kritiker einnehmen, für einen Ersatz der uns entrissenen geschichtlichen Thatsache, für eine „speculative Wiederherstellung des durch die Kritik Verneinten;" allein ihre Geltung ist keineswegs durch jene Verneinung, keineswegs durch die Verläugnung, sei es des historischen Christus selbst, oder, — denn nur um diese handelt es sich eigentlich, — der *Erkennbarkeit* des historischen Christus, bedingt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 93.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Beiträge zur speculativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gottmenschen. Mit Rücksicht auf Dr. D. F. Straufs Christologie. Von Karl Fr. Goeschel.

(Fortsetzung.)

So, wie Straufs in der Schlufsabhandlung gesprochen hat, würde er recht wohl auch dann haben sprechen können, wenn er den Christus der Evangelien im Ganzen oder der Hauptsache nach, unter Beseitigung nur etwa der auffallendsten Wundererzählungen, für den geschichtlichen erkannt hätte; nicht minder, wie umgekehrt jene Verläugnung des geschichtlichen Christus auch unter Voraussetzung eines ganz andern philosophischen Glaubensbekenntnisses, als des dort abgelegten, möglich war. Wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir behaupten, dafs der Anstofs, den man an dem verrufenen Buche genommen hat, zunächst und hauptsächlich nicht dem philosophischen, sondern dem, an wissenschaftlichem Gehalt, wie an Umfang weit bedeutendern historischen Theile galt. Philosophische Heterodoxien, auch die scheinbar verfänglichsten, sich gefallen zu lassen und zu dulden, ist man in Deutschland seit langem gewohnt, und die Straufs'sche ist weder ihrem Inhalte nach eine neue, noch der Form ihres Vortrags nach eine besonders beleidigende. Gerade in dem für unantastbar gehaltenen Besitze des geschichtlich Gegebenen durfte man dasjenige zu haben und festzuhalten glauben, dessen unverlierbare Gegenwart die Toleranz gegen jene Ausschweifungen rechtfertigte, indem es die Sicherheit bot, dafs dieselben früher oder später, wenn auch immerhin auf wunderlichen Umwegen, zu der Wahrheit, die als ein für den Gedanken noch nicht vollständig aufgeschlossener Schatz in dem Geschichtlichen verborgen liegt, zurückzukehren sich würden genöthigt finden. Um so mehr mufste demnach ein Angriff auf dieses Geschichtliche selbst, nicht auf seine Aufsenwerke blos, sondern auf den letzten und innersten Kern des als geschichtliche Offenbarung der Gottheit Ueberlieferten, beunruhigen und empören. Nun erst schien dasjenige auf dem Spiele zu stehen, dessen bisher unangefochtene Geltung nicht nur für die Gegenwart eine Zuflucht der Gläubigen gewesen war, sondern auch für die Zukunft die Bürgschaft einer dereinstigen Rückkehr der Ungläubigen dargeboten hatte.

In Bezug auf dieses historisch-kritische Unternehmen Straufsens nun die Solidarität der Verantwortlichkeit abzuweisen: darauf hätte unsers Bedünkens zuerst das Bestreben der Anhänger der neuesten philosophischen Schule gehen müssen. Sie konnten dies mit dem reinsten Gewissen und mit dem unzweideutigsten Erfolge thun: denn nicht nur ist es an sich schon ein unstatthafter Einfall, die Philosophie für eine Verhandlung, die gar nicht innerhalb ihres unmittelbaren Bereiches liegt, sondern nur zufällig von einem unternommen wird, der nebenbei auch sich als ihren Anhänger kundgiebt, zur Rechenschaft ziehen zu wollen, sondern es läfst sich auch in diesem besondern Falle der einleuchtendste und unwidersprechlichste Beweis führen, dafs, in welchem Zusammenhange auch die historisch-kritische Richtung jenes Anhängers mit seiner Auffassung der Hegelschen Philosophie stehen mag, doch keineswegs *nothwendig* jene Richtung mit der lauteren, authentischen Gestalt dieser Philosophie verbunden ist. Es läfst sich, sagen wir, dieser Beweis führen in Bezug auf die Person des Urhebers dieser Philosophie selbst, von welchem sogar Straufs freiwillig eingestanden hat (im dritten Hefte der Streitschriften), dafs er sich, allen Anzeigen nach, dem kritischen Unternehmen seines Jüngers wahrscheinlich abhold gezeigt haben würde. Straufs vermuthet dies in Folge einer Abneigung, die er bei Hegel gegen historische Kritik überhaupt bemerkt haben will; er erinnert an die Aeufserungen einer ähnlichen Abneigung, die wir

mehrfach bei ihm in Bezug auf Niebuhrs Forschungen antreffen, und deutet die dabei zum Grunde liegende Gesinnung so, dafs Hegel auf historischem Gebiet, welches doch zunächst nur der Vorstellung, nicht dem Begriff und seiner Wahrheit angehöre, es vorgezogen habe, jene Gestalten, in welche die sagenbildende Phantasie der Völker ihre von der ewigen Wahrheit, wenn auch nicht in Gestalt des Begriffs erfüllten Ideen hineingelegt hat, unangetastet zu lassen, statt durch eine in ihren positiven Ergebnissen doch immer problematisch bleibende Kritik das historisch Wahre von dem Hinzugedichteten ausscheiden zu wollen. Wir stellen eine Denkweise der Art, ähnlich etwa jener, welche in Bezug auf die historische Kritik der Neueren auch Goethe bei Eckermann ausspricht, bei Hegel nicht in Abrede; und es liefse sich im Allgemeinen auch recht wohl hören, wenn man, wie Goethe dort von Mucius Scävola sagt: „dachten die Römer grofs genug, dergleichen zu erdichten, so müssen wir auch grofs genug denken, es zu glauben," ein Aehnliches auch in Bezug auf unser Verhältnifs zu den angeblichen Mythen der evangelischen Geschichte sagen wollte. Dennoch wagen wir mit voller Ueberzeugung zu behaupten, dafs die Gesinnung des grofsen Denkers in Bezug auf diesen Punct noch in ganz anderer Weise von der Straufsischen abwich; und dafs er dem Werke des Letzteren noch aus ganz anderem Grunde seine Beistimmung würde versagt haben. Wie man nämlich auch die christologischen Ansichten Hegels, so wie sie in den religions-philosophischen Vorlesungen ausgesprochen vorliegen, deuten möge: darüber kann man, wenn man sich nicht geflissentlich verblenden will, nicht im Zweifel bleiben, dafs derselbe dabei einen historischen Christus, — und nicht die Existenz eines historischen Christus überhaupt, denn diese stellt ja auch Straufs nicht in Abrede, — sondern *ausdrücklich den Christus unserer Evangelien als historischen* voraussetzt. Man vergleiche, um sich hievon zu überzeugen, die Stelle Bd. II, S. 240—246 jener Vorlesungen. Dort ist ausdrücklich von der rein *menschlichen* Seite des Auftretens Christi die Rede; es wird *der* Christus, von dem es sich daselbst handelt, — *dieser bestimmte Jesus von Nazareth* — auf das nachdrücklichste unterschieden von dem nach der Auferstehung im Geiste verklärten, idealen Christus, von Christus dem Gotte, wie er in dem Glauben und für den Glauben der Gemeinde sich gestaltet hatte, von welchem dann die weitere Folge der Betrachtung von S. 246 an handelt. Nun aber bemerke man, wie Hegel eben *jenen* Christus, den menschlichen, geschichtlichen, denjenigen Christus, den er ausdrücklich unter ganz gleichen Gesichtspunct historischer Betrachtung mit Sokrates stellt, wiewohl er Seiner Lehre vom Himmelreich und von der Reinigkeit des Herzens eine „unendlich gröfsere Tiefe" zuspricht, als der „Innerlichkeit des Sokrates," — man bemerke, sagen wir, wie er uns *diesen* Jesus von Nazareth mit wenigen, aber sprechenden und ergreifenden Zügen genau als Denjenigen schildert, den man durch die Straufsische Kritik eben beseitiget meint, als denselben, den wir in den Evangelien, namentlich den synoptischen *), in leibhaftester Lebendigkeit vor uns sehen. Wollte man nun etwa sagen, Hegel habe diese Gestalt eben nur einstweilen für eine historische gelten lassen, weil er durch Straufs noch nicht eines Besseren belehrt war: so würden wir auch dies keineswegs zuzugeben uns entschliefsen können. Irren wir nämlich nicht, so enthält eben jene, wenn gleich kurze Darstellung Züge, welche unwidersprechlich darthun, dafs Hegel das Charakterbild Jesu mit einer individuellen Wahrheit, mit einer anschaulichen Lebendigkeit gefafst hatte, von der man billig voraussetzt, dafs sie auch für ihn selbst Ueberzeugungskraft genug mit sich führte, um durch eine verständige Skepsis, wie die Straufs'sche, nicht so leicht erschüttert zu werden. Ref. hat vor kurzem in einer Recension der Hegelschen Vorlesungen über Aesthetik darauf hinzuweisen Gelegenheit genommen, wie der hohe Geist des unsterbli-

*) Ref. kann nicht umhin, es als einen interessanten Umstand zu bemerken, dafs Hegel in dem eben angeführten Zusammenhange, wo es gilt, den Menschen Jesus nach seiner geschichtlich beglaubigten Eigenthümlichkeit zu schildern, zu diesem Behufe Aussprüche nur aus den synoptischen Evangelien, keinen einzigen aus dem Johannesevangelium anführt; — ganz dem gewöhnlichen Vorurtheil zuwider, nach welchem die Darstellung des vierten Evangelisten die besser beglaubigte und, als Bericht eines Augenzeugen, die individuell charakteristischere sein soll. Dafs dies nicht aus Zufall geschehen ist, wird um so wahrscheinlicher dadurch, dafs dieselbe Erscheinung an der entsprechenden Stelle der Vorlesungen über Philosophie der Geschichte (S. 336—339) wiederkehrt, unter deren noch zahlreicheren Anführungen sich gleichfalls keine einzige aus dem Johannesevangelium findet.

chen Mannes sich auf eine von seinem wissenschaftlichen Systeme ganz unabhängige Weise in der Auffassung des Grofsen und Edlen bethätigt, was ihm in concreter Gestalt, sei es in der Gestalt künstlerischer Objectivität, oder in der Gestalt lebendiger Persönlichkeit begegnet. Er hält sich der Beistimmung Aller, die mit unbefangenem Sinne und gehöriger Aufmerksamkeit auch nur die vorhin angeführte Stelle durchlesen wollen, versichert, wenn er von jener allgemeinen Bemerkung auf diesen besondern Fall die Anwendung zu machen, und zu behaupten wagt, dafs Hegel, zwar nicht in der wissenschaftlichen Weise historischer Kritik, aber mit dem ihm eigenen genialen Blick für das geistig Lebendige, bei aller Liberalität, ja Schwergläubigkeit in Bezug auf eine Menge einzelner Umstände der evangelischen Darstellung, die geschichtliche Wahrheit des persönlichen Charakterbildes Jesu Christi aus dieser Darstellung herausgefunden, und vor seinem geistigen Auge zu einer Klarheit gebracht hatte, die jeder skeptischen Kritik Trotz bieten konnte, und vorkommenden Falls ohne Zweifel Trotz geboten haben würde. *)

In dieser oder ähnlicher Weise, meinen wir, hätte man zuvörderst die Mitschuld an dem eigentlich Wesentlichen und hauptsächlich Anstöfsigen des Straufsischen Unternehmens von der Philosophie überhaupt und der Hegelschen insbesondere abzuwälzen nicht unterlassen sollen, bevor man an das weitere Geschäft ging, das Verhältnifs der *philosophischen* Christologie Straufsens zu der Hegelschen zu untersuchen. Abgesehen von dem äufserlichen Vortheil, den man dadurch erreicht hätte, auf eine wenigstens für das gröfsere Publicum weit einleuchtendere Weise die Ungunst, die auf jenem kritischen Unternehmen haftet, von der Philosophie als solcher zu entfernen, so würde man dadurch auch für die speculative Untersuchung selbst einen nicht gering zu schätzenden, wenn auch zunächst nur negativ scheinenden Gewinn gezogen haben. Es haben nämlich die verschiedenen Versuche, welche Straufs gegenüber gemacht worden sind, die wahre Lehre von Christus dem Gottmenschen vom Standpuncte der Hegelschen Philosophie aus darzustellen, zum Theil dadurch eine keineswegs glückliche Richtung erhalten, dafs sie, halb bewufst, halb unbewufst, sich zu einem Verfahren verleiten liefsen, welches darauf auszugehen schien, die Realität der *historischen* Persönlichkeit Christi *philosophisch* beweisen zu wollen. Ueber die Unstatthaftigkeit solches Beginnens sowohl an sich selbst, als namentlich auch in Hegels Sinne, lohnt es kaum der Mühe, ein Wort zu verlieren. Hegel hat so laut sich allenthalben jeder apriorischen Geschichtsconstruction abhold erklärt, so entschieden der Philosophie die Aufgabe gestellt, nicht die Geschichte zu *machen*, sondern die gegebene zu *begreifen*, dafs auch im gegenwärtigen Falle nicht der geringste Zweifel darüber sein kann, wie wenig es seinem Sinne entspricht, die Ermittelung der *historischen* Wahrheit über die Person Christi und über die Begebenheiten der evangelischen Geschichte als eine Aufgabe der Philosophie, und nicht vielmehr als eine *vor* der Philosophie zu erledigende Aufgabe der historischen Forschung zu betrachten oder zu behandeln. Dennoch finden wir, dafs namentlich von Seiten derer dies nicht gehörig beachtet worden ist, welche der Straufsischen Kritik im Allgemeinen ein gewisses Recht einräumend, nur in ihre Ergebnisse nicht durchaus einstimmen wollten, und über die Gründe dieser ihrer Nichteinstimmung uns philosophisch zu belehren suchten. Diesen ist es meist begegnet, nicht nur dafs sie über die geschichtlichen Voraussetzungen ihrer speculativen Untersuchung uns im Ungewissen lassend und oft wohl selbst im Ungewissen bleibend, die Untersuchung selbst von einer schwankenden und unklaren Haltung nicht zu befreien vermochten, sondern auch, was schlimmer noch, dafs sie diesen Mangel sich nicht eingestehen wollend oder ihn zu verbergen trachtend, die historischen Lücken mit speculativem Mörtel zu überkleistern suchten, was dann aber, nicht die Geschichte begreifen, sondern in jener unzulänglichen, von Hegel mit Recht verworfenen Weise, sie construiren heifst.

Die vorliegende Abhandlung eines Denkers, dem man, wie man auch übrigens sich zu seiner Richtung stelle, jedenfalls nicht absprechen kann, dafs es ihm mit dem Streben nach Versöhnung der Philosophie mit dem Christenthum Ernst, dafs ihm solche Versöhnung

*) Das hier Gesagte möge man als Ergänzung dessen betrachten, was Ref. anderwärts (in seiner evangel. Geschichte, Bd. II. S. 494) nicht über die persönliche Gesinnung Hegels in Bezug auf die Person Jesu, sondern über die Stelle, welche der *Begriff* Christi als des Gottmenschen in seinem System einnimmt, bemerkt hat.

eine heilige Gemüthsangelegenheit ist, wird in so fern von dem eben erwähnten Vorwurfe weniger betroffen, als andere von ähnlicher Tendenz, als sie über ihre geschichtlichen Voraussetzungen keinen Zweifel läfst. Der Hr. Verf. gesteht der Straufsischen Kritik durchaus keine Berechtigung gegen die evangelische Ueberlieferung selbst, sondern nur eine solche gegen deren rationalistische oder halb-rationalistische Andeutungen zu. Er erklärt, hier wie anderwärts, auf das Lauteste und Unzweideutigste seine Anhänglichkeit an das Bibelwort in seinem ganzen Umfange, von dem er sich, im strengsten Verstande, auch keinen Buchstaben nehmen lassen will. Es könnte hiernach scheinen, als ob auf seine Schrift jene Unterscheidung, von der wir ausgingen, der historischen von der philosophischen Frage keine Anwendung leide, und sie von dem Scheine, den wir an andern tadelten, einer apriorischen Geschichtsconstruction gänzlich frei zu sprechen sei. Dennoch können wir nicht umhin, zu bemerken, wie gerade in Folge jenes buchstäblichen Anschlusses an die Ueberlieferung derselbe Uebelstand auch bei ihr, nur in anderer Weise, wiederkehrt. Es ist nämlich, genauer angesehen, keineswegs, wie bei Hegel allerdings, die *historische* Gewifsheit, welche der Vf. für den Inhalt der evangelischen Geschichte als das dem philosophischen Begreifen dieses Inhalts Vorangehende in Anspruch nimmt. Denn mit dem Begriffe der historischen Gewifsheit, des historischen Wissens als solchen steht es offenbar im Widerspruche, wenn S. 37 dem Glauben an die Wahrheit der ev. Gesch. zugemuthet wird, dafs er, in Folge der wunderbaren Natur des Inhalts dieser Geschichte, von vorn herein auf allen und jeden rationalen Zusammenhang dieses Inhalts verzichten soll. „Es ist nicht blos ein Wunder," sagt der Hr. Vf. dort, „dafs Jesus so Viele von so wenigen Broden und Fischen gespeist hat, sondern dieses gehört auch zu dem Wunder, dafs so Viele in der Wüste zusammengekommen sind, und dafs sie nichts zu essen bei sich gehabt haben." Auf ähnliche Weise verlangt er, dafs man bei andern Wunderthaten des Herrn auch dies als wunderbar gelten lasse und keineswegs als einen Beweis gegen sie ansehen oder benutzen wolle, dafs sie nicht mehr Glauben fanden, nicht mehr Aufsehen erregten, nicht den Wunsch oder das Begehren zu ihrer Wiederholung in denen, welche sie schauten oder von ihnen hörten, hervorriefen. — Wir ehren die Consequenz, mit welcher der Hr. Verf. hier den Wunderglauben, nachdem er ihn einmal für einen nothwendigen Bestandtheil seines Christenthums erkannt hat, durchzuführen sich entschlossen zeigt; aber gewifs wird Er Selbst nicht behaupten wollen, dafs ein solcher Glaube, der vor keinem „Aufeinanderthürmen der Wunder" erschrickt, gleichartig mit demjenigen sei, was man sonst unter *historischem* oder *Geschichts*glauben versteht. Dieser letztere nämlich, der Geschichtsglaube, beruht durchaus auf dem rationalen, verständig erkennbaren *Zusammenhange* der Begebenheiten. Wir versagen in der Geschichte auch dem Aufserordentlichen, dem Wunderbaren den Glauben nicht, wenn es sich durch seine naturgemäfs daraus hervorgehenden *Wirkungen* als ein *wirkliches* bethätigt; wo aber diese Wirkungen fehlen, da wird uns, so lange wir auf dem Gebiete des Geschichtlichen sind, nothwendig auch die Ursache problematisch, welche dem Gesetze des Geschehens zufolge jene Wirkungen hätte hervorbringen müssen. In diesem Sinne wird es dem Geschichtsforscher als solchen, dem *historischen* Theologen nie verwehrt werden können, nach dem rationalen oder naturgemäfsen Zusammenhange auch der biblischen Wunder zu fragen; wie denn wir unsrerseits wenigstens für einen Theil dieser Wunder solchen Zusammenhang wirklich zu erkennen meinen, und uns in diesem Sinne allerdings zu dem Geschichtsglauben an *diese* Wunder bekennen. Der Glaube des Hrn. Verf. dagegen ist, wie wir aus jenen Aeufserungen schliefsen müssen, ein anderer, als der einfache Geschichtsglaube. Es ist eben sein *Religionsglaube*, welchen er, aus Gründen, denen wir hier nicht weiter nachforschen können, nicht blos über den Geist, sondern auch über den Buchstaben der Bibel zu erstrecken sich verbunden hält; wiewohl auch Er (S. 41) mit voller Klarheit das Bewufstsein ausspricht, wie es „zunächst nicht auf *die* Wunder ankomme, sondern auf *das* Wunder, auf *das Zeichen des Propheten Jonas.*"

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Beiträge zur speculativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gottmenschen. Mit Rücksicht auf Dr. D. F. Straufs Christologie. Von Karl Fr. Goeschel.

(Fortsetzung.)

Indem nun aber der Hr. Vf. weiter dazu fortgeht, die Einheit des Religionsglaubens mit dem philosophischen Wissen zu behaupten, zu behaupten, dafs der Glaube seinen Beweis oder seine Wahrheit in dem speculativen Erkennen finde; so fällt hiermit, wie man sieht, auf seinen eigenen Versuch, den Glaubensinhalt zum Erkennen, zum philosophischen Begriffe zu bringen, ein ganz ähnlicher Schein, wie auf jene Versuche, welche, wie die vorhin von uns bezeichneten, ihre geschichtlichen Voraussetzungen nicht zur Klarheit gebracht haben. Auch ihn wird man verleitet so zu verstehen, als sage er, was er über die Bedeutung des persönlichen Christus sagt, nicht blos in der Absicht, die als geschichtlich vorausgesetzte Gestalt dieses Christus zu begreifen, sondern vielmehr in dieser, die Existenz dieses Christus, an die sich aufserhalb der Philosophie nur *glauben* lasse, auf philosophischem Wege zu *erweisen*. Was nämlich *vor* der Philosophie den Erweis für die Wahrheit des historischen Christus enthalten müfste, die Wissenschaft der kritischen Geschichtsforschung, das wird durch den Vf. von diesem Geschäft eben dadurch ausgeschlossen, dafs nach ihm das Dasein des historischen Christus als der absolute Widerspruch gegen die sonstigen Gesetze alles Geschichtlichen gefafst werden soll.

Wir haben vorstehende Rüge keineswegs in feindseliger Absicht gegen das Büchlein vorgebracht, welches uns vielmehr, gleich so mancher frühern Schrift des verehrten Hrn. Vf., lebhaft angesprochen hat, und mit dessen Inhalt wir uns in vielen Hauptpuncten einverstanden erklären können. Wir hofften vielmehr das Verständnifs desselben, welchem, wie wir fürchten müssen, der angeführte Umstand bei einem Theile des Publikums leicht Eintrag thun kann, eben dadurch zu fördern, dafs wir darauf hinwiesen, wie sein philosophischer Inhalt, um in seiner Reinheit gefafst und gewürdigt zu werden, von den historischen Elementen ausgeschieden werden mufs, mit welchen ihn der Vf., eben weil er sie nicht für historische im eigentlichen, d. h. rationalen Wortsinne erkannte, vermengt hat. Betrachtet man das, was er (besonders von S. 53 an) über die Bedeutung des persönlichen Christus, im Gegensatze jener „Idee der Gattung" sagt, auf welche Straufs die „Prädicate, welche die Kirche Christo beilegt," hat übertragen wollen, betrachtet man es als gesagt in Bezug auf eine geschichtlich bekannte und beglaubigte Persönlichkeit, um die historische Erscheinung dieser Persönlichkeit zu begreifen, nicht in Bezug auf eine Persönlichkeit, deren Dasein erst *durch* diese Bemerkungen zur Gewifsheit erhoben werden soll: so wird man in seiner Schrift eine Fülle sinnvoller, feiner, aus dem ächtesten Quell der philosophischen Speculation unserer Zeit geschöpfter Bemerkungen entdecken, die bei dem dereinstigen Aufbau einer systematischen Philosophie des Christenthums gewifs nicht unbenutzt bleiben dürfen. — Wir können diesen philosophischen Inhalt der Schrift unter einen zwiefachen Gesichtspunct einreihen, indem er theils solche Bestimmungen enthält, von welchen sich voraussetzen läfst, dafs alle Anhänger Hegels, und auch alle diejenigen, welche, wie Ref., Hegels Philosophie für einen nothwendigen Durchgangspunct der Philosophie überhaupt halten, in sie einstimmen werden, theils solche, welche sich auf die, neuerdings innerhalb der Schule ausgebrochene Differenz beziehen, und sei es zur Feststellung der Fragepunkte zwischen den streitigen Partheien, oder zur Entwickelung des Lehrgehalts derjenigen Parthei, zu welcher sich der Verf.

schlägt, dienen können. Ueber beide Seiten der Schrift wollen wir versuchen, hier eine etwas nähere Rechenschaft zu geben.

Zu der ersten Seite dürfen wir alles dasjenige rechnen, was der Vf. in dem ersten und umfangreichsten Haupttheile seiner Schrift „Gott, Christus und Mensch" überschrieben (bis S. 190) zunächst zur Bekämpfung des eben gedachten Hauptsatzes der Straufsschen Christologie beibringt. Ausgehend von der Anerkenntnifs der grofsen Wahrheit, welche als mit dem richtig verstandenen Inhalte des Christenthums durchaus übereinstimmendes Gesammtergebnifs der modernen Speculation, auch in jenem Satze unläugbar enthalten ist, der Wahrheit, dafs (S. 54) „die Erlösung als objective Thatsache dadurch vollbracht wird, dafs Christus der *ganzen* Menschheit eingepflanzt ist und in *allen* ihren Gliedern von Geschlecht zu Geschlecht ausgetragen wird, mithin *insofern* kein Einzelner ist, sondern erst in Allen zusammengenommen zu dem Begriffe des vollkommenen Menschen sich entwickelt," dafs also, mit andern Worten, Christus, der eingeborne Sohn des himmlischen Vaters, der Heiland und Erlöser der Menschen, nicht *nur* oder nicht *schlechthin* einer und derselbe mit dem bestimmten geschichtlichen Individuum Jesus von Nazareth sein kann, sondern in gewissem Sinne als inwohnend dem ganzen menschlichen Geschlechte von Anfang der Weltgeschichte an durch alle Zeiten hindurch gedacht werden mufs, — ausgehend, sagen wir, von *diesem* Zugeständnisse wendet er jedoch sogleich seine Waffen gegen den ungehörigen, zwar wegen der Geradheit ehrenwerthen, aber man darf wohl sagen, rohen Ausdruck, welchen Straufs von diesem Inwohnen des Erlösers in dem Geschlechte braucht, wenn er den Begriff des Erlösers ohne Weiteres mit dem Begriffe des Geschlechts als solchen, der Gattung als Allgemeinheit identificirt. Indem es ihm nicht entgangen ist, wie, mit einem Doppelsinne des Wortgebrauchs, den man durch die Hegelsche Philosophie gerechtfertigt meint, heut zu Tage auch der baarste Pantheismus von einer „Persönlichkeit" Gottes sich zu sprechen erlaubt, bedient er sich der glücklichen Wendung, *diese* Persönlichkeit, die angebliche Persönlichkeit des Geschlechts, der Gattung als solcher, als gleichbedeutend mit demjenigen zu bezeichnen, was man sonst, namentlich im juristischen Sprachgebrauche, *moralische* Persönlichkeit, auch wohl *ideale*, *mystische* Persönlichkeit zu nennen pflegt. Wie nun schon in dem *Staate*, welcher doch in weit eingeschränkterem Sinne eine Einheit bildet, als das Menschengeschlecht in Folge der Erlösung sie bilden soll, dennoch, um eine irgendwie *reale* Einheit herzustellen, jene moralische Persönlichkeit, die man freilich auch, und in gewissem Sinne mit Recht, dem Staate zuschreibt, nicht genügen kann, sondern die Bethätigung der geistigen Substanz, welche die Einheit macht, in der natürlichen Persönlichkeit, in der Intelligenz und dem Willen einzelner Individuen hinzukommen mufs; wie in diesem Sinne die vollkommen ausgebildete Staatsform ausdrücklich auf der Concentration des gesammten Staatslebens in Einem Individuum, dem *Monarchen* beruht (S. 60 f.): so bemüht sich der Vf. zu zeigen, wie jene ideale oder moralische Persönlichkeit des Menschengeschlechts, um etwas mehr, als *nur* ideale, d. h. nur subjective, nur eingebildete zu sein, in noch weit höherer Weise die reale Vereinigung des *ganzen* göttlichen Wesens der Menschheit, die Integrität der gott-menschlichen Substanz in einzelnen Individuen, oder vielmehr nur in Einem Individuum erfordere. Mit Recht bemerkt er (S. 74), wie es „am Ende selbst dem rationalistischen Gesichtskreise nicht werde entgehen können, dafs der blos moralischen Persönlichkeit des Geschlechts etwas fehlt, was doch jedem einzelnen Gliede des Geschlechts wesentlich zukommt, und zwar nichts Geringeres, als die Selbstständigkeit selbst," (der letzte Kern der Selbstheit oder Ichheit). Hierauf geht er (S. 76 ff.) näher auf die Kritik der Begriffe von Endlichem und Unendlichem und von der Einheit beider ein, welche der Straufsschen Voraussetzung, dafs ein volkommenes Individuum als ein unendliches Endliche sich selbst widerspreche, dafs „die Idee nicht an eines ihrer Exemplare ihre ganze Fülle verschwenden könne," einestheils zum Grunde liegen, anderntheils entgegenzustellen sind. Das Resultat ist (S. 92 ff.), dafs der Straufssche „Rationalismus" zwar bis zu dem Hegelschen Satze mit fortgegangen ist, dafs das Wahre als das real oder concret Unendliche das Allgemeine sei, so wie es aus seiner Negation, der Bestimmtheit, Besonderheit oder Endlichkeit, als Negation dieser Negation sich wiederherstelle, dafs er aber in der Art und Weise fehle, wie er diese Wiederherstellung des Allgemeinen aus dem Besondern, des Unendlichen aus dem Endlichen auf-

fafst. Das Besondere oder Endliche, d. h. also im Bereiche des Geistes das Individuum, dürfe, indem es von dem Allgemeinen, — der Gattung, — negirt werde, nicht vernichtet, sondern müsse in der Verneinung selbst erhalten und gefördert werden. Es sei irrig, im Bereiche des Geistes die Individualität *nur* als Schranke, als Beschränkung der freien Allgemeinheit anzusehn; sie sei zwar ein endliches Moment, aber nicht ein starr oder abstract endliches, sondern ein elastisches, — nicht Gränze, sondern „conservative Promotion der Gränze," — und beweise eben durch die Elasticität ihres Entwickelungsprocesses, dafs das Moment der Allgemeinheit oder Unendlichkeit sich als ihr eigenes ihr einverleibt habe. Darum dürfe auch hinwiederum die concrete Allgemeinheit des Geistes nicht ohne die Immanenz der Individualität gedacht werden; der absolute Geist sei absolut nur als absolutes Individuum, welches die endlichen, durch ihn gleichfalls zur Absolutheit erhobenen Individuen zwar durchdringe, aber in diesem Durchdringen weder sie, noch seine eigene Individualität verneine. Allerdings müsse daher dieses absolute Individuum auch als Mensch neben andern Menschen existiren, zu bestimmter Zeit geboren werden und sterben; auch in diesem Stande der Erniedrigung bleibe es, was sein Begriff sagt, das vollkommene, wiewohl die Gränzen dieser einer *Erscheinung* nicht auch zugleich die Gränzen seines *Wesens* seien. — An diese Ergebnisse, welche wir hier in ihrem möglichst kürzesten Ausdruck zusammenzufassen versucht haben, reiht der Verf. dann (S. 100—172) eine ausführliche, mehrfach in die ältere Geschichte christlicher Philosophie zurückblickende, Abhandlung über den Gegensatz des *Realismus* und des *Nominalismus* in christologischer Beziehung. Er zeigt mit eindringendem Scharfsinn, wie jede dieser Denkweisen, in ihrer Einseitigkeit gefafst, auf den pantheistischen Irrthum hinführt, der in dem wirklichen Menschen nicht den wirklichen Gott erkennen will; der Realismus, indem er dem allgemeinen Begriff eine mystische Realität zuschreibt, welche es nur zu einem doketischen, aber zu keinem menschlich-wirklichen Christus kommen läfst; der Nominalismus, indem er alle Realität auf die sinnliche Einzelheit beschränkt und daher nur einen ebionitischen, aber keinen idealen, unsichtbaren Christus kennt. Nicht minder aber zeigt er, wie jede dieser Denkweisen, wenn sie die entgegengesetzte nicht starr von sich ausschliefst, sondern durch das Princip der andern sich ergänzt und dasselbe als ihr eigenes Moment in sich aufnimmt, auf dem ihr eigenthümlichen Wege die Wahrheit, auf die es ankommt, erreichen kann und wirklich erreicht.

Dies ist in Kurzem der Gedankengang, welcher den eigentlich wissenschaftlichen Kern der Schrift ausmacht, und von welchem wir glauben, dafs er wenigstens in den meisten seiner Hauptmomente, so wie in seiner allgemeinen, der Straufs'schen Apotheose des Gattungsbegriffs entgegengesetzten Tendenz, auch von solchen Anhängern Hegels gut geheifsen werden kann, die übrigens die Richtung des Vfs. nicht theilen. Freilich kommt auch in ihm schon Manches vor, wobei Einer oder der Andere dieser Anhänger vielleicht stutzen wird; so z. B. wenn (S. 93) behauptet wird, dafs der Begriff der *concreten* Allgemeinheit des Geistes die Erhaltung des Individuum als des besondern oder *diesen* fordere, indem ja sonst die Negation der Besonderheit die schlechte, Tod, Vernichtung bleibe. Hier liegt allerdings die Erwiderung nahe, (man denke an den Schlufs von Hegels Phänomenologie), dafs alles im wahrhaften Wortsinn geistig Reale, auch wenn sein unmittelbares Dasein ein Ende nimmt, darum nicht verloren geht, sondern in der Erinnerung des Geistes aufbewahrt wird. Der solchergestalt seine Vergangenheit in sich tragende, ihre Schätze verarbeitende und zu unablässig neuen Gestalten aus sich herausstellende Geist ist der *concret* allgemeine, und unterscheidet sich als solcher hinlänglich von der abstracten Allgemeinheit des Geistes, auch wenn er sich gegen die Individuen, welche diese Schätze zu Tage förderten, gleichgültig verhält. Abgesehen aber von solchen Stellen, deren in dem gedachten Zusammenhange allerdings noch mehrere vorkommen, wo der Vf. in seiner Beweisführung wohl etwas zu rasche Schritte macht, kann man sein Streben, den Begriff der *geistigen* Individualität über das Naturverhältnifs des Individuums zur Gattung hinauszuheben, und solche Individualität als das Element darzustellen, welches eben in dieser seiner Erhebung über den Gattungsbegriff, in der Zusammenfassung der geistigen Substanz zum Begriffsmomente der Einzelheit die höhere Einheit des Geistes, die Persönlichkeit vermittelt, — man kann, sagen wir, dieses Streben nicht anders als im Einklange stehend betrachten, sowohl mit dem

allgemeinen Ausspruche Hegels, welcher verlangt, dafs der Geist nicht als Substanz, sondern als Subject gefafst werde, als namentlich auch mit der Stellung, welche er in seiner Geschichtsphilosophie den welthistorischen Individuen überhaupt, und in seiner Religionsphilosophie der von ihm für historisch erkannten Persönlichkeit Jesu Christi insbesondere zutheilt. Das Mifsverhältnifs der Straufs'schen Christologie zu dem Begriffe und zu der weltgeschichtlichen Bethätigung der Subjectivität des Geistes ist in der Schule fast allgemein empfunden worden; man hat in diesem Sinne Straufs selbst als aufserhalb der Schule stehend bezeichnen wollen, was wir freilich nicht für wohlgethan halten, da es der Schule nicht zukommt, etwas Exclusives zu sein, oder innerhalb eines bestimmten Lehrbegriffs sich einzupferchen. Auch hat man nicht ohne Grund erinnert, dafs es bei Straufs zunächst eigentlich nur der *Ausdruck* sei, welcher sich als dem Sinne Hegels nicht gemäfs, oder diesen Sinn nicht erschöpfend erweise; wobei freilich zugleich zugegeben werden mufste, dafs der Ausdruck, zumal bei seinem Zusammentreffen mit dem negativen Thun dieses Kritikers, nicht als etwas Gleichgültiges betrachtet werden kann, sondern dafs es eben darauf ankommt, für den rechten Sinn auch den rechten Ausdruck zu finden. — Indessen wie sehr man auch diesen Theil der Untersuchung unsers Hrn. Vf. im Allgemeinen gutheifsen und dem dermaligen Standpuncte der philosophischen Speculation gemäfs finden möge: dafs von dem Allgemeinen dieses Theils noch immer ein schwieriger Schritt zu der Anwendung ist, welche der Hr. Vf., die Aussprüche Hegels in mehrfacher Beziehung selbstbewufst überschreitend, von seinen allgemeinen Sätzen auf die geschichtliche Person Jesu von Nazareth macht, dürfen wir uns demungeachtet nicht verhehlen. Diejenigen Sätze, durch welche bei ihm der Ausspruch der vollkommenen Gottgleichheit dieser Person und ihrer unbedingten Erhabenheit über alle geschichtlich bekannten nicht nur, sondern über alle innerhalb des menschlichen Geschlechts *möglichen* Individuen eigentlich und zuletzt motivirt wird, liegen nicht, wenigstens nicht allein, innerhalb der bisher bezeichneten Richtung, sondern wir müssen, um sie zu finden, uns zu dem übrigen Inhalte des Büchleins wenden. Von diesem haben wir schon vorläufig bemerkt, dafs er schwerlich auf allgemeine Einstimmung in der Schule Hegels rechnen kann; indessen würde auch sein Verdienst kein geringes sein, wenn es dem Vf. gelungen wäre, ausdrücklicher als bisher die Puncte zum Bewufstsein zu bringen, an welche sich innerhalb der Schule — dieses Wort im weitesten Sinne genommen, so dafs, wie billig, Keiner davon ausgeschlossen bleibt, der nur im Allgemeinen das durch Hegel neu gewonnene Princip der philosophischen Forschung anerkennt, — die schon längst bemerklich gewesene Differenz der Richtungen geknüpft hat und wahrscheinlich noch auf geraume Zeit hin knüpfen wird.

Die Abhandlung des Verfs., obgleich sie sich als gerichtet zunächst gegen Straufs' Christologie ankündigt, nimmt doch von vorn herein einen viel umfassendern Anlauf, und verspricht eine Erörterung des Verhältnisses der philosophischen Speculation zu sämmtlichen Haupt- und Grundbegriffen der Religion und der göttlichen Offenbarung. Sie handelt in diesem Sinne kürzlich über die Begriffe von Glauben und Wissen (S. 5), über die Trinitätslehre (S. 11), über Rechtfertigung und Satisfaction (S. 14), über Sündenfall und Erbsünde (S. 16), über Tod, Unsterblichkeit und Auferstehung, über die Wunder (S. 35), und läfst sich erst im Laufe dieser summarischen Erörterung zur Christologie (S. 42) hinüberführen, über welche sie die ihren Hauptmomenten nach im Obigen ausgehobene Verhandlung giebt. Dabei sich nicht begnügend, läfst der Verf., im Bewufstsein des besonders engen Zusammenhangs dieser Fragen mit den christologischen, auf die Hauptabhandlung noch eine zweite, mit der Ueberschrift: „der Sündenfall und die Erlösung, oder der Tod und die Auferstehung nach der Geschichte und der Philosophie" (S. 191) folgen; und auch die „Schlufsbetrachtung über die Bedeutung der Philosophie in unserer Zeit" (S. 287) erstreckt sich, wie schon die Ueberschrift zeigt, weiter, als nur über die christologische Frage. — Dafs in Bezug auf alle diese Gegenstände die ausgesprochene Ansicht sich auf das Engste an das kirchliche Glaubensbekenntnifs anschliefst, wird Jeder, der mit den frühern Schriften des Hrn. Verfs. nicht unbekannt ist, zum Voraus vermuthen. Näher können wir dieselbe bezeichnen, wenn wir bemerklich machen, wie alles nach dieser Seite hin Gesagte zu seinem Ausgangspuncte die Ansicht hat, die der Verf. vom Sündenfalle und der Erbsünde aufstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Beiträge zur speculativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gottmenschen. Mit Rücksicht auf Dr. D. F. Straufs Christologie. Von Karl Fr. Goeschel.

(Fortsetzung.)

Er erklärt sich gegen diejenigen, welche den Sündenfall, als die Bestätigung der Willkühr, welche die nothwendige Begleiterin der Freiheit und Selbständigkeit des Geistes ist, für ein nothwendiges Moment in der Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes angesehen wissen wollen. Ihm zufolge ist (S. 19) „die Willkühr nur als Möglichkeit, nur als Negation, zum Begriffe der menschlichen Freiheit und ihrer Entwickelung nothwendig und wesentlich, der Sündenfall aber, als der Act, wodurch die Willkühr aus dieser ihrer begrifflichen Stellung zur Freiheit verrückt, die Möglichkeit verwirklicht, die Negation zur positiven Geltung erhoben werden soll, zur Entwickelung der menschlichen Freiheit nicht allein nicht nothwendig, sondern dieser so zuwiderlaufend, dafs durch die Sünde die Freiheit auch in ihrem Begriffe vernichtet und verkehrt wird." Nicht der positive Gehalt des Geisteslebens ist hiernach auf den Sündenfall zurückzuführen, oder als durch ihn bedingt zu betrachten, sondern nur die Mängel und Gebrechen des menschlichen Daseins; unter diesen vor allen, und so zu sagen als der Gesammtbegriff der Mangelhaftigkeit dieses Daseins, die Nothwendigkeit des Todes. Eben der Tod aber ist es, welcher, als die Spitze der durch den Sündenfall dem menschlichen Geschlecht zugezogenen Uebel, auch die Möglichkeit einer Erlösung von diesen Uebeln bedingt. Er bedingt sie, insofern er die nothwendige Voraussetzung der *Auferstehung* ist, — der Auferstehung des Leibes zu einem neuen, von den Mängeln des diesseitigen gereinigten, mit dem Leben der Seele, welche diesseits zu dem Leibe in einem Verhältnisse der Aeufserlichkeit steht (S. 28), zur innigsten Einheit durchdrungenen Leben.

Dies also das Thema, welches in dem gesammten übrigen Theile der Schrift, aufser dem vorhin betrachteten, ausgeführt wird. Wir beabsichtigen nicht, dieser Ausführung weiter ins Einzelne nachzugehen, da sie keinen Anspruch auf eigentliche Wissenschaftlichkeit macht, sondern im Tone einer freieren Betrachtung gehalten, und mehr nur bemüht ist, der Philosophie die Aufgaben zu stellen, die sie künftig zu lösen haben wird, als selbst sie auf philosophischem Wege zu lösen. Uns interessirt hier zunächst nur der Zusammenhang jener allgemeineren theologischen oder religionsphilosophischen Fragen mit der christologischen, der einzigen, welcher der Verf. in gegenwärtiger Schrift eine genauere, auch wissenschaftlich eingehende Betrachtung widmet. Hier nun kann es scheinen, als sei dieser Zusammenhang, wenigstens für den Verf. selbst, ein keineswegs nothwendiger, sondern zufälliger und äufserlicher. Wir sahen, wie er die Gottheit des persönlichen, des geschichtlichen Christus auf einem Wege zu erweisen unternahm, der mit der Voraussetzung einer durch eine Thatsache, die auch nicht hätte geschehen können, zugezogenen Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur nichts gemein hat. Damit stimmt überein, dafs wir ihn (S. 171) ausdrücklich zu dem Satze des Anselmus sich bekennen sehen: etsi homo non peccasset, Deus incarnatus esset, — wenn auch mit dem durch die Polemik des Thomas von Aquino veranlafsten Zusatze: sed non crucifixus. Die Menschheit sei zwar schon dem Geschlechte, der Gattung nach Eine, aber diese natürliche Einheit sei noch nicht die durch den Begriff als *Erfüllung* (πλήρωμα) geforderte Einheit im Geiste; letztere könne der Mensch nur *über* dem Geschlechte haben, jedoch nur dergestalt, dafs das Princip dieser Einheit, der Gottmensch, auch *in* das Geschlecht eingehe. — Ganz in demselben

Sinne spricht der Verf. nochmals am Beginne der Abhandlung, welche näher den Wechselbegriffen des Sündenfalls und der Erlösung gewidmet ist. Er erklärt es (S. 197) für den „oberflächlichsten Irrthum, wenn die *Geschichte* als eine Folge des Sündenfalls angesehen wird;" eben aber die Geschichte, die Weltgeschichte besteht ihm (S. 192) recht eigentlich in der Persönlichwerdung des Geschlechts, in der dialektischen Erhebung des natürlichen Menschen zum Gottmenschen. Nur dafs diese Erhebung, diese *Erziehung* des Menschen sich zugleich als *Erlösung* darstellt, wird (S. 198) als Folge des geschehenen Sündenfalls gefafst, in Uebereinstimmung mit dem vorhin erwähnten Beisatze: sed non crucifixus. Allein mit diesem Begriffe der Erlösung des Menschengeschlechts von seiner Sündenschuld durch den Kreuzestod des Gottmenschen beschäftigt sich die vorliegende Schrift nicht näher; vielleicht weil der Verf. darauf rechnete, dafs seine Leser sich der früher (im ersten Bande der „Zerstreuten Blätter aus den Hand- und Hülfsacten eines Juristen") von ihm gegebenen, geistvollen Erörterung dieses Begriffs erinnern würden. — Wir können es uns daher nicht verbergen, dafs zwischen den beiden von uns unterschiedenen Hauptparthien der Schrift, der speculativchristologischen und der über den Gegensatz von Sündenfall und Erlösung, von Tod und Auferstehung in freier religiöser Betrachtung sich ergehenden, ein gewisser Hiatus statt findet, indem die erstere mehr, als man es nach der Anlage der Schrift erwarten sollte, von der letztern unabhängig gehalten ist. Es fragt fragt sich also nur noch, ob das solchergestalt äufserlich Auseinanderfallende nicht vielleicht dennoch durch ein innerliches, von dem Verf. nur nicht zur hinreichenden Klarheit des Bewufstseins gebrachtes Band zusammengehalten wird.

Nach des Ref. Ueberzeugung ist Letzteres allerdings der Fall, und er glaubt sogar die Bedeutung der Schrift, als Tendenzschrift innerhalb der Schule, ganz vorzüglich darein setzen zu dürfen, dafs sie in ihrer Gesammtanlage dazu dient, diesen Punct zu deutlicherem Bewufstsein zu bringen, als ihn sich bei ihrer Abfassung der Hr. Verf. selbst noch gebracht gehabt zu haben scheint. Wäre freilich der Beweis, den der Vf. unabhängig von seiner Ansicht vom Sündenfalle für die Nothwendigkeit einer Erscheinung des Gottmenschen in Gestalt einer einzelnen Person zu geben versucht hat, wirklich so stringent, hätte für sich allein so vollständige Ueberzeugungskraft, wie er ihm beizulegen scheint: so würden wir nicht wissen, worin wir jenes innere Band, welches mit demselben, unserer Voraussetzung zufolge, den übrigen Theil der Schrift verknüpfen soll, zu suchen hätten. Allerdings nämlich betrachten wir diesen Theil als bestimmt, — wenn nicht durch die ausdrückliche Absicht des Hrn. Verfs., doch durch ein geheimes Gefühl seiner Unentbehrlichkeit, — die Lücken jenes Beweises auszufüllen, und die Voraussetzungen, unter welchen allein derselbe als vollgültig betrachtet werden kann, einzutragen. So gern wir nämlich zugestehen, dafs, auch ohne die Voraussetzung eines Sündenfalls in dem Sinne, wie der Verf. solchen behauptet, unter Voraussetzung also vielmehr der von dem Verf. verworfenen Deutung des Sündenfalls, die philosophische Speculation schon durch Hegel die Tendenz erhalten hat, die concrete Einheit und die göttliche Substanz des menschlichen Geistes als sich zusammenfassend in der Spitze einzelner Persönlichkeiten zu begreifen; so bereitwillig wir ferner die hohe Bedeutung anerkennen, die in Hegels Geschichtsansicht ganz unverkennbar der Person und dem historischen Charakter Jesu von Nazareth beigelegt wird: so bekennen wir doch, nicht zu verstehen, wie dieses beides an sich selbst und ohne anderweite Voraussetzungen mit wissenschaftlicher Nothwendigkeit darauf hinführen soll, in der Person Jesu jene Zusammenfassung oder Subjectivirung des Geistes dergestalt als vollendet zu denken, dafs für alle Ewigkeit hin eine neue und vielleicht höhere in andern Individuen nicht wieder erfolgen könne. Hier scheint uns vielmehr, so lange man kein anderweites Moment hinzunimmt, der Einwurf von Straufs seine Geltung zu behaupten: dafs der Anfang einer Reihe ja sonst nicht der höchste Punct dieser Reihe sei. So hoch man immerhin auch schon von diesem Standpunct aus die Persönlichkeit Jesu Christi stellen möge, — und gewifs wird, wenn von der persönlichen Gesinnung des Stifters dieser Philosophie die Rede ist, solche Stellung nicht leicht zu hoch genommen werden können: — so fehlt doch, wie es uns scheint, noch immer das Moment der Berechtigung, der Person Jesu das Prädicat der Gottmenschheit in diesem, wenn auch nicht *ausschliefsenden*, doch ein für allemal *abschliefsenden* Sinne zuzuschreiben. Dieser Abschlufs — das Tüpfchen auf das J — in dem Begriffe der Gottmenschheit

des Erlösers kann auf wirklich befriedigende und überzeugende Weise unsers Erachtens unter keiner andern Voraussetzung bewerkstelligt werden, als unter derjenigen, welche unser Hr. Vf., wenn auch nicht ausdrücklich in dieser Absicht und in dieser Verbindung, wirklich hinzugebracht hat. Dafs das menschliche Geschlecht, nachdem es in Einem seiner Individuen sein göttliches Urbild erreicht und sich zur wirklichen Gleichheit mit Gott aufgeschwungen hat, von da ab in allen übrigen Individuen wieder *unter* diese Gleichheit zurücksinkt: dies erscheint uns, jene allgemeine Mittheilung des göttlichen Geistes an den menschlichen vorausgesetzt, welche, auch nach unserm Vf., die Grundanschauung der philosophischen Speculation auf ihrem gegenwärtigen Standpuncte bildet, als eine Beschränkung, als eine Mangelhaftigkeit, die wir auf keine andere Weise zu erklären wissen, als durch die Annahme einer Unangemessenheit dieses Geschlechts in seinem gegenwärtigen Zustande zu seiner Bestimmung, d. h. eben eines durch eine That, die auch nicht hätte geschehen können, selbstverschuldeten, aber nicht durch die inwohnende Nothwendigkeit der Entwickelung des Geistes herbeigeführten Sündenfalles.

Ueber die Schwierigkeiten, welche dieser Annahme, sammt allem, was sich in der vorliegenden Schrift an dieselbe knüpft, sowohl überhaupt, als namentlich in dem Zusammenhange Hegelscher Philosophie entgegenstehen, ist der Hr. Vf. wohl etwas zu leicht hinweggegangen. Er bezeichnet (S. 16) die Aeufserungen Hegels, welche seiner Auffassung des Sündenfalls widersprechen, als „voreilige und einseitige," ohne auch nur danach zu fragen, ob sie nicht bei ihm durch einen tiefern Zusammenhang seines Philosophirens herbeigeführt sind. Dem Satze, dafs das Vernünftige jederzeit auch das Wirkliche ist, giebt er die Deutung, dafs damit die Erlösung gemeint sei, und also das Vernünftige im Gegensatze des sündigen Zustandes der Menschheit als der durch die Erlösung bezweckte Zustand bezeichnet werde. Wir würden über diese und ähnliche Gewaltsamkeiten der Auslegung, wiefern es sich nur von der persönlichen Ansicht des Stifters jener Philosophie handelte, gern hinwegsehen, eingedenk der Aeufserung des Vfs. (S. 45), welche zwischen dieser persönlichen Ansicht und dem Geiste der Lehre als solcher einen Unterschied macht. Allein an diese nach unserer Ueberzeugung irrige Deutung Hegels knüpft sich in diesem Falle ein Verkennen oder Verläugnen der unermefslich grofsen Bedeutung, welche die der Denkweise des Vfs., — die in dem eben ausgehobenen Hauptpuncte und in vielen daran sich knüpfenden auch die unsrige ist, — entgegengesetzte Denkweise in der gesammten Bildung und Weltansicht unsers Zeitalters hat. Der Hr. Verf. selbst nennt (S. 217) Kant und Schiller als zwei Urheber derjenigen Ansicht des Sündenfalls, welche in demselben keine Schuld der Freiheit, sondern eine geistige Nothwendigkeit erblickt; und wie tief er immerhin Kant unter Hegel, Schiller unter Goethe zurückstellen mag: so wird er ernstlicher Weise nicht in Abrede stellen können, dafs die gesammte Entwickelung deutscher Philosophie bis auf Hegel, deutscher Poesie bis auf Goethe, die persönliche Gesinnung beider Heroen mit eingerechnet, sich innerhalb des Kreises einer Weltanschauung bewegt hat, welche, indem sie die Bestimmung des Geistes schon im diesseitigen und nicht erst in einem jenseitigen Dasein vollständig realisirt fand, ausdrücklich oder stillschweigend, bewufst oder unbewufst die von Kant und Schiller ausgesprochene Nothwendigkeit zu ihrer Voraussetzung hatte. Eine Ansicht, welche so tief in der Ideenwelt unsers Zeitalters wurzelt, eine Ansicht ferner, mit welcher nachweislich das Tiefste und Wahrste, was die deutsche Speculation in neuerer Zeit zu Tage gefördert hat, so eng zusammenhängt, — eine *solche* Ansicht kann in das System, zu welchem übrigens unser Verf. sich bekennt, unmöglich durch ein zufälliges Misverständnifs, sei es durch ein persönliches seines Urhebers, oder gar erst durch ein Misverständnifs seiner Schüler gekommen sein.

(Der Beschlufs folgt.)

LIV.

Du Ponceau: A Dissertation on the Nature and Character of the Chinese System of Writing - - - to which are subjoined: a Vocabulary of the Cochinchinese Language, by J. Morrone - - - - - and a Cochinchinese and Latin Dictionary, in use among t. missions in Cochinchina. Philadelphia, 1838. 1 *Vol.* 8.

Der Verf. dieses sehr voluminösen Buches hat keinen anderen Zweck, als den Beweis zu liefern, dafs die chinesische Schrift mit Unrecht eine ideographische, oder Begriffs-Schrift genannt werde. Seine Gründe, die er mit aufserordentlicher Weitschweifigkeit und öfteren Wiederholungen entwickelt, lassen sich

ungefähr so zusammenfassen: „Die geschriebenen Charaktere der Chinesen malen die Töne allerdings nicht in Elementar-Lauten, wohl aber in der zusammengesetzten Form von Silben und Wörtern. Sie haben auf den Leser genau dieselbe Wirkung, wie unsere Buchstaben-Gruppen, und thuen keinen Schritt weiter in der idealen Welt. Diefs ersehen wir schon aus ihrer Form und aus dem Prinzipe ihrer Zusammensetzung; vor Allem aber lehrt es uns die Art, wie theils der Chinese selbst, theils die von den Charakteren des Mittelreichs Gebrauch machenden Nachbarvölker diese Schrift lernen und sich derselben bedienen. Die chinesischen Charaktere stellen für Jeden, der sie studiert, um Texte lesen und verstehen zu können, nicht Begriffe, sondern blofs Wörter dar, oder sie erwecken den Begriff nur durch das Wort, wie die alphabetische Schrift der übrigen Völker."

Das Raisonnement des Hrn. Du Ponceau enthält viel Wahres, wenn man es dem lange verbreiteten Irrwahne gegenüberstellt, dafs Form und Zusammensetzung der chinesischen Charaktere den Chinesen, und sogar den Ausländer schon unmittelbar auf die dargestellten Begriffe leiten müfsten. Diefs ist eine grofse Ungereimtheit; denn noch abgesehen davon, dafs in sehr vielen Charakteren ein Theil ihrer Zusammensetzung mit der Bestimmung des Begriffes gar nichts zu schaffen, und rein phonetische Geltung hat: so wäre ein unmittelbares Erfassen des Begriffes selbst bei den rein symbolischen Charakteren unmöglich; denn 1) sind die Merkmale, welche in zusammengesetzten Zeichen auf den Begriff hinweisen, nur höchst selten so glücklich gewählt, dafs man getrost sagen könnte: „dieses Zeichen kann nichts anderes bedeuten, als *Hausfrau, Treue, Leidenschaft* u. s. w. 2) Könnte die natürlichste und einleuchtendste Definition dieser Art höchstens in einer wahren Bilderschrift, welche die Merkmale (wenigstens die sinnlichen) genau nachmalt, verstanden werden, was aber die chinesische Schrift bekanntlich schon lange nicht mehr ist. Das einfachste, den Gegenstand ursprünglich zur Anschauung bringende Zeichen wird Niemand jetzt noch für das Bild eines *Auges, Ohrs, Vogels* u. s. w. halten, wenn man ihm die Bedeutung nicht gesagt hat.

Nennen wir daher die chinesische Schrift *ideographisch*, so heifst diefs nur soviel, dafs, ihrem Prinzipe nach, die Darstellung des Lautes eine untergeordnete Rolle spielt. Hätte das lautliche Prinzip obgesiegt, so würde man theils jedes Zeichen mit einer phonetischen Gruppe versehen haben, und anderen Theils in der Wahl dieser Gruppen mit viel mehr Consequenz und Genauigkeit verfahren sein. Nun aber giebt es viele zusammengesetzte Charaktere, in denen für die Aussprache ganz und gar nichts geschehen ist. Als Beispiel diene das gewöhnliche Zeichen für *Thräne*, aus den einfachen Bildern *Wasser* und *Auge* construirt. Das Ganze wird *lui* gesprochen; wir erkennen diesen Laut aber weder in *schui* (*Wasser*), noch in *mŏ* (*Auge*), wogegen die beiden Merkmale den Begriff sehr gut zur Anschauung bringen, freilich nicht unmittelbar, aber doch jedenfalls, nachdem wir erfahren, dafs Ersteres *Wasser*, und letzteres *Auge* bedeutet. Er ist hier eben so einleuchtend, wie in dem türkischen Wort-Compositum *gös-jaschy*, *Augen-Nafs*, und bedarf kaum erst einer Bestätigung durch Nachschlagen im Wörterbuche. Selbst die sogenannten phonetischen Charaktere weisen mit einem integrirenden Theile ihrer Zusammensetzung auf die Kategorie des Begriffes hin, und lassen ihn im Zusammenhang der Phrase öfter errathen, oder wenigstens ahnden, ohne dafs die phonetische Gruppe nur im Geringsten mitwirkt.

Da nun bei der Bildung chinesischer Charaktere von dem Laute entweder ganz abgesehen wird, oder wenigstens keine Zerlegung in Elementar-Laute statt findet: so versteht es sich auch von selbst, dafs die chinesische Schrift in jeder Sprache der Erde gelesen werden kann; denn wir haben hier weder gruppirte Buchstaben, noch arbitraire Silbenzeichen vor uns. Wir zählen die Striche desjenigen Theiles, der dem Wurzelbilde beigeordnet ist, und suchen und finden es nach der Zahl derselben im Wörterbuche, ohne davon Notiz zu nehmen, ob es *fang*, oder *ti*, oder *öl* gesprochen wird — wenigstens kann die Gewifsheit hierüber dem Erkennen der Bedeutung um kein Haarbreit näher bringen. Liegt uns ein Text in Buchstabenschrift vor, so ist es zum Verständnisse desselben zwar gleichgültig, ob wir die Wörter falsch oder richtig *aussprechen;* aber von höchster Wichtigkeit, jeden *Laut-Repräsentanten* oder Buchstaben, der das Wort bilden hilft, zu merken, und in uns zu reproduziren, um durch ihre Combination auf den richtigen Sinn geleitet zu werden; wogegen man jedes chinesische Zeichen, ohne auch nur zu wissen, ob eine seiner Gruppen phonetische *Geltung* hat, oder nicht, sehr gut dem Gedächtnisse anvertrauen kann. Gesetzt, man gäbe uns ein chinesisches Wörterbuch ohne alle Bezeichnung der Aussprache in die Hände, so würden wir uns doch die Bedeutungen der Charaktere nicht minder scharf und gut einzuprägen im Stande sein.

Sehr übel berichtet ist der Verf. — wenn er (S. 84) sagt, der sogenannte Mandarinen-Dialekt sei der einzige, welcher in den chinesischen Schulen gelehrt würde. In jeder Volks-Schule jeder Provinz lehrt man nur den localen Dialekt, d. h. die Schrift-Charaktere werden nur in diesem Dialekte ausgesprochen, eine Thatsache, wovon wir selbst uns an einem, des Lesens und Schreibens kundigen Individuum aus Canton zu überzeugen, Gelegenheit gehabt. Ausländische, den Chinesen benachbarte Völker — namentlich die *Japanesen* — bedienen sich zwar beim Lesen chinesischer Texte lieber der chinesischen Sprache, als ihrer Muttersprache; aber fürwahr nicht deswegen, weil der Text ihnen sonst unverständlich bliebe, sondern theils aus Hochachtung vor der Sprache desjenigen Volkes, dem sie ihre ganze Bildung verdanken, und anderen Theils auch wohl, um ihr eignes mütterliches Idiom zu schonen, da die Formlosigkeit und die eigenthümliche Satzstellung des Chinesischen der Sprache Japan's widerstrebt, und durch strenge Anbequemung beim Vorlesen ein sehr geradbrechtes Japanisch entstünde. Aus demselben Grunde, und nur aus diesem, wird auch ein europäischer Gelehrter beim Lesen eines chinesischen Textes lieber chinesische Wörter, als deutsche, französische u. s. w. denken.

Wilhelm Schott.

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Beiträge zur speculativen Philosophie von Gott und dem Menschen und von dem Gottmenschen. Mit Rücksicht auf Dr. D. F. Straufs Christologie. Von Karl Fr. Goeschel.

(Schlufs.)

Findet sich doch sogar in den eigenen Schriften des verehrten Herrn Verfassers aus jener Zeit der Begriff einer unbedingten Nothwendigkeit der Weltentwicklung nicht blos im Grofsen, sondern sogar bis auf die geringsten Einzelheiten herab auf eine Weise ausgesprochen und bethätigt, von der es ihm schwer fallen dürfte, sie mit seinem gegenwärtigen Glaubensbekenntnifs von der Nichtnothwendigkeit des Sündenfalls in Einklang zu setzen. — Abgesehen aber hiervon, so begreifen wir nicht, wie der Vf. den unsterblichen Urheber jenes Systems mehr zu ehren glauben kann, wenn er ihn eines solchen Mifsverständnisses, oder wenn er das System einer solchen Zweideutigkeit beschuldigt, ohne welche ein Mifsverständnifs dieser Art gar nicht möglich wäre, als er durch ein freimüthiges Bekenntnifs seiner Abweichung von ihm in diesem Puncte, — der freilich auch wohl noch andere weitere Abweichungen zur Folge haben wird, — ihn geehrt haben würde. Wenn irgendwo, so war hier der Ort zu solchem offenen Bekenntnifs, und wenn irgend eine, so ist eben die hier in Rede stehende Frage, die Frage nach der Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit des Sündenfalls eine solche, an deren verschiedene Beantwortung sich eine Divergenz der Richtungen innerhalb der Schule, unbeschadet des gemeinschaftlichen Princips, knüpfen kann und wirklich bereits geknüpft hat.

Man kennt den Ausspruch Hegels, dafs „eine Parthei sich dadurch als die siegende bewährt, dafs sie in zwei Partheien zerfällt; denn nur dadurch zeige sie das Princip, das sie bekämpfte, an sich selbst zu besitzen, und hiermit die Einseitigkeit aufgehoben zu haben, in der sie vorher auftrat." Es ist dieser Ausspruch schon öfter, und gar nicht mit Unrecht, von den Schülern des genannten Philosophen benutzt worden, um gerade durch ihre Spaltungen der Welt zu beweisen, dafs ihr Princip bereits durchgedrungen sei und gesiegt habe. Nur hätte man dabei nicht vergessen sollen, dafs ein Gebrauch dieser Art, wenn er von Solchen gemacht wird, die selbst zu der einen oder anderen der neuentstehenden Partheien sich bekennen, nothwendiger Weise die Anerkennung des gemeinschaftlichen Princips auch in der entgegenstehenden Parthei voraussetzt. Wirft man dieser, wie gerade in diesem Falle so häufig, und zwar von beiden Seiten zu geschehen pflegt, nur Mifsverstand jenes Princips oder Abfall von demselben vor: so begiebt man sich offenbar des Rechts, sich auf jenen, eine so tiefe Wahrheit enthaltenden Satz zu berufen. Von Seiten des Hrn. Verfs. mufs solche Beschuldigung, die er seinen Gegnern macht, um so mehr befremden, als Letztere offenbar, nicht nur, nach seinem eigenen Geständnifs, den Wortsinn vieler Aeufserungen des gemeinschaftlichen Meisters, sondern auch den Zusammenhang derjenigen Weltansicht, aus welcher die Lehre dieses Meisters sich organisch hervorgebildet hat, für sich haben. Eine weit günstigere Stellung hätte er unsers Erachtens eingenommen, wenn er von vorn herein seiner Arbeit den doppelten Zielpunct hätte setzen wollen, zu beweisen, einerseits, dafs die von ihm vertheidigte Auffassung des Sündenfalls, gleichviel wie Hegel persönlich darüber gedacht, jedenfalls eine mit dem *Princip* des Hegelschen Philosophirens keineswegs streitende oder unvereinbare sei, anderseits, dafs nur durch sie die Schwierigkeiten der christologischen Frage, die bei jeder andern Voraussetzung unüberwindbar bleiben, sich auf befriedigende Weise lösen lassen. In der erstern Beziehung wäre, wenn man sich auch hier-

bei so wenig als möglich von Hegel entfernen wollte, zunächst etwa auf den Hegelschen Begriff des „Aufsersichseins" oder „Andersseins" der Idee in der Natur und dem natürlichen Geiste zu reflectiren, und aus diesem zu beweisen, wie jene Bestimmung absoluter Nothwendigkeit und ausgeschlossener Möglichkeit des Gegentheils, welche in der Logik allerdings ihre volle Geltung hat, auf die Natur und den endlichen Geist keine solche Anwendung leidet, wodurch die Denkbarkeit eines andern und zwar vollkommnern Entwicklungsganges des menschlichen Geistes, als die in der Weltgeschichte vorliegende ist, und in Folge dieser Denkbarkeit die Annahme einer aus menschlicher Freiheit oder vielmehr Willkühr stammenden Thatsache, durch welche die Mängel des gegenwärtigen Weltlaufs bedingt sind, ausgeschlossen würde. In der andern Beziehung aber würde zunächst der wichtige Umstand in Erwägung zu ziehen sein, dafs vom ersten Anfange des Christenthums an (man denke z. B. an die bekannte Darstellung des Apostels Paulus im Römerbriefe) bis auf unsere Zeit herab die Menschwerdung Gottes in Christo von der Kirche und von allen ihren Lehren nie anders, als bedingt durch den Zweck, das menschliche Geschlecht von den selbstverschuldeten Folgen seines Sündenfalls zu erlösen, gedacht worden ist. Dafs dies nicht blos als ein vorstellungsmäfsiger Ausdruck für die immanente Nothwendigkeit der geschichtlichen Entwickelung zu betrachten ist: dies zeigt sich darin, dafs die Kirche die Wahrheit: auch unabhängig von dem durch Adam verschuldeten Falle sei die Gleichheit des menschlichen Geistes mit dem göttlichen und also die Menschwerdung Gottes schon in dem *Begriffe* des menschlichen Geschlechts enthalten gewesen, anzuerkennen sich stets bereit gefunden hat, immer jedoch unter der, anfangs stillschweigend, später ausdrücklich beigefügten Voraussetzung, dafs *diese* Menschwerdung ohne den Sündenfall eine andere gewesen sein würde, als die Menschwerdung in *Einem* Individuum, in dem unter Pontius Pilatus Gekreuzigten. Die neuere philosophische Speculation hat die Wahrheit, welche, wie so eben angedeutet, der Behauptung, dafs auch ohne den Sündenfall Gott, jedoch in anderer Weise, Mensch geworden sein würde, unverkennbar zum Grunde liegt, erst recht in ihr wahres Licht gestellt; die grofse Wahrheit, dafs in dem *Begriffe* des menschlichen Geistes seine Identität mit dem göttlichen enthalten ist, nicht zwar als vorausgesetzte oder *unmittelbare*, wohl aber als eine in dem Entwicklungsprocesse der Weltgeschichte sich allmählig verwirklichende. Die nächste Consequenz dieser auf philosophischem Wege neugewonnenen Einsicht scheint, wenn man dabei von den weiteren Voraussetzungen der Kirchenlehre absieht, ohne Zweifel dahin zu gehen, dafs der Procefs dieser Vermenschlichung des Göttlichen und Vergöttlichung des Menschlichen *entweder* als ein ins Unendliche fortgehender und nie zu seinem Ziele, zur daseienden, in bestimmten Individuen realisirten Einheit des Göttlichen und Menschlichen kommender, *oder* als ein erst an seinem Ende zu diesem seinem Ziele kommender zu denken sei. Findet man sich, auf die bereits zurückgelegten Jahrtausende der Weltgeschichte zurückblickend, durch wissenschaftliche, oder wissenschaftlich gerechtfertigte religiöse Gründe veranlafst, den persönlichen Gipfelpunct oder die Spitze jener Einheit, statt in die Zukunft des Geschlechts oder in seine Gegenwart, vielmehr in seine Vergangenheit zu setzen, sie in einem bestimmten einzelnen Individuum der geschichtlichen Vergangenheit auf einer Weise realisirt zu erblicken, welche keine Wiederholung weder in den seitdem abgelaufenen, noch in kommenden Zeiten zuläfst: so ist dies offenbar, gegen jene allgemeine Grundidee gehalten, eine Anomalie, für die man sich nach einem rechtfertigenden Motive umzusehen hat. Ob es gelingen könne, solches Motiv, mit unzweideutigerem Erfolge, als bisher geschehen ist, auch inmitten jener andern Richtung der philosophischen Speculation unserer Zeit aufzufinden, welche durch den Sündenfall den naturgemäfsen Entwickelungsgang des Menschengeistes *nicht* gestört meint, dies mufs Ref. den Anhängern jener Richtung zu untersuchen überlassen. Er seinerseits bekennt sich, — ohne sich übrigens darum für seine Person zu dem Buchstabenglauben zurückzuwenden, auf welchen der Hr. Verf. (vergl. S. 224) auch diese Voraussetzung begründen zu wollen scheint, mit der Voraussetzung der vorliegenden Schrift einverstanden, dafs es eine bestimmte, aus der *werdenden* Freiheit, der *Willkühr* des Menschengeistes stammende Thatsache ist, eine Thatsache, deren *Möglichkeit* nur, aber nicht auch deren *Wirklichkeit* als *nothwendige* in dem Begriffe dieses Geistes liegt, wodurch wir den *wirklichen* Verlauf der Weltgeschichte als bedingt zu

denken haben. Er bekennt sich damit nicht nur im Allgemeinen einverstanden, sondern er glaubt auch, ausdrücklicher noch, als es in vorliegender Schrift geschehen ist, daran die weitere Thatsache knüpfen zu können, dafs, ungeachtet der *ansichseienden, potentialen* Einheit des menschlichen Geistes mit dem göttlichen, doch von allen Individuen dieses Geschlechts nur Eines sich schon im diesseitigen Leben zur realen Gleichheit mit Gott, zur wirklichen Gottmenschheit erhoben hat. Insonderheit aber scheint sich ihm auf diesem Wege am natürlichsten der Sinn zu ergeben, in welchem zu sagen ist, dafs der Gottmensch, indem auch Er das zeitliche, durch den Sündenfall bedingte Schicksal der Menschheit unterging, die Schuld des Geschlechtes auf sich nahm und als Stellvertreter für dieselbe büfste, während das Geschlecht eben dadurch, dafs der Gottmensch aus seiner Mitte hervorging, von den ewigen Folgen seiner Schuld befreit und mit seinem himmlischen Vater versöhnt ward.

Weifse.

LV.

Les manuscrits françois de la bibliothèque du Roi, leur histoire et celle des textes allemands etc. par M. Paulin Paris. II. Format in folio maximo. Paris, 1838. *XXXII u.* 408 S. 8.

Hr. Paris ist bei der Abfassung des vorliegenden zweiten Theiles seiner Manuscrits françois sich selbst treu geblieben. Der Eindruck, welchen das Buch nach aufmerksamer Lesung zurückläfst, ist wesentlich ein anderer, als ihn sonst Handschriftencataloge irgend hervorbringen; man hat Unterhaltung, Genufs, selbst Belehrung gefunden, man hat Excerptensammlungen mannigfaltiger Art für Literatur- Kunst- und Culturgeschichte mit interessanten Details bereichert — aber sehr weit entfernt ist man von dem wohlthuenden Bewufstsein, einer *ernsten wissenschaftlichen Arbeit* gegenüberzustehen. Einige und vielleicht nicht die unwesentlichsten Ursachen, weshalb dem so ist, besprachen wir bei der Beurtheilung des ersten Bandes der Manuscrits françois, Anderes rügten Andere, dahin gehört zunächst der, unseres Erachtens, was auch der Verf. in der Vorrede zum zweiten Bande replicirt, durchaus unzweckmäfsig angelegte *Plan* des Werkes, der denn eigentlich gar keiner ist, da man die Manuscripte aufgezeichnet findet, lediglich nach der Zufälligkeit des Formats, also auch im zweiten Bande noch, nur folio maximo; dahin gehört ferner die, unseres Erachtens allzu sehr vernachläfsigte Beschreibung der Handschriften nach paläographischen Rücksichten, das sehr gespreizte Besprechen der Geschlechts- und nicht selten Verwandtschaftverhältnisse der früheren Besitzer der Handschriften, ohne dafs die grofse Zweckmäfsigkeit, *gehörig* gearbeiteter Nachrichten über Wechsel des Besitzes und Manuscriptwanderung im entferntesten nur, in Frage gestellt werden soll; dahin gehört endlich die keinesweges stets glückliche Wahl in Mittheilung von Ineditis — kurz, das überwiegend hervortretende Bestreben, in dieser Histoire des manuscrits, eben ein angenehm lesbares Buch zu schreiben, nicht eine Arbeit der Art zu liefern, wie Deutschland deren neuerdings wieder einige sehr musterhafte gezeitiget hat — Handschriftencataloge, welche sich den grofsen Vorbildern unsterblicher Männer näheren — das ist es, was der französischen Arbeit vorzüglich Eintrag thut. Haben wir nun so, in wenigen Worten ein vielleicht hier nicht motivirtes, allzu herbes Urtheil ausgesprochen, so wenden wir uns nunmehr zu dem bei weitem erfreulicheren Geschäft, mit Freuden das Gute anzuerkennen, welches die vorliegende Arbeit bietet und soweit es der Raum gestattet, der mannigfaltigen Gegenstände zu gedenken, welche der Verf. in den Kreis seiner Betrachtungen zieht; für das Bestreben, Gleichartiges möglichst zusammengestellt zu haben, wird man uns Dank wissen. — Unter den Bearbeitungen *classischer* Autoren stellen wir die, den Aristotelischen Schriften gewidmeten Bestrebungen des *Nicolas Oresme* billig obenan; es sind hier fünf Handschriften der Oeconomik, der Politik und der Ethik, unter denen besonders die unter No. 6860 aufgeführte, deshalb von besonderem Interesse ist, weil sie Veranlassung wird, die Frage zu entscheiden, ob nun Oresme auch in der That, wie man gemeiniglich ohne genügenden Grund annimmt, der Uebersetzer der Ethik und Politik ist. Dafs er es ist, beweisen zwei Quittungen, deren Van Praet (Bibl. de Charles V. p. 46) zuerst gedenkt. Es schrieb nämlich François Chanteprime, der Schatzmeister des Königs: „A Nicolas Oresme, doyen de l'église de Nostre Dame de Rouen, pour avoir écrit et translaté en françois un livre appellé *Politicques* par le commandement du roy, l'an MCCCLXXII. und Le roy a

donné cent livres à Me Nicole Oresme, lequel lui a translâté de latin en françois les *Ethiques* et *Politicques*. MCCCLXXI." Die wahrscheinlich nie gedruckte, ungefähr gleichzeitige Uebersetzung der Problemata des Aristoteles, ein Werk des königlichen Leibarztes *Evrard de Conty*, ist besonders aus dem Grunde interessant, weil sie in beiden vorliegenden Manuscripten (Nr. 6864. 6865) mit sehr umfassenden Commentaren begleitet ist. — Der kunstgeschichtlich, vielleicht vor allen anderen Handschriften bedeutende Josephus (s. unten) scheint sachlich werthlos. — Unter dem Titel *Orosius* begegnen wir in Nr. 6844, einer aus dem Alten Testament, dem Livius, Eutropius, Orosius und Valerius Maximus zusammengetragenen historischen Compilation, die eben nichts weniger ist, als eine Bearbeitung oder gar Uebersetzung des Orosius, sondern die werthlose Arbeit irgend eines Geistlichen aus den ersten Zeiten der Universität Paris; merkwürdig nur ist die ungemeine Verbreitung dieser, eben unter dem Titel Histoire d'Orose in unzähligen Handschriften aufbewahrten Arbeit, während die Verard - Lenoir'schen Drucke histoires de P. Orose (Paris 1509—26), die eigentliche Uebersetzung des Orosius enthalten. Von der interessanten Bearbeitung des *Curtius* durch Vasque de Lucène (nr. 6899) war bereits im ersten Theile, bei Gelegenheit der Nr. 6727 u. 6729 die Rede. Es scheint, als wenn der Verf. selbst, gleichlautende und durch gleiches Schmuckwerk gezierte Handschriften seiner Arbeit hier und dort verbreitet habe, denn aufser den drei, fast völlig gleichen Pariser Exemplaren, findet man deren in Genf und in London, die in Rede stehende aber ist durch eine schön geschriebene, an Karl den Kühnen gerichtete, Vorrede ausgezeichnet. Was man im 14ten Jahrhundert von *Livius* kannte, die erste und dritte Decade und neun Bücher der vierten, in der Uebersetzung des Pierre Bercœure bieten, nr. 6900 bis 6908. Unter nr. 6909 könnte man versucht sein, laut der Schlufsrubrik: „Et atant fini le Xe et dernier livre des Commentaires de Jules Cesar, translatés en la ville de Lille l'an mil IIIICLXXIIII par *Jehan du Chesne* humble et indigne", den französischen Uebersetzer des *Caesar* entdeckt zu haben; wäre es nicht andererseits pikanter, in dem sauberen Duchesne den schaamlosen Plagiarius zu entlarven, der gar gern des Autorruhmes genossen hätte, er, der ihm Anvertraute abschrieb und dann durch wenig veränderte Anfangs- und Schlufsworte, irgend allgemein gekannte Uebersetzungen unkenntlich machte, um wirklich nicht Wenige zu täuschen, so namentlich durch seine Abschrift der Uebersetzung des Brunetto Latini (No. 6851) *). Diese wirkliche Uebersetzung der Commentare des Caesar, deren wirklicher Verfasser bisher nicht zu ermitteln gewesen, ist aber nicht zu verwechseln mit der aus Lucan, Sallust und Sueton zusammengestellten Histoire de César (nr. 6918. 19. 2. 22), von denen nur die letzte Handschrift etwa deshalb bibliographisch interessant ist, weil sie ein sehr frühes Beispiel der, durch den Schreiber selbst vollzogenen *Paginirung* (S. 312) darbietet. Unter den Nr. 6911—17, Handschriften der Uebersetzung des *Valerius Maximus* (vergl. übrigens T. I. nr. 6724—27) ist besonders die erste aus dem Grunde auszuzeichnen, weil durch das hier vorhandene Schlufsrubrum festgestellt wird, dafs Simon Hesdin die Arbeit begonnen, nach seinem im Jahre 1377 erfolgten Tode aber, Nicolas de Gonnesse sie im J. 1401 (nicht 1405) beendet habe. Es möchte fast überflüssig sein, dafs der Verf. S. 304 warnt, in dem Schreiber eines französischen Valerius Maximus, J. Ten Eyken 1459 nicht etwa den Johann van Eyk zu vermuthen. Die spanische Uebersetzung des Valerius Maximus von Antoni Canals (S. 309) giebt Veranlassung, einen sehr leicht zu entschuldigenden Irrthum des Nicolas Antonio (Bibl. hisp. vetus. lib. IX. nr. 396. Madr. 1788) zu rügen. Er sagt nämlich, der Verf. habe sein Werk dem König Johann I. von Castilien gewidmet und habe nach einer älteren spanischen Uebersetzung gearbeitet — dem ist nicht also; die Uebersetzung ist dem Bischof Jacob von Sevilla, Administrator des Bisthums Valencia, gewidmet und ist aus dem Original gefertiget (.... el tret de lati en nostra vulgada lengua materna Valenciana —).

*) Beiläufig gesagt, war es auffallend, dafs der Minister Guizot die Handschriften des Originals des Brunetto Latini, aus Lyon kommen liefs, als ob Paris deren nicht mehrere besäfse.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 97.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Les manuscrits françois de la bibliothèque du Roi, leur histoire et celle des textes allemands etc. par M. Paulin Paris.

(Schlufs.)

Eine bedeutende Anzahl Handschriften sind den *theologischen Disciplinen* entlehnt, so vor allen die in vielfachen Exemplaren vorhandenen Bible historiale, Uebersetzung der Historia scholastica des Petrus Comestor durch *Guiart des Moulins*, sachlich und literarisch unbedeutend, und die Bible moralisée (nr. 6818—29), aus welcher sich anziehende und belustigende Proben, namentlich aus den allegorischen Deutungen geben liefsen, da denn z. B. „les rampans sont ceulx qui ont la vie active, c'est à dire, qui euvrent et labourent, les oisiaus sont ceulx, qui ont vie contemplative, c'est à dire, qui pensent aus biens du ciel, les grans baleines, qui devourent les petits, ce sont le grans seigneurs", führte dergleichen nicht zu weit. Einige spanische Bibelübersetzungen (nr. 6831—33) führen zu den Bearbeitungen des Augustinus de civitate dei durch Raoul de Praelles, dem die Arbeit zum Wohle der gesammten christlichen Bevölkerung, durch Cabinetsbefehl vom 28. October 1371 übertragen war. Der Uebersetzung des Rationale divin. offic. durch Jehan Golein (nr. 6840) ist weniger der Sache halber, als einer Curiosität wegen, zu gedenken. Da nämlich in mehreren Exemplaren der Arbeit des Golein, dem Namen des Bischofs, Guillaume de Nedde, auf dessen Veranlassung die Uebersetzung gefertigt war, der wunderliche Beiname *Saladri* stets beigefügt war, wurde das dem Verf. Veranlassung, dem Ursprunge dieser Seltsamkeit auf die Spur zu kommen und was fand er? Aus dem Guillelmus Sanctae Miniatensis ecclesiae *sola Dei* patientia dictus episcopus, war durch Irrthum des Copisten Saladri entstanden und aus einer, in alle Handschriften übergegangen. Drei Handschriften der anonymen Uebersetzung der Vita Christi des Ludolphus de Saxonia, nicht der Arbeit des Franciscus Eximenès (der Verf. bekennt sich S. 92 bei Gelegenheit des Livre des Angeles (nr. 6848) zu den ihm nr. 39. der Jahrb. f. w. Kr. S. 305 vorgehaltenen Irrthümern), sondern einer Homiliensammlung aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts, reihen wir die Uebersetzung der Legenda aurea des Jacobus de Voragine, eine Arbeit des *Jehan Belet*, und (Nr. 6845. u. 6888) des *Jehan de Vignay* an. Für die bisher unbegründete Behauptung Lacroix du Maine's und Van Praet's, dafs Jehan den Miroir historial für die Gattin Philipp's von Valois, die Jeanne de Bourgogne gearbeitet habe, ist in des letzteren Einleitung eben zu unserer Légende dorée der Beweis gefunden; die Arbeit fällt demnach zwischen die Jahre 1317 und 1327. In dem Miscellancodex (nr. 6847) entdeckt der Verf. in der Exposition des évangiles de toute l'année, die später wiederholentlich gedruckte Arbeit des Maurice de Sully, Predigten, welche dieser ausgezeichnete Mann, dem Daunou (Hist. litt. d. Fr. XV. 149—158) neuerdings seine Aufmerksamkeit zugewendet, um das Jahr 1160 in Paris gehalten hat. Paris spricht sich entschieden dafür aus, dafs sie französisch und nicht lateinisch gesprochen worden sind, dies in Berücksichtigung der analogen Controverse in Betreff des H. Bernard. Eine französische Bearbeitung des, unter dem Titel Elucidarius sapientiae, wiederholentlich gedruckten ascetisch-moralischen Dialoges, bietet derselbe Codex unter nr. 2. Die Arbeit scheint wirklich zu unbedeutend, als dafs man sie dem Anselm von Canterbury oder dem Guibert von St. Maria zu Nogent-sous-Coucy zutrauen dürfte. Viel interessanter ist die französische Bearbeitung des Barlaam und Josaphat, deren Kenntnifs Boissonade entgangen ist, obgleich die Pariser Bibliothek drei Handschriften derselben aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert bewahrt. Die Uebersetzung des Speculum huma-

nae salvationis (Handschr. des 14ten Jahrhunderts) nr. 6848, nicht die spätere Arbeit des Jean de Mielot, sondern eines ungenannten Verfassers, möchte wegen der Miniaturen, in ihrem Verhältnifs zu den xylographischen Darstellungen von Interesse sein; dafs der unkundige Schreiber unseres Manuscripts das Original dem Vincent v. Beauvais zuschreibt, veranlafste sicher nur das Wort Speculum des Titels. Die Miscellanhandschrift (nr. 6849) Le livre des merveilles und der Roman des sept sages, führt uns dem Vorrath von *Romanen*, von Handschriften *philosophischen* und *politischen* Inhalts zu. In dem livre d. m. sieht Paris eine paraphrasirte Uebersetzung eines wahrscheinlich griechischen, vielleicht orientalischen Romans. Es ist eine Sammlung von Erzählungen und Apologien frommer und moralischer Tendenz, die einem Jünglinge, Felix mit Namen vorgetragen werden. Die sieben weisen Meister führen hier die Namen Bancillas, Ancilles, Lentules, Malcuidars, Chaton de Romme, Joces, Nairon. Sollte dem Verf. Keller's Arbeit wirklich entgangen sein oder weshalb geschieht derselben nicht Erwähnung? Eine üble Folge des von dem Verfasser befolgten Planes tritt nun eben bei dem Abschnitt *Romane* ein. Der bei weitem gröfste Theil derselben ist bereits im ersten Theile besprochen; nun müssen wir aufs neue den Handschriften vom Merlin (nr. 6954 u. 55), Tristan (nr. 3956—58), Lancelot (nr. 3955, 3959. [3] 3962. 63), vom Graal (3964. 65) uns zuwenden, ohne eben mehr zu finden, als *noch* einige Exemplare, selbst von Fragmenten nur, die, wären sie beisammen aufgestellt und in ihren gegenseitigen Beziehungen und Ergänzungen beleuchtet, jedenfalls von gröfserem Interesse sein müfsten. Nr. 6961 Abrégé des Romans de la table-ronde d'après Luces de Gast, Robert et Helie de Borron, eine Arbeit des Rusticus von Pisa, jenes Reisenden im 13ten Jahrhundert, der i. J. 1298 als Gefangener in Genua, die Bekanntschaft des Marco Polo macht, wird eben durch dies Verhältnifs des Verfassers zu Marco Polo interessant und gewinnt zwiefache Bedeutung, wenn man die *Arbeiten* beider, Polos Reisen und unseren Abrégé zusammenhält; schon die hier mitgetheilten Vorreden beider (S. 356) bieten analoge Elemente. Möchte der Verf. den sehr anziehenden Gegenstand, dem ja in unseren Tagen die ersten Geographen ihre Aufmerksamkeit geschenkt, recht bald erschöpfend behandeln und nicht erst dann, wenn er bei den Handschriften der französischen Bearbeitung des Marco Polo angelangt sein wird. Das Verhältnifs des Roman de Guiron le Courtois (nr. 6959), einer Arbeit des Hélie de Borron, zum Tristan und zu Luces de Gast, beleuchtet der Verf. S. 345—54 nicht ungenügend, dem Roman du Jouvencel von Jean de Bueil, einem kriegswissenschaftlich-didactischen Buche, widmet er einen, unseres Bédünkens, zu ausgedehnten Abschnitt, der in einem Handschriftencataloge (man vergifst wirklich oft, dafs man in einem Buche der Art liest, wenn man auch des Histoire auf dem Titel recht eingedenk ist) mindestens ungehörig ist. Ein Gleiches gilt von nr. 6853 [2], dem Recueil sur les combats judiciaires, épreuves, cartels, satisfactions et tournois (S. 163—180), einer für Kenntnifs des Ritterthumes, der Cartels, Turniergebräuche u. dergl. gewifs recht interessanten Handschrift, welcher wir aber die ihr gewidmeten siebzehen Seiten misfsgönnen. Wir sind mit dem Verf. S. 148 vollkommen einverstanden: qu'il faut espérer, pour l'honneur de la raison, que jamais on ne l'imprimera (er spricht von nr. 6853, dem jardin des nobles) und möchten uns ebendeshalb die Frage erlauben, weshalb denn aus diesem wirklich geistlosen Manuscript des 14ten Jahrhdts. so lange Abschnitte (S. 144—163) mitgetheilt werden? In diese Kategorie möchten wir auch den philosophisch-politischen Roman: Histoire de la Royne Arthemise (nr. 6929) stellen. Handschriften vom Archiloge Sophie und von Corbechon's Uebersetzung des bekannten Buches de rerum proprietatibus, sind den im ersten Bande besprochenen, im Wesentlichen gleich; einige Handschriften von der Fleur des histoires, so wie fünf der Uebersetzung des Speculum historiale, gewähren weniger Interesse, als die unter nr. 6855 eingetragene, Uebersetzung der *Pandecten* in einem Codex des 13ten Jahrhunderts und die (nr. 6856 [3]) bisher unbekannten Vorlesungen Pasquier's über die Institutionen, welche in dem äufserst sauber geschriebenen Hefte seines Schwiegersohnes Jacq. Favereau vorliegen, wissenschaftlich jedoch schwerlich von grofser Erheblichkeit sind. Eine für Geschichte der Medicin im 14. Jahrhdt., namentlich für Geschichte der Epidemien, wie es scheint, nicht werthlose Arbeit, ist (nr. 6874) La Tour de la grant richesse. Um aber nicht grade hier, die vielleicht schon allzu nüchternen Bemerkungen über den *sachlich bedeutendsten* Inhalt unseres Buches abzubrechen, erwähnen wir schliefslich

der französischen Uebersetzung Triomphes de Petrarque, mit dem Commentar des Bernard Illicinius, besser Bernardo Lapini (nr. 6875), einer Handschrift, welcher Marsand, weil sie eben auch den italienischen Text enthält, bereits seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, der verschiedenen Handschriften de remediis fortunae und endlich des lehrreichen Excurses über die beiden Uebersetzungen des Decameron, deren eine von Laurent le Premierfait, die andere von Antoine le Maçon herrührt, indem aus beiden Arbeiten Proben mitgetheilt werden. — Soviel von dem, was des Verfassers Arbeit an *Gegenständen* von gröfserer oder geringerer literargeschichtlicher Bedeutung enthält; mit Anerkennung ist dessen zu gedenken, was er über mehr oder minder ausgezeichnete literarische *Notabilitäten*, über eine Anzahl *Privatbibliotheken* und deren Geschichte, über *Manuscriptenschicksale*, *Schreiberverse* und *Schreibernamen* lehrt, um endlich auch einer glänzenden Seite seiner Arbeit Erwähnung zu thun — nämlich des Fleifses, welchen er der Geschichte der Miniatürmalerei gewidmet hat. —

Bei Gelegenheit des oben erwähnten Mscpts. nr. 6847. berichtigt Paris, den von Daunou gearbeiteten dem Maurice de Sully gewidmeten Abschnitt der Hist. litt., dahin, dafs die unter dem Titel: de cura animarum und de oratione dominica bisweilen citirten Schriften Sully's, nichts anderes sind, als zwei einzelne Predigten, deren Sammlung eben die Exposition des Evangiles sind; ein Buch, welches bibliographisch noch dadurch interessant ist, dafs die erste Ausgabe desselben (1484), zugleich das erste in Chambery gedruckte Werk ist. — Als den Uebersetzer des Seneca de quatuor virtutibus lernen wir S. 122 den Jean de Courtecuisse kennen, den gelehrten Freund und Vertreter des Kanzler Gerson, der nach vielfältigem Mifsgeschick, im J. 1425 in Genf stirbt. Die historischen und biographischen Angaben Sainte-Palaye's über Jean de Bueil (Mem. de l'acad. d. Inscript. T. 26.) den Verf. des Jouvencel, berichtigt und erweitert Paris S. 130; ein Gleiches ist von seinen werthvollen Notizen über Jean Bouteillier zu rühmen, den die Biographie universelle (s. 407) im J. 1502 sterben läfst, während sein Tod in den letzten Jahren des 14. Jahrhdts. erfolgte, nachdem er am 16. September 1395 seinen letzten Willen niedergeschrieben, aus welchem Aktenstück der Verf. interessante Details mittheilt. Ueber Evrard de Conty (S. 206), Jean Bonnet, den Naturforscher des 15. Jahrhunderts (S. 208), den Dichter Guillaume Coquillard, dessen Namen dem Marot Veranlassung wurde zu niedlichen Calembours, hier als Uebersetzer des Josephus (S. 271), den Philantrhopen Nicolas Houel, den Begründer des Maison de la charité chrétienne und des Jardin des plantes, hat der Verf., unter verschiedenem Gesichtspunkt, interessante Materialien zusammengestellt. — Die *Privatbibliotheken*, von denen er Kunde giebt, sind die des Philibert de la Mare in Dijon, deren 600 werthvolle, bereits an einen holländischen Buchhändler verhandelte Handschriften, der Regent Herzog von Orleans für Paris rettete; die des Jean de Montaigy, deren Hauptgegenstände im J. 1410 aus Marcoussy nach dem Louvre übersiedelt wurden; die des Jean Ballesdens, die der Familie Sala, des Schlosses Taillebourg, die der Jehanne de France, Tochter Carl des siebenten und andere minder bedeutende. Mit Dank sind auch entgegenzunehmen, die mitunter geistreichen Schlufsschriften und Versehen der Schreiber, deren der Verf. S. 13. 43. 79. 97. 219. 222. 230. 235. 260. 276. 288. 327. mittheilt und die Namenverzeichnisse solcher Handschriftenschreiber auf diese Weise ansehnlich bereichert. Laurent de la Roche, Jehan Diguet, Mathias de Riveau, Richard le Grand, Raoul Taingui, Raoul d'Orleans und Guillaume Hervi möchten die bedeutendsten derselben sein. — Mit besonderer Vorliebe behandelt der Verf.... quell'arte, che alluminare è chiamata in Parisi. Wir dürfen jedoch an diesem Orte kaum mehr thun, als auf die Hauptstücke aufmerksam machen, ein Verfahren, welches andererseits hinlänglich genügt, seitdem Waagen seine lehrreichen Mittheilungen über dieselben Gegenstände publicirt hat und Graf Bastard, für wunderherrliche Facsimiles sorgend, über diesen Theil der französischen Kunstgeschichte ein nie geahnetes Licht verbreitet hat. Jean Foucquet's Josephus (nr. 6891), der aus seiner Schule wahrscheinlich hervorgegangene Livius (nr. 6907), so wie der Miroir historial (nr. 6930), sind wohl die Hauptstücke im vorliegenden Bande, obgleich auch folgende Nummern gar sehr die Beachtung verdienen, die Bibel moralisée mit nicht weniger, als 2688 Miniatüren, ein zweites Exemplar mit 5180, Golein's Uebersetzung des Rationale divin. offic., in dem Capitel: peintures et aournements de l'église (S. 64), die Uebersetzung des Liber de vita Christi (S. 75), das grofse Missale nr. 6843 [2], das herrliche Livre de Vita Christi nr. 6844, die

Exposition des Evangiles (nr. 6847), die für Ludwig den zwölften geschriebene Uebersetzung der Aristotelischen Bücher (nr. 6860), Vignay's Legende dorée nr. (6889 [2. 3]). Dafs es an Autographis, an interessanten Sprachproben, an Notizen über Honorare, Bücheranfertigungskosten und anderen Leckerbissen der Art, nicht fehle, versteht sich bei des Verfs. bequemer Art und Weise von selbst, der denn auch über manche Gegenstände zur Sitten- und Culturgeschichte, Costüm (S. 64), Moden (S. 155), Kirchenglocken (S. 65), die Oriflamme (S. 159), die Fahnenweihe und andere kriegswissenschaftliche Dinge (S. 138. 239), das Kartenspiel als Hazard im funfzehnten Jahrhundert, in liebenswürdiger Redseligkeit sich ausläfst. — So waren wir bemüht, den bunten, aber auch reichen Inhalt dieses zweiten Bandes einigermafsen zu charakterisiren; *da* ein hartes Urtheil zu sprechen, wo man denn doch viel und mancherlei gelernt, ist wirklich schwer und doch — mit dem Prädicat einer ernsten, wissenschaftlichen Arbeit möchten wir diese Histoire des manuscrits kaum bezeichnen.

G. Friedlaender.

LVI.

Christliche Polemik von Dr. Karl Heinr. **Sack**, *ordentlichem Prof. der Theologie an der Universität zu Bonn u. s. w. Hamburg*, 1838. *bei Fr. Perthes. XVI.* 367 S.

Das unbefangene Urtheil über diese Schrift kann im Ganzen nur günstig sein. Der ausgewählte Gegenstand wird gefällig behandelt; überall leuchtet Umsicht auf dem theologischen Lebensgebiete durch, und in der Widerlegung wie in der Rechtfertigung beweist der Hr. Verf. eine seinerseits ganz gut befestigte wissenschaftliche Stellung. In solchen Vorzügen einen für die theologische Bildung sehr erspriefslichen Inhalt dargestellt zu sehen, ist des vollen Dankes werth; aber nichtsdestoweniger regt sowohl überhaupt die Aufgabe des Buches, als auch die Lösung derselben im Besondern und Einzelnen zu mancherlei Gegenbemerkungen an, welche um der Sache willen in die Charakteristik eingefügt sein wollen. Zur nothwendigen Ergänzung der Apologetik des Hrn. Verfs. soll die hier dargebotne Polemik dienen, indem sie „die Grundprincipien der Widerlegung alles Irrthums in der Kirche enthält." Es ist hiernach nicht um Widerlegung einzelner dogmatischer Irrthümer zu thun, sondern um Auffindung der gemeinsamen Wurzel alles in der christlichen Kirche als solchen möglichen Irrthums und um Ableitung derjenigen Hauptformen des Irrthums, die sich aus jener Wurzel nach der Natur der Sache und gemäfs dem irdischen Zustande der Kirche mit Nothwendigkeit entwickeln, und sich deshalb zu aller Zeit in der Kirche finden und finden werden bis zu ihrer Vollendung (p. VI. u. VI.). Das Ganze zerfällt nach vorangeschickter *Einleitung* (Begriff der Polemik, Quellen, Verhältnifs zu den übrigen theologischen Disciplinen, Form, Literatur p. 1—34) in die *allgemeine Polemik*, welche vom kirchlichen Irrthume und der Bestreitung desselben handelt (p. 35—64) und in die *besondere Polemik*, welche fünf Abschnitte enthält, nämlich 1) vom Indifferentismus (Naturalismus und Mythologismus p. 65—110), 2) vom Literalismus (Ergismus und Orthodoxismus p. 111—161), 3) vom Spiritualismus (Rationalismus und Gnosticismus p. 162—281), 4) vom Separatismus (Mysticismus und Pietismus p. 282—316), 5) vom Theocratismus (p. 317—364). Ueber den in dieser Eintheilung fixirten Gegensatz des *Allgemeinen* und *Besondern* wird bei Bestimmung der Form der Polemik bemerkt, dafs derselbe nicht der des Abstracten und Concreten sei, sondern der des Begründenden und des Begründeten, und dafs er als solcher mit Berechtigung in jeder theologischen Disciplin auftrete, welche ein relativ selbstständiges Ganze von Grund und Folge, Ursache und Wirkung anschaulich machen wolle (p. 16 u. 17). Also dem Abstracten soll ausgewichen und der sogenannten *allgemeinen Polemik* begründende Kraft für das Folgende vindicirt werden. Allein die angeführte Eintheilungsnorm beruhet grade auf einer Abstraction, da ja Ursache und Wirkung, Grund und Folge, wie Inneres und Aeufseres, Ganzes und dessen Theile, nicht selbstständig auseinanderfallen, sondern den blofsen Schein selbstständiger Momente an sich tragen, als wechselseitig in einander sich aufhebende Kategorien, indem die Ursache nur in der Wirkung, der Grund nur in der Folge erkannt wird, und überdies von beiden erst da die Rede sein kann, wo das Princip der Sache in freier Besonderung und Vermittlung begriffen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Christliche Polemik von Dr. Karl Heinr. Sack.

(Fortsetzung.)

Somit ist es Abstraction, wenn einseitig auf die erste Kategorie das Allgemeine beschränkt wird; vielmehr verschliefst dasselbe noch ganz unmittelbar beide in seinem substanziellen Wesen, und indem es sich verursachend oder begründend erweist, ist sogleich mit der Ursache oder dem thätigen Grunde auch die Wirkung und Folge da. Würde aber überhaupt der Gegenstand nur in der Unterschiedenheit des Allgemeinen und des Besondern gefafst, so müfste ja von dem Concreten, welches das Einzelne ist, gänzlich abstrahirt werden, wogegen es nach sachgemäfsem logischem Mafsstabe nothwendig darum sich handelt, dafs auf allen Stufen der Entwicklung, so im Ganzen wie in den verschiednen Theilen, zunächst stets das Allgemeine in dem entwickelten Begriffe und Principe, sodann das Besondere in den herausgestellten Hauptunterschieden des Objects, endlich das Einzelne im vollen Umkreise der ausgebildeten Erscheinungen und abschliefsenden Ergebnisse zur Erkenntnifs komme. Hiernach hätten wohl, was die obige Eintheilung im Ganzen betrifft, die Hauptpuncte aus der *Einleitung* und aus der *allgemeinen Polemik* als wesentliche Momente der freien Selbstbegründung und Inhaltsbestimmung des Objects sich herausstellen müssen, und nicht so äufserlich in Form von Präliminarien vor der concreten Sachentwicklung abgehandelt werden dürfen. Wenigstens um der Logik willen braucht es der Hr. Vf. wahrlich nicht zu bedauern, dafs seiner bisherigen Bearbeitung der Apologetik „ein allgemeiner Theil" fehlt (p. 17. Anm.); denn in solcher Form, wie ihn hier die Polemik aufweist, ist er nicht sowohl Inbegriff substanzieller Bestimmungen, als vielmehr Behälter vorläufiger Bemerkungen, welche nach Belieben hätten vermehrt oder vermindert, in die *Einleitung* gebracht oder auch in die *besondere Polemik* miteingeschlossen werden können. — Um nun aber über die Polemik in ihrer Berechtigung den übrigen theologischen Disciplinen gegenüber handeln zu können, wird das denselben vindicirte Princip näher zu beleuchten sein. „Die erste Aufgabe der Theologie ist, — wie es p. 3 heifst —, das Wesen des christlichen Glaubens in solcher Weise zu erfassen, dafs das Zufällige davon unterschieden, und für die Bearbeitung des realen empirischen Stoffes, der in der Kirche zum Wissen kommt, Gesichtspuncte und Grundsätze gewonnen werden." Darin bestehe der Begriff der philosophischen Theologie, wobei es aber zunächst darauf ankomme, „die innere Wahrheit, das wahrhaft göttliche Wesen der christlichen Religion, in seinem Zusammenhange mit der menschlichen Natur und der gesammten Religionsgeschichte, in Grundbegriffen und Hauptthatsachen darzustellen und zu erweisen: dies ist die Aufgabe der Apologetik." Da aber der christliche Glaube nur in dem Maafse zu einer klaren Selbstverständigung kommen könne, als er sich der Irrthümer zu entledigen suche: so sei die zweite Aufgabe der philosophischen Theologie, „den in der Kirche befindlichen Irrthum nach seinem Ursprunge, Natur und Zusammenhange mit dem Unglauben so aufzuzeigen, dafs die Kirche dadurch eine wissenschaftliche Anweisung zur Reinigung und Freierhaltung von dem Irrthume erhalte. Dies ist die Polemik." Der Hauptsache nach folgt der Hr. Vf. in diesen Ansichten den Bestimmungen Schleiermachers über die philosophische Theologie (S. Kurze Darstellung d. theol. Stud. § 32—68.); aber trotz der von ihm versuchten tieferen Begründung läfst doch der angegebene Begriff der *Apologetik* und der *Polemik* das Recht selbstständiger Disciplinen noch gar sehr vermissen. Denn wie überhaupt jener Begriff der *philosophischen* Theologie als eine petitio principii erscheinen mufs, da ja eine wahrhafte Erfassung des Wesens des christlichen Glaubens nebst Ausscheidung

alles Zufälligen nur innerhalb der historischen oder dogmatischen Entwicklung des christlichen Glaubensinhaltes sich bewerkstelligen läfst, so kann denn auch an dem aufgestellten Begriffe der *Apologetik* und der *Polemik* keine Selbstständigkeit noch Freiheit des Princips erfafst werden. Müssen nicht „die Grundbegriffe und Hauptthatsachen," in denen die *Apologetik* „die innere Wahrheit, das wahrhaft göttliche Wesen der christlichen Religion" darstellen soll, nach ihrer allgemeinen substanziellen Bedeutsamkeit dem Heidenthume und dem Judenthume gegenüber in der *Religionsgeschichte*, nach ihrer besonderen factischen Entfaltung aber auf *biblisch-kirchlichem* wie nach ihrer systematischen Bewährung auf *dogmatisch-ethischem* Gebiete dargethan werden? Und andererseits, was den Begriff der Polemik betrifft, wie kann der in der Kirche befindliche Irrthum nach seinem Ursprunge, seiner Natur und seinem Zusammenhange mit dem Unglauben sachgemäfs aufgezeigt werden, wenn nicht zur realen Unterlage aus der Kirchen- und Dogmengeschichte der Inhalt entnommen, und aus evangelisch-dogmatischem Principe die Widerlegung und Rechtfertigung durchgeführt wird? Es bliebe demnach für die philosophische Theologie weiter nichts übrig, als fremdes Gut in Beschlag zu nehmen, oder sich, wo nicht im Abstrahiren und Negiren, doch lediglich im Räsonniren und Reflectiren über die Sache ergeben zu lassen; man könnte auch wol neben solch einer *philosophischen* Theologie mit Fug und Recht eine *philologische* einführen; aber wo ist zunächst für jene *philosophische* in ihrer vermeintlichen Eigenthümlichkeit auf eigentlich theologischem Gebiete ein freies Plätzchen zu finden? Sie mischt sich ein und gehört nicht drein. Allein darf denn etwa in den verschiedenen Disciplinen der *historischen* und der *dogmatischen* Theologie die innere Wahrheit der christlichen Religion nicht erwiesen und der Kirche keine auf wahrhafter Sachbehandlung beruhende wissenschaftliche Anweisung gegeben werden, wie sie ihren Glauben vom Irrthume, ihr lebenskräftiges Wesen von wucherndem Unwesen frei zu erhalten hat? Eben darin liegt der Grund einerseits der Ueberschätzung der Apologetik und der Polemik als emancipirter Disciplinen, andererseits der Verkennung des durchweg der Theologie immanenten *apologetischen* und *polemischen* Elementes, dafs die *Philosophie* gleichsam disciplinarisch abgegrenzt, nicht aber als die überall aus dem unendlichen Geistesgrunde des Gegenstandes sich nothwendig erzeugende Macht der wissenschaftlichen Entwicklung und der gewufsten Wahrheit anerkannt wird. Nach dergleichen Vorurtheilen hat die Philosophie das Ansehen einer fremden der Sache beigegebnen Subsidie; sie dient der Theologie zu nützlicher Vorbereitung und theilweiser Unterstützung, aber an wissenschaftliche Selbstbewährung des Objects aus und durch sich selbst ist danach weder in dem einen noch in dem andern Theile zu denken. Denn eine *philosophische* Theologie so in den Schranken zweier Disciplinen für sich abschliefsen, heifst das Wissen des Wahren von dem Ganzen absondern, während doch überhaupt die Theologie, wie es der Hr. Verf. ausdrückt, „begriffliche Selbstverständigung des christlichen Glaubens" sein soll (p. 3), eine Selbstverständigung, welche sicherlich mit wissenschaftlichem, d. h. *philosophischem* Gepräge das theologische Gesammtgebiet in allen Theilen durchziehen mufs, und als solche in dem evangelischen Geistesprincipe und vollen Sachgehalte wurzelnd ebensowenig vor der wirklichen Sachergründung als ein Erkennen vor dem Erkennen sich bewerkstelligen läfst. — Dafs indefs in die Polemik wie in die Apologetik ein reicher und tüchtiger Inhalt gebracht werden kann, daran läfst am allerwenigsten die vorliegende Schrift zweifeln; aber es handelt sich vielmehr darum, ob das Princip der Theologie in solcher philosophischen Partikularisation selbstständigen Bestand und Inhalt hat, und das ist zu verneinen, da die Apologetik und die Polemik nur in historischem und dogmatischem Grunde und Boden sich zu befestigen vermögen, wie z. B. alle die von dem Hrn. Verf. aufgewiesenen Gestaltungen des Irrthums nothwendig in einer historisch kritischen Entwicklung namentlich der protestantischen Kirche und Lehre genetisch herauszustellen und dogmatisch zu beleuchten sind. Mit ganz gleichem Rechte könnte man auch aus der Symbolik, Dogmengeschichte und anderen Disciplinen sich noch mancherlei Polemiken bilden, womit indefs weiter nichts als die abstracte Einseitigkeit eines wesentlichen Elements gewonnen würde. Um jedoch die philosophische Erkenntnifs des Hrn. Vfs. in ihren „Gesichtspuncten und Grundsätzen" näher kennen zu lernen, ist nunmehr auf die der Polemik zu Grunde gelegten systematischen Bestimmungen Acht zu geben. Es werden fünf Hauptmomente der christlichen Wahrheit hervorgehoben, nämlich *Positivität*,

Offenbarung, *Heil im Heilande*, *Belebung*, *Vollendung*, und hiernach die fünf Hauptformen des kirchlichen Irrthums als Indifferentismus, Literalismus, Spiritualismus, Separatismus, Theocratismus bezeichnet (p. 19 ff.). Von Schleiermacher sind bekanntlich die krankhaften christlichen Zustände vornehmlich als Indifferentismus, Separatismus, drittens als Häresis und Schisma unterschieden, und wenn schon hiergegen einzelne Einwendungen gemacht werden dürften, so ist sicherlich an der weiteren Ausführung des Hrn. Vfs. noch viel mehr auszusetzen. Denn eine objective Nöthigung in jenen angeführten Bestimmungen ausfindig zu machen, ist wol unmöglich. Das Positive ist ja in sich selbst zugleich negativ, das Offenbare auch geschichtlich und schriftlich, das Heil im Heilande nicht minder Heil im Geiste u. s. w. Das Eine lediglich für sich festzuhalten ist Abstraction, und was will hinsichtlich des Christenthums Positivität sagen, wenn sie nicht sogleich als geschichtliche Gottmenschlichkeit, Universalität, Absolutheit gefafst wird! Man darf auch wol fragen, warum nicht das Bekenntnifs des dreieinigen Gottes, das menschliche Freisein in göttlicher Gnadenmächtigkeit, die lebenseinige Gemeinschaft im Geiste des Glaubens und der Liebe u. s. w. als Hauptmomente der christlichen Wahrheit anzusehen und die Gegensätze dazu als Objecte der Polemik zu betrachten sind? Jeder wahrhaft evangelische Lehr- und Glaubenspunct, jede typische Grundform und nothwendige Gestaltung des christlichen Geistes und Lebens bildet ein Hauptmoment der geoffenbarten Wahrheit, und es kann aus dem christlich kirchlichen Lebensgange keine einzige wesentliche Bestimmung hervorgehoben werden, welche nicht eine positive und eine negative Seite in sich schlösse, hiernach sowol *apologetisch* als auch *polemisch* zu behandeln wäre, worüber ja auch vollgenügende Beweise in der Entwicklung des Christenthums von Anfang an bis auf die Gegenwart vorliegen. Je bestimmter die Positivität sich herausstellte, desto schärfer trat auch die Negativität hervor, und der Gegensatz kommt nicht etwa nur von aufsen an die Sache heran, sondern er entspinnt sich gleichsam von selbst im kirchlichen Lebensinneren, und aus anfänglichen dogmatischen Verirrungen gehen unversehens vollständige Entzweiungen hervor. Vor Allem war nun wol, um den Gegenstand der *Polemik* nach seinem Ursprunge und weiterem Fortkeimen recht anschaulich zu machen, auf das erste Hervorsprossen des Irrthums besonders hinzuweisen; aber in dieser Beziehung ist es höchst befremdend, dafs der Hr. Verf. sehr bedeutsame irrige Hauptrichtungen in der ersten Kirche, in denen grade die ursprünglichen Keime weitverzweigter Auswüchse deutlich zu erkennen sind, wo nicht gänzlich unberücksichtigt läfst, doch nur so nebenbei berührt, ungeachtet „der in der Kirche befindliche Irrthum nach seinem Ursprunge, Natur und Zusammenhange" aufgezeigt werden soll. Warum sollen z. B. ganz abgesehen von früheren und späteren abnormen Erscheinungen, die *arianischen*, *nestorianischen*, *pelagianischen* Lehrmeinungen und die darin wurzelnden Parteiungen nicht ebenfalls in das Gebiet der Polemik mit eingerechnet werden, da doch Elemente dieser Richtungen fort und fort in dem kirchlichen Lehr- und Lebenskreise wieder zum Vorschein kommen? Es zeigt sich hier hinsichtlich des Gegenstandes und Inhaltes der Polemik dieselbe Unsicherheit, welche auch dem Begriffe derselben anhaftet, und diesem Uebelstande wird durch die Bemerkungen über den kirchlichen Irrthum (p. 33—64) durchaus nicht abgeholfen. Das Wesen des kirchlichen Irrthums soll in demjenigen Scheine der Wahrheit bestehen, den die Kirche, insofern sie nicht ganz bei Christo bleibt, durch die in der Welt wirksame Lüge in ihrer Mitte entstehen läfst, und die geschichtliche Entstehung desselben soll aus dem Zusammenwirken der Verworrenheit des Ganzen mit der Vermessenheit Einzelner sich erklären (p. 36 u. 44. §. 1. u. 2.). Diese Erklärung bewegt sich offenbar im Zirkel, da ja das Nichtbleiben bei Christo, das Wirkenlassen der weltlichen Lüge, die Verworrenheit des Ganzen nebst der Vermessenheit Einzelner bereits arge Verirrung in sich schliefsen, also der Irrthum aus dem Irrthume erklärt wird. Es war vielmehr zur tieferen Erfassung der Wurzel des Irrthums auf die Freiheit und Willkühr der Subjectivität einzugehen, vermöge welcher bei Aneignung und Durchdringung des Objects über kurz oder lang auch das Ich sich geltend macht, zu Zweifeln und eigensinnigen Tendenzen hinneigt, nach seinen Gefühlsrichtungen oder verständigen Reflectionen das Object modificirt, und im Fixiren der einen oder anderen Einseitigkeit von der Wahrheit abirrt. Dieser Procefs hat, wie sehr er auch schuldige Mifsgriffe und Fehltritte mag erkennen lassen, doch an der freien Entwicklung des geistigen Lebens einen mächti-

gen Träger, und die heilsame Folge der hervorgetretnen Gegensätze und geistesfrischen Kämpfe besteht eben darin, dafs die Wahrheit nach ihren besonderen Momenten und verschiednen Seiten deutlicher sich herausstellt, nur dafs es auch zur Ueberwindung der entgegengesetzten Einseitigkeiten kommen mufs. Wie eng dabei der Irrthum mit der Wahrheit zusammenhängt, und wie wenig derselbe trotz seiner verderblichen Wirkungen die Fortentwicklung der Kirche zu hemmen vermag, darauf deutet auch der Hr. Verf. mit Freimüthigkeit hin (p. 66 ff.); indefs hinsichtlich des Principes und Gegenstandes der *Polemik* bleibts bei Annahmen und Voraussetzungen, die nicht genügend begründet erscheinen. — Mufste nun gleich im Bisherigen der Ansicht von der *Polemik*, als einer selbstständigen Disciplin, widersprochen werden, weil es für den aufgestellten Begriff und vermeintlichen Inhalt an dem in sich befestigten Grunde und geschlofsnem Umfange fehlt, so sind doch im Haupttheile des Buches schöne Beweise eines viel umfassenden, fruchtreichen theologischen Wissens anzuerkennen. Das reine evangelische Interesse an der Schriftlehre und dabei auch freie Beweglichkeit in der Sphäre des Gedankens verleihen der *Polemik* auf ihren Streifzügen durch die obenerwähnten Geistesrichtungen hindurch eine eben so würdige Haltung als eindringende Kraft. „Die Polemik mufs polemisch sein" (p. X.) d. h. in das Leben des Gegners einzudringen und den Widerspruch mit der Wahrheit in seinem eignen Grunde und Boden zu vernichten suchen. Dabei ist in den Kampf, um dessen objective Veranlassung und Berechtigung ans Licht zu stellen, vor allem das geschichtliche Moment mit aufzunehmen, woran es denn auch der Hr. Verf., obschon auf die ältere Zeit weniger Rücksicht genommen ist, nicht hat fehlen lassen. Die Benennungen der verschiedenen Gestaltungen des Irrthums sind mitunter frei gewählt und können nach ihrem besonderen Sinne erst aus den weiteren Erörterungen verstanden werden. Das mag dem Hrn. Verf. zu Gute gehalten werden; eher dürfte man wohl darüber klagen, dafs einzelne der aufgestellten Hauptformen des Irrthums auf Unterscheidungen und Sonderungen beruhen, welche in solcher isolirten Gestalt kein selbstständiges geschichtliches Bestehen haben, wie z. B. beim *Mythologismus*, *Ergismus* u. a. der Fall ist. Von jenem heifst es, dafs er das Mythische der nichtchristlichen Religionen dem Göttlichen des Christenthums gleichstelle, die durch dichterisch religiöse Sage gebildeten Erzählungen der nicht christlichen Religionen für gleich berechtigt mit den Thatsachen und Lehren des Christenthums ansehe (p. 100 u. 101.). Vom Naturalismus wird dieser Mythologismus dadurch unterschieden, dafs ersterer in abergläubischer Unbestimmtheit an ein Unendliches und Göttliches der Natur, letzterer dagegen in vergötternder Hingerissenheit durch die schöne Form an das Schöne als an die Religion selbst glaube, und diese indifferentistische Gleichmachung der Religion und Kunst sei das innerste Wesen des Mythologismus. Obgleich nun derselbe in Form einer bestimmten Partei oder Secte nicht nachgewiesen werden könne, weil überhaupt der Indifferentismus gegen den Unterschied von Kirche und Secte sich gleichgültig verhalte, so lasse sich doch ein periodisches Hervortreten dieser Denkweise in der Geschichte der Kirche beobachten, so zur Zeit des Gnosticismus wie im Mittelalter, gleicherweise im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert unter dem Einflusse der wiedererweckten klassischen Literatur, wie noch in der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Kunst, sogar bei unsern gröfsten Dichtern, bei Schiller und Goethe (p. 101—105). Hiernach scheint der Hr. Verf. vornehmlich die Phantasie und Kunst nach ihrem Verhältnisse zur Religion und Theologie vor Augen zu haben, und man mufs zugestehen, dafs von jener Seite her der Einflufs leicht nachtheilig sein kann; aber darauf hin dürfen die Anforderungen an die Kunst, insbesondere an die Poesie keineswegs dogmatisch gefärbt werden. Denn wenngleich die Kunst zur Verklärung ihres Inhaltes vom religiösen Gemeingeiste durchdrungen und in erleuchteter Anschauungsweise frische Kraft des Glaubens und der Liebe beweisen mufs, so ist doch sicherlich dabei von der abgeschlofsnen Form dogmatisch-symbolischer Entschiedenheit abzusehen, und vielmehr eben darauf zu achten, ob das Göttliche und Wahre im unbegrenzten Umfange seiner offenbaren Erscheinung, im strahlenreichen Lichtscheine heiterer Schönheit und sittlicher Erhabenheit volle Anerkennung findet.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 99.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Christliche Polemik von Dr. Karl Heinr. Sack.

(Schlufs.)

Es versteht sich von selbst, dafs die Form oder Sprache, als worin das Bild der geistigen Anschauung sich ausdrückt, von der gröfsten Bedeutsamkeit ist; aber nichtsdestoweniger wird die Kunst in ihrem von der Wissenschaft unterschiedenen, freien Gebiete verkannt, wenn man ohne weitres in Benennungen wie „Götter, Gottheit, Weltgeist, der Gott" Merkmale des Indifferentismus sieht, und durch solche meist rein formelle Eigenheiten poetischer Ausdrucksweise den christlichen Gottesbegriff sogleich beeinträchtigt glaubt. Wie hier beim Mythologismus, so erscheint auch in manchen anderen Beziehungen die Unbefangenheit des Hrn. Verfs. durch supernaturales Vorurtheil getrübt; denn die freiern Geistesrichtungen auf dem theologischen Gebiete werden nach ihren mangelhaften Seiten durchgängig scharf bezeichnet, dagegen die entgegengesetzten Extreme bei weitem weniger anschaulich gemacht. So sind die polemischen Demonstrationen gegen den Rationalismus mit Belegen aus neuern Schriften reichlich versehen; aber dem gegenüber vermifst man ungern eine entsprechende Schilderung vom Supernaturalismus in seiner Einseitigkeit, ja es heifst sogar, dafs von *theologisch-polemischem* Standpuncte aus der *Rationalismus* an sich ein kirchlicher Irrthum sei, der *Supernaturalismus* aber nicht (p. 179). Soll man es etwa für christliche Wahrheit halten, wenn supernaturalistischer Seits die Offenbarung wie ein vergangnes Factum und äufserlich überliefertes Datum behandelt, dabei unter ausschliefslicher Fixirung des Uebernatürlichen und Wunderbaren trotz der gottmenschlichen Lebenseinheit und der darin begründeten Erlösung und Versöhnung der schreffste Gegensatz zwischen der Offenbarung und Erscheinung, zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, zwischen biblischem Worte oder Geist und Vernunft behauptet wird? Ueberdies sind mehrere der ausführlich geschilderten Hauptgestaltungen des Irrthums mit dem nur so nebenbei berührten Supernaturalismus sehr nahe verwandt, und es ist zu bedauern, dafs bei dem sogenannten Literalismus, Ergismus, Orthodoxismus, Pietismus, Mysticismus, Theocratismus und Hierarchismus nicht gleich sehr ihre wesentliche Verbundenheit als die Unterschiedenheit herausgestellt und nicht wie beim Rationalismus durchweg auf einleuchtende Erscheinungen und Belege namentlich aus der nächsten Vergangenheit und Gegenwart hingewiesen wird, da es doch so sehr nahe lag, die pietistische Demuth gepaart mit hierarchischem Hochmuthe, mystische Dumpf- und Stumpfsinnigkeit verbunden mit scheinheiligem Phrasen- und Formendienste, das Alles, unter evangelischer Kirchenlarve versteckt, in lebendiger Verschwisterung aufzuzeigen. Doch den meisten Stoff zu Einwendungen bietet die neben dem Rationalismus aufgestellte zweite Hauptform des Spiritualismus dar, nämlich ein sogenannter *Gnosticismus*, welcher die kirchliche Verirrung im speculativen Wissen umfassen soll, aber zu diesem Behufe so sehr misrathen ist, dafs er ganz das Ansehen eines beliebigen Wahngebildes hat, welches in Bezug nicht minder auf Bibel und Kirche als auf speculatives Wissen der Wahrheit fern bleibt. Denn der Hauptsache nach sind es in diesen Abschnitten über Gnosticismus vorgespiegelte Traum- und Schreckbilder, um welche sich die *Polemik* drehet, willkührliche Vorurtheile und Beschuldigungen, welche von freier Erkenntnifs des bestrittnen und befeindeten Objects wahrlich kein günstiges Zeugnifs ablegen. Es scheint nachgerade fast zu einer beliebten Manier theologischer Unwissenschaftlichkeit geworden zu sein, ohne alle weitere Sachergründung aufs Gradewohl sich an die Bekämpfung des speculativen Wissens zu machen; weifs man es doch ganz bestimmt (und in evangeli-

schen oder sonstigen Zeitungsartikeln und Flugschriften hat's ja auch oft genug gestanden), dafs die Geschichte Christi, die biblische und kirchliche Lehre, Gläubigkeit und Frömmigkeit im Grunde sehr gering geschätzt werden, weil ja das Alles nur untergeordnete, überwundene Momente seien, kein Begriff, keine Idee —, und nun wird ohne Rücksicht und Schonung auf den speculativen Feind losgekämpft, unbekümmert darum, was eigentlich die perhorrescirten Bestimmungen für einen logischen Sinn haben und wie sie ohne geschichtliche Lebensfülle und Geistesmacht weiter nichts sind, als hohle Hirngespinnste des gemeinen Unverstandes. Von letzterem ist für das speculative Wissen ebensowenig als überhaupt für die Wissenschaft etwas Gutes zu erwarten, sondern seiner Natur sagt's so recht zu, mit einzelnen, eigensinnig ausgelegten Citaten Blendwerk zu treiben, und im Uebrigen die Polemik auf vages Hörensagen und daran geknüpfte beliebige Meinungen oder Folgerungen zu stützen, so dafs in verblendeter Einbildung und Ereiferung die wissenschaftliche Unparteilichkeit schwinden mufs. Hält nun gleich der Hr. Verf. von den fanatischen Umtrieben einer starrgläubigen Verketzerungssucht sich merklich fern, so nimmt er doch keinen Anstand, von dem neuerfundenen Gnosticismus auszusagen, dafs darin der menschliche Geist, als Princip desselben, das göttliche Wort für das eigne halte, dafs in der Identificirung der Welt mit Gott der Geist über den Sohn gesetzt werde, dafs der Sohn nicht die volle Offenbarung des Vaters und daher der Vater bleibend verborgen sei, dafs der Geist das dem unmittelbaren Ansich der Dinge in Form des Bewufstseins entgegengesetzte Grundwesen der Dinge sei, und dergleichen Versicherungen mehr (p. 249—255), welche in ihrer schwankenden Halbheit und Widersinnigkeit weder auf den Gnosticismus des zweiten und dritten Jahrhunderts noch auf den eingebildeten modernen passen wollen, und in denen nichts weiter zu sehen ist, als Mangel an Einsicht in den bekämpften Gegenstand. Am meisten macht aber dem Hrn. Verf. der Geist zu thun, und er meint, dafs die Hauptwiderlegung des gnostischen Begriffs vom pneumatischen Leben keines Angriffs auf die dabei zu Grunde liegenden logisch-metaphysischen Principien bedürfe (wodurch freilich am leichtesten der Unwissenheit und Böswilligkeit freier Spielraum eröffnet wird), sondern sie müsse vielmehr vom schriftmäfsigen Begriffe des Geisteslebens ausgehen (p. 262). Demgemäfs werden nun über den Begriff des göttlichen Geisteslebens im Menschen viele Stellen aus dem N. T. angeführt und besprochen; aber befremdend ist es doch, dafs dem Hrn. Verf. so gewichtige Aussprüche, wie Joh. VIII, 32. XVII, 3. 1 Cor. II, 10 ff. III, 16. 2 Cor. III, 17., welche in Ansehung der Erkenntnifs und des wahren Geisteslebens wol nicht aufser Acht zu lassen sein möchten, entgangen sind. Und wie schriftwidrig sind überdies die Behauptungen, dafs durch die Worte Christi, der Geist der Wahrheit werde ihn verklären, und von dem, was Christi ist, werde er nehmen, der Gedanke abgeschnitten werde: „dafs Christus, was er habe, nur durch die Wirkung des Geistes besitze" (p. 263), ferner, dafs der Begriff der Liebe voller und höher sei als der des Geistes (p. 269), und dafs das N. T. zwar dem Inhalte des Wortes nach weit höher sei als das A. T., aber der Form und der formellen Göttlichkeit nach eher weniger (p. 272)! Ist denn nicht in allen Lehren, Thaten oder Wundern Christi der Geist Gottes als das unendlich wirksame Princip anzuerkennen; ist nicht eben dieser Geist der unerschöpfliche Quellpunct aller Liebe wie alles Glaubens und Erkennens; wird nicht Joh. IV, 24. eben darin die höchste Wahrheit ausgesprochen, dafs Gott Geist ist, und hat nicht das hiernach bestimmte Gottesbewufstsein in und mit dem gläubig anerkannten und schriftlich ausgeprägten evangelischen Inhalte zugleich eine reinere Form der Offenbarung und der Erkenntnifs errungen? Der Hauptpunct, worauf es bei Beurtheilung des speculativen Wissens im Verhältnifs zum biblischen Worte und christlichen Glauben ankommt, ist allerdings der Geist; aber wie soll das Christenthum in seiner Wahrheit und Freiheit, die Theologie in ihrem Principe und Zwecke begriffen werden, wenn jener Geist, der in alle Wahrheit leiten, der Christum verklären, und bei den Gläubigen ewig bleiben soll, Christo und dem Evangelio gegenüber nur wie ein heiliges Accidenz betrachtet, in abstracter Jenseitigkeit seiner immanenten Lebendigkeit und allgegenwärtigen Wirksamkeit überhoben, um Christi willen zu einem supernaturalen Phantasma gemacht wird, das in der Schwebe zwischen dem Nichtsein und dem Nichtwissen sich hält. Da ist es kein

Wunder, dafs mit solcher Geistesscheu über der äufsern zeitlichen Erscheinung das Wesen des Evangeliums verkannt und dafs der geschichtliche Leib des Christenthums, statt in seiner ewigen Geistesverklärung begriffen zu werden, einseitig in *unbegreiflicher* Aeufserlichkeit fixirt, ja dafs aus warmer Anhänglichkeit an das Historische die Erkenntnifs desselben im Geist und in der Wahrheit willig preisgegeben wird, weil der Geist Christum beeinträchtigen könnte! Die Anklänge daran, welche der Hr. Verf. hin und wieder durchhören läfst, sind um so mehr zu bedauern, da es sonst den vielen guten Seiten seiner Schrift an freien wissenschaftlichen Lichtfunken nicht fehlt, und es möchte wohl für das Ganze besser gewesen sein, wenn vorerst der Abschnitt über den Gnosticismus noch vorenthalten wäre.

Dr. Matthies.

LVII.

Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien, durch Entzifferung der altkabulischen Legenden auf ihren Münzen von Christian Lassen. Bonn, 1838. *VI und* 284 *S.* 8.

Unstreitig gehört diese neueste Arbeit des auf dem Gebiete der indischen und persischen Philologie schon längst rühmlichst bekannten Verfassers zu den interessantesten und lehrreichsten Erscheinungen der Litteratur. Denn die reichen und unerwarteten Entdeckungen, welche, wie der Verfasser sagt, in den letzten Jahren auf dem Gebiete der griechisch-baktrischen und indoskythischen Münzkunde gemacht worden sind, haben schon vielfach die Aufmerksamkeit der Numismatiker und der historischen Philologen auf eine Gegend der alten Welt hingelenkt, die in unsern bisherigen Geschichtswerken mit wenigen Zeilen abgefertigt zu werden pflegte, obwohl solchen Forschern, die nicht blos nach dem Vorrathe der auf uns herabgekommenen Nachrichten, sondern auch nach der geographischen Bedeutung der Länder diesen ihre welthistorische Wichtigkeit zuzumessen bestrebt sind, es oft vorgeschwebt hat, dafs gerade die Grenzgebiete der indischen und iranischen Welt einst der Schauplatz eines mannigfaltigen historischen Lebens gewesen sein müssen. In der That treten in Folge der neuern Forschungen der Britten in Indien und am indischen Kaukasus jetzt so viele neue Erscheinungen ans Licht, dafs man nicht mehr zweifeln darf, dafs in jenen Ländern am äufsersten Rande der den Alten bekannten Welt als Nachwirkung der Züge von Alexander dem Grofsen durch den Orient die merkwürdigste Völkerentwickelung eingetreten sei, von welcher die klassischen Autoren allerdings wenig oder gar nichts wufsten oder doch unterlassen haben darüber etwas mitzutheilen. Denn was berichten sie uns über das griechisch-baktrische und über die daraus hervorgegangenen griechisch-indischen Reiche, welche rücksichtlich ihrer Weltstellung und ihres Einflusses auf die politischen, merkantilischen und religiösen Verhältnisse der Völker des mittlern Asien, so wie auf den gesammten Kulturzustand derselben zu den eigenthümlichsten und wunderbarsten Gestalten gehören, die sich aus der Zertrümmerung des alexandrinischen Weltreiches herausgebildet haben. Gewifs ist es ein grofser Verlust für die Geschichte zu nennen, dafs aus keinem von den alten Autoren, von denen doch gewifs mehrere mancherlei von jenen Verhältnissen behandelt haben werden, erhalten worden ist, so dafs erst nach zwei Jahrtausenden aus dem Schoofse der Erde die Denkmale auferstehen müssen, um jener Geschichte zu einer zweiten und höhern oder rein geistigen Geburt zu verhelfen; nichtsdestoweniger bleibt das fest bestehen, dafs uns von der Weltgeschichte im Grofsen und Allgemeinen nichts verloren gegangen ist und sie zu jeder Zeit in sich ganz vollständig und abgeschlossen ist, so dafs jene von Zeit zu Zeit hinzukommenden Trümmer, so wichtig sie auch zur Ausfüllung ihres äufsern Reichthums sein mögen, zur Erkenntnifs ihres innern Wesens doch nichts beitragen. Niemand ist aber wohl mehr von der Trefflichkeit und von dem Verdienstvollen dieser Arbeit überzeugt als der Referent, und er bekennt es gern, dafs der Verfasser einen lang gehegten Wunsch desselben erfüllt hat, einmal alles dasjenige zusammenzufassen, was an alten Denkmalen in jener Gegend bis jetzt erforscht war, und die fruchtbare Anwendung desselben auf die Geschichte und Ethnographie darzuthun. Die Arbeiten des Verfassers an einem gröfsern Werke

über indische Alterthümer nöthigten ihn auch diesen Gegenstand zu berücksichtigen und die nothwendige Begründung der Ergebnisse bei den numismatischen Untersuchungen machte wieder eine abgesonderte Schrift nöthig, deren Titel schon darauf hinweiset, was man billigerweise hier nur verlangen kann, und was nach den vorliegenden Hülfsmitteln auch genügend geleistet worden ist.

In der Einleitung giebt der Verfasser zunächst ein zwar nur kurzes, aber treffliches und sehr lebendiges und anschauliches Gemälde von dem aus der gegenseitigen Durchdringung des abendländisch-hellenischen und des orientalischen Geistes sich gestaltenden Leben in dem Lande, welches zu beiden Seiten des indischen Kaukasus vom baktrischen Oxus bis zum Indus hin sich ausbreitet. War auch der Neutralisationsprocefs beider ganz verschiedenartiger Welten im Grofsen und Allgemeinen schon vollendet, so wiederholte sich derselbe doch in vielfachen Kämpfen und Reaktionen in den kleinern Kreisen des Lebens. Aber wenn in den westlichern Theilen des Orientes der hellenische Geist das orientalische Leben fast ganz aus seiner Sphäre herausbrachte, so mufste in den mehr östlichen Gegenden, wo des Zerduscht Lehre noch in gröfserer Kraft und Reinheit sich erhalten hatte, wie besonders in dem baktrischen Gebiete, der Hellenismus in einer eigenthümlich orientalischen Gestalt auftreten, und in dem Stufenlande des Kabul nach dem Indus hin oder an der Pforte der alten Wunderwelt hatte der von Baktrien aus sich ostwärts verbreitende Hellenismus einen neu auftretenden mächtigen Gegner in dem echt orientalischen Buddhaismus zu bekämpfen, mit welchem sich zu neutralisiren es ihm an Zeit und Stärke gemangelt hat. Denn die in eben jenem Gebiete bald auftretende skythische Herrschaft machte dem griechischen Einflusse in politischer Beziehung hier früh ein Ende, und nur auf dem Gebiete der Kunst offenbarte er sich noch in immer matter werdenden Aeufserungen, selbst noch unter den skythischen Horden, bis erst durch die grofsartige Reaktion im Sassaniden-Reiche das alte Iran in der Reinheit seines Glaubens und Kultus wieder hervortrat, um sodann in der Welt der Islam zum Abschlufs seines geistigen Lebens und zur ewigen Ruhe zu gelangen. Mit Recht sagt der Verfasser in der Einleitung: „Auf keinem andern Gebiete als zu beiden Seiten des indischen Kaukasus haben sich die verschiedenen Formen der Lehre und des Lebens, welche das Alterthum aufzuweisen hat, so nahe und unmittelbar berührt, sich gegenseitig anziehend oder abstofsend, belebend oder erstickend. Dort in dem Lande Kabul begegneten sich die Anbeter Zaratustras und Brahmas, die Prediger des buddhistischen Quietismus und die Künstler, welche die schöngestalteten hellenischen Götter den unschönen orientalischen Symbolen gegenüber stellten; der vorsichtige Baniane traf hier mit dem chinesischen Kaufmann zusammen, und in den Heeren der Könige zogen Elephanten führende Inder und bogenkämpfende Saken neben der geschlossenen macedonischen Phalanx und den geordneten baktrischen Reitergeschwadern. Auf diesem Kreuzwege historischer Lebensgestaltungen stand der Grieche in Baktrien. Er konnte auf diesem weit nach Osten vorgeschobenen Posten gleichsam mit der rechten Hand die Vedas der Brahmanen und die Nosk der Mazdajasnier aufschlagen, mit der linken an den Riegeln rütteln, welche die Thore der grofsen chinesischen Mauer und den Eingang in das Reich der Mitte verschlossen."

Noch wissen wir von der Geschichte dieser Gebiete nur sehr wenig, und wie unterscheidet sich doch unsere Kenntnifs davon von der des verdienstvollen Akademikers Bayer, welcher nun gerade vor einem Jahrhundert zuerst die Geschichte des griechisch-baktrischen Reiches in die allgemeine Geschichte einführte. Der Kontrast beider Werke von Bayer und Lassen mufs um so merkwürdiger erscheinen, wenn man bedenkt, dafs aufser dem Fortschritt in der Bereicherung der Geschichte auch die Kenntnifs eines neuen Alphabetes und einer neuen Sprache gegeben ist. Die Erforschung und Kenntnifs beider mag gewifs eben so wunderbar erscheinen, als wie es bei den altpersischen Keilinschriften der Fall ist.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Mai 1839.

Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige in Baktrien, Kabul und Indien durch Entzifferung der altkabulischen Legenden auf ihren Münzen von Christian Lassen.

(Schlufs.)

Nur erst die letztverflofsnen Decennien haben die Hauptquelle für jene Geschichte, die alten Münzen, zu Tage gefördert, und was für das Auffinden derselben durch die französischen Offiziere Ventura, Allard und Court im Dienste des Fürsten der Sikhs, so wie durch die Britten Masson und Tod, und durch den Deutschen Honigberger, und was sodann für die Erklärung derselben durch den französischen Numismatiker Raoul-Rochette und vornehmlich durch James Prinsep, den Sekretär der asiatischen Gesellschaft in Calcutta, geschehen ist, finden wir mit Anführung der Quellen hier kurz mitgetheilt.

Das ganze Werk besteht aus zwei Hauptabschnitten, von welchen der erstere in zehn Kapiteln sich mit den Entzifferungen der Legenden der Münzen beschäftigt. Denn um irgend wie aus diesen Denkmalen historische Ausbeute zu gewinnen, kam es zunächst darauf an, das auf ihnen vorkommende Alphabet zu entdecken und so die Sprache zu finden, in der die Legenden verfafst sind. Da diese letztere aber offenbar auf einen gröfsern Sprachstamm hinführen mufste, dessen verschiedene ältere und jüngere Zweige in eben jenen Gegenden des Orientes auf der Grenzmark seines Ostens und Westens verbreitet sind, so war der Verfasser als ein gründlicher Kenner dieser Verhältnisse gewifs am ersten berufen diese Räthsel zu lösen, und dies scheint ihm auch trefflich gelungen zu sein. Natürlich gaben die Doppelinschriften in der fremden und in der griechischen Sprache den einzig möglichen Weg an die Hand, um zur Entzifferung der seltsamen Charaktere, die dem indischen Devanagari und dem alten Zend-Alphabete ziemlich fern liegen, zu gelangen, und wenn der verdienstvolle Prinsep in Indien und der jüngere Grotefend auf jenem Wege es zuerst versucht hatten, diesen Schleier zu heben, so konnten ihre Bestrebungen aus manchen Gründen doch nicht zum gewünschten Ziele führen. Dennoch erkennt der Verf. an, dafs jene Bemühungen ihm zur Grundlage bei seiner Forschung gedient haben, und hat dadurch der Sache eine ganz andere Wendung und einen bedeutenden Fortschritt zu geben gewufst, dafs er erkannte, dafs der Genius dieser Sprache in der Bezeichnung fremder Wörter, wie es ja aus dem Chinesischen zur Genüge bekannt ist, einem besondern Gesetz der Orthographie folge. Dieser fruchtbare Grundsatz führte in seiner Anwendung bald die wichtigsten Resultate herbei, und liefs diese Denkmale mit ziemlicher Sicherheit lesen. So eröffnete sich hier ein neuer Schauplatz der Geschichte, verschiedene Herrscherdynastien traten dadurch zuerst ans Licht, und Völkerschaften aus den innersten Gegenden Asiens traten hier mit politischer Bedeutung auf, welche, so barbarisch sie auch waren, doch den Einwirkungen hellenischer Kultur sich nicht hatten entziehen können, und über welche nur chinesische Quellen nähere Auskunft geben sollen. Der Zeit nach reichen diese Denkmale von dem Anfange des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung bis, wie es scheint, in die spätere Sassaniden-Zeit hinab. Denn am Schlusse des ersten Theiles berührt der Verfasser noch als mit dem hier zu behandelnden Gegenstande in Verbindung stehend, die in dieser Gegend aufgefundenen indisch-sassanidischen und ältesten indischen Münzen, welche beweisen, dafs eine Seitenlinie der persischen Sassaniden in dem Lande von Kabul

und am Indus lange geherrscht habe. Leider sind dies bisjetzt nur zu wenig Andeutungen über die noch so dunkle Geschichte der Sassaniden, deren Verbindung mit Indien unter dem ritterlichen Könige Baharam V. im fünften Jahrhundert mehr berühmt als bekannt ist. Die ersten jener letzten Klasse von Münzen haben aber eine Art Pehlvi-Schrift nebst Devanagari und nur die letztern eine dem hier in Betracht kommenden Alphabet ähnliche Schrift, die allmählig in das Devanagari des Sanskrit übergeht.

Der zweite Theil des Buches giebt sodann in acht Kapiteln die historischen Anwendungen der im obigen gefundenen Resultate. Als Grundlage des Ganzen erfolgt zunächst eine ausführliche geographische und ethnographische Skizze der Landschaften auf der Südseite des indischen Kaukasus und zwar eigentlich nur der Westhälfte derselben auf der rechten Seite des Indus, theils weil dies Kabul-Land vornehmlich der Schauplatz der Entwickelung gewesen ist, die hier betrachtet werden soll, theils auch weil der Verfasser das Pentschab-Land des Indus schon früher bekanntlich in einer eigenen Schrift nach indischen Quellen sehr lehrreich behandelt hatte. Das Stufenland des Kabul-Flusses, welches seiner Gröfse und seiner geographischen Stellung nach mit dem lombardischen Stufenlande des Po zu vergleichen ist, bildet das grofse Pfortenland von Iran und von Bactrien aus nach der Welt von Indien, und war schon im Alterthum zur Zeit Alexanders gröfstentheils von indischen Völkerschaften bewohnt, wenn dieselben auch nicht den Glauben und die Sitten ihrer Stammgenossen auf der Ostseite des Indus hatten, so wie auch ihre Sprache sich in etwas von der im eigentlichen Indien unterschied. Die Doppelterrasse dieses Stufenlandes, die obere von Kabul und die untere von Peschawer, welche beide geschieden werden durch das Felsenthor bei Dschellalabad, ist hier gut charakterisirt und man sieht, dafs eben so wie die Natur in allen ihren Erscheinungen in der innern und äufsern indischen Mark, wie sie der Verfasser nennt, sich dort sonderte, so sich im Wesentlichen auch die ethnographischen und sprachlichen Unterschiede daran anschliefsen. Dafs bis hierher in jener Zeit der Budhaismus westwärts vorgedrungen sei, ist wohl unläugbar auch abgesehen von den Nachrichten der hier benutzten chinesischen Berichterstatter, und grade auch bei diesem Punkte fühlt sich Referent gedrungen den kritischen, verständigen Sinn des Verfassers, der denselben bei seinen Untersuchungen leitet, rühmend hervorzuheben. Die beiden folgenden Kapitel geben dann die Resultate der Untersuchung über die Schrift und Sprache. Merkwürdiger Weise zeigen beide die mannigfachsten Beziehungen und Berührungen zu allen den Sprachen und Schriftgattungen, welche sich von den Ganges-Ländern bis zum syrischen und arabischen Meere ausbreiten. Die Schrift folgt derselben Richtung, wie die semitischen Sprachen, und zeigt auch mancherlei Verwandtschaft mit deren verschiedenen Charakteren, wie besonders mit den ältern syrischen und den samaritanischen, so dafs man fast an eine ähnliche Umgestaltung denken möchte, wie bei der daraus entstandenen syrotatarischen oder mongolischen Schrift; aber nicht minder zeigt sich eine Berührung mit der Zend-Schrift und Sprache und mit den jüngern indischen. Daher giebt der Verfasser die Sprache für ein indisches Prakrit aus, und nennt sie nach dem Lande, wo sie ihre schriftliche Ausbildung erhalten hat, die kabulische Sprache und Schrift, wobei der Verfasser noch zugleich auf den Umstand aufmerksam macht, dafs die Sprache der Afghanen, deren Herkunft aus eben dieser Gegend am indischen Kaukasus in neuern Zeiten und auch wohl nicht mit Unrecht geltend gemacht worden ist, mit dieser kabulischen Sprache nicht in näherer Berührung stehe.

Die Münzen theilt nun der Verfasser zum Behufe der folgenden historischen Untersuchung in drei Klassen, und fügt eine nähere Beschreibung derselben hinzu. Die erste Klasse enthält die Münzen mit nur griechischer Schrift und zwar in drei Abtheilungen, die sich auf folgende Weise unterscheiden: 1) griechische Schrift und rein griechische Namen und Titel wie die Münzen von Euthydemus, Demetrius, Eukratides; 2) nur griechische Schrift, aber nicht griechische Könige, jedoch keine barbarischen Titel und 3) nur griechische Schrift und barbarische Namen und Wörter. Zu dieser letzten Abtheilung gehören vornehmlich die berühmten Kanerki-Münzen, welche als Denkmale für die Vermischung verschiedenartiger religiöser Anschauungen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung im mittlern Asien für die Religionsge-

schichte so wichtig sind. Denn es zeigen diese Münzen ein aus der bildlosen Lichtreligion der Lehre des Zerduscht erwachsenes System von bildlich dargestellten Göttern, welches besonders die Elemente aus den vorderasiatischen dualistischen Naturreligionen, in denen der Sabäismus weniger verklärt erscheint als im Parsismus, an sich zog und vermittelst der im Orient damals zur Herrschaft gekommenen hellenischen Anschauungsweise individualisirte, aber so, dafs diese substantiellen Mächte das allgemeine Gepräge von Lichtgottheiten behielten. Durch die nur halb iranischen Parther ging dieses religiöse Amalgam auf jene sogenannten Indoscythen über, denen der Kanerki angehört. Merkwürdiger Weise findet sich dabei auch die Beimischung eines indischen Bestandtheiles aus dem Siva-Kulte. Die zweite und unbedeutendste Klasse von Münzen führt griechische und indische Schrift und gehört einer kleinen griechischen Dynastie an, welche am untern Kabul zu Nagara in der Gegend von Peschawer herrschte. Die dritte Klasse aber mit griechischer und kabulischer Schrift besteht wieder aus einer doppelten Abtheilung, von denen die erste nur griechische Könige enthält, deren verschiedene Herrschaften und Dynastien für uns freilich noch etwas bunt durcheinander laufen. Doch erhellt, dafs sie sich über einen grofsen Theil des heutigen Afghanen-Landes, westwärts bis zum Zareh-See, und ostwärts bis zum indischen Pentschab hin ausbreiteten. Die zweite Abtheilung giebt dann zuletzt die Münzen mit griechischer und kabulischer Schrift von den barbarischen Königen, die am Südfufse des indischen Kaukasus auf den Trümmern der griechischen und parthischen Macht ihre Herrschaft begründeten.

Die historische Ausbeute aus diesen Denkmalen systematisch zusammengestellt, findet sich in den vier letzten Kapiteln, und zur bequemern Uebersicht und Vergleichung der Fakta hat der Verfasser eine kurze chronologische Tabelle für den hier umfafsten Zeitraum der Geschichte jener Länder hinzugefügt. Schon die Geschichte des griechisch-baktrischen Reiches erleidet durch die hier gewonnenen Resultate manche Abänderungen, und gewifs mit Recht hat der Verfasser die dortige Reihe der Herrscher von mehrern Königen gesichtet, die nicht nur schon seit Bayer's Zeit, sondern auch noch in der jüngsten Zeit dort eingeschoben waren. Der als grofser Eroberer gepriesene Menander wird hier aus einem baktrischen zu einem blofsen indischen Könige gemacht, wie es von dem baktrischen Prinzen Demetrius schon früher bekannt war. Auch erklärt sich der Verfasser gegen die Annahme von zwei Eukratides, mit denen die Reihe der baktrischen Könige schliefst, und weiset nach, dafs dieses Reich nicht sowohl durch die Angriffe der scythischen Völker als vielmehr durch die Macht der Arsaciden unter Mithridates dem Grofsen gleich nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt gefallen sei. Wenn aber diese baktrische Geschichte, so leer sie für uns auch noch immer ist, doch in einer gewissen erkennbaren Gestalt erscheint, so läfst sich dies von der Reihe kleiner griechischen Reiche, mit denen wir hier zum erstenmale bekannt werden, noch nicht aussagen. Was sich darüber aber bis jetzt beibringen läfst, hat der Verfasser sorgfältig angegeben. Am bedeutendsten ist hier offenbar die Herrschaft des Demetrius, nach dessen Sturz sich drei kleinere Reiche in Drangiana, Arachosien und am Indus gebildet haben sollen, auf deren Beherrscher allein viele von den hier gefundenen Münzen zu beziehen sind. Sie erlagen aber sämmtlich den in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt von Norden her und aus dem innern Asien vorbrechenden Völkerschaaren, welche nun hier unter dem Namen der Indoscythen bald eine so bedeutende Rolle spielten. Der Arsaciden Herrschaft in Bactrien ward vernichtet, auch der östliche Theil des Landes Iran von jenen Stämmen überschwemmt, und das parthische Reich durch die langen, meistens wenig glücklichen Kämpfe, die es mit ihnen in dem ersten Jahrhundert vor und nach unserer Zeitrechnung zu bestehen hatte und über welche die römischen und griechischen Autoren berichten, so geschwächt, dafs es von seinem alten Ruhm sich nur wenig bewahrte, bis erst der spätere Vologeses den Ruhm des ersten Mithridates erneuerte. Jene bei den Alten unter den Namen der Saken und Tocharen vorkommenden Barbarenstämme sind nun vermuthlich dieselben, welche von den Chinesen Sai und Juetschi genannt werden, über deren Verhältnifs zu den andern bekannten Völkergruppen Asiens uns eigentlich

gar nichts bekannt ist. Auch erklärt sich der Verfasser mit Recht gegen die in der neusten Zeit vielfach vorgebrachten unglücklichen Hypothesen von dem Vorkommen deutscher Völkerschaften im innern Asien, mit denen man sie in Zusammenhang gebracht hat. Bis jetzt mufs man noch immer bezweifeln, ob durch die ganz abstrakten und farbelosen Berichte der Chinesen für die asiatische Ethnographie, wo dieselbe die abendländischen Gebiete zu berühren beginnt, etwas Wesentliches werde gewonnen werden. Jene Barbaren gründeten anfangs zwei Reiche am indischen Kaukasus, welche nachmals vereinigt unter dem Namen des indoscythischen Reiches ihre Macht weit hin nach Westen über einen Theil von Iran und nach Osten über einen Theil von Indien ausbreiteten. Aber ähnlich wie bei den früher hier bestandenen griechischen Reichen folgten mancherlei Wechsel in der Spaltung und neuen Vereinigung der einzelnen Stämme, auf welche die verschiedenen Klassen von Münzen, wie die des Azes, des Kadphises, der Kanerki und anderer, hinweisen. Auch hier zeigen sich bei dem allgemeinen Dunkel nur einzelne Lichtblicke für die Geschichte und die Chronologie, wobei die indische Epoche des Vikramaditja von der Vertreibung der Barbaren aus Indien noch immer einen der merkwürdigsten Punkte bildet. Hoffentlich werden die Forschungen der Europäer bei dem Konflikt des britischen und russischen Interesses in eben jenen Gebieten auch der Wissenschaft in den nächsten Zeiten noch reiche Früchte tragen, welche jeder, der diese treffliche Arbeit beachtet, nur mit grofser Theilnahme erwarten kann.

Ferdinand Müller.

LVIII.

Beitrag zur dramaturgisch-ästhetischen Erläuterung der Iphigenia in Tauris von Euripides, mit Rücksicht auf das gleichnamige Goethe'sche Schauspiel. Von Heinrich Viehoff. Emmerich, 1838.

Goethe's Iphigenia ist mit Recht vielfach als eine Dichtung betrachtet worden, die vor allen zur Kunstbetrachtung anreizt, weil in derselben die Eigenthümlichkeit unsres Sängers, die Tiefe christlicher Innerlichkeit in den plastischen Formen der Alten zu offenbaren, am klarsten und bewunderungswürdigsten sich gezeigt hat. Ein Hinblick auf Euripides kann die Herrlichkeit der deutschen Iphigenia nur in vollerem Lichte erscheinen lassen; erst Goethe's Genius hat die eigentliche Seele in ihr erweckt und sie zu einem Triumphgesang der Wahrheit gemacht, ähnlich wie er den Sinn der Faustsage eben so erschlossen als erhöht hat. Dies ist in der vorliegenden Broschüre freilich nicht berücksichtigt, wiewohl es der Mittelpunct aller vergleichenden Betrachtung sein müfste; aber ergänzend zu Pudor, der von Goethe aus das Euripideische Werk uns vor Augen führte, ist der Verfasser von letzterem ausgegangen und hat eine treffliche Entwicklung desselben gegeben und im Ganzen wie im Einzelnen einen wohlgebildeten Kunstsinn gezeigt. Sehr gelungen ist die Angabe des Zusammenhangs der Chöre mit der Handlung. Verdientermafsen heifst es von der Erscheinung der Pallas, dafs sie das Schauspiel nicht abgeschlossen, sondern getödtet habe; die Erwägung aber, wie eng Götter- und Menschenwelt im Alterthum zusammengehangen, wie ähnlich einander gewesen, dient keineswegs zur Entschuldigung, da auch bei Homer die einwirkenden Götter keineswegs urplötzlich aus den Wolken fallen, sondern die Gemüthsbewegung der Menschen, denen sie nahen, objectiv darstellen und dadurch nicht fremde Gewalten, sondern die Mächte der eignen Brust dessen sind, auf den sie einwirken. Wie Goethe rein innerlich das Ganze befriedigend löst und vollendet, das wird immer zu dem Vortrefflichsten gehören, was je einem Künstler gelingt.

C.

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

LIX.

Immanuel Kants sämmtliche Werke; herausgegeben von Karl Rosenkranz u. Fr. Wilh. Schubert. Th. I. kleine logisch-metaphysische Schriften v. K. R. II. Kritik der reinen Vernunft v. K. R. III. Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik u. Logik v. K. R. IV. Kritik der Urtheilskraft und Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen v. K. R. VI. Schriften zur physischen Geographie v. F. W. Sch. VII. 1) Kleine anthropologisch-praktische Schriften. 2) Anthropologie in pragmatischer Hinsicht v. F. W. Sch. VIII. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und Kritik der praktischen Vernunft v. K. R. IX. Rechtslehre, Tugendlehre und Erziehungslehre v. F. W. Sch. X. Religion innerhalb der Grenzen der blofsen Vernunft u. Streit der Facultäten v. K. R. Leipzig, 1838. *bei L. Vofs.*

Das Unternehmen von Rosenkranz und Schubert, die Schriften Kants in eine Gesammtausgabe zu vereinigen, hat bereits von den verschiedensten Seiten Beifall und Anerkennung gefunden. Aus dem Parteikampfe ist die Kantische Philosophie herausgetreten, und der Versuch, sie den gegenwärtigen Interessen der Wissenschaft gegenüber in ihrer ursprünglichen Gestalt geltend machen zu wollen, wird Keinem einfallen, welcher mit freiem offenem Sinn die Bewegung des Geistes verfolgt hat. Das Leben wie die Wissenschaft wird jetzt durch andere Gegensätze in Bewegung gesetzt, als diejenigen waren, in welche die Kantische Philosophie zuerst eintrat; durch Gegensätze, welche aus der allseitigen Aufnahme, aus der durchgreifendsten Verarbeitung der Kantischen Lebensanschauung selbst erst hervorgekeimt sind, welche also in Kant ihre Basis und ihren Ausgang haben, aber nicht ihre Lösung und Vollendung. Wer die Kantische Philosophie nicht blofs äufserlich, sondern innerlich festhält, wer geistig mit ihr verwachsen ist, wem sie zum Charakter, zur anderen Natur geworden, der wird in die gegenwärtige Gestaltung der Wissenschaft sich schwer hineinfinden können; sie erscheint ihm als eine ausschweifende, phantastische, sich selbst mifsverstehende, als ein wüstes leichtsinniges Gewühl, als ein übermüthiger Taumel der Jugend, welche ohne kritische Bedachtsamkeit nicht blofs fortwährend gegen die Kategorientafel verstöfst, sondern sogar die Erscheinung mit dem Dinge an sich verwechselt. Das ist es besonders, was den alten kritischen Verstand von der gegenwärtigen Wissenschaft zurückstofsen mufs, dafs dieselbe wieder an Offenbarung glaubt, an wirkliche in das Wesen selbst eindringende Erkenntnifs, dafs sie somit den kritischen Fundamentalgegensatz zwischen Noumenis und Phänomenis nicht für einen festen unauflöslichen ansieht, sondern vielmehr die Gewifsheit hat, dafs das freie speculative Denken sich in die Sache selbst, in das Wesen, in das Ding an sich hinein zu versetzen vermag, und zwar nicht blofs durch einen geheimnifsvollen, höchst gefährlichen und die Besinnung raubenden salto mortale, sondern vielmehr mit der schärfsten Bestimmtheit bewufster und kritischer Vermittelung. So wenig aber auch der kritische Verstand geneigt sein mag, die Lösung *des* Gegensatzes anzuerkennen, auf welchem das ganze System seines Wissens basirt, und an welchen er seinen Glauben an das Ewige und Unerkennbare anknüpft, so ist doch das speculative Wissen selbst weit davon entfernt, die kritische Philosophie überhaupt zu verwerfen und sie als eine schlechthin unwahre, dem Begriffe nicht entsprechende zu be-

trachten. Im Gegentheil; gerade das speculative Wissen erkennt die kritische Philosophie in ihrer wesentlichen Nothwendigkeit und ihrer welthistorischen Bedeutung vollkommen an; es nimmt selbst die kritische Philosophie in Schutz gegen ihre Verächter, beweist ihr Recht gegen ihre Vergangenheit, und weifs sehr wohl, was die Gegenwart ihr zu verdanken hat, weifs sehr wohl, dafs nur durch die kritische Philosophie hindurch der Weg der fortschreitenden Erkenntnifs führen konnte, und dafs sie ein schlechthin ewiges und nothwendiges Moment des Wissens sein und bleiben wird. Diese Anerkennung hat freilich die Liebe zum Denken überhaupt zur nothwendigen Voraussetzung. Wer das Denken in seiner philosophischen Gestalt, in der Energie seiner unendlichen Freiheit überhaupt nicht ertragen kann, wer in ihm nicht das Wesen und die Vollendung des Geistes erblickt, sondern sein Unwesen und sein Verderben, nicht den Fortschritt der Erkenntnifs, sondern den Verlust der Offenbarung, der kann freilich nicht einen Schritt in die neuere Philosophie hinein thun, ohne zu erschrecken und Wehe zu rufen. Jedoch ist der Zweifel, wie er zunächst bei Cartesius auftritt, noch sanft und gelinde im Verhältnifs zur Kantischen Kritik. Denn so ernst und dringend auch Cartesius forderte, *an Allem* zu zweifeln, und so sehr auch in seinem eigenen Gemüthe alles Feste und Positive wankend geworden sein mochte, so reicht doch sein Zweifel nicht in die wesentliche Einheit der objectiven Wahrheit und des subjectiven Denkens hinein; dafs Gott selbst uns zum Irrthum, zur festen Endlichkeit geschaffen habe, dafs also der Gegensatz zwischen Denken und Ding an sich ein absoluter unübersteiglicher sein sollte, ist ihm ein so anstöfsiger Gedanke, eine so offenbare Absurdität, dafs sie ihm schon mit der *Vorstellung* von Gott widerlegt ist. So wird denn die Gewifsheit des Denkens ohne Schwierigkeit zur Gewifsheit des *Erkennens;* der klare in die Selbstgewifsheit aufgenommene Gedanke ist auch der wahre Gedanke, und der Irrthum kommt nur daher, dafs wir dem unklar Gedachten, dem nicht wirklich Durchgedachten unsere Zustimmung geben. Hier ist also das Denken trotz des anfänglichen Zweifels an Allem doch noch ein auf Gott und seine Wahrhaftigkeit vertrauendes, gläubiges Denken, das wohl einzelne Elemente der Offenbarung und die zeitliche Gestaltung derselben aber nicht die Offenbarung überhaupt, den Begriff und die absolute Wirklichkeit derselben verwirft, welches eben darum, wie wir besonders bei Leibnitz sehen, zur Nachgiebigkeit und zur Vermittelung bereit ist. Kant aber zweifelt an der Einheit des Denkens und Seins selbst, an der Möglichkeit der absoluten Erkenntnifs überhaupt, und löst mit unverwüstlicher Bedachtsamkeit den ganzen theoretischen Menschen als sinnlichen verständigen und vernünftigen von der objectiven Wahrheit los. Damit erscheint der Begriff der absoluten Erkenntnifs als ein dem Wesen des Endlichen und Unendlichen zugleich, und somit als ein sich in sich selbst widersprechender Begriff; jede Seite hält mit gleicher Gewalt, mit der Gewalt ihres Wesens die andere von sich ab und aller Glaube an wirkliche, von Gott selbst ausgehende Offenbarung ist die Selbsttäuschung des frommen Gemüths, eine unkritische Transcendenz.

In dieser Steigerung des Zweifels liegt zunächst das Eigenthümliche der Kantischen Philosophie; es ist die *kritische* Methode, wodurch sich das Denken im Fundamente vom *Dogmatismus* lossagt. Jedoch ist das Verhältnifs Kants zu der ihm unmittelbar vorangehenden Periode keineswegs das der blofs abstracten Negation; vielmehr gehen alle die Gegensätze, welche innerhalb des Dogmatismus hervortraten und von ihm umfafst wurden, in Kant zu einer systematischen Einheit zusammen; die kritische Philosophie ist die wesentliche Allgemeinheit jener Gegensätze, und darum die sie überwältigende auflösende und versöhnende Macht, ihr Begriff und ihr Schicksal, dem sie sich trotz alles Widerstandes als Glieder und Momente *eines* Ganzen unterwerfen müssen. Auch strebt der Dogmatismus selbst durch seine eigene Bewegung und durch die aus ihm auftauchenden Gegensätze über sich hinaus, er hat den Trieb nach der Kritik als nach seiner Erlösung schon in sich; jene Gegensätze selbst aber greifen ihn nur einseitig an, überwinden ihn nur theilweise und fallen daher selbst wieder in den Dogmatismus zurück.

Schon durch jene unkritische Voraussetzung der Einheit des subjectiven Denkens und der objectiven Wahrheit ist der wesentliche Inhalt des Dogmatismus im Allgemeinen bestimmt, und eben darum ist diese Voraussetzung keine gleichgültige, die Erkenntnifs des Wesens unberührt lassende, sondern vielmehr in den Kern des Wissens, in das Absolute selbst eindrin-

gende. Indem nämlich das Denken sich *unmittelbar* mit dem Absoluten Eins weifs, also den Gegensatz des Subjects und Objects nicht durch unendliche Vermittelung beider Seiten überwindet und aufhebt, so ist auch im Absoluten dieser Gegensatz nicht enthalten, vielmehr in abstracter Weise negirt und indifferentiirt; auch das Absolute ist nur die unmittelbare, jenen Gegensatz selbst noch nicht kennende, ihn nicht überwältigende, sondern ihn übersehende, also *gegensatzlose* Einheit von Denken und Sein, somit nicht die allgemeine über alle Objectivität hinübergreifende Subjectivität, sondern *Substanz*. Die Substanz ist der jener dogmatischen Voraussetzung entsprechende Begriff, und eben darum der Fundamentalbegriff des Dogmatismus, über welchen er, wenn er auch in seiner historischen Entwickelung von Stufe zu Stufe die Härte der Substanz zu durchbrechen versucht, doch in Wahrheit nicht hinausgeht. Es verbirgt sich also dem Dogmatismus, dafs die wirkliche absolute Substantialität auch die unendliche Selbstgewifsheit des Denkens, die Philosophie, die Anschauung und selbstbewufste Vertiefung in die Substanz nicht würde hervortreten lassen; dafs das Subject vielmehr als Modus in dem reinen Lichte der Substanz verschwinden oder als endliche Monas in ihrer graduellen Bestimmtheit fest eingeschlossen bleiben würde. Auch die *Methode* des Dogmatismus ist durch den Begriff der Substanz im Wesentlichen schon gegeben. Denn indem in dem absoluten Begriffe der Wahrheit kein Gegensatz und somit keine immanente Bewegung enthalten ist, kann sich der wesentliche Inhalt nicht durch sich selbst entwickeln und auseinander legen; dies würde die ruhige Sichselbstgleichheit der Substanz zerstören, und sie als eine sich selbst erfassende, sich mit sich vermittelnde darstellen. Alle Bewegung und aller Beweis darf einzig und allein in das Subject fallen, und kann nur den Sinn haben, dafs er dem Subjecte die Einsicht in den vorausgesetzten Begriff der Substanz eröffnet und so zur denkenden Gewifsheit als dem Kriterium aller Wahrheit verhilft. Diese subjective, die Sache selbst unberührt lassende und schlechthin aufser ihr sich verlaufende Bewegung ist die *mathematische* Methode. Diese ist es denn auch, welche von den Häuptern des Dogmatismus entweder wirklich angewandt oder wenigstens als die vollkommenste, dem Begriffe der Wahrheit selbst entsprechende angepriesen wird. — Den weitgreifendsten Einflufs auf das allgemeine Bewufstsein hatte der Dogmatismus in der Gestalt der Wolfischen Philosophie. Sie macht die Sichselbstgleichheit und Widerspruchslosigkeit ausdrücklich zum Princip, jedoch hat die Substanz die Gewalt, nicht blofs diese und jene, sondern die Vorstellung überhaupt zu negiren, verloren, und läfst die ganze Breite des vorstellenden Bewufstseins in seiner ganzen dogmatischen Sicherheit ungestört neben sich bestehen. Abgesehen hiervon, so liegt die Macht der Wolfischen Philosophie vorzugsweise in ihrer systematischen, alle Seiten des Wirklichen umfassenden Vollständigkeit. Erst hierdurch hat das Denken seine Selbstständigkeit bewiesen, es hat eine ganze Welt aus sich geschaffen, die Forderung des Zweifels an allem positiv Gegebenen thatsächlich durchgeführt, und drängt sich nun unaufhaltsam mit seiner natürlichen Theologie und seinen vernünftigen Gedanken aufklärend in das allgemeine Bewufstsein ein.

Alle Gegensätze, welche in dieser Periode dem Dogmatismus gegenüber treten, sind im Allgemeinen Anfänge des Kriticismus. Denn sie haben vorzugsweise die Tendenz, den Unterschied des Subjects und Objects als einen wesentlichen geltend zu machen; eben darum sind sie trotz ihrer Einseitigkeit und trotz ihres Zurückfallens in den Dogmatismus doch als vollkommen berechtigt und als nothwendige Momente der Entwickelung anzuerkennen. Zunächst stellt sich der *Empirismus* und *Sensualismus* dem Dogmatismus gegenüber. Wenn nämlich dieser seiner Voraussetzung gemäfs unmittelbar mit dem Allgemeinen anfängt und dieses als den absoluten Inhalt nur ponirt und definirt, so dringt der Empirismus auf Vermittelung, und verlangt, dafs das Allgemeine als nothwendiges Resultat der subjectiven Bewegung aufgewiesen und somit begründet und gerechtfertigt werde. Der Polemik gegen die *angeborenen Ideen*, wie diese besonders von dem Heerführer der Empiriker als wesentliche Aufgabe hervorgehoben wurde, liegt daher der Gegensatz gegen den Dogmatismus überhaupt zu Grunde. Denn der ganze Inhalt des Dogmatismus erschien als ein dem Subjecte angeborener, als ein in seiner festen Unbeweglichkeit mit der ursprünglichen Beziehung zum Absoluten überlieferter, somit als Thatsache, welche im Subjecte schon fix und fertig bereit liegt. Im Empirismus wendet sich das Hauptinteresse auf den Procefs

des subjectiven Erkennens, und schon damit fängt die Substanz an, dem Subjecte als Object gegenüberzutreten, sich von diesem loszureifsen und in den Schleier ihrer verschlossenen Sichselbstgleichheit sich einzuhüllen. Der Empirismus nimmt aber den Anfang und Ausgangspunkt der Erkenntnifs zugleich als Grund und Basis derselben, und wenn er demungeachtet nicht blofs zum Allgemeinen fortgeht, sondern dieses mehr oder weniger auch als ein objectiv Gültiges anerkennt, so fällt er damit ganz und gar wieder in den Dogmatismus zurück; das Allgemeine und Substantielle findet sich ganz von selbst wieder ein und das Denken überspringt ohne Rechtfertigung, ja ohne Bewufstsein das Einzelne und Besondere, was ihm die subjective Empfindung bietet.

An den Empirismus schliefsen sich die weiteren Gegensätze an, als consequente Durchführungen der verschiedenen Seiten und Momente desselben. Das Denken hebt zunächst den Dogmatismus, welcher unmittelbar im Empirismus lag, nämlich die Voraussetzung, dafs das Subject nicht blofs sich, sondern das Object wirklich erfahre, dadurch auf, dafs es alle seine Erfahrungen, die ganze Beziehung auf ein unmittelbar Anderes und Aeufseres in sich und seine Subjectivität zurücknimmt. Jedoch auch dieser *subjective Idealismus*, so schroff er auch dem dogmatischen Erkennen der Dinge in ihrer reinen Objectivität entgegen zu treten scheint, nimmt doch wieder ein ganz dogmatisches Ende. Denn die Welt der Vorstellungen und der vorstellenden Wesen hat ihren letzten Grund und Ursprung in Gott; damit ist die ganze Subjectivität *unmittelbar* eine schlechthin objective, der Schein ist das Wesen selbst und der Gegensatz ist nicht vermittelt, sondern nur auf die eine Seite geschlagen, also auf eine unterschiedslose substanzielle Einheit zurückgeführt, in welcher eben wegen der reinen ununterbrochenen Sichselbstgleichheit nichts bewiesen, sondern Alles nur behauptet und vorausgesetzt werden kann. Diesem subjectivem Idealismus gegenüber tritt mit vollkommenem Rechte ein ebenso einseitiger *Realismus*, welcher die ganze vorausgesetzte Herrlichkeit und Göttlichkeit der Subjectivität an die reine Sache, an die Materie hingiebt, jene nur als ein Produkt der Materie, als eine nur scheinbare und momentane fafst, somit wieder in der Substanz des Dogmatismus endigt. Mit siegender Gewalt erhebt sich gegen diese einseitigen Richtungen der *Skepticismus*. Den empirischen Grund des Allgemeinen mit dem Empirismus voraussetzend, führt er diesen zu seiner nothwendigen Consequenz. Das Allgemeine ist nur ein Gemeinschaftliches, nur das Produkt der subjectiven Gewohnheit, und das ganze Wissen idealistisch wie realistisch schwankend und problematisch. Im Resultate des Skepticismus wird also die Grundvoraussetzung des Dogmatismus selbst angegriffen. Das seiner selbst gewisse Denken soll nicht zugleich und unmittelbar als das Kriterium der Wahrheit gefafst werden, der klare Gedanke ist nicht nothwendig an und für sich schon die durchdrungene Objectivität, das Wissen der Substanz und das Sein des Subjects in ihr, sondern vielmehr umgekehrt ist das Denken die Befreiung von dieser Voraussetzung, die Einsicht, dafs die wesentliche Allgemeinheit nur eine scheinbare, nur eine unberechtigte Zuthat des unbefangenen und eben darum in seiner Gewohnheit befangenen Subjectes ist. Diese scheinbare Unbefangenheit stellt sich dann selbst als der commun sense dem Skepticismus gegenüber, versucht es die dogmatische Unmittelbarkeit ungestört festzuhalten, die Gemeinschaftlichkeit als Allgemeinheit somit als Princip zu fixiren, ist aber nichts weiter als der vom Skepticismus in seiner Haltungslosigkeit geoffenbarte und als solcher gesetzte Dogmatismus.

Es sind besonders diese dem Dogmatismus gegenübertretenden Richtungen, welche in Frankreich festen Fufs fassen und zu einem absoluten Skepticismus, zur Verzweiflung an allem Bestehenden sich steigern. Der Gegensatz gegen jeden und allen Dogmatismus wird hier unmittelbar praktisch; das unendliche seiner selbst gewisse Ich findet in der ganzen Dogmatik des Lebens, in allen Zuständen, Gewohnheiten, in der ganzen Sitte, wie sie die historische Entwickelung als ein vielfach verschlungenes und untrennbar zusammenhängendes Resultat überliefert hat, nicht die Erscheinung und Darstellung seiner Innerlichkeit, sondern vielmehr ein dem Selbstbewufstsein durch und durch fremdes, somit dasselbe beschränkendes und unterdrückendes Object, eine leere, von der Innerlichkeit verlassene, geistlose Aeufserlichkeit, und eben diese Gewifsheit ist es, welche den ganzen Bau fremd gewordener Autoritäten plötzlich umwirft und der Vergangenheit überliefert.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 102.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Immanuel Kants sämmtliche Werke; herausgegeben von Karl Rosenkranz u. Fr. Wilh. Schubert.

(Fortsetzung.)

Der unaufgelöste Gegensatz des Skepticismus und Dogmatismus war es besonders, welcher Kant zuerst zu einem tieferen Erfassen der Erkenntnifs, zu einer selbstständigen Untersuchung von Grund aus aufforderte. Beide extreme Richtungen werden in der *Kritik des Erkennens* zugleich in Frage gestellt, werden als besondere Momente einer höheren Einheit untergeordnet, um von hier aus über ihr Recht und Unrecht zu entscheiden. Wenn sich im Dogmatismus überhaupt an die Selbstgewifsheit des Denkens unmittelbar die Gewifsheit des Erkennens anknüpfte, so ist es eben die Unmittelbarkeit dieser Einheit, welche die Kritik als eine unbewiesene und unbegriffene, somit als eine gedankenlose, dem Begriffe des philosophischen Wissens widersprechende negirt und vermittelt haben will. Das Denken soll nicht im Vertrauen auf seine Göttlichkeit und im Glauben an den im Absoluten ursprünglich und schon im voraus aufgelösten Gegensatz von Denken und Sein, mit vollen Segeln in den Hafen der Wahrheit einfahren, sondern eben diese Basis, diese Möglichkeit und Voraussetzung alles Wissens soll selbst gewufst werden, das Erkennen und Begreifen der Wahrheit soll selbst zum Inhalt des Erkennens gemacht werden, und zwar zum wesentlichen und hauptsächlichsten, zum Fundamente, zum innersten Heiligthume des Wissens, ohne welches alles Denken ein profanes und unphilosophisches, dem Irrthume hingegebnes sein würde. Es schlägt sich also dies Erkennen der Erkenntnifs als nothwendiges Moment zur Wahrheit selbst. Die Wahrheit wird nur einseitig gewufst, wenn sie allein und nicht zugleich das Wissen derselben gewufst wird; oder vielmehr: die Wahrheit allein als objective, gegen das subjective Wissen indifferente Allgemeinheit, als an sich fertig daliegende Sache und Substanz ist nicht wirklich die Wahrheit, verdient überhaupt diesen Namen nicht, sondern ist schon die Verkehrung in Unwahrheit, eine endliche einseitige Meinung des subjectiven Denkens. Die Wahrheit wird nur dann wirklich und leibhaftig gewufst, wenn dieses Wissen ebenfalls gewufst wird, d. h. wenn die Einheit von Sein und Denken keine seiende, sondern gedachte, durch das Denken selbst gesetzte und producirte, also vermittelte und lebendige, *selbstbewufste* ist. Das Denken negirt also seine eigene Unmittelbarkeit und fordert die Vermittelung der Vermittelung, die unendliche Vermittelung, welche nichts voraussetzt, sondern durch die Energie der absoluten sich in sich selbst unterscheidenden Einheit alle Wirklichkeit umfafst und aus sich producirt. Hiermit ist denn die leblose Nothwendigkeit der Substanz durchbrochen. Das selbstbewufste Wissen der Wahrheit kann nicht aus der Substanz deducirt und begriffen werden; denn sie ist nur das seiende, mit der Ausdehnung unmittelbar identische Denken, nicht aber das Denken dieser Einheit, also nicht das Wissen ihrer selbst als aller Wahrheit, sondern ein bewufstloses seiner ganzen Natur nach unkritisches Denken.

Das *Selbstbewufstsein*, diese ursprüngliche Einheit Unterschiedener, ist das Princip, wodurch Kant die entgegengesetzten Richtungen der Vergangenheit in sich versammelt, wodurch er ihnen ihre Festigkeit und Starrheit nimmt, ihnen die Freude im Gegensatz gegen einander selbstständig zu sein, verdirbt und jeden Versuch, sich zu fixiren und von der geistigen Einheit loszureifsen, auf immer niedergeschlagen hat. Das Ich ist als Synthesis keine leere Form, sondern ein erfüllter in sich gegliederter Organismus; diesen in seiner ganzen Vollständigkeit als die ursprüngliche, aller Er-

fahrung vorausgehende That zum Bewufstsein zu bringen, ist die erste und wesentliche Aufgabe des kritischen Denkens. Das Ich allein mit seinen Kategorien und Formen der Anschauung ist das rein Rationale, Apriorische, welches eben wegen seiner Apriorität Allgemeinheit und Nothwendigkeit in die Erkenntnifs bringt, welchem sich als der wesentlichen Form der freien Subjectivität alles Objective und von aufsen Herzutretende unterwerfen mufs. Darin also, dafs es in unserer Erkenntnifs eine wesentliche Allgemeinheit und Nothwendigkeit gebe, hatte der *Dogmatismus* vollkommen recht; allein er setzte diese Allgemeinheit nur voraus, indem er das innere ursprüngliche Getriebe des Geistes, den Grund aller Allgemeinheit, nicht kannte, und das subjective Denken selbst nicht vor aller weiteren Erkenntnifs zum Gegenstande der Untersuchung machte. Jedoch ist mit der ursprünglichen Form des Selbstbewufstseins nicht zugleich aller Inhalt der Erkenntnifs gegeben; der Geist verhält sich in seiner Spontaneität zugleich receptiv, ist nur die allgemeine Form für das Einzelne, welches er aufser sich vorfindet und somit aus der Erfahrung aufzunehmen hat. Somit enthält denn auch der *Empirismus* ein wesentliches Moment der Wahrheit, jedoch irrt er, wenn er das Allgemeine entweder aus der Erfahrung selbst herzuleiten versucht, oder dasselbe nur bewufstlos und ohne Deduction dogmatisch acceptirt. Indem aber ferner dem Ich nur die gesetzgebende Form der Allgemeinheit angehört, das Ich also nicht die unmittelbare Einheit mit der absoluten Sache und dem Wesen selbst ist, so hat auch der *Idealismus* recht, wenn er in das subjective Wahrnehmen und Denken nicht das reine, von der Subjectivität gar nicht afficirte Object, das *Ding an sich* eintreten läfst; vielmehr wird eben durch die Aufnahme in die subjective Form das Sein an sich zum Sein für Anderes oder zur Erscheinung, und zwar ist diese Erscheinung nicht die reine Offenbarung des Wesens selbst, sondern nur die subjective Auffassung und Formirung derselben, also trotz der objectiven Grundlage doch ein schlechthin subjectives Wissen, welchem das Ding an sich unerkannt gegenübersteht. Der Idealismus aber ging zu weit, indem er alles Existirende in das Vorgestelltwerden verflüchtigte, somit das subjective Denken nicht blofs zur Form, sondern auch zum einzigen Inhalte machte; diese Einseitigkeit wird einzig und allein durch die Anerkennung des Dings an sich als eines *Grenzbegriffs* gehoben; damit ist aber zugleich dem *Realismus* seine wesentliche Geltung verschafft. Vergifst es das Denken, dafs es seine Form durch die Erfahrung zu erfüllen hat, und wendet es diese Form auf Gegenstände an, die in keiner menschlichen Erfahrung gegeben werden können, so verwickelt es sich nothwendig in Widersprüche und unauflösliche Antinomien. Hierdurch erhält denn auch der *Skepticismus* seine Rechtfertigung. In Bezug auf das Wesen der Seele, des Weltganzen, der absoluten Idee verhält sich das theoretische Denken wesentlich skeptisch; es vermag nur den trügerischen Schein des Erkennens aufzudecken, aber ohne ein sicheres positives Wissen an seine Stelle zu setzen. Jedoch dem Eindringen des Skepticismus in das praktische Gebiet, seiner allen Glauben und alle Sitte auflösenden Gewalt, seiner trostlosen Inhaltslosigkeit überhaupt tritt die *praktische Vernunft* gegenüber mit ihrer unendlichen Gewifsheit der Freiheit und der sich hieran unmittelbar anschliefsenden Anerkennung der Pflicht. Durch diese unmittelbare keines Beweises bedürftige Gewifsheit a priori verwandelt sich das theoretische Nichtwissen in einen praktischen Glauben an Gott und Unsterblichkeit, an welchem aller theoretische Zweifel ohnmächtig zerbricht.

So fafste die Kantische Philosophie die verschiedenen Richtungen und Gegensätze der Vergangenheit zu einem systematischen Ganzen zusammen. Allerdings ist dieses Zusammenfassen noch nicht das absolute; vielmehr stellt sich die wesentliche Endlichkeit der Kritik — der unaufgelöste Dualismus von Subject und Object — an allen Punkten zugleich dar. Allein man thut der Kantischen Philosophie sehr unrecht, wenn man sie in das kahle Resultat, dafs das Denken die Wahrheit nicht erkennen könne, zusammenfafst, und hierüber den Gang der Untersuchung, die Fülle von speculativen Gedanken, die Tiefe des Princips vergifst. Nicht die Endlichkeit und Einseitigkeit war es, wodurch die Kantische Philosophie in dem allgemeinen Bewufstsein so tiefe Wurzel schlug, sondern ihre Wahrheit, ihre Ewigkeit und Nothwendigkeit, welche den Mangel fürerst zurückdrängte und übersehen liefs. In Kant die unaufgelösten Widersprüche aufzuweisen, die Kritik dadurch über sich hinaus zu treiben und zu widerlegen, ist jetzt eine leichte Arbeit, wo die Geschichte selbst dies Werk bereits vollbracht hat; aber um so

wirklich zu vollbringen, wie die Geschichte, hat man sich in die Wahrheit der Kritik mit Ehrfurcht und Liebe zu versenken, und nur durch diese Anerkennung ist eine wirkliche Ueberwindung derselben möglich.

Diese Anerkennung werden der Kantischen Philosophie vor Allem nur diejenigen versagen, welche dem Geiste das Recht des freien Denkens *überhaupt* nicht zugestehen, welche ihn vielmehr in unzertrennlicher Einheit mit dem religiösen Glauben festhalten wollen, und den entschiedenen rücksichtslosen, aus der Tiefe des Geistes selbst mit Gewalt hervorbrechenden Zweifel, den Zweifel an Allem als den nothwendigen Ausgangspunkt des philosophischen Wissens ein für alle Mal in den Bann thun. Diesen mufs schon das Ende der Scholastik als der Verfall der wahren Philosophie erscheinen, und die Gewifsheit des Denkens von seiner unendlichen Energie, das cogito ergo sum, mit welchem Cartesius sich von jeder fremden Autorität emancipirt und die Freiheit des Denkens als Princip ausspricht, diese aus der Geschichte des Geistes unvertilgbare und sich immer erneuernde That mufs ihnen ein Dorn im Auge sein. Man meint wohl diese Selbstständigkeit und freie Produktivität des Denkens als ein Unwesentliches aus dem Begriffe des Protestantismus herauswerfen zu können, ja man sieht wohl in dieser Selbstständigkeit an und für sich schon einen Gegensatz gegen die religiöse Basis des Protestantismus. Jedoch fafst man das Wesen des Protestantismus durchaus einseitig auf, wenn man *die* Weise, in welcher er auf dem Gebiete der Religion und der Theologie auftrat, für seine Totalität, für seinen ganzen Begriff ansieht; durch diese Verwechselung *einer* Seite des Protestantismus mit seinem Princip mufs nothwendig das allseitige Hervortreten desselben als unberechtigt, ja als ihm selbst widersprechend erscheinen. Auch ist nicht zu erwarten, dafs die Individuen, welche auf dem Felde der Religion durch die Lauterkeit, Innigkeit und Tiefe ihrer religiösen Anschauung den Protestantismus begründen und in seiner religiösen Eigenthümlichkeit, sowohl der Form als dem Inhalte nach, auszusprechen verstehen, schon dadurch befähigt wären, ihn in seiner ganzen welthistorischen Bedeutung zu überblicken. Sollten daher auch diese Individuen aus der beseeligenden Fülle ihres Glaubens heraus die Philosophie als verderbliche, den Glauben zerfressende Willkühr verwerfen, sie als sündige Selbstsucht, als eine Erfindung des Teufels verdammen, so ist dieses Urtheil nicht als der Geist des Protestantismus selbst anzusehen, sondern zeugt nur von der Befangenheit und Einseitigkeit einzelner Individuen. Der Glaube protestirt nicht gegen den Glauben, sondern gegen die Aeufserlichkeit desselben, und setzt dieser Aeufserlichkeit, in welcher der ganze Procefs des Glaubens aufser dem Subjecte fällt, die Gewifsheit der unendlichen, aber *gläubigen* Innerlichkeit entgegen. Der Geist ist *wesentlich* die Freiheit und unendliche Vermittelung mit sich, und nur das, was er in diesen Procefs seiner Selbstgewifsheit aufnimmt, was ihn in dieser seiner innersten Bewegung ergreift und sich ihm als ein Moment seines Wesens kund giebt, nur das ist für ihn ein Wahres, Ewiges, nur das hat für ihn die Bedeutung des Fremden, blofs Historischen verloren, und ist sein eigener unentbehrlicher und ihn beseeligender Inhalt. Auch der Glaube ist somit immer ein Act der Freiheit, und es ist schlechthin unmöglich, dem Wesen des Glaubens wie des Geistes widersprechend, an irgend etwas in religiöser Weise zu glauben, was man nicht zugleich aus der eigenen Tiefe der Selbstgewifsheit producirt hat. Das *Bewufstsein* über diese im christlichen Principe selbst schon liegende Nothwendigkeit des subjectiven Processes ist es, woran sich die weiteren Differenzen des protestantischen Glaubens von dem katholischen anknüpfen. Jedoch erfafst der Protestantismus den Geist in seiner Totalität. Alle Sphären des Geistes sind durch die Versenkung in die Religion als die Basis alles geistigen Lebens zur Selbstständigkeit erstarkt, und protestiren, nicht gegen die Religion und ihren unendlichen Inhalt, sondern nur gegen die unmittelbare Einheit mit ihr, welche sie nicht zu einem eigenen Organismus sich entwickeln liefs. So protestirt der Staat, die Kunst, die Wissenschaft — jede Gestalt in ihrer eigenthümlichen Weise. Auch das Denken war durch das Mittelalter hindurch nicht etwa blofs äufserlich, sondern innerlich mit dem Glauben verwachsen gewesen; diese Einheit war sein eigenes Bedürfnifs, sein eigenthümlicher Charakter, und eben darum weifs sich das denkende Subject in dieser Unterwerfung doch frei; es kennt die reine philosophische Selbstständigkeit nur historisch, nicht aus eigener Erfahrung, weifs sie daher auch nicht zu würdigen, und nimmt mit der von aufsen entgegentretenden heidnischen Phi-

losophie eben das vor, was sein eigenes Bedürfnifs fordert, es versenkt sie in den Glauben, macht sie zu einem Momente seiner religiösen Anschauung, ohne das Bewufstsein zu haben, dafs so wenig die fremden als die eigenen Gedanken als Gedanken den im Glauben erfafsten Inhalt vollständig ausdrücken, dafs sie vielmehr durchgängig durch das Gefühl und die Vorstellung supplirt und erst dadurch, nicht durch den Begriff, von ihrer Abstraction befreit werden. Je selbstständiger das Denken wird, je mehr es sich von seiner unmittelbaren Einheit mit dem Glauben losmacht, desto mehr erscheint die Form, in welcher die Kirche ihren Inhalt ausspricht, als eine fremde; jetzt erst wird der kirchliche Glaube dem Denken zu einer *äufseren* Autorität, und dieser gegenüber macht das Denken den Begriff seiner selbst, die unendliche Freiheit geltend. Das Denken also protestirt nicht blofs gegen irgend eine Gestaltung des Glaubens, sondern seinem Begriffe gemäfs gegen die unmittelbare Einheit mit dem Glauben überhaupt, und erst dadurch hat es sich selbst als philosophisches Denken erfafst. Das Recht zu dieser Protestation ist zunächst das allgemeine unabweisbare, aus dem Glauben selbst hervorbrechende Bedürfnifs der denkenden Erkenntnifs; weiter aber begreift sich das Denken als das Wesen des Geistes, als die seiner ganzen Erscheinung und Entwickelung zu Grunde liegende Thätigkeit, so dafs die denkende Erkenntnifs, je reiner, selbstständiger, inniger sie sich in sich vertieft und zum Zwecke ihrer selbst macht, desto mehr den Geist zu seinem Ziele führt, also so weit entfernt ist, ihn von Gott als seiner ewigen Wahrheit loszureifsen, dafs sie ihn vielmehr auf das Innigste und Unauflöslichste mit ihm vereint und versöhnt. Versteht man freilich unter Denken nur die Freiheit alles Beliebige zu denken, so ist diese inhaltlose Willkühr, diese Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, dieses gedankenlose Denken allerdings mit dem Protestantismus in Widerstreit, aber nicht minder mit der Philosophie. Das wahrhaft philosophische Denken ist vielmehr die Befreiung von jener Willkühr und Beliebigkeit, die absolute Vertiefung in den Inhalt, die reinste Aufnahme der sich offenbarenden Wahrheit und somit die freie Anerkennung ihres ewigen Gesetzes. Diese wahrhafte Freiheit des Denkens aber gehört zum Begriffe des Protestantismus selbst, und die historische Entwickelung der Philosophie ist trotz dem, dafs in ihr nothwendig die Momente der Wahrheit sich sondern und fixiren, dafs sie in dieser Einseitigkeit und Abstraction auch mit dem Inhalte der Religion in momentanen Widerstreit treten, und sich als gesunder Menschenverstand für das allgemeine Bewufstsein absetzen, doch der wesentliche Fortschritt des protestantisch-religiösen Geistes, nicht Verlust der Offenbarung, sondern immer reichere Enthüllung derselben.

Auch die Kantische Philosophie ist in diesem Processe des Erkennens eine wesentliche Stufe; sie hat, wie sie vorbereitet war durch die Vergangenheit, das allgemeine Bewufstsein ergriffen, hat alle Fäden des Geistes in Bewegung gesetzt, nach allen Seiten hin sich durchgeführt und ihre epochemachende principielle Bedeutung durch die That bewiesen. Aus diesem Bewufstsein mufs nothwendig das Bedürfnifs hervorgehen, die Kantische Philosophie auch in ihrer Totalität zusammenzustellen und in ihrer ursprünglichen Gestalt aufzubewahren. Sie ist es werth, dafs man in ihr ausruht, dafs man sie bis ins Detail verfolgt; denn diese Fähigkeit sich zu detailliren und allseitig zu besondern, gehört zu ihrem Princip; dies ist ein wirklich allgemeines und somit mächtiges, durchdringendes, dessen Intensität auch in aller Breite der Extension zur Erscheinung kommt. Und jetzt erst, wo die Kantische Philosophie uns objectiv geworden, vermögen wir es einzusehen, wie sie mit allen geistigen Interessen ihrer Zeit, mit den Zuständen und Schicksalen des gebildeten Europas auf das Innigste verwachsen ist; sie hat nicht etwa blofs einen bedeutenden Einflufs gehabt auf die verschiedenen Wissenschaften, durch die Gestaltung des allgemeinen religiösen Bewufstseins, auf die geistige Bildung überhaupt, sondern sie ist ein allgemeiner wesentlicher Durchgangspunkt, der *Begriff* ihrer Zeit, welcher nicht blofs nur die Oberfläche des Bestehenden berührt und anstöfst, sondern in den Kern des Bewufstseins eindringt, dieses bis auf das innerste Mark erschüttert und durchwühlt, sich somit zur Basis, zum Keime macht, aus welchem die weitere Entwickelung hervorwächst. Mit dieser Anerkennung mufs die Herausgabe der Kantischen Schriften begleitet sein; sie ist ein Act der Pietät, der Ehrfurcht, in welcher wir Kant mit seinen eigenen unvergefslichen Thaten ein Denkmahl setzen.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Immanuel Kants sämmtliche Werke; herausgegeben von Karl Rosenkranz u. Fr. Wilh. Schubert.

(Schlufs.)

Was aber könnte uns bei der Anschauung dieses Denkmahls näher liegen, als das Bedürfnifs, dasselbe uns allseitig zum Verständnifs zu bringen, seine tiefe weitgreifende Bedeutung, seine Idee uns zu vergegenwärtigen und alle die Erinnerungen zusammenzufassen, welche sich dem geistigen Auge daran knüpfen? Es kann daher zu Kants Schriften keine passendere Zugabe geboten werden, als die *Geschichte der Kantischen Philosophie*, welche Rosenkranz zu geben verspricht. Es ist aber keine kleine Aufgabe, dem Heros der deutschen Philosophie in würdiger Weise zur Seite zu stehen, und seinen festen sichern Schritt in alle Zukunft zu begleiten, mit ihm in alle Ferne zu wandern, ohne von seiner Gründlichkeit, seinem Ernst, seiner freien Vertiefung in den Gedanken verdunkelt zu werden. Hier sind alle Kräfte zusammen zu nehmen. Die speculative Philosophie selbst macht aus dem Begriffe des Geistes heraus an den Historiker Anforderungen, welche man früher nicht stellte, ja sie rühmt sich, durch ihr wesentliches Princip den Begriff der Geschichte in seiner ganzen Tiefe zum Bewufstsein gebracht und damit zugleich der Behandlung derselben eine epochemachende Wendung gegeben zu haben. Wo sollte sie dies schlagender und eindringlicher beweisen können, als bei einem Gegenstande, welcher ihr selbst angehört, welchen sie durch und durch in Besitz genommen haben mufs, von dem sie an und für sich schon die Erinnerung, die geistige Reproduktion ist?

F. W. Schubert bietet uns eine zweite, nicht minder schickliche Zugabe, eine *Biographie* Kants. Je grofsartiger die That eines Individuums ist, je kräftiger es eingegriffen hat in die allgemeine geistige Entwickelung, also je mehr es sich losgemacht von rein individuellen und partikulären Interessen, je umfassender allgemeiner es ist, desto mehr erweckt auch seine individuelle Eigenthümlichkeit unser Interesse. Wir sind gespannt, den Gang seiner Bildung zu verfolgen, in seinen Erlebnissen, seiner Umgebung nicht den Grund seiner Thaten aber doch manche Erregung, Aufmunterung oder auch hemmende Schwierigkeit zu entdecken, ja wir interessiren uns für die ganze Erscheinung des Individuums, für seine Gewohnheit, Sitte, seine Passionen und Antipathien, wir nehmen Theil an seinem Freud und Leid, und möchten es leibhaftig vor uns sehen. Auch dies Interesse hat sein Recht und seinen vernünftigen Grund. Wenn sich das Individuum in seiner tiefsten Innerlichkeit dem freien Denken hingiebt, wenn es alle seine Kraft und Thätigkeit der Erkenntnifs widmet, in ihr seine wesentliche Befriedigung und Seeligkeit findet, alles Thun und Trachten auf das Denken als auf das Princip seines geistigen Lebens zurückführt, so wird die Philosophie nothwendig zum Charakter, zur durchgreifenden Bestimmtheit des Willens, und je energischer und durchgebildeter der Charakter ist, desto weniger läfst er die Zufälligkeit und Aeufserlichkeit unberührt neben sich bestehen und hin und herlaufen, sondern überwindet sie, macht sie sich unterthan, und prägt seine geistige Festigkeit in seiner ganzen individuellen Erscheinung aus. Eben durch diesen geistigen Hintergrund wird die individuelle Erscheinung interessant, sie wird zur Darstellung des Wesens, der Idee, zum lebendigen Kunstwerk; freilich wird dies eben wegen seiner unmittelbaren natürlichen Lebendigkeit auch der Natürlichkeit seinen Tribut zahlen, wird mancherlei zufälliges, gleichgültiges, bedeutungsloses an sich tragen, und dies darf man um so

weniger vergessen, je verführerischer es ist, bei einem grofsen Manne Alles charakteristisch zu finden und je schwieriger, hier eine bestimmte Grenze anzugeben. —

Die Herausgeber sind durchweg mit gründlicher Umsicht zu Werke gegangen. Die Vorrede des ersten Theils giebt Rechenschaft von den Grundsätzen, welche sie im Allgemeinen befolgt in Bezug auf Anordnung, Umfang, Rechtschreibung u. s. w., und wir können dem hier Gesagten nur unsere Zustimmung geben. Aufserdem sind jedem einzelnen Theile Vorreden vorausgeschickt, welche die verschiedenen Ausgaben der Kantischen Schriften nachweisen, und das Verfahren des Herausgebers näher bezeichnen; jedoch bieten sie fast durchgängig mehr als einen blofs literarischen Apparat; sie erzählen die erste Aufnahme der Kantischen Schrift, ihre Veranlassung, heben das Charakteristische derselben hervor, ihre Wichtigkeit, ihr besonderes Interesse in Bezug auf die Gegenwart. Die verschiedenen Ausgaben der Kantischen Schriften sind mit Fleifs verglichen und Varianten unter den Text gesetzt. Als höchst zweckmäfsig ist hervorzuheben, dafs Rosenkranz von der Kritik der reinen Vernunft die erste Ausgabe hat abdrucken lassen und die bedeutenden Veränderungen der folgenden Ausgaben in Supplementen beigefügt. Wir müssen es uns versagen, auf diese Differenzen weiter einzugehen. Am bedeutendsten hat Kant den Abschnitt von der Deduction der Kategorien umgestaltet, also gerade den Mittelpunkt der Kritik, und wenn auch natürlich aus dieser Vergleichung keine neue Ansicht von der Kantischen Philosophie überhaupt gewonnen werden kann, so ist es doch immer von hohem Interesse gerade an diesem Punkte der subjectiven Entwickelung zuzusehen. Ueberhaupt wird die neue Auflage so manche specielle Betrachtung hervorrufen; so manche Seite der Kantischen Philosophie wird in ein neues Licht gestellt, mit klareren durchdringenderen Blicken angeschaut, weiter verfolgt und reproducirt werden. Um so mehr Dank den Herausgebern, dafs sie uns den alten Kant von Neuem vergegenwärtigt und in frische Erinnerung gebracht haben.

Julius Schaller.

LX.

Chronik von Fulda und dessen Umgebungen vom Jahr 744 *bis und mit* 1838. *Herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten. Vacha, (im Grofsherzogthum Sachsen-Weimar)* 1839. *Druck und Verlag von Schmitt und Müller.* 173 *S. in* 8.

Es gibt einen patriotischen Gesichtspunct, unter welchem die Geschichte der deutschen Hochstifter und Bisthümer bis zur Reformation von höherer, nachher von gleicher Wichtigkeit im Verhältnifs zu der weltlichen kleinen Staaten-Historie erscheint. Was die Stiftungen des heiligen Winfried, abgesehen von der durch ihn wohl mehr aus Noth als aus Ueberzeugung gelegten ultramontanen Grundlage, als Asyle gegen das Faustrecht, als Versorgungsanstalten der Kranken und Armen und als Träger der menschlichen Cultur nicht nur in Ausrodung der Wälder, sondern auch in Beförderung der höheren Künste und Wissenschaften zu *der* Zeit geleistet haben, wo der Kelch noch hölzern und der Glaube noch golden war, ist von katholischen und protestantischen Geschichtschreibern mit gleich gewissenhafter Anerkennung berichtet worden. Selbst zu *der* Zeit, wo die Hierarchie des Mittelalters aufhörte, ein nothwendiges und heilbringendes Werkzeug zur moralischen Bildung unseres Welttheils zu sein, wo es, nach dem Ausdruck des römischen Cardinals Bellarmin, keine Sittlichkeit mehr bei dem Clerus, keine Ehrfurcht mehr im Gottesdienst gab, wo das römische Christenthum zu einer Ceremonie und zum Monopol eines herrschsüchtigen und verdorbenen Priesterstandes herabgesunken war, bewahrten die nach der Regel Benedicts reformirten deutschen Hochstifter noch immer einen Schul- und Gelehrten-Stand, der sich mit den neuen Entdeckungen des menschlichen Geistes hin und wieder besser befreundete, als die von den Jesuiten geleiteten zur Förderung des geistlichen und weltlichen Despotismus gemifsbrauchten Universitäten (namentlich Cöln und Ingolstadt). Unter den ersten Stürmen der Reformation regierten in Hersfeld, dem Schwesterstifte Fulda's, zwei aus niederem Stande entsprossene, aber durch religiöse Toleranz ausgezeichnete, von Katholiken und Protestanten geachtete, die Aufgabe ihrer Zeit erkennende Aebte (Krato Myle und Michael Landgraf, der Stifter des dortigen Gymna-

sinns. Vgl: Piderit's Denkwürdigkeiten von Hersfeld und Rommel's hessische Geschichte), während Fulda dem Landgrafen von Hessen einen durch Sanftmuth und Gelehrsamkeit dem Melanchthon verwandten Kirchenlehrer, Adam Krafft, sandte, dessen Wirksamkeit für das Oberfürstenthum Hessen und die Universität Marburg gleich erfolgreich war. Auch in den letzten drei Jahrhunderten war Deutschland nicht arm an einzelnen Aebten und Bischöfen, die es wohl erkannten, dafs das öffentliche Leben und die Pflege der Wissenschaften selbst ein Gottesdienst ist. (S. Görres „Teutschland und die Revolution" S. 201), deren Andenken es verdient, dafs man nicht die von ihnen hinterlassenen Monstranzen und Perlenhüte (vgl. hin und wieder die vorliegende Chronik), sondern ihre patriotischen Institute verzeichnet.

Die Geschichte des Hochstifts Fulda, dessen geistliche Fürsten an der Spitze der Aebte von Germanien und Gallien standen, Erzkanzler der römisch-deutschen Kaiserin, Rathgeber, Gesandte und selbst Kampfgenossen der Kaiser waren; das durch seine Lage und durch seinen ausgebreiteten Lehnhof in alle politische Schicksale der benachbarten Staaten verwickelt war; dessen tausendjähriges Kloster während des ganzen Mittelalters eine reiche und berühmte Handschriften-Sammlung besafs (vgl. Welle's Buchonia 1811. Heft II.), ist von anerkannter Wichtigkeit. In den trefflichen Werken des Geschichtschreibers Schannat ist ein reicher Stoff Buchonischer Urkunden verborgen. Dennoch hat sich seit Schannat für dieses Land kein tüchtiger Historiograph gefunden, der entweder durch eine gründliche quellenmäfsige Bearbeitung, oder durch eine umfassende populäre Darstellung einem doppelten Bedürfnifs entsprochen hätte. Eine, nur bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts reichende, Skizze der Fuldischen Geschichte enthält der Fuldische Stifts- und Addrefs-Kalender von 1804—1814; einzelne verdienstliche Aufklärungen aber die neuere von Dr. Schneider unter dem Titel *Buchonia* herausgegebene Zeitschrift. Nicht unbedeutend sind freilich die Schwierigkeiten der inneren Geschichte eines deutschen Hochstifts, wenn sie auf unpartheiischer Forschung und unbefangener historisch-politischer Einsicht beruhen, nicht eine Wiederholung traditioneller Irrthümer, nicht ein trostloser Nachklang engherziger Kloster-Weisheit, nicht ein Panegyricus ultramontaner Priester sein soll. Auch zu einer, für den Bürger und Landmann bestimmten Chronik, wie der gegenwärtigen, bedarf es einer Sichtung und Ausarbeitung des historischen Stoffes, damit nicht in unkritischer Benutzung früherer einseitiger Schriftsteller den verschiedenartigsten, unbestimmtesten Ansichten und Urtheilen über den Charakter der Hauptpersonen Raum gegeben werde. So ist es z. B. der Leichtgläubigkeit, wo nicht der einseitigen Tendenz der Verf. dieser Chronik zuzuschreiben, wenn nach der Darstellung des Jesuiten Brower (Antiquitates Fuldenses 1612.) diejenigen Fuldischen Aebte besonders verunglimpft werden, welche sich durch ihre Anhänglichkeit an den deutschen Kaiser den Unwillen des römischen Stuhles, oder durch ihre kanonische Strenge und Disciplin den Hafs ihrer Conventualen zuzogen. Der Mangel historisch-politischer Einsicht wirkt da am nachtheiligsten, wo die Tradition eines dumpfen mönchischen Obscurantismus, die Verkennung aller Grundsätze religiöser Toleranz in einem für das Volk bestimmten Buche in offenbar entstellten Thatsachen ausgeprägt wird. So ist z. B. S. 59 und 60 ein Fuldischer Abt als Muster der Frömmigkeit, Klugheit und Tapferkeit dargestellt, unter welchem 600 Juden theils niedergehauen, theils verbrannt wurden, weil diese Unglücklichen, wie die Verfasser erzählen, beschlossen hatten, „alle Bürger von Fulda zu erschlagen." Verdächtig und zweideutig wird auch das Lob des Krummstabs, wenn es, wie hier geschieht, mit deutlichen Spuren nicht blos unconstitutioneller und illiberaler, sondern reactionärer Gesinnung (S. 112. 113), oder gar fast lächerlicher Weise, mit eigennütziger Sehnsucht nach einer Zeit gepaart ist, wo die Zöglinge eines verfallenen, nun reformirten Lyceum's kein Schulgeld bezahlten (S. 98. 121). Wir übergehen die zu einer Chronik der Fuldischen Aebte unpassenden historischen Abschweifungen über einige neuere, in Folge grofser politischer Umwälzungen über das arme Buchonien verhängte, weltliche Regenten, und die alles Maafs überschreitenden Apotheosen der beiden letzten Bischöfe (den noch lebenden mit eingeschlossen, für welchen wir eine zu fest gegründete Achtung nebst der Ueberzeugung hegen, dafs es ihm leid thun mufs, solche Lobredner zu finden). Auch kann man allenfalls den Verfassern gern die hin-

ten angehängte weitläuftige panegyrische Schilderung des biederen Fuldaers verzeihen, wenn sie gleich bei einer zu allgemeinen Fassung hin und wieder jeder originellen Charakteristik entbehrt. Da es aber bei gewissen Erzeugnissen der neuesten Literatur, deren Tendenz mit einer verderblichen Richtung unserer Zeit im Zusammenhange stehet, nicht hinreichend erscheint, auf die Vernachlässigung allgemein anerkannter historiographischer Principien hinzuweisen, so fügen wir noch zum Beweise, mit welcher Leichtfertigkeit, Unwissenheit, Unbeholfenheit, und in welcher schwülstigen incorrecten Form die vorliegende Chronik abgefafst worden sei, folgendes kleine *Sünden-Register* an.

Recensent folgt der Seitenzahl, und stellt nur hin und wieder das Gleichartige ohne Rücksicht auf die pag. zusammen. — Auf dem Titelblatte stehet zu lesen: „vom Jahre 744 *bis und mit* 1838." (Soll wohl heifsen: bis 1838 *einschliefslich*). — Die dann folgenden zwei Dedicationen *a*) dem Bischofe *b*) dem Domcapitel — sollen sich beide, sicherem Vernehmen nach, bereits verbeten haben. — S. IX. der Vorrede heifst das Christenthum „eine *wahre Wahrheit*". Gibt es auch eine *falsche?* — S. X. verherrlicht der jetzige Landesbischof von Fulda seine Vorgänger, den Bonifaz u. s. w. (nämlich durch Gedichte) dergestalt, „*dafs es selbst dem weniger Beschränkten oft nicht beschieden ist, in seiner Tiefe zu forschen.*" Ein sehr zweideutiges Lob, mag man es nun auf den Dichter oder auf seine Leser anwenden. — S. XX. heifst es in der Liste der Regenten über Fulda unter No. 99: „*Kurfürst Wilhelm II. ist noch wirklicher Kurfürst von Hessen.*" Daran wird noch kein Hesse, also auch kein Fuldenser gezweifelt haben. Für wen ist es also geschrieben? — S. 2. Nicht Hereldsfeld ist die älteste Wortform für Hersfeld, sondern Herulfesfeld. Sollte also eine *alte* Wortform hier gegeben werden, warum jene neuere, verstümmelte? — S. 2 ff. Hier vernehmen die Historiker etwas Neues. *Vor der Bekehrung der Buchenländer* durch Bonifaz gab es dort folgende gröfsere bewohnte Orte: 1) das *Eichloch*, 2) *Heroldsfeld*, 3) *Hammelburg* im Saalgaue, 4) „das alte Schlofs *Buchau*" (etwa Buchenau?) 5) *Lüdermünd*, 6) „*Rohenbach*, jetzt Fraurombach" — „*mit noch mehren jedoch unbedeutenden Flecken.*" — Ebend. „*im Grabfelde am Fuldaflusse, in jener fürchterlichen Wüste.*" Aber siehe drei Zeilen voran das eben gegebene Verzeichnifs, welches die Verfasser über die bewohnten Orte und Flecken im Grabfelde aufgestellt haben; — ferner das *Verzeichnifs der Stände* des dort wohnenden Volks S. 3 — und, nach S. 13 war diese Gegend „*eben nicht unbewohnt.*" Hätten die Verfasser doch hier die ihnen zugänglichen Quellen (es sind gedruckte, und ihnen sonst, wie es scheint, nicht unbekannte) zur Abklärung ihrer Ansicht benutzen wollen! — Ebend. die *wilden Ziegen*, welche das vorchristliche Buchenland haben bevölkern helfen, werden dem alten Blumenbach, falls er dies opus für naturhistorische Forschungen lesen sollte, eine grofse, überraschende Freude machen, da man bisher in Deutschlands Gränzen aus dem wilden Ziegengeschlechte höchstens nur Steinböcke und Gemsen auf den Alpen u. s. w. kennen gelernt hat. — S. 2 „Kräuter, verschiedene Moose und gute Haide machten den Buchenwald zu einem angenehmen Aufenthalt für grofses und kleines Wildpret." Was wird ein Forst- und Waidmann dazu sagen? — Ebend. „die Rhöngebirge — *brächten* diesem Walde die rauheste Lage." — Ebend. der Himmel Fulda's wird (etwas schnell) sehr „*gütig*" „*nachdem das Land von Stauten* (*sic*), *Hecken, Steinen und Wildnissen gereinigt worden war.*" — „*Weinberge* konnten jedoch da, wo man das Land erst zu bauen begann, gar nicht *be*pflanzt werden." Sehr natürlich, weil man noch keine hatte. — Die *Slaven* sind, wie man ebend. lernt, „ehedem ein mächtiges Volk in *Sarmatien* gewesen, welches sich *mit den Wenden* zwischen der Elbe und Weichsel besonders niederliefs." — Besonders köstlich aber ist folgende Probe der historiographischen Gelehrsamkeit der Verfasser dieser „von einer Gesellschaft von Gelehrten" herausgegebenen Chronik. Man trauet seinen Augen kaum, wenn man buchstäblich, und ohne irgend einen Zwischensatz gedruckt findet:

(Der Beschlufs folgt.)

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Chronik von Fulda und dessen Umgebungen vom Jahr 744 bis und mit 1838. Herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten.

(Schlufs.)

„Der Geschichtschreiber *Tacitus* erzählt uns Fol„gendes von diesen Katten:"

„ „Sie waren *ehemals* die Nachbarn der Cherus„„ker, und besafsen einen Theil von *Braunschweig*, „„*Hildesheim, Thüringen, Hessen und nebst dem* „„*Fuldaischen Gebiete die Grafschaft Schaumburg*, „„*Waldeck und Mansfeld*. Sie waren *vernunftvolle*, „„standhafte, ruhige und unerschrockene Leute, die „„schon ein *mürrischer* Anblick auszeichnete, und die in „„der Stärke des Geistes alle andern Völker übertrafen. „„Es war eine Nation, die ganz und gar *zum Krie*„„*gen* geboren war; sie war die erste, die Truppen „„in Zucht hielt und in Waffen übte. Es durfte sich „„keiner den Bart scheeren oder die Haare abschnei„„den lassen, bis er einen Feind mit eigener Hand „„niedergemacht hatte. Unkeuschheit, *Geilheit* und „„Untreue waren bei ihnen die gröfsten Verbrechen. „„*Im Gegentheile* liebten sie aber den Trunk sehr; „„sie waren Liebhaber vom Jagen; *jedoch* in Frie„„denszeiten vom Müfsiggang."" Ob vielleicht kürzlich in Fulda eine bisher unbekannt gebliebene Handschrift des Tacitus, so wie etwa jenes Stück des Livius in Corvei, aufgefunden, und dadurch der comitatus Waldeccensis, Mansfeldensis und Schaumburgensis mit den sonst aus dem Tacitus oben citirten Territorien zu einer bisher ihnen versagt gebliebenen Ehre des Alters gekommen ist? — Nach S. 3 stand „jedem der „oben angegebenen Gaue" (man sucht vergeblich, es müfste denn das Eichloch u. s. w. oder die Grafschaft Mansfeld u. s. w. gemeint sein) „ein *Fürständer* (Fürst). — — aufser diesem noch ein *Zehnt*graf (sic) „*und ein Beamte* vor, die nach geschehener Unter„würfigkeit von dem fränkischen Könige abhingen." Sollten die gelehrten Verfasser wirklich den centenarius nicht von einem so genannten *Zehnt*grafen unterschieden haben? Und was denken sie sich unter dem *besonders* aufgeführten *vor*fränkischen *Beamten?* — Bei den Fuldensern gab es nach S. 3 u. s. f. *vor der Zeit des Bonifaz* (dessen Bekehrungsgeschichte erst S. 6 beginnt) folgende *Volksstände:* 1) Adelige, 2) Freie, 3) Hofbauern, 4) Ackersleute, 5) *Zehnt*bauern, 6) *Knechte*, 7) *Stipendiarien*, 8) *Zwei- und Dreitäglinge*, 9) *Tributarien*, 10) *Novalen*, 11) *Kopfzins en* (sic), 12) *Leibeigne oder Sclaven.* Dies Verzeichnifs ist hoffentlich um einige Seiten zu früh hier eingerückt worden, und darum *vor* den h. Bonifaz gestellt. Wir haben zu viel Achtung vor der grausenvollen damaligen Wildnifs im Buchenlande durch die Schilderung der Verfasser gewonnen, als dafs wir dort so gar vielerlei Leute, namentlich Ackersleute und Hofbauern vermuthen dürften. Zudem sollen die *Zehnt*bauern erst *nach* der Bekehrung aufgekommen sein. Was endlich die *Zahl* dieser Stände betrifft, so scheint diese hier nur gerade auf ein volles Dutzend berechnet zu sein, weil in der Erklärung dieser Stände (oft einer sehr naiven) auf S. 4 zu den Zwei- und Dreitäglingen noch die vergessenen „*Täglinge*" nachgeholt werden, — ein übler Zufall, der die böse Zahl 13 bringt. — S. 4: Die heidnischen Buchonier verehrten „*den Wodan, Odin* und Krodo. Hiermit ist die Note * auf S. 8 zu vergleichen, wo nämlich nachgeholt wird: Wodan sei „der Name Odins als Kriegsgott" gewesen. — S. 5 „*Grofsmüthig* sahen (die Buchonier) dem Tode entgegen;" — (ebenso) „glaubten sie, *dafs ihr Stammvater der Gottheit aus der Erde hervorgekommen wäre.*" Unsinn! (Bei Tacitus, den die Verfasser kennen wollen, lieset man Germ. 2, 3.: „celebrant Tuistonem deum terra editum et filium Mannum.") „Uebrigens waren sie sehr abergläubisch." (Das scheint wirklich so). — S. 6 „Die

Frauen*zimmer* wurden ebenfalls als Wahrsagerinnen *gebraucht*." — Ebend. beginnt die unerträglich schwülstige Erzählung der Bekehrung durch Winfried mit den Worten: „So hing der Schleier trauriger Verblen„dung über den Ahnen Buchau's — —. Und von die„ser schwarzen Nacht trauriger *Verhängnisse* (viel„leicht so genannt, weil der Schleier vor den Augen „hängt?) von diesen dunkeln *Gräbern menschlicher* „*Schwäche* liefsen sich diese unglücklichen Nationen „(*wie viele* im Grabfeld?) so lange *fesseln*, bis end„lich der Stern der Aufklärung erschien. — — Plötz„lich — erweckte Gott in der Ferne die *Gröfsen* „*menschlicher Thaten*, welche auch Teutschlands „Nachtforste lichteten." Die Lebensbeschreibung Winfried's hat Recensent bisher bei vielen, und, ehrlich gestanden, jedesmal besser, als hier gelesen, selbst die ältesten Biographen desselben, Othlo und Willibald, nicht ausgeschlossen. Da die Verfasser der Chronik von Fulda doch so gern auf altes und neues Schulwesen zurückkommen, so hätte es ihnen vielleicht nützlich sein können, wenn sie sich vor der Abfassung ihres Werks mit der Erziehungslehre von D. Friedr. Heinr. Schwarz überhaupt, und der dort Band IV., Abth. 2., S. 75 ff. und in Schröckh's Kirchengeschichte Band XIX. S. 161 ff. (ebenfalls musterhaft) erzählten Biographie Winfried's, in Bezug auf Kirche und Schule insbesondere näher bekannt gemacht hätten.

Heben wir nun aus der Lebensbeschreibung Winfried's, wie sie die Verfasser geben, einiges hervor! Nach S. 6 war „Bonifaz *zum Heile der Welt er*„*schienen*" und „*geboren zum Heile der Welt.*" „Doch S. 7 nicht in den *Hallen* seines Vaterlandes „konnte er bleiben" — — und „*wandelte* über die Alpen" „und sah im Jahre 719 *Rom, den Quell des Worts* „*Gottes.*" (Hier ist der Ultramontanismus in der schroffsten Gestalt, fast mit Blasphemie, ausgeprägt). S. 7 will Bonifaz „den Heiden in Teutschland die „*Nacht* des traurigen Aberglaubens — *verscheuchen*" u. s. w. — Auch auf S. 9 ist für den Historiker etwas *Neues* zu lesen. „*Am 4ten März* 743 *ernannte Karl*„*mann den Legaten Bonifazius zum Erzbischofe* „*aller Christen*" — eine Ehre, die sonst nicht ihres Gleichen hat! Aber entweder der gute Karlmann, damals Fränkischer Mitregent, späterhin Schäferknecht und Kochgehülfe in einem italienischen Kloster, (seitdem er Mönch geworden war, und sein geistlicher Oberer die ausharrende Geduld des Novizen durch einige alapas in Versuchung führen liefs — cfr. den Jesuiten Brower in antiqq. Fuld.) hat sich in den Gränzen seiner Machtvollkommenheit als König der Franken, — oder die Verfasser der Chronik von Fulda haben sich in der Titulatur geirrt; denn es heifst in continenti weiter: „und „Pabst Zacharias übergab ihm (dem h. Bonifaz) mit „dem erzbischöflichen Pallium den *Bischofs*stuhl *Mainz.*" — Dann schickt Bonifaz den h. Sturmi „*zur schreck*„*lichen Wüste der Slaven und Dantuten.*" Dies soll heifsen: *in das Buchenland*; die weitere Explication der Verfasser zeigt es. Armes Buchenland! Du bist damals die schreckliche Wüste der Slaven und Dantuten gewesen, und bedarfst daher nicht der mühsamen Erforschung des *germanischen* Heidenthums, auf welche die gelehrten Verfasser S. 4 und 5 Zeit und Mühe verwendet haben! — Da wir hier doch schon ethnographischer und geographischer Verhältnisse haben gedenken müssen, wollen wir gleich, um das Sachverwandte nicht nach Seitenzahlen zu theilen, auf den S. 59 zur Freude aller Leser neu aufgefundenen „*Gerstengau*" aufmerksam machen. Je weniger bis hieher von demselben bekannt geworden ist, desto mehr sieht man begierig der geographischen Beschreibung desselben entgegen. — Ferner ist S. 9 ein *Kloster* „ein Haus Gottes." — Bonifaz, „verfolgt und angeklagt von „*niedrigen Seelen schlechter Thaten* begab sich 749 — „nach Rom." — Das Ende des h. Bonifaz wird S. 10 wörtlich also beschrieben: „Auf diese Weise endete „der heilige Mann als Märtyr. am 5. Juni 755 nächst „dem Orte Docum in der Gegend von Gröningen; nach„dem seine Thaten unauslöschlich eingeprägt waren, „und ihn *das Eis des Alters von* 72 *Jahren krönte.*" Das Eis des Alters ist den Verfassern eine sehr beliebte rednerische Figur, und kommt, oft *mit*, oft *ohne* Krone, des mehrern vor, bis sogar der verstorbene Bischof Ringer irgendwo „ein demuthsvoll betendes Eis des Alters" genannt wird. S. 82 heifst es zum Jahre 1700 (sage siebenzehnhundert) wörtlich also: „Adalbert I., „Freiherr von Schleifras, welcher früher ein Abdecker, „später *als Lohn* für seine Unterthanentreue *von Fri*„*drich Barbarossa* in den Adelstand erhoben und als „Abdecker vom Schleifen auf dem Rasen sich selbst „von Schleifras nannte, *erschien* 1700 als Fürstabt." Eine, fürwahr, sehr merkwürdige Erscheinung aus den Gräbern! — Auf S. 11 wird zuerst die politisch-reli-

giöse Tendenz dieser Schrift klar ausgesprochen: „So „ruht der grofse Heidenbekehrer Bonifazius in Fulda, „woselbst er den Quell der Demuth und Wissenschaft „gegraben und durch Sturmius begonnen hatte, den „Saamen christlicher Weisheit auszustreuen, welcher „bis heute *noch zwar auch* die kostbarsten Früchte „trieb, *aber leider beschattet von dem Gegenglauben „der Politik verschiedenartige Umgebung hat.*" — Der h. Sturmi S. 12 „legte Proben *einstiger* Kraft — „ab, — — war *der* reinsten Sitten. Seine ausgezeich- „neten Tugenden *drangen* bald weiter." — —. „Er „trat in die *traurige* Welt, um ein Kloster in Hers- „feld zu stiften" — (und) — „reiste den *Fuldaflufs „aufwärts in einem Nachen.* Durch die grausigste „Oede dringend, schreckten ihn weder Bäume, noch „*Hecken*, noch Höhlen und Klüfte" — — „fürchterli- „liche Wüste." Nachdem ihm Bonifaz sein „schnelles „Weichen" verwiesen hat, „*drang er tief in den Ra- „chen der Gebirge*, und kam endlich durch die dich- „testen Urwälder in die Gegend des jetzigen Johannis- „berges bei Fulda und *der Kohlhäuserbrücke bei „Kohlhaus.*" — S. 13: Diese Slaven haben sich oben S. 2 schon einmal gebadet, oder eigentlich „ihren Leib „gewaschen" (so wie auch irgendwo eines verschwen- derischen Abts erwähnt wird, der sich in dem Erlös seiner Besitzungen *badet*). — Ebend. Der „Vater" Bo- nifaz kommt hier und auch sonst noch mehr vor; viel- leicht weil er im Kloster-Latein pater heifst. — Ebend. „*am* 12. *Januar* richtete (Sturmi) das Kreuz (in Fulda) „auf, lichtete und machte den Boden — obgleich im „strengsten Winter — mit den Seinen urbar, und traf „die möglichsten Vorbereitungen zur Ankunft des hei- „ligen Vaters (i. e. des Bonifaz). Plötzlich am Ende „März desselben Jahres erschien *der Engel des Him- „mels und der Erde* (Bonifaz) mit Bauleuten, Werk- „zeugen, Saatfrüchten und Lebensmitteln. Nun begann „der Bau der Kirche und bald sah man schon frucht- „bare Stellen." — Etwas für den Wasserbau! Nach S. 13 „leitete (der h. Sturmi) *den Fuldastrom durch „verborgene Gänge in alle Werkstätten.*" Brower p. 23 weifs blos, dafs der h. Sturmi die Mönchszellen gebauet habe „aquis intra septa ad raria ministeria „deductis," d. i. er hatte eine ganz gewöhnliche Was- serleitung zum Bedarf der Bewohner des Klosters an- gelegt. Von der Fulda und von den Werkstätten ist keine Rede. — S. 16. Hier ist zu lesen, dafs der h. Sturmi „mit Geschenken *und Besitzungen von Carl „d. G. überhäuft*" worden sei, „welcher ihm *be- „deutende Städte* übermachte, *worunter das ganze „Hammelburger, Salecker und Brückenauer Amt „war.*" — S. 14 stehet wieder ein Pröbchen von deut- schem Styl. (Der Abt Ratgarius) „kannte keine Aus- „nahme *bei* den Geistlichen *zur* Arbeit, *wodurch* er „aber auch bald *durch* seine allzugrofse Strenge *bei* „seinen Untergebenen verhafst wurde." — S. 19 im Jahre 817 n. Chr. G. ist die Abtei Fulda „von zwei „*französischen* Mönchen — regiert worden." — Ebend. Abt Aigil war „aus dem alten *bestandenen* Baiern ge- „bürtig." — Der Abt Sigehard von Fulda (S. 23) „stellte „sich im Jahre 872 an die Spitze eines Truppentheils „von (K.) Ludwig, *und drang mit ihm in Mähren „gegen die Normänner vor.*" Man glaubt die Stelle aus Blumauer's travestirter Aeneis zu lesen:

> *Passirten drauf bei Wien die Drau,*
> *Die Sau bei Pfaffenhofen*
> *Und landeten in Troppau.*

S. 26 wird der Brand der Kirche in Fulda erzählt, und hinzugefügt: „glücklich war gerettet, was geret- „tet werden konnte, *ja wahrscheinlich selbst die Ge- „beine des h. Bonifazius.*" Hat man kein gar zu kurzes Gedächtnifs, so erinnert man sich jener Erzäh- lung noch, wenn man S. 58 bei einem abermaligen Brande derselben Kirche die Worte derselben gelehr- ten Verfasser lies't: „und so *loderten* schon zum zwei- „ten Male die *Funken* über dem Grabe des heiligen „Bonifazius und Sturmius zum Himmel, zerstörten die „heiligen Münster und dennoch rettete *jedes Mal* die „Vorsicht ihre heiligen Gebeine." — S. 31 heifst Kai- ser Conrad's II. Gemalin „Giesa," statt Gisela; der Abt Balthasar „von Dermbach" (S. 73) wird in einen von Dernbach, und Abt Bertho IV. „*von Bienbach*" (S. 56) in einen von Bimbach zu ändern sein. Auch hat noch niemand hier zu Lande einen „Freiherrn v. „Riedesel *zu Eisenach*" (S. 56) gekannt, wenn gleich die Riedesel zu *Eisenbach* nocht nicht ausgestorben sind. — S. 34 der Abt Widerad, Nachfolger des Abts Siegfried, „beschämte jetzt durch seine *Demuth* die „*Grofsmuth* Siegfried's." Man lese die voranstehende Lebensgeschichte Siegfried's, und man wird allen Grund haben, sich zu fragen, was denn eigentlich die Ver- fasser sich unter der *Grofsmuth* gedacht haben mögen. Er war wieder „von *unverrückbarer* Tugend." Der-

selbe „*demüthige*" Abt Widerad kommt auf derselben Seite in Mainz mit dem Hildesheimer Bischof in einen Präcedenz-Streit, „so zwar, dafs sie zum Handgemenge „kamen, und sich blutig schlugen." Eine schöne Demuth! Die Goslar'sche Fatalität, welche dahin führte, dafs das Menschenblut aus den Thüren der Kirche rann, folgt erbaulich gleich hinterher. — S. 37. Bis hieher waren gegen 30 Aebte Fulda's abwechselnd weise und gerecht, gerecht und weise u. s. w., obgleich die Gerechtigkeit und Weisheit mancher unter ihnen etwas wunderlich aussieht. Jetzt tritt auf einmal der Investitur-Streit ein. Nun wandelt sich die Scene. Weise und gerecht, gerecht und weise u. s. w. sind von da an blos die papistischen Aebte Fulda's gewesen, und begreiflicher Weise alle diejenigen verdammlich, welche den Kaisern gehorchten.

Auch *Poëtisches* gibt unser Werkchen. — S. 51 stehet eine (leider nicht wohl gereimte, auch in Betreff des Inhalts nicht zum Besten von den Autoren bedachte) Sage: „das Wendelinus-Kapellchen" u. s. w. betitelt. Damit Freunde der Dichtkunst dies eigenthümliche Product in einem Vorgeschmacke kennen lernen, rücken wir hier instar omnium Eine Stelle aus demselben ein. Hans Schwarz bauet eine Kapelle auf des Petersberger Probstes Grund und Boden, und verkauft dort allerlei Schnitzwerke, als Amulette für das mit Krankheit bedrohete Vieh.

„Bald war nun die Kapell'
„Erbaut von Lehm und Holz,
„Und Hans auf ihr Gestell
„Wie auf sein Schnitzwerk stolz,
„Das pêle et mêle bestand
„Aus Thieren ohne Zahl,
„Aus Heil'gen im Gewand
„Der Freuden und der Qual,
„Aus Männern und aus Frauen
„Als heilig allbekannt,
„Aus Hunden und aus Sauen u. s. w.

Doch sapienti sat! Wahrhaft wehe hat es uns gethan, das treffliche Lied des Landesbischofs J. Leonhard Pfaff (S. 142 ff.), in welchem christliche Humanität lebt, und worin ein kunstgebildeter Dichtergeist sich ausspricht, mit jenem Gassenhauer in Einen Band gebracht zu sehen. —

v. Rommel.

LXI.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau, Prof. an der Univ. zu Christiania. 1stes Heft. Mit 4 Taf. Christiania, 1838.

Dieses Werk ist dazu bestimmt, Materialien jeder Art und Form aufzunehmen, welche zu einer künftigen geologischen Beschreibung Norwegens dienen können. Das vorliegende erste Heft enthält drei Aufsätze: Christiania's Uebergangs-Territorium, von Keilhau S. I—126; über Serpentingebilde im Urgebirge auf Modum, vom Bergmeister K. F. Böbert zu Modum S. 127—137; Uebersicht der bisher in Norwegen gefundenen Formen der Triboliten-Familie von C. Boeck, Lehrer der Veterinair-Wissenschaft zu Christiania. Nur die erste dieser Arbeiten ist von einem allgemeinen Interesse für die Geognosie.

Leop. von Buch sagt in seiner Reise durch Norwegen und Lappland I. 97. von der Uebergangsformation in der Umgegend von Christiania: ich fand Gesteine, welche man dem Uebergangsgebirge nie zugetraut hätte, und die sich doch hier mit einer Deutlichkeit der Lagerung zeigen, dafs man über ihre Verhältnisse in dieser Beziehung nicht zweifelhaft bleiben kann. Hat man ihre wahre Natur richtig erkannt, so wird man gewifs Christiania mit der Ueberzeugung verlassen, *dafs aus dieser Gegend die Geologie reichen und grofsen Gewinn schöpfen kann und dafs sie wahrscheinlich für Geologie die wichtigste des ganzen Nordens ist.* Aus den Beobachtungen Leop. von Buch's und Hausmann's in diesen Gegenden, über den Porphyr, der in mächtigen Bergen auf versteinerungsvollem Kalkstein gelagert ist, und auf diesem Porphyr Syenit und Granit, hat sich die Umwälzung des Wernerschen Lehrgebäudes der Geologie entwickelt, und in ihnen ist der Anfang derjenigen Ansichten zu suchen, welche gegenwärtig am Allgemeinsten in dieser Wissenschaft angenommen werden. Die Gegend, von der Keilhau hier eine ausführliche und sehr genaue Beschreibung liefert, gehört mithin zu den wichtigsten für eine ganze Reihenfolge allgemeiner Ansichten der Geologie.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht das erstemal, dafs Keilhau seine Beobachtungen über diese Gegenstände veröffentlicht, es geschahe zuerst in der *Darstellung der Uebergangs-Formation in Norwegen*, Leipzig 1826 und in Poggendorff's Ann. B. V. S. 1. 133. 261. 389. 1825., dann in einem Aufsatze: *über die Bildung des Granits und der anderen krystallinischen massigen und geschichteten Gebirgsarten* im Nyt Magazin for Natur videns kaberne B. I. S. 1, welcher in Karsten's Archiv B. X. S. 438 sich übersetzt findet. Die Beobachtungen sind in dem vorliegenden Aufsatze vollständiger, die allgemeinen Ansichten, zu denen der Verf. geführt worden ist, auf viele einzelne Fälle angewendet, wenn auch kaum vollständiger entwickelt, als in der angeführten Arbeit über die Bildung des Granits. Diese allgemeinen Ansichten des Verfs. sind es ganz besonders, welche hier betrachtet zu werden verdienen; sie beziehen sich auf die Bildung der massigen krystallinischen Gesteine, des Granits, Syenits, Porphyrs, der Grünsteine und der damit verbundenen Trapparten, und auf die Verhältnisse, in welchen diese Gesteine zu den geschichteten und versteinerungsführenden Gebirgsarten sich befinden.

Das endliche Resultat des Verfs. besteht darin, dafs *diese massigen Gebirgsarten weder auf neptunischem noch auf vulkanischem Wege entstanden sein können, sondern dafs eine morphologische Umbildung aus der Masse der geschichteten Gesteine durch einen ganz ruhigen Prozefs sie erzeugt habe* und dafs alle bisher über sie gesammelten Erfahrungen ihre befriedigende Lösung durch diese Ansicht allein erhalten können. Worin diese morphologische Umbildung ihre Veranlassung gefunden habe, warum gewisse Theile des geschichteten Gebirges und zwar diejenigen, welche dem krystallinischen Gneise zunächst liegen, davon nicht ergriffen worden seien, darüber spricht der Verf. sich nicht aus, indem er sich bei diesem schwierigen Gegenstande nur an den nächsten Folgerungen und Ursachen und nicht an den entfernteren halten will. Der Verf. hat die Beweise für seine Ansicht lediglich aus dem Verhalten des sogenannten Uebergangsgebirges (der Grauwackenformation) zu den eben erwähnten krystallinischen Gesteinen hergenommen; es bedarf aber kaum der Bemerkung, dafs dieses Verhalten zwar ein recht deutlich aufgeschlossenes, an den Küsten-Entblöfsungen trefflich zu erforschendes sei, dafs es aber durchaus nicht abweiche von demjenigen, welches vielfach in anderen Gegenden bekannt geworden ist, ja man darf wohl sagen, welches bisher überall getroffen worden ist, wo diese massigen Gesteine mit der Grauwackenformation in Berührung treten und ihre Grenzen aufgeschlossen und entblöfst sind. Dieselben Erscheinungen bieten die Küsten von Cornwall, der Insel Elba, der Insel Man und die Umgebungen von Calavà und Tindaro an der Nord-Küste von Sicilien dar, dieselben Verhältnisse finden sich zwischen Granit und den Gesteinen der Grauwackengruppe an der Rofstrappe im Budethale und an dem Rehberger Graben bei Andreasberg; dieselben Verhältnisse zwischen Porphyr und Sandstein am Gleifsberge bei Waldenburg. Es handelt sich nicht um die Bedeutung und Erklärung einer isolirten Beobachtung, sondern eines ganz allgemeinen Phänomens. Was von dem Verhalten dieser massigen Gebirgsarten bei Christiania gilt, mufs auch überall seine Anwendung finden, und wenn hier deren Entstehung auf vulkanischem Wege unmöglich ist, so mufs sie es auch in allen übrigen Theilen der Erde sein.

Die Ansicht von der *neptunischen* Bildungsweise des Granits und der übrigen krystallinischen Gesteine

ist eben durch die Beobachtungen Leop. von Buch's über die Verhältnisse bei Christiania erschüttert und nach und nach so aus dem Gebiete der Wissenschaft verschwunden, dafs nur noch einzelne Stimmen sich im letzten Decennium zu Gunsten derselben öffentlich haben vernehmen lassen, auch Keilhau findet nach einer ausführlicheren Untersuchung dieser Gegend, dafs sich die Verhältnisse nicht mit dieser neptunischen Ansicht vereinigen lassen. Dieselbe kann daher hier um so mehr übergangen werden, als grade dasjenige räumliche Verhalten zwischen massigen Gesteinen und geschichteten, welches am meisten gegen eine neptunische Bildungsweise der ersteren spricht, hier in unzähligen Beispielen klar vor Augen liegt. Dagegen wird es um so nothwendiger sein, die Gründe einer Prüfung zu unterwerfen, welche Keilhau veranlafst haben, auch die *vulkanische* Entstehungsweise der massigen Gebirgsarten zu verwerfen und sie durch eine *morphologische Umbildung* oder eine metamorphische Entstehungsweise zu ersetzen.

In der Nähe der massigen Gesteine, namentlich des Granites und Syenites, aber auch der übrigen Gesteine, kann man in diesem Distrikte wahrnehmen, dafs die Gesteine der geschichteten Gebirgsarten gewisse eigenthümliche Modifikationen darbieten, welche entfernter von diesen massigen Gesteinen sich in ihnen nicht weiter zeigen. Es sind diefs die sogenannten *harten Schiefer*, die reinsten Thonschieferbildungen mit einem vermehrten Kieselgehalte, die dem Kieselschiefer oder Hornsteine nahe stehen; Kalkkiesel und Kieselkalk, Marmor, hellgefärbter fast dichter Kalkstein, Gesteine, welche Keilhau übereinstimmend mit der gewöhnlichen Ansicht, durch eine spätere Veränderung als aus den gewöhnlich in der dortigen Grauwackengruppe herrschenden Gesteins-Abänderungen hervorgegangen ansieht. Die Art der Induktion, welche ihn zu diesem Resultate führt, ist wesentlich keine andere, als die gewöhnliche. Das Erscheinen der harten Schiefer und des Marmors ist immer an dem Auftreten der grofsen granitischen Bildungen gebunden; da nun diese ursprünglich nicht vorhanden waren, d. h. da diese neuerer Entstehung sind, als das geschichtete Gebirge mit seinen gewöhnlichen Gesteins-Abänderungen, so müssen auch die harten Schiefer und der Marmor in dieser Form jünger sein, als die gewöhnlichen geschichteten Gesteine, und da sie ihrer Masse nach damit gleichzeitig sind, theils zu denselben *Schichtsystemen*, theils zu denselben *Schichten* gehören, so können sie nur durch eine nach ihrer Ablagerung herbeigeführte und mit dem Auftreten des Granits in Verbindung stehende Umänderung entstanden sein. So weit stimmt also die Ansicht von Keilhau mit der jetzt herrschenden überein, von hier gehen aber beide weit divergirend auseinander. Die Umänderung der geschichteten Gebirgsarten ist nach der gewöhnlichen Ansicht durch die Einwirkung der massigen Gesteine auf sie hervorgebracht worden, — grade so wie in den Schmelzöfen die Berührung der geschmolzenen Massen die Steine verändert, aus denen die Oefen gebaut sind und welche oft mit den veränderten geschichteten Gebirgsarten auffallende Aehnlichkeit zeigen —, dagegen Keilhau der Ansicht ist, dafs diese Umänderung nur der Anfang oder ein schwächerer Grad derjenigen sei, welche bei einer vollständigen Entwicklung den Granit, Syenit, Porphyr oder überhaupt die massigen Gesteine aus der Substanz der geschichteten Gebirgsarten habe entstehen lassen. Als Hauptgrund wird für diese Ansicht angeführt, dafs ein *vollständiger Uebergang* von dem Granit, Syenit u. s. w. aus in die harten Schiefer verfolgt werden könne, dafs keine scharfe Trennung zwischen beiden vorhanden sei; alle übrigen Gründe für diese Ansicht, welche der Verf. aus dem allgemeinen und speziellen räumlichen Verhalten der massigen und der geschichteten Gebirgsarten ableitet, scheinen nicht so wichtig zu sein. — Wenn die sorgfältigen Beschreibungen näher betrachtet werden, die der Verf. von den Gränzen oder Berührungsflächen der massigen Gesteine und der veränderten geschichteten Gebirgsarten liefert, so ist das Resultat, dafs dieser vollständige Uebergang zwischen Granit und hartem Schiefer durchaus kein allgemeines Phänomen sei und dafs derselbe bei manchen Gesteinen und bei manchen Formen kaum jemals beobachtet worden ist; dafs vielmehr dieser behauptete vollständige Uebergang sich auf Erscheinungen reduciren lasse, die in andern Gegenden und von andern Beobachtern so aufgefafst worden sind, dafs die massigen Gebirgsarten an der Berührungsfläche mit den geschichteten häufig Verschiedenheiten in der Art ihrer Gesteinszusammensetzung gegen ihre weiter von dieser Berührungsfläche entfernt liegende Masse wahrnehmen lassen. Diese Bemerkungen sollen aber keineswegs die Folgerungen widerlegen, welche der Vf.

aus diesen Beobachtungen gezogen hat, sondern sie sind nur dazu bestimmt zu zeigen, dafs hierin nicht etwa eine Eigenthümlichkeit der Gegend von Christiania gefunden werden könne, welche weder an anderen analogen Stellen vorhanden, noch bisher die Aufmerksamkeit der Gebirgsforscher erregt hat, sondern dafs diese Erscheinung ebenso allgemein unter denselben Verhältnissen wiederkehrt, wie die Umänderung der geschichteten Gebirgsarten selbst in der Berührung mit den massigen.

Eine kleine Betrachtung wird zeigen, dafs aus den eigenen Beobachtungen des Verfs. und aus den Folgerungen, welche er daraus gezogen hat, eine so grofse Verwirrung in der Vorstellung über das Verhalten der geschichteten versteinerungsführenden Massen zu denen, welche sie begränzen, sich ergiebt, dafs nothwendig irgend wo entweder in den Beobachtungen oder in den daraus abgeleiteten Folgerungen ein Irrthum vorhanden sein mufs. Die Schichten der Grauwackengruppe, in dem grofsen Becken, welches Christiania umgiebt, ruhen nehmlich an den Rändern desselben überall auf *Gneis* auf, den der Vf. Urgneis oder mit Walchner das Grundgebirge nennt; er bietet überall eine scharfe Gränze dar, die um so mehr hervortritt, als die liegende Schichtenabtheilung der Grauwackengruppe mit ihren milden Thon- und Alaunschiefern recht viele organische Reste enthält. Der Granit nun, dessen Bildung neuer ist, als die der Schichten der Grauwackengruppe, auch nach der Ansicht des Verfs. selbst, bietet nun ebenfalls nach seinen Beobachtungen einen vollständigen Uebergang in den Gneis dar, ein gänzliches Verschwinden jeder Trennung und Gränze. Hieraus mufs, wenn die Folgerungen des Verfs. angewendet werden, nothwendig geschlossen werden, dafs der Gneis auf dieselbe Weise entstanden sei wie der Granit, ja auch wohl gleichzeitig mit demselben, indem sonst, bei einer Trennung der Zeit nach sich nothwendig noch eine Grenze, eine Unterbrechung der räumlichen Continuität zwischen beiden würde auffinden lassen; d. h. der Gneis ist ebenfalls ein Produkt der Umwandlung aus Massen, welche als geschichtete (und versteinerungsführende) Gebirgsarten abgelagert worden sind und zwar ist diese Umwandlung erst vor sich gegangen, als die gesammte Folgereihe der Schichten jener Gegend bis zu ihren jüngsten Gliedern, den Sandsteinen und Konglomeraten bereits gebildet war. Gegen diesen Schlufs kann der Verf. nichts einwenden, denn was aus dem Uebergange des Granits in den harten Schiefer von ihm gefolgert wird, mufs ja auch für den Uebergang aus dem Granit in den Gneis gelten. Nun aber ist nicht allein dies Resultat den Ansichten und Beobachtungen des Verfs. entgegen, sondern es streitet auch gegen Alles, was wir sonst über das Verhalten dieser Gebirgsarten wissen. Der Gneis mufs als solcher schon vorhanden gewesen sein, wie die Bildung der normalen Schichten der Grauwackengruppe begann, er mufste den Boden des Meeres bilden, worin die zahlreichen Mollusken und Krustaceen (Paläaden) lebten, welche ihre Reste in den Gebirgsschichten haben aufbewahren lassen, er mufste vorhanden sein und der Zerstörung an seiner Oberfläche und an seinen damaligen Küstenrändern unterworfen, als die Bruchstücke von ihm getrennt, welche in den Konglomeratschichten der Grauwackengruppe eingeschlossen wurden, er kann also unmöglich *gleichzeitig* mit dem Granite, welcher neuer ist, wie die Schichten der Grauwackengruppe, das geworden sein, was er gegenwärtig ist. Die ganze Periode der Ablagerung der Grauwackenschichten liegt zwischen der Gneis- und der Granitbildung, und diefs ist so evident, als irgend eine der nächsten Folgerungen aus sicherer Beobachtung; ein Resultat, welches also diesem widerspricht, mufs irgendwo, entweder in den zu Grunde gelegten Beobachtungen oder in seinen Folgerungen einen Irrthum enthalten.

Nachdem so auf eine sehr einfache Weise gezeigt worden ist, dafs die Folgerungen des Verfs. zu Resultaten führen, welche seinen eigenen Beobachtungen widersprechen, so wird es nun nothwendig sein, auf die spezielleren Betrachtungen einzugehen, welche der Vf. über die Grenzverhältnisse des Granits und Syenits mit den geschichteten Gebirgsarten anstellt. Diese Grenze ist zum Theil den Schichten gleichförmig, so dafs der Granit als Hangendes oder Liegendes einer Schicht auf eine gewisse Erstreckung erscheint, zum gröfseren Theil aber ungleichförmig, so dafs die Schichten an der Grenzfläche des Granits abstofsen und dabei theils darauf liegen, theils davon bedeckt werden. Der Verf. drückt diefs in den Worten aus: dafs der Granit weder als grofse regelmäfsige Lager zwischen den Straten der Formation, noch als das Hangende oder Liegende von denselben unter gleichförmiger Lagerung zu denken sei. Ein Nebeneinanderstehen des

Granites und der Schiefer, und die Ueberlagerung des Granites durch die Schiefer bei ungleichförmiger Lagerung wird als das gewöhnlichste Verhältnifs zwischen beiden angegeben; und im Allgemeinen so ausgesprochen, „dafs die in grofser Ausdehnung verbreiteten granitischen Massiven im Ganzen den angränzenden Massen der geschichteten Felsarten im Territorium zur Seite stehen oder vielmehr zur Seite liegen." Wenn diese zur Erregung klarer Vorstellungen über die räumlichen Beziehungen zweier Gesteinsmassen eben nicht sehr geeigneten Ausdrücke verglichen werden mit den Beschreibungen der einzelnen Lokalitäten, so dürfte nur daraus hervorgehen, dafs sich der Granit zu den geschichteten Gebirgsarten eben so verhalte, wie grofse Gesteinsgänge zu ihrem Nebengestein; wie Macculloch diese Verhältnisse zwischen den Trappgesteinen in Schottland und auf den Hebriden, v. Beust noch neuerlich zwischen dem Porphyre im Sächsischen Erzgebirge und den umgebenden Gebirgsarten mit so grofser Klarheit und Bestimmtheit entwickelt haben. Mag eine Grenze zwischen zwei Gebirgsarten auch noch so wunderlich zackig und uneben gestaltet sein, so mufs sie doch entweder geneigt, oder senkrecht sein; wenn eine beider Gebirgsarten geschichtet ist, so mufs sie entweder mit diesen Schichten übereinstimmen, oder sie mufs davon abweichen und es werden nur einzelne dieser Verhältnisse oder mehrere oder alle in dem ganzen Verlaufe einer solchen Grenze auftreten können. So weit diese Grenzverhältnisse zwischen Granit und Thonschiefer in dem Distrikte von Christiania entblöfst, beobachtet und beschrieben sind, bieten sie durchaus keine Gründe dar, welche gegen die *vulkanische* Bildungsweise des Granits sprächen, im Gegentheile sind sie grade von der Art, dafs sie eine solche Ansicht nur unterstützen können. Was der Verf. über die muthmafsliche Grenze in gröfserer Tiefe, wo sie nicht beobachtet werden kann, anführt, dürfte hierbei von gar keinem Belange sein, da die Muthmafsungen, welche derselbe darüber ausspricht, nur allein durch seine Ansichten bedingt werden, und es ebensowohl sein kann, dafs ein anderes Verhalten statt findet, als dasjenige, welches er vorausgesetzt.

Die speziellen Grenzverhältnisse werden in drei Abtheilungen gebracht, von denen die der Uebergänge der harten Schiefer in den Granit bereits erwähnt worden ist; aufserdem, und dieses ist der gewöhnliche Fall, zeigen sich bei einem scharfen Abschnitte des Granits „*Verästungen*" desselben in den Schiefer hinein und isolirte Partien sowohl der geschichteten als massigen Gebilde, welche an den Grenzen die einen in den anderen auftreten. Die Verästungen — Gangtrümmer — welche sich von der Hauptmasse des Granits in den Schiefer hinein erstrecken und zwar besonders da, wo eine ungleichförmige Grenze die Schichtungsflächen auf einem Durchschnitte mit dem Granite in Berührung bringt — sind wohl bei der vulkanischen Entstehungsweise des Granits recht eigentlich zu erwarten und müssen als eine Erscheinung betrachtet werden, welche eine solche Ansicht vorzugsweise unterstützt. Dasselbe ist aber auch von den gröfseren und kleineren Parthien des Schiefers zu behaupten, welche sich weiter oder näher an der Grenze der Hauptmasse mitten im Granite eingeschlossen befinden; denn wenn, wie die vulkanische Ansicht voraussetzt, die Decke der Schieferschichten über dem Gneise durch den Granit zersprengt wurde und ihrem gröfseren Theile nach von demselben ihrer Seits bedeckt, so mufsten dabei nothwendig Trümmer, gröfsere und kleinere enstehen, welche sich grade in einem solchen Lager befinden mufsten, wie diese Parthien gegenwärtig besitzen. Der Vf. erwähnt hier eines Umstandes, den derselbe als einen wichtigen Grund gegen die vulkanische Ansicht geltend machen zu müssen glaubt, nehmlich der Regelmäfsigkeit der Schichtung in diesen Parthien, der aber bei einer nähern Beleuchtung des Sachverhältnisses kaum als ein solcher benutzt werden kann. Wenn nehmlich die grofse Reihenfolge von Beobachtungen, welche über das Streichen und Fallen der Schichten der Grauwackengruppe in diesem Distrikte mit anerkennenswerther Sorgfalt angestellt sind, erwogen wird, so lassen sich zwar daraus wohl einige allgemeine Schlüsse über die Schichtenstellung ziehen, aber man bemerkt darin auch eine so grofse Menge lokaler Abweichungen, dafs in der That nicht recht einzusehen ist, wie aus der Lage der Schichten in den isolirten Parthien auf deren Regelmäfsigkeit oder Unregelmäfsigkeit soll geschlossen werden können.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau.

(Schlufs.)

Wenn nun der Verf. nach diesen Betrachtungen den Schlufs zieht, „dafs die Gebilde, welche zur Zeit den Raum der granitischen Massiven einnehmen, nirgends von aufsen her, nehmlich weder von oben (nach neptunischer Ansicht) noch von unten (nach vulkanischer Ansicht) in denselben hineingekommen sein können, also nur die dritte Ansicht einer morphologischen Umbildung aus Massen, welche mit dem Schiefer gleichartig abgesetzt werden, als allein mögliche übrig bleibe", so steht derselbe nach den bisherigen Bemerkungen als gänzlich unbegründet da; entbehrt eines jeden aus den Beobachtungen entnommenen Fundaments.

Diese seine Ansicht spricht der Verf. in folgenden Worten aus:

„Wo wir jetzt die grofsen granitischen Distrikte mit ihren Verästungen und kleinen Filial-Massen um sich herum sehen, da existirten in einer früheren Zeit überall dieselben Gebilde, welche sich mehr oder weniger unverändert in den nicht aus massiven Felsarten bestehenden Distrikten des Territoriums und in den einzelnen kleinen, mit den letzteren analogen Portionen in den granitischen Massiven erhalten haben. Nähmlich die Strecken, welche dermalen durch die Granit-Distrikte eingenommen werden, machten früher ein gleichartiges Ganzes mit den jetzigen Schiefer- und Kalk-Distrikten aus. Dieses Ganze bestand aus Straten, welche schon seit längerer oder kürzerer Zeit erhärtet gewesen sein mufsten, indem sie bereits ihr meistens sehr steiles Fallen hatten. In einer Epoche, welche sich nicht bestimmen läfst, Motiven zufolge, die ebenfalls nicht bekannt sind und unter Processen, von denen man zur Zeit nur wissen kann, dafs sie — als nicht die geringste Störung im Streichen und Fallen der Schichten verursachend — völlig ruhig und deshalb wohl sehr langsam vor sich gingen, wie auch, dafs sie höchst chemischer Natur waren — wurden gröfsere und kleinere Portionen von diesen Strecken der Straten in krystallinische Silicat-Gebilde, in Syenit und Granitgebilde verwandelt."

So würde denn mit diesem Haupt-Resultate ein wichtiger Theil der gesammten Geognosie wieder in das Gebiet leerer Hypothesen geworfen sein, denen er kaum angefangen hat sich zu entziehen und auf eine Bahn naturgemäfserer Forschungen zu treten. Es sollen hier Vorgänge stattgefunden haben, von denen gar keine analoge, zu derselben Klasse gehörende Erscheinungen jetzt noch die Erdoberfläche uns ein Beispiel zeigt, zu einer unbestimmten Zeit, durch unbekannte Motive hervorgerufen. Dafs von der geognostischen Seite her, d. h. in Bezug auf die räumlichen Verhältnisse der Massen, dieses Resultat nicht haltbar ist, nicht aus den Beobachtungen folgt, dürfte wohl gewifs aus dem Vorhergehenden sich ergeben, dafs es aber eben so wenig mit den Grundsätzen der Chemie in Uebereinstimmung zu bringen ist, auch von der chemischen Seite her jeder Begründung entbehrt, hat Berzelius im Jahresberichte über die Fortschritte der phys. Wissensch. (17ten Jahrg.) genügend gezeigt.

Dennoch ist einzuräumen, dafs die vulkanische Ansicht grade bei der Erklärung der Phänomene, welche grofse Parthien massiger Gebirgsarten in ihren Begränzungen darbieten, wie die Parthie des Granits, Syenits und Porphyrs im Distrikte von Christiania, welche beinahe ringsum von einem schmalen Bande geschichteter Gebirgsarten umgeben wird, auf die gröfsten Schwierigkeiten stöfst. Diese Schwierigkeiten liegen in der Unmöglichkeit eine Kenntnifs von dem räumlichen Verhalten derselben in gröfseren Tiefen zu erlangen; nur ein geringer Theil, nur ein äufserer Umrifs der Grenze ist sichtbar und zugänglich, der bei weitem gröfsere

und wichtigere Theil derselben ist verborgen; nur aus einer Kenntnifs desselben könnten Beweise und Gegenbeweise von wahrem Werth geschöpft werden. So lange diese Schwierigkeiten nicht beseitigt werden können, bleibt nur allein das analoge Verhalten kleinerer Parthien das einzige Anhalten, um Schlüsse auf das der gröfsern zu ziehen und grade hier bietet die Gegend von Christiania einen unerschöpflichen Stoff dar, der durch Keilhau's treffliche Beobachtungen in nicht geringem Mafse die vulkanische Entstehungsweise der massigen Gebirgsarten ebenso beweiset, wie nur irgend eine andere bisher untersuchte Gegend.

Unter diesen kleineren Parthien sind die *Gänge* vorzugsweise verstanden, welche die massigen Gebirgsarten in den geschichteten und versteinerungsführenden bilden. Dem Gesteine nach lassen sich die Massen in sehr mannigfache Abtheilungen bringen, denn der Vf. führt als solche abnorme Gebilde innerhalb der normalen auf: Quarz mit wenig oder ohne Feldspath-Substanz, feldspathhaltiger Quarz oder Hornstein, quarziger dichter Feldspath oder Eurit, Hornstein- oder Eurit-Porphyr; Syenitporphyr durch porphyrartigen Syenit in eigentlichen Syenit übergehend, und durch Mangel der Hornblende in krystallinische Feldspathgebilde sich umändernd, welche wohl Granit genannt werden können, Rhombenporphyr (ein Nahmen, den Leop. v. Buch a. a. O. I. 106. gebraucht) mit einer mehr dem Diorit als dem Eurit verwandten Grundmasse, Diorit, Aphanit, Amphibolit, eisenreichen basaltischen Trapp. Was die Formen betrifft, unter denen dieselben auftreten, so werden als solche Gänge, Lager und so unregelmäfsige Massen bezeichnet, dafs sie weder unter die Kategorie der Lager noch der Gänge gehören. Obwohl alle die genannten Gesteine in diesen drei Formen auftreten, so sind doch besonders als Gänge die Porphyre und Grünsteingebilde, als Lager die nicht porphyrartigen Hornstein- oder Euritgebilde, und als unregelmäfsige Masse die Syenite und granitischen Gesteine ausgezeichnet.

Die Grünsteingebilde treten in einem Continuum als Gänge und Lager auf. Diese Beobachtung, welche auch in anderen Gegenden, wie auf den Hebriden, das wahre Verständnifs dieser räthselhaften als Lager ohne Verbindung mit Gängen auftretenden Massen herbeigeführt hat, ist von Wichtigkeit; denn die Analogie dieser Fälle mit denen, wo die übrigen Gesteine getrennt als Gänge und als Lager auftreten, liegt doch in der That zu nahe, als dafs sie nicht eine unmittelbare Anwendung verstattete. Es könnte überhaupt wohl auffallen, dafs man auf diesen Unterschied ein so grofses Gewicht gelegt hat, denn wenn eine geschichtete Gebirgsmasse zerrissen wird, kann es da wirklich befremden, dafs ein solcher Rifs auf gröfsere oder kleinere Strecken mit der Lage einer Schicht zusammenfällt? weiter geht doch die Erscheinung eigentlich nicht; nur möchte hier eben die Beobachtung des Vfs., dafs diese Formen in einem gewissen Zusammenhange mit ihrer eigenen Masse stehen, als eine solcher Ansicht entgegenstehende betrachtet werden, da man bei derselben eher erwarten sollte, dafs diese Formen von der Beschaffenheit des umgebenden geschichteten Gebirges abhängig seien; dieses an einer Stelle leichter nach der Lage der Schichten, an einer anderen leichter nach einer davon verschiedenen Richtung reissen werde. In der Richtung der Gänge ist keine Regelmäfsigkeit wahrgenommen worden, sie finden sich in allen Richtungen und daher wäre es sehr leicht möglich, dafs in der Uebereinstimmung derselben mit den Schichten, also mit dem lagerhaften Auftreten gewisser Massen nur ein zufälliges Ereignifs zu erkennen wäre. Hieraus einen Grund gegen die vulkanische Entstehungsweise dieser Massen und dieser Gänge hernehmen zu wollen, scheint aber in keinem Falle gerechtfertigt. Die unregelmäfsigen Massen dieser Gesteine stimmen, so weit die Beobachtungen reichen, ganz wohl mit dem Aufreissen und Hineindrängen einer Substanz von unten in diese Räume überein, denn nirgends ist nachgewiesen worden, dafs eine solche unregelmäfsige Masse ringsum von dem geschichteten Gebirge umschlossen gefunden wäre. Selbst wenn diefs sich aus einer sorgfältigen Untersuchung herausgestellt hätte, so ist diefs noch so lange kein stringenter Beweis, als eine freie Seite vorhanden ist, auf welcher früherhin zur Bildungszeit ein Zusammenhang mit tiefer niedersetzenden Massen stattgefunden haben könnte. Aber die Bruchstücke des Nebengesteins in diesen Gängen kommen hier wie in andern Gegenden vor und sind dem Verf. sehr unbequem, obgleich er sich mit einiger Leichtigkeit über andere, wohl wichtigere Thatsachen hinweggesetzt hat. Was eben so sehr die gangartige Natur dieser Gesteine beweisen dürfte, ist der Umstand, dafs Porphyrgänge bei Voxen und Sogns-Vandet den Sye-

sit und die Schiefer durchsetzen; was höchst wichtig und entscheidend für die Natur der gröfseren Massen dieser Gesteine, ist die Verbindung eines Porphyrganges in der Gegend von Ullern, bei Roea und Voxen mit der Hauptmasse des Porphyrs. Aber wer möchte denn überhaupt zweifeln, dafs alle diese Gänge mit den Hauptmassen in Verbindung stehen, dafs sie aus einer gemeinsamen Quelle hervorgedrungen sind? Die Gesteine der grofsen Massen finden sich in den Gängen wieder; allerdings werden in diesen mehrere Verschiedenheiten angeführt. Ist das entscheidend gegen die vulkanische Ansicht? sollen Massen, welche in kleinen, eng begränzten Räumen enthalten sind, denn nicht in anderer Form auftreten, als wenn grofse zusammenhängende Partien, welche Quadratmeilen bedecken, demselben Temperaturwechsel unterworfen werden. Es gehört übrigens noch ein bei weitem sorgfältigeres Studium der Gesteine und der sie zusammensetzenden Mineralien dazu, als bisjetzt darauf verwendet worden ist, um die hierher gehörigen Fragen gründlich beantworten zu können. Ohne ein solches Studium ist es vergeblich, über die Bedeutung vieler Erscheinungen, ihre mögliche Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit gewissen Ansichten zu verhandeln; hierher gehören besonders die vielen schönen Augitporphyre, die sogenannten Nadelporphyre mit den breiten aber dünnen Labradorkrystallen, welche so weit von den quarzführenden Feldspathporphyren entfernt stehen und auch wohl einer andern Bildungszeit angehören dürften. Es wird gewifs ganz allgemein anerkannt werden, dafs die vielen Porphyr- und Grünsteingänge in dem Schiefer, in der Nähe der grofsen Porphyr- und Syenitmassen einer vulkanischen Entstehungsweise sehr günstig sind, daher sehr dafür sprechen, dafs Spalten in dem Schiefer entstanden und diese von unten auf mit geschmolzenen Substanzen erfüllt wurden, welche darin erstarrten; und dafs sich dagegen gleich auf den ersten Blick zeigt, wie wenig diese Verhältnisse mit der Ansicht übereinstimmen, dafs diese Porphyrgänge durch eine Umwandlung aus der Substanz des Schiefers entstanden sind. Gänzlich überflüssig erscheint es hier in nähere Erläuterungen einzugehen.

Höchst interessante Beobachtungen hat der Verf. über das Vorkommen besonderer Mineralien in den sogenannten Contakt-Regionen, d. h. in der Nähe der Grenze der massigen und geschichteten Gebirgsarten angestellt. Sie gehören nach der gewöhnlichen Ansicht recht eigentlich in das Gebiet der Veränderungen, welche überhaupt in den geschichteten Gebirgsarten durch die Berührungen mit den massigen herbeigeführt worden sind; sie werden in dieser Beziehung sehr häufig als ein Beweis für die vulkanische Ansicht angeführt. Der Verf. bemüht sich zu zeigen, wie ihr Vorkommen nur allein mit der Ansicht einer Umwandlung auch der massigen Gesteine aus der Substanz der geschichteten übereinstimme. Doch es mufs hierbei die Betrachtung angestellt werden, dafs nach dieser Ansicht die Umwandlung von dem gewöhnlichen Thonschiefer in den Granit, von dem Sandstein in den Porphyr nicht sprungweise geschehen sein kann, sondern alle Stadien durchlaufen haben mufs, welche noch gegenwärtig wahrnehmbar sind. Diese grofse Menge besonderer Mineralien bezeichnet aber ein solches Stadium, in dem sie sich da befinden, wo die rein krystallinischen Gebilde und die Schiefer mit einander grenzen. Diese Grenze mufs ja aber bei dem Umwandlungs-Procefs die ganze Masse der gegenwärtig vom Granit eigenommenen Distrikte durchlaufen haben, also müfsten ja auch während desselben diese vielen besondern Mineralien da vorhanden gewesen sein, wo jetzt weiter nichts als ein einförmiger Granit zu finden ist. Welch seltsame Umwandlung! Dieser Schlufs ist aber ganz unabweisbar, sobald man nicht annehmen will, dafs die Umwandlung des Schiefers grade überall da begonnen habe, wo noch gegenwärtig seine Grenze mit dem Granite liegt und sich von hier aus nach der einen Richtung hin der Granit und nach der andern der harte Schiefer entwickelt habe; diese Annahme ist aber auch dem Vf. ganz fremd, der überall darauf hinweist, die vollständig krystallinisch ausgebildeten Gebirgsarten als das letzte Stadium der Umwandlung, als die höchste Entwicklung derselben zu betrachten; also müssen die Contact-Regionen nach seiner Ansicht nothwendig einmal den ganzen Raum der Granit-, Syenit- und Porphyrkörper durchlaufen haben.

Die Beobachtungen, welche über das Verhalten der massigen Gebirgsarten untereinander angeführt werden, entscheiden Nichts, sie lassen sowohl den Ansichten der Umwandlung als der vulkanischen Entstehungsweise derselben freien Spielraum, sie beschränken sich auf einen vollständigen Uebergang des Porphyrs in den Syenit bei Gravdal und Tost in Sandsvärd, auf eine Verflechtung der Augit- und Mandelsteingebilde mit Sye-

nit am Langesunds-Fjord, mit Porphyr bei Steensholt und sie werden mit den Ausdrücken „eine unregelmäfsige Juxtaposition, ein confuser Conflict der Massen" bezeichnet.

Ein reicher Schatz von genauen und sorgfältigen Beobachtungen ist offenbar in dieser Arbeit niedergelegt und dadurch erwirbt sich der Verf. den Dank des geognostischen Publicums, die beigefügte geognostische Karte, bei weitem vollständiger als wie diejenige, welche er mit der Darstellung der Uebergangs-Formation in Norwegen bekannt gemacht hat, entspricht allen Anforderungen, welche an eine solche gemacht werden können; aber an die Stelle der theoretischen Betrachtungen, von denen im wahren Interesse der Wissenschaft nur der Wunsch ausgesprochen werden kann, dafs sie ohne Wirkung und Nachfolge bleiben mögen, würden genaue und sorgfältige Untersuchungen der Gesteine von grofsem Werthe gewesen sein. Die Darstellung der speziellen Verhältnisse entbehrt häufig der erwünschten Deutlichkeit, doch ist es zweifelhaft, ob dieser Mangel den Verf. der Arbeit oder deren Uebersetzer, den Bergmeister Böbert zu Modum, trifft.

Dr. v. Dechen.

LXII.

Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache u. s. w. von J. H. Kaltschmidt. Erste und zweite Abtheilung. Leipzig, 1838. *J. C. Hinrichssche Buchhandlung.*

Der Verfasser des in der Ueberschrift genannten sprachvergleichenden Wörterbuches, der schon mehrere lexikalische Arbeiten geliefert hat, und sich selbst auf dem Titel als Verf. eines deutschen Gesammtwörterbuches bezeichnet, hat es hier unternommen die deutschen Wörter auf dem Wege der Sprachvergleichung auf ihre Grundbedeutung zurückzuführen. Hr. K. bezeichnet die Lösung dieser Aufgabe in dem Prospectus als nothwendig, weil fast noch niemand unter uns die Bedeutung der deutschen Stammwörter wisse, und dieser Zustand der Unwissenheit und Abgestumpftheit schmachvoll sei. Die Schuld an diesem traurigen Zustande mifst er den Gelerten bei, indem sich nur wenige von ihnen bis jetzt um Lösung dieser schwierigen Aufgabe verdient gemacht; diese wenigen habe er in der Einleitung genannt, und der gröfste von ihnen sei Adlung: ihm selbst aber, sagt Hr. K., sei beim Studium der neusten Werke über Sprachvergleichung ein überraschendes Licht über die Bedeutung mancher Wörter unserer Sprache aufgegangen, die Freude darüber habe ihn vorwärts getrieben und er sei so glücklich gewesen, der Entstehung aller unserer Wörter auf die Spur zu kommen. Die Resultate seiner Forschungen hat er nun in diesem Buche niedergelegt, das er zunächst für Freunde und Lehrer der deutschen Sprache als Quelle und Hülfsmittel zum Verständnifs ihrer Wörter bestimmt.

Wenn man nun diesen Prospectus liest, so sollte man in der That glauben, dafs es vor Hrn. K. keinen Menschen gegeben, der sich um die Grundbedeutung der deutschen Wörter bekümmert, viel weniger noch einen solchen der etwas Erhebliches in diesem Zweige unseres Forschens geleistet habe, und wir müssen daher nothwendig betrachten, wie Hr. K. seine Vorgänger in der deutschen Lexikographie beurtheilt und was er eigentlich unter den neuesten Werken der vergleichenden Sprachforschung verstehe, da ja doch diese allein die Bahn zu einem gründlichen Verständnifs sowohl der Muttersprache als der übrigen indoeuropäischen gebrochen, und Hr. K. nichtsdestoweniger von Abgestumpftheit und Unwissenheit in diesem Zweige des Forschens spricht. — Zunächst wird nun in der Einleitung von p. 17—20 eine kurze Geschichte der deutschen Lexikographie gegeben, in der die Leistungen der älteren Vorgänger in aller Kürze betrachtet werden, und Hr. K. besonders Adlung's Verdienste gebührend hervorhebt, was um so billiger ist, als Hr. K. Adlung, was das eigentlich Lexikalische betrifft, sehr oft wörtlich folgt. Darauf wird fortgefahren, dafs diese jedoch in der deutschen Wortforschung noch nicht das leisten konnten, was jetzt durch die historische Sprachforschung möglich geworden sei, der letzteren aber zugleich der Vorwurf gemacht, dafs sie grofsen Lärm mit Auskramung unverarbeiteter Sammlungen und eines gelehrten Apparates mache.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache u. s. w. von J. H. Kaltschmidt.

(Fortsetzung.)

Das ist aber ein Vorwurf, der uns deutlich zeigt, auf welchem Standpunkte Hr. K. stehe, denn von der Kritik, dem Hauptverdienst der neueren deutschen Sprachforschung, weifs er nichts, ebenso wenig wie von den bedeutenden Verdiensten, die sich diese Richtung dadurch sowohl um Feststellung der Bedeutungen der alt- und mittelhochdeutschen Wörter, als auch namentlich um die der Formen erworben hat, mittelst deren allein es möglich geworden ist, die organischen Laut- und Bildungsgesetze unserer Sprache aufzustellen, um hieraus ihr Verhältnifs zu den verwandten Sprachen auf sichere Weise zu erkennen. Hätte Hr. K. eingesehen, wie wichtig die Kenntnifs dieser Gesetze für denjenigen ist, der durch die Sprachforschung zu sicheren Resultaten gelangen will, so würde er auch Graff's Sprachschatz sorgsam benutzt haben, der ihm auch nebenbei manche Winke über die Verwandtschaft und daraus über die Grundbedeutung der Wörter gegeben haben würde, dann würde er auch bei seinen ungeordneten und maafslosen Aufzählungen von Wortformen der älteren und neueren verwandten Dialekte die kritisch durchaus nicht gesicherten nicht aufgeführt haben, nicht althochdeutsche Formen zu neuhochdeutschen gestellt haben, zu denen sie weder formell noch begrifflich gehören u. s. w., wovon sich jeder überzeugen kann, der sich die Mühe geben will, Hrn. K.'s Aufzählungen mit denen Graff's zusammenzuhalten.

Aber auch nach einer andern Seite hin würde Hrn. K. die Kenntnifs dieser Gesetze nützlich gewesen sein; er würde nämlich anderen Forschern, die es wirklich redlich meinen, Gerechtigkeit haben widerfahren lassen, und eingesehen haben, dafs eine historisch gesicherte Form eines Wortes mit zu gleicher Zeit gesicherter Bedeutung mehr zur richtigen Erklärung eines Wortes beitragen kann, als zahllose Wurzeln mit der Bedeutung bewegen, die nur im durch Schwindel bewegten Gehirn eines Etymologen besteht. — Nachdem nämlich Hr. K. die mit Anführung seines eigenen Gesammtwörterbuches etwas prahlerisch schliefsende, historische Skizze der deutschen Lexikographie beendigt, führt er noch nebenher „Meidinger's Wörterbuch der gothisch-teutonischen Mundarten" und „Schwenk's Wörterbuch der deutschen Sprache in Beziehung auf Begriffsbildung und Abstammung" an, und macht ihnen den Vorwurf, dafs sie sich beflissen hätten, alle nur möglichen Schreibarten deutscher Wörter in allen Zweigen der deutschen Sprachfamilie zusammenzustellen, in der Meinung es werde daraus die ursprüngliche Gestalt, und daraus endlich die ursprüngliche Bedeutung sich ergeben, namentlich aber wirft er Hrn. Schwenk vor, dafs man fast in jedem seiner Artikel das Geständnifs lese „wir wissen die ursprüngliche Bedeutung des Wortes nicht," und sagt ein solches Verfahren sei nur ein oberflächliches Abschöpfen der sprachlichen Formen und sei keine wahre Wortforschung. Was thut nun aber Hr. K.? Er hat fast regelmäfsig bei jedem Artikel dieselben Wortformen (auch verwandter Sprachen!) die Hr. S. aufführt, nur vermehrt er sie häufig aus andern Hülfsmitteln, die er ohne gehörige Kritik benutzt; indefs dies könnte zufällig sein, und Hr. K. wirklich grade dieselbe Reihenfolge der Dialektformen für zweckmäfsig gehalten und durch eigne Forschung gewonnen haben, aber dafs er bei den meisten seiner Ableitungen in den einzelnen Artikeln sehr häufig im Widerspruch mit dem Wurzelverzeichnifs in der Einleitung ist, und in Angabe der Grundbedeutung mit Schwenk übereinstimmt, und nur eine Sanskrit-Wurzel mit ähnlicher Bedeutung hinzugesetzt hat, dafs er ferner in kürzeren Artikeln wörtlich mit Schwenk stimmt, und ihn doch auf solche Weise beurtheilt, das zeigt

denn doch wenigstens, dafs er in der Wirklichkeit eine andere Meinung über Schwenk's Wörterbuch haben mufste, und dafs es ihm hier lediglich um Verkleinerung eines würdigeren Nebenbuhlers zu thun war. Die folgenden Vergleichungen mögen zum Beweise dienen. Das *Aas*; S. von essen, K. von skr. ad essen (die darauf folgenden Vergleichungen mit Wurzelwörtern verwandter Sprachen hier wie im Folgenden dieselben wie bei Eichhoff S. u.). Der *Abend*; S. vom Zeitwort *aben* abnehmen, sich mindern, ebenso K. Die *Achel*; S. der Grundbegriff ist der der Schärfe, Spitze, K. von skr. aç anç durchstofsen, durchbohren, hacken, stechen; dagegen stellt es Hr. K. im Wurzelverzeichnifs p. 31 zu skr. ag' schlagen, schaden. Der *Agtstein*; S. giebt die von K. gegebene Bedeutung als ursprünglich gleich Bernstein als die minder wahrscheinliche. Die *Ahle* S. der Stamm ist ak — oder ach — welcher im Griech. Lat. und Deutschen mehreren das Spitze, Stechende, Schneidende bedeutenden Wörtern zum Grunde liegt; K. aus skr. aç stechen, durchbohren, im Wurzelv. p. 40 zu skr. il bewegen. Der *Ahn*; S. Zeugung ist der zu Grunde liegende Begriff, K. skr. g'an| erzeugen, gebären. Die *Aehre*; S. das Stammwort ist aec-ac- welches das Scharfe, Spitze bezeichnet; K. skr. aç hacken, stechen. Die *Albe*, *Alber*; S. vielleicht zuerst Silberpappel vom lat. albus weifs. K. scheint mit lat. albus verwandt zu sein und zunächst von skr. ul (strahlen) abzustammen, dessen ursprüngliche Bedeutung jedoch vielleicht Bewegung ist. Der *Ambra*, *Amber*; S. vergleicht holl. amer glühende Asche, engl. ember, sächs. emmer und sagt: Mag die Wurzel dieser Wörter sein, welche sie wolle, so mufs sie doch das Brennen bezeichnet haben und auch dem Worte Amber zu Grunde liegen können. K. von einem im Sanskrit ohne Zweifel vorhandenen, aber wegen Unvollständigkeit unserer Quellen (d. h. doch Schwenk!) noch nicht anzugebenden Stammworte, welches Brennen heifst, herkommend. Ebenso stimmt Hr. K. in Ableitung von Ammer und Amsel von dieser Wurzel „*am* brennen" überein. Diese Belege aus der ersten Hälfte des Buchstaben A mögen genügen, da wir nicht alle Aehnlichkeiten anführen können; und wollen wir nur noch einige aus der zweiten Lieferung aus dem Buchstaben B geben, damit man sehe dafs Hr. K. seinem Verfahren auch hier treu bleibt. *Bequem*; S. von quemen d. i. kommen; K. von ahd. quiman ags. cweman, cuman kommen, skr. çam sich vereinigen und gam gehen. Der *Bernstein*, Schwenk sagt, er habe seinen Namen vom bernen d. i. brennen, dasselbe nimmt K. an, nur dafs er mehrere Sanskritwurzeln zur Ableitung zu Hülfe nimmt. *Bescheren*; S. von scheren, welches theilen bedeutet; K. von engl. to share u. s. w. welches nebst scheeren von skr. çar schneiden, theilen abstammt. Der *Beständer*; wörtlich wie S. nur fehlt die Ableitung. Der *Bestäter*; wörtlich wie S. *Bestätigen* wörtlich wie S., nur fehlt bei K. die Vergleichung von oberd. bestäten. Die *Bille*; S. wahrscheinlich von dem deutschen *beilen* hauen; K. kommt nebst dem veralteten Zeitworte *beilen* von skr. vil hauen, theilen. *Bis*; wörtlich wie S. als zusammengesetzt, dagegen unter dem Artikel *besser* als Wurzelwort. *Binnen*; S. aus bi-, be- und innen, ebenso Hr. K., dagegen im Wurzelverzeichnifs p. 45 unter skr. man festhalten, hemmen. *Bitter*; S. von beifsen; K. ebenso. Das *Blei*; S. vermuthet, dafs es ursprünglich das leicht schmelzende Metall bezeichne; K. von skr. lî auflösen, schmelzen. *Bleich*; S. Es kommt von blicken, glänzen und bedeutet also das Helle, Schimmernde; K. dieselbe Grundbedeutung, nur tritt er Schwenk's Resultat wie gewöhnlich breiter. — Doch genug mit diesen unerquicklichen Vergleichungen! Wir glauben, dafs sie jedem zum Beweise genügen, und zeigen werden, was das Verhältnifs Hrn. K.'s zu Schwenk sei, zugleich aber auch, dafs bereits vor Hrn. K. sich Lexikographen um Erforschung der Grundbedeutungen der deutschen Wörter bemühten, und zwar wenigstens mit demselben Erfolge wie Hr. Kaltschmidt.

Doch da Hr. K. der vergleichenden Sprachforschung ausdrücklich erwähnt, und sagt, dafs ihm beim Studium der neusten Werke über dieselbe ein überraschendes Licht aufgegangen sei, müssen wir auch sein Verhältnifs zu dieser betrachten. In der Einleitung erwähnt Hr. K. ihrer nur obenhin, wie er sie denn auch nur dem Namen nach zu kennen scheint, und wie ihm ihre Hauptresultate, durch die sie sich unter Hrn. Prof. Bopp's Vorgang einen Platz unter den Wissenschaften gewonnen, gänzlich fremde sind; aber im Prospectus prunkt er mit ihrem Namen, und macht uns auch mit den Werken bekannt, aus denen er seine Gedankenblitze geholt hat; es sind dies nämlich Eichhof's Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde, Paris 1836, das bereits in diesen Blättern durch Hrn. Dr. Hoefer seine Beurtheilung gefunden hat, und von Xy-

lander's Sprachgeschlecht der Titanen; und in der That, auch ohne dafs er es sagte, würde man an seiner Alles bunt durcheinander werfenden Art zu vergleichen merken, dafs er sich solche Vorbilder gewählt habe. — Gegen Eichhoff ist nun Hr. K. dankbarer gewesen als gegen Schwenk, und lobt sein *geistreiches* (!?) Buch dermafsen, dafs er sich nicht enthalten kann, gelegentlich ein gröfseres Stück daraus zu übersetzen, um dem Leser eine *Probe* zu geben. Das hätte aber Hr. K. gar nicht nöthig gehabt, denn in seinem in der Einleitung stehenden Wurzelverzeichnifs sind *alle Vergleichungen des Sanskrit mit andern europäischen Sprachen als das Deutsche vollständig aus Eichhoff entnommen*, ja diese Entlehnung geht so weit, dafs Hr. K. sogar gemeint hat, die Druckfehler mit entlehnen zu müssen; so fehlt bei E. Wurzel 15. अच् ac' in der römischen Schrift der Strich über dem c, und ebenso bei K. p. 32; bei Wurzel 102. धूप् hat der Sanskritdruck bei E. ein kurzes u statt eines langen (ist jedoch im Druckfehlerverzeichnifs verbessert) ebenso bei K. p. 56; bei Wurzel 56. निस् hat das s einen Punkt unter sich, ebenso bei K. p. 54. Daher rührt denn auch die beständige Verwechslung der Sylben ar und âr mit den Vocalen ṛ und r̄, denn Hr. E. schreibt diese *R̥* und *R̥̂*, dagegen die Sylben A R und Â R, was Hr. K. entweder übersehen oder auch wohl gar für gleichgeltend gehalten hat, indem er beide nur durch ar und âr wiedergiebt. Auf diese Weise kommen dann Wörter zum Vorschein, die im Sanskrit gar nicht existiren, wie arks'as für rks'as s. den Art. *Bär*, arddis für rddis Wachsthum, s. Art. *Art*, b'artis für b'rtis s. Art. *Bart*, und dem Aehnliches, was noch durch die häufige Auslassung der zur Bezeichnung dem Sanskrit eigenthümlicher Consonanten von Eichhoff angewandten Zeichen vermehrt wird. Zugleich wollen wir hier bemerken, dafs Hr. K. mit den Bedeutungen der Sanskritwörter nicht glimpflicher verfahren ist, und sich nicht einmal bei den von E. aufgestellten allgemeineren beruhigt hat, sondern sich sehr häufig noch allgemeinere oder auch speciellere, wie es sein Zweck grade verlangte, geschaffen hat; so giebt er für die Wurzel anç bei der Wilson „to separate or divide" gibt, und aç Ws. „to pervade or occupy" die er beide wie Eichhoff, der ihnen die Bedeutungen traverser, pénétrer giebt, verbindet, nach und nach folgende Bedeutungen: durchdringen, durchkreuzen, durchstofsen, durchbohren, hacken, stechen, eckig oder scharf sein, herverstehen, ragen. Doch damit sich Hr. K. nicht beschwere, dafs wir ihm Unrecht thun, indem wir sagten, dafs er alle seine Vergleichungen mit fremden Sprachen im Wurzelverzeichnifs aus Eichhoff entlehnt habe, müssen wir bemerken, dafs er zu einigen Wurzeln Zusätze gemacht, die sich nach genauer Zählung auf *zwanzig* Wörter belaufen. — Soviel über Hrn. Kaltschmidt's Vorgänger und Vorbilder; wir gehen nun an die Betrachtung des eigentlichen Werkes.

Hr. K. hat seinem Wörterbuche in der Einleitung einen gewissermafsen theoretischen Theil vorangeschickt, um sein Verfahren bei der Vergleichung der deutschen Wörter mit fremden deutlich zu machen. Er geht von dem Satze aus, dafs die menschliche Sprache, wenn wir von der Verschiedenheit der Laute (damit meint Hr. K. nach seiner Terminologie die Vocale) und Schriftzeichen, welche nur zufällig sei, absehen, überall als eine und dieselbe erscheine, indem sie sich nämlich aus Ausrufungslauten und Schallnachahmungen hervorgebildet habe. Hierbei gesteht er nun sowohl den Vocalen wie den Consonanten gewisse allgemeine Bedeutungen zu, die wir jedoch hier nicht weiter beurtheilen können, da Hr. K. sich die Entwickelung dieser Ansichten für einen andern Ort vorbehält. Aus dem Umstande, dafs sich das menschliche Geschlecht in verschiedene Völker getheilt und diese dann die Eindrücke der sie jedesmal umgebenden Natur in ihrer Sprache wiedergegeben hätten, wird dann die Verschiedenheit der jetzigen Sprachen abgeleitet, und dergleichen Sätze noch mehrere vorgebracht, ohne dafs eine tiefere Begründung derselben versucht würde, die hier grade um so nothwendiger war, als sich Hrn. K.'s eigenthümliches Verfahren grade auf diese Ansichten stützt, und auf diese Weise, selbst wenn die Ausführung des Einzelnen durchdachter gewesen wäre, das Ganze doch nur eine schwankende und jeden Halts entbehrende Hypothese bleiben konnte. — Hr. K. giebt dann einen Ueberblick der sämmtlichen uns bekannten Sprachen nach den Menschen-Raçen von p. 4—7, wobei er Eichhoff folgt, indem er zum Theil wörtlich, obgleich er es hier noch nicht sagt, aus ihm übersetzt (M. vgl. Eichh. p. 10. 14. 15. 16). Darauf und nach Betrachtung der früheren Leistungen der deutschen Lexikographie geht Hr. K. zu dem Theil seiner Arbeit über, der ihm eigen und eine Fortbildung der von Eich-

hoff in seiner Parallele niedergelegten Ansichten ist. Wenn nämlich Eichhoff einmal die Bezeichnungen derjenigen Begriffe in den indo-europäischen Sprachen, die nach seiner Ansicht Grundbegriffe sind, zusammenstellte, und darauf in einer zweiten Vergleichung diese Wörter auf 550 Sanskrit-Wurzeln zurückführte, mithin den Ideenumfang dieser sämmtlichen Sprachen auf ein Quantum von 550 Urbegriffen reducirte, so ordnet Hr. K. nun wieder diese in 40 Familien, von denen er vierunddreifsigen allgemeine Grundbegriffe unterlegt, und jeder derselben auch gewissermafsen eine Hauptwurzel als vornehmsten Repräsentanten vorsetzt. Zwar hat er diese Familien auch noch in Völker getheilt, aber dies scheint eine rein äufserliche Eintheilung nach den Lauten zu sein, wenigstens sagt Hr. K. nichts Genaueres darüber, und sie geht uns deshalb hier nicht weiter an. Dafs Hr. K. den sechs letzten Familien, die die vokalisch auslautenden Wurzeln enthalten, keine Hauptbedeutung vorgesetzt hat, ist befremdend, und kann wie so vieles Andere allein auf die Flüchtigkeit der Arbeit geschoben werden. — Meint denn nun aber Hr. K. wirklich, dafs er der Grundbedeutung der deutschen Wurzeln näher gekommen sei, wenn er unter den obigen 34 Familien nicht weniger als *sechs* mit der allgemeinen Bedeutung des *Hörbaren*, und gar *sieben* mit der Bedeutung der *Bewegung* aufführt und nur dreien der letzteren eine etwas speciellere Bedeutung beilegt? Oder sollen etwa die bei den einzelnen Familien vorangestellten Wörter die individualisirtere Bedeutung repräsentiren? Wie stimmt dann z. B. in der ersten Familie *ach* zu skr. kak' lachen, zu g'aks' lachen, kruç krähen, ďyai beobachten, nachsinnen, b'ug' und b'aks' essen, fressen; oder wie stimmt Familie 2. *wach* zu çaç springen, hüpfen, riç hauen, schneiden, rug' brechen, schaden u. s. w., wenn man nicht solchen Wörtern willkührliche Bedeutungen unterlegen will? Gewifs eine solche Annahme ist nicht möglich, und selbst wenn sie möglich wäre, würde auch nicht viel gewonnen sein. Die unter diesen dreizehn Familien zusammengestellten Wurzeln belaufen sich auf nahe an drittehalb hundert, also fast auf die Hälfte der von Hrn. K. oder von Eichhoff angenommenen, und für diese sind demnach nur ganz vage, schwerdurchführbare Grundbedeutungen vorhanden, die jeder a priori in jeder Sprache voraussetzen kann. Wir können demnach Hrn. K.'s Unternehmen nur als einen Versuch bezeichnen, und zwar als einen der unglücklichsten der seit langer Zeit gemacht worden ist, zugleich aber auch als einen der keksten und anmafsendsten, wenn wir ihn in Verhältnifs zu den nun als marktschreierisch zu bezeichnenden Aussprüchen des Vfs. im Prospectus und seinen Vorgängern gegenüber stellen. Hat die vorhergehende Betrachtung uns genügende Beweise dafür geliefert, so wird dies auch bei der nun folgenden kurzen Betrachtung der Einzelheiten nicht fehlen.

Ohne uns weiter auf beigebrachte Vergleichung des Griechischen, Lateinischen, Slawischen und Celtischen mit dem Sanskrit einzulassen, da uns dies zu einer neuen Recens. des Eichhoff'schen Werkes führen würde, wollen wir hier nur die Vergleichung aller dieser mit dem Deutschen berücksichtigen. Die Grundsätze, die Hrn. K. dabei geleitet haben, lassen sich zum Theil mit seinen eigenen Worten folgendermafsen fassen:

1) Der Vocal ist in der Wurzel bedeutungslos und dient erst in den aus ihr erwachsenen Stämmen oder Wörtern zur Unterscheidung der Aehnlichen (p. 22 no. 4).

2) Die Consonanten jedes Organs wechseln mit einander (p. 23 no. 8. Es wird hierbei nicht angegeben, unter welchen Bedingungen).

3) In den verschiedenen Dialekten wechseln auch die Consonanten der verschiedenen Organe (p. 24 no. 8. d. Wieder ohne nähere Angabe der Bedingungen).

4) Bei Bildung der Wörter aus den Wurzeln bleibt die Gestalt derselben nicht immer unverändert, sondern sie erleidet Veränderungen durch Anastrophe, Metathesis, Aphäresis, Apokope, Synkope, Epenthesis, Prosthesis, Paragoge (p. 24—26 no. 9.)

Dies sind denn in der That Sätze, wie sie sich jeder der in einem Tage den Gesammtvorrath einer Sprache auf ihre Wurzeln zurückführen will, ohne sich früher damit beschäftigt zu haben, nur wünschen kann; denn wenn die Vocale und Consonanten beliebig wechseln können und aufserdem jede Art von Zusatz und Fortlassung gestattet ist, so kann natürlich aus Allem Alles gemacht werden, und Hr. K. hat denn auch das Mögliche geleistet. Hieraus ist denn aber auch klar, dafs sich bei Hrn. K. gar nicht mehr über Einzelheiten streiten läfst, denn er steht aufser der Wissenschaft, sondern man kann nur die barockeren Vergleichungen als Probe seines Verfahrens herausheben.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Sprachvergleichendes Wörterbuch der deutschen Sprache u. s. w. von J. H. Kaltschmidt.

(Schlufs.)

Bei dem Satze, dafs die Consonanten desselben Organs mit einander wechseln, führt Hr. K. zum Belege an: geigen und jucken; σχίζειν und zerren; Bär, Eber lat. verres; vest und fest; für und holl. voor; Vulcanus *für* Mulciber; πόλις und ville; vermis und Wurm; vidua, Wittwe; vallum, Wall; aus welchem letzteren hervorzugehen scheint, dafs Herr K. eine neue Ansicht über die Aussprache des lateinischen v habe. Durch dialektischen Wechsel von Consonanten verschiedener Organe sind ihm verwandt διαιρεῖν und διαλεῖν, nieten und löthen; Knüppel und Klöppel; Ur und Ochs. Aber den freisten Spielraum gewinnt Hr. K. natürlich durch die oben unter No. 4. aufgestellten Mittel, und so vereinigt er denn die folgenden Wörter, wobei es denn gar oft deutlich wird, dafs Hrn. K. die allernothwendigsten grammatischen Begriffe fehlen: lac aus γάλα durch Anastrophe, ebenso werden βύθιος mit tief; φύλλον und Laub, θύμος und Muth zusammengestellt. Mittelst der Metathesis verbindet er δηλέω und laedo; Beule und bläuen; beuteln und plodere; Groll und Koller; βότρυς und Traube; Gras und herba; Jerum und Jammer; fort und Fuder; durch Aphäresis, die Hr. K. bei Annahme von Wörtern aus fremden Sprachen stattfinden läfst: luna von σελήνη; die Römer haben also wahrscheinlich erst den Mond kennen gelernt, als ihnen die Griechen bekannt wurden. Ferner durch Synkope soll Rad aus Rand, Rinde aus rund entstanden sein; durch Epenthesis ist ihm dubium aus duo, endigen aus enden; nöthigen aus nöthen; engl. sweet aus süfs, ad. söt; Brust aus Biest, Büste, Busen; Schürze aus Schoofs; Larve aus Lefze; Sünde aus That; Wand aus fest; Zwiebel aus lat. cepula; Regen aus engl. rain und rinnen; nieder aus nur entstanden. Paragogen haben ihm stattgefunden in septem zu ἑπτά; in decem zu δέκα; in Bruder zu celt. brawd; in Garten zu celt. gardd; in gelb zu ndd. geel; in Herz zu cor; in Schwester und Mutter zu Biest und Busen; in Nord und nur; in Hirn und Ernst von Ohr; in Wittwe von wett, quitt; Prosthesen sollen stattgefunden haben in gnatus für natus; gnavus für navus; in sitzen von ἵζειν; in Werk von ἔργον; in trinken von rinnen; in Drachen von Racker; in Schmatz von Mund; in Gamaschen aus Wad u. s. w. — Wie Hr. Kaltschmidt auf diese Weise in der Einleitung verfährt, geschieht es denn auch bei den einzelnen Artikeln, sei es nun in dem Wurzelverzeichnifs oder im Wörterbuche selbst, und wir brauchen keine weiteren Proben beizubringen, da die obigen schon charakteristisch genug sind, um zu zeigen, in welcher Weise die Vergleichungen angestellt werden. Mit welcher Eile und Flüchtigkeit aber diese angestellt sein müssen, davon ist das Wort „die Bai" in seinem Buche ein deutliches Beispiel; Hr. K. führt es nämlich zweimal auf, einmal mit *i*, dann mit *y* geschrieben, und giebt beidemale eine verschiedene Ableitung; wir stellen beide neben einander:

Die *Bai*, pl. — en. [holl. baeye, baai, engl. bay, fr. baie, span. bahia, it. baia, schwed. bugt, isl. bugdâ, S. bhujas, kommt nebst Wyk, Weiher, Wake, bugsiren, biegen, beugen u. s. w. von S. bhuj goth. biuga, engl. bow, celt. bachu biegen] die Bucht, der Hafen. Davon das Baisalz (Meersalz, Seesalz).	Die *Bay*, *Bai*, pl. — en [frnz. baie, engl. bay, celtib. baja, holl. baye, ital. baia, span. und port. bahia, kommt nebst Bucht, Wyk, bugsiren, Wake, Weiher und S. payas (flüssig), gr. πηγή, S. payasyas (im Wasser lebend), lat. piscis, Fisch, von S. pay (bewegen, eilen), gr. παίω als durch Prosthesis des Lippentones geschehener Ausbildung des Kehltonkeimes — k in der Bedeutung feucht, welches wir in Ach, Aha, Aue besitzen, und in S. uks' (befeuchten, begiefsen) wiederfinden] ein kleiner Meerbusen. Davon das Baisalz, Seesalz, Meersalz, weil man es in Baien findet.

Dies ist aber nicht das einzige Mal, dafs zwei ganz verschiedene Ableitungen von einem und demselben Worte gegeben werden, sondern die Ableitungen bei den einzelnen Artikeln sind fast immer andrer Art als im Wurzelverzeichnifs. Man möge folgende Artikel vergleichen. Aal zu il p. 40, Adler zu ad p. 47; ab zu av p. 57; aber zu av p. 57; Achel zu ag' p. 31; Achse zu aç od. anç p. 31; Achsel zu ag' p. 31; acht zu ag' p. 31; after zu av p. 57; Ahle zu il p. 40; Ahm zu ab, amb p. 54; alt zu il p. 40; Amme zu iv, imv p. 58; Amsel soll mit Ofen und Eifer zur noch vermifsten Wurzel* am brennen gehören, und doch werden Ofen und Eifer p. 56 zu Skr. upa aufgestellt; der andere zu as od. âs p. 49; Aenkel zu anç p. 31; arg zu arb p. 36; Axt zu ag' p. 31; beichten zu vac' p. 28; Bock zu miç p. 28; Bricke zu b'arç p. 29; brauchen zu riç p. 29 ebenso Brücke; bringen zu rag p. 29; Backe zu b'ug' p. 30; Back zu bug' p. 31; Asch zu aç p. 31; Drache zu raks'; Deich zu dih p. 31; Bank zu vaks' p. 31. Gewifs wenn die Etymologie so gehandhabt wird, kann es nicht fehlen, dafs sie ihre mühsam errungenen Ansprüche wieder verliere, und darum haben wir es für der Mühe werth erachtet, das gegenwärtige Werk einer Anzeige in diesen Blättern zu würdigen, um dasselbe, da es mit dem Prunk der Sanskrit-Typen und dem zur Schautragen des Namens der vergleichenden Sprachforschung den Laien zu bestechen sucht, mit aller Energie aus den Grenzen der letzteren zu verweisen.

Dr. A. Kuhn.

LXIII.

D. Carl Daub's Vorlesungen über die Prolegomena zur Dogmatik und über die Kritik der Beweise für das Dasein Gottes, herausgegeben von Marheineke u. Dittenberger. Berlin, 1839. *Verlag von Duncker und Humblot.* 513 *S.* 8.

Ein überaus schönes seltenes Vermächtnifs ist es, welches der verewigte Daub dem theologischen Publikum besonders in den uns durch seine Zuhörer erhaltenen Vorlesungen hinterlassen hat. Sie sind ja recht eigentlich das Resultat und der lebendige Ausdruck seines im Dienste der kirchlichen Wissenschaft bis zum letzten Hauche unermüdlich thätigen Lebens. Der Anfang von Daub's Wirksamkeit fällt in jene Zeit, da die Philosophie in ihrer Kritik der praktischen Vernunft den Glauben postulirte und damit vorerst prophetisch das innere Verhältnifs von der Wissenschaft des Wissens als solcher und der Wissenschaft des Glaubens verkündete. Das Selbstbewufstsein des deutschen Geistes, welcher einst vor andern Völkern auserkoren wurde zum Dienste in der kirchlichen Reformation, ahndete nunmehr den erhabenen Beruf, den alten Glauben, wie damals von der Macht hierarchischer Autorität, so jetzt von der Tyrannei der Aufklärung und der in sich fixen und absoluten Subjektivität und Ichheit des Denkens überhaupt immer mehr zu befreien und ihn in dem reinen Aether des ihm immanenten organisch-systematischen Wissens sich frei gestalten zu lassen. Dieser Heros der Theologie, dem seine Werke jetzt nachfolgen, lebte und webte in dem seit Kant sich mächtig entwickelnden Geiste der Wissenschaft, und sprach zuerst kräftig die grofse Aufgabe der Theologie aus, an deren Lösung seither stetig fortgearbeitet worden ist zum Segen für Kirche und Wissenschaft. Mit der Erscheinung der Daub'schen Theologumena war das Banner der Idee auf dem der Philosophie an sich so nahen und befreundeten Gebiete der Theologie aufgepflanzt, und ihr ewiges Recht — das des Glaubens an die Vernunft — auf's Neue kräftig in Erinnerung gebracht; und von der Theologie die Morgenröthe des Tages begrüfst, an welchem die Philosophie als Wissen des Absoluten sich offen zum Glauben an die Offenbarung bekannte. Rüstig und muthig, obwohl zuerst sehr einsam, arbeitete Daub an diesem unendlichen Tagewerke der Versöhnung der Vernunft mit dem Glauben, als an einer Aufgabe des Christenthumes selbst, fast ein halbes Jahrhundert von jenem grofsen Wendepunkte der Philosophie an bis in unsre Tage; als seinem lebenskräftigen Wirken, auf dem Lehrstuhle selbst, der Tod ein Ende machte. Darum hat das theologische und philosophische Publikum unserer Gegenwart ein unbestreitbares Recht an den hinterlassenen Schatz des tiefsinnigen Denkers, und ist den verehrten Herrn Herausgebern dieser Vorlesungen unaussprechlichen Dank schuldig. Möge eine allgemeine und ausdauernde Theilnahme von Seiten des Publikums an diesem so uneigennützigen Unternehmen, der Herausgabe der Daub'schen Vorlesungen,

der Ausdruck des Dankes und des ehrenden Andenkens an den verewigten grofsen Theologen sein. Die Vorlesungen über die Anthropologie, welche ihrem Gegenstande nach ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen, liegen der gelehrten Welt bereits seit einiger Zeit vor, und sind ein sprechendes Zeugnifs davon, wie Wissenschaft und Leben bei diesem Meister des akademischen Vortrages sich gegenseitig durchdringen. Die eigenthümlichen Vorzüge der ebenso gedankenschweren, als in der geistreichen anschaulichen Darstellung lichtvollen Vorlesungen — die in dieser leicht verständlichen Form von den ausgearbeiteten Werken Daub's sich besonders unterscheiden — sind in der Vorrede des Herausgebers zu den anthropologischen Vorlesungen so bezeichnend geschildert, dafs Ref., der noch in dem Eindrucke lebt „wie die hier zum Druck gekommene Sprache von einem ganz eigenthümlichen Reize begleitet ist, und wie auf ihr ein süfser Schmelz, gleichsam noch der frische Hauch der Rede liegt, wodurch der Leser sich unmittelbar von dem warmen Athem des Redenden angeweht fühlt" — sich nicht weiter im Preise dieses grofsen Lehrers ergehen darf. Lassen wir daher den Verklärten selbst reden und hören, was uns in den eben jetzt erschienenen Vorlesungen über die Prolegomena zur Dogmatik präsentirt wird. „Bei der Redaktion (Vorrede S. V) dienten zur Grundlage für die Prolegomenen ein früheres mit vielem Nachdenken verfafstes von Daub durchgesehenes Heft von dem Hrn. Kand. Peter in Karlsruhe und ein späteres von Hrn. Stud. Fucks aus Hamburg, und für die Kritik der Beweise für das Dasein Gottes ein solches vom Wintercurs 1828—29, welches ein dem seligen Daub sehr befreundeter Schüler aus jener Zeit Hr. Pfarrer Henricy in Eberbach den Hrn. Herausgebern überliefs. Von verschiedenen ja entgegengesetzten Seiten her giebt sich jetzt in mannigfacher oft freilich auch sehr verborgener Weise das Bedürfnifs eines bestimmten Principes und der Methode in der Dogmatik zu erkennen. So müssen auch in dieser Beziehung, wenn, wie es p. 7 dieser Vorlesungen heifst, es heutigen Tages in der Theologie mit dem Princip und der Methode der Dogmatik auch wol dahin gekommen ist, dafs zu sagen steht: „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage!" — Prolegomenen zur Dogmatik, in welchen Gegenstand, Inhalt und Form derselben ihrer Möglichkeit und Nothwendigkeit nach behandelt werden, unserer Zeit willkommen sein. Seit der kritischen Philosophie besonders ist es nothwendig geworden, dafs bei wissenschaftlichen Disciplinen, deren Inhalt zur Erkenntnifs des Absoluten vornehmlich in einer näheren Beziehung steht, das Bewufstsein hinsichtlich des zu behandelnden Objektes sich in der Vorhalle gleichsam der Wissenschaft selbst auseinandersetzt, und orientirt, ob und wiefern eine Erkenntnifs desselben überhaupt möglich sei. Die Einleitungen oder Prolegomenen dürfen aber deshalb sich nicht mit willkürlichem Materiale anfüllen oder in willkürlichem Raisonnement über dasselbe sich ergehen, sondern müssen dem Objekte der Wissenschaft, zu welcher das Bewufstsein hingeleitet werden soll, gemäfs den Begriff, der in der Disciplin selbst sich realisirt, nach Princip und Methode in organisch genetischer Weise vorbereiten. So führt Daub in diesen Prolegomenis auf phänomenologischem Wege das Bewufstsein von dem gegebenen Objekte aus auf den Standpunkt der spekulativen Dogmatik hin. Sie ist ein Resultat des christlichen Glaubensbewufstseins selbst, und die Dogmatik in ihrer spekulativen Form eine Institution der Kirche, besonders wie sie die protestantische ist. Denn diese will nicht wie die katholische durch ihre äufsere Autorität und Infallibilität die Subjekte, welche in ihrem Dienste arbeiten, beschränken; sondern im tiefen Bewufstsein ihrer Wahrheit und darauf vertrauend, giebt sie die „Forschung frei bis in den absolutesten Zweifel." Diese innere Freiheit des spekulativen Denkens ist nur der wahre Dienst im *Geiste* der Kirche; nur mit solchen in der Nothwendigkeit und Allgemeinheit des Gedankens freien Dienern kann ihr gedient sein (vgl. S. 12). Die Prolegomenen nun sind das Mittel, welches die Dogmatik selbst sich giebt, um den Bearbeiter der Glaubenslehre zum Studium und zur Gestaltung der Wissenschaft vorzubereiten. So bestimmt sich nach dem Begriffe der Dogmatik, welche ihrem Inhalte und Princip nach durch die kritische Philosophie problematisch geworden ist, *der Begriff*, *Zweck* und die *Eintheilung* der Prolegomenen. Die Dogmatik nämlich findet ihr Objekt, verschiedene Glaubenswahrheiten, die im Zusammenhange unter einander und im Unterschiede von den Glaubensmeinungen ein Ganzes bilden, in der Bibel vor. Sie bedarf nun eines Kriteriums zur Sichtung der Glaubenswahrheiten von den Glaubensmeinungen, wenn sie zu ihrem Inhalte gelangen

will. In den Prolegomenen nun mufs 1) diefs Kriterium gesucht werden; 2) wenn die Dogmatik selbst den Beweis führt, dafs jedes Dogma eine Glaubenswahrheit enthalte, so ist ein Princip, ein Grund erforderlich, woraus sie sich hervorbringt und worin sie wird. Für die Ausmittlung und die Erkenntnifs von diesem Principe müssen die Prolegomenen die Bedingung im Voraus erforschen und darstellen; 3) die Idee der Glaubenswissenschaft fordert, wie ein Princip, so auch, dafs die Form ihrem Inhalte angemessen, die scientifische und näher die systematische sei. Die Prolegomenen müssen das Suchen und Begreifen der Norm für die Form, der Methode vorbereiten. Der Zweck der Prolegomenen fällt mit dem der Dogmatik zusammen, für welchen diese Mittel sind. Die Dogmatik aber ist eine Institution für die Kirche, *eine grofse Objektivität;* daher sind auch die Prolegomenen höchst bedeutsam (S. 11). Aus dem Begriffe und Zwecke der Prolegomenen ergiebt sich Eintheilung und Gang derselben. In der *sinnigen Betrachtung der Bibel*, mittelst der Kontemplation, setzen die Prolegomena an; sie leiten zuerst vom Standpunkte *der Bibel* in die Dogmatik ein. Denn die christliche Dogmatik als protestantische hat an der Bibel allein die Quelle ihrer Glaubenssätze. Die Prolegomenen müssen in diesem ersten Theile das Historische und Dogmatische der Bibel in seiner Einheit und in seinem Unterschiede betrachten, und hier nach der Seite hin ihre Aufgabe lösen, wiefern sie ein Kriterium zur Unterscheidung von Glaubensmeinungen und Glaubenswahrheiten aufzeigen sollen. Es entsteht hier zuletzt die Frage, ist was die Bibel lehrt, Wahrheit? Indem nun die Bibel Glaubenssätze enthält, so ist ihr Inhalt die Religion, näher die christliche Religion; und es geht somit dieser Standpunkt des ersten Theiles, der Standpunkt der Bibel über in den Standpunkt der Religion. War ferner der erste Standpunkt in Ansehung des Subjektes der der Kontemplation, so ist hier es die Reflexion, die Funktion des Verstandes, mittelst welcher die Religion im Allgemeinen und sie als christliche betrachtet wird. Die Prolegomenen sind hier in der Lösung ihrer Aufgabe begriffen, insofern sie im *Gedanken der Religion nach dem Principe* (die Bibel ist primordium, nicht principium der Dogmatik) der Dogmatik suchen. Indem nun die Religion als Glaube an Gott, das Absolute, Gegenstand der Dogmatik ist, so steht sie in einem innern Verhältnifs zur Wissenschaft als solcher, deren Gegenstand der von aller Sub- und Objektivität unabhängige Gedanke, die Idee ist. „Von dem christlichen Glauben heifst es ja auch wol in der gemeinen Vorstellungsweise, er sei als der christliche der vernünftige Glaube" (S. 23). Der Glaube ist in sich ein artikulirtes organisches Ganze in höherem Sinne noch als die Natur, welche obgleich endlich in Raum und Zeit doch kein leeres Aggregat, sondern an sich selbst ein System ist. Die Religion in ihren Glaubenslehren ist ein System, welches sein Bestehen im Geist und in der Wahrheit hat. Das Objekt der Dogmatik selbst also macht, wenn anders die Form dem Inhalte und Gegenstande entsprechend sein soll, die Foderung, dafs die Form der Dogmatik die systematische sei. Daher ist für den, der die Glaubenswissenschaft studiren oder bearbeiten will, ein Eingehen in die Idee nothwendig. Die Prolegomenen lösen in diesem dritten Theile, in welchem der Standpunkt der Religion in den Standpunkt der Spekulation übergeht, ihre Aufgabe nach der dritten Seite hin, insofern sie (S. 8) das Suchen und Begreifen der Norm für die Formirung des Inhaltes im Besondern und Allgemeinen vorbereiten. Es ist hier die Wissenschaft vom Wissen vom Geiste selbst (S. 19), von welcher aus die Prolegomenen mittelst *des Thuns der Vernunft* der Spekulation in die Dogmatik als Wissenschaft oder System der Glaubenslehren einleiten. — So wächst in diesen Prolegomenen, aus dem Gegenstande und Inhalte der Bibel, und dem wahren ernsten Glauben an ihn, für die Wissenschaft des Glaubens, die Dogmatik, die spekulative Form nothwendig hervor, nur mittelst ihrer erhält der christliche Glaubensinhalt, welcher gleich dem Himmelsgebäude, wie Luther sagt, sich selbst trägt, die ihm nothwendige objektive Gestalt, und läfst sich vom abstrakt subjektiven Denken ihm fremdartige Stützen nicht aufdrängen. „Von der Bibel, so heifst es in der Schlufsanmerkung (S. 301), hebt die Dogmatik an, von der Bibel geht sie weg und führt in ihrer Vollendung auf die Bibel zurück; ihr höchster Zweck, wenn man will ihr Triumph, ist die Einsicht in die Wahrheit dessen, was die Bibel enthält, und in den *Grund* der *Autorität*, welche die Bibel nun seit zwei tausend Jahren hatte und welche durch alle Bemühungen der Menschen ihr nicht hat genommen werden können."

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 109.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

D. Carl Daub's Vorlesungen über die Prolegomena zur Dogmatik und über die Kritik der Beweise für das Dasein Gottes, herausgegeben von Marheineke und Dittenberger.

(Fortsetzung.)

Es erhellt besonders aus dem, was im ersten Abschnitte des ersten Theiles über den Inhalt, die Form und das Princip der Dogmatik als biblischer gesagt wird, wie durch den Grundsatz in der Wissenschaft, methodus est arbitraria, und eine Form, welche von den Gesetzen einer ihrem eigenen Eingeständnisse nach lediglich abstrakt subjektiven formellen Logik abhängig ist, dem absoluten Inhalte der Bibel nothwendig Unrecht gethan wird, und die Vernachläfsigung der Philosophie zu einer Vernachläfsigung der Theologie ausschlägt (S. 39 — S. 51). Was das Princip der dogmatischen Theologie als biblischer anlangt, so wird nur dargethan, dafs das Denken, dessen Princip die Ichheit ist, unmöglich Princip der Dogmatik sein kann, ebenso wenig die mathematische Form, obgleich diese es zu einer relativen Allgemeinheit und Objektivität bringt, welche sich von der Ichheit entfernt, ist die der Dogmatik angemessene, denn in ihr handelt es sich um die Glaubenswahrheit, welche über Raum und Zeit, die quantitative Gröfse, womit es allein das mathematische Denken zu thun hat, unendlich hinausgeht. Wie der Mensch in seiner Individualität und Originalität sich nicht zum Princip der Dogmatik machen darf, so wenig kann das Gefühl Princip derselben sein. Denn das, wodurch die Glaubenslehren das Gefühl anregen, ist ja eben nur das Geistige, die Erkenntnifs in ihnen. Weiter entsteht nun nothwendig die Frage, woher der Mensch zur Erkenntnifs Gottes gekommen, und so kommt hier die Offenbarung, wie sie von der älteren kirchlichen Theologie, später von der natürlichen Theologie und der Kantischen Vernunftkritik gefafst wurde, in Betracht. Es ergiebt sich nach einer Kritik dieser Ansichten von der Offenbarung und ihrem Verhältnifs zur Vernunft, dafs die Frage nach dem Principe erst in dem folgenden Theile über den Begriff der Religion beantwortet werden kann; denn diese im Elemente des Glaubens ist der Gegenstand der dogmatischen Theologie, und aus dem Gegenstande kann sich nur das Princip ergeben. Daub hat bereits einige Jahre vor seinem Tode in dem Werke über die dogmatische Theologie jetziger Zeit nachgewiesen, wie die Theologie, wenn sie im abstrakt subjektiven Denken sich begründen und ausführen will, nothwendig selbstsüchtig wird und mit Bibel und Kirche, wie mit sich selbst in Widerspruch gerathen mufs. Die Vorlesungen über die Prolegomenen commentiren vielfach diefs merkwürdige tiefsinnige wegen seiner Schreibart oft schwer verständliche Buch, und weisen zuweilen ausdrücklich darauf hin; so S. 287.

Wie im ersten Abschnitte dieses Theiles die *Dogmatik* in Bezug auf die Bibel, so wird im zweiten Abschnitte die *Bibel* mit Bezug auf die Dogmatik abgehandelt. Es kommt hier der Inhalt der heiligen Schrift als historischer und dogmatischer in Betracht; das verbindende Mittelglied zwischen der Historie und dem Dogmatischen ist das Thaumatische; denn das Wunder als *Faktum* gehört der Geschichte an, seiner ewigen Wahrheit nach aber, die es enthält, ist es über alle Geschichte schlechthin erhaben und in sofern dogmatisch. Dieser Abschnitt, so wie der ihm folgende dritte, in welchem *die Wahrheit* des biblischen Inhaltes, die Möglichkeit des Wunders, der Grund des Glaubens an Wunder und Weissagungen, zuletzt die Inspiration mit eben soviel Schärfe und Klarheit als intuitivem Tiefsinn besprochen wird, müssen gerade in der gegenwärtigen Zeit, da von verschiedenen Seiten her über die geschichtliche Dignität der neutestamentlichen Urkunden, Wesen und Bedeutung der Wunder

der Streit lebhaft angeregt ist, ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Bekanntlich ist die neuerdings consequent durchgeführte kritisch-mythische Ansicht wohl von mehreren theologischen Richtungen als das offene Geständnifs angesehen worden darüber, wie die neuere spekulative Theologie zum Inhalte des Evangeliums sich verhalten müsse. Unleugbar verdankt die Kritik, wie sie hinsichtlich des A. und N. Ts. in der letzten Zeit sich geltend gemacht hat, in ihren Principien, ihrem Fortgange und Resultaten der neueren Philosophie eine bedeutende Anregung; indefs sie knüpft sich auch eben so sehr eng an die älteren bereits vorhandenen Resultate auf dem Gebiete der Kritik und biblischen Theologie, und hat dagegen letzlich auch, wie Anfangs nicht zu erwarten stand, in der negativen Haltung gegen das kirchliche Dogma auch seinem *Inhalte* nach eine bedeutende Differenz von der neuern Religionsphilosophie kund werden lassen. Was aber die wunderbaren *Fakta* im Evangelium anbetrifft, so ist wohl durch die neueren Verhandlungen darüber, und am meisten durch die der kritisch-mythischen Ansicht von der heiligen Geschichte entgegengestellten Streitschriften und Werke hinlänglich klar geworden, dafs auch die neuere *historisch-supernaturalistische* Theologie keineswegs buchstäblich an den erzählten Faktis der evangelischen Geschichte festhält, vielmehr überall fast auch ein Ineinandergehen des subjektiven Bewufstseins, der geistigen Thatsachen und der äufseren Fakta auf Seiten der Berichterstatter zugesteht, wodurch die rein objektive Auffassung der Augen- und Ohrenzeugen sich bestimmen liefs; so dafs auch viele Bestandtheile des evangelischen Berichtes in der Gestalt, wie er uns vorliegt, aus kritischen und dogmatischen Gründen als unhistorisch preisgegeben werden, und die Differenz zwischen der historischen und mythischen Ansicht gar oft als eine nur quantitative erscheint. Andererseits nun hat Daub, welcher ja wohl als ein Repräsentant der spekulativen Theologie gelten wird, schon in der Bauerschen Zeitschrift für spekulative Theologie, in der Abhandlung über die Form der Kirchen- und Dogmengeschichte sich entschieden genug gegen die mythische Auffassung des neutestamentlichen Inhaltes ausgesprochen; diefs und besonders der vorliegende Abschnitt der Prolegomenen über Wunder und Weissagungen beweist nun wohl deutlich, dafs die neuere theologische Spekulation keineswegs durchweg mehr, als andere etwa im Historischen sich besonders fixirende Richtungen der Theologie, eine Leugnung des Geschichtsinhaltes der Evangelien mit sich bringt. — Es ist überdiefs wohl ziemlich allgemein zugegeben, dafs durch die rein historische Kritik, sei diese nun mehr negativ oder positiv, es zu einem sich abschliefsenden Urtheile über die geschichtliche Dignität der evangelischen Wundergeschichte nicht kommen kann. Die kritischen Operationen müssen doch, so unbefangen sie auch sein wollen und mögen, irgendwie wenigstens durch das vorliegende Objekt, worauf sie sich beziehen, sich bestimmen lassen; wie sollte es nun da dem Kritiker möglich oder förderlich sein, plötzlich sich seiner ganzen religiösen oder religionsphilosophischen Bildung wie eines umgehängten Gewandes zu entledigen? Diese mehr oder weniger bewufsten Voraussetzungen können nun doch erst in der biblischen Dogmatik und der Religionsphilosophie in der begriffsmäfsigen Bestimmung und Begründung ihre Bewährung finden. Darum ist es wohl ebenso verdienstlich als nothwendig, wenn das Objekt, welches durch die historische Kritik seiner äufseren Erscheinung und bestimmten Einzelnheit nach allerdings erst *gewonnen* und distinkt gefafst werden soll, seinem allgemeinen Charakter nach näher bestimmt wird. Ohne ein klares Bewufstsein über die wesentliche Bestimmtheit des Objektes, auf welches sie sich bezieht, mufs die Kritik in ihren Principien und dem weiteren Fortgange ihrer Operationen aller innern Gesetzmäfsigkeit ermangeln, und der subjektiven Beliebigkeit, den individuellen Rücksichten und Interessen des Bearbeiters anheimfallen. Die Einleitung zur Dogmatik nun hat die historische Kritik bereits hinter sich; sie fafst den biblischen Inhalt im Allgemeinen seiner innern Bestimmtheit nach ins Auge; er ist zunächst ein *historischer*. Aber es kommt Alles darauf an, *die Geschichte* als *Geschichte der Religion selbst* des religiösen Bewufsteeins, im Unterschiede von der Geschichte überhaupt, und im Verhältnifs zum *Begriffe der Religion*, und den übrigen Stufen der Verwirklichung desselben zu erfassen. „Jede Religion, heifst es (S. 72), ist geschichtlich, in sofern sie in einem bestimmten Lande, zu einer bestimmten Zeit, unter einem bestimmten Volke oder mehreren erscheint und sich geltend macht." Die nichtigen abstrakten Meinungen von einer natürlichen oder blofsen

sogenannten Vernunftreligion dürfen wohl jetzt als verschollene gelten, und die Einsicht gewonnen sein, dafs die Religion nothwendig geschichtlich erscheint und positiv wird. Indefs wenn gleich die Religion so im Allgemeinen geschichtlich auftritt, so hat sie doch auf ihren früheren Stufen noch die *natürliche* oder *mythische Anschauungsweise* zur Form ihres Bewufstseins. Der griechischen Religion fehlt es zwar nicht an einer Göttergeschichte, diese ist aber nicht objektive Geschichte als solche; sondern der Polytheismus ruht auf der Phantasie des Künstlers, ist von seiner Individualität, seinem Genie als mythische Anschauung noch abhängig, zum grofsen Theil Dichtung, Tradition und Sage. Im Judenthum nun ist Gott jenseits des Raumes und der Zeit, somit von der Geschichte in abstrakter Weise frei; diese Abstraktion selbst ist es, welche ihn dennoch *unmittelbar* in das geschichtliche Leben des Volkes hineinversetzt; er ist der König, der Führer, Kriegsheld des Volkes selbst; ohne dafs sich jedoch schon an ihm selbst als einem Menschen der geschichtliche Procefs selbst realisirt. Die Helden, Propheten des Volkes, ja das Volk selbst, sind nur Jehova's Organe, gehen in abstrakter Weise in seinem Dienste auf und gewinnen als solche, nicht als göttliche Menschen, unendliche Bedeutung für den Glauben des Volkes, ohne dafs dieses an *Moses glaubte*, wie wir an Christum. „Der Religionsglaube ist hier, wie Daub sagt, zwar unzertrennlich verknüpft mit dem historischen, aber das Verhältnifs ist dennoch ein äufserliches; denn Gott selbst hat die Geschichte noch nicht an und in sich." (S. 73.)

Es mufs in der That dem nichtspekulativen Bewufstsein die gröfste Schwierigkeit machen, den innern Fortschritt und die Vollendung der Religion in ihrem geschichtlichen Entwicklungsprocefs nachzuweisen und zu *beweisen*. Denn der Geist ist in die Religion, in sein reines Selbstbewufstsein eingeschlossen, indem er sich seinem Wesen nach erfafst, im Centrum, nicht nach einer besonderen Seite seiner Wirklichkeit. Die Religion als Menschwerdung oder Versöhnung erscheint fast bei allen Völkern, wenngleich noch in einer sehr untergeordneten rohen Weise; auch geistig mufs ja in der That jede Religion als solche sein, so wenig entsprechend auch noch die Gestalt des Bewufstseins dem Wesen des Geistes ist. Der qualitative Unterschied der Religionsstufen bestimmt sich nur danach, ob der Geist sich überwiegend nach dem einen oder andern Momente seines Begriffes einseitig erfafst, oder in der vollendeten organischen Totalität der sich gegenseitig gleichmäfsig durchdringenden Bestimmungen seines Wesens. Weil die treibende Macht und Energie in der geschichtlichen Entwicklung der Religion der absolute Geist in seiner Selbstoffenbarung ist, er seinem Wesen nach Selbstbewufstsein, so mufs die geschichtliche Erscheinung der Religion als Procefs auch in der Zeit einmal ihr Ziel erreichen; zu dieser Ruhe und Vollendung in sich — welche der Geist ewig an sich ist — kann das religiöse Bewufstsein erst dann kommen, wenn die geschichtliche Erscheinung der Religion dem Begriffe derselben entspricht. Diese absolute Gestalt hat aber die Religion nur, nachdem die Momente ihres Begriffes sich in den unvollkommenen Religionen bereits einseitig realisirt haben; wenn die Momente sich isolirt und vereinzelt in den unwahren Religionen dargestellt haben, so ist der Hervorgang der absoluten Religion nothwendig, in welcher nicht etwa das Aggregat der früheren Religionen, sondern die organische Totalität der Begriffsmomente des Geistes selbst gesetzt ist. Es können deshalb schon sehr unvollkommene Religionen das Absolute in der Gestalt des Selbstbewufstseins anschauen — Inkarnationen kommen in der indischen und Buddhaistischen Religion vor — aber für den *wirklichen Geist* ist die Versöhnung noch nicht die wahre, und die Menschwerdung nur eine äufsere „physikalische oder imaginäre" wie es S. 74 heifst. Die wahrhaftige Menschwerdung Gottes tritt erst ein, nachdem die dem Begriffe der Religion nach möglichen Gestalten derselben im Laufe der Weltgeschichte bereits erschienen sind und das wirkliche geschichtliche Selbstbewufstsein der Menschheit an jenen Formen der Versöhnung auf seiner höchsten Bildungsstufe verzweifelt ist. Die absolute Religion, in welcher Gott als Geist in seiner unendlichen konkreten Wahrheit angebetet wird, hat eine unendliche Arbeit des Weltgeistes in der Geschichte zu ihrer Voraussetzung, und erscheint erst in der Fülle der Zeit. Es kann gesagt werden, dafs der Geist, ehe er dem geschichtlichen Selbstbewufstsein der Menschen sich in seiner Vollendung darstellt, im Allgemeinen in die beiden Formen seiner Entäufserung, Natur und Geschichte, in der Religion eingehen mufste, um diese eo ipso als überwundene ideelle Momente an sich zu

zeigen. Wie sich aus dem Begriffe der Religion darthun läfst, dafs sie überhaupt eine Geschichte haben mufs, und in der Zeit einmal *in geschichtlicher Form* sich vollenden, so auch dafs diese Vollendung erst dann eintritt, wenn das Moment der Endlichkeit als inneres, obzwar unendlich überwundenes im Wesen Gottes selbst angeschaut wird, und damit das Bewufstsein des absoluten Geistes in seiner *Welt wirklich* mit seinem Selbstbewufstsein in Einheit ist, wie im Gottmenschen, in Christo. Die Anschauung des alttestamentlichen Bewufstseins bringt es nun aber dazu noch nicht, weshalb sich denn das Endliche als Natürliches oder Geschichtliches, als eine *Schranke* des göttlichen Wesens noch geltend macht. Im Christenthum dagegen ist in der Vorstellung der ewigen Zeugung die unendliche *Besonderung* ursprünglich im göttlichen Wesen gesetzt, damit alle *Beschränkung* des unendlichen Wesens, jegliche Vermischung des Endlichen und Unendlichen (Pantheismus) in der Religion überwunden. Das Verhältnifs des Religionsglaubens zum historischen Glauben ist nach Daub's Ausdruck nun nicht mehr ein äufserliches, sondern ein inneres, indem *Gott in Christo selbst geschichtlich* erscheint, von einem Weibe geboren wird, leidet, stirbt und aufersteht (S. 73). Erst in der nothwendig *geschichtlichen Gestalt* des Gottmenschen, der *wirkliche*, nicht symbolische oder mythische Person ist, dessen Selbstbewufstsein das Wissen Gottes von sich selbst ist, ist die Religion ihrem ewigen Begriffe nach realisirt. „Das neue Testament lehrt nirgends, dafs Christus geglaubt habe, einer Religion zugethan gewesen sei — nicht, wie wenn er zur Religion gekommen wäre, und er sie gebessert hätte, sondern wie wenn die Religion erst durch ihn geworden sei, so stellt es die Bibel dar." (S. 92 und 93 vgl. S. 285.) Christus ist daher nicht blos historische Person, sondern, wodurch er sich von jedem andern Religionslehrer unterscheidet, Person in der Gottheit selbst. So wie also die Erscheinung des Gottmenschen nothwendig eine geschichtliche ist; so ist doch der Inhalt der Geschichte ein ewiger absoluter, der über alle Geschichte unendlich hinaus, schlechterdings kein Faktum ist. „Die ein rein historisches Christenthum verlangen, erlangen das Christenthum nicht." (S. 78.) (vgl. die Beilage, in welcher gezeigt wird, dafs von dem abstrakt historischen Standpunkte aus die Historie in ihrer Ueberschätzung nicht hoch genug geschätzt wird S. 306, 307). Im *Wunder* der evangelischen Geschichte ist wie durch einen terminus medius (diese Stellung nimmt das Wunderbare im Heiden- und Judenthume noch nicht ein) das, was rein dogmatisch oder übergeschichtlich ist, mit dem Historischen verknüpft; „so z. B. ist das Historische von Christi Geburt und das Dogmatische seines Wesens dadurch vermittelt, dafs er nicht von einem Manne gezeugt ist, als der eingeborne Sohn Gottes." (S. 81.) Die Voraussetzung, dafs das Dogmatische und das Historische, welches sonst wie Zeitliches und Ewiges auseinanderfällt, mit einander verknüpft werden müssen, ist der herrschende Grundgedanke zur Begründung der Möglichkeit und Nothwendigkeit des Wunders. Das *Thaumatische* ist ein nothwendiges Mittelglied des Historischen und Dogmatischen. Im dritten Abschnitte, welcher zuerst die Möglichkeit des Wunders abhandelt (S. 95—102), wird mit Recht urgirt, dafs das Wunder nicht der Geschichte oder Natur als solcher angehöre, sondern durchaus dem *religiösen* Bewufstsein zu vindiciren sei. Wenn es nun heifst, dafs das Wunder ethisch, physisch und historisch unmöglich ist, der Glaube an Gott aber urtheile, was der Natur, dem freien Willen unmöglich ist, ist doch Gott möglich und dem Menschen, der von sich weifs, dafs Gott in ihm entschliefse, handle und vollbringe (S. 98. 100): so bleiben hier noch die gewöhnlichen Einwendungen des Verstandes gegen die Möglichkeit des Wunders unberücksichtigt, welche nicht gerade von der empirischen Erkenntnifs der Natur und Geschichte ausgehen, sondern vielmehr vom *Dogmatischen* selbst. Indem das religiöse Bewufstsein zugleich nothwendig das Welt- und Selbstbewufstsein mit in sich schliefst, so tritt das Bedürfnifs hervor, dafs die natürliche und geschichtliche überhaupt wie wissenschaftliche Weltanschauung mit der religiösen nicht in Widerspruch gerathe; wirkt Gott nicht auch in Natur und Geschichte, und wenn, wie und warum anders als in der Geschichte Christi, oder des jüdischen Volkes?

(Der Beschlufs folgt.)

№ 110.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

D. Carl Daub's Vorlesungen über die Prolegomena zur Dogmatik und über die Kritik der Beweise für das Dasein Gottes, herausgegeben von Marheineke und Dittenberger.

(Schluſs.)

Andererseits kann aber der Zweifel an den Wundern gerade auf *dogmatischem* Gebiete, wie etwa schon in der gemeinen Vorstellung von der Unveränderlichkeit Gottes, bei der Himmelfahrt in der Vorstellung von dem was Himmel ist, oder in der Lehre von der Erbsünde, was die Erscheinung des Gottmenschen betrifft, seine gröſste Kraft gewinnen. Obwohl nun Fragen dieser Art vollständig nur in der biblischen Theologie und der Dogmatik selbst ihre Erledigung finden können, so meint Ref. doch, daſs eine allgemeine Berücksichtigung derselben auch hier in den Prolegomenen wol hätte ihre Stelle finden dürfen. Treffend ist besonders, was gegen die sogenannte natürliche Wundererklärung mit einschneidendem Scharfsinne geltend gemacht wird; ebenso schlagend wird gezeigt, wie die gewöhnlichen Versuche, von der historischen Glaubwürdigkeit der Berichterstatter aus die Wunder als Fakta zu beweisen, nicht allein unzureichend sind, „denn, heiſst es (S. 106), die vollkommene Glaubwürdigkeit der biblischen Geschichtserzähler zugegeben, so fragt jeder leicht: sind denn *Wunder* und *Geschichten* einerlei; die biblischen Schriftsteller wenn sie Wunder berichten noch Geschichtschreiber?" sondern wie der ältere Supranaturalismus, z. B. eines Lavater, in dem Eifer die Wunder zu rechtfertigen durch die Reflexion auf die gröſsere Natur- und Willenskraft früherer Zeitalter das Wunder seinem Begriffe nach in der That aufhebt und in eine gewöhnliche Geschichte verwandelt, und so die supranaturalistische Ansicht mit der natürlichen zusammenfällt (S. 106 — 108). Weniger möchte dagegen die mythische Ansicht, wie sie sich in der letzten Zeit geltend gemacht hat, schon dadurch ganz zurückgewiesen sein, wenn sie auf den Ernst in der Religion (S. 109) und auf die göttliche Liebe, welche sich vollkommener als sonst irgendwo in der Geschichte bei der Entstehung des Christenthumes in ihrer unendlichen Allmacht offenbare, verwiesen wird (S. 126, 127). Am Ende dieses Abschnittes kommt es zu dem Ergebniſs, daſs der Glaube an den Inhalt der Bibel, Wunder und Weissagungen auf dem *Religionsglauben* ruht; nicht dieser auf dem historischen Glauben (S. 152). So geht der Standpunkt der Bibel in den der *Religion* im Allgemeinen über; aus dem Gedanken der Religion ergiebt sich die christliche Religion selbst als der Standpunkt für die Einleitung zur Wissenschaft von ihr (S. 174) und als *Gegenstand der dogmatischen Theologie* die Glaubensartikel von der Dreieinigkeit (S. 188 — 195). Der christliche Glaube als Glaube an Gott, der die ewige Wahrheit ist, enthält vor allen anderen Religionen die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Wissens in sich; hat es nicht mit Meinen, Wähnen, Scheinen und Einbildung zu thun. Wahn und Aberglaube treten an die Stelle des Glaubens, wie er der christliche ist, wenn auf die Erkenntniſs verzichtet wird (S. 288, 291). Glauben und Wissen, welche nicht, wie sie in der Kantischen Schule wol definirt werden, ein Fürwahrhalten sind, sagen vielmehr von ihrem Gegenstande bestimmt aus „es ist wahr" (S. 203), sind damit zunächst in unmittelbarer Einheit, beide aber gehen auch in den Unterschied von einander ein; da sie aber selbst in der Entgegensetzung, wo der Glaube „spröde" gegen das Wissen ist, indem er an dem Unbegreiflichen festhält, und das Wissen „schnöde" gegen den Glauben, nicht vermeiden können, sich gegenseitig auf einander zu beziehen (S. 213), so haben sie an diesem ihrem Widerspruche mit einander zugleich den Trieb, sich mit einander zu versöhnen. Aus der erst unmittelbaren Ein-

heit wird nun die vermittelte, und das Glauben als Wissen *Inhalt* der dogmatischen Theologie. Das Princip des Glaubens aber ist durchaus kein ihm äufseres, etwa die Kirche in ihrer Autorität, oder die Bibel, ebenso wenig die Subjektivität, welche in einer etwas anderen Wendung, als die Kantische subjektive praktische Vernunft, die Gott um der *eignen* Glückseligkeit willen postulirte, als Abhängigkeitsgefühl oder Erlösungsbedürftigkeit, um der Erlösung und Versöhnung ihres Ich wegen den Erlöser und Gott *postulirt*; eine solche Nothwendigkeit wäre eine dem Glauben äufsere S. 220, 221. Vielmehr das Princip des Wissens vom Glauben ist *der Gegenstand des Glaubens selbst*, oder weil der Glaube als der christliche *an und für sich nothwendig ist*, darum ist er in dem Wissen von ihm Gegenstand der Wissenschaft (a. a. O.). Der dritte Abschnitt enthält nun eine weitere Darstellung dieses inneren Verhältnisses von der christlichen Religion als Glauben zur Wissenschaft, und macht, indem zuletzt entwickelt wird, wie die Wissenschaft vom Glauben selbst den Standpunkt der Spekulation zu dem ihrigen macht, den Uebergang dieses Theiles in den dritten, welcher nun als ein Resultat der früheren Standpunkte den der Spekulation selbst betrachtet. Die innere Nothwendigkeit, nach welcher die verschiedenen Stufen des Bewufstseins hier in einander über und in einander aufgehen, ist schon selbst der Beweis, dafs die spekulative Dogmatik in einem innern Verhältnifs zum Bibelglauben, damit zum Glauben der Gemeinde stehet. In dem oben erwähnten Werke Daub's, in welchem die supranaturalistische und rationalistische Theologie in Bezug auf Princip und Methode einer schneidend eindringenden Kritik unterworfen werden, hat dieses Verhältnifs der subjectiven Reflexionstheologie zur Gemeinde und zum Staate eine ausführliche Erörterung erfahren; in den Prolegomenen wird darauf S. 237, 238 u. 287 nur hingedeutet. Ausführlicheren Aufschlufs enthält darüber die Beilage, ein Aufsatz, welchen Daub selbst schriftlich ausgearbeitet hat; in ihr werden die theologischen Partheien nach ihren Grundzügen mit lebendigen Farben geschildert (S. 302—338). Diese Abhandlung schliefst sich den Prolegomenen zur Dogmatik insofern an, als diese den propädeutischen Zweck haben, das Subjekt, welches ein Werkzeug der erhabensten Wissenschaft der Dogmatik, oder der Kirche sein will, von der abstrakten Befangenheit in sich selbst loszumachen (S. 304). Was nun noch den dritten Theil der Prolegomenen selbst angeht, so enthält er so viel Schönes über den Gegenstand und Inhalt der biblischen Vorstellung, dann im zweiten Abschnitte über das Verhältnifs von Religion und Gedanke nach Gegenstand und Inhalt, und im dritten über das begreifende Denken als Wissen in eben diesen Beziehungen, dafs es dem Ref. nicht mehr einfallen kann, Einzelnes daraus abschreiben zu wollen. Die Prolegomenen schliefsen mit den gewichtigen Worten: „die Wissenschaft von Gott dem Geiste, dem sich selbst unendlich begreifenden Begriffe, hat sich, wenn sie auch die Form des ewigen Geistes nicht zu erreichen vermag, doch zu bestreben dieser Form nachzukommen, ihn den Geist zu erkennen, wie er sich erkennt, ihn zu wissen, wie er sich weifs, ohne die Formen der Logik, ohne Raum und Zeit, und doch zugleich ohne die Formen und Gesetze der Logik zu versäumen, oder ihnen gar Hohn zu sprechen" (S. 300). — Im September 1836 schlofs der Verewigte, welcher in der Wissenschaft lebte und starb, diese Vorlesung mit einigen herzlichen Worten an seine Zuhörer, in denen er das Gefühl seines nahen Endes sehr bestimmt ausspricht, und sagt zuletzt: „es war stets meine gröfste Freude, junge wissenschaftlich gebildete Männer in ihrem Streben zu fördern und das werde ich lehrend auch fort und fort thun, und sollten Sie mich früher oder spät auch todt vom Katheder heruntertragen." Das Letzte geschah bekanntlich im November desselben Jahres, das Erste wird auch in aller Zukunft noch geschehen.

Mit derselben originellen Geistesfrische und lebendigen Klarheit sind, wie die Prolegomenen, so auch besonders die verschiedenen rationellen Beweisformen für das Dasein Gottes behandelt. Zuerst werden die Argumente, besonders in der Gestalt, welche sie seit der Leibnitz-Wolfischen Philosophie und natürlichen Theologie erhalten haben, in der ihnen eigenen Kraft scharf herausgestellt; je nachdem die Gründe für das Dasein Gottes in der Welt, wie sie die Natur ist, oder in der Vernunft, wie sie das Vermögen der Erkenntnifs überhaupt oder der Naturerkenntnifs ist, oder in dem Menschen gesucht werden, theilen sich die Beweise in die *kosmischen*, *logischen* und *anthropologischen* (S. 348). Die kosmischen sind der ätiologische (a contingentia rerum), der physikotheologische und der teleologische; diese Beweisformen kehren in den anthropologischen nur die Beziehung auf den

menschlichen Geist als argumentum a conscientia recti, als argumentum a nexu causarum et finium in hominis natura necessario, oder als praktisches Postulat wie bei Kant mehr heraus, leiden aber fast alle an dem gemeinsamen Mangel, dafs sie durch einen Sprung von dem Endlichen der Natur oder des menschlichen Geistes auf ein unendliches Wesen schliefsen. In dem eudämonistischen Beweise und den argumentis a tuto et ab utili sinken sie zu Postulaten des Egoismus herab und lösen sich gleichsam in der Ironie über sich selbst auf. Das ontologische Argument dagegen, welchem das abstrakt psychologische aus der Substantialität der Seele vorangestellt ist, geht wirklich von dem Begriffe des unendlichen Wesens, als des absolut realen, vollkommenen oder nothwendigen aus, wird aber hier in der scholastisch-syllogistischen Form dargestellt; der Nerv desselben, dafs die Möglichkeit eines unendlich realen Wesens, der Inbegriff aller Realitäten, welches das Nichtsein als das Gegentheil der Realität, die Unmöglichkeit von sich ausschliefst (weshalb auch die Existenz complementum possibilitatis genannt worden), wird geschwächt durch die sterblichen Seiten, welche dieser Beweis in der syllogistischen rein rationellen Form an sich hat. Für den, der sich in der empirischen formellen Logik fixirt hat, ist es allerdings rein unmöglich von dem blofsen Denken zum Sein zu gelangen. Aufserdem ist es ein wesentlicher Fehler, wenn die Existenz als eine besondere Eigenschaft neben der andern gefafst wird. In solcher endlichen und beschränkten Fassung ist der Beweis den Angriffen des abstrakt logischen Denkens und der Transcendentalphilosophie noch ausgesetzt. Daub läfst bei diesem Beweise, wie bei den übrigen die Kantische Kritik die Argumentation angreifen; zeigt aber zugleich, wie sie von subjektiven Voraussetzungen ausgeht, welche sie selbst nicht beweiset, und so von Aufsen, nicht vom Standpunkte des Beweises selbst widerlegt. Dagegen stellt er seine Kritik innerhalb der Stärke der Beweisformen selbst an, und widerlegt diese durch die eigenen Widersprüche, welche er an ihnen aufzeigt. Nur bei dem ontologischen Beweise deutet er S. 441 u. 442 darauf hin, wie der Beweis selbst, in welchen die übrigen ja wie in ihren Grund und Begriff zurückgehen, aus der Identität des absoluten Denkens und Seins geführt werden kann, und der eigentliche Ausdruck desselben cogitat Deus i. e. (nicht ergo) Deus est, ist. — Aufser diesen bekannten Argumentationen wird noch die Art und Weise erwähnt, wie das menschliche Selbstbewufstsein als Gefühl oder Anschauung in der unmittelbaren Gewifsheit seiner Unendlichkeit vom Endlichen aus (bei Jakobi und Schleiermacher in den Reden über die Religion) auf das Unendliche oder Ewige als seine nothwendige Voraussetzung hinweist. Gefühl und Anschauung aber, so geistig sie auch sein mögen, in ihrer Unmittelbarkeit und Subjektivität reichen für den Beweis nicht aus; freilich wollen sie aber bei Jakobi und Schleiermacher, was wohl etwas bestimmter hätte hervorgehoben werden können, nicht als Principien eines eigentlichen Beweises gelten.

A. Baier, Lic., in Greifswald.

LXIV.

Nalas und Damajanti, eine Indische Dichtung, aus dem Sanskrit übersetzt von Franz **Bopp**. *Berlin.* 1838. 8.

Diese Episode des Indischen Epos Mahabarata ist durch Rückerts freie Bearbeitung, welche schon die zweite Auflage erlebt hat, unter uns bereits bekannt und anerkannt genug. Ein grofses Geschenk macht uns nun der so unermüdet thätige Bopp mit einer dem Original so genau als möglich sich anschliefsenden, auch das Metrum nachbildenden Uebersetzung. Ich kann, da ich kein Sanskrit verstehe, über die Treue derselben, über ihr Verhältnifs zum Urtext nichts sagen. Allein ich kann nicht umhin, über den Genufs mich auszusprechen, welchen sie gewährt. Der epische Ton erscheint hier reiner, als in der bewegteren, schmuckreicheren Sprache Rückerts und versetzt uns mächtiger in das fremde Element. Es ist Nal und Damajanti eine der gröfsten poetischen Hervorbringungen, welche überhaupt existiren. Einfach, mährchenhaft, von mäfsigem Umfange, ist sie von einer der Betrachtung immer ergiebigeren Tiefe. Es überrascht nicht wenig, im Indischen eine solche sittliche Simplicität zu finden; d. h. im Indischen ist das Ceremonialgesetz durch den Unterschied der Kasten eine Macht, welche die Sittlichkeit im Betragen des Einzelnen polizeimäfsig herabdrückt. Die freie Handlung sieht sich immer mit tausend Rücksichten bedrohet. Der Entschlufs einer That mufs sich durch eine Unzahl hemmender Aeufserlichkeiten hindurch klemmen. In Nal und Damajanti ist aber diese Abhängigkeit so viel als möglich bei Seite gerückt. Es ist zur Darstellung der wahrsten Menschheit gekommen. Die ächten Motive des Empfindens und Handelns sind auf's Glücklichste ergriffen. Die ceremoniellen Pflichten, das Rofsopfer u. s. f. werden wohl erwähnt, ohne aber den ethischen Kern zu verwunden, ohne das rein poetische Interesse zu gefährden. — Die Indische Poesie hat ferner das Mifsliche an sich, durch die Phantastik der reli-

giösen Weltanschauung plötzlich in eine, für unsere Maafsstäbe lächerliche, ja absurde Wendung verfallen und dadurch alle tiefere Wirkung paralysiren zu können. Auch hierin ist Nal und Damajanti unübertrefflich. Was von solchen Elementen vorkommt, z. B. die von den Göttern dem Nalas verliehenen Eigenschaften, die Elemente willkürlich zu lenken, ist nur mährchenhaft, nicht, nach unserem Geschmack wenigstens, excentrisch, wie in andern durch Bopps Bemühungen verdeutschten Episoden des Indischen Epos, z. B. in der so berühmt gewordenen Geschichte des Wiswamitra. Ich möchte den Verfasser des Gedichts in diesem keuschen sich fern Halten von phantastischen Schnörkeln dem Bearbeiter der Deutschen Nibelungen vergleichen, der es auch so schön verstanden hat, das Trübe, Zauberische, selbst Wüste so viel als möglich zu beschränken und dem warmen Ton wahrhaft menschlicher Gesinnung desto mehr Raum zu geben. Die Botschaft des Schwanes, das Besessenwerden Nal's von dem bösen Geist, die Vertreibung desselben durch das Gift des Schlangenkönigs sind zu unbedeutenden Allegorien herabgesunken, oder vielmehr sie sind dasselbe, was im Homerischen Epos die Götter sind, welche, wenn sie die Menschen zum Handeln antreiben, die Innerlichkeit derselben nicht schlechthin aufheben. Die Poesie mufs den Geist als Geist erfassen. Denn nur das Ewige hat ein immer neues Interesse. Dies Ewige, Unverrückbare des menschlichen Gemüthes mufs der Künstler kennen, wenn er, indem er für sein Volk das Höchste leistet, doch die nationale Beschränkung durchbrechen will. Und wie hat der Dichter von Nal und Damajanti die Liebe gekannt! Ihre instinctartige Sicherheit der Wahl, die eigentlich keine ist; ihre Hingebung, nie ermüdende Aufopferungslust; ihre Sehnsucht, ihr Bangen, ihr Entzücken; und dann wieder ihre sittliche Reinheit, ihren Stolz, ihre Verschämtheit, — wie entschieden und wie zart hat er nicht das Alles gemalt! — In der Oekonomie des Gedichts ist die kunstreichste Entwickelung zu bewundern. Zuerst ein isolirtes Auftreten der beiden Hauptpersonen. Die Götter selbst, um Damajanti werbend, vermitteln ihre Vereinigung. Hierauf nach Nals durch seine Spielsucht bewirktem Sturz, trennt er sich von ihr im Walde, während sie schläft. Die erschütterndste Trostlosigkeit peinigt sie. Beide irren umher in Wäldern und Einöden. Ihre Begegnisse führen sie gemach aus der Verwilderung wieder zu den Menschen zurück. Damajanti begegnet erst Thieren, dann einem Jäger, dann dem schnell verschwindenden reizenden Aufenthalt der Büfser, dann einer Karavane, dann bleibt sie unerkannt in Tschedipur. Nalas aber wird nach langem Umirren unter dem Namen Wahukas Rosselenker bei dem Könige Rituparna von Ajodhya. Diese Geschichten kreuzen sich in entsprechendem Parallelismus. Die Elegieen, in denen Bhaimi's Tochter, die edle, ihr Leid aushaucht, sind wundervoll; der Dichter weifs uns immer das bezauberndste Bild von ihr zu machen, was durch Hunger, Harm, Verschlissenheit der Kleider, Unordnung des Haars, Staub des Weges nur an Transcendenz gewinnt. Wenn sie, die schönhüftige, sie, die schön lächelt, die strahlende, mit schwarzem, grofsem Aug', ihren wahrheitsreinen Mund öffnet, so klingen so sittlich hohe, liebeselige, geisterhafte Worte aus ihm, dafs die äufserliche Hinfälligkeit nur eine stärkere Folie wird. Nalas wandelt durch den Bifs des Schlangenfürsten, den er befreit, seine Gestalt gänzlich. Im Dienste bei Rituparna wiederholt er stets einen einzigen Noka:

„*Wo ruht, Hunger und Durst leidend,*
Ermüdet jene Fromme wohl?
Denkt sie an diesen Sinnlosen?
Oder wem huldigt jetzo sie?"

Von Damajantis Vater ausgesandte Brahmanen finden sie endlich; sie kehrt zu ihren Eltern und sendet nun, um Nalas zu suchen, die Brahmanen mit einer Rede aus, die den Gegensatz zu jenem Noka bildet, und in ethischer Beziehung den Mittelpunkt des Gedichts ausmacht:

„*Wohin entwichst du denn, Spieler,*
Des Kleids Hälfte abschneidend mir,
Lieber die Lieb' im Wald schlafend
Zurücklassend, dein treues Weib?
Doch diese, wie Befehl folgend,
Also sitzet sie, harrend dein,
Gebrannt von heifsem Leidwesen,
Von eines Kleides Hälft' umhüllt.
Ihr, die Thränen vergiefst immer,
Fürst'entsprofsner, um jenes Leid,
Erzeige doch, o Held, Gnade,
Gegenrede verkünde ihr.
Denn Erhaltung und Schutz ziemet
Von dem Gatten der Gattin stets;
Warum entziehst du mir beides,
Da der Pflichten du kundig doch?
Weise wardst du und hochedel
Und mitleidig genennet stets,
Doch mitleidslos anjetzt wardst du,
Fürcht' ich, durch meines Glückes Fall.
O so übe doch, Mannlöwe,
An mir Erbarmen, Menschenherr!
Heilige Pflicht ist Mitleiden,
Dieses hab' ich von dir gehört."

Sehr schön wird nun die weibliche List der neuen Brautwerbung, die Auskundschaftung Wahukas, durch die Zofe Kesini, ob er nicht Nalas sei, und die endliche Wiedervereinigung und Rückkehr in das Königreich erzählt. Aecht Indisch ist die Spannung, ob Rituparna auch Bhaimi's Stadt erreichen werde, durch Nalas Begier, von ihm die Rechenkunst zu lernen, die auch, sehr Indisch, darin besteht, recht schnell etwas zählen zu können! Das Zählen in seiner ganzen Einfachheit gilt schon als eine Kunst, für welche Rituparna von Nal die Kunst lernt, hundert Meilen in Einem Tag fahren zu können. Ein unvergleichlicher Zug ist es aber, dafs Damajanti ihren Gatten sogleich an dem Wagengerassel erkennt:

„*Wie dies Wagengetön, füllend*
Gänzlich gleichsam der Erde Raum,
Mir das Gemüth erfreut, wahrlich,
Es ist Nalas, der Erde Herr u. s. w."

Auch dafs die Pferde, Pfauen und Elephanten, als sie den Donnerlärm vernehmen, das Haupt emporstrecken, „wie von Wolkengetön erfreut," ist einer jener ächtepischen unschätzbaren Züge.

Das Studium solcher Werke wird uns in der Geschichte und Theorie der Poesie aufserordentlich fördern. Da unsere Poetik besonders auf der antiken Basis beruht, so wäre zu wünschen, dafs ein von den nöthigen Kenntnissen unterstützter, philosophischer Kopf uns einmal, ganz abstrahirend von allen unsern oft zu Vorurtheilen gewordenen Begriffen, von unsern stehend gewordenen Beispielen, eine *Orientalische Poetik* gäbe, damit man die Eigenthümlichkeit der Orientalischen Dichtkunst recht in ihrer Schärfe erfassen könnte.

Karl Rosenkranz.

№ 111.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.
Juni 1839.

LXV.

Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Zweite Abtheilung. Goethe's Wahlverwandtschaften in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung, ihrem sittlichen und künstlerischen Werthe nach entwickelt. Von Dr. H. Th. **Rötscher**. *Berlin,* 1838. *bei Duncker und Humblot.*

Die vorliegende zweite Abtheilung von Rötschers „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst" macht in der philosophischen Betrachtung der Goethischen Wahlverwandtschaften — da der Verf. hier nur geringe Vorarbeiten fand — in noch weit höherem Grade Epoche, als es die erste Abtheilung in Bezug auf die in ihr besprochenen Gegenstände gethan hat. Was die Sprache betrifft, so hat dieselbe in dieser neuen Schrift an Glätte, Rundung und angemefsnem Ton vielleicht noch gewonnen; es ist dem Verf. oft gelungen, die feinsten Schattirungen der Charaktere auf das Zarteste auszudrücken. Der Inhalt aber ist nicht weniger anziehend und gedankenvoll als in der vorhergehenden Abtheilung. Mit der ganzen Kraft einer durch langjähriges Nachdenken gebildeten Ueberzeugung hat der Verf. kühn nach der ruhmverheifsenden Lösung der Aufgabe gestrebt, nicht nur den aufserordentlichen Kunstwerth jenes vollendetsten Goethischen Romans allseitig zu entwickeln, sondern auch das immer noch unklare, schwankende, schiefe und verkehrte Urtheil der öffentlichen Meinung über den sittlichen Gehalt jenes Werkes zu kassiren, und durch Begründung der wahren Ansicht ein ewiges Schweigen allen jenen beschränkten Geistern aufzulegen, die gegen den Dichter der Wahlverwandtschaften die Anklage zu erheben sich nicht entblöden: derselbe habe hier einem schön geformten Leibe eine befleckte Seele eingehaucht, die Tendenz dieses Kunstwerks sei das Zerstören der Achtung vor der Heiligkeit der Ehe, und somit das Untergraben der Grundlage aller sittlichen Ordnung. Dieser aus maulwurfsäugiger Kurzsichtigkeit hervorgehenden Anklage hat der Verf., — und er verdient dafür unseren lebhaftesten Dank — mit lobenswerthem Muthe die unzweifelhaft richtige Ansicht (S. 16) in folgenden Worten schroff entgegengestellt: „*Die Wahlverwandtschaften offenbaren in der Form der Kunst das Geheimnifs der Ehe in ihrem höchsten durch das Christenthum erst erreichten Begriffe; sie enthüllen durch das Organ der freien dichterischen Phantasie die ewige Wahrheit von der unantastbaren substanziellen Macht des sittlichen Geistes der Ehe, den Triumph ihrer unsichtbaren Gewalt, deren Boden einzig und allein das Gemüth ist, über jeden auch noch so gewaltigen Feind, der sich gegen sie auf demselben Felde des Gemüths erhebt.*" Obgleich wir den *bestimmteren* Sinn, welchen die eben citirten Worte im Verlauf der Abhandlung erhalten, aufs Entschiedenste zu bekämpfen genöthigt sind, so müssen wir dieselben doch in ihrer *allgemeinen* Bedeutung unbedingt unterschreiben. Ebenso können wir dem Verf. nur zustimmen, wenn er den ausgezeichneten Kunstwerth der Wahlverwandtschaften gerade darein setzt, dafs der Dichter, durch seinen Genius davor geschützt, die grofse Lehre des Ganzen in ein, auch den Schwachen verständliches moralisirendes Wort zu fassen, und sich auf diese Weise zu einem von der Masse verehrten prosaischen Sittenprediger zu machen — selbst auf die Gefahr des Vorwurfs der Unsittlichkeit — sich darauf beschränkt hat, durch die Macht der künstlerischen Entwicklung die Idee des Romans dem unbefangenen Auge sichtbar werden zu lassen. Der Künstler darf eben, wie der Verf. sehr wahr bemerkt, niemals den allgemeinen sittlichen Gedanken seiner Produktion in selbstständiger Gestalt, in nackter Form, gleichsam als die den Blick des Lesers mit Gewalt auf sich ziehende abgeschiedene Seele des Kunst-

werks darstellen, sondern mufs den sittlichen Gehalt unter der seelenvollsten Schönheit und Grazie, unter der freiesten Lebendigkeit der Form verbergen. Dies hat Goethe in den Wahlverwandtschaften gethan. Man mufs daher dem Verf. durchaus beipflichten, wenn er die unsäglichen Mifsverständnisse, welche dieser Roman erfahren hat, als einen Beweis für die hohe künstlerische Vollendung des Werkes ansieht; denn wenn es dem Dichter nicht so vollkommen gelungen wäre, die allgemeine sittliche *Lehre* der Wahlverwandtschaften in der reizendsten *Erzählung* zu verhüllen, so hätten jene Mifsverständnisse nie hervortreten können.

Aus dem über den Standpunkt des Verfs. Angeführten erhellt zur Genüge, wie würdig dessen Arbeit gewesen sein würde, dem grofsen Dichter selber dargebracht zu werden, und wie sehr bedauert werden mufs, dafs eine so vollständige Anerkennung dem edlen Dahingeschiedenen bei seinen Lebzeiten nicht zu Theil geworden ist, und dafs der Verf. seinerseits die höchste Belohnung seines Strebens, den Dank des Dichters, nicht erhalten kann. Möge für diesen Verlust die Dankbarkeit aller Einsichtigen zum Ersatz dienen.

Indem wir uns nun, nach dieser Erklärung unserer vollen Zustimmung zu des Verfs. Angriff auf die herrschende Meinung, näher an die Kritik der vorliegenden Schrift begeben, haben wir zu bevorworten, dafs wir, wegen Mangel an Raum, alles weniger Bedeutende, so wie alles mit unserer Ansicht Zusammentreffende — die interessanten einleitenden Erörterungen, die vortreffliche Schilderung der Nebenpersonen, die glückliche Entwicklung der künstlerischen Komposition — mehr oder weniger bei Seite lassen, oder gänzlich übergehen, und uns auf die Untersuchung der *bestimmten* Art und Weise beschränken wollen, wie der Verf. die dem ganzen Romane zu Grunde liegende Idee und die Hauptcharaktere aufgefafst hat. Die in dieser Beziehung von uns zu machenden Ausstellungen glauben wir, nachdem wir früher unsere ausgezeichnete Hochachtung vor dem Verf. bekundet haben, ohne Furcht vor Mifsverständnifs, mit vollkommenster Freimüthigkeit aussprechen zu dürfen. Wir wollen defshalb nicht verhehlen, dafs über das bestimmte gegenseitige Verhältnifs der in unserem Roman miteinander in tragische Kollision kommenden sittlichen Mächte der Verf. uns nicht zur vollkommnen Klarheit der Erkenntnifs gelangt, und aus diesem Grunde in unversöhnte Widersprüche gerathen zu sein scheint. Es wäre gehässig, den beständigen Wechsel widersprechender Gedanken durch die ganze Schrift zu verfolgen. Wir stellen dieselben vielmehr, damit der Leser den Salto mortale von dem einen Hauptgedanken in dessen unvermitteltes Gegentheil nur einmal zu machen habe, in zwei feindliche Reihen über ihr Zusammentreffen in Einem und demselben Buche erstaunter und sich gegenseitig hinauszudrängen bestrebter Vorstellungen zusammen.

Betrachtet man nämlich den *einen Theil* der Ansicht des Verfs., so wird man zu glauben genöthigt: derselbe halte Eduards und Charlottens Ehe — welches die eine der streitenden sittlichen Mächte ist — für eine *vollkommen sittliche* Ehe, und daher für eine in ihrer Sphäre *absolut berechtigte* Macht. Zu diesem Glauben zwingt uns, unter vielem Anderen, die Behauptung des Verfs., dafs Charlotte, durch ihre nach dem doppelten Ehebruch erfolgende Zurückwendung in die Ehe mit Eduard, *„sich an die tief gefühlte Bedeutung der Ehe selbstbewufst lehne,"* und *„sich so mit dem Unendlichen der sittlichen Idee verknüpfe;"* (S. 75) dafs sie dadurch *„der sittlichen Idee die höchste Genugthuung"* (28 S.) gewähre, und *„den höchsten Blüthepunkt sittlicher Freiheit"* (S. 74) erreiche. Diesem Himmel vollkommenster Sittlichkeit steht, nach eben jenem Theile der Ansicht des Verfs., die Hölle der aus Wahlverwandtschaft entstandnen unendlichen Liebe gegenüber. Der aus jenem Himmelreich, gleich einem gegen Gott rebellischen Engel, in diese Hölle sich stürzende Eduard sinkt dem Verf. — zuerst zu einem *„vom Eigendünkel des Herzens"* aufgeschwollnen, die Schlange Evas an Verführungskunst übertreffenden *„Sophisten"* — dann zu einem blofsen „unfreien *Naturprodukt"* — und endlich gar zu einem nur in Ottilien lebenden, im *„wahnsinnähnlichen* Zustande" sich befindenden *„Embryo"* herab (S. 97) und erreicht auf diesem Wege *„die Spitze eines zerstörten sittlichen Bewufstseins," „die letzte Station unfreien Verhaltens"* (S. 96).

So hätten wir denn in unsrem Roman, auf der einen Seite, ein *Ideal der Ehe*, ein *Ideal sittlicher Freiheit* — denn anders kann eine *„Verknüpfung mit dem Unendlichen der sittlichen Idee"* nicht verstanden werden — auf der entgegengesetzten Seite aber zeigte sich ein aus dem Vordergrunde der Handlung

mit dem Fusse wegzustofsendes, *ekelhaftes, empörendes, durchaus unpoetisches Bild äufserster Unfreiheit und äufserster Unsittlichkeit.* Die Wahlverwandtschaften dann aber noch einen *wahrhaft tragischen* Roman zu nennen, wäre Unsinn. Jene Stellung der mit einander kämpfenden sittlichen Mächte ist so unwahr, so unpoetisch, dafs des Verfs. für richtige Verhältnisse empfängliches Auge die Verkehrtheit jener Stellung bemerken mufs. Er läfst daher die auf der Vorderseite seiner Ansicht abgewiesene Wahrheit durch die Hinterthüre der Inconsequenz herein. Ja, er stellt seine Uransicht auf den Kopf, in der Hoffnung, dafs das Goldstück der Wahrheit herausfallen werde.

Begierig, das der wahlverwandtschaftlichen unendlichen Liebe von ihm angethane Unrecht wieder gut zu machen, begnügt er sich nicht etwa damit, das Recht derselben mit dem Recht der fraglichen Ehe auf gleiche Linie zu stellen, sondern setzt jenes hoch über dieses, und kehrt somit, in diesem *zweiten* Theile seiner Ansicht, das, was vorhin das *Unterste* war, zu *oberst.*

Zu dieser Umwälzung, zu diesem mit Einem Sprunge gemachten Uebergange gleichsam von der *äufsersten rechten* zur *äufsersten linken Seite* seiner Meinung wird der Verf. auf folgende Weise getrieben. Sein Grundirrthum war, dafs er *„die Gesetze des sittlichen Geistes für ganz unabhängig von der Wahlverwandtschaft"* hielt (S. 154), dafs er, nur den *Verstand* befragend, die Beziehung dieser entgegengesetzten Mächte als eine rein *äufserliche* Beziehung zweier gegeneinander vollkommen *gleichgiltiger* Mächte sich vorstellen zu müssen glaubte, und dafs er, dem zufolge, (S. 22) den in unserem Roman vorhandenen Konflict als einen solchen betrachtete, bei welchem *nur* auf der *einen* Seite die sittliche Empfindung, auf der andern Seite aber blofs eine unsittliche Naturgewalt der Empfindung stehe. In dieser *mechanischen* Betrachtung, konnte des Verfs. auf innere Einheit der Gegensätze dringender vernünftiger Sinn keine Befriedigung finden; sein inniges Gemüth trieb ihn, jene Mächte nicht als nur *neben einander bestehende* oder *gar unverträgliche* (S. 118), sondern als *in einander sein sollende* zu fassen. Aus diesem ehrenvollen Bedürfnifs ist es abzuleiten, dafs der Vf. die *ohne wahlverwandtschaftliche Liebe* erfolgte Verehelichung Charlottens und Eduards als die „*Urschuld*" Beider (S. 152) bezeichnet. Die hiermit ausgesprochene Ansicht steht aber im völligsten Widerspruch mit der „*den sittlichen Geistern*" vom Verf. ertheilten „*gänzlichen Unabhängigkeit von der Wahlverwandtschaft*"; denn fände diese Unabhängigkeit statt, so könnte das Nichtbeachten der Wahlverwandtschaft bei Schliefsung der Ehe keine erwähnenswerthe Schuld begründen. Jene Ansicht steht ferner im schroffsten Gegensatze zu der vom Verf. während seines Sitzens auf der äufsersten rechten Seite gehegten Meinung, dafs Charlottens und Eduards Ehe ein *Ideal der Sittlichkeit* sei; denn eine durch *jene Schuld* zu Stande gekommne Ehe kann den ursprünglichen Fehler nie so tilgen, dafs sie in eine vollkommen sittliche sich umwandelte. Wie wenig aber die in Rede stehende Ehe eine Darstellung „*des Unendlichen der sittlichen Idee*" zu heifsen verdiene, deutet der Verf. noch bestimmter dadurch an, dafs er dieselbe vor „*einem höheren, nie zu verletzenden sittlichen Gesetze*" (S. 192), vor „*einer*" — versteht sich, in der nämlichen Sphäre herrschenden — „*höheren sittlichen Ordnung der Dinge*" weichen und verschwinden läfst. Charlotte, von der man glauben sollte, sie habe durch ihre „Verknüpfung mit dem *Unendlichen der sittlichen Idee*" bereits die *höchste Stufe* der Sittlichkeit erstiegen, schwingt sich nämlich, nach des Verfs. revolutionirter Meinung, aus jenem doch nur *endlichen* Kreise des „*blofs verständigen Räsonnements*" durch „*Intuition*" (S. 79), wider alles Erwarten, zu einer noch *höheren Stufe* empor, zur Anerkennung einer „*höheren Ordnung der Dinge, wonach die von jeher*" *durch Wahlverwandtschaft* „*für einander bestimmten und nur durch menschlichen Wahn auseinandergerissenen Individuen*", *Eduard und Ottilie,* „*vereinigt werden sollen*". (S. 79) Die sittliche Idee aber ihrerseits, welche durch *Charlottens Bleibenwollen in der Ehe* mit Eduard schon die *höchste Genugthuung* erhalten hatte, erhält durch Charlottens *Heraustretenwollen* aus dieser Ehe eine noch *höhere* Genugthuung als jene *höchste*; und über *diese unendlich sittliche Ehe* stellt sich die *noch unendlichere Sittlichkeit der aus der Innigkeit wahlverwandtschaftlicher Liebe hervorgehen sollenden Ehe.* Was aber ferner Diejenigen betrifft, welche *dieser höheren* sittlichen Ordnung sich unterwerfen, so läfst sich nicht absehen, warum dieselben *weniger sitt-*

lich und *weniger frei* sein sollen, als die der *niedrigeren* Ordnung Gehorchenden, vollends warum sie *völlig unfrei* und *völlig unsittlich* genannt werden können. Dem Verf. scheint es auch mit dem ihnen gemachten Vorwurf der gänzlichen Unfreiheit nicht anhaltender Ernst zu sein; denn er läfst sich durch das Gefühl der Vernunft verleiten, der Leidenschaft wahlverwandtschaftlicher Liebe ein *„Majestätsrecht"* zuzuschreiben. (S. 185) Verbindet man dies Zugeständnifs mit dem vom Verf. nicht nur gestatteten, sondern sogar gebotenen Sichlösen und Verschwinden der zwischen Eduard und Charlotte bestehenden Ehe vor dem *„höheren Gesetz der Wahlverwandtschaft"*, so wird man zu glauben genöthigt, jenes „Majestätsrecht" solle nicht etwa blofs gegen ein durch *Verlöbnifs* entstehendes Recht, sondern auch gegen eine bereits *geschlossene nicht wahlverwandtschaftliche Ehe* seine Giltigkeit haben. Da nun in Wahrheit nur dem *absolut freien*, nur dem *absolut sittlichen* Willen ein *„Majestätsrecht"* zuerkannt werden kann, vor der Macht und dem Recht wahlverwandtschaftlicher Liebe aber das Recht einer unwahlverwandtschaftlichen Ehe weichen soll, so würde aus diesem *zweiten* Theile der Ansicht des Verfs. nothwendig folgen, dafs der für seine Empörung gegen den Himmel der juristischen Ehe, nach Dantischem Strafrecht, aus einem Giganten in einen *Embryo* umgezauberte Eduard doch am Ende noch Aussicht erhielte, nicht blofs zu einem leidlich freien und leidlich sittlichen Manne heranzuwachsen, sondern, durch die wunderbarste der Peripetien, sogar eine *majestätische* Gestalt im Reich der sittlichen Freiheit zu werden, und in dieser Eigenschaft den Tribut der Ehrfurcht vom Verf. zu empfangen.

Man wird bekennen müssen, dafs in der so eben beschriebnen, den Verf. zu seinem eignen Gegenfüfsler machenden Vorstellungswelt — um Aristophanische Worte zu gebrauchen — ἀντὶ τοῦ Διὸς ὁ Δῖνος βασιλεύει, und dafs in dieser vom Wirbel „nicht blofs beherrschten, sondern auch regierten" Welt wohl nur ein Schüler des Aristophanischen Socrates sich vollkommen heimathlich und befriedigt fühlen möchte. Jeder andere Leser wird dagegen, nach obiger Auseinandersetzung, das dringende Bedürfnifs einer, jenen Wirbel der Gedanken bändigenden, klaren und bestimmten Entwicklung des wahren Verhältnisses empfinden, in welchem die in unserem Roman in Kampf gerathenden Mächte zu einander stehen. Diese Entwicklung, ohne welche die Hauptsache fortwährend im Dämmerlicht bleiben würde, wollen wir jetzt zu geben uns bemühen.

Wir erinnern zuvörderst daran, dafs zu jeder wahrhaft tragischen Kollision nicht eine *absolut berechtigte* und eine *absolut unberechtigte* Macht, sondern vielmehr zwei *einseitige, nur zum Theil berechtigte* sittliche Mächte gehören, die gegen einander kämpfend, der *höheren* Macht erliegen, in welcher die Kraft beider vereinigt, und der Mangel beider beseitigt ist. Eine solche wahrhaft tragische Kollision herrscht nun auch in Goethe's Wahlverwandtschaften. Sie hat ihren Boden *ausschliefslich im Gemüthe*; keine äufsere Macht wird in den Kampf gezogen; derselbe findet ganz allein zwischen dem unendlichen Gefühl wahrer, aus Wahlverwandtschaft entstehender Liebe und dem Bewufstsein der aus dem ehelichen Bande entspringenden Pflichten statt. Die streitenden Mächte sind aber noch *bestimmter*, als durch den *gemeinsamen Boden des Gemüthes*, auf einander bezogen; sie sind die *wesentlich zusammengehörigen, doch durch den Unstern des Geschicks und durch menschliche Schuld* in unserem Roman *getrennten*, daher *einseitigen und sich feindlich begegnenden Gewalten Einer und derselben höheren, allein absolut berechtigten Macht. Diese über jenen Gewalten stehende Macht ist die absolute Sittlichkeit der Ehe.* Diese absolute Sittlichkeit zur *einen Seite* des Gegensatzes gemacht, und derselben eine absolut unberechtigte, absolut unsittliche *„Naturgewalt"* der Empfindung gegenübergestellt zu haben, ist der vom Verf. im *ersten* Theil seiner Ansicht begangene Irrthum. Die Kämpfenden sind vielmehr, auf der einen Seite, die Macht einer fast nur juristischen, fast nur äufserlichen, durch Eigensinn und blofses Wohlwollen ohne Innigkeit zu Stande gekommenen Ehe, und, auf der anderen Seite, das aus Wahlverwandtschaft entsprungene Gefühl der innigsten, zwei Individuen mit absoluter Nothwendigkeit vereinigenden, aber des ehelichen Bandes entbehrenden Liebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 112.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Zweite Abtheilung. Goethe's Wahlverwandtschaften in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung, ihrem sittlichen und künstlerischen Werthe nach entwickelt. Von Dr. H. Th. Rötscher.

(Fortsetzung.)

In diesem Kampfe siegt *jede* der entgegengesetzten Mächte über die andere, und wird von ihr besiegt; jede wird zum Aufgeben ihres Anspruchs auf alleinige Geltung und zur Anerkennung des Rechts der anderen gezwungen. Diese Aussöhnung der Streitenden ist der Triumph der absoluten Sittlichkeit der Ehe. *Nur diese absolute Sittlichkeit* feiert einen *reinen, ohne irgend eine ihrerseitige Niederlage* errungenen *Sieg*, und zwar einen Sieg *sowohl über die äufserliche Ehe wie über die der letzteren feindliche Empfindung*. Die prosaische, fast nur juristische, zum Theil unsittliche Ehe hat dagegen keine Macht und kein Recht zu einem reinen Siege über die Poesie wahlverwandtschaftlicher Liebe. Diese ist vielmehr zum Siege über jene ebenso berechtigt, wie jene zum Siege über diese. Wir glauben daher nichts Ueberverwegenes zu sagen, wenn wir behaupten: die Goethischen Wahlverwandtschaften seien allerdings eine Apologie des Ehebruchs — aber wohl zu verstehen — eine — und zwar nur halbe — Apologie des Bruchs blofs dieser besonderen, zum Theil unsittlichen Ehe, keinesweges jedoch eine Apologie des Bruchs eines vollkommen sittlichen ehelichen Verhältnisses. Ein solches ist in unsrem Roman gar nicht vorhanden, kann also auch nicht gebrochen werden. Jene Apologie ist aber selbst, wie bereits gesagt, nur eine halbe, da auch der von der Ehe wieder über die Empfindung erfochtene Sieg, dieser Bruch — so zu sagen — jenes Bruchs der fast nur äufserlichen Ehe seine Apologie erhält.

Betrachten wir jetzt das gegenseitige Aufeinandereindringen der Kämpfenden etwas genauer.

Nur die vollkommen sittliche Ehe vermag einer feindlich auf dieselbe von aufsen anstürmenden leidenschaftlichen Liebe unbezwinglichen Widerstand zu leisten. Charlottens und Eduards Ehe ist aber keine vollkommen sittliche; denn es fehlt ihr die zu absoluter Sittlichkeit nothwendige Innigkeit der Empfindung. Diese Innigkeit kann nicht als ein für die Substanz der Ehe unwichtiges Accidenz angesehen werden; sie ist im Gegentheil der Kern, — so zu sagen — die Substanz jener Substanz. Charlottens Ehe stellt daher wenig mehr als die blofse Form der Ehe dar. Solche Ehe ist aber nicht weniger unsittlich als sie sittlich ist. Sie hat defshalb nur geringe Kraft zum Widerstande; die *in ihr selbst* nicht vorhandne Innigkeit dringt *von aufsen* unwiderstehlich auf sie ein und zerbricht sie; beide Eheleute werden von dieser ihnen bis dahin fremden Gewalt ergriffen und zu einem, theils in der Phantasie vorgehenden, theils zum ersten Beginn äufserlicher Verwirklichung gelangenden Bruch ihrer Ehe fortgerissen; denn zum Extrem vollständiger äufserlicher Verwirklichung jenes Bruchs läfst es der, alles Gemeine und Häfsliche meidende Zartsinn des Dichters nicht kommen; in dieser Vermeidung eine raffinirte Unsittlichkeit suchen — wie vor Kurzem ein englischer Kritiker gethan — ist eine völlige Verkehrtheit.

Obgleich aber jene Ehe nicht vollkommen sittlich ist, so darf sie doch nicht ungestraft verletzt werden; sie hat ein Recht zur Rache an ihrer Feindin, an der, eben wegen dieser Feindseligkeit, der Form nach, unsittlichen Innigkeit der Empfindung; und sie übt dies Recht in seinem ganzen Umfange aus. Die Vorstellung von dem Recht auch jener Ehe und von der Gröfse der gegen dieselbe begangenen Schuld dringt gerade in die von der innigsten wahlverwandtschaftli-

chen Liebe Beherrschten am tiefsten ein, treibt dieselben in die überirdische Region des völligen Verzichtens auf den Besitz des geliebten Gegenstandes, reinigt dadurch zwar das Gefühl dieser Individuen von allen Schlacken der Endlichkeit, befreit es von seinem sterblichen Theil, raubt ihm zugleich aber alle natürliche Lebendigkeit, und macht dasselbe zu einer geisterhaften Liebe. Weiter jedoch kann sich die rächende Gewalt der Ehe nicht erstrecken. Nur aus dem Anspruch auf den Besitz darf das der Ehe feindliche Gefühl getrieben werden. In sich selbst ist es unzerstörbar; Ottilie und Eduard sterben im Bewufstsein ihrer nicht verminderten, sondern verklärten und unsterblichen Liebe. Sich selber zu zerstören, ist diese Liebe nicht verpflichtet; denn sie ist aufs wenigste ebenso sittlich wie jene fast nur juristische Ehe; sie kann nicht absolut bereuen, da sie sich ihres Rechts nicht weniger lebhaft als ihrer Schuld bewufst ist, — da sie weifs, dafs sie ein Recht gehabt hat, der äufserlichen Ehe Unrecht zu thun. Diese letztere hat ihrerseits kein Recht, jene Selbstzerstörung zu fordern; denn nur einer absolut sittlichen Macht steht solches Recht in Bezug auf etwas absolut Unsittliches zu.

Beide kämpfende Mächte dringen also ineinander ein, suchen sich zu vereinigen, sich gegenseitig zu ergänzen, und eben dadurch *die in der Einheit Beider bestehende absolute Sittlichkeit der Ehe* zu verwirklichen. Sie kommen aber nur *von aufsen* aneinander, begegnen einander als Feinde; defshalb können sie sich *nicht wahrhaft* durchdringen und vereinigen. Das Resultat des Kampfes ist im Gegentheil: dafs die feindliche *Empfindung* Alles, was etwa ursprünglich an *Empfindung* in jener Ehe war, gleichsam *heraussaugt*; — die *äufserlich lebendige* Ehe dagegen alles *wirkliche Leben* aus der feindlichen Empfindung, da, wo diese am stärksten ist, *hinaustreibt*: dafs also durch die gegenseitige Berührung der kämpfenden Mächte die *äufserliche* Ehe nur *noch äufserlicher*, die *innigste Innigkeit* der Empfindung dagegen zu etwas *noch Innerlicherem*, zu etwas immer mehr auf das Innere Beschränktem wird; dafs somit jede der beiden Mächte, unfähig, sich mit der anderen *wahrhaft* zu vereinen, vielmehr eine *noch einseitigere*, *unwahrere* Gestalt annimmt, und gerade durch diese auf die Spitze getriebene Einseitigkeit das Bild der wahrhaften Einheit jener beiden Seiten um so stärker hervortreten läfst. Diese wahre Einheit kann nur dann wirklich werden, wenn das wahlverwandtschaftliche Gefühl *frei aus sich selbst* die Ehe entwickelt. Zu dieser Entwicklung kann aber jenes Gefühl in Denjenigen, in welchen es am reinsten und stärksten herrscht, — in Ottilien und Eduard — nicht gelangen. Die von Ottilien gegen die vorhandne Ehe begangene, bis zum Ertrinkenlassen des Kindes fortschreitende Schuld fordert unbeschränktes Entsagen. Eduard und Ottilie dürfen nur als Geister, nicht als Menschen von Fleisch und und Bein, sich verehelichen. *Zur lebendigen, sinnlichen, nicht blofs geistigen Verwirklichung* kann also die *absolute Sittlichkeit* durch jene beiden Individuen *nicht gebracht werden*. Ebenso unfähig zu dieser Verwirklichung sind die weniger schuldigen unter den wahlverwandten Personen, Charlotte und der Hauptmann; denn in ihnen ist die Innigkeit wahrer Liebe nur in unvollkommner Gestalt vorhanden. — Auf der anderen Seite ist es unmöglich, dafs sich die wahlverwandtschaftliche Liebe mit der bestehenden Ehe freundlich verbinde; denn ursprünglich derselben fremd, mufs sie ihr ewig fremd bleiben, da die Natur der in dieser Ehe Stehenden nicht umgewandelt werden kann. Die *lebendige* Verwirklichung der *absoluten* Sittlichkeit ist also auch von dieser Seite unmöglich. Es bleibt überall nur bei der *inneren Anerkennung* dieser absoluten Macht.

Nach dem optimistischen Theile der Ansicht des Verfs. handelt es sich freilich in unsrem Roman gar nicht um die Hervorbringung, sondern nur um die Erhaltung oder höchstens um die Wiederherstellung einer vollkommen sittlichen Ehe, wofür ihm die zwischen Eduard und Charlotte bestehende anfangs gilt. Dafs diese nicht dafür gelten dürfe, haben wir schon oben behauptet und wollen wir jetzt dadurch beweisen, dafs wir darthun, dafs bei ihrer Schliefsung nicht der zu vollkommner Sittlichkeit nothwendige Ausgangspunkt genommen worden. Auch rücksichtlich dieses Punkts sehen wir uns genöthigt, — mit Umkehrung des sonst gebräuchlichen Verfahrens — von dem nüchternen, blofs verständigen Verf. an den vom Geist wahlverwandtschaftlicher Liebe zwar nicht berauschten aber doch entnüchterten Verf. zu appelliren. So lange derselbe nämlich der blofsen Verstandesansicht huldigt, hält er den Ausgangspunkt der Ehe für gleichgültig, für vollkommen *„frei und erhaben über alle Gesetz-*

mäfsigkeit". (S. 18) Auf diese vollkommne Gesetzlosigkeit soll aber das strengste Gesetz folgen; „die ursprünglich *ungebundne Empfindung*" soll unter die scharfe „*Zucht*" der Ehe genommen werden, und „*die Ehe nur durch diese Zucht eine sittliche Gewalt* sein." Dieser Ansicht müssen wir entschieden entgegentreten. Der Ausgangspunkt der Ehe ist nicht „über alle Gesetzmäfsigkeit erhaben", darf nicht von der reinen Willkühr, nicht vom Wahne, nicht vom augenblicklichen Einfall, nicht von dauerndem Eigensinn, nicht vom blofsen Verstande, nicht von der ungebunden umherschweifenden Empfindung genommen werden. Es ist für die absolute Sittlichkeit nicht genügend, dafs der Verf. die vagabundirende Empfindung festnimmt und in das Zuchthaus der Ehe einsperrt. Die *Vernunft* verwirft solchen *unvermittelten*, *äufserlichen*, *mechanischen* Uebergang vom Extrem der Ungebundenheit in das reine Gegentheil, in den knebelnden Zwang, in die äufserliche Nothwendigkeit des Vereintbleibens. Die *wahrhaft sittliche* Ehe entsteht nur dann, wenn die Verbindung aus dem *gegenseitigen Gefordertsein der einen Natur durch die andere*, aus dem innersten Gefühl des geistig aneinander *Gefesseltseins* — mit Einem Wort — wenn sie aus Wahlverwandtschaft hervorgeht. Dafs dies der nothwendige Ausgangspunkt der Ehe sei, und dafs Charlottens und Eduards Ehe, weil sie diesen Ausgangspunkt nicht gehabt, keine vollkommen sittliche genannt werden könne, gibt aber der Verf., durch die Ereignisse des Romans eines Bessern belehrt, selber zu, indem er die Wahlverwandtschaft als das die Ehe beherrschende „*höhere Gesetz*" bezeichnet, dessen bei Charlottens und Eduards Verbindung stattgefundene Nichtachtung „*die Urschuld*" Beider ausmache. Diese *Urschuld* besteht eben darin, jenen Ausgangspunkt für „*erhaben über alles Gesetz*" angesehen, und nicht erkannt zu haben, dafs, wenn eine *vollkommen sittliche* und *vollkommen freie* Ehe zu Stande kommen soll, dem *äufserlichen Bunde* ein unlösbarer *innerer Bund*, dem *äufseren Zwange* ein *innrer Zwang* vorangehen mufs.

Fragen wir uns aber jetzt, *worin* denn die zu verbindenden Individuen mit einander wahlverwandt sein müssen, aus welchem Stoff das dieselben schon vor der Ehe umschlingende Band gewebt sein soll, so müssen wir darauf antworten: Vollkommene Innigkeit des ehelichen Verhältnisses kann nur durch die Harmonie der *ganzen individuellen* und *allgemeinen Natur* der zu Verbindenden begründet werden; nur *diese concrete Allgemeinheit*, nur diese Einheit des Allgemeinen und des Einzelnen, ist das *wahrhaft Vermittelnde* zwischen den beiden Individuen untereinander sowohl, als zwischen denselben und dem *abstract allgemeinen Zweck der Ehe*. Fehlt diese wahrhafte Vermittlung, so ist das Verhältnifs der Einzelnheit der Individuen zu einander und zur Allgemeinheit des Zwecks der Ehe, ein *äufserliches*, ein *Zwangsverhältnifs*, so ist die Einigkeit der Ehegenossen keine natürliche, keine freie, sondern nur eine erzwungene. Hieraus folgt, dafs die gemeinsamen abstracten Eigenschaften — gleiche moralische und intellectuelle Bildung, passendes Alter und Stand — da sie nicht die *ganze* Individualität umfassen, auch nicht hinreichen können, die Individuen zu vollkommner Ehe zu vereinigen. Dem Unverstande des blofsen Verstandes erscheint freilich die Uebereinstimmung der allgemeinen Eigenschaften als genügend; er hält die Forderung, dafs auch die Individualität zu ihrem vollen Rechte komme, für thöricht; und sieht nichts als kindischen Eigensinn darin, dafs dies besondre Individuum, — dieser Romeo — sein ganzes Glück ausschliefslich an dies andre Individuum — an diese Julia — knüpft und ohne dasselbe nicht leben will. Der Verstand hat keine Ahnung davon, dafs eine blofs von ihm geschlossene Ehe keine vollkommen sittliche ist, weil die Individuen darin gegeneinander etwas Fremdes behalten, das mit der völligen äufserlichen Hingebung in einem durch das Dauernde des ehelichen Verhältnisses nicht gänzlich aufgehobenen Widerspruche steht. Diesen Widerspruch tilgt erst die aus der Uebereinstimmung der *individuellen* wie der *allgemeinen* Natur der Liebenden hervorgegangene Innigkeit der Empfindung. Die letztere ist daher zur absoluten Sittlichkeit der Ehe nothwendig, und weil sie dies ist, hat der Mensch die Pflicht, dem Gesetz der Wahlverwandtschaft bei Schliefsung der Ehe zu gehorchen. Im Alterthum war dies Gesetz noch nicht anerkannt, das Bedürfnifs der Befriedigung des individuellen Selbst noch nicht vorhanden, ein Romeo und eine Julia etwas Unmögliches. Die antike Ehe war mehr die abstracte Verbindung eines Mannes und eines Weibes *überhaupt*, nicht die concrete Einheit gerade *dieser* und keiner anderen Individualitäten. Erst in der christlichen Welt ist, wie der Verf. rich-

tig bemerkt, die freie unendliche Persönlichkeit beider Geschlechter in der Ehe zu ihrem vollen Rechte gekommen, und dies, aus dem Grunde, weil — abgesehen von der in der Ehe selbst herrschenden Gleichheit der Rechte der Ehegenossen — jedes der beiden Individuen das Recht besitzt, sich nur mit derjenigen Persönlichkeit zu verbinden, die nicht blofs durch ihre allgemeine, sondern auch durch ihre individuelle Natur mit ihm in harmonischem Verhältnifs steht. Das allgemeine, weltgeschichtliche Bedürfnifs dieses Rechtes darf nicht, wie eine Thorheit der modernen Zeit, von der Philosophie bequängelt und begriesgrämelt, sondern mufs als vernünftig anerkannt und begriffen werden.

In Charlottens und Eduards Ehe erscheint aber jenes Bedürfnifs als ein unbefriedigtes; denn die allgemeinen Eigenschaften dieser Individuen stimmen zwar zusammen, aber ihre *individuellen* Naturen sind *nicht mit einander wahlverwandt*. Eduard ist, in der Beziehung zu Charlotten, zu *wenig Mann*; sie, in der Beziehung zu ihm, zu *wenig Weib*. Zwischen ihnen findet also das *Umgekehrte* des *richtigen* ehelichen Verhältnisses statt. Zu Ottilien dagegen steht Eduard im richtigen Verhältnifs des Mannes; zum Hauptmann, Charlotte im richtigen Verhältnifs des Weibes.

In allem Bisherigen liegt schon die Widerlegung des letzten Punktes, welchen wir in des Verfs. Ansicht von der Idee des ganzen Romans noch anzugreifen haben. Indem sich nämlich ergeben hat, dafs weder die bestehende Ehe vollkommen sittlich, noch das sie brechende Gefühl durchaus unsittlich ist, so hat sich eben damit gezeigt, dafs — da nur in absoluter Sittlichkeit absolute Freiheit, und nur in absoluter Unsittlichkeit absolute Unfreiheit herrscht — der Verf. nicht hätte die Meinung hegen sollen, die Hauptpersonen unsres Romans seien *vollkommen frei*, insofern sie sich den Geboten der *bestehenden Ehe* unterwerfen, *durchaus unfrei* dagegen, insoweit sie sich von der diese Ehe zu brechen drohenden *wahlverwandtschaftlichen Liebe* beherrschen lassen. Auf so *abstracte* und nur *verständige* Weise ist der vorhandene Gegensatz nicht zu fassen. Allerdings scheinen die Individuen frei, so lange in ihnen noch kein Gefühl erwacht ist, über welches sie nicht Herr werden können; unfrei dagegen, so wie solches Gefühl sich ihrer bemächtigt hat. Der Gegensatz ist aber nicht so absolut, dafs man denselben, mit dem Verf., als den „*Widerspruch der Freiheit und Naturnothwendigkeit*" (S. 149) bezeichnen dürfte — nicht so absolut, dafs in jenem leidenschaftslosen Zustande *gar keine* Unfreiheit, in der darauf folgenden leidenschaftlichen Gemüthsstimmung *gar keine* Freiheit wäre.

Denn was jenen ersten Zustand betrifft, so sind Charlotte und Eduard in ihrem ehelichen Verhältnifs zwar insofern *frei*, als nicht die zufällige augenblickliche Begierde nur, sondern das Gesetz und ihr eigner unbeschränkter Wille sie verbunden hat, und, in Bezug auf Stand, Alter, moralischen Charakter und intellectuelle Bildung, Jeder von Beiden sich selber im Anderen wiederfindet. Sie sind aber dennoch *unfrei*, weil, bei fehlender Wahlverwandtschaft ihrer individuellen Naturen, keiner von Beiden das sie an einander fesselnde Band mit voller ganzer Innigkeit der Empfindung lieben kann. Das Verkehrte ihres gegenseitigen Verhältnisses fühlend, und das gemeinsame Band nicht mit Innigkeit liebend, *meinen* sie nicht etwa nur verblendeterweise, unfrei zu sein, sondern sie *sind* es *wirklich*, weil die rechtmäfsigen Forderungen ihres Herzens in ihrer Ehe unbefriedigt bleiben.

Von der anderen Seite darf aber, wie gesagt, die leidenschaftliche Gemüthsstimmung nicht als ein Zustand gänzlicher Unfreiheit angesehen werden; denn, da die von der leidenschaftlichen Empfindung Beherrschten durch ihre wahlverwandten Naturen an einander gekettet werden, so ist Jeder, in der Gebundenheit *an den Anderen*, nur *an sein eignes Selbst*, *an seine eigne individuelle Natur* gebunden, folglich frei. Dafs man sich von seiner eignen individuellen Natur losreifse, ist zur Freiheit nicht nöthig; ein Dichter sinkt dadurch nicht zum unfreien Naturprodukt herab, dafs die unwiderstehliche Gewalt seines Genius ihn zum Dichten zwingt. In der Ehe aber nur an sein eignes Selbst sich zu binden, hat der Mensch nicht blofs das Recht, sondern auch die Pflicht, weil ohne die Befriedigung des individuellen Selbst die zu vollkommner Sittlichkeit nothwendige Innigkeit nicht möglich ist. Man kann daher Denjenigen *nicht absolut unfrei* nennen, der, in der Verletzung seiner zum Theil unsittlichen Ehe, nur jenes *unverjährbare Recht* in Ausübung bringt.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Zweite Abtheilung. Goethe's Wahlverwandtschaften in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung, ihrem sittlichen und künstlerischen Werthe nach entwickelt. Von Dr. H. Th. Rötscher.

(Fortsetzung.)

Ein solches Individuum ist keiner „*bloſsen Naturgewalt*", keiner *bloſsen* „*Naturnothwendigkeit*" in dem Sinne unterworfen, daſs es einer im völligen Gegensatze zum freien Geiste stehenden äuſserlichen Macht gehorchte. Die Pflicht und die Freiheit fordern nur das Mögliche, daſs der Mensch sein individuelles Selbst mit der Vernunft in Uebereinstimmung bringe, nicht aber das Unmögliche, daſs er auf die Befriedigung dieses seines Selbst verzichte, oder dasselbe in die ihm fremdartige Natur eines andern Individuums umschmelze. Eine solche Umschmelzung verlangen, hieſse gerade, den Menschen für ein unsrer willkührlichen Macht sich fügen müssendes „*Naturding*" halten. Am allerwenigsten würde aber das Wort „Naturgewalt" auf die in unserem Roman geschilderte wahlverwandtschaftliche Liebe in dem Sinne passen, als ob dieselbe eine rohsinnliche Empfindung wäre; denn diese Liebe ist gerade in den am unwiderstehlichsten von ihr beherrschten Individuen reiner, idealer, von göttlicherer Art, als in Denjenigen, welche vor dem äuſserlichen Bande der Ehe die meiste Achtung zu haben scheinen.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wenden wir uns jetzt zu den Hauptcharakteren, in welchen sich die Idee des Romans verwirklicht, und zwar zunächst zu demjenigen Charakter, welcher sich am meisten an die den Ausgangspunkt der Handlung bildende vorhandene Ehe anlehnt. Dies ist *Charlotte*. Wir bedauern hier im Voraus, den um das Haupt dieser *verständigen* und *natürlichen* Frau vom Verf. gemahlten *Heiligenschein* wegstreichen zu müssen.

Die hervortretenden Elemente in Charlottens etwas männlichem Charakter sind der *auf Kosten der Tiefe des Gemüths herrschende, einseitige, gebildete Verstand* und die denselben wenigstens auf Augenblicke unterjochende und von ihm *unabhängige reine Sinnlichkeit*. Durch diese Trennung jener beiden Elemente unterscheidet sie sich auf das Entschiedenste von Ottiliens seelenhaftem, ätherischem Wesen, in welchem weder der scharfe Verstand noch die rohe Sinnlichkeit zu selbstständigem Dasein kommen. *Die Innigkeit der Empfindung* ist bei Charlotten anfangs nur etwas ganz im Hintergrunde ihrer Seele *Schlummerndes*, Etwas, dessen Nothwendigkeit zur vollkommnen Sittlichkeit der Ehe sie kaum ahnt. Eben deſshalb tritt die Anschauung der wahrhaften Sittlichkeit der Ehe erst spät in ihr überwiegend verständiges Bewuſstsein. Aus dieser ihrer Natur folgt nothwendig, daſs ihre Liebe zum Hauptmann weder die Innigkeit und Macht von Ottiliens seelenvoller Liebe, noch die idealische Reinheit der letzteren hat. Die Wahlverwandtschaft zwischen Charlotten und dem Hauptmann beruht weniger auf der Gewalt eines vollen, idealen Gefühls als vielmehr auf der verständigen und thatkräftigen Natur Beider. Charlotte fühlt sich gerade deſshalb vom Hauptmann gefesselt, weil sein echt männlicher Verstand und Charakter ihren schwächeren Verstand in das dem Weibe gebührende Verhältniſs der Unterordnung zurückwirft. Der auf das Allgemeine gehende Verstand ist aber weniger, als die Empfindung, im Stande, die Individuen unauflöslich an einander zu fesseln. Charlotten wird es daher leichter auf den Hauptmann zu verzichten, als Ottilien auf Eduard. Der kluge und thätige Beistand des erfahrenen und gebildeten Freundes wird ihr zu einem angenehmen Bedürfniſs, und seine mächtige Persönlichkeit erregt ihre gegen Eduard

ruhigere Sinnlichkeit. In keiner von beiden Beziehungen ist er ihr jedoch durchaus unentbehrlich. Selbst aber an keine Individualität unauflöslich gebunden, hält Charlotte auch ein Verzichten Ottiliens auf Eduard und eine Vermählung derselben mit dem Hauptmann, sogar da, noch für möglich, wo die Leidenschaft jener schon ihre volle Entwicklung erhalten hat; eine Meinung, durch welche ihr Verstand einige Aehnlichkeit mit dem Verstande der Amme Julia's bekommt. Dieser über das Individuelle sich auf einseitige Weise erhebende gemüthlose Verstand zeigt sich auch in der von Charlotten befohlenen Entfernung der Leichensteine von den Gräbern auf dem Dorfkirchhofe; welcher That ein echt weibliches Gemüth, wie Ottilie, nicht fähig gewesen wäre.

Geschieden von diesem Hauptelement in Charlottens Charakter erscheint ihre, wenigstens momentan, die Oberhand gewinnende Sinnlichkeit. Dies geschieht in der Nacht, wo sie, nach Goethe's glaubhafter Versichrung, den „*Wunsch*" hegt, vom Hauptmann in ihrem Schlafgemach heimlich besucht zu werden. In der darauf folgenden Umarmung der beiden einander entfremdeten Eheleute tritt die Sinnlichkeit auf eine so *selbstständige* Weise hervor, dafs man dieselbe, *nur weil sie sündhaft, nur weil sie ehebrecherisch ist,* nicht *thierisch* nennen kann.

Neben diesen beiden Elementen kann in Charlottens Seele weder die Innigkeit der Empfindung noch die Tiefe des sittlichen Bewufstseins in gebührendem Maafse bestehen. Man erfährt daher nirgends, dafs ihr Gewissen durch die Erinnerung an den von ihr in der Umarmung des Gatten begangenen Ehebruch belästigt werde. Sie schläft in jener „*unter freien Scherzen*" zugebrachten Nacht, *nach beendigtem Gräuel,* im Behagen befriedigter Sinnlichkeit und in der rohen Sicherheit der juristischen Ehe, *ruhig bis zum Morgen fort*; — während der vom Verf. so herabgesetzte Eduard ein viel tieferes sittliches Bewufstsein zeigt, indem er, nach Goethe's Zeugnifs, sich wie ein *Sünder* aus dem Schlafzimmer seiner Gemahlin wegstiehlt, und „*ihm die Sonne ein Verbrechen zu beleuchten scheint.*" Am andren Morgen „trat Charlotte zwar dem Hauptmann reuig und beschämt entgegen", aber nicht wegen des vorgefallenen Ehebruchs, sondern wegen der vermeintlichen oder wirklichen Entweihung ihrer Liebe zu dem Freunde, der, da er ihr Herz besafs, ihr auch fordern zu dürfen schien, dafs sie ihre Leiblichkeit keinem Anderen Preis gebe. Bald darauf war Charlotte sogar fähig, „*über sich selbst zu lächeln,*" *wenn sie des wunderlichen*, das heifst, *ehebrecherischen „Nachtbesuchs"* ihres Gemahls „*gedachte.*" Auch der Anblick des von *vier Eltern,* — *zwei geistigen* und *zwei leiblichen* — erzeugten Kindes störte die Ruhe und Heiterkeit ihrer Seele nicht. Sie geniefst in dieser Beziehung ein ihr eigenthümliches Glück. Selbst die unschuldige Ottilie „erschrak über die auffallende Aehnlichkeit der Augen des Kindes mit ihren eigenen". Der Hauptmann sah „nicht ohne ein *geheimes Grausen* sein erstarrtes Ebenbild in dem todten Knaben". Eduard endlich wirft sich, beim ersten Anblick seines Sohnes, mit dem Geständnifs des *Verbrechens*, welchem dieser seinen Ursprung verdankt, reuig und beschämt zu Ottiliens Füfsen. Nur Charlotte spürt keine derartige Gemüthsbewegung; sie hält fest an Dem, was ihr das *Wesentliche* scheint, „an der *vielversprechenden Leiblichkeit* des Kindes" und an dessen Geborensein in *juristisch* gültiger Ehe.

Aus den so eben angegebenen Charakterzügen können wir schon entnehmen, von welcher Art die *sittliche Erhebung* sein wird, zu welcher Charlotte durch *ihre alleinige* Kraft nach der abendlichen Scene gelangt, in welcher sie „*am Halse des Hauptmanns liegt*", und „ihm seinen Kufs fast zurückgegeben hätte". Sie bittet den Freund zu scheiden, erklärt ihm die „*Unveränderlichkeit ihrer Gesinnung*" *gegen ihn*, ruft sich ihre Pflichten gegen Eduard ins Gedächtnifs, wird von der *Hoffnung* auf die wahrscheinlichen Folgen des *gräuelschwangeren Nachtbesuchs ihres Gemahls* durchzittert, schwört, bei sich selbst, Eduarden *leibliche* Treue, und „entsagt endlich dem Hauptmann rein und völlig", — „*weil* sie für gewifs hält, dafs derselbe *anderweitig* eine vortheilhafte Heirath eingehen werde". So berichtet wenigstens Goethe.

Der Verf. seinerseits sieht nun in diesem auf die angegebene Weise motivirten Beschlufs Charlottens „*den höchsten Blüthepunkt ihrer sittlichen Organisation*", „das Gebieten über das ganze Maafs ihrer sittlichen und geistigen Kräfte". „Ihre innere Ruhe", sagt der Verf., „gewinne ihren *reinsten* und *schönsten* Charakter dadurch, dafs sie sich", wie schon oben erwähnt, „an die *tiefgefühlte* Bedeutung der

Ehe selbstbewußt lebe" und „sich so *mit dem Unendlichen der sittlichen Idee* verknüpfe". „*Was nach Erreichung dieser höchsten Höhe sittlicher Würde von Charlotten noch ausgeht, erscheine nur als Ausstrahlung dieses reinsten Bewußtseins, das sich aber in eine höhere Potenz nicht verwandeln könne*". Es thut uns Leid, diese Sätze entschieden bestreiten zu müssen. Nach unserer protestantischen Vorstellung von der Ehe wird den Forderungen der absoluten Sittlichkeit derselben keineswegs dadurch vollständig Genüge gethan, daß Charlotte, *trotz des vorangegangenen doppelten Ehebruchs*, und *obgleich das Herz ihres Herzens, nach wie vor, dem ihr wahlverwandten Hauptmann angehört*, in *leiblicher* Gemeinschaft mit Eduard zu bleiben gedenkt, der keine Wahlverwandtschaft zu ihr hat, und den sie deshalb mit voller Innigkeit niemals lieben kann. Die protestantische Ansicht fordert, unter solchen Umständen, nicht das Zusammenbleiben der Eheleute, sondern die Scheidung, und zwar im Interesse der durch die existirende Ehe entheiligten Idee der Ehe. Von dieser Forderung der absoluten Sittlichkeit hat Charlotte kein, auf ihren Willen einwirkendes Bewußtsein. Sie nimmt daran keinen Anstoß, daß ihre fernere Vereinigung mit Eduard entweder ein kaltes, todtes mönchisches Nebeneinanderhinschleichen zweier sich kasteienden Individuen, oder — wahrscheinlicher — der fortgesetzte Gräuel eines ehebrecherischen wollüstigen Ineinanderlebens gegen einander gleichgültiger, an fremde Herzen gefesseltbleibender Personen sein würde. — Aus allem Diesem leuchtet ein, daß Charlottens Sichzurückwerfen in die juristische Ehe nichts weniger als den Gipfelpunkt der Sittlichkeit, und nicht im Mindesten sittlicher ist, als Eduards entgegengesetztes Thun, sein Sichergeben an die Leidenschaft der Liebe. Die Gemüthsruhe Charlottens geht nicht aus einem tieferen sittlichen Bewußtsein, sondern aus dem schwächeren Bedürfniß inniger Liebe, und aus dem Sichbegnügen mit der fast nur äußerlichen Ehe hervor; während Eduards zerrissener Gemüthszustand darin seinen Grund hat, daß er zu gleicher Zeit von dem Gefühl seiner aus der vorhandenen Ehe entspringenden Pflichten, und von der ganzen, unabwendbaren Macht der innigsten Empfindung beherrscht wird.

Charlotte findet also — so weit wir sie bis jetzt kennen — ihre Beruhigung noch nicht „im *Unendlichen der sittlichen Idee*", sondern in der Sicherheit der juristischen Ehe und in dem Vorsatz, die Pflichten solcher Ehe zu erfüllen, so wie die Rechte derselben in Anspruch zu nehmen.

Den *höchsten* Blüthepunkt, dessen sie überhaupt fähig ist, erreicht sie erst da, wo sie zu ihrem *ursprünglichen*, später durch den *Wahn des Verstandes* verdunkelten *Gefühl* zurückkehrend, und das für einander Bestimmtsein Eduards und Ottiliens erkennend, in die Scheidung, mit voller Ueberzeugung von der *vernünftigen Nothwendigkeit* derselben, einwilligt — wo ihr diese Scheidung nicht als etwas durch ein *blindes Schicksal*, sondern als etwas durch die laut sprechende *Vernunft* Gebotenes erscheint — wo sie sich über ihr gewöhnliches „*nur verständiges* Bewußtsein" „durch *Intuition*" zur Anerkennung einer *über* der juristischen Ehe stehenden Ordnung der Dinge erhebt, nach welcher nur die mit einander wahlverwandten Individuen vereinigt werden sollen. Indem der Verf. diese Erhebung Charlottens über ihr „*bloß verständiges Raisonnement*" in die *höhere Potenz* einer *anschauenden Vernunft*, und ihre Unterwerfung unter eine, die Aufhebung der juristischen Ehe fordernde „*höhere sittliche Ordnung der Dinge*" selber ausspricht, gesteht er stillschweigend zu, daß es nur blinder Lärm gewesen, wenn er schon vorher, bei dem Schwur *leiblicher* Treue, mit entfremdetem, von der Liebe zum Hauptmann erfüllten Herzen, die Gelangung Charlottens zu „*ihrer höchsten sittlichen Würde*," „*zur höchsten Potenz* ihres Bewußtseins" und „ihre Verknüpfung mit dem *Unendlichen der sittlichen Idee*" verkündigt hat. Was übrigens den Werth dieser Erhebung Charlottens betrifft, so ist darüber zu bemerken, daß die in der Verstandesansicht befangene Frau nicht durch ihre *alleinige* Kraft jene Höhe des sittlichen Bewußtseins erklimmt, sondern durch die vereinigten Bitten des Gemahls und des Freundes zu derselben *hinaufgetragen* wird, und daß sie zwar das Vernünftige der Vermählung Ottiliens und Eduards erkennt, aber doch das Unsittliche ihrer eigenen bisherigen Ehe nicht in seinem ganzen Umfange zu fühlen scheint.

Wie Dem aber auch sei, — der angegebene Punkt ist der *höchste* in der sittlichen Entwicklung Charlottens. Sie kann — wie sie es denn wirklich thut — die Anerkennung jener „höheren Ordnung" noch da-

durch besiegeln, dafs sie, zu Eduards gröfserer Befriedigung, dem ihr wahlverwandten Freunde ihre Hand verspricht. Aber zu einer Erhebung über jene ganze Ordnung selber in eine, vom *Heiligenscheine fortwährender Bufse umstrahlte Ehelosigkeit*, dazu ist in Charlottens „*immer auf das rechte Maafs dringenden Geiste*" (S. 57 des Verfs.), in „ihrer *alle Extreme fliehenden Gemüthsbeschaffenheit*" (S. 58 des Verfs.) nicht der mindeste Grund vorhanden, und solcher Grund auch nicht in Demjenigen zu finden, was der Verf. „*die sittliche Hoheit*" Charlottens nennt; denn, da „diese Hoheit" kein Hindernifs für das nach dem Ehebruch fortgesetzte, vor neuem Ehebruch nicht sichere Zusammenleben mit Eduard gewesen war, so kann dieselbe um so weniger als ein Hindernifs für die vor jener Schuld sicherstellende Ehe mit dem Major erscheinen. Wir können deshalb dem Vf. durchaus nicht beipflichten, wenn er Charlotten durch das ihr zugeschriebene ewige und unbeschränkte Entsagen zu einer *Dublette Ottiliens* macht. Da der Vf. ein aufserordentliches Gewicht auf diesen Punkt legt, müssen wir ihm einige Aufmerksamkeit schenken. Charlotte hat, wie wir oben gesehen, auf den Hauptmann verzichtet, weil sie für gewifs hielt, derselbe werde sich anderweitig verheirathen, und weil sie sich mit der juristischen Ehe, die ihr mit Eduard noch möglich schien, begnügen wollte. Aus jener Verheirathung des Majors ist seitdem nichts geworden. Eduard hat seine Gemahlin unwiderruflich aufgegeben, und fordert deren Verbindung mit dem Major. So sind für Charlotten die früher vorhandenen Gründe des Verzichtens auf den Freund verschwunden. Das Bewufstsein einer ungeheuren, nur durch unbeschränktes Entsagen abzubüfsenden Schuld kann es nicht sein, was Charlotten abhielte, ihrer *unveränderlichen* Neigung zum Major Gehör zu schenken. Von einem so mächtigen Gefühl für das Gräuelhafte der begangenen Sünde hat sie nirgends einen Beweis gegeben. Sowohl der ihr in Sittlichkeit überlegne Major als der ihr darin wenigstens gleiche Eduard betrachten sie nicht als zur Bufse ewigen Entsagens verpflichtet; und indem sie am Ende auf das Unumwundenste ihre Hand dem Major verspricht, erklärt sie sich selbst als von jener Verpflichtung frei. Nur *so* aufgefafst, erscheint Charlottens Charakter als konsequent. Durch jenes unbeschränkte Entsagen dagegen würde sie dem Dichter unter der Hand zu einer andern Person. Nachdem sie, von Anfang an, in sittlicher Beziehung *unter* ihrem Freunde gestanden, würde sie sich, wenn sie wäre, wie sie vom Verf. geschildert wird, gerade so „*über*" *den Major* „*hinweg*" heben, wie Ottilie „über Eduarden". Sie hatte die einsamen Zusammenkünfte mit dem Hauptmann gesucht, er dieselben vermieden; — ihr hatte der Schmerz über die bevorstehende Trennung vom Geliebten Ströme von Thränen entrissen; er diese Trennung mit unerschüttertem Gemüthe ertragen; — sie hatte nach ihrer schweren Schuld einen langen Procefs bis zum Ziel ihrer sittlichen Erhebung zu durchlaufen; ihm kostet das Wiedergewinnen seiner sittlichen Freiheit nach der von ihm begangenen geringeren Schuld weit weniger Mühe; dennoch soll er am Ende unter Charlotten stehen, weil er für sittlich zulässig hält, was ihr sittlich unzulässig scheine, weil er für abgebüfst ansieht, was nach ihrer Meinung ewige Bufse fordre. Zu solcher Inkonsequenz kann sich der Dichter weder bei der Zeichnung des einen noch des anderen dieser beiden Charaktere verloren haben. — Die vom Verf. für seine Meinung angerufenen, an den Major auf seinen Heirathsantrag gerichteten Worte Charlottens: „Wir haben *nicht verschuldet, unglücklich* zu werden; aber auch nicht *verdient*, zusammen glücklich zu sein," sind daher so zu verstehen, wie sie der Major versteht, der „weder Staunen noch Unwillen" über seine Bewerbung bei Charlotten entdeckt hat. Nach Goethe's glaubhafter Erzählung erfüllten jene Worte den Major „mit *schmeichelnden Hoffnungen und Bildern*"; derselbe „*dachte sich schon einen Sohn auf dem Schoofse, der mit mehrerem Rechte sein Ebenbild trüge als der abgeschiedene*". Nun sind wir der Meinung, dafs der Major aus einer tragischen Person in eine unmäfsig komische Figur sich umwandeln würde, wenn er — nach des Verfs. Ansicht — von Charlotten in den ungeheuren *Korb* einer *ewigen Abweisung* unerbittlich eingesperrt, so mit Blindheit und Fühllosigkeit geschlagen wäre, dafs er jenen harten Korb für ein von Charlotten mit ihm getheiltes weiches und behagliches Ehebett hielte. Zu solchem Uebermaafs der Lächerlichkeit kann keine tragische Person, also auch der Major nicht, herabsinken, derselbe folglich auch nicht abgewiesen worden sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 114.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.
Juni 1839.

Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Zweite Abtheilung. Goethe's Wahlverwandtschaften in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung, ihrem sittlichen und künstlerischen Werthe nach entwickelt. Von Dr. H. Th. Rötscher.

(Fortsetzung.)

Da wir wegen Mangel an Raum es uns versagen müssen, den Major für sich selbst zu betrachten, so wird der Leser hoffentlich um so weniger darüber ungehalten sein, dafs wir es nicht haben übers Herz bringen können, jenen würdigen Mann in dem lächerlichen Gefängnifs eines für ein Ehebett gehaltenen Korbes sitzen zu lassen.

Von Charlotten wenden wir uns zu *Eduard*. Schon oben haben wir gesehen, dafs das gegenseitige Verhältnifs der vorhandenen beiden Eheleute das umgekehrte des richtigen ist, dafs Charlotte, in Bezug auf Eduard, zu *viel* Männliches, er, in der Beziehung zu Charlotten zu *wenig* Männliches hat, und dafs eben durch dies Mifsverhältnifs ein gemeinsames Gefühl des Nichtbefriedigtseins in ihnen erzeugt wird. Das Gesetz der Wahlverwandtschaft fordert, wie für Charlotten einen *männlicheren Mann*, so für Eduarden ein *weiblicheres weibliches* Wesen. Dieses findet er in Ottilien. In ihr sieht er sich selbst wiederholt. Ihre seelenvolle, idealische Erscheinung, die Zartheit und Weiche ihrer sich anschmiegenden, vorzugsweise in der Empfindung sich bewegenden Natur, ihr liebevolles Eingehen in alle Formen seiner eigenen Individualität bringen in ihm das bis dahin verborgene Vermögen einer gleich innigen und unveränderlichen Hingebung an einen theuren Gegenstand zum Dasein. Hätte das Schicksal ursprünglich ihn mit Ottilien vereinigt, so würde kein andres weibliches Wesen ihn zum Wanken in der ehelichen Treue gebracht haben. Charlottens Individualität dagegen vermag ihn nicht vor Ehebruch zu bewahren. Die Gewalt der Wahlverwandtschaft stürzt ihn in eine Schuld gegen sein bestehendes eheliches Verhältnifs. Aber diese Schuld ist keine absolute; denn jene Ehe hat, wie bereits gezeigt, — da sie wegen ihres Mangels an Innigkeit nicht vollkommen sittlich ist — durchaus kein absolutes Recht. Das unverjährbare Recht des Herzens tritt daher dem Rechte jener Ehe feindlich entgegen. Wenn aber Eduards Leidenschaft *nicht unberechtigt* ist, so ist er auch *nicht so unfrei*, dafs man ihn, mit dem Verf., ein blofses „*Naturprodukt*", einen zum Zustande eines *Embryo* herabgesunknen Menschen nennen könnte. So *absolut unfrei* wäre Eduard nur dann, wenn er die *absolute Pflicht* des Verzichtens auf Ottilien hätte, und dennoch zu verzichten nicht vermöchte. In diesem Fall befindet er sich aber nicht; denn sein eheliches Vehältnifs legt ihm, eben weil darin nicht *alle* seine *Rechte* ihre Befriedigung erhalten, auch keine *unbeschränkte Pflichten* auf. Er erscheint daher so wenig als gänzlich unfrei, dafs man ihn im Gegentheil für frei erklären mufs, insofern er mit Ottilien Das verwirklichen will, was die absolute Sittlichkeit fordert — eine auf Wahlverwandtschaft gegründete Ehe; und man darf ihn nur insofern unfrei nennen, als er diesen seinen Willen, auch mit Verletzung der ihm durch die bestehende Ehe auferlegten Pflichten, durchzusetzen entschlossen ist. Was daher auch des Verfs. eigentliche Meinung sein mag, — entweder dafs Charlottens und Eduards Ehe eine vollkommen sittliche sei; oder dafs, obgleich Dem nicht so, Eduard gleichwohl die *unbedingte* Pflicht des Entsagens habe, und durch seine Nichtgeneigtheit zur Erfüllung dieser Pflicht sich als völlig unfrei erweise — in beiden Fällen ist des Verfs. Ansicht durchaus irrig. Eduard ist in aller seiner Leidenschaft mindestens ebenso frei, mindestens ebenso vernünftig und ebenso sittlich, wie der ihn „an die sittliche Manneswürde" mahnende, nicht weniger theo-

retisch bornirte, als praktisch tölpelhafte Mittler, der, im *Köhlerglauben* an die absolute Unantastbarkeit *jedweder, auch einer unsittlichen*, Ehe befangen, und unfähig, die Unmöglichkeit eines vollkommen sittlichen Verhältnisses zwischen Charlotten und Eduard zu erkennen, sowie die Tiefe und das Heilige der Liebe Ottiliens zu Eduard zu ahnen, das oberflächliche sittliche Bewufstsein der die äufserliche Form der Ehe anbetenden rohen Masse vortrefflich repräsentirt. Die absolute Freiheit und Vernunft besteht nicht darin, dafs der Mensch, einen Theil seiner Rechte, das Recht des Herzens aufopfernd, mit einfältiger Demuth das Joch einer nicht auf der Innigkeit der Empfindung ruhenden und insofern unsittlichen Ehe trage. Selbst also wenn Eduard in der nämlichen Weise auf Ottilien verzichtete, wie Charlotte auf den Hauptmann, so wäre er dennoch nicht absolut frei; denn er begnügte sich mit etwas zum Theil Unsittlichen und das Recht seines Herzens wäre verletzt. Wollten wir aber vollends des Verfs. revolutionirte Ansicht theilen, so müfsten wir behaupten, Eduard würde, weit entfernt, durch Verzichtleistung auf Ottilien seine sittliche Freiheit völlig wiederherzustellen, sich im Gegentheil höchst unfrei machen, weil er dadurch des höchsten seiner Rechte, „des Majestätsrechts der Wahlverwandtschaft" sich entäufserte, und somit gegen sich selbst ein Majestätsverbrechen beginge. Auf der andern Seite macht seine Leidenschaft ihn nicht absolut unfrei; denn er gehorcht nicht dem unvernünftigen Eigensinne, dem er bei seiner Verbindung mit Charlotten gefolgt war, sondern seiner mit Ottilien wahlverwandten Natur. Durch diesen Gehorsam wird er zu keinem blofsen, dem inneren Gesetz bewufstlos und willenlos folgenden „Naturprodukt", sintemal er sich nicht wider Willen einer ihm unbekannten Macht unterwirft, sondern mit seinem eignen Willen einer von ihm als vernünftig erkannten Nothwendigkeit, der gebieterischen Stimme seines zur Befriedigung berechtigten individuellen Selbst gehorcht.

Aus diesen Gründen ist es uns nicht möglich, Eduarden für ebenso ohnmächtig anzusehen, wie der Verf. (S. 30); und wenn dieser Eduarden vorwirft, „seine weit über den Kreis der Ehe sich hinauserstreckende Lebensaufgabe verfehlt zu haben", so gestehen wir, in diesem Tadel nichts anderes zu entdecken, als einen an *alle* Repräsentanten tragischer Liebe — zunächst etwa an Romeo — zusendenden *Circularvorwurf*, nichts anderes, als die Beschuldigung, dafs Eduards Liebe nicht die zahme, verständige, langweilige, nur im Lustspiel erträgliche, prosaische Neigung eines arbeitsamen, nützlichen Staats- oder Spiefsbürgers, sondern die gewaltige, fesselnde, leidenschaftliche, tragische Liebe eines Mannes sei, dem nichts in der Welt so unentbehrlich und so wichtig scheint, wie der Besitz eines weiblichen Wesens, in welchem er sich selbst und die ganze Welt zugleich verliert und wiederfindet. So zur Hauptsache des Lebens gemacht wird die Liebe allein tragisch. Herabgesetzt zu einer erst am Abend, nach gewissenhafter Beendigung aller Amtsgeschäfte, zur Erheitrung aus einem Winkel des Herzens herbeigerufenen oder vor Müdigkeit verschlafenen Neigung ist die Liebe in der tragischen Poesie undarstellbar. Die tragische Liebe Eduards zeigt aber nicht nur die Kraft einer das Leben wagenden, ihr Ziel mit unerschütterlichem Muthe verfolgenden Leidenschaft, sondern offenbart zugleich eine nicht verächtliche *sittliche Stärke*. Eduard weifs, das glühende Verlangen nach Ottiliens Besitz so zu bezähmen, dafs er, in die Gefahren des Krieges stürzend, die Möglichkeit jenes Besitzes aufs Spiel setzt, und dafs er erst dann Anspruch auf denselben machen will, wenn er seine Liebe als eine unter allen Wechselfällen des Krieges unveränderliche, über Leben und Tod erhabene bewährt haben wird. Es mufs daher dem Verf. allein überlassen bleiben, Eduarden (S. 94) einen völligen „*Stümper in der Selbstbeschränkung*" zu nennen. In seinem Festhalten an Ottilien zeigt Eduard nicht die bitterliche „*sittliche Ohnmacht*", sondern *Charakter*, denn er gehorcht darin keinem *Eigensinne*, sondern dem tiefsten Bedürfnisse seines Herzens.

So wenig wie aber Eduard die völlige Schwäche des sittlichen Bewufstseins darstellt, verfällt er — wie der Verf. sich ausdrückt — in „*eine, den Wahn und Eigendünkel des Herzens unterstützende und jedem Substanziellen eine negative Seite abgewinnende Sophistik*". (S. 95) Es ist keine blofse „*Gaukelei*" *der Leidenschaft*, dafs Eduard auf den Besitz Ottiliens ein Recht zu haben glaubt. Der Verf. selber schreibt ja der Wahlverwandtschaft „ein Majestätsrecht" zu. — Es ist keine absolute Täuschung, dafs Eduarden „seine Leidenschaft als ein durch eine *höhere Ordnung* Geheiligtes" erscheint. Auch dies Geheiligtsein der Leidenschaft durch eine „*höhere sittliche Ordnung*" hat

ja der Verf. in Charlottens Namen anerkannt. — Es ist endlich kein Beweis von Befangensein in blofsem „*Wahn*", dafs Eduarden „*das Gesetz des Herzens* als das zu *Anerkennung* und Achtung berechtigte Mysterium" gilt; die *Verkennung dieses Gesetzes* hat ja der Verf. als die vom „*Wahn*" *des Verstandes* begangene „*Urschuld*" der beiden Eheleute bezeichnet; — und es ist keine Ruchlosigkeit, dafs Eduard, auf der anderen Seite, seine innerlich nie unlösbar gewesene Ehe für keine solche hält, die äufserlich zu lösen, ein Sakrilegium wäre. In der That! müfsten wir, mit dem Verf., in Eduarden einen leeren *Sophisten* erkennen, so erwiese sich der ihn dialektisch zu bekämpfen suchende Major — wenn man nämlich nicht diesen selbst für einen verkappten Sophisten halten will — als den allerelendesten, von seinem Dämon völlig im Stich gelassenen *Sokrates*; denn es gelang diesem „weisesten" unter allen Menschen unseres Romans so wenig, Eduarden der Gewalt der Wahlverwandtschaft zu entreifsen, dafs er sich vielmehr, da ihm — wie Goethe sagt — schliefslich „*keine hinlängliche Antwort einfiel*", am Ende sogar selber bereden liefs, der nämlichen „zum Naturprodukt" machenden Gewalt sich zu unterwerfen, aus deren Banden er den Freund zu retten versucht hatte. Was aber in des Verfs. Augen noch wichtiger sein mufs — sogar Charlotte wird, trotz „ihrer sittlichen Hoheit" durch die mit ihrem sophistischen Gemahl sich verschwörende Sophistik der Begebenheiten und ihrer eignen inneren Erlebnisse dermafsen verblendet, dafs ihr „die Vereinigung Eduards und Ottiliens (S. 192) als die Erfüllung eines höheren sittlichen Gesetzes" erscheint, welches (S. 79) „nur durch menschlichen Wahn hat verkannt werden können", und welches von ihr seine vollständige Anerkennung dadurch erhält, dafs sie sich selber „zu einem freien und lebendigen Organ" (S. 30) desselben zu machen beschliefst, indem sie ihre Hand dem Major aufs Bestimmteste zusagt. Wenn hiernach Eduard ein Sophist ist, so mufs man ihm wenigstens das Verdienst wunderbarer Bekehrungen, einer in schlechter Sache bewiesenen aufserordentlichen formellen Energie zugestehen. Der Verf. läfst sich aber dadurch nicht bestechen, sondern erklärt (S. 96), „Eduard sei", nachdem er sich dem Teufel der Sophistik ergeben, „in die *letzte Station unfreien Verhaltens* getreten, und habe eine *totale Verfinsterung* des Bewufstseins erlitten." „*Die Spitze seines zerstörten sittlichen Bewufstseins*" und „*seiner Verkehrung aller sittlichen Begriffe*" müsse aber darin erkannt werden, dafs dieser im „*wahnsinnähnlichen Zustande*" befindliche, zu einem „*embryonischen Dasein zurückgebannte*" *Sophist* in dem durch den Anblick des Kindes ihm zur Gewifsheit gewordenen doppelten Ehebruch „eine Stütze für seine Wünsche, eine höhere Mahnung für die Trennung der Ehe und für seine Verbindung mit Ottilien" erblicke, „also ein sündiges Verlangen in Befriedigung der Begierde abbüfsen wolle." In diesen Worten scheint uns der Verf. „die Spitze" seiner Ungerechtigkeit gegen Eduard erreicht zu haben. Dieser fühlt sich mit vollem Recht durch das Kind der Sünde in ebendemselben Grade von Charlotten getrennt, in welchem er sich durch ein ohne solche Sünde erzeugtes Kind als mit ihr verbunden ansehen würde; und Charlottens Hoffnung, Eduard werde sich als glücklicher Vater des im doppelten Ehebruch erzeugten Kindes wieder einstellen, ist ein ebenso thörichter, wie jenem nicht allzu tiefen noch allzu sittlichen Gemüthe natürlicher und kleidsamer Gedanke. Was aber den zweiten Theil jener Beschuldigung betrifft, nämlich Eduards feurigen Wunsch, den verderblichen Fehler einer fast nur juristischen Ehe und die daraus hervorgegangne Schuld des Ehebruchs durch eine vollkommen sittliche Vereinigung zu tilgen, so finden wir dies Verlangen aufs wenigste ebenso sittlich, wie Charlottens umgekehrtes Begehren nach leiblicher Fortsetzung der von ihr und Eduard geistig gebrochnen juristischen Ehe, und sind der zuversichtlichen Meinung, dafs der Verf. in jenes Extrem der Ungerechtigkeit gegen Eduard nicht verfallen sein würde, wenn er bedacht hätte, dafs die „sittlich wiedergeborne erhabene Charlotte" den mit ihres Gatten Ansicht sehr zusammenstimmenden Gedanken ausspricht, Ottilie könne die Schuld taumelnder Sinnlichkeit, das Ertrinkenlassen des Kindes, nur in Eduards Armen durch ihre, Alles zu ersetzen vermögende Liebe tilgen.

Das Ende Eduards schildert der Verf. mit gleich ungerechten Ausdrücken. „Mit dem letzten Athemzug Ottiliens, in welcher allein dieser Quasiembryo die Wurzel seiner Existenz habe, trete" — heifst es — „auch dessen Auflösung ein." So ist auch Romeo nichts als ein in und von Julien lebender Embryo; denn mit ihrem, noch dazu blofs vermeintlichen, Tode

endet auch er sein Leben. — „*Dieser Schwächling*", heifst es ferner, „erhebt sich nicht durch eigne Kraft zum völligen Entsagen, sondern läfst sich durch die voranschreitende Ottilie auf diese Höhe der Selbstaufopferung leidend ziehen; seinem Ende fehlt *alles Schöpferische* eines freien Entschlusses; es ist eine trübe Nachahmung von Ottiliens Märtyrerthum." Gerecht wäre dieser Vorwurf nur dann, wenn Eduard die gleiche oder eine gröfsere Verpflichtung zum Entsagen hätte als Ottilie. Dies ist aber nicht der Fall. Ottilie trägt die gröfste Schuld; sie selber wirft sich ein Verbrechen vor; durch ihre Schuld allein geht ein Menschenleben zu Grunde; in ihr allein wird die Leidenschaft der Liebe zu einem, das Ertrinkenlassen des Kindes herbeiführenden Taumel des Geistes; alle anderen Schuldigen, selbst Eduard, behalten soviel Sicherheit des Geistes, dafs ihnen der Dichter jenes Ertrinkenlassen nicht zutheilen konnte; jener Taumel selber aber konnte nur in Ottiliens noch nicht zur vollen Macht verständiger Reflexion erstarkter Natur entstehen; gerade nur ihre aus tiefstem Gemüthe hervorquellende unendliche Liebe zu Eduard konnte sich, in Bezug auf das Kind, momentan, in das reine Gegentheil der Liebe, in die nur an sich selbst denkende Selbstsucht verwandeln. Für dies verderbliche Extrem der Selbstsucht ist Ottilie zum Extrem der Selbstaufopferung verpflichtet. So strenge Bufse liegt Eduarden nicht ob. Es gereicht ihm deswegen nicht zur Schande, dafs er Ottilien im Entsagen nicht zuvorkommt. Auch ist er nicht verpflichtet, durch Selbstmord nach einer von Ottiliens Todesart unabhängigen Originalität zu streben; denn sterbend hatte Ottilie von ihm das Versprechen, dafs er leben wolle, gefordert und erhalten. Einerseits von diesem heiligen Versprechen gebunden, andrerseits von dem Wunsche beseelt, der Geliebten nachzufolgen, bietet er zwar nicht das Bild der jugendlich übereilten Entschlossenheit Romeo's dar, verdient aber darum nicht den rücksichtslosen Vorwurf jämmerlicher Schwäche.

Fassen wir unser Urtheil über die in vorliegender Abhandlung entworfene Schilderung Eduards kurz zusammen, so müssen wir bekennen, dafs der Vf. durch seine, an das Mittlersche streifende nur *verständige* Vorstellung von den Forderungen „der sittlichen Manneswürde" verhindert worden zu sein scheint, „in die Seele des unendlichen Schmerzes" Eduards mit völliger Klarheit zu schauen, und die Gesinnung gehörig zu würdigen, welche jenes tragische Individuum durch die nicht ganz wahnsinnigen Worte ausgedrückt hat: „*Es giebt Fälle, ja es giebt deren, wo jeder Trost niederträchtig und die Verzweiflung Pflicht ist.*"

Hiermit schliefsen wir die Betrachtung Eduards und treten zu *Ottilien*. Das eigenthümliche Wesen dieses, alle Herzen gewinnenden Mädchens haben wir bereits oben darin gesetzt, dafs in ihr die Sinnlichkeit und der Verstand, Empfindung und Denken, nicht in entschiedener Trennung — wie bei Charlotten — sondern in *unmittelbarer* Einheit sich darstellen, so dafs ihre Reflexion noch nicht zu *vollkommen freier* Bewegung und Aeufserung durch das Wort erstarkt ist, aber auch ihre Sinnlichkeit nie in *nackter Rohheit* hervortritt. Jenes Nichtvorhandensein eines zu vollkommen freier Aeufserung erstarkten Denkens ist aber kein Grund, mit dem Verf. anzunehmen, dafs Ottilie von „*einer sie schlechthin bestimmenden Macht*" (S. 110) gerade so abhängig erscheine, wie die Pflanze, welche ihren Kelch der Sonne entgegen heben mufs, und dafs sie sich in „einem *über die Zurechnung erhabenen Zustande*" befinde (S. 114). Mit *unzurechnungsfähigen*, wie Maschinen von einer fremden Macht in Bewegung gesetzten Personen hat die Poesie nie etwas zu schaffen. Noch viel weniger in der Poesie, als im gewöhnlichen Leben, kann es daher — wie der Verf. (S. 30) glaubt — der weiblichen Natur gestattet sein, aller sittlichen Freiheit zu entbehren, und dennoch unser Interesse in Anspruch zu nehmen. Auch die weibliche Natur ist keiner sie „schlechthin bestimmenden Macht" unterworfen; auch sie kann sich über jede von aufsen oder aus dem eignen Innern kommende, ihrer Freiheit feindliche Macht erheben; auch sie ist daher zurechnungsfähig wie die männliche Natur.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 115.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. Zweite Abtheilung. Goethe's Wahlverwandtschaften in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung, ihrem sittlichen und künstlerischen Werthe nach entwickelt. Von Dr. H. Th. Rötscher.

(Schlufs.)

Ottilie aber stellt keine Abweichung von ihrem Geschlecht, sondern gerade ein reines Abbild desselben dar. Sie hat Vernunft, weifs Gutes von Bösem zu unterscheiden. Solger irrt daher, indem er glaubt, „Ottilie wisse durchaus nicht, wie es mit ihr und Eduard stehe"; „es könne deshalb an Zurechnung ihres Vergehens Niemand denken, der diese reine verschlossene Knospe zu verstehen fähig sei." Ottilie fühlt sehr wohl, dafs ihr Liebesverkehr mit Eduard die Verletzung eines nicht unberechtigten Verhältnisses sowie eine schlechte Vergeltung der von Charlotten empfangenen Wohlthaten und Beweise des Vertrauens ist. Das Gefühl dieses Unrechts ist eben der Beweggrund, welcher sie veranlafst, sich zum geheimen Briefwechsel mit Eduard und damit zum Betruge gegen ihre Wohlthäterin zu verstehen. Zu diesem Unrecht ist sie nicht absolut gezwungen; geistigen Zwang kann überhaupt Niemand erfahren — äufserer Zwang wird Ottilien nicht angethan —; sie könnte daher, wenn dazu eine unbedingte Pflicht vorhanden wäre, auf Eduards Besitz gleich anfangs verzichten, wie sie es am Ende vermag. Sie will aber zu Anfange nicht verzichten, weil ihr dazu noch nicht die unbeschränkte Pflicht obliegt. Allerdings *mufs* sie Eduarden lieben; dies *Mufs* schliefst jedoch die Freiheit ihres Willens keineswegs gänzlich aus; denn was sie *mufs*, ist durchaus nichts rein Unsittliches, sondern im Gegentheil etwas von Sittlichkeit sehr Durchdrungenes; in eben dem Grade aber, in welchem Ottilie sittlich ist, ist sie frei. Sie darf daher so wenig wie Eduard für eine von blinder Naturgewalt bewufstlos und willenlos bewegte Marionette gehalten, sondern mufs als von Hause aus zurechnungsfähig anerkannt werden. Der in unvermittelten Gegensätzen sich gefallende Verf. stellt sich deshalb die Entwicklung des Charakters Ottiliens nicht richtig vor, indem er meint, diese gelange, wie durch einen Sprung, aus dem Zustande unzurechnungsfähiger Bewufstlosigkeit auf einmal zum lebhaften Bewufstsein ihrer Schuld (S. 171), wie denn der Vf., beiläufig gesagt, auch in Betreff Charlottens über den in Rede stehenden Punkt nicht zur Sicherheit der wahren Ansicht gediehen ist, da er (S. 81) Charlotten „durch ein *über alle Zurechnung erhabenes Geschick*" in eine Kollision der äufserlichen Ehe und der Empfindung versetzt glaubt, und gleichwohl ihr das Eingehen einer zu solcher Kollision führenden äufserlichen Ehe (S. 152) als „*Urschuld*" *anrechnet*.

Darin aber hat der Verf. vollkommen Recht, dafs der gegen die Empfindung *parteiische Verstand* nicht das Gericht ist, vor welchem Ottilie zur Rechenschaft gezogen werden kann — vor diesen bornirten Richter hätte der Vf. nur auch Eduarden nicht schleppen sollen —; vor dem Gerichtshof der *Vernunft* dagegen darf Ottilie sich nicht weigern zu erscheinen. Von ihm hat sie keinen ungerechten Spruch zu fürchten; das Gericht der Vernunft ist eine Jury, in welcher Ottilie von ihres Gleichen gerichtet wird; denn die Empfindung ist aus der Vernunft nicht ausgewiesen, sondern darin als etwas an seiner Stelle Berechtigtes anerkannt. Die Vernunft weifs, dafs die aus Wahlverwandtschaft entsprungene Innigkeit der Empfindung in ihrem Streite mit einer fast nur äufserlichen Ehe ein Recht — jedoch nur ein beschränktes — hat, und dafs man daher, um Ottilien vor gänzlicher Verdammung zu retten, nicht genöthigt ist, ihr die Schmach anzuthun, sie für unzurechnungsfähig zu erklären. Ottiliens Recht ist aber, wie gesagt, nur ein beschränk-

tes; denn demselben steht das Recht der vorhandenen Ehe gegenüber. Diese, obgleich ohne Innigkeit der Liebe, war doch ein nicht nur durch das Gesetz, durch Gleichheit des Standes, der Bildung und Moralität, sondern auch durch gegenseitiges Wohlwollen zusammengehaltenes Verhältnifs äufserlicher Hingebung der ganzen Persönlichkeit. Ein solches Verhältnifs hat einen — freilich auch nicht unbeschränkten — Anspruch auf die Anerkennung sowohl der darin stehenden als fremder Personen. Ottilie, von Anfang an das Recht der vorhandenen Ehe dunkel fühlend — nie „sinkt ihr oder Eduarden dieselbe zu einem völlig Unberechtigten herab" (S. 194) — kommt nach der Geburt des Kindes zum lebendigeren Gefühl dieses Rechts; denn ihre reine Seele konnte den ehebrechenden, Charlotten ihrer Eherechte beraubenden Ursprung des Kindes nicht als eine Gewifsheit annehmen. Durch die mächtige Gegenwart, durch das stürmische Bewerben des aus dem wechselvollen Kriegsleben unverändert zurückgekehrten Geliebten, durch die Ottilien von ihm gemachte Entdeckung des von beiden Gatten begangenen Bruchs der Ehe, und durch die eröffnete Hoffnung auf Charlottens Bereitwilligkeit zur Scheidung wird in dem innig und feurig liebenden Mädchen das Gefühl ihres Unrechts auf einen Augenblick fast ganz erstickt. Als aber durch das Ertrinkenlassen des Kindes das von Ottilien gegen die Ehe begangene Unrecht seine höchste Höhe erreicht hat, erwacht auch das Gefühl desselben mit unwiderstehlicher Gewalt in dem durch den Schmerz über jenes Unglück hervorgebrachten magnetischen Schlaf, in welchem Ottilie, allen äufseren Einflüssen entnommen, ganz in die Anschauung ihres tiefsten Inneren versunken ist. In diesem Zustande des Insichgekehrtseins erkennt sie jenes Unglück als eine Folge des Taumels ihrer aufgeregten, dem völligen Sichhingeben nahen Sinnlichkeit, als eine Folge der Trunkenheit ihrer nur an das eigne Glück denkenden Seele. Jemehr Ottilie über diese Spuren der Selbstsucht in ihrer für ganz uneigennützig gehaltenen Liebe, über die Flecken der Sinnlichkeit in ihrem reinen Wesen betroffen ist, je mehr ihre Vorstellung von der Gröfse des vorgefallenen Unglücks das Gefühl der Schuld bis zum Glauben an ein Verbrechen steigert; desto weniger sieht sie sich als gegen die bestehende Ehe berechtigt an, desto weniger vermag sie, sich ihre Verpflichtung zum Entsagen zu verbergen. Alle Anderen vergeben ihr; ihnen scheint der Tod des Kindes mehr ein Glück als ein Unglück; sie allein vergiebt sich selber nicht. In demselben Augenblicke, wo kein äufseres Hindernifs der Erfüllung ihrer eben noch gehegten feurigsten Wünsche entgegensteht, verzichtet sie unbedingt auf Eduards Besitz und damit auf ihr ganzes Lebensglück. Dadurch „hebt sie sich nicht nur über Eduard", sondern auch über alle Anderen „hinweg", und offenbart in dieser Strenge gegen sich selbst, dafs das Bewufstsein der Rechte des ehelichen Bandes und das Gefühl der moralischen Forderungen überhaupt nicht geringere Herrschaft über sie ausübt, als die Empfindung der innigsten unvergänglichsten Liebe, und dafs sie zur Verwirklichung einer vollkommen sittlichen Ehe fähig wäre, wenn ihr Geschick und ihre eigene Schuld ihr nicht das ewige Entsagen zur Pflicht gemacht hätten. Dies unbedingte Entsagen liegt eben so sehr in Ottiliens zartem, idealem Charakter, in ihrem tiefen sittlichen Bewufstsein, wie es in Charlottens weniger idealem, aus gröberem Stoffe geformten Charakter und inderen geringerer Tiefe des Gemüths nicht liegt, und ist in Bezug auf Ottilien durch die Ereignisse in eben dem Grade motivirt, in welchem es durch dieselben in Bezug auf Charlotte nicht motivirt ist. Diese Ereignisse und das Innere Ottiliens stehen in der innigsten Wechselwirkung. Das entscheidenste Ereignifs im letzten Abschnitt von Ottiliens Leben — der Tod des Kindes — ist eine natürliche Folge des taumelnden Zustandes ihrer Seele, und hat seinerseits wieder die rasche Verwandlung des glühendsten Liebeverlangens in das entschlossenste Entsagen zur nothwendigen Folge. Nirgends zeigt sich in der Art, wie dies Entsagen, und damit der, bei der vorhandenen Kollision nothwendig tragische Ausgang des Romans herbeigeführt wird, irgend etwas rein Zufälliges oder Gesuchtes. Die Alles beherrschende Nothwendigkeit erscheint überall unter der Gestalt des *Natürlichen*. Es ist natürlich, dafs Ottilie sich soviel mit dem Kinde ihres Geliebten beschäftigt; dasselbe ist ihr einziger Ersatz für diesen. Es ist natürlich, dafs sie, um ganz der Erinnerung an Eduard sich hinzugeben, mit dem Kinde die Einsamkeit sucht, die sie nirgends so vollkommen wie auf dem See findet; es ist endlich ganz natürlich, dafs Eduard, um so schnell wie möglich die Einwilligung Charlottens in die Scheidung zu vernehmen, in die Nähe

seines Schlosses sich begibt, und, vom Instinkt der Liebe, zu Ottilien an den See geleitet wird. Aus diesem Zusammentreffen aber entspringt alles Weitere auf die natürlichste und ungesuchteste Weise; aus Ottiliens gröfster Schuld ihr unbedingtes Entsagen, aus diesem auch ihr Tod. In Eduard allein die Lösung des Räthsels ihres Daseins findend, in ihm den Inbegriff des Theuersten der Erde erkennend, und einzig von der Hoffnung auf seinen Besitz sich nährend, gibt sie mit dieser Hoffnung zugleich das Leben auf. Ihr Versuch, fern von Eduard, sich durch menschenfreundliche Thätigkeit aufrecht zu erhalten, ist vergeblich. Sie kann sich von ihm nicht trennen, er nicht von ihr. Unwiderruflich entsagend der *lebendigen* Vereinigung mit Eduard, mufs sie doch als *Geist* mit hinsterbender Leiblichkeit in des Geliebten unmittelbarer Nähe sein. So schon im Leben todt, reifst sie auch den weniger gegen das Leben gleichgiltigen und weniger zum Entsagen verpflichteten Geliebten in das Reich der Schatten.

Auch in ihrem Ende erscheint Ottilie nicht als von einer *blofsen „Naturgewalt" absolut abhängig*. Dafs sie sich als *Herrin* über ihr Leben ansieht, spricht sie schon früher in dem festen Beschlusse aus, *„in dem Augenblicke, wo sie Charlottens Einwilligung in die Scheidung erfahre, ihre Verbrechen in demselbigen See büfsen zu wollen", auf welchem sie ihre letzte Schuld begangen hat*. Es ist daher keine Nothwendigkeit vorhanden, zu glauben, dafs sie, wider ihren Willen, durch einen — übrigens von Goethe nicht erwähnten — „unüberwindlichen *speciellen* Ekel vor Speise und Trank" zu Grunde gehe. Das *ganze irdische Leben überhaupt* hat für sie allen Werth, Sinn und Reiz verloren. Defshalb enthält sie sich heimlich der Speise. Ihr unter solchen Umständen nothwendiges Hinsterben wird durch Mittlers rücksichtslose Worte nur abgekürzt. Dieser gefühllose, — so viel man sieht — nichts als die Vereinigung der Lebenden mit den Todten vermittelnde Mittler mordet nicht eine zu leben Wünschende, sondern gibt einer nach dem Tode Verlangenden nur den Gnadenstofs. Wegen dieser Todesart sind aber die ästhetischen Todtenbeschauer nicht befugt, Ottilien ein christliches Begräbnifs zu verweigern. Sowie hochtragische Charaktere ein strengeres Gericht als gewöhnliche Menschen über sich ergehen lassen müssen, so steht ihnen auch über sich selbst ein höheres Recht zu, als der dem gemeinen Gesetz unterworfnen Masse der Menschen. In unsrem Roman aber, wo die Bestrafung aller Schuldigen keiner *äufseren* Macht, sondern *ausschliefslich dem Gemüthe der Schuldigen selber* anheim gegeben ist, werden die strengen Forderungen des namentlich gegen das schuldigste Individuum in Anwendung zu bringenden Rechts nur dadurch vollständig befriedigt, dafs dies Individuum von dem ihm über sich selbst zustehenden Rechte einen, seinen Wünschen entsprechenden Gebrauch macht. Um so weniger kann also dieser Gebrauch den Frommen vernünftigerweise ein Aergernifs geben.

Durch Ottiliens und Eduards Tod rächt sich die verletzte äufserliche Ehe an Denjenigen, in welchen die ihr feindliche Innigkeit der Empfindung im höchsten Maafse herrscht. Gerade in diesen Individuen kommt die absolute Sittlichkeit der Ehe zur höchsten Anerkennung; denn das tiefe Gemüth derselben wird von dem Recht des ehelichen Bandes nicht weniger ergriffen als von der Macht der Liebe. Eben diese Tiefe des Gemüths sowie die Gröfse ihrer Schuld weiht sie dem Untergange. Ottiliens und Eduards verklärte überirdische Liebe kann zu irdischer Lebendigkeit nicht wieder auferstehen. Die weniger schuldigen und defshalb dem Untergange entnommenen Individuen aber können, da sie sich ohne unwiderstehlichen Drang innigster Liebe vereinigen wollen — wie bereits oben gesagt — die lebendige Verwirklichung absoluter Sittlichkeit gleichfalls nicht hervorbringen. Die Unmöglichkeit dieser Verwirklichung ist kein Mangel unsres Romans; denn diese Verwirklichung kann nur aus dem *völlig schuldlosen*, in *keine sittliche Kollision* gerathenden innigen Gefühl wahlverwandtschaftlicher Liebe hervorgehen. In unserem Roman sollte und konnte aber *nur die Kollision* jenes Gefühls mit dem Rechte einer unvollkommen sittlichen Ehe dargestellt werden. Die gleichzeitige, ebenfalls im Vordergrunde der Handlung vor sich gehende Darstellung eines *friedlich* sich zur Ehe entwickelnden wahlverwandtschaftlichen Gefühls würde unsren Roman in zwei Romane — in einen tragischen und in einen schauspielartigen — zerrissen haben.

Indem wir hiermit diese Beurtheilung schliefsen, fühlen wir uns gedrungen, noch einmal unser Bedauern darüber auszusprechen, dafs Beschränktheit des Raumes uns nicht gestattet, das der vorliegenden Abhandlung gezollte Lob ebenso ausführlich wie die gemach-

ten Ausstellungen zu begründen. Der Verf. steht zu hoch, als dafs wir fürchten könnten, er werde sich durch die heitere Strenge unsres Urtheils verletzt fühlen. Natur und Studium haben ihn gleichmäfsig zur Leistung des Vollendetsten im Gebiete der Aesthetik befähigt. Schon jetzt hat er seine Vorgänger überflügelt. Um aber das Ziel der Vollendung zu erreichen, ist es nöthig, dafs er die ganze, unzersplitterte Kraft seines Geistes zusammennehme. Zu dieser höchsten Anstrengung ihn anzuspornen, ist der vorzüglichste Zweck unsrer defshalb nothwendig etwas scharfen Kritik gewesen. Der Zweck möge das Herbe des Mittels entschuldigen.

Boumann.

LXVI.

Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik von Eduard Henke. Vierter Theil. Berlin u. Stettin, 1838. *in der Nicolaischen Buchhandlug. X. u.* 894 *S.* 8. *(Mit Inbegriff des Registers über alle vier Bände).*

Mit diesem vierten Bande ist das Gesammtwerk vollendet, welches im J. 1822 begonnen, in solchem Umfange und in Verbindung des einheimischen Rechts mit der s. g. Politik das einzige der neuern Zeit ist. Das Handbuch von Jarke erwartet noch seine Vollendung nach längerer Unterbrechung; verfolgt aber zum Theil einen andern Plan, wie ich in einer den frühern Bänden beider Werke gewidmeten vergleichenden Kritik in unsern Jahrbüchern dargelegt habe. Tittmann's Handbuch, und in noch höherm Grade das von v. Quistorp, (Stübel nur über den Prozefs), — beide noch jetzt brauchbar — gehören einer vorübergegangenen Gestaltung und Auffassungsweise des Strafrechts an. An jene erwähnte Anzeige der frühern Bände des oben genannten Werkes schliefse ich nun die des vierten, welcher mit einigen Bemerkungen der Aufmerksamkeit der Freunde unserer Literatur empfohlen werden möge.

Dieser vierte Theil — dessen Inhalts-Anzeige und Nebentitel — sonderbar zugleich ihn als zweiten Theil bezeichnet; ersteres nehmlich für die Reihefolge der Bände; letztres für die Unterabtheilungen und Grundsätze von Criminalrecht und Criminalprozefs — ist diesem zuletzt genannten Gegenstande ausschliefsend gewidmet; Plan, Methode, Grundansichten sind dieselben, wie sie in den drei ersten Bänden sich zu erkennen geben, mit allen ihren Vorzügen und Mängeln, wie sich solche der Betrachtung des Referenten ergeben haben, worüber hier nicht weiter mehr verhandelt werden soll. Ungern vermifst man eine Vorrede, oder von der Abhandlung selbst noch gesonderte Erklärung über den Standpunkt des Autors als Subjekt, im Verhältnifs zu dem Inhalte seiner Leistung, welche durch die dem ersten Band vorausgeschickte Vorrede nicht ganz entbehrlich gemacht ist. Seit jenen Jahren hat sich, und besonders in der wissenschaftlichen Behandlung des strafrechtlichen Verfahrens Manches geändert, vornehmlich durch den gröfsern Einflufs der geschichtlichen Methode und durch Anfänge einer Darstellung der Dogmengeschichte und ältern Praxis in Monographien und Lehrbüchern. Es wäre nicht ohne Interesse zu sehen, wie sich ein Gelehrter, wie Hr. Henke, hierüber ausgesprochen, was er von den Richtungen und Bestrebungen der Zeit halte und warum er sich diesen, die er als integrirende Momente gröfserer wissenschaftlicher Umfassung in allen Zweigen des Positiven weder ignoriren, noch als solche mifsbilligen kann, doch zu entziehen scheint. Ich sage scheint, weil man annehmen darf, dafs die Aufstellung und Verfolgung eines bestimmten Planes — auch wenn dieser nur eine Seite des Ganzen betrifft — nicht nothwendig eine Ausschliefslichkeit gegen andere wesentliche Momente enthält; ja, man würde wenigstens aus einzelnen Stellen des Werkes deren Anerkennung folgern dürfen, wenn nicht theils der Verf. an andern Orten sich früher sehr entschieden und mifsbilligend gegen die historische Behandlungsweise, als welcher die Gerechtigkeit gleichgiltig sei, erklärt hätte, theils das gegenwärtige Werk, dessen Inhalt allein uns jetzt als Zeichen seiner Ansichten gelten kann, im Ganzen von jener allseitigen Auffassung, und den vom Standpunkte einer solchen gemachten Erinnerungen keine Notiz genommen hat. Wer es aber, aus diesem Werke selbst und aus den sonstigen bekannten Leistungen des Verfassers weifs, was dieser vermöge, kann es nur bedauern, dafs er sich seine Aufgabe nicht weiter gestellt habe.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik von Eduard Henke.

(Schlufs.)

Die geschichtliche Einleitung ersetzt nicht den Mangel historischer Behandlung der einzelnen Lehren, bei denen nur, wo sich Vorarbeiten fanden, die nicht übergangen werden durften, gelegentlich einige Andeutungen vorkommen. Dem dogmengeschichtlichen Elemente ist sein Recht gar nicht geworden, und doch ist diefs grade im Prozefs von so unverkennbarer Wichtigkeit für die Bildung des heutigen Rechtszustandes, und es konnte dieses leichter als sonst geschehen, nach dem Stoff, welcher in neuerer Zeit gesammelt worden ist. Ja, was auffallen mufs, der Grundrifs von Klenze, in welchem sich unter dem Texte — vielmehr den Ueberschriften der einzelnen §§ — ein sehr fleifsig zusammengestelltes reichhaltiges Material der Rechts- und der Dogmengeschichte mit sorgfältiger Benutzung der Schriften der italienischen und der ihnen sich anschliefsenden einheimischen Praktiker findet, ist auch nicht ein einziges Mal angeführt.

Wir sehen indefs hiervon ab, und halten uns an das, was der Vf. seiner Absicht zufolge gegeben hat.

Diese neue Arbeit ist nun dem gemeinen deutschen Strafverfahren gewidmet, in der Gestaltung, welche dasselbe zunächst durch die frühere Praxis nach den gemeinrechtlichen Quellen, in der Weise, wie sie damals aufgefafst und zu uns herübergekommen sind, dann durch die wissenschaftliche Bearbeitung in den verschiedenen Perioden und die dadurch wiederum bestimmte neuere Praxis und Gesetzgebung erhalten hat; so jedoch, dafs diese Resultate meist als fertige vorgefundene mitgetheilt und mehr gelegentlich legislativ politisch, als geschichtlich begründet werden. Hierzu kommt die Vergleichung der wichtigsten neuern Gesetzgebungen, selbst hie und da einiger Entwürfe, indefs ist mit Recht diesen, für welche ohnehin in Mittermaier's Strafverfahren so viel geleistet ist, weniger Raum gewidmet, als in den frühern Bänden. Wo es auf blofse Angabe dessen ankommt, was der, welcher sich näher mit der Sache beschäftigt, unmittelbar aus den so leicht zugänglichen neuen Gesetzbüchern entlehnen kann, wünscht man Zeit und Raum mehr für die eigenthümlichen Darstellungen des Vfs. bestimmt zu sehen, vollends, wenn sie solche sind, wie sie hier sich finden. Dagegen ist der Kritik der positiven Bestimmungen und der Criminalprozefs-Politik gröfsere Ausführlichkeit gestattet, und grade hierin zeigt sich, dafs der Vf. ein Bedürfnifs der Zeit richtig ins Auge gefafst habe. Für das Positive ist, ich will nicht grade behaupten, in allen Theilen hinlänglich vorgearbeitet, — es bedarf noch Manches einer neuen Untersuchung oder Begründung, — aber der Vf. geht hier nicht über den bisherigen Stoff und Standpunkt hinaus; für unsere Zeit jedoch, welche so viele Entwürfe zu neuen Prozefsordnungen geliefert hat, die jetzt den Berathungen unterworfen werden sollen, ist es immer nicht überflüssig, die Fragen des Tags, wie vielfach sie auch bereits erörtert sind, nochmals sorgfältig zu erwägen, und wenn auch hier kaum etwas ganz Neues gesagt, eine, bisher unbekannte Seite, ein überraschender Gesichtspunkt abgewonnen werden kann, so ist es doch gut, wenn die an vielen Orten zerstreut sich findenden Aeufserungen, die der Geschäftsmann nur mit grofsem Zeitaufwand zusammenzusuchen vermag, sich in angemessener Weise und in meist unbefangener Gegeneinanderstellung der Gründe für und wider vereinigt finden; und wenn, was besonders zu beachten ist, dann die Stimme eines erfahrnen Beobachters der Erscheinungen der Zeit hinzukommt. Man kann hier nicht überall Neues fordern, es wäre dieses nicht nur unbillig gegen das Individuum, sondern es würde auch ein Verkennen der Zeit, ihrer Richtungen und Schöpfun-

gen sein, deren sie sich wohl bewufst ist. Je weniger gewisse Einrichtungen im Strafverfahren, die jetzt in den verschiedenen europäischen Ländern bestehen, oder beabsichtigt werden, so, wie sie nun in Betracht kommen, die Ergebnisse eines ununterbrochenen geschichtlichen Prozesses, und der Selbstentwicklung sind, je mehr jene im Gegentheil sich als Resultat verständiger Betrachtung über ihre Zweckmäfsigkeit und Ausführbarkeit ergeben (wohin aber die Fragen über Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, Geschwornengerichte oder gesetzliche Beweistheorie, Anklage oder Untersuchungs-Verfahren u. s. w. gehören, um so weniger kann jetzt erst die Aufgabe sein, sich hierüber Rechenschaft zu geben und die Gründe zum Bewufstsein zu bringen. Finden wir also hier unvermeidlich nochmaliges Vorbringen des schon oft für und wider Vorgetragnen, so müssen wir, um denen zu begegnen, welche hieraus einen Vorwurf entlehnen, erinnern, dafs, so lange die Periode des Streits und des Zweifels dauert, so lange nicht für eine Ansicht sich eine entschiedene feste Entschliefsung gebildet hat, was eher und nothwendig für die Gesetzgebung, als für die Wissenschaft der Fall sein wird — so lange auch immer eine Wiederaufnahme der Sache, eine neue Prüfung der entgegengesetzten Meinungen von Seiten derer, die hierzu Beruf haben, wünschenswerth bleibe. Der Gegenstand wird auf solche Weise stets gewinnen, manches bereits Vorgebrachte wird jetzt in einem andern Lichte erscheinen, mancher Zweifel gelöset, für manches, was man von Seiten einer Parthei für erledigt hielt, wird ein neuer Zweifel erweckt werden und zuletzt ist es, wenn wir auch nicht aus dem bisherigen Kreise heraustreten, wie gesagt, eine gewichtige Autorität, die sich im Kampfe der Meinungen auf eine Seite stellt, welche, wenn sie dieser auch nicht überall den Sieg verschafft, — weil im Verhältnifs zu objektiven und substantiellen Institutionen, die Subjektivität, als solche, das zufällige ist, was nicht entscheiden kann, — doch mindestens zum weitern genauern Eingehen in die Gründe auffordert.

Von diesem Standpunkte aus charakterisirt sich das vorliegende Werk, dessen Verhältnifs zu der gegenwärtigen Literatur wir hiermit im Allgemeinen angedeutet haben.

Was die Anordnung betrifft, so bemerkt der Vf. selbst (S. 88 Not. 1), dafs er im Wesentlichen diejenige beibehalten habe, welche er in seiner „Darstellung des gerichtlichen Verfahrens in Strafsachen. Zürich 1817" befolgte. Er verweiset, rücksichtlich der Anordnungen Anderer auf die Schriften von *) Stübel, Martin, Mittermaier, Hofacker und Abegg. Es ist daher hier nicht Bedürfnifs des schon seit längerer Zeit Besprochne nochmals zu erörtern. In der Hauptsache haben sich jetzt ziemlich übereinstimmende Ansichten gebildet, und wenn durch die Bemühungen der Neuern, namentlich der Jetztlebenden, für das System, welches keineswegs etwas dem Inhalt Gleichgültiges sein darf, mehr gewonnen ist, so hat der Vf. daran seinen, auch sonst schon von mir gebührend anerkannten Antheil. Die Vergleichung des neuen Werks mit dem ältern zeigt aber auch, und zwar nicht blos in der äufsern Weise der Behandlung, wie der Vf. in den abgelaufenen zwei Jahrzehnten den Gang der Wissenschaft verfolgt, wie sehr er sich, nach der Seite hin, welche er zu bearbeiten sich vorgesetzt, bemüht habe, mit der steten lebendigen Fortentwicklung Schritt zu halten und wie er seiner eignen früheren Meinungen nicht schonend, diese bereitwillig gegen den Gewinn der neuern Zeit aufopfert, wo er diesen für einen solchen anzuerkennen vermocht hat.

Dieses aber im Einzelnen durchzuführen, ist nicht unsere Aufgabe, und es mag daher auch nicht als eine mindere Würdigung der Sache angesehen werden, wenn wir einen so bekannten Inhalt, wie den des gegenwärtigen Werkes, der auch in diesen Jahrbüchern mehrmals besprochen worden ist, nicht nochmals auszugsweise mittheilen und einzelne Sätze hervorheben, über die sich streiten liefse. Die Grundsätze des Berichterstatters sind in dessen eignem Lehrbuche, von welchem hier Heffter eine Anzeige geliefert, und in andern Schriften ausgesprochen, und dem Vf., der dieselben nicht selten, meist zustimmend, mehreremale auch ihnen entgegentretend, anführt, bekannt genug — es würde hier eine weitere Erklärung der Anerkennung oder ein Fortsetzen der Disputation unangemessen sein.

Das Princip der Gerechtigkeit wird auch hier anerkannt und durchgeführt. Wir legen hierauf um so mehr Gewicht, als bei der Ausführlichkeit, welche hier

*) Ich setze hier an die Stelle der von dem Verf. gewählten Ordnung der Namen und Werke, die chronologische, weil diese für die Geschichte der systematischen Behandlung nothwendig ist, und durch die Gerechtigkeit empfohlen wird.

der Politik gewährt ist, die Gefahr nahe lag, dieser ein Uebergewicht zu geben, welche bei denen unvermeidlich ist, die das gesammte Strafrecht als einen Theil der Politik und Polizei betrachten und welche nicht etwa in dem Begriffe der Strafe auch ein nothwendiges politisches Moment erkennen, sondern umgekehrt den Rechtsbegriff als ein Moment in dem politischen Princip darzustellen suchen — eine Ansicht, die von dem Vf. fern ist, obschon er ihr sonst wohl mehr zugethan war, oder ihr doch nicht so entschieden widersprochen hat, als später, wo er, wenn auch auf anderm Wege der Begründung, zu den gleichen Ergebnissen gelangt ist, welche jetzt von den angesehensten Rechtslehrern angenommen, und von Gesetzgebungen anerkannt werden. Von solchem Princip aus, welches unzweifelhaft dem einheimischen Rechte innewohnt, sehen wir den Vf. eben so unbefangen und kräftig die wesentlichen Bestimmungen unsers Verfahrens gegen viele gute und minder gute Anfechtungen und Vorwürfe in Schutz nehmen, als, wo es ihm die Pflicht der Wahrheit gebietet, angreifen. Im Ganzen vertheidigt er, wie die meisten deutschen Rechtsgelehrten, im Gegensatz zu den Volksrednern, die das positive Recht weniger aus eignem Studium, als aus einzelnen Erfahrungen, Beispielen, und nicht ohne Vorurtheil kennen gelernt haben — unsere prozessualen Einrichtungen, wenigstens in ihren Grundlagen, ohne zu leugnen, wie viel hier einer Verbesserung zugänglich ist. Er erkennt fremdes Gute an, ohne zu übersehen, wie dieses im organischen Zusammenhang mit andern Elementen des Staats- und Volkslebens, deshalb nicht unbedingt Gegenstand der Aufnahme in ein andres System sein könne, während das Aufgeben eines solchen eigenthümlichen volksmäfsigen Systems und die — willkührliche Einführung eines neuern mit Recht bedenklich erscheint. Aber indem er Fremdes, wie z. B. Geschwornengerichte, von dem Standpunkte aus, dem es angehört, und auf dem Boden, wo dasselbe Wurzel gefafst hat, richtig würdigt, zerstreut er zugleich den Schein unbedingter und ausschliefsender Trefflichkeit, mit dem Manche es zu umgeben bemüht sind, die, nicht belehrt durch Erfahrungen, welche hier nicht unbeachtet bleiben dürfen, es auch nicht einmal zu wissen scheinen, oder es absichtlich bei Seite gesetzt lassen, dafs dort, wo solche Institute einheimisch sind, längst von aufrichtigen Praktikern und Rechtspolitikern manche Gebrechen aufgedeckt, verbessernde Abänderungen beantragt, oder auch zum Theil und mindestens probeweise von der gesetzgebenden Gewalt eingeführt sind. Möchte, wo man bei neuen Entwürfen die Stimmen von Unpartheiischen zu vernehmen hat, auch die unsers Verfassers nicht überhört werden!

Diese Sorgfalt einer meist erschöpfenden unbefangenen Erwägung der Gründe für die eine und andere der verschiedenen Ansichten bethätigt sich aber nicht blos bei dem Gegensatz des einheimischen Verfahrens und seiner mit ihm nothwendig und folgerichtig verbundenen Einrichtungen. Sie tritt auch hervor innerhalb des Gebiets des *deutschen* Prozesses, wo es gleichfalls nicht an Streitfragen fehlt. Ein vollständiges *jus controversum* zu liefern, war um so weniger die Absicht, als dazu unerläfslich ein weit tieferes Eingehen in die Dogmengeschichte und in die ältere Praxis und Theorie erfordert würde, — aber man wird über die bedeutendsten Punkte sich nicht vergebens nach Belehrung umsehen, und die Anleitung finden sich eine bestimmte Meinung zu bilden.

Um nun mindestens *einen* Gegenstand, der für das Ganze durchgreifend ist, näher zu berühren, heben wir die Lehre von dem Anzeigenbeweis hervor, dem der Vf. die Wirkung eines vollen Beweises, der zur Verurtheilung in die ordentliche Strafe hinreichen soll, beilegt, und zwar nicht nur nach allgemeinen Gründen, sondern selbst nach positivem gemeinen Rechte *), obschon er in letzterer Hinsicht, so weit die Rede von dem Art. 22. der P. G. O. und der Frage ist, wie fern dessen Bestimmungen nach Abschaffung der Folter jetzt noch anwendbar, oder ob sie aufgehoben seien — sich sehr vorsichtig äufsert, und das Mifsliche der Argumentationen Derjenigen erkennt, welche das Verbot einer Verurtheilung aus Anzeigen jetzt für nicht mehr bestehend erachten, oder hinweg zu interpretiren suchen. In dieser Mifsbilligung der Bemühung der Rechtslehrer „den eigentlichen Sinn des Gesetzes in Frage zu stellen" (S. 590), welchen er „als deutlich" mit vollem Recht bezeichnet, stimmt der Verf. mit den wenigen überein, welche ohnlängst Bauer als die noch übrigen Vertheidiger des Verbots einer Verurtheilung auf Anzeigen, und unter diesen auch den Referenten genannt, gegen welchen auch, wenigstens vom *allgemeinen* Gesichtspunkte aus, nun der Verf. aufgetreten ist. Die Zahl derer, die auf dieser Seite stehen, von denen nun auch Feuerbach nicht mehr lebt, — was übrigens kein Hindernifs ist, dafs nicht seine Ansichten und seine Gründe sich noch geltend machen könnten, ist aber nicht so klein, als Bauer zu meinen scheint, indem dieser die beträchtliche Zahl hochachtbarer Praktiker nicht in Anschlag bringt, welche, auch ohne sich in Werken ausgesprochen zu haben, doch in ihren Urtheilen sich bestimmt gegen jene Theorie erklären, die ich für durchaus gefährlich halten mufs.

Es ist mir allerdings nicht unbekannt, was man gegen die Sicherheit der sonstigen Beweismittel und Gründe, und was man für den s. g. Indicienbeweis bisher so oft angeführt hat. Auch der Vf. bringt in dieser Hinsicht nichts Neues bei, und die Streitfrage ist hier ihrer Entscheidung keineswegs näher gebracht. Man darf ferner hier nicht Rücksichten der Politik, der Sicherung des Gemeinwesens gegen verdächtige und gefährlich scheinende Individuen an die Stelle des Rechts setzen. Die Frage, auf deren Beantwortung es zuvörderst allein ankommt, ohne alle Rücksicht auf die von deren Beantwortung abhängigen weitern prak-

*) Ausführlicher habe ich diesen Gegenstand betrachtet in dem bei Gelegenheit des Rektoratswechsels (Oktob. 1838) von mir herausgegebenen Programm „de sententia condemnatoria ex solis indiciis secundum principia juris romani haud admittenda."

tischen Folgen, ist nämlich diese: Können Indicien, in dem Sinn, wo sie den s. g. direkten Beweismitteln entgegengesetzt werden, eine sichere Ueberzeugung begründen — oder folgt aus der *Möglichkeit* des Zusammenhangs eines gegebenen und als gewifs erkannten Umstandes mit einem andern in Frage stehenden — folgt selbst aus der hohen Wahrscheinlichkeit in solchem Falle eine solche Gewifsheit, wie sie das Recht fordert, um daran eine Schuldig-Erklärung und eine Verurtheilung zu knüpfen? Diese Frage hat das unbefangene Gefühl wie der logische Sinn von jeher verneint. Man gehe alle Lehrbücher der Logik, alle Wahrscheinlichkeitstheorien, alle ältere Gesetzgebungen durch. Die Annahme, dafs die Wahrscheinlichkeit theils nicht blos qualitativ, sondern, was durchaus falsch ist, nur quantitativ von der Wahrheit verschieden, also gleichsam ein geringer Grad von Wahrheit sei, stützt sich zwar auf die Erfahrung des von der Sache ausgehenden Scheins, woraus auf die Sache selbst geschlossen werden kann, aber sie erkennt zugleich die Unsicherheit des Scheins, der auch trügt, nach dem alten Sprüchworte, und die Bedenklichkeit des Schlusses von der Möglichkeit auf die Wahrscheinlichkeit an, und die Gesetzgebung hat der Wahrscheinlichkeit als solcher, deren hohe Wichtigkeit für die *Untersuchung* eingeschärft wird, keine Bedeutung für den *Beweis* und das *Urtheil* beigelegt, sondern einerseits hier die Verurtheilung verboten, anderseits Mittel der Ergänzung jenes angeblich quantitativen Mangels in der Folter zu besitzen geglaubt. Wenn man endlich letztre als verwerflich erkannte, so ist es jetzt noch keineswegs gerechtfertigt, den Indicien, ohne solche oder andere Ergänzung, die Wirkung eines Beweises beizulegen. Wir berufen uns bei dieser Gelegenheit auf die neuesten Erfahrungen, wo denn endlich in letzter Instanz die Freisprechung dessen erfolgte, den man auf den Grund der von mir angefochtenen Theorie zum Tode verurtheilt hatte. Wenn der Vf. S. 563 in die Definition der Anzeige aufnimmt, „dafs von ihrer Existenz auf die Existenz derjenigen Thatsache, welche den Hauptgegenstand des Beweises bildet, mit *Gewifsheit* oder mit Wahrscheinlichkeit geschlossen werden kann", so ist dieses eine principii petitio. Der Schlufs der *Gewifsheit* ist etwas anderes, und gründet sich nie auf die Anzeige. Wenn *Cicero* und *Quinctilian* von *argumenta* sprechen, die mehr sind als blofse *indicia* und *diese* in *necessaria* und *probabilia* eintheilen, so gehören jene gar nicht unter die hier behandelte Kategorie *). Das ist aber eben die Frage, ob ein Schlufs der Nothwendigkeit und Wahrheit hier zuläfsig sei? Die ältere Gesetzgebung verneint es, die neuere, indem sie unter dem Einflufs von andern Rücksichten, als denen des Rechts, die Freisprechung für bedenklich hält, hat doch nicht umhin gekonnt, andere Grundsätze als unsere Theoretiker aufzustellen, indem sie z. B. die Todesstrafe ausschliefst, möge sie übrigens den angeblichen Beweis, der aus Indicien erbracht wird, zu einer nur aufserordentlichen oder zu einer ordentlichen Strafe (immer unter jener Beschränkung) für hinreichend erklären. Sagt doch der Vf. selbst (S. 135 zwar wird die Aeufserung bei einer andern Gelegenheit gethan, und einem Gegner zugeschrieben; aber sie ist wahr und wird in der folgenden Widerlegung nicht angegriffen) — „von dem Urtheile seien die kostbarsten Güter des Menschen und Bürgers abhängig" und „jede Strafe setze die Gewifsheit eines Verbrechens voraus". Und, wenn nun blos Indicien entscheiden, ist es nicht bekannt, neben ihrer Trüglichkeit, dafs diese auch künstlich von dem wahren Schuldigen hervorgebracht werden können, um den Schein auf einen Unschuldigen zu lenken?

Wenn es S. 91 heifst: „Unbedingte Zustimmung verdient die Behauptung Feuerbach's, dafs der Ausspruch, es sei besser, dafs *tausend* Schuldige unbestraft bleiben, als dafs *Ein* Unschuldiger gestraft werde, als Maxime der Gesetzebung nicht mehr werth sei, als der entgegengesetzte", so mag man, sofern überhaupt solche Sätze eine Bedeutung haben, dieses zugeben. Vollends in diesem Beispiel, wo Tausend mit ihrem Wohl und Recht dem Einzigen gegenübergestellt werden — aber es folgt daraus nicht das Geringste für unsere Frage. Es liefse sich an diesen Satz noch gar Manches anknüpfen, wie denn ein ähnlicher Ausspruch, der Feuerbach vorgeschwebt hat, im römischen Recht gewissermafsen den Mittelpunkt bildet, um welchen sich die Betrachtungen über die Wirkungen der Anzeigen bewegen. Allein es soll dieser Punkt hier nicht weiter verfolgt werden und es möge zum Schlufs der Anzeige dieses beachtenswerthen Werkes nur noch in Beziehung auf jene angebliche Maxime bemerkt werden, dafs sie so, wie sie hier aufgestellt ist, nirgends sich ausgesprochen findet: das römische Recht, an das Feuerbach wohl gedacht hat, bedient sich des Singulars *Ulp.* lib. 7. de officio Proconsulis: „*Sed nec de suspicionibus debere aliquem damnari, Divus Trajanus assiduo Severo rescripsit: satius enim esse impunitum relinqui facinus nocentis, quam innocentem damnare.*"

J. Fr. H. Abegg.

*) Bleiben wir bei den Worten Cicero's stehen, die der Verf. selbst S. 574 Not. 7 anführt: „*necessaria* demonstrantur ea, quae aliter ac dicuntur, *nec fieri*, nec probari possunt, hoc modo: si peperit, cum viro concubuit": so sehen wir, dafs hier nicht von einer Anzeige, Vermuthung und Wahrscheinlichkeit, sondern von einer Thatsache die Rede ist, die ihren nothwendigen Beweis in sich selbst hat, weil es bekanntlich für *diese* Wirkung nur *diese* einzige Ursache giebt, die nicht fehlen kann, und auch nicht als Gegenstand des Zweifels und Beweises aufgestellt wird, sobald der Erfolg eintrat.

№ 117.
Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

LXVII.

Codex Syriaco-hexaplaris. Liber quartus Regum e codice Parisiensi, Jesaias, duodecim Prophetae minores, Proverbia, Jobus, Canticum, Threni, Ecclesiastes e codice Mediolanensi. Edidit et commentariis illustravit Henricus Middeldorpf, Phil. et Theol. Dr. hujusque in Acad. Reg. Wratislaviensi P. P. O. etc. etc. Pars I. Textus Syriacus. Pars II. Commentarii. Berol. ap. Th. Chr. Fr. Enslin. MDCCCXXXV. pp. 658. XII. 4. Am Schluſs 2 Bll. Emendanda et Corrigenda.

Es gehört dieses Werk unstreitig zu den bedeutendsten neuern Erscheinungen auf dem Gebiete der biblisch-kritischen Literatur; das Maaſs zu seiner Werthbestimmung giebt nicht allein die Wichtigkeit der hexaplarischen Zusammenstellung bedeutender Uebersetzungen des A. T. nach den besten Handschriften, die ein Origenes auffinden konnte, sondern auch der nicht geringe Gewinn, den die syrische Sprachkunde, namentlich die Lexikographie aus dieser Uebersetzung ziehen wird, wogegen er wegen der sclavischen Anschlieſsung an den Text der LXX für die Lehre von der syrischen Syntax nur sehr gering sein kann. Während *Thomas* von *Charkel* an seiner für die neutestamentliche Kritik höchst wichtigen Recension der Philoxenianischen Uebersetzung nach guten griechischen Handschriften in Alexandrien arbeitete, übersetzte ebendaselbst (616 fg.) *Paulus* von *Tela* gleichfalls nach den besten Handschriften, die ihm erreichbar waren, den recipirten hexaplarischen Text des A. T., so daſs er, was seinem Werke noch einen besondern Werth giebt, auch die den hexaplarischen Handschriften gewöhnlich beigefügten Varianten der übrigen hexaplarischen Uebersetzungen nebst den Origenianischen kritischen Zeichen mit übertrug und auch einige Scholien der Kirchenväter, wie er sie vorfand, aufnahm. Da dieſs mit der gröſsten Treue, nicht selten mit Verletzung des syrischen Sprachcharakters geschehen ist, so ergiebt sich, welch ein bedeutendes Mittel diese Uebersetzung mit ihren Randbemerkungen ist, theils zur Wiederherstellung des hexaplarischen Textes der LXX, theils zur Kenntniſsnahme der Abweichungen der übrigen griechischen Uebersetzungen, welche Origenes mit aufgenommen. Die erste Kunde von dieser *hexaplarisch-syrischen Version* gab der jüngern Kirche in der 2. Hälfte des 16. Jahrh. *Andreas Masius*, der auſser seiner Theilnahme an der Herausgabe der Antwerpener Polyglotte sich besonders als syrischer Philolog, namentlich durch Uebersetzung syrischer Schriften, bekannt gemacht hat, noch mehr aber sich durch Herausgabe der Originaltexte würde verdient gemacht haben. Er besaſs auſser andern auch eine Handschrift der hexaplarisch-syrischen Uebersetzung, welche einen Theil des Deuteron., die Bücher Jos., Richter, Ruth, der Könige, Chronik, Esra, Esther, Judith und einen Theil des Tobias enthielt, gab aber nur das Buch *Josua* in lateinischer Uebersetzung mit den gleichfalls lateinisch übersetzten Scholien heraus; der Codex selbst ist verschwunden und, wie es scheint, verloren gegangen. Erst nach der Mitte des 18. Jahrh. wurden *Kennicot* und *Bruns* u. a. Orientalisten durch Dr. J. Bapt. *Brunca* am Collegium Ambrosianum auf eine andere hexaplarisch-syrische Handschrift zu Mailand aufmerksam gemacht und bald darauf fand *Bruns* in Paris noch einen Codex derselben, welcher das 4. B. der Könige enthält, während in dem Mailändischen die Psalmen, Hiob, Proverbien, Prediger, Hoheslied, Weisheit Salomos und Sirach, die 12 kl. Propheten, Jeremias, Baruch, Klagelieder, Daniel mit den apokryphischen Anhängen, Ezechiel und Jesaias enthalten sind. Hr. Dr. Middeldorpf berichtet (Praef. II sqq.) von den

Bemühungen der Gelehrten, diesen doppelten schätzbaren Fund zur Kunde des gelehrten Publikums zu bringen. Bekanntlich gab *Matthias Norberg* zu Lund im J. 1787. aus der Handschrift zu Mailand den *Jeremias* und *Ezechiel* Syrisch mit lateinischer Uebersetzung in 4. und eben so (1788.), zugleich mit erläuternden kritischen Anmerkungen *Cajetan Bugati* zu Mailand den *Daniel* heraus, welchem später auch, nach dem im J. 1816. erfolgten Tode Bugati's, die von ihm besorgte Ausgabe der Psalmen im J. 1820. mit einer Vorrede des Vorstehers der Ambrosian. Bibliothek *Petrus Cighera* folgte. — Dem Pariser Codex hatte aufser Bruns auch *Eichhorn* besondere Aufmerksamkeit gewidmet und es war ihm durch Vermittelung eines Freundes gelungen, eine genaue Abschrift desselben zu erhalten, in Bezug auf Orthographie überhaupt und insbesondere in Bezug auf die Vocalpunkte noch sorgfältiger geschrieben, als die, welche Bruns selbst genommen hat.

Nach einem literar-historischen Bericht über die Schicksale dieser Uebersetzung gedenkt der Hr. Herausgeber dankbar der Veranlassung und günstigen Umstände, denen wir die endliche, seit einem halben Jahrhundert mit Verlangen erwartete, Vollendung der Herausgabe der schätzbaren Ueberreste derselben verdanken. Hr. Dr. Midd. erhielt nämlich von *Eichhorn* und *Norberg* selbst noch die Abschriften der Pariser und Mailändischen Manuscripte und zwar von dem Pariser Codex zwei, die schon erwähnte, welche ein Pariser Philolog besorgt hatte, und die von Bruns, in welcher jedoch der Schlufs fehlte (von K. XXI, 13. des 4. B. der Kön. an), welcher sich aber glücklicher Weise im Bücher-Nachlafs des seel. Bruns vorfand und von dem Hrn. Herausg. in der Auction erstanden wurde. In der von *Norberg* selbst zu Mailand genommenen und auf *Ol. Gerh. Tychsens* Verwendung dem Hrn. Dr. *Midd.* geschenkten Abschrift fehlen aber die Bücher der Weish. Sal., Sirach und Baruch, welche nach Norbergs eigener Angabe (Praef. ad Jerem. et Ezech. p. 9.) im Mailändischen Codex sich finden, und es ist dem Hrn. Herausg. nicht gelungen zu erfahren, ob Norb. von diesen Büchern keine Abschrift genommen, oder ob er sie zurückbehalten hat. — Sie fehlen daher auch in dem vorliegenden Codex.

Den Beruf zur Herausgabe desselben zeigte Hr. Dr. M. schon durch seine vor 20 Jahren erschienenen *Curae hexaplares in Jobum*, e Codice syriaco-hexaplari Ambrosiano-Mediolanensi, scr. *H. Midd.* Wratisl. 1817. 4. Hindernisse verschiedener Art und dabei die Erwartung, dafs einer der italiänischen Gelehrten, denen der Zugang zu der Quelle selbst offen stünde, dem Vorgange Bugati's folgen würde, haben den Verzug veranlafst. Sehr bescheiden äufsert sich der Hr. Herausgeber (VI.) über seine Leistungen, wie den Plan und die Grundsätze, welche ihn bei der Ausführung seines Unternehmens geleitet haben, und verschweigt nicht die grofsen, in der Natur der Sache selbst liegenden, Schwierigkeiten, die für ihn sich noch vergröfsern mufsten, da er für die Mehrzahl der hier gegebenen Bücher nur *eine* Abschrift hatte, die er nicht, wie andere Text-Recensoren, mit anderen Handschriften oder Allegaten und Uebersetzungen, sondern nur an wenigen Stellen mit einigen darüber erschienenen Abhandlungen oder herausgegebenen Bruchstücken von *Björnståhl*, *Bruns*, *Eichhorn* und *Hasse* vergleichen konnte. Schwierigkeiten, welche durch das Auslassen oder Versetzen eines Buchstaben oder Wortes oder einer Zeile, oder durch andere bewufste und unbewufste Veränderung des Textes, wie sie fast in allen Handschriften sich finden, von dem Abschreiber veranlafst worden sind und welche bei dem Vorhandensein eines gröfsern kritischen Apparats durch Vergleichung mit anderen Handschriften oder Citaten oder Uebersetzungen oft sich leicht entdecken und heben lassen, konnten in dem gegebenen Falle von Hrn. Dr. Midd. nur durch Vergleichung mit dem bekanntlich auch noch nicht in erwünschlicher Vollständigkeit und Genauigkeit vorliegenden kritischen Apparat zur LXX, selten durch Vergleichung mit dem hebr. Urtexte und einigen exegetisch-kritischen Hilfsmitteln zu denselben, oft nur durch Conjectur gehoben werden: und es ist nicht das Wort eines befreundeten Collegen, sondern wird gewifs das Urtheil aller Kenner sein, dafs von dem Hrn. Herausgeber das Mögliche geleistet und doch überall dem, der es besser zu machen weifs, dieses Bessermachen frei und möglich gelassen worden ist, indem jede kritisch behandelte und muthmafslich geheilte Stelle mit der gröfsten Genauigkeit in ihrer wirklich oder voraussetzlich krankhaften Beschaffenheit abgedruckt vorliegt. Unter den im Commentar gegebenen Besserungsversuchen, finden sich auch mehrere von dem dem Herausg. befreundeten Hrn. D. *von Len-*

gerke, welcher früher einige Zeit in Breslau sich aufhielt und dessen erfolgreiche Unterstützung zur Entwirrung und Erklärung mehrerer besonders schwieriger Stellen Hr. Dr. *Midd.* (Praef. p. VI.) rühmend anerkennt. Dafs dessenungeachtet manche Stelle übrig geblieben sei, die einer genügenden kritischen oder exegetischen Hilfe noch harre, wird jeder gern glauben, da hier der Text zum ersten Male dem kundigen Publikum vorgelegt wird.

Um die Schwierigkeiten des Unternehmens nicht ohne Noth zu vergröfsern, sind die von *Norberg* und *Bugati* bereits herausgegebenen Bücher, Jeremias und Ezechiel, Daniel und die Psalmen, nicht mit aufgenommen worden; wir haben daher in vorliegender Ausgabe nur das 4. *B. der Könige* nach 2 Abschriften, freilich aber immer nur Abschriften von der einzigen Pariser Handschrift in Estranghelo, die aber theilweise so zerschnitten ist, dafs die Marginal-Bemerkungen nicht überall vollständig erhalten worden sind, und zwar auf der rechten Seite am Ende der Zeilen, auf der Kehrseite dagegen zu Anfang. Die von der recipirten abweichende Aufeinanderfolge der Bücher in der Mailändischen Handschrift ist, wie schon der Titel unsers Codex zeigt, nicht beibehalten.

Offenbare Schreibefehler in den Abschriften hat der Hr. Herausg., wie oben schon angedeutet wurde, nicht ohne Weiteres verbessert abdrucken lassen, sondern die Verbesserung in dem Falle, dafs sie unzweifelhaft schien, in Parenthese daneben gestellt, was unstreitig jeder Kenner alter Handschriften und der oft so unglücklichen Verbesserungsversuche der Abschreiber und Herausgeber kritischer Urkunden nur billigen kann; in den meisten Fällen darf auch wohl angenommen werden, dafs die Fehler oder, wie von einigen dieser Erscheinungen vielleicht richtiger gesagt wird, die abnormen Schreibarten sich bereits in den Codicibus zu Mailand und Paris vorfinden, wie wir auch ganz ähnliche in den besten und ältesten griechischen Handschriften des N. T. finden. Eben so hat Hr. Dr. M. Auslassungen in seinen Codicibus durch Conjecturen in Parenthese ergänzt und so auch die ausgebliebenen kritischen Zeichen des Origenes, dagegen steht Alles, was entschieden oder höchst wahrscheinlich unächt ist, in Klammern. Die in den Abschriften leider! gröfstentheils, auch von *Norberg*, der sie noch am meisten beachtet hat, weggelassenen diakritischen Zeichen sind da, wo sie in der *Norberg*'schen und in der von dem nirgends genannten Pariser Orientalisten genommenen Abschrift (Bruns hat sie ganz weggelassen) sich fanden, mit Recht beibehalten worden und zwar an derselben Stelle, wo sie sich in den Abschriften finden, selbst wenn die Stellung unrichtig erschien, was dann im Commentar besprochen wird. So ist dem Kritiker und dem Exegeten die Untersuchung und das Urtheil ganz freigelassen worden und doch wird ihm eine sehr erwünschliche Unterstützung dargeboten.

Eine lateinische Uebersetzung aber, wie sie *Norberg* und *Bugati* beigegeben haben, hat der Herausg. mit vollem Rechte weggelassen, als dem Kenner entbehrlich und das Werk nur vertheuernd; dagegen finden sich in den seltenen Fällen, wo die syrische Uebersetzung des griechischen hexaplarischen Textes nicht wortgetreu, sondern periphrastisch oder irgend abweichend ist, solche Stellen im *Commentar* übersetzt, eben so die Auf- und Unterschriften und Randbemerkungen. Diese bestehen gewöhnlich in Hinweisungen auf die Abweichungen in den Uebersetzungen des *Aquila*, *Symmachus*, *Theodotion*, der *Quinta* und *Sexta* (in einigen Büchern), so wie im *Urtext*, auch in Mittheilung einiger *Scholien*.

Der Commentar im 2. Theile dieses Werkes hat nicht blos den Zweck, die hexaplarisch-syrische Uebersetzung in der gegebenen Gestalt zu erläutern und die vorgenommenen Verbesserungen zu rechtfertigen, sondern auch ihre kritische Bedeutung zur Wiederherstellung der hexaplarisch-griechischen Uebersetzung durchgehends nachzuweisen. Der Vergleichung der syrischen mit der alexandrinischen Uebersetzung liegt die Ausgabe der letztern von *Lamb. Bos* (Franck. 1709. 4.) zu Grunde, doch wird die *Holmes*'sche Ausgabe berücksichtigt. Der Hr. Herausg. stellte sich nämlich die Aufgabe, alle Abweichungen des Syrer von dem vorliegenden griechischen Texte anzugeben und mit den Varianten bei Holmes zu vergleichen, so jedoch, dafs er das Urtheil über den Werth der dem Syrer eigenthümlichen Lesarten frei liefs, weil eine kritische Würdigung der Varianten theils zu umständlich theils zwecklos schien, da es hier nicht eine Recension der Alexandrina, sondern die Aufstellung eines bedeutenden Zeugen im kritischen Verhör zu diesem Zwecke galt. Auch die von *Montfaucon* gesammelten Fragmente der Hexapla des Origenes erhalten man-

nichfaltige Bestätigungen und Bereicherungen durch die von dem Syrer am Rande gegebenen Mittheilungen aus den übrigen, vorhin schon genannten, hexaplarischen Uebersetzungen, welche Mittheilungen von dem Herausg. möglichst treu aus dem Syrischen ins Griechische zurückübersetzt worden sind, mit genauer Angabe, ob sie bereits bei Montfaucon sich finden. Diejenigen Kritiker, welche künftig eine neue Recension der griechischen Uebersetzungen des A. T. unternehmen, werden dankbar den mühsamen Fleifs und die Sorgfalt des Herausg. anerkennen. Uebrigens bescheidet sich Hr. Dr. M. überall bei seinen Versuchen glücklich gewesen zu sein; absolute Restitution des Originals setzt, wenn sie überhaupt möglich sein soll, absolute Treue des Uebersetzers und in diesem Falle nicht selten Verleugnung des Sprachidioms voraus. Zu den allgemeinen Schwierigkeiten, welche solche Restitutionsversuche in allen Sprachen haben, kam hier noch insbesondere die Armuth der syrischen Sprache im Verhältnifs zur griechischen, indem jene oft nur Ein Wort hat, welches zur Uebersetzung einer grofsen Mannigfaltigkeit von Ausdrücken im griechischen Original wählbar war, vornämlich aber die ganz entsprechende Uebertragung der zusammengesetzten Wörter und der Partikeln im Griechischen dem syrischen Uebersetzer nicht geringe Schwierigkeiten machte. Um aber möglichst treu den der syrischen Uebersetzung entsprechenden Ausdruck im griechischen Original wiedergeben zu können, hat sich der Hr. Herausg. nicht begnügt, blos dem Gesetz der Analogie überhaupt zu folgen, welches sich in den verschiedenen griechischen Uebersetzungen des hebräischen Textes beobachten läfst, sondern er hat (Praef. p. XI.) die eigenthümlichen Formen der vorliegenden Uebersetzung in den Stellen, deren griechischer Text sicher ist, sich sorgfältig bemerkt und eine Art Concordanz angelegt, um für andere ähnliche Stellen eine brauchbare Norm zu haben. Jedenfalls mufs zugegeben werden, dafs es zweckmäfsiger war, die Varianten und Fragmente der verschiedenen Uebersetzungen, ins Griechische, dessen unmittelbarer Ausdruck sie sein sollen, als ins Lateinische zu übersetzen, wie Norberg und Bugati gethan haben. Nur da ist ins Lateinische übersetzt worden, wo keine Analogie als Führerin zum Urtexte sich darbot, wie bei den ἅπαξ λεγομένοις, oder wo die Weite und Unbestimmtheit des Gebrauchs eines syrischen Wortes die Wahl des griechischen Urworts ganz unsicher machte. In solchen Fällen konnten wenigstens nur Conjecturen hingestellt werden; welche ihren Ursprung und ihre Rechtfertigung allein in dem Tacte haben, welcher durch anhaltendes Studium der betreffenden Schriftwerke gewonnen wird. — Auch die in den bisher erschienenen syrischen Wörterbüchern nicht bemerkten Wörter oder Wortformen, welche die vorliegende Uebersetzung darbietet, so wie die noch nicht bekannten oder doch nicht belegten Bedeutungen sind für den künftigen Lexikographen in dem Commentar öfters, obwohl nicht durchgehends, hervorgehoben worden.

Der Druck ist im Allgemeinen sehr correct und die eingeschlichenen Fehler oder Versehen sind nicht blos in einem besondern Verzeichnifs der Emendanda und Corrigenda, sondern auch im Commentar an der betreffenden Stelle genau vermerkt; mitunter ist des Guten in dieser Beziehung zu viel geschehen, z. B. gleich p. 2. not. l. 2. findet sich das richtige ܗ̇ܘܠܟܢ in dem Exemplar des Ref. (nicht ܗ̣ܘܠܟܢ); p. 43. l. 22. ܦܘ̣ܪܘܩܐ (nicht ܦܘ̇ܪܘܩܐ); zu p. 331. l. 9. (Joh. XX. 25.) verbessert oder erläutert der Commentar die im Anhang gegebenen Emendationen. Selten sind Buchstaben ganz oder theilweise abgesprungen, namentlich ܨ p. 49. letze Z. (IV. Reg. XIX. 12.) u. p. 65. drittletzte und letzte Z. p. 67. Z. 10. (Jes. I. 6.). Doch sind diese typographischen Gebrechen im Anhange bemerkt. Einige dem Texte in Parenthese eingeschaltete Conjecturen sind bei näherer Prüfung später nicht genug begründet befunden und daher im Commentar zurückgenommen worden z. B. ܒܝܥ und ܓܒܝܥ für ܒܝܥ und ܓܒܝܥ (Jes. X. 28. 29.) vgl. auch IV Reg. I. 2. — Selten wird man hinreichenden Grund haben, die Conjecturen des Herausgebers, welche durch Natürlichkeit und Angemessenheit im Allgemeinen sich empfehlen, ganz zurückzuweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Codex Syriaco-hexaplaris. Liber quartus Regum e codice Parisiensi, Jesaias, duodecim Prophetae minores, Proverbia, Jobus, Canticum, Threni, Ecclesiastes e codice Mediolanensi. Edidit et commentariis illustravit Henricus Middeldorpf.

(Fortsetzung.)

Der kritische Werth der Uebersetzung ist begründet in dem Alter und Werth der Handschriften, welche sie wiedergiebt, und in der Treue, mit welcher sie es thut. Nach den syrischen Unterschriften der in vorliegendem Codex enthaltenen Bücher ist das 4. B. der Kön. übersetzt nach einer Abschrift „*ex libro Heptaplorum h. e. septem columnarum bibliothecae Caesariensis in Palaestina, ex quo etiam interpretationes* (fragmenta versionum) *sunt appositae. Et collatus est accurate cum exemplari septem columnarum, cui subscripta erant haec:* (Liber) *quatuor regnorum secundum LXX. Et corrigendo accurate ego Eusebius correxi, Pamphilo collationem instituente.*" (Diese Uebersetzung der syrischen Unterschrift p. 465. vgl. den Text p. 65.) *Jesaias* ist (nach p. 161. vgl. p. 508.) *ex Eusebii et Pamphili codice,* quem illi etiam correxerunt, *e bibliotheca Origenis*; die 12 *kleinen Propheten* (vgl. p. 253. u. 568.) gleichfalls nach der Abschrift eines von Pamphilus und Eusebius revidirten Exemplars, „quod erat (descriptum) *secundum versiones quatuor columnarum* (Tetrapla)"; eben so die *Proverbia* nach einem solchen „*ex Hexaplis Origenis* (vgl. p. 304. u. 603.); *Hiob* nach einer Abschrift *ex Tetraplis antiquis* (vgl. p. 361. u. 635.); *Canticum Cant.* nach der Abschrift eines von *Pamph.* u. *Euseb.* revidirten Exemplars der *Hexapla des Orig.* (vgl. p. 371. u. 639.); die *Threni* nach einer hexaplarischen Handschrift (p. 382. vgl. 647 sq.) u. *Ecclesiastes* nach einem von *Pamphilus* und *Eusebius* revidirten Exemplar (400. vgl. p. 658.) ins Syrische übersetzt worden. — Die Version selbst nach ihrer inneren und äußeren Beschaffenheit, mit allen materialen und formalen Eigenthümlichkeiten hexaplarischer Handschriften, entspricht diesen Unterschriften, so daß ihre Glaubwürdigkeit, im Allgemeinen wenigstens, nicht bezweifelt werden kann. — In Bezug auf Treue steht diese Uebersetzung in einem ganz ähnlichen Verhältniß zur LXX, wie die des *Thomas von Clarkel* zum N. Testament.

Denjenigen unserer Leser, welche nicht selbst schon nähere Bekanntschaft mit diesem Werke gemacht haben, geben wir jetzt eine Probe und wählen, durch die Schranken des uns gestatteten Raums genöthigt, die kleinste Schrift darin, den Propheten *Obadjas*, um das Verhältniß der hexaplarisch-syrischen Uebersetzung zum recipirten Text der LXX zu zeigen. Wir übersetzen zu diesem Zweck den vorliegenden syrischen Text ins Griechische, Wort für Wort, um so das Original zu reproduciren, und zugleich nachzuweisen, welche von den bekannten Textformen der LXX durch unsere Version bestätigt werde. Dabei werden wir den Commentar des Hrn. Dr. *Midd.*, die Fragmente aus den übrigen hexaplarischen Uebersetzungen berücksichtigen und gelegentlich ihr Verhältniß zum hebräischen Texte in Frage nehmen.

V. 1. *Ὅρασις Ὀβδίου. Τάδε λέγει κύριος ὁ θεὸς τῇ Ἰδουμαίᾳ· ἀκοὴν ἤκουσα παρὰ κυρίου, καὶ περιοχὴν εἰς τὰ ἔθνη ἐξαπέστειλεν· ἀνάστητε καὶ ἐξαναστῶμεν ἐπ' αὐτὴν εἰς πόλεμον.* Unter *a* findet sich am Rande zu ܚܙܘܐ (ὅρασις) die Anmerkung ܬܗܘܪܐ (ἔκστασις). — Der περιοχὴ der LXX entspricht das syrische ܚܒܘܫܝܐ, inclusio, angustia, wie schon *de Rossi* und *Rosenmüller* bemerkt haben. — In demselben Verhältniß,

wie die hexaplarisch-syrische Version der LXX, entspricht die Peschito dem hebräischen Texte; genau ins Griechische übergetragen lautet sie: *Οὕτως λέγει Κύριος τῶν κυρίων τῇ Ἰδ.* (*τῷ Ἐδώμ*)· *ἀκοὴν* (*φήμην* ܠܒܐ) *ἠκούσαμεν παρὰ κυρίου* (ܡܢ ܠܘܬ ܡܪܝܐ = מֵאֵת, dagegen der hexapl. Syrer ܡܢ = *παρὰ*), *καὶ ἄγγελος* (ܐܝܙܓܕܐ) *εἰς τὰ ἔθνη ἀπεστάλη* (ܐܫܬܕܪ, dagegen der hexapl. Syrer ܫܕܪ) *κ. τ. ἑ.* — Die Vulgata steht gemäfs ihrem Ursprunge, aus der LXX *unter Berücksichtigung* des hebräischen Textes, wenn nicht in der Mitte zwischen beiden Uebersetzungen, doch dem Urtexte etwas näher, als unsere Uebersetzung: Haec dicit Dominus Deus ad Edom: Auditum audivimus a Domino, et legatum ad gentes misit: Surgite, et consurgamus adversus eum in praelium. (Ed. Clement. Rom. 1592.).

V. 2. *Ἰδοὺ ὀλιγοστὸν δέδωκά σε ἐν τοῖς ἔθνεσιν, ἠτιμωμένος σὺ εἶ σφόδρα* (nicht *εἶ σὺ* wie t. rec. hat). Die Vulgata entspricht dieser Wortstellung: contemtibilis *tu es* valde.

V. 3. *Ὑπερηφανία τῆς καρδίας σου ἐπῆρέ σε κατασκηνοῦντα* (ܕܫܪܐ, qui habitas) *ἐν ταῖς ὀπαῖς τῶν πετρῶν· ὑψῶν* (ܕܡܪܝܡ) *κατοικίαν αὐτοῦ καὶ λέγει* (ܘܐܡܪ) *ἐν καρδίᾳ αὐτοῦ· τίς κατάξει με* (ܡܢܘ ܢܚܬܢܝ) *ἐπὶ τὴν γῆν;* Wir sehen hier den Text der LXX ganz treu wiedergegeben; ܘܐܡܪ ist gewifs nur eine erleichternde Auflösung des *λέγων*, wie auch Peschito das hebr. אֹמֵר durch ܘܐܡܪ übersetzt hat. — Zu ܐܪܝܡܟ = *ἐπῆρε* findet sich am Rande die Hinweisung auf *Aquila* (ܐ), *Symmachus* (ܣ) und *Theodotion* (ܬ), welche ܐܛܥܝܟ übersetzt haben: *ἐξηπάτησε* (*σε*), dem recip. hebräischen Text angemessen, wie auch *Peschito* ܐܛܥܝܟ hat. Das Folgende übersetzt Peschito: qui habitat *in robore* (firmitate) *rupis* et in altitudine sedis suae et dicit in corde suo rel. — ܒܥܘܫܢܐ ܕܫܘܥܐ ist auch wohl nur eine *erklärende* Uebersetzung des בְּחַגְוֵי־סֶלַע, wie die hexaplarische.

V. 4. entspricht ganz dem Text der LXX nach der Breitingerschen Ausgabe, der wir hier folgen: *ἐὰν μετεωρισθῇς* = ܐܢ ܬܬܪܝܡ, auch ist *ἐὰν* vor *ἀναμέσον* wiederholt: ܘܐܢ.

V. 5. *Εἰ κλέπται εἰσῆλθον πρὸς σὲ ἢ* (ܐܘ) *λῃσταὶ νυκτός, ποῦ ἂν ἀπεῤῥίφης* (= ܐܝܟܐ ܡܫܬܕܐ ܗܘܝܬ ܠܘ), *οὐκ ἂν ἔκλεψαν τὰ ἱκανὰ ἑαυτοῖς; καὶ εἰ τρυγηταὶ* (ܩܛܘܦܐ) *εἰσῆλθον πρὸς σέ, οὐκ ἂν ἐπελείποντο ἐπιφυλλίδα;* Die Lesart *ὑπελείποντο* wird durch ܠܐ ܡܫܬܚܪܝܢ ܗܘܘ nicht bestätigt.

V. 6. weicht unsere Uebersetzung vom recipirten Text der LXX, wie vom Hebräischen bei einem Worte ab; wörtlich übersetzt lautet der V. *Πῶς ἐξηρευνήθη Ἡσαῦ, καὶ κατελείφθη τὰ κεκρυμμένα αὐτοῦ.* Der gewöhnliche Text hat, und gewifs richtig, *κατελήφθη* = נִבְעוּ, investigata, perquisita = *perquirendo deprehensa sunt* abscondita ejus. Ebenso *Peschito* ܘܐܬܒܨܝ ܡܛܫܝܬܗ (ܐܬܒܨܝ?). Allein unser Syrer hat ܘܐܫܬܒܩܝ ܡܛܫܝܬܐ ܕܝܠܗ. Da bekanntlich gleichlautende Vocale und Diphthonge in den Handschriften sich sehr oft verwechselt finden, so ist vorauszusetzen, dafs statt *κατελήφθη* der Uebersetzer *κατελείφθη* vorgefunden hat. Hr. Dr. *Midd.* scheint diese Abweichung nicht bemerkt zu haben; denn im Commentar wird dieser Vers eben so übergangen, wie V. 4. und 5.

V. 7. *Ἕως τῶν ὁρίων ἐξαπέστειλάν σε· πάντες οἱ ἄνδρες τῆς διαθήκης σου ἀντέστησάν σοι, ἠδυνάσθησαν πρὸς σὲ ἄνδρες εἰρηνικοί σου, ἔθηκαν ἔνεδρα ὑποκάτω σου, οὐκ ἔστι σύνεσις ἐν αὐτῷ.* Es wird also ausgelassen *σου* nach *ὁρίων* bei Breitinger, *σοι* vor *σύνεσις* und statt *ἐν αὐτοῖς* bei denselben oder *αὐτοῖς* bei Andern hat unsere Uebersetzung *ἐν αὐτῷ* (ܒܗ). Das dem griechischen *διαθήκη* entsprechende ܕܝܬܩܐ ist dem Rec. in dieser Form noch nicht vorgekommen, sondern immer ܕܝܬܩܝ. Sollte hier nicht ein Schreib- oder Druckfehler sich eingeschlichen haben? — Am Rande ist von dem Uebersetzer bemerkt, dafs für *ἀντέστησάν σοι* (ܩܡܘ ܠܘܩܒܠܟ) *Aquila, Symmachus* und *Theodotion* übersetzt haben ܐܛܥܝܘܟ = *ἐξηπάτησάν σε.* Eine ganz ähnliche Differenz bemerkten wir schon V.

3. und auch hier finden wir *Peschito* auf Seiten dieser Uebersetzer. — Wie von LXX, so ist auch von dem hexapl. Syrer das hebräische לַחְמְךָ unübersetzt geblieben, aber zu ܣܡܘ ܟܡܝܢܐ ܠܚܕܐ ܡܢܟ = ἔθηκαν ἔνεδρα ὑ. σ. verweist er auf die übrigen hexaplarischen Uebersetzer, und theilt ihre hier vollständigern Versionen mit. *Aq.* hat nach *Middeldorpf's* Uebersetzung ἄρτον σου θήσουσιν ἐπὶ τὸν σύνδεσμον, *Symm.* οἱ φαγόντες παρά σοι ποιήσουσιν ἀπαλλοτρίωσιν, διότι οὐκ ἔσονται ὑποκάτω σου — und *Theod.* ἄρτον σου θήσουσι καὶ σύνδεσμον ὑποκάτω σου. *Peschito* übersetzt diesen schwierigen Vers nach wörtlicher Uebertragung: Usque ad terminum dimiserunt te; omnes viri foederis tui deceperunt te et superarunt potentiam tuam (ܘܐܬܠܒܟܘܢ ܢܡܠܟܝ vgl. Pesch. zu Gen. 32, 25.), viri pacis tuae et panis tui posuerunt insidias subter te; non est in eo prudentia.

V. 8. Ἐν τῇ ἡμέρᾳ ἐκείνῃ, λέγει κύριος, ἀπολῶ σοφοὺς ἐκ τῆς Ἰδουμαίας καὶ συνετοὺς (ܣܘܟܠܬܢܐ) ἐξ ὄρους Ἡσαῦ. Die Verwandlung des abstrakten σύνεσιν = תְבוּנָה in das concrete συνετούς findet sich auch in der *Peschito*, nur hier der Singularis ܣܘܟܠܬܢܐ, wie vorher auch ܚܟܝܡܐ, wenn nicht das Ribbui ausgefallen ist. Die Wortstellung ἐν ἐκείνῃ τῇ ἡμ. findet ihre Bestätigung in unserer Uebersetzung: ܒܝܘܡܐ ܗܘ.

V. 9. Καὶ πτοηθήσονται (ܘܢܙܘܥܘܢ et trement) οἱ μαχηταί σου ܡܩܛܠܢܐ ܕܝܠܟ, ganz genau οἱ ἰσχυροί, aber ܚܝܠܐ und pl. oft copiae, exercitus, besonders die Form ܚܝܠܘܬܐ ܕܬܝܡܢ), Θαιμάν, ὅπως ἐξαρθῇ ἄνθρωπος ἐξ ὄρους Ἡσαῦ. Der recipirte Text der LXX hat οἱ ἐκ Θαιμάν. — Statt καὶ πτοηθήσονται (ܘܢܙܘܥܘܢ) hat der Randbemerkung zufolge *Symm.* übersetzt ܘܢܬܚܝܒܘܢ, was im Commentar durch *Et rei erunt* wieder gegeben ist, richtiger aber wohl in der Bedeutung succumbent, *profligabuntur* genommen wird, die vielleicht auch die Urbedeutung des Verb. ܚܝܒ ist (was den Gegensatz von ܙܟܐ zu bilden pflegt), wie neuerdings *Bernstein* in seinem Lexicon Chrestom. Kirschianae angenommen hat, eine Bedeutung, die jedenfalls sehr gewöhnlich ist und hier ganz entsprechend. Trefflich ist die Conjektur, dass *Symmachus* möge ἡττηθήσονται übersetzt haben. — Zu ܐܝܟܢܐ ܕܢܬܥܩܪ = ὅπως ἐξαρθῇ ist am Rande (not. f.) die Uebersetzung des *Aq.* und *Symm.* mitgetheilt ܐܝܟܢܐ ܕܢܚܒܠ = ὅπως ἐξολοθρευθῇ. Statt ܕܢܚܒܠ wird vorgeschlagen zu lesen ܕܢܬܚܒܠ, eine eben so natürliche, als hinsichtlich des Sinnes treffende Conjektur; vgl. V. 13. ܒܝܘܡ ܚܘܒܠܗܘܢ, ἡμέρα ὀλέθρου u. V. 14. ܠܡܚܒܠܘ, τοῦ ἐξολεθρεῦσαι u. ö. Für nothwendig kann jedoch eine Textveränderung nicht gehalten werden, da auch ܚܒܠ in der Bedeutung perire, interire vorkommt = ܐܒܕ, was hier und im folgenden V. *Peschito* hat. Wird aber die allerdings sehr annehmliche Conjektur zugelassen, so ist wohl ܐܝܟܢܐ ܕܢܬܚܒܠ zu schreiben, da ܚܒܠ, so viel wenigstens Rec. weiss, nirgends in intransitiver oder passiver Bedeutung vorkommt; vergl. ausser den von Capellus angeführten Stellen noch *Ephraem.* Syr. in Gen. (7, 4.) T. I. p. 52. T. II. p. 491. A. 526. B. T. III. p. 209.

V. 10. Διὰ τὴν σφαγὴν καὶ τὴν ἀσέβειαν ἀδελφοῦ σου Ἰακὼβ καλύψει σε αἰσχύνη καὶ ἐξαρθήσῃ εἰς τὸν αἰῶνα. In den Handschriften des Uebersetzers fand sich also weder die Lesart τὴν εἰς τὸν ἀδελφόν, noch καὶ vor καλύψει, was Breitinger in Parenthese aufgenommen hat. Am Rande ist aber not. g. zu ܕܐܚܘܟ (ἀδελφοῦ σου) bemerkt, dass *Symmachus* übersetzt habe τὴν εἰς τὸν ἀδελφόν σου: ܗܝ ܕܠܘܬ ܐܚܘܟ. Von da mag nun wohl diese glossirende Uebersetzung in mehrere, zum Theil sehr gute Handschriften übergegangen sein, wie auch Hr. Dr. *Midd.* im Commentar annimmt. — Uebrigens stimmt unsere hexaplarisch-syrische Uebersetzung nicht nur mit der LXX überein, insofern מִקְּטֶל aus V. 9. herüber gezogen und durch die Copula mit מֵחֲמַס verbunden worden ist, sondern auch mit *Peschito*, nur dass diese sich, wie gewöhnlich, treuer an das Hebräische anschliesst durch Beibehalten des doppelten מִן (ܡܢ ܩܛܠܐ ܘܡܢ ܛܠܘܡܝܐ), während die unsrige das Griechische διὰ genau und nur an Ei-

ner Stelle, wie im griechischen Vorbilde, wiedergiebt durch ܡܛܠ ܕܗܘܐ (ܡܛܠ ܗܢܐ ܕܐܝܟܢܐ). Dasselbe treue Anschliefsen auch an die Text*form* der LXX finden wir im Folgenden.

V. 11. entspricht nämlich unsre Uebersetzung wörtlich dem Text bei Breitinger, nur gegen Ende hat sie statt *καὶ σὺ ἧς* ܘܐܢܬܘܢ ܐܝܬܝܟܘܢ, also *ὑμεῖς ἐστε* mit mehreren Handschriften. Uebrigens wird die Lesart *ἐν ἡμέρᾳ* (nicht *ἐν ἡμέραις*) durch ܒܝܘܡܐ bestätigt. *Ἀλλογενεῖς* hat unser Syrer etymologisch genau wiedergegeben durch ܐܢܫ̈ܝܢ ܢܘܟܪܝܐ. — Zu ܡܢ ܝܘܡܐ ܕܩܡܬ = *ἀφ' ἧς ἡμέρας ἀντέστης* ist not. h. aus *Symmachus* angeführt: ܡܛܠ ܝܘܡܐ ܕܡܩܘܝܘܬܟ, was im Commentar übersetzt wird: *δι' ἡμέρας, ἢ ὑπομεινας.* — Auch

V. 12. ist wörtlich genau übersetzt; *μεγαλορημονήσῃς* ist gegeben durch ܠܘܪܒܐ ܡܡܠܠ. Zu *ἐν ἡμέρᾳ ἀλλοτρίων* (ܒܝܘܡܐ ܕܢܘܟܪܝܐ) finden sich einige Randbemerkungen (not. i und k), aus denen sich ergiebt, dafs *Theodotion ἐν ἡμέραις* hatte und *Aquila ἐν ἡμέρᾳ ξενιτείας αὐτοῦ* (oder *μετοικίας* oder ähnlich): ܒܝܘܡܐ ܕܐܬܘܬܒܘܬܐ ܕܝܠܗ, also ganz entsprechend der Erklärung des *Hieronymus*: *in die peregrinationis ejus.* Der Hr. Herausgeber hat hier kein griech. Wort für ܐܬܘܬܒܘܬܐ in Vorschlag gebracht. — *Peschito* stimmt in der Uebersetzung des בְּיוֹם נָכְרוֹ ganz mit unserm Syrer und LXX.

V. 13. *Μηδὲ εἰσέλθῃς εἰς πύλας λαῶν ἐν ἡμέρᾳ πόνων αὐτῶν, καὶ μὴ ἐπίδῃς, καὶ σὺ τὴν συναγωγὴν αὐτῶν ἐν ἡμέρᾳ ὀλέθρου αὐτῶν, μηδὲ συνεπιθῇ ἐπὶ τὴν δύναμιν αὐτῶν ἐν ἡμέρᾳ ἀπωλείας αὐτοῦ.* Es werden also durch unsere Uebersetzung zurückgewiesen die Lesarten *λαοῦ σου,* — *πόνου,* — *μηδὲ* (*ἐπίδῃς*) und *αὐτῶν* am Ende. — Nach den Randbemerkungen zu diesem Verse hat *Aquila* (not. l) *λαοῦ μου* und statt *τὴν συναγωγὴν αὐτῶν* ܠܒܝܫܬܐ ܕܝܠܗܘܢ, also *τὰ κακὰ αὐτῶν* —, *Symmachus* für *ἐπὶ τὴν δύναμιν αὐτῶν* ܡܛܠ ܚܝܠܐ ܕܝܠܗܘܢ also *ἐπὶ τ. δ, ἢ ἐπ' αὐτῷ* (nicht *αὐτοῖς*, wie es im Commentar heifst), und am Ende *Aquila, Symm.* und *Theod.* ebenfalls *αὐτοῦ* (ܕܝܠܗ), wie LXX.

V. 14. *Καὶ μὴ* (ܘܠܐ) *στῇς ἐπὶ τὰς διεκβολὰς αὐτοῦ, τοῦ ἐξολεθρεῦσαι τοὺς ἀνασωζομένους αὐτοῦ, μηδὲ συγκλείσῃς τοὺς φεύγοντας αὐτῶν ἐν ἡμέρᾳ θλίψεως.* Zu *τοὺς φεύγοντας αὐτῶν* wird (not. p und q) bemerkt, dafs *Aquila, Symm.* und *Theod. αὐτοῦ* haben und zwar *Symmachus* ܥܪܘܩܘܬܐ ܕܝܠܗ = *τοὺς φυγάδας αὐτοῦ.* Rec. hat bisher ܥܪܘܩܘܬܐ nur in der Bedeutung *fuga* gefunden, z. B. (aufser dem N. T.) *Ephraem.* T. I. p. 5. und 157., nicht fugitivus, profugus; soll es nicht etwa ܥܪܘܩܘܬܐ heifsen? — Die Bemerkung im Commentar zu ܥܠ ܦܣܩܐ ܕܝܠܗ = *ἐπὶ τὰς διεκβολὰς αὐτοῦ* (= *in exitibus* bei Hieron. und in der Vulg.), dafs von ܦܣܩܐ, welches hier und in anderen Stellen dieser Uebersetzung die Bedeutung von ܦܣܩܐ, *platea* hat, in den syrischen Lexicis nur die Bedeutung *armus, crus* angegeben sei, ist nicht begründet; die Lexica zur Peschito und auch Castellus geben schon die oft vorkommende Bedeutung an. Rec. fand das Wort in dieser Bedeutung auch bei *Ephr.* T. III. p. 214. vgl. 216.

V. 15. finden wir vollkommene Uebereinstimmung: *ἡ ἡμέρα τοῦ κυρίου* = ܗܘ ܝܘܡܗ ܕܡܪܝܐ, *ἔσται* = ܢܗܘܐ; jedoch ist in Bezug auf die Lesarten *ἔσται* und *ἔστω* das Zeugnifs des Syrers nicht entscheidend, da er auch den Imperativ, wenn er ihn in seinen Handschriften vorfand, kaum anders übersetzen konnte. Wie bemüht er aber gewesen sei, das griechische Vorbild treu nachzubilden, zeigt sich auch hier wieder bei *ὃν τρόπον ἐποίησας* = ܐܝܟ ܕܥܒܕܬ und *τὸ ἀνταπόδομα σου ἀνταποδοθήσεται εἰς κεφαλήν σου* = ܦܘܪܥܢܟ ܢܗܦܘܟ ܒܪܫܟ. *Peschito* schliefst sich in ähnlicher Weise treu an das hebräische Original an.

(Der Beschlufs folgt.)

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

Codex Syriaco-hexaplaris. Liber quartus Regum e codice Parisiensi, Jesaias, duodecim Prophetae minores, Proverbia, Jobus, Canticum, Threni, Ecclesiastes e codice Mediolanensi. Edidit et commentariis illustravit Henricus Middeldorpf.

(Schlufs.)

V. 16. ist gleichfalls das griechische Original treu nachgebildet *Διότι* = ܡܛܠܠ, also nicht *διὰ τοῦτο*, was wahrscheinlich durch ܡܛܠܠ ܗܕܐ würde übersetzt worden sein. Auch das durch ein Versehen (wahrscheinlich durch Verwechselung des hebr. תמיד mit חמיר = חמר) entstandene *οἶνον* der LXX finden wir hier wieder in ܚܡܪܐ, während *Peschito* dem Hebräischen entsprechend ܐܡܝܢܐܝܬ hat. Für *καὶ ἔσονται* hat sich in der Abschrift ܘܢܗܦܟܘܢ (et vertet) gefunden, ein offenbarer Schreibfehler, wie auch der Hr. Herausg. im Commentar bemerkt, für ܘܢܗܘܘܢ, was hier wohl mit demselben Recht in Parenthese beigeschlossen werden konnte, wie andere Verbesserungen, namentlich in unserm Kap. V. 18. u. 20.

V. 17. entspricht die Uebersetzung wieder durchaus dem recipirtesten Text der LXX, ein Artikel vor *σωτηρία* ist nicht ausgedrückt (ܗܘܐ ܦܘܪܩܢܐ = *ἔσται σωτηρία*), wie V. 15. vor *ἡμέρα*.

V. 18. *Καὶ ἔσται ὁ οἶκος Ἰακὼβ πῦρ καὶ ὁ οἶκος* (nicht *ὁ δὲ οἶκ.*) *Ἰωσὴφ φλὸξ αὐτοῦ* (ܡܫܠܗܒܢܘܬܗ), *ὁ δὲ οἶκος Ἠσαῦ καλάμη, καὶ ἐκκαυθήσονται εἰς αὐτοὺς καὶ καταφάγονται αὐτούς, καὶ οὐκ ἔσται πυρφόρος ἐν τῷ οἴκῳ Ἠσαῦ, διότι κύριος ἐλάλησε.* Statt ܡܫܠܗܒܢܘܬܗ meint *Midd.* ܡܫܠܗܒܢܘܬܐ lesen zu müssen, welche Lesart in Parenthese beigeschlossen ist; so würde denn *αὐτοῦ* nach *φλὸξ* wieder wegfallen. Rec. hat nicht das Herz, Amen zu dieser Emendation zu sagen, obwohl auch nicht, sie zu verwerfen; die übrigen durch den Druck von uns bezeichneten, durch unsere Uebersetzung empfohlenen, Lesarten sind auch sonst bekannt, *πυρφόρος* ist genau ausgedrückt durch ܛܥܝܢ ܢܘܪܐ = *φέρων πῦρ*. — Zu *καὶ καταφάγονται* (ܘܢܐܟܠܘܢ) ist am Rande (not. 1.) bemerkt, dafs *Aqu.* und *Theod.* eben so übersetzt haben, dagegen Symmachus ܘܢܛܠܡܘܢ = *καὶ καταναλώσουσιν*. Zu *πυρφόρος* finden sich drei Allegate, *Aquila's* Uebersetzung des hebr. שָׂרִיד, *superstes, reliquiae* (Vulg.) wird wiedergegeben durch ܫܪܝܕܐ, ganz gleichbedeutend dem Hebräischen, und *Midd.* ist geneigt, *λεῖμμα* als Original vorauszusetzen, wodurch *Aquila* das hebräische שׂריד an einigen Stellen, wie Deut. 2, 34. 3, 3. übersetzt hat, ist aber deshalb seiner Sache nicht ganz sicher, weil nach den Angaben von Montfaucon und Holmes in einigen Handschriften dem Aquila die Uebersetzung *καταλελειμμένος* und *διαλελειμμένος* zugeeignet wird. — *Symmachus* hat der Mittheilung unsers Syrers zufolge das fragliche Wort wahrscheinlich durch *διασωζόμενος* übersetzt; denn dieses Wort oder *ἀνασωζόμενος* (vgl. V. 14. u. 21.) entspricht dem allegirten ܡܫܬܘܙܒܢܐ, und die Wahl des *διασωζόμενος* wird durch entsprechende Angabe bei Holmes und Montf. gerechtfertigt, nur dafs nach einem Codex Symm. *περισωζόμενος* übersetzt haben soll. — Die Uebersetzung des *Theodotion* lautet Syrisch ܕܫܪܝܕ, was *Middeld.* mit Wahrscheinlichkeit, unter Berücksichtigung des kritischen Apparats von Montf. und Holmes, durch *καταλελειμμένος* wiedergegeben hat, obwohl nach Einem Codex die Uebersetzung des Symm. *κατάλοιπος* war. —

Wir haben demnach in diesen Mittheilungen nur eine Bereicherung des kritischen Apparats zu den hexaplarischen Uebersetzungen anzuerkennen, wodurch nach dem eigenen Urtheil des Hrn. Herausg. eine sichere Entscheidung noch nicht möglich wird.

V. 19. giebt wörtlich den Text der LXX wieder, wie die Peschito den hebräischen; auch *τοὺς ἀλλοφύλους* (für אֶת־פְּלִשְׁתִּים = ܠܦܠܫܬܝܐ in d. Pesch.) hat unser Syrer nachgebildet: ܠܐܢܫܝܢ ܦܘܠܝܐ. — Die Randbemerkungen desselben zu diesem Verse sind von dem Herausg. im Commentar mit Sorgfalt, unter Bezugnahme auf die Werke von Montf. und Holmes, behandelt. Zu *οἱ ἐν Ναγέβ* (= ܗܢܘܢ ܕܒܢܓܒ) ist bemerkt, daſs die übrigen Uebersetzer das hebr. הַנֶּגֶב gegeben haben durch ܗܢܘܢ ܕܬܝܡܢܐ = *οἱ τοῦ νότου*. Für *οἱ ἐν τῇ Σεφηλά* (ܗܢܘܢ ܕܒܫܦܠܐ) fand der Syrer bei *Aquila καὶ πεδινή*, bei *Symm. κοιλὰς δέ*, bei *Theod. καὶ (οἱ) ἐν τῇ κοιλάδι*, welche Uebersetzungen, wie gewöhnlich, Syrisch mitgetheilt sind. Statt *τὸ ὄρος Ἐφραΐμ*, was unser Syrer ebenfalls genau wiedergegeben hat (ܠܛܘܪܐ ܕܐܦܪܝܡ), las er bei *Symm.* und *Theod. τοὺς ἀγρούς* (ܠܚܩ̈ܠܬܐ), entsprechend dem hebr. את שׂרה, was *Peschito* noch genauer übersetzt ܚܩܠܐ.

V. 20. *Καὶ τῆς μετοικεσίας ἡ ἀρχὴ αὕτη τοῖς υἱοῖς Ἰσραήλ, γῆ τῶν Χαναναίων ἕως Σαρέπτων· καὶ ἡ μετοικεσία Ἱερουσαλὴμ ἕως Σαφαράδ· κληρονομήσουσι τὰς πόλεις τοῦ Ναγέβ.* — Für *ἡ ἀρχὴ αὕτη* (ܦܘܪܫܐ ܗܢܐ) haben *Symm.* u. *Theod.* nach der Randbemerkung ܕܚܝܠܐ ܗܢܐ übersetzt, also *τῆς δυνάμεως ταύτης*, und *Aquila* ܕܡܫܬܠܚܪܘܬܐ. ܕܒܢܝܗܘܢ, eine Wortform, welche in den syrischen Lexicis fehlt. Der Hr. Herausg. setzt einen Schreibfehler voraus und schlägt dafür vor ܕܡܫܪܝܬܐ = *τῆς παρεμβολῆς αὐτῶν* — eine Conjectur, die sich unstreitig durch Sinngemäſsheit empfiehlt, nicht so aber durch Leichtigkeit und Natürlichkeit. Daher möchten wir lieber der Ansicht des Hrn. Dr. v. Lengerke beitreten, welcher das fragliche Wort für synonym von ܡܫܪܚܘܬܐ, *copia*, hält, wie der Hr. Herausgeber im Commentar mittheilt. Analogien solcher Variationen in den Wortbildungen ohne wesentliche Sinnveränderung finden sich nicht selten z. B. ܡܫܬܠܚܠܚܘܬܐ und ܡܫܠܚܠܚܘܬܐ, welches Beispiel ganz analog ist, und ein wenigstens sehr verwandtes ܡܫܡܪܡܪܘܬܐ und ܡܫܬܠܡܪܡܪܘܬܐ, die letztere, auch in den Lexicis noch vermiſste Wortform, in der Bedeutung liberatio (ex captivitate) Ephr. in Genes. T. I. p. 3. — Allein es bedarf beider Vorschläge nicht; das fragliche Wort heiſst ܕܡܫܬܪܚܪܚܘܬܐ und diese Form (nicht ܡܫܪܚܘܬܐ, wie Castellus anführt) hat es in der einzigen Stelle, in welcher es auch Rec. bisher nur gefunden hat, Phil. 4, 12., und stammt nicht von ܫܪܚ, lasciviit, luxuriatus est, sondern von ܫܪܚܪܚ, auxit; Ethp. multiplicavit opes; daher ܫܘܪܚܪܚܐ und ܡܫܬܪܚܪܚܘܬܐ, copia, abundantia, opes, folglich ganz entsprechend dem hebr. חַיִל (=חיל). Die Versetzung des ܪ und ܬ wie anderer Buchstaben, besonders in solchen Worten mit Sibilanten, wo es dem Syrer wie anderen Orientalen natürlich war, das ܬ unmittelbar nach ܫ zu sprechen, gehört zu den gewöhnlichsten wie natürlichsten Erscheinungen. — Die recipirteste Lesart *Ἐφραθά* wird weder durch den Text unserer Uebersetzung, welcher ܗܘ ܐܦܪܕ hat, noch durch die Allegate aus den übrigen hexaplarischen Uebersetzungen bestätigt, in denen sich die Formen *σαφαρά*, *σαφαράδ* und *σαφραίδ* finden, welche der Uebersetzer für werth geachtet hat, nicht bloſs syrisch, sondern auch griechisch mitzutheilen, wie dieſs auch anderwärts der Sicherheit wegen sehr zweckmäſsig von ihm geschehen ist; nur bei *Eusebius* bemerkt er, finde sich ܐܦܪܕ, also *Ἐφραδά*.

V. 21. *Καὶ ἀναβήσονται ἀνασωζόμενοι ἐξ ὄρους Σιὼν τοῦ ἐκδικῆσαι τὸ ὄρος Ἡσαῦ· καὶ ἔσται τοῦ κυρίου ἡ βασιλεία.* Zurückgewiesen wird also durch unsere Uebersetzung die Lesart *ἄνδρες σεσωσμένοι* und für *τῷ κυρίῳ* empfohlen *τοῦ κυρίου* (ܘܠܗܘܢ ܕܡܪܝܐ ܡܠܟܘܬܐ)

Mögen diese wenigen Mittheilungen Alle, die diesen auch äuſserlich so gut ausgestatteten Codex noch nicht näher kennen gelernt haben, auf den bedeutenden kritischen Werth desselben aufmerksam machen, und dem Hrn. Herausgeber beweisen, welche

Theilnahme wir seinem Werke widmen, wodurch er sich ein bleibendes Verdienst erworben hat.

A. Hahn.

LXVIII.

Das Leben und Wirken des Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohne. Nach dem Englischen bearbeitet von Dr. Boumann. Zwei Theile. Braunschw., Verlag v. George Westermann. 1838.

„Der ist der glücklichste Mensch, der das Ende seines Lebens mit dem Anfang in Verbindung setzen kann." Ein Leben aus einem Stücke gehört in der That zu den seltensten und beneidenswerthesten Erscheinungen, indem zu seiner Darstellung die individuelle Begabung und die objektiven Verhältnisse gleichmäfsig auf einander wirken und in einander greifen müssen. Das Leben und Wirken Sir John Sinclairs, von seinem Sohne uns dargeboten, erweckt uns nun in vollem Maafse das Bild eines Mannes, der zu dem an die Spitze gestellten Ausspruch einen höchst beredten Kommentar bietet. Was auch der Mittelpunkt eines solchen Lebens sein mag, so gewährt der Anblick eines Mannes, dessen ganze Thätigkeit, in den weitesten wie in den engsten Kreisen, immer aus ein und derselben Quelle ihre Nahrung zieht und ihre Kraft entwickelt, ein höchst interessantes Schauspiel, das eben so wohlthuend und befriedigend, als zur Nacheiferung aufmunternd wirkt. Wir halten es daher für einen wesentlichen Gewinn, dafs, namentlich uns Deutschen, in dem Leben und Wirken Sir John Sinclairs das Muster einer Thätigkeit und eines praktischen Sinnes dargeboten wird, welches uns um so dringender Noth thut, als wir uns auf dem Gebiete, auf welchem John Sinclair so glänzende Erfolge errungen, verhältnifsmäfsig noch als schwach erkennen müssen, und ähnliche Erscheinungen, wie Sinclair, uns fast ganz fremd sind.

Die Rastlosigkeit einer fast ins Riesenhafte gehenden Anstrengung für das Gemeinwohl seiner Nation, für die Entwickelung aller socialen Verhältnifse und das Gedeihen praktischen Wohlseins, der ganz einzige Instinct mit dem Sinclair selbst in den scheinbar entlegensten Gebieten und Fragen noch praktische Bezüge und Momente für die gesellschaftliche Wohlfahrt entdeckt, der bewunderungswürdige Takt, mit dem er sich ihm entgegenthürmende Schwierigkeiten zu überwinden, oder wo dies unmöglich, auf die geschickteste Weise zu umgehn versteht, die Ausdauer einer alle Kräfte aufbietenden Energie, so wie endlich die Elasticität des Sinnes, sich augenblicklich in die verschiedensten und abgesondertsten Kreise praktischen Lebens schöpferisch hineinzufinden: Alles dies zusammengenommen, giebt uns die Grundzüge, aus denen wir uns ein klares Bild des Sinclairschen Lebens entwerfen können. Aber alle diese seltenen Eigenschaften gewinnen erst ihre rechte Bedeutung und ihren sittlichen Halt durch die Gesinnung und den Charakter, in dem sie wurzeln. Ueberall tritt uns nämlich die edelste, sich selbst stets über die Sache vergessende Uneigennützigkeit entgegen, welcher das gemeine Wesen über Alles geht, welche das Wohl der Gesellschaft nach allen Richtungen hin zum Ziele des Wirkens macht, gleichviel ob persönlicher Ruhm dem Urheber daraus entsteht oder nicht, — welche selbst grofse Opfer zu bringen keinen Augenblick ansteht, und dies Alles so entfernt von jeder Prahlhaftigkeit, ja nicht einmal auf eine Anerkennung ausgehend, vollbringt, dafs das ganze Handeln wie aus der Virtuosität einer sittlichen Gesinnung hervorgegangen erscheint, worin es gleichsam nur einem Naturgesetze folgt. Dabei schöpft Sinclair seine Stärke aus dem mütterlichen Boden seines Vaterlandes, das er über Alles liebt, und dem er sich in jenem wahrhaften Patriotismus hingiebt, dem die Förderung der Lebensaufgaben seines Volkes Alles gilt. So ist er durch und durch Britte, verwachsen mit allen Adern seiner Nation, und in den verhängnifsvollsten Lagen des Gemeinwesens doch von einem unerschütterlichen Zutrauen zu der Gesundheit des Staatskörpers belebt, so dafs ihn der Grundsatz, niemals am gemeinen Wesen zu verzweifeln, vom Wirbel bis zum Zeh durchdrang.

So unendlich vielseitig aber auch Sinclairs Thätigkeit war, so aphoristisch, ja desultorisch sie bisweilen erscheint, so werden doch alle seine Beschäftigungen durch ein unsichtbares Band zu einem Ganzen verknüpft und erwachsen aus einem einzigen Stamme. Dieser Stamm ist die unablässige Sorge für das gesellschaftliche Wohl Grofsbritanniens und für das Gedeihen aller socialen Verhältnisse. Wie theoretisch sich nämlich auch einzelne Bestrebungen Sinclairs zunächst anlassen, doch münden sie alle in praktische und näher in sociale Zwecken. Mag er Untersuchungen anstellen über den christlichen Sabbath, oder mit rastlosem Fleifse Sammlungen anlegen über den schottischen Dialekt, immer sind es wesentlich praktische Bezüge, durch welche auch diese Arbeiten erst ihren eigentlichen Zweck gewinnen. So kann man sagen, ist Sinclair der Mann, der durch und durch auf das Nützliche dringt, aber dies stets in so grofsartigem Styl, dafs es durchaus niemals den Charakter des Philisterhaften annimmt, sondern im Grunde immer nur ein treues Abbild des Strebens seiner Nation darbietet. Was Gegenstand öffentlichen Interesses ist, findet an Sinclair stets seinen eifrigsten Unterstützer, und insofern einer Sache die Seite des gesellschaftlichen Interesses abgewonnen werden kann, findet sie auch stets bei Sinclair Eingang. Man fühlt ihm dabei in allen Beschäftigungen jene wohlthuende Wärme an, welche ihn durchströmt, weil er sie für das öffentliche Wohl unternimmt, und die ihn daher auch niemals erkalten, nie muthlos werden läfst.

Es ist als eine hohe Gunst des Geschicks anzusehn, wenn in einem Individuum schon früh alle Beschäftigungen unwillkührlich auf ein bestimmtes Ziel hinarbeiten, und der Mensch, wie durch ein geheimes Naturgesetz getrieben, aus allen Objekten, mit denen er sich einläfst, Nahrung für seine durch Neigung und Talent ihm zugewiesenen Lebensaufgaben zieht. Dies ist von früher Jugend auf auch unserm Sinclair zu Theil geworden; und natürlich ist er selbst mit seinen Beschäftigungen gewachsen. Sein Sinn für Arbeitsamkeit und die geordnetste

Thätigkeit entwickelt sich schon sehr zeitig. In einem Zuge, wo der achtzehnjährige Jüngling durch die Kraft seiner Ueberzeugung und die Geschmeidigkeit seiner Formen die benachbarten Eigenthümer seines Familiengutes zu der Annahme seines Plans, die öffentliche Landstrafse in grader Richtung zu legen, bestimmt, während seine Mutter ihm versicherte, dafs er nicht die geringste Aussicht habe, diese Einwilligung zu erhalten (Th. I. p. 12), erkennen wir schon bedeutungsvoll das Vorspiel zu künftigen umfassenderen Erfolgen; während uns der in demselben Alter zur Verwunderung Aller durch die gemeinschaftlichen Anstrengungen aller benachbarten Pächter und ihrer Knechte in einem Tage zu Stande gebrachte Weg über den Berg von Ben-Cheilt, der stets als ein grofses, unüberwindliches Schreckbild erschienen war, die Energie eines Charakters verkündet, der auch die gröfsten Hindernisse zu besiegen wissen wird.

Mit jedem Jahre erweiterte sich der Strom seiner Thätigkeit und befruchtete durch glücklich geleitete Nebenarme alle Gebiete des socialen Lebens. Vor Allen erscheinen die statistische Schilderung Schottlands, — ein Werk, zu dessen Vollendung er alle Hebel in Bewegung setzte, — und die Gründung des Agrikulturraths zur Beförderung des Ackerbaues in England, dem er selbst 13 Jahr als Präsident vorstand, als die beiden herrlichsten Blüthen der praktischen Thätigkeit, des rastlosesten Eifers Sinclairs, welche auch Grofsbritannien den nachhaltigsten Gewinn gebracht haben. So durchaus praktischen Zwecken aber diese grofsartigen Kräfte Sinclairs auch zugewendet sind, so befriedigt ihn doch wieder nie eine rohe Empirie, sondern es schwebt ihm dabei unablässig ein idealer Gesichtspunkt vor. In diesem Sinne betrachtete er die Statistik als eine Untersuchung des Zustandes eines Landes, welche den Zweck hat, „den Betrag des von seinen Bewohnern genossenen Glücks und die Mittel zur künftigen Verbesserung des Landes zu erforschen" (Th. II. p. 8), und den Zweck des Agrikulturraths suchte er darin, „die Landwirthschaft von dem Standpunkte einer Kunst zur Würde einer Wissenschaft zu erheben." Uns scheinen diese beiden an die Spitze der beiden umfassendsten Bestrebungen Sinclairs gestellten Gesichtspunkte einen neuen Beweis dafür zu geben, dafs auch die praktische Thätigkeit erst recht durch die Tendenzen, welche das Individuum damit verknüpft, geadelt werden, ja dafs sie es recht eigentlich erst sind, welche dem Individuum Kraft, Muth und Ausdauer verleihen, so gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden; denn wer geht nicht um so williger in die sprödeste Thätigkeit ein, wenn er sich einen idealen Zweck als Aussicht dafür gesteckt hat?

Einem Manne, der die socialen Interessen so zum Mittelpunkte seines Wirkens gemacht, war ein gründliches Studium der Finanzen unerläfslich. Auch hat er sich hierin eben so eifrig als erfolgreich vertieft, so dafs selbst ein Mann wie Pitt ein grofses Gewicht auf Sinclairs Einsicht in diesem Fache legte. Seine Geschichte der öffentlichen Einkünfte des britischen Reichs ist die wichtigste Frucht dieser Studien. Das Gedeihen des gesellschaftlichen Wohls ist aber von der Unabhängigkeit des Staats nach aufsen unzertrennlich, ja erst auf diesem Grunde kann sich eine höhere Kultur entwickeln. Darum scheut auch Sinclair keine Anstrengung, über die beiden Stützen der Unabhängigkeit Grofsbritanniens, die See- und Landmacht, so weit dies an ihm liegt, nützliche Rathschläge zu ertheilen, und erndtet dafür auch die Genugthuung, dafs selbst der Seeheld Nelson sich über die von Sinclair vorgetragenen Gedanken über die Stärke der Seemacht Grofsbritanniens auf das anerkennendste äufsert. Ja Sinclair errichtet selbst, auf Pitts Anregung, aus seinen tapfern Hochländern zur Vertheidigung Grofsbritanniens ein Regiment und greift so auf das unmittelbarste in die Beschützung seines Vaterlandes ein.

Dafs ein so rastlos auf den Fortschritt alles praktischen Wohls bedachter Mann, der die fernsten Enden dazu zu verknüpfen wufste, auch im Parlamente, dem er 30 Jahr lang als Mitglied angehörte, nicht zu den starren, der Bewegung abholden Männern gehören konnte, leuchtet ein. Auch finden wir hier John Sinclair, getreu seinem ganzen Leben, die Unabhängigkeit seiner Gesinnung unter allen Verhältnissen bewahren und in alle grofse Fragen im Sinne einer auf allmälige Entwicklung dringenden Bewegung eingreifen. Wir haben ihn dabei ganz besonders als warmen Freund der Parlamentsreform gegenwärtig, welche er, freilich ganz in dem Sinn einer Zeit, welche sich noch mit geringeren Zugeständnissen begnügte, in ziemlich beschränkter Ausdehnung unterstützte. Einen solchen Erfolg zu hoffen, wie ihn einige dreifsig Jahre später der im Kampf gekräftigte Sinn des Volks errungen, hätte damals zu den Abenteuerlichkeiten gehört.

Diesen immer auf die Sache und das Wesentliche gerichteten Sinn zeigt uns John Sinclair auch in der völligsten Vorurtheilsfreiheit, indem er an jede Sache nur ihren eignen Maafsstab legt. So sehn wir ihn daher auch auf seiner grofsen Reise durch die nordischen Staaten, Rufsland, Polen, Preufsen u. s. f. überall die Zustände aus ihnen selbst und den gegebenen Verhältnissen beurtheilen, und nie in den, Engländern so gewöhnlichen, Fehler verfallen, die heimischen Zustände als Kriterien anzulegen. Dafs wir ihn dabei von dem Selbstgefühl, einem freien Volke anzugehören, nicht selten ergriffen und namentlich über jegliches Buhlen um fürstliche Gunst mitleidig lächeln sehn, werden wir einem Manne wohl nicht verargen, der in jedem Augenblicke seines Lebens von der auf sich selbst gegründeten Kraft der Nationalität und ihrer Würde durchdrungen ist. Wohin sich auch John Sinclair denkend und praktisch eingreifend gewendet hat, überall erscheint er würdig, rein, voll des uneigennützigsten Triebes für das Allgemeine, einsichtig in dem Besondern, unabhängig von menschlicher Gunst, und wäre es auch die des allgewaltigen Pitt, ununterbrochen an dem Wohle Grofsbritanniens und so mittelbar an der Civilisation des gebildeten Europa arbeitend. Den einzigen Lohn, den eine Natur wie Sinclair, aufser den glänzenden Erfolgen für seine riesenhafte Thätigkeit, in Anspruch nehmen konnte, die allseitige Anerkennung der ausgezeichnetsten und erleuchtetsten Männer in jedem Gebiete, diesen hat er in vollem Maafse empfangen. Die Länder Europas, wie Nordamerika, durch Washingtons glänzendes Zeugnifs vertreten, sendeten „dem unermüdlichsten Manne Europas", wie ihn der Abbé Gregoire nennt, ihre Huldigungen, und strebten, so weit dies unter andern Bedingungen möglich, das von ihm zunächst für England Geschaffene auch auf ihrem Boden heimisch zu machen.

Aus vollem Herzen stimmen wir daher auch in den Wunsch des Uebersetzers ein, der am Schlufs seiner gehaltvollen, ein scharfes und klares Bild von John Sinclair entwerfenden Vorrede sagt, „dafs das von dem geschilderten Britten aufgestellte Muster eines seine Bestimmung nach allen Seiten erfüllenden Menschenlebens in Deutschland nicht blofs angestaunt und bewundert, sondern, so weit es die anders gestalteten politischen Verhältnisse gestatten, mit Muth und Talent nachgeahmt werden möge." Das vorliegende Werk, welches Hr. Dr. Boumann durch seine höchst gelungene, von eben so grofser Sach- als Sprachkenntnifs in ziemlich entlegenen Gebieten zeugende Uebertragung, wie durch die geschickte Auswahl der ein allgemeines Interesse in Anspruch nehmenden Gegenstände, unserem Vaterlande zugänglich gemacht hat, kann unmöglich ohne eine bedeutende Anregung bleiben. Wie sollte eine eben so gedrungene als bestimmte, und doch nichts Wesentliches umgehende Darstellung, welche fast alle Regionen praktischen Wirkens umfafst, und durch die Art, wie sich hier ein so ursprüngliches Talent zu einem vollendeten Leben herausgearbeitet hat, die ächt menschlichen Interessen fesselt, — wie sollte dies nicht von uns mit Wärme aufgenommen werden, und uns nicht zunächst zu verehrender Anerkennung so grofser Verdienste nöthigen, dann aber auch begabte und für das Gemeinwohl lebhaft begeisterte Naturen zu ähnlichem Eingreifen ermuntern. Dadurch allein kann die Schuld, welche im Grunde Jeder einem bedeutenden vollständig gelungenen Leben zu entrichten hat, würdig abgetragen, und der Entschlufs, ein solches Wirken durch die vorliegende treffliche Bearbeitung zu dem unsrigen gemacht zu haben, angemessen belohnt werden.

H. Th. Roetscher.

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juni 1839.

LXIX.

P. Ovidii Nasonis Tristium Libri quinque et Ibis. Ad libros manu scriptos recensuit, schedis idiographis Nic. Heinsii, Jo. Schraderi, aliorum excussis annotavit et praefatus est Rudolphus Merkelius. Berolini, Reimer 1837. *XLII u.* 475 *pgg.* 8.

Obwohl die Bearbeitung des Ovid in neuerer Zeit keinesweges vernachlässigt worden ist, so hat doch der Text desselben, wie er in der Burmannschen, auf Heinsius gegründeten, Ausgabe von 1727 vorliegt, noch keine durchgreifende Verbesserung erfahren. Der Grund davon liegt hauptsächlich in dem Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln. Man wufste, dafs Heinsius einen Schatz von alten und trefflichen Codices besessen und glaubte deren Ergebnisse in der schon genannten Ausgabe, freilich unvollkommen und mangelhaft, zu finden. So beschränkte man sich also darauf, die dort zerstreuten Notizen zu sammeln und aus deren Zusammenstellung das Wahre zu suchen. Hierin bestand wenigstens gröfstentheils das Verfahren des Hrn. Jahn, von dessen beabsichtigter Gesammtausgabe des Ovid die erotischen Schriften und die Metamorphosen erschienen sind. An diese schliefst sich gewissermafsen Hrn. Merkel's Ausgabe der Tristien und des Ibis an, in so fern sie nämlich da fortfährt, wo jene aufhört. Auch die Absicht ist dieselbe. Es soll ein kritisch berichtigter, nur auf die Autorität der Handschriften gegründeter Text geliefert werden. Sprach- und Sacherklärung bleibt ausgeschlossen, bis auf solche Stellen, in denen das eine oder das andere zur Feststellung des Textes nothwendig ist. Demzufolge ist die Einrichtung der vorliegenden Ausgabe die, dafs zunächst unter dem Texte die abweichenden Lesarten der Burmannschen Ausgabe angeführt, und weiter die vollständigen Varianten der Codices und Ausgaben zusammengestellt und kritisch erörtert werden. Der Lateinische Ausdruck des Herausgebers ist richtig und nicht ohne Eleganz: das Buch ist den *summis viris, quorum clementia, indulgitate, favore non otiari in re adversa sibi licuit* als Zeugnifs der Dankbarkeit gewidmet. Der Druck ist gut, das Papier leidlich. Einen Index scheint der Herausgeber bei der Beschaffenheit seiner Anmerkungen nicht für nöthig gehalten zu haben; er wäre aber doch wünschenswerth gewesen, wenn er sich auch nur auf die Wörterverwechselungen der Codices beschränkt hätte.

Als Hülfsmittel diente Hrn. Merkel hauptsächlich der Apparat zum Ovid, den die hiesige Königliche Bibliothek besitzt. Heinsius hatte, theils ehe er den Ovid herausgab, theils noch später auf seinen weiten Reisen Alles auf den Ovid bezügliche gesammelt, selber Collationen gemacht und Andre dazu veranlafst. Alle diese seine Vorarbeiten nebst noch Einigem andern sind, wie bekannt, durch den Ankauf der Santenschen Sammlung Eigenthum der hiesigen Bibliothek geworden. Sie enthalten für die Tristien von Hülfsmitteln, die schon Heinsius gehabt und benutzt, die vollständigen Collationen von 13 Codices, unter denen die wichtigsten die der beiden Palatini, der editio princeps, eines Fragments des Jac. Revius und die excerpta Vossii und Angeli Politiani sind. Ueberdem finden sich in ihnen die nur theilweisen Collationen von ungefähr 20 andern Handschriften, die öfters theils namentlich angeführt, theils der Zahl nach angegeben werden. Unter ihnen sind besonders hervorzuheben die Vaticani und der Mediceus. Aufser diesem Apparat des Heinsius befinden sich in dem Nachlafs von Santen die Vergleichung eines cod. Pirkheimerianus von J. T. Gronov, und die bei weitem wichtigere eines Bernensis, die Hr. M. in den Anmerkungen selber nicht immer angeführt hatte, jedoch in der Vorrede vollständig nachliefert. Aus derselben Sammlung erhielt Hr. M. einen Relandinus, Be-

rolinensis und Crevennensis. Dazu fügte er endlich noch die Collationen eines cod. Gothanus und Guelpherbytanus und die von 10 alten Ausgaben.

Aus der Benutzung dieser Hülfsmittel, unbezweifelt der reichsten und vollständigsten, die bis jetzt Jemand zum Ovid gehabt, ergab sich Hrn. Merkel zuvörderst in Bezug auf die Beurtheilung der bisherigen Arbeiten für den Ovid Folgendes. Man klagt gewöhnlich Heinsius an, er habe die so sehr ergiebigen Schätze, die ihm zu Gebote gestanden, nicht gehörig benutzt. Er habe, so sagt man, seine Codices entweder gar nicht oder nur oberflächlich, zuweilen nur an solchen Stellen, wo sie etwa seine eigene Ansicht unterstützten, benutzt, überdem selbst die, welche er benutzt, nicht immer namentlich aufgeführt, sondern meistens nur gezählt oder gar nur versichert, die besten oder die meisten Codices hätten die eine oder die andre Lesart, wo man denn Alles auf Treu und Glauben annehmen müsse, und dennoch nur zu oft merke, dafs man irre geführt werde. Hr. M. spricht Heinsius von allen diesen Anklagen frei. Da er selber den Ovid herausgegeben, habe er nur die Absicht gehabt, ihn vor der Hand in einer lesbaren Ausgabe darzustellen; auch später noch sein ganzes Leben hindurch habe er gesammelt, um dereinst eine grofse und vollständige Ausgabe desselben zu veranstalten. Seine Collationen seien vollständig und so genau, als es überhaupt möglich sei; selbst Schreibfehler, Glosseme und Aehnliches sei in ihnen verzeichnet, wie auch Burmann selber (Vorrede zum 2. Bande seiner Ausgabe) gesteht. Heinsius' Vorarbeiten seien später sämmtlich an Burmann gekommen, der Jenes Plan habe ausführen sollen. Dieser aber sei bei der Benutzung und Mittheilung derselben mit ebenso grofser Unwissenheit und Nachläfsigkeit als Unredlichkeit verfahren. Aus Verzweiflung nämlich über die Gröfse und Reichhaltigkeit der Collationen führe er nach eigenem Geständnifs nur dann und wann und nur eben so viel als es ihm gut scheine, die Lesarten der Codices an, und selbst diese Erwähnungen seien häufig von den gröbsten Irrthümern entstellt, wie er z. B. zu Trist. 1, 8, 41 von einem Vatic. d. h. einem codex Vaticanus spreche, wo Heinsius V. alii (nämlich codd.) geschrieben. Einen grofsen Theil der handschriftlichen Commentare habe er überdem weggelassen, einen noch gröfsern Theil zu seinem Eigenthume gemacht, wie Hr. M. ihm an mehreren Stellen nachweist, Conjecturen des Heinsius für die seinigen ausgegeben u. s. w. Mit einem Worte, Burmann sei an der ganzen offenbaren Verwirrung und Ungenauigkeit, die in der Heinsius-Burmannschen Ausgabe herrsche, und somit an der bisherigen Verderbung des Ovidischen Textes Schuld. Müssen wir nun auch nach dem Apparate, wie er jetzt zum ersten Male vollständig in der vorliegenden Ausgabe erscheint, dem Urtheile des Hrn. M. über Heinsius' gründliche und keineswegs leichtfertige Kritik im Allgemeinen beistimmen, so glauben wir deswegen doch nicht, dafs Heinsius, wenn er selber seine beabsichtigte Ausgabe hätte zu Stande bringen können, auf die Art, welche jetzt als die einzig richtige angenommen wird, verfahren wäre. Jener ganzen Zeit war die Kritik, wie sie jetzt geübt wird, fremd und Heinsius machte davon keine Ausnahme. Besteht doch auch von seinen Collationen ein Theil nur darin, dafs die Codices gezählt, nicht namentlich aufgeführt werden, was sich denn natürlich auch bei Hrn. M. wiederfindet. Jedoch soviel kann feststehen, dafs Heinsius' Arbeiten für den Ovid diesem weit mehr genützt haben, und von uns weit mehr gewürdigt werden würden, wenn sie nicht durch die Hände von Burmann gegangen wären.

Speciell für die Tristien ergab sich Hrn. M. noch etwas Anderes, dafs nämlich Heinsius und somit auch die spätern Bearbeiter derselben bei der Würdigung der Codices und der Gestaltung des Textes einen durchaus falschen Weg eingeschlagen haben. Heinsius, der sich überhaupt nach eigenem Geständnisse von seiner Bearbeitung der Tristien nicht recht befriedigt fühlte, glaubte bei seiner Recension den ältesten Codices folgen zu müssen. Er schlofs sich daher dem Cod. Vat. und Medic. und besonders dem, welcher bei ihm Palat. prim., bei Hrn. Merkel Palat. sec. heifst, an. Diese Handschriften sowie eine grofse Anzahl anderer stammen entweder unmittelbar oder mittelbar aus Italien. Aus genauer Vergleichung derselben mit andern, die sich in Deutschen Bibliotheken finden, und nicht aus Italien stammen, ergiebt sich, dafs jene durchgehends interpolirt sind, freilich auf geschickte und gelehrte Weise. Wann diese Verunstaltung geschehen, läfst sich schwer bestimmen. Für den Properz, in dessen Handschriften sich dasselbe findet, wird das 15. Jahrhundert angenommen. Für die Codices der Tristien ist indefs dieser Zeitpunkt zu spät; sie sind den Angaben nach älter. Für sie also würde diese Interpolation un-

gefähr in [illegible] 13. Jahrhundert, aus dem die ältesten Codd. [illegible]en sollen, aufrücken. Diese interpolirten Handschriften also hielt Heinsius ihres Alters und ihres trügerischen Aeufsern halber für die besten, und auf sie begründete er seine Kritik. Wenn er daher auch an solchen Stellen, wo die Interpolation deutlicher hervortrat, z. B. 1, 8, 33 und 41; 2, 43 sich durch einen richtigen Tact auf das Wahre leiten liefs, so blieb doch [illegible] zu verbessern und namentlich eine gleich[illegible] Recension vorzunehmen übrig.

[illegible]'s Führer hierbei sind also die nicht interpolirten Codd., und zwar zuerst der Palatinus prim., [illegible]lation schon Dan. Heinsius in seiner Ausgabe [illegible] 1629, aber wenig sorgsam, benutzt hatte. [illegible] führt ihn nur selten unter dem Namen Palat. [illegible] an. An diesen Palat. schliefst sich zunächst [illegible]nus, dann der Bernensis. Diese drei Handschriften sind es, auf denen hauptsächlich die Kritik [illegible] beruht; die übrigen können nur mit Vor[illegible]the gezogen werden.

[illegible] müssen Hrn. Merkel im Allgemeinen Anerken[illegible] seiner Bemühungen zollen, nicht blofs, weil er [illegible] zwar nothwendigen, aber doch in der That [illegible]nehmen, Zeit und Aufopferung erfordernden, [illegible]den kritischen Apparat zu sammeln und zu[illegible]stellen, mit Fleifs und Sorgfalt unterzogen hat, [illegible]ern auch weil durch ihn der Text selber viel[illegible] [illegible]nen hat. Beweise davon wird man leicht in [illegible]eigten Abweichungen von der Burmannschen [illegible] finden. Wir wünschten nur, Hr. M. wäre seinem Grundsatze, dafs der Palat. prim. der beste codex [illegible] strenger und consequenter gefolgt; er würde so [illegible] nicht wenigen Stellen einen richtigeren Text geliefert haben. Warum, fragen wir, schrieb er z. B. 1, 1, 31 [illegible] *miser ille*, *precamur*, wo der Palat. prim. mit [illegible] andern codd. *ipse* hat, das wir für weit passender halten; warum v. 69 *forsitan expectes* statt *exspectes*, das der Palat. prim. hat, wie es v. 35 *forsitan* [illegible] heifst? Warum behielt er 1, 2, 7 das *Aen*[illegible] des Heinsius bei, statt der Lateinischen Form *Aen*[illegible], die an dieser Stelle nicht nur durch den Pal. prim. sondern durch fast alle Handschriften gesichert ist? [illegible] scheint uns 1, 1, 106 *scrinia parva*, das der [illegible] Goth. und Bern. haben; 1, 2, 55 *et mandare* [illegible]*liquid*, *sperare sepulcra*, worauf zunächst die L[illegible] des Palat. prim., dann aber auch die der meisten übrigen codd. führt; 1, 2, 68 *quamque* (i. e. copiam) aus Palat. prim. statt des gewöhnlichen *quodque*; 1, 2, 74 *non minus exul ero*, die Lesart aller codd. statt der unnöthigen Correctur Heinsius' *num*; 1, 2, 81 *quis credere posset*; 1, 2, 90 *supplicii pars est hac regione* (i. e. Tomis) *mori* statt der durch Mifsverständnifs entstandenen Conjectur von Heinsius mit Unrecht vom Texte ausgeschlossen zu sein.

Am wenigsten hat uns die Kritik des Hrn. M. an solchen Stellen befriedigt, wo er die Gestaltung des Textes von einer grammatischen oder den Sinn betreffenden Bemerkung abhängig machte. Wir führen als Belege an z. B. 1, 1, 12, wo wir zwar die Lesart *sparsis-comis*, die aufgenommen ist, billigen, es jedoch nicht verstehen, wenn behauptet wird, *sparsi crines* könnten nur Männer, *passi* nur Frauen haben; liber aber (denn Ovid redet dort sein Buch an) sei männlichen Geschlechts, also müsse es *sparsis-comis* heifsen. 1, 2, 102 wird die von den meisten frühern Erklärern aufgegebene Lesart der Handschriften *si satis Augusti publica jussa mihi* nach Gronov's Vorgange vertheidigt. Sie soll heifsen: si jussa Augusti mihi satis publica visa sunt, quippe qui de legitima ejus potestate non dubitem, publicus also etwa: „von der Republik, von republicanischer Staatsgewalt ausgehend" bedeuten. Was aber soll dann *satis* publica sein? Man verstehe so, *si publica jussa*, entgegengesetzt dem domui d. h. privatis rebus, wovon im vorigen Verse die Rede war, *mihi satis fuerunt*, wie auch wir sagen: es ist mir etwas genug, ich beruhige mich bei etwas. 1, 3, 29 *hanc* (lunam) *ego suspiciens et ab hac Capitolia cernens*, wo Heinsius *ab hac* ganz richtig *post hanc* erklärt, meint Hr. M., es bedeute *prope hanc*, wodurch angezeigt werde, dafs das Capitol den Mond fast berühre, und bemüht sich dies unter andern mit Metamorph. 9, 33 und 14, 95 *membraque contraxit naresque a fronte resimas contudit* zu beweisen, Stellen, von denen besonders die letztere zwar Schwierigkeiten hat, jedoch sicherlich anders erklärt werden mufs. 1, 3, 45 *multaque in adversos effudit verba penates* werden die *adversi penates* als *adversarii*, *non propitii* erklärt, während es doch zuverläfsig solche sind, die einem gegenüber stehen, zu denen sich hinkehrend man betet. Man vergleiche noch zu 1, 1, 9 und 14, wo die Berufung auf Lachmann zum Properz 1, 2, 9 nur von falschem Verständnifs herkommen kann; zu 1, 1,

47, wo durch eine wirklich wunderbare Erklärung die gewöhnliche Lesart gerechtfertigt wird; zu 1, 1, 87, wo wir *an*, „ob nicht," als die Lesart des Palat. prim. für richtig, jedoch *ut*, das einen ähnlichen Sinn giebt, nicht für falsch halten.

Zu den Tristien hat Hr. M. den Ibis des Ovid gefügt, ein merkwürdiges, aber bis jetzt ziemlich vernachläſsigtes Gedicht. Die Bearbeitung desselben ist weniger ausführlich. Es wird bloſs der verbesserte Text gegeben mit den Abweichungen der bisherigen Vulgata in der Burmannschen Ausgabe, und den Lesarten der verschiedenen Codices. Nur selten finden weitere Erörterungen Statt. Der vorzüglichste, einzig von Interpolationen freie, Codex ist ein Wiener, dessen Collation Hr. M. zuerst benutzt hat. Auſserdem gebrauchte er jedoch noch die Hülfsmittel, die er in der hiesigen Königlichen Bibliothek fand d. h. die vollständigen Collationen von 18 Handschriften, die gröſstentheils schon Heinsius gehabt, und die Excerpte von 15 andern Codices, ebenfalls aus dessen Nachlaſs. Mit diesen Hülfsmitteln verbesserte Hr. M. den Text, und wir glauben, daſs es ihm in diesem Gedichte noch besser geglückt ist, als in den Tristien, wenn wir freilich auch hier wünschten, daſs er seinen besten Codex consequenter befolgt und aus ihm Stellen, wie v. 88, v. 109, v. 121, v. 125, v. 128 festgestellt hätte. Angehängt ist dem Gedichte ein alter Scholiast, den schon Salvagnius (Salvaing) gekannt und herausgegeben hatte, jedoch ungenau. Hr. M. verbesserte und ergänzte Vieles aus einem codex Askewianus der Berliner Bibliothek. Die Erklärung, die sich in ihm findet, bezieht sich nur auf die in dem Gedichte angehäuften Mythen und mythologischen Beziehungen. Er ist das Machwerk eben jener Zeit, da auch der zuerst von Mai herausgegebene, dann von Osann commentirte, jetzt aber als falsch anerkannte Grammatiker L. Minutianus Apulejus entstanden ist. Er unterscheidet sich von ihm nur dadurch, daſs er bei den Anführungen von Dichtern nicht bloſs die leeren Namen, sondern die Stellen selber giebt. So finden sich also bei ihm angebliche Fragmente von Eupolius, Callisthenes, Democritus, Gallus u. s. w., die indessen durch ihren Inhalt und ihre Form leicht ihre Unächtheit verrathen. Nutzen hat dieser Scholiast nur in so fern gehabt, als er Salvagnius, der ihn zuerst gefunden, zuweilen auf die richtige Erklärung von Mythen geleitet hat. Wichtig ist endlich noch die umfangreiche Einleitung, die Hr. M. dem Gedichte vorangeschickt hat. Es handelt sich im Wesentlichen darum: wer war der Feind und Verfolger des Ovid, den der Dichter in seinem Gedichte so heftig anklagt und verwünscht? Es giebt zwei ältere Hypothesen darüber, die eine die des falschen Grammatikers Apulejus, in des Coelius Rhodiginus antiquis lectionibus, wonach ein gewisser Corvinus, dann die des Salvaing de Boissieu in den Prolegomenis zu seiner Ausgabe des Ibis, wonach C. Julius Hyginus, der Mythograph, der Verfolger des Ovid gewesen sein soll. Beide widerlegt Hr. M. und stellt dann seine eigene Meinung auf, die dahin geht, daſs M. Manilius, der Dichter der uns erhaltenen Astronomica, der Ibis des Ovid sei. Den Grund zu dieser Anfeindung findet Hr. M. in dem Antheil, den Manilius an der Verbannung und auch später noch an der fortdauernden Ungnade des Dichters gehabt. Ovid nämlich, so behauptet Hr. M., sei verbannt worden, weil er an den Umtrieben des M. Agrippa Posthumus Theil genommen. Er stützt sich dabei auf die Stelle ex Ponto 4, 6, 9, wo vom Q. Fabius Maximus die Rede ist, der nach der bekannten Erzählung bei Tacitus Annal. 1, 5 und Plutarch περὶ ἀδο[illegible] des Augustus Begleiter beim Besuche des Agrippa auf der Insel Planasia gewesen, und durch die Sch[illegible]tigkeit seiner Gemahlin Marcia um's Leben gekommen sein soll. Ovid also sagt an der angeführten Stelle von seinem Tode: *causamque ego, Maxim[illegible] me reor esse tuae.* Daraus wird geschlossen, [illegible] sei Theilnehmer an den frühern Plänen des Agrippa gewesen. Allein abgesehen davon, daſs Ovid [illegible], wie er häufig z. B. Trist. 2, 103 und 3, 5, [illegible] thut, würde sagen können, die Ursache seiner Verbannung sei ein bloſser error gewesen, er habe gesehen, was er nicht gesollt u. s. w., abgesehen ferner, daſs Ovid später verbannt wurde, als Agrippa (denn Hrn. M.'s Rechnung ist offenbar falsch und steht mit sich [illegible] Widerspruch), abgesehen endlich davon, daſs diese Erzählung bei Tacitus und Plutarch bloſses Gerücht, keinesweges Gewiſsheit ist, wie konnte Ovid sich, weil er früher Agrippa's Genosse gewesen, als Ursache betrachten, weshalb Maximus (im fünften Jahre [illegible] Verbannung) gestorben? Der Dichter ist vi[illegible] Uebermaſs seiner Verzweiflung deshalb gene[illegible] sich anzuklagen, weil Fabius gegen den Willen der Götter sich seiner anzunehmen fest entschlossen hatte. Hr. M. fährt fort: die Verfolgung des Agrippa und der Anhänger desselben ging hauptsächlich vom Tiberius aus, Manilius aber sei dessen Anhänger und Schmeichler gewesen. Aus der falsch verstandenen Stelle Ibis 57 sqq. (wo *ille* auf den ebenerwähnten Callimachus, nicht auf den Feind des Ovid geht, wird geschlossen, der Ibis sei ein Dichter gewesen, und aus Trist. 3, 1[illegible], 20 solvat et in *mores* ora diserta *meos* hinzugefügt, er sei ein Philosoph und zwar ein Stoiker gewesen, was man auch vom Manilius glaubt. Durch diese und ähnliche Schlüsse, die wir hier übergehen, gelangt Hr. M. zu dem oben angegebenen Resultat, in dem wir nur einen neuen Beweis zu finden glauben, wie leicht das Bestreben, Alles wissen zu wollen, irre führt. Beim Durchlesen der übrigens mit unverkennbarem Fleiſse gearbeiteten und von nicht geringer Gelehrsamkeit zeugenden Abhandlung konnten wir uns des Gedankens nicht erwehren, Hr. M. hätte so viel Mühe und so viel Raum (ungefähr 70 Seiten, bedeutend mehr, als das Gedicht selber einnimmt) einer fruchtbareren Sache zuwenden mögen.

Dr. A. W. Z[illegible].

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1839. (Erstes Semester.) **№ 1.**

Ankündigung.

Kirchen- und Reformationsgeschichte
der
Mark Brandenburg
von
C. W. Spieker,
Dr. der Theologie und Philosophie.
In drei Theilen.
Berlin, bei Duncker und Humblot.

Der rühmlichen Bestrebungen ungeachtet, welche auf dem Grunde allgemeinster Theilnahme der vaterländischen Geschichte zugewendet worden sind, ist dennoch ein für die Entwickelung derselben höchst wichtiger Kreis, die Geschichte der Kirche in der Mark, unbeachtet geblieben, obschon der Einfluſs derselben auf die Gestaltung des Staats, auf die Förderung und Hemmung seiner Kräfte, auf die Erhebung und Herabwürdigung des Volks, kaum irgendwo deutlicher hervortritt als in diesem den Slaven durch Waffengewalt entrissenen Lande, und die märkische Kirche durch die religiöse Gesinnung der Fürsten undderen thätige Freigebigkeit an geistlichen Anstalten und frommen Stiftungen ebenso reich gewesenist, als die südwestlichen Gegenden Deutschlands. Man zählte auſser drei Bisthümern, neunzehn Propsteien, sieben und achtzig Klöstern und vielen Besitzungen der Johanniter und Templer eine unendliche Menge von Kirchen, Kapellen und Hospitälern, Altären, Pfründen und geistlichen Korporationen.

Längere Zeit mit der Erforschung dieser Verhältnisse beschäftigt bewegt mich die Feier der dreihundertjährigen Gründung der evangelischen Kirche in der Mark Brandenburg, welche wir am ersten November dieses Jahres begehen werden, gerade jetzt mit einer Arbeit hervorzutreten, deren Gegenstand die vollständige Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark bildet. Unser Vaterland hat seinen Wohlstand, seine Kultur, sein reges und freies Leben, seine Intelligenz und Tüchtigkeit, seinen Ruhm und seine Gröſse der Reformation zu danken. Da aber in der Geschichte alles in einem nothwendigen Zusammenhang steht, und kein Ereigniſs weder von den vorher gegangenen getrennt, noch in dieser Vereinzelung begriffen werden kann, so wird auch die Einführung der lutherischen Lehre in der Mark, obgleich von der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung abhängig, dennoch in ihrem besonderen geschichtlichen Verlauf nur durch eine genaue Kenntniſs des vorhergehenden Zustandes der katholischen Kirche in unserm Lande begriffen werden können. Dieser wich von dem im übrigen Deutschland waltenden ab, weil der Boden, auf welchem sie gegründet, anderer als rein germanischer Natur gewesen war. Schon bei der Einführung des Christenthums hatten sich die Religionsbegriffe der slavischen Völker in die Lehren und den Gottesdienst des neuen Glaubens eingedrängt, und die christlichen Priester waren gezwungen mehr oder weniger darauf einzugehen, wie die römischen auf germanisch-heidnische Vorstellungen, als sie den deutschen Nationen das Evangelium predigten.

Einen Plan wie den angedeuteten, bei dem überall eine aus den Quellen selbst geschöpfte Darstellung gegeben werden sollte, hätte ich gar nicht unternehmen können ohne die Benutzung der Schätze der Königl. Bibliothek, des Königl. geh. Staats- und Kabinetsarchives und des geheimen Archivs des ehemaligen Generaldirectoriums, welche mir Sr. Durchl. der Fürst von Wittgenstein, Sr. Excellenz der Freiherr v. Werthern und Sr. Excellenz der Freiherr v. Altenstein huldreichst gestatteten. Bei den Beamten der Bibliothek sowohl als beider Archive fand ich freundliche und entgegenkommende Beförderung meiner Arbeit. Nichts von dem für meinen Zweck Vorhandenen wurde mir vorenthalten.

Den reichen Stoff denke ich in drei mäſsigen Bänden zu verarbeiten. Der erste Band, an dem jetzt fleiſsig gedruckt wird, führt die Geschichte der Kirche von der Einführung des Christenthums bis zum Erlöschen der askanischen Linie (1320), der zweite Band, der zu Michaelis d.J. erscheinen wird, bis zum Tode Joachims I. (1535) und der dritte Band, der die eigentliche Reformationsgeschichte umfassen soll, bis zum Tode Joachims II. und seines Bruders Johann von Cüstrin 1571.

Um indeſs die Bewohner der Landestheile, welche 1539 zum Churfürstenthum Brandenburg gehörten, und in welchen ohne Zweifel das Reformationsfest gefeiert werden wird, mit den Vorgängen jener merkwürdigen Begebenheit bekannt zu machen und dadurch auf jene festlichen Tage vorzubereiten, habe ich eine kurze Geschichte der Umwandlung der katholischen Kirche in die evangelische bearbeitet. Sie wird den Titel führen

Geschichte
der Einführung der Reformation
in die
Mark Brandenburg.
Zur dritten Säkularfeier
am ersten November 1839

etwa 16 Bogen stark werden und zu Ostern d. J. erscheinen. Mit Vermeidung alles gelehrten Aufwandes wird sie in gedrängter Kürze die Thatsachen jener erfreulichen Begebenheit erzählen, so daſs sie auch bei dem Unterricht in den Schulen zum Grunde gelegt werden kann.

Frankfurt a. d. O., den 8. Januar 1839.

Dr. C. W. Spieker.

Als Verleger dieser beiden für das Vaterland und die Kirche so wichtigen Schriften haben wir nur hinzuzufügen, daſs wir das Aeuſsere derselben auf das zweckmäſsigste zu veranstalten Bedacht genommen haben. Das gröſsere Werk erscheint im gröſsten breiten Octavformat, das kleinere in einem mittleren Medianformat. Zur Erleichterung der Anschaffung im Allgemeinen, wie insbesondere für Kirchen und Schulen werden wir auf dem Wege der Subscription

den Bogen der Kirchengeschichte zu 2 Sgr (1½ gGr.)
den Bogen der Geschichte der Einführung der Reformation zu 1½ Sgr. (1 gGr.)

liefern und nehmen alle Buchhandlungen in dieser Weise Subscription an. Der spätere Ladenpreis wird um ein Viertel höher sein.

Berlin, im Januar 1839.

Duncker und Humblot.

Im Verlage von Duncker und Humblot, ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Worte der Erinnerung
am Sarge des
Königl. Wirkl. Geh. Staatsministers und Grofs-Kanzlers
Herrn Dr. von Beyme

gesprochen von

J. D. E. Preufs.

gr. 8. geh. Preis $3^{3}/_{4}$ Sgr.

In der unterzeichneten Verlagshandlung erscheint auch in diesem Jahre:

Die

Literarische Zeitung,

(nebst vollständiger, wissenschaftlich geordneter, Bibliographie der neuesten in- und ausländischen Literatur.)

Wöchentlich 1 Nr. von 1 bis $1^{1}/_{2}$ Bogen gr. 4. Preis des Jahrgangs nebst Register $2^{2}/_{3}$ Rthlr.

Diese von Dr. K. Büchner begründete Zeitschrift, welche sich im In- und Auslande so grofser Theilnahme erfreut, beginnt mit dem Jahre 1839 ihren sechsten Jahrgang. Es wird das Bestreben der Redaction, welche der bei der hiesigen Königl. Bibliothek beschäftigte Dr. Brandes übernommen hat, sein, die Neuigkeiten der Literatur mit möglichster Schnelle und in möglichst grofsem Umfang durch präcise den Inhalt ausziehende Anzeigen zur Kenntnifs des Publikums zu bringen. Ebenso werden aufser der französischen Bücherwelt zunächst im bibliographischen Theile der Zeitung, die wichtigeren aber auch in ausführlicheren Anzeigen mitgetheilt werden, und die Inhalts-Anzeige der periodischen Blätter Deutschlands, Englands und Frankreichs wird durch verbesserte Einrichtungen schneller als bisher gegeben werden können. Um die erneuete Einrichtung und Gestalt des Blattes dem Publikum vorzulegen, kann die am 2. Januar 1839 ausgegebene Nummer des Blattes in allen Buchhandlungen gratis in Empfang genommen werden.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen auf diese Zeitschrift Bestellungen an.

Berlin, im Januar 1839.

Duncker und Humblot.

Die

Weltgeschichte in Biographieen.

Von **Dr. K. W. Böttiger,**
Prof. u. Hofr. zu Erlangen.

Erster Band. gr. 8. Subscriptionspreis $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Der Verf. Hr. Prof. und Hofrath Dr. K. W. Boettiger an der Universität zu Erlangen, den Gelehrten als Verf. der Biographie Heinrichs des Löwen und der Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen in der grofsen Staatengeschichte von Europa, so wie dem gröfseren Publikum durch seinen Abrifs der Weltgeschichte rühmlichst bekannt, beabsichtigt die Biographieen sämmtlicher historischen Personen, in denen sich die eigenthümlichen Richtungen der nationalen und allgemeinen geschichtlichen Entwickelung in Beziehung auf Staat, Politik, Gesetzgebung, Kunst, Religion, Wissenschaft prägnant aussprechen, in chronologischer und in sich zusammenhängender Reihefolge dem Publikum vorzuführen, und die Geschichte somit in ihrer lebendigsten Form, in dem Leben der einzelnen Individuen, in deren Schicksalen und Thaten, in ihren Bestrebungen und Unterlassungen, in ihren Gedanken und ihren gemüthlichen Beziehungen zu erfassen und wiederzugeben. Ueber die nähere Art und Weise der Ausführung verweisen wir auf den ausgegebenen Prospectus, der in allen Buchhandlungen zu erhalten ist, und bemerken hier nur, dafs sich dieses neue Werk, wie selbstständig Plan und Gedanke in dem Herrn Verfasser entstanden sind, wie eigenthümlich ohne Zweifel die Ausführung sein wird, doch in eine gewisse natürliche Beziehung zur Becker'schen Weltgeschichte stellt; dafs vieles was in dieser nur kürzer behandelt ist, hier ausführlicher dargestellt werden kann und wie die allgemeinen Weltereignisse auf die nähere und nächste Kenntnifs der besonderen Motive, Eigenschaften u. geistigen Bestimmtheiten derer hinweisen, welche einen vorzüglichen Platz bei der Ausführung derselben einnahmen, wird wiederum das biographische Werk das Verlangen nach Einsicht und Anschauung des grofsen Zusammenhanges der historischen Entwickelung wecken und nähren.

Dem Aeufseren nach wird sich Herrn Boettiger's Arbeit der Ausstattung der Becker'schen Weltgeschichte anschliefsen, nur dafs eine weniger gedrängte Druckform gewählt worden ist, deren ungefähre Probe wir im Prospectus gegeben haben. Das Werk wird sechs Bände jeden von 30 Druckbogen umfassen, deren Preis im Wege der Subscription für jeden Band $1^{1}/_{2}$ Thlr. betragen wird; der erste Band ist bereits vollständig, die folgenden Bände aber werden in gehefteten Halbbänden ausgegeben, da dem Publikum solche Theilung nach vielfältigen Erfahrungen für die Anschaffung erleichternd erscheint. In jedem Jahre sollen dann drei, mindestens zwei Halbbände erscheinen; der nach Jahresfrist der jedesmaligen Erscheinung eines Bandes eintretende Ladenpreis wird 2 Thlr. sein. Für die gewissenhafte Ausführung dieses Versprechens glauben wir auf das Vertrauen des Publikums und somit bei dem erkannten Talent und verbreiteten Ruf des Verfassers auf die zahlreichste Theilnahme rechnen zu dürfen.

Duncker und Humblot.

Aufforderung.

Am Johannistage des Jahres 1840 begehen die Kunstverwandten im deutschen Vaterlande, in Europa, in den Ländern jenseits der Meere, die vierte Säcularfeier der durch Johann Gutenberg von Mainz erfundenen Buchdruckerkunst, ein Völkerfest, auf dessen Grofsartigkeit schon jetzt die Vorbereitungen aller Orten deuten, ein Fest, bei dem alle, welche von der Sonne der Bildung Leben und Licht empfingen, Mitfeiernde sein werden. Wenn, mit Herder zu reden, derjenige Sterbliche, welcher das Mittel, die flüchtigen Laute der Sprache zu fesseln, die Buchstabenschrift erfand, wie ein Gott unter den Menschen gewirkt hat, so hat auch Gutenbergs Genius die vor ihm vereinzelten Forscher, die Lehrer und die Lernenden, er hat alle vorher vereinzelten Bestrebungen für das Gottesreich der Humanität auf der ganzen civilisirten Erde gleichsam zu einer Kirche versammelt. Zu dem Jubelfeste dieser für die gesammte Menschheit so hochwichtigen Kunst beabsichtigt der Unterzeichnete ein

Gutenbergs-Album

herauszugeben, und richtet die Bitte an alle Gebildete um einen Beitrag, grofs oder klein, gleichviel in welcher Sprache, in gebundener oder ungebundener Rede, sei es auch nur eine Sentenz, ein selbstständiger Gedanke in Bezug auf die Kunst, ihre Erfindung und ihren Erfinder, ihre Ausbreitung, ihre unermefsliche Wirkung. — Der Herausgeber hofft sicherlich nicht zu viel, wenn er zahlreichen Gaben entgegensieht. Das Album wird in dem Falle zum Jubelfest in zweien Ausgaben, und zwar in einer einfachen, aber schön gedruckten, billigen, Jedem zugänglichen,

und in einer auf das Opulenteste ausgestatteten erscheinen. Es wird sich diese dem Besten an die Seite stellen, was je unter der Presse hervorgegangen ist, und soll sie nicht allein vom Hochpunkte der Typographie zur Zeit des Jubelfestes, sondern auch der Vergleichung wegen Proben von dem Stande der andern druckenden Künste geben, und zwar durch Musterblätter von den Leistungen in der Xylographie, im *clair-obscur*-, im Congreve-, Gold- und Farbendruck, in der Melotypie, im Kupfer- und Stahlstich, in der Lithographie (Steinstich und Kreidezeichnung) etc. Diese Proben werden von den ersten Künstlern Europens, nach von mehren bereits erfolgter Zusage, gefertigt werden, das ganze grofse Prachtwerk wird durch eine Vereinigung der eminentesten Talente entstehen. Dem typographischen Publicum wenigstens glaubt der Herausgeber in so weit bekannt zu sein, dafs es in seinem Namen einige Bürgschaft für das Verheifsene finden; nicht aber die vorliegende Ankündigung den täglich auftauchenden, gewöhnlich so viel versprechenden und spurlos verschwindenden gleichstellen wird.

Bis Ende März k. J. wünscht der Unterzeichnete Alles, was Theilnehmende ihm spenden möchten, mit deren Namensunterschrift versehen (am liebsten auf Buchhändlergelegenheit, mit dem Beisatze „durch Hrn. W. Engelmann in Leipzig") in die Hände zu bekommen.

Braunschweig, den 31. October 1838.

Dr. *Heinrich Meyer*,
Herausgeber des Journals für Buchdruckerkunst.

Beendigung eines Werks für Alterthumsforscher.

Der 3. (letzte) Band von

S. A. Böttiger, kleine Schriften archäologischen und antiquarischen Inhalts; gesammelt und herausgeg. von J. Sillig. Mit 5 Kupfertafeln

ist nun erschienen und für $2^1/_4$ Thlr. in allen namhaften Buchhandlungen zu bekommen.

Der 1. Band kostet $3^1/_4$ Thlr., der 2. Band $2^1/_2$ Thlr., mithin alle 3 Theile $8^1/_4$ Thlr.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Bei der nunmehrigen Beendigung der siebenten, verbesserten und vermehrten vollständigen Ausgabe von K. F. Becker's Weltgeschichte in 14 Bänden oder 28 Lieferungen, welche noch bis Ende Mai dieses Jahres zu dem Subscriptions-Preise von $9^1/_3$ Thlr. in allen Buchhandlungen zu erhalten ist, haben wir es zugleich für eine Pflicht gegen die Besitzer der früheren Ausgaben dieser Weltgeschichte halten, sie in den Stand zu setzen sich ihre Ausgaben bis auf die neueste Zeit zu ergänzen, und deshalb aus der vorangezeigten Ausgabe einen besonderen Abdruck der „Geschichte der Jahre 1815 bis 1837" veranstaltet unter dem Titel:

Becker's Weltgeschichte.

Supplement-Band

zu allen früheren Ausgaben.

Von

K. A. Menzel.

welcher zum Preise von 1 Thlr. in allen Buchhandlungen zu haben ist. Auch geben wir einzeln aus der vollständigen Ausgabe:

Die Geschichte unserer Zeit

vom Ausbruche der französischen Revolution bis zum Jahre 1837.

Von

K. A. Menzel.

In drei Theilen

zu dem Subscriptions-Preise von 2 Thlr. Dieser Subscr.-Preis erlischt jedoch Ende Mai d. J. und tritt dann der höhere Ladenpreis von 3 Thlr. ein.

Berlin, im Januar 1839.

Duncker und Humblot.

Bei K. F. Köhler in Leipzig erschien so eben und ist durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Lucianus ex recensione Dr. C. Jacobitz. Accedunt scholia auctiora et emendatiora. Vol. III. gr. 8. $40^1/_2$ Bog. $3^1/_3$ Thlr.

Mit diesem IIIten Theile schliefsen die prosaischen Schriften des Lucian, und erhält das philologische Publikum den interessanten Autor, in dieser Beziehung, nun vollständig, in einer sehr verbesserten und correcten Ausgabe. Der vierte Theil, der im Laufe eines Jahres nachfolgen wird, bringt die sehr vermehrten Scholien, die vollständigen Indices und die wenigen poetischen Schriften Lucians.

Diese erste genaue kritische Bearbeitung des Lucian, zu welcher die besten Handschriften nach sorgfältiger Vergleichung derselben vom Herausgeber benutzt wurden, übertrifft alle frühern Ausgaben in Hinsicht der Reinheit des Textes. Die Abweichungen der ältern Ausgaben sind wie die der Handschriften sorgfältig unter dem Texte angegeben. Die gleich günstigen Recensionen in mehrern der geachtetsten krit. Blätter, haben den Werth dieser neuen Ausgabe so unzweifelhaft hingestellt, dafs eine Empfehlung von Seiten des Verlegers unnöthig wird.

Acta societatis graecae Ediderunt Prof. A. Westermann et Dr. Funkhänel. Vol. II. Pars I. 18 Bogen and 1 Tafel Inschriften. gr. 8. $1^1/_2$ Thlr.

Dieses Heft enthält laut Inhaltsverzeichnifs wieder sehr gediegne und interessante Beiträge, die für jeden Philologen von Interesse sein werden.

Für Naturforscher

sind so eben folgende neue Schriften in der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig erschienen und in allen namhaften Buchhandlungen zu bekommen:

Dr. B. Cotta, geognostische Wanderungen, II. Bd. mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. br. 1 Thlr.

Der 1. Band kostet 2 Thlr.

R. Chevenix, über Geschichte und Wesen der Phrenologie; a. d. Engl. v. Dr. Cotta. gr. 8. br. $\frac{2}{3}$ Thlr.

Dr. C. F. Naumann, Prof., Erläuterungen zu der geognostischen Charte des Königreichs Sachsen. Zweiter Theil: geognostische Skizze der Gegend zwischen Göfsnitz, Oederan, Sebastianberg und Auerbach. Mit 3 Steindrucktafeln. gr. 8. br. 3 Thlr.

A. Sonnenburg, Arithmonomia naturalis seu de numeris in rerum natura tentamen e mineralogia, botanice et zoologia illustratum. Cum tabula aenea. gr. 4. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

E. A. Rossmässler, Iconographie der Land- und Süfswasser-Molusken. Zweiter Bd. 1. u. 2. Heft, mit 10 Tafeln. gr. 4. 2 Thlr. Mit 10 kolorirten Tafeln 4 Thlr.

Der 1. Band von 5 Heften mit 30 Tafeln, kostet eingeb. 7 Thlr. und mit 30 kolorirten Tafeln 13 Thlr.

Dr. H. Ficinus, Prof., und **G. Heinhold,** Flora der Gegend um Dresden. 1. Theil: Phanerogamie. 3. sehr verbesserte Auflage, mit einer geognostischen Charte. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Bei Duncker und Humblot ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

K. E. P. Wackernagel,

Auswahl

Deutscher Gedichte

für

höhere Schulen.

Dritte, vermehrte Ausgabe.

Gr. 8. 1838.

Preis, roh $1\frac{1}{2}$ Thlr., cart. $1\frac{7}{12}$ Thlr.

Diese Auswahl von Gedichten, deren Werth sich durch die drei in Kurzem gefolgten Ausgaben hinreichend bekundet, ist abweichend von den bis jetzt vorhandenen Sammlungen, nach der Form der Poesie geordnet, und sowohl für den Schulunterricht in der Metrik, deutschen Grammatik und deutschen Literaturgeschichte, als auch zum Vorlesen, zum Lernen und freien Vortrag geeignet. Um die praktische Brauchbarkeit dieses Werkes zu vermehren, ist dasselbe sowohl mit einem Register nach den Anfängen der Gedichte als auch nach den Dichtern, Uebersetzern und Herausgebern, mit kurzen biographischen und bibliographischen Notizen versehen, ausgestattet.

So eben ist erschienen:

Handbuch der Optik,

Mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Fortschritte der Wissenschaft bearbeitet von

F. W. G. Radicke.

Erster Band. Mit 3 lithogr. Tafeln. $2\frac{5}{6}$ Thlr.

Der Zweck dieses Werkes ist, die höhern optischen Lehren zur allgemeineren Kenntnifs zu bringen. Es zeichnet sich dasselbe durch Vollständigkeit aus, welche gerade in der Optik um so wünschenswerther sein mufste, als seit Herschel's Lehre vom Licht (1828) kein umfassendes Werk ähnlicher Art erschienen ist, während der Stoff in den letzten Jahren einen aufserordentlichen Zuwachs erhalten hat. Mehr als zwei Drittel des Inhalts sind vollkommen neu, im Herschel noch nicht enthalten. Bei der Abrundung, welche dadurch namentlich die Theorie erhält, wird eine vollständige Uebersicht des bisher Geleisteten, verbunden mit eigenen wissenschaftlichen Forschungen, jedem Physiker gewifs sehr willkommen sein. Der zweite Band, welcher das Werk beschliefst, erscheint in einigen Wochen.

Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

Für Aerzte, sowie für Aeltern und Erzieher

ist so eben erschienen:

Dr. J. A. L. Werner, medicinische Gymnastik, oder die Kunst, verunstaltete und von ihren natürlichen Form- und Lageverhältnissen abweichende Theile des menschlichen Körpers nach anatomischen und physiologischen Grundsätzen in die ursprünglichen Richtungen zurückzuführen und darin zu kräftigen; durch 100 Figuren erläutert, und in allen Buchhandlungen für $2\frac{1}{2}$ Thlr. bis Ende d. J. zu bekommen. Der nachherige Ladenpreis ist 3 Thlr.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

M. T. CICERONIS

AD

MARCUM BRUTUM

ORATOR

RECENSUIT ET ILLUSTRAVIT

FRANCISCUS GOELLER

DR. PH. PROF. GYMN. COLON. AD RHEN. CATHOL.

Accessit discrepantia scripturae in editione romana principe et tribus MSS. Guelferbytanis.

8maj. Preis $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Durch diesen Commentar über eine der vollendetsten Schriften Cicero's hat Herr Prof. Göller sich ein neues Verdienst um die Wissenschaft erworben. In allen Theilen der Bearbeitung herrscht dieselbe Gründlichkeit. Der kritische Apparat ist an den wichtigsten Stellen vollständig gesammelt und insbesondere durch eine neue Vergleichung der editio princeps rom. und der drei Wolfenbüttler Handschriften, deren Varianten am Schluss vollständig aufgeführt sind, vermehrt worden. In der Erklärung der sprachlichen Elemente sind die Grammatik, die Synonymik, die Sprache der Kunst u.s.w. in gleicher Fülle und mit demselben Scharfsinn erläutert, der des Herrn Herausgebers frühere Leistungen auszeichnet. Besonderer Fleiss ist dem Stoffe des Werkes, der Rhetorik, gewidmet; die Quellen des Cicero, die Meister und Theoretiker in der Beredsamkeit unter Griechen und Römern sind eben so sorgfältig zu Rathe gezogen worden, als die Kunst und Literatur der späteren Jahrhunderte. — Einzelne wichtige Theile des „Orator" haben besondere Prolegomenen erhalten. — Kein Freund der römischen Literatur darf dieses wichtige Werk unbenutzt lassen.

Zum nähern Gebrauch für Schulen hat Herr Prof. Göller einen Auszug aus dem grössern Werke erscheinen lassen, unter dem Titel:

M. T. Ciceronis ad Marcum Brutum **Orator** recensuit et cum brevi adnotatione edid. *Franc. Göller*. 8maj. Preis $\frac{3}{4}$ Thlr.

Diese Schulausgabe hat kurz nach ihrem Erscheinen Eingang in den Gymnasien gefunden und sich in der Auswahl durch den glücklichen Takt empfohlen, welchen nur lange Uebung und Erfahrung gibt. Die Herren Rectoren und Gymnasiallehrer werden ersucht, sich durch eigene Einsicht von den Vorzügen dieser Ausgabe zu überzeugen.

Leipzig, im Septbr. 1838.

Carl Cnobloch.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1839. (Erstes Semester.) № 2.

Die Fortsetzung der
Zeitschrift für Alterthumswissenschaft
herausgegeben von
Dr. *Karl Zimmermann*
betreffend.

Nachdem durch den Tod des früheren Verlegers diese Zeitschrift längere Zeit unterbrochen wurde, habe ich den Verlag derselben übernommen und werde solche unter der Redaction des Herrn Dr. K. Zimmermann vom Juli 1838 fortsetzen und zwar so, dafs von Ende Januar d. J. an monatlich 2, auch 3 Hefte erscheinen, damit neben dem laufenden Jahrgange das Restirende von 1838 in die Hände der Leser gelangt.

Die Tendenz dieser der klassischen Philologie in ihrem ganzen Umfange gewidmeten Zeitschrift bleibt dieselbe wie früher, und bürgen für immer gröfsere Gediegenheit die freundlichen Zusagen der berühmtesten Mitarbeiter. Den Inhalt machen theils Abhandlungen, theils Recensionen und Miscellen aus. Alle Mittheilungen werden gründlich, freimüthig und unparteiisch seyn, sich aber frei halten von Leidenschaft und Persönlichkeit.

Am Schlusse jedes Jahrganges wird ein General-Register ausgegeben, um das Nachschlagen und den späteren Gebrauch der Zeitschrift zu erleichtern.

Der mit der Zeitschrift verbundene **literarische Anzeiger** steht zu Bekanntmachungen philologischen Verlags und auch Antikritiken offen, die in der Zeitschrift selbst keine Stelle finden können. Für die gespaltene Zeile oder deren Raum wird 1¹/₄ Sgr. oder 4¹/₂ kr. vergütet.

Es erscheinen wöchentlich drei halbe Bogen von dieser Zeitschrift; die Versendung geschieht nur in Monatsheften, doch kann sie auch posttäglich durch die Postämter geschehen.

Der bisherige Preis von 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr. für den Jahrgang mit halbjähriger Pränumeration, bleibt bestehen, ungeachtet die Zeitschrift von diesem Jahre an auf schönes Patentpapier gedruckt wird.

Bei zuverlässigerer Expedition werden sich gewifs wieder viele frühere Leser zur Anschaffung des Blattes entschliessen und bitte ich defshalb um baldigste Bestellung.

Darmstadt, den 14. Januar 1838.

C. W. Leske.

Philologische Werke,
welche bei K. F. Köhler in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Andocides *orationes* quatuor, recensuit et lectionum var. instr. Dr. C. Schiller 1836. ¹/₂ Thlr.

Caesaris, C. Jul., *Commentariorum de bello* **gallico** libri VIII. Grammatisch-historisch erklärt von Dr. Ch. G. Herzog, 2te Aufl. gr. 8. mit einer Charte von Gallien von Reichard 1831. 3 Thlr.

Caesaris, C. Jul., *Commentariorum de bello civili* libri III Grammatisch, kritisch und historisch erklärt von Dr. Ch. G. Herzog. gr. 8. 2¹/₄ Thlr.

Ciceronis, M. T., *orationes selectae.* Vol. I. contin. orat. pro Q. Ligario, pro rege Deiotaro, pro Archia poeta. Mit kritischen und berichtigenden Anmerk. von Dr. C. Benecke. gr. 8. 1836. ³/₄ Thlr.

— — *oratio de imperio* Cn. Pompeii. Ad optimorum Codicum fidem emendi. et interpretat. aliorum et suis explanavit Dr. C. Benecke. gr. 8. 1834. 1¹/₂ Thlr.

— — *de oratore libri tres* ad Quintum fratrem. Kritisch berichtigt und mit Commentar herausgegeben von Dr. K. G. Kunifs. gr. 8. 1837. 3 Thlr.

Luciani *scripta selecta* in usum scholarum ed. C. Jacobitzius. Vol. I. 1836. gr. 8. ³/₄ Thlr.

— — *Cataplus, Jupiter* confutatus, Jupiter tragoedus, Alexander. Recens. et illust. C. Jacobitzius. gr. 8. 1835. 1¹/₂ Thl.

Quintiliani, M. F., *Institutionum* oratoriarum liber X. denuo recogn. et annotat. crit. et grammat. instruxit a Ch. G. Herzog Edit. II. gr. 8. 1833. ¹/₂ Thlr.

Reichard, geographische Nachweisungen der Kriegsvorfälle Cäsars und seiner Truppen in Gallien nebst Hannibals Zug über die Alpen (mit einer illumin. Charte von Gallien in Fol.) gr. 8. 1832. ³/₈ Thlr.

Sallustii, C. C., *de conjuratione Catilinae* Liber, erklärt mit Anfügungen einer deutschen Uebersetzung von Dr. Ch. G. Herzog. gr. 8. 1828. 1¹/₂ Thlr.

Xenophontis *Anabasis.* Mit erklärenden Anmerkungen herausgegeben von F. W. Krüger. gr. 8. 1830. 1 Thlr.

— — Text ohne Anmerkungen von F. W. Krüger. ¹/₂ Thlr.

Collmann, französisches Lesebuch für die obern Gymnasialklassen. 35 Bogen gr. 8. 1838. 1 Thlr. (auf je 10 Exemplare 1 Freiexemplar.)

Dr. J. G. T. Grässe, Lehrbuch einer allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt u. s. w. Erster Band. Zweite Abtheilung. gr. 8. 4⅓ Thlr.

Mit dieser Abtheilung ist die Literaturgeschichte der alten Welt geschlossen. Sie ist das vollständigste und genaueste Werk, welches bis jetzt darüber erschienen und vorzüglich auch für Theologen unentbehrlich, als sie zugleich die erste vollständige Literaturgeschichte der Kirchenväter nach den theologischen Wissenschaften umfasst. Ein vollständiges Register begleitet das Ganze.

Die 1ste Abtheilung erschien 1837 und kostet 2²/₃ Thlr. Mithin beide Abtheilungen 7 Thlr. in allen namhaften Buchhandlungen.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Im Verlage von Alexander Duncker in Berlin ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Medicinisch-Chirurgisch-

THERAPEUTISCHES WÖRTERBUCH

oder

Repertorium der vorzüglichsten Curarten,

die in dem Zeitraume von 1750 bis 1838,

mit Rückblicken auf die ältere und älteste Zeit,

von den berühmtesten Aerzten Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens angewendet und empfohlen worden sind.

Herausgegeben

durch einen Verein von Aerzten.

Mit einem Vorworte des Geheimen Medicinalraths Professors **Dr. Bares.**

I. Band. 2. Lieferung.

Die medicinische Welt hat bereits bei der Publication der Isten Lieferung dieses Werkes eine so lebhafte Theilnahme für dasselbe an den Tag gelegt und sich so beifällig über Plan und Ausführung desselben ausgesprochen, dafs es überflüssig erscheint, hier noch Lobendes und Empfehlendes hinzuzufügen. Mögen nunmehr auch diejenigen Mediciner, denen das Werk noch nicht zu Gesicht kam, sich die Einsicht der beiden erschienenen Lieferungen verschaffen, da ich es gern einem jeden überlasse, sich durch eigene Anschauung von dem Werth und der practischen Brauchbarkeit des Buches zu überzeugen. Nicht der Zahl inhaltloser Speculations-Unternehmungen ist dies therapeutische Wörterbuch zuzugesellen; es gehört der Wissenschaft und deren Förderung, und die Medicin wird es den Herausgebern Dank wissen, darin eine übersichtliche Zusammenstellung eines so reichen, aber bisher ungeordneten und darum unbrauchbaren Stoffes geliefert zu haben.

Die Hefte folgen nun alle Monat regelmäfsig auf einander. Nach Beendigung des ersten Bandes tritt ein verhältnifsmäfsig höherer Ladenpreis ein.

Berlin, den 15. November 1838.

Alexander Duncker.

In der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig ist erschienen:

Dr. E. Schmaltz, über die Taubstummen und ihre Bildung, in ärztlicher, statistischer, pädagogischer und geschichtlicher Hinsicht; nebst einer Anleitung zur zweckmäfsigen Erziehung der taubstummen Kinder im älterlichen Hause. Mit vielen Tabellen. gr. 8. 2⅔ Thlr.

Der Herr Verfasser hat, als Ergebnifs seiner Reisen, seiner vieljährigen Erfahrung bei Behandlung von Gehör- und Sprachkrankheiten und seiner Stellung als Arzt an der hiesigen Taubstummenanstalt Alles, was über die Taubstummen wichtig ist, zusammengefafst. Die Aeltern taubstummer Kinder werden durch die ausführliche Anleitung zu der, bisher meist vernachlässigten, Erziehung derselben belehret werden und jeder Lehrende wird darin eine Entwickelung der Mittel, sowie eine Anweisung zu dem ersten Unterrichte der Taubstummen finden.

Die Freunde der englischen Literatur

erlaubt sich der Unterzeichnete auf das so eben von ihm ausgegebene Verzeichnifs der für 1839 in England erscheinenden Journale etc. aufmerksam zu machen, welches durch alle Buchhandlungen Deutschlands gratis zu beziehen ist; — die gestellten Preise sind die in England geltenden und würden Sortimentsbuchhandlungen eine billige Provision zu berechnen haben. — Leipzig, Dec. 1838.

J. A. G. Weigel,
Buchhändler.

Bei Ed. Klönne in Wesel ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Verskunst

der

lateinischen Sprache.

Nebst metrischen Aufgaben zum Gebrauch auf Gelehrten-Schulen

von

Dr. *Fr. Fiedler.*

Zweite verbesserte und mit Aufgaben vermehrte Auflage.

Preis 25 Sgr. (20 Gr.)

Für Juristen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Leitfaden

für

Pandekten-Vorlesungen

von Dr. *K. A. von Vangerow,*
ordentl. Professor zu Marburg.

Erster Band.

(Allgemeine Lehren. S. g. Familienrecht. Dingliche Rechte.)

gr. 8. gebunden, 825 Seiten. Thlr. 3½. — fl. 6. 18 kr.

Der zweite Band, welcher die noch übrigen Lehren, das Erbrecht und das Obligationen-Recht, umfassen wird, soll möglichst bald nachfolgen; demselben soll auch ein alphabetisches Register über das ganze Werk beigefügt werden. — Bei Anzeige dieses für jeden Juristen höchstbrauchbaren Werkes entnehmen wir aus des Herrn Verfassers Vorrede nachstehende wenige Zeilen: — In diesem Sinne nun ist der vorliegende Grundrifs ausgearbeitet, der sich von den bisherigen Hülfsmitteln für Pandekten-Vorlesungen namentlich durch die sehr beträchtliche Anzahl mehr oder weniger ausführlicher Anmerkungen unterscheidet. Gerade diese wesentliche Verschiedenheit in der ganzen Anlage gab mir auch den Muth zur Veröffentlichung desselben; denn ich durfte mich der Hoffnung hingeben, dafs ein Buch, nach diesem Plan ausgearbeitet, nicht blos meinen individuellen Bedürfnissen für meine Vorlesungen entsprechen, sondern auch in einem gröfsern Kreise nützlich sein würde. Namentlich glaubte ich mir den Dank tüchtigerer Praktiker zu verdienen, wenn ich ihnen in gedrängter Kürze eine

kritische Darstellung neuerer Untersuchungen über eine bedeutende Zahl civilistischer Rechtsfragen darböte.

Marburg, im November 1838.

Akademische Buchhandlung **N. G. Elwert.**

Die Leipziger Allgemeine Zeitung für

Buchhandel und Bücherkunde

erscheint für 1839 wöchentlich **3mal**, Dienstag, Donnerstag und Sonnabend. Die Sonnabend-Nummer enthält eine wissenschaftlich geordnete

BIBLIOGRAPHIE

der in Deutschland, Frankreich, England, Italien, Holland, Rufsland u. s. w. erschienenen Werke. Das allmonatlich erscheinende

RECENSIONEN-VERZEICHNISS

sämmtlicher in Deutschen Zeitschriften recensirten Bücher wird von der Zeitung auch getrennt abgegeben.

Preis der Zeitung, jährlich 156 Nummern: 4 Thlr.
— des Recensionen-Verzeichnisses 12 Doppel-Nummern: 1⅓ Thlr.

Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Passende Correspondenz-Nachrichten werden dankbar angenommen und angemessen honorirt.

Leipzig im Januar 1839. **J. J. Weber.**

Die

Weltgeschichte in Biographieen,

von Dr. **K. W. Böttiger,**
Prof. u. Hofr. zu Erlangen.

Erster Band. gr. 8. Subscriptionspreis 1⅓ Thlr.

Der Verf. Hr. Prof. und Hofrath Dr. K. W. Boettiger an der Universität zu Erlangen, den Gelehrten als Verf. der Biographie Heinrichs des Löwen und der Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen in der grofsen Staatengeschichte von Europa, so wie dem gröfseren Publikum durch seinen Abrifs der Weltgeschichte rühmlichst bekannt, beabsichtigt die Biographieen sämmtlicher historischen Personen, in denen sich die eigenthümlichen Richtungen der nationalen und allgemeinen geschichtlichen Entwickelung in Beziehung auf Staat, Politik, Gesetzgebung, Kunst, Religion, Wissenschaft prägnant aussprechen, in chronologischer und in sich zusammenhängender Reihefolge dem Publikum vorzuführen, und die Geschichte somit in ihrer lebendigsten Form, in dem Leben der einzelnen Individuen, in deren Schicksalen und Thaten, in ihren Begehungen und Unterlassungen, in ihren Gedanken und ihren gemüthlichen Beziehungen zu erfassen und wiederzugeben. Ueber die nähere Art und Weise der Ausführung verweisen wir auf den ausgegebenen Prospectus, der in allen Buchhandlungen zu erhalten ist, und bemerken hier nur, dafs sich dieses neue Werk, wie selbstständig Plan und Gedanke in dem Herrn Verfasser entstanden sind, wie eigenthümlich ohne Zweifel die Ausführung sein wird, doch in eine gewisse natürliche Beziehung zur Becker'schen Weltgeschichte stellt; dafs vieles was in dieser nur kürzer behandelt ist, hier ausführlicher dargestellt werden kann, und wie die allgemeinen Weltereignisse auf die nähere und nächste Kenntnifs der besonderen Motive, Eigenschaften u. geistigen Bestimmtheiten derer hinweisen, welche einen vorzüglichen Platz bei der Ausführung derselben einnahmen, wird wiederum das biographische Werk das Verlangen nach Einsicht und Anschauung des grofsen Zusammenhanges der historischen Entwickelung wecken und nähren.

Dem Aeufseren nach wird sich Herrn Boettiger's Arbeit der Ausstattung der Becker'schen Weltgeschichte anschliefsen, nur dafs eine weniger gedrängte Druckform gewählt worden ist, deren ungefähre Probe wir im Prospectus gegeben haben. Das Werk wird sechs Bände jeden von 30 Druckbogen umfassen, deren Preis im Wege der Subscription für jeden Band 1⅓ Thlr. betragen wird; der erste Band ist bereits vollständig, die folgenden Bände aber werden in gehefteten Halbbänden ausgegeben, da dem Publikum solche Theilung nach vielfältigen Erfahrungen für die Anschaffung erleichternd erscheint. In jedem Jahre sollen dann drei, mindestens zwei Halbbände erscheinen; der nach Jahresfrist der jedesmaligen Erscheinung eines Bandes eintretende Ladenpreis wird 2 Thlr. sein. Für die gewissenhafte Ausführung dieses Versprechens glauben wir auf das Vertrauen des Publikums und somit bei dem erkannten Talent und verbreiteten Ruf des Verfassers auf die zahlreichste Theilnahme rechnen zu dürfen.

Duncker und Humblot.

So eben ist in der Verlags-Handlung von Duncker und Humblot in Berlin erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Vertheidigung der

evangelischen Kirche

gegen

die päpstliche.

Predigten

im Winter 18¾ in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin gehalten von

Dr. **Marheineke.**

gr. 8. Preis ¾ Thlr.

Bei der nunmehrigen Beendigung der siebenten, verbesserten und vermehrten vollständigen Ausgabe von K. F. Becker's Weltgeschichte in 14 Bänden oder 28 Lieferungen, welche noch bis Ende Mai dieses Jahres zu dem Subscriptions-Preise von 9⅓ Thlr. in allen Buchhandlungen zu erhalten ist, haben wir es zugleich für eine Pflicht gegen die Besitzer der früheren Ausgaben dieser Weltgeschichte gehalten, sie in den Stand zu setzen sich ihre Ausgaben bis auf die neueste Zeit zu ergänzen, und deshalb aus der vorangezeigten Ausgabe einen besonderen Abdruck der „Geschichte der Jahre 1815 bis 1837" veranstaltet unter dem Titel:

Becker's Weltgeschichte.

Supplement-Band
zu allen früheren Ausgaben.

Von
K. A. Menzel.

welcher zum Preise von 1 Thlr. in allen Buchhandlungen zu haben ist. Auch geben wir einzeln aus der vollständigen Ausgabe:

Die Geschichte unserer Zeit

vom Ausbruche der frazösischen Revolution bis zum Jahre 1837.

Von
K. A. Menzel.

In drei Theilen.

zu dem Subscriptions-Preise von 2 Thlr. Dieser Subscr.-Preis erlischt jedoch Ende Mai d. J. und tritt dann der höhere Ladenpreis von 3 Thlr. ein.

Berlin, im Januar 1839.

Duncker und Humblot.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1839. (Erstes Semester.) № 3.

Ankündigung.

Kirchen- und Reformationsgeschichte
der
Mark Brandenburg
von
C. W. Spieker,
Dr. der Theologie und Philosophie.
In drei Theilen.
Berlin, bei Duncker und Humblot.

Der rühmlichen Bestrebungen ungeachtet, welche auf dem Grunde allgemeinster Theilnahme der vaterländischen Geschichte zugewendet worden sind, ist dennoch ein für die Entwickelung derselben höchst wichtiger Kreis, die Geschichte der Kirche in der Mark unbeachtet geblieben, obschon der Einfluſs derselben auf die Gestaltung des Staats, auf die Förderung und Hemmung seiner Kräfte, auf die Erhebung und Herabwürdigung des Volks, kaum irgendwo deutlicher hervortritt, als in diesem, den Slaven durch Waffengewalt entrissenen Lande, und die märkische Kirche durch die religiöse Gesinnung der Fürsten und deren thätige Freigebigkeit, an geistlichen Anstalten und frommen Stiftungen ebenso reich gewesen ist, als die südwestlichen Gegenden Deutschlands. Man zählte auſser drei Bisthümern neunzehn Propsteien, sieben und achtzig Klöstern und vielen Besitzungen der Johanniter und Templer eine unendliche Menge von Kirchen, Kapellen, Hospitälern, Altären, Pfründen und geistlichen Korporationen.

Längere Zeit mit der Erforschung dieser Verhältnisse beschäftigt, bewegt mich die Feier der dreihundertjährigen Gründung der evangelischen Kirche in der Mark Brandenburg, welche wir am ersten November dieses Jahres begehen werden, gerade jetzt mit einer Arbeit hervorzutreten, deren Gegenstand die vollständige *Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark* bildet. Unser Vaterland hat seinen Wohlstand, seine Kultur, sein reges und freies Leben, seine Intelligenz und Tüchtigkeit, seinen Ruhm und seine Gröſse der Reformation zu danken. Da aber in der Geschichte alles in einem nothwendigen Zusammenhang steht, und kein Ereigniſs weder von den vorher gegangenen getrennt, noch in dieser Vereinzelung begriffen werden kann, so wird auch die Einführung der lutherischen Lehre in der Mark, obgleich von der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung abhängig, dennoch in ihrem besonderen geschichtlichen Verlauf nur durch eine genaue Kenntniſs des vorhergehenden Zustandes der katholischen Kirche in unserm Lande begriffen werden können. Dieser wich von dem im übrigen Deutschland waltenden gleich darum ab, weil der Boden, auf welchem die Kirche gegründet worden, anderer als rein germanischer Natur gewesen war. Schon bei der Einführung des Christenthums hatten sich die Religionsbegriffe der slavischen Völker in die Lehren und den Gottesdienst des neuen Glaubens eingedrängt und die christlichen Priester waren gezwungen, mehr oder weniger darauf einzugehen, wie die römischen auf germanisch-heidnische Vorstellungen, als sie den deutschen Nationen das Evangelium predigten.

Einen Plan, wie den angedeuteten, bei dem überall eine aus den Quellen selbst geschöpfte Darstellung gegeben werden sollte, hätte ich gar nicht unternehmen können ohne die Benutzung der Schätze der Königlichen Bibliothek, des Königlichen geheimen Staats- und Kabinetsarchives und des geheimen Archivs des ehemaligen Generaldirectoriums, welche mir Sr. Durchl. der Fürst v. Wittgenstein, Sr. Excellenz der Freiherr v. Werthern und Sr. Excellenz der Freiherr v. Altenstein huldreichst gestatteten. Bei den Beamten der Bibliothek sowohl als beider Archive fand ich freundliche und entgegenkommende Beförderung meiner Arbeit. Nichts von dem für meinen Zweck Vorhandenen wurde mir vorenthalten.

Den reichen Stoff denke ich in drei mäſsigen Bänden zu verarbeiten. Der erste Band, an dem jetzt fleiſsig gedruckt wird, führt die Geschichte der Kirche von der Einführung des Christenthums bis zum Erlöschen der askanischen Linie (1320), der zweite Band, der zu Michaelis d. J. erscheinen wird, bis zum Tode Joachims I. (1535) und der dritte Band, der die eigentliche Reformationsgeschichte umfassen soll, bis zum Tode Joachims II. und seines Bruders Johann von Cüstrin 1571.

Um indeſs die Bewohner der Landestheile, welche 1539 zum Churfürstenthum Brandenburg gehörten, und in welchen ohne Zweifel das Reformationsfest gefeiert werden wird, mit den Vorgängen jener merkwürdigen Begebenheit bekannt zu machen und dadurch auf jene festlichen Tage vorzubereiten, habe ich eine kurze Geschichte der Umwandlung der katholischen Kirche in die evangelische bearbeitet. Sie wird den Titel führen:

Geschichte
der Einführung der Reformation
in die
Mark Brandenburg.
Zur dritten Säkularfeier
am ersten November 1839

etwa 16 Bogen stark werden und zu Ostern d. J. erscheinen. Mit Vermeidung alles gelehrten Aufwandes wird sie in gedrängter Kürze die Thatsachen jener erfreulichen Begebenheit erzählen, so daſs sie auch bei dem Unterricht in den Schulen zum Grunde gelegt werden kann.

Frankfurt a. d. O., im Januar 1839.

Dr. *C. W. Spieker.*

Als Verleger dieser beiden für das Vaterland und die Kirche so wichtigen Schriften haben wir nur hinzuzufügen, daſs wir das Aeuſsere derselben auf das zweckmäſsigste zu veranstalten Bedacht genommen haben. Das gröſsere Werk erscheint im gröſsten breiten Octavformat, das kleinere in einem mittleren Medianformat, beide auf weiſsem Maschinen-Druck-Papier. Zur Erleichterung der Anschaffung im Allgemeinen, wie insbesondere für Kirchen und Schulen, werden wir auf dem Wege der Subscription

den Bogen der Kirchengeschichte zu 2 Sgr. (1½ gGr.)
den Bogen der Geschichte der Einführung der Reformation zu 1¼ Sgr. (1 gGr.)

liefern und nehmen alle Buchhandlungen in dieser Weise Subscription an. Der spätere Ladenpreis wird um ein Viertel höher sein.

Duncker und Humblot.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist so eben erschienen:

Christus
im Kampfe mit dem Hohenpriester.

Predigt über Johannes 18, v. 12—27. am zweiten Sonntage in der Fasten. Mit Bezug auf die kirchlichen Zustände der neuesten Zeit

gehalten von

E. S. J. Schultz,

Superintendenten der Berliner Stadt-Diöcese und erstem Prediger an der Sophienkirche.

gr. 8. geh. $^1/_4$ Thlr.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zur Vertheidigung

der

evangelischen Kirche

gegen

die päpstliche.

Predigten

im Winter 18$\frac{3}{4}\frac{8}{9}$ in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin gehalten

von

Dr. Marheineke.

gr. 8. Preis $^3/_4$ Thlr.

Die

Literarische Zeitung,

(nebst vollständiger, wissenschaftlich geordneter, Bibliographie der neuesten in- und ausländischen Literatur.)

Wöchentlich 1 Nr. von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Bogen gr. 4. Preis des Jahrgangs nebst Register $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Diese Zeitschrift, welche sich im In- und Auslande so großer Theilnahme erfreut, begann mit dem Jahre 1839 ihren sechsten Jahrgang. Sie ist Buchhändlern, Gelehrten und allen Gebildeten, die eine vollständige Uebersicht der neuen literarischen Erscheinungen sich zu verschaffen wünschen, zu empfehlen. Von den zwei Abtheilungen, in welche sie zerfällt, enthält die *erste*, in wissenschaftlicher Ordnung, möglichst bald eine kritische Anzeige der wichtigeren neuen Bücher und eine Angabe des Inhalts der bedeutenderen Zeitschriften. — Die *zweite* Abtheilung, die Bibliographie, enthält, vermöge der schnellen Postverbindung Berlin's mit dem Auslande, die frühste Nachricht über die neuen literarischen Erscheinungen in Deutschland, Frankreich, England u. s. w.

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen auf die Literarische Zeitung Bestellungen an.

Duncker und Humblot.

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

C. Sig. Kunth,

FLORA BEROLINENSIS

SIVE

ENUMERATIO PLANTARUM

CIRCA BEROLINUM SPONTE CRESCENTIUM SECUNDUM FAMILIAS NATURALES DISPOSITA.

TOM. I. & II.

cart. $3^1/_4$ Thlr.

Bei der nicht geringen Anzahl verdienstlicher Arbeiten, welche wir bereits über die Pflanzen der hiesigen Gegend besitzen, und unter denen sich Schlechtendal's *Flora berolinensis* durch Vollständigkeit und Genauigkeit ganz besonders auszeichnet, könnte eine neue über denselben Gegenstand im ersten Augenblick überflüssig erscheinen. Erwägt man aber, welche ungeheure Fortschritte die Botanik in den letzten beiden Decennien gemacht hat, und dafs seit dem Erscheinen des genannten Werkes bereits 15 Jahre verflossen sind, so wird man zugeben, dafs die Bearbeitung der hiesigen Flora nach den jetzt allgemein verbreiteten Ansichten ein eben so nützliches als nothwendiges Unternehmen ist. In der vorliegenden Arbeit sind die Gewächse unserer Gegend zum ersten Male nach natürlichen Familien geordnet, und bis in die feinsten Blüthen und Samentheile beschrieben. Der Verfasser hat zu diesem Behufe nicht allein sämmtliche darin aufgeführte Gewächse von neuem auf das sorgfältigste untersucht, sondern gleichzeitig, um diese specielle Arbeit mit der ganzen Masse unserer botanischen Kenntnisse in Einklang zu bringen, seine Forschungen auf eine große Menge der hiesigen Gegend fremder Familien, Gattungen und Arten ausgedehnt. Der Botaniker, welcher sich dieses Buches bedient, wird darin manche neue Deutung der Blüthentheile, manche nützliche Bemerkung über Verwandschaften finden, welche gewöhnlich in dergleichen Schriften nicht gesucht werden. Um beurtheilen zu können, in wie fern diese Arbeit Vertrauen verdient, wird bemerkt, dafs alles, was der Verfasser darin beschreibt, von ihm auch gesehen worden ist, wenn nicht ausdrücklich das Gegentheil angegeben ist.

Duncker und Humblot in Berlin.

Im Verlage von G. P. Aderholz in Breslau ist so eben erschienen:

Die christlich-kirchliche

Alterthumswissenschaft,

theologisch-kritisch bearbeitet von

Prof.* Dr. *Wilh. Böhmer.

Zweiter Band.

A. u. d. T.: „Die öffentliche Gottesverehrung nebst den äufseren Lebens- und disciplinarischen Formen der alten Christenkirche."

Gr. 8. 32 Bogen. $2^1/_2$ Thlr.

Der erste Band unter dem besonderen Titel: „Die socialen Verhältnisse der christlichen Kirche alter Zeit" erschien im Jahre 1836. Das Werk ist mit 2 Bänden (60 enggedruckten Bogen) vollendet und kostet $4^5/_6$ Thlr.

Oldenburg. In der unterzeichneten Buchhandlung ist so eben erschienen:

Supplement zu Goethe's Werken.

Goethe's

Iphigenie auf Tauris

in ihrer ersten Gestalt

herausgegeben von

Dr. *Adolf Stahr.*

Mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältnifs der ersten zur zweiten Bearbeitung.

Mit dem Bildnifs Goethe's in Stahlstich, nach dem Oelgemälde von May von 1779.

130 Seiten in gr. 8. auf Velinpapier gedruckt.

Preis geheftet 3/4 Thlr.

Der Titel des Werks selbst verbietet uns jede Anpreisung dieser literarischen Erscheinung, die sich leicht dem Interessantesten, was die neueste Literatur in dieser Gattung dargeboten hat, an die Seite stellen dürfte.

Wer sollte nicht wünschen, den gröfsten deutschen Dichter gleichsam in der geheimsten Werkstatt seines Geistes belauschen und durch Vergleichung des vollendeten Meisterwerkes mit der frühesten Form und Gestaltung desselben, sich vergegenwärtigen zu können, durch welche Studien und Mühen, den steten Begleiterinnen des wahren Genius, wir ein ewiges Muster klassischer Poesie unserer Literatur, eine Iphigenie Goethe's, besitzen. Die von dem Herrn Herausgeber, Dr. Adolf Stahr, beigegebene einleitende Abhandlung kann hierbei den Lesern die besten Dienste leisten, und ist insbesondere dieselbe auch jüngern Verehrern der Goetheschen Poesie als Anleitung zu weitern ähnlichen Forschungen zur Bildung und Förderung ihres Geschmackes zu empfehlen. Eine höchst interessante Beigabe und passende Zierde des Werkes ist der Stahlstich von Goethe's Portrait aus dem Jahre 1779 nach May's Oelgemälde. Durch den schon in diesem Betracht höchst billigen Preis wird gewifs die unterzeichnete Buchhandlung ihren Zweck, allen Besitzern der Goethe'schen Werke und sonstigen Verehrern des grofsen Dichters, die Anschaffung zu erleichtern, erreichen.

Schulzesche Buchhandlung.

Bei Ferdinand Hirt in Breslau ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben (Berlin bei Alexander Duncker, Französ. Str. 21.):

Eine gegen Hegel gerichtete

Anklage des Hochverrathes,

aus dessen Schriften beantwortet

von

Moritz Elsner.

gr. 8. Druckvelinpapier. geh. 1/4 Thlr.

Vorstehende Schrift reihet sich denen an, welche die von Leo in neuester Zeit ausgegangenen Verketzerungen der Hegelschen Lehre und Schule abzuweisen bemüht gewesen sind. Der Verfasser tritt zunächst einer Anklage des Dr. K. E. Schubarth entgegen, nach welcher die Hegelsche Staatslehre als ein verborgener und versteckt gehaltener Aufruf, die bisherige Ordnung des preufsischen Staates umzuändern, bezeichnet wird.

Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. *Theodor Marezoll,*

Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechtes.

gr. 8. 1839. 1 3/4 Thlr.

In Verlage von Duncker und Humblot in Berlin sind früher folgende historische Werke erschienen:

Becker's, K. F., Weltgeschichte. Siebente, verbesserte und vermehrte Ausgabe. Herausgegeben von J. W. Loebell. Mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. 14 Theile gr. 8. *Subscriptionspreis* $9\frac{1}{3}$ *Thlr. Ende Mai d. J. tritt der höhere Ladenpreis von* 12 *Thlr. ein.*

Einzeln wird hieraus gegeben: Band 1—3. Alte Geschichte zu 2 Thlr., Band 4—6. Mittlere Geschichte zu 2 Thlr., Band 7—11. Neuere Geschichte zu 3 1/3 Thlr., und Band 12—14. Neueste Geschichte (1789—1837) zu 2 Thlr.
Ende Mai d. J. tritt der höhere Ladenpreis von 1 Thlr. für jeden Band ein.

Böttiger's, K. W., Weltgeschichte in Biographieen. 1r Th. gr. 8. Subscriptionspreis $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gramberg, K. P. W., kritische Geschichte der Religionsideen des alten Testaments. Mit einer Vorrede von W. Gesenius.

Thl. I. Hierarchie und Cultus. gr. 8. 2 1/3 Thlr.
Thl. II. Theokratie und Prophetismus. gr. 8. 3 1/3 Thlr.

Jahrbücher des Deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause. Herausgegeben von Dr. Lp. Ranke. I. 1. Abth. Auch unter dem Titel: Jahrb. d. Deutsch. Reichs unter der Herrschaft König Heinrichs I. von G. Waitz. gr. 8. geh. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Dasselbe 1. 2. Abth. Auch unter dem Titel: König Otto I. von Dr. R. A. Köpke. gr. 8. geh. $\frac{5}{6}$ Thlr.

Marheineke, Dr. Ph., Geschichte der deutschen Reformation. Zweite verbesserte u. vermehrte Auflage. 4 Thle. 8. $6\frac{1}{2}$ Thlr.

Preuss, Dr. J. D. E., Friedrich der Grofse mit seinen Verwandten und Freunden. Eine historische Skizze. gr. 8. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Ranke, L., Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten. Erster Band. Zweite Auflage. gr. 8. $2\frac{2}{3}$ Thlr.

— — Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. Erster Band. 2te Aufl. gr. 8. $2\frac{5}{6}$ Thlr.

— — Dasselbe, 2ter und 3ter Theil. gr. 8. $5\frac{1}{6}$ Thlr.
Auch unter dem Titel:

— — Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert. 2—4r. Theil. $8\frac{2}{3}$ Thlr.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klinisches Taschenbuch für praktische Aerzte,

von Dr. *C. H. Ebermaier*,

Kreis-Physikus in Düsseldorf.

1r. Theil. Enth.: Einleitung. Fieber. Entzündungen. Exantheme.

634 Seiten in 8. Preis $2^{5}/_{6}$ Rthlr.

Der Verfasser hat in der vorliegenden Schrift versucht, die gegenwärtige Richtung der Heilkunde durch das Gebiet der einzelnen Krankheiten, von dem Standpunkte eines praktischen Arztes aus, zu verfolgen und die höchste Achtung vor der Naturheilkraft mit consequenter Benutzung der allgemeinen Heilmethoden, der Diät und der äufseren Verhältnisse zu verbinden.

Bei K. F. Köhler in Leipzig ist so eben erschienen:

Plutarchi Vitae Parallelae. Ex recensione *C. Sintenis*. Vol. I. gr. 8. Velin-Druckpap. 36 Bogen. Preis 3 Thlr.

Diese neue correcte Ausgabe des schon durch frühere Bearbeitungen des Plutarch rühmlichst bekannten Herausgebers empfiehlt sich durch den auf einer festen critischen Basis gegründeten Text, so wie durch vielfache gründliche *Forschungen* über die Kritik des Textes, Abweichungen in den Manuscripten und Handschriften aus früheren Ausgaben, — welche in den unter dem Texte befindlichen kritischen Noten auf das Genaueste und Zweckmäfsigste angegeben sind. — Zum Gebrauch für die Schulen erschien daraus gleichzeitig abgedruckt:

Plutarchi Vitae Parallelae selectae Pars I. insunt Vitae:

Themistoclis et Camilli, Periclis et Fabii Maximi, Alcibiadis et Coriolani, Timoleontis et Aemilii Pauli.

gr. 8. weifs Druckpapier. 16 Bogen. $^{2}/_{3}$ Thlr.

Beide Ausgaben empfehlen sich durch typographische Ausstattung.

Shakspeare und seine Freunde

oder

das goldene Zeitalter des lustigen Englands.

Nach dem Englischen von

W. Alexis.

Drei Bände. gr. 8. 1839. geh. $4^{1}/_{2}$ Thlr.

Zum Lobe dieses ausgezeichneten und höchst interessanten Werkes etwas zu sagen, wäre überflüssig. Noch durch keines trat das goldene Zeitalter Englands mit solcher Anschaulichkeit und in solcher plastischen Kraft vor unser Auge. Der noch ungenannte Verfasser desselben mufs, unbeschadet seiner eigenen Erfindungskraft und seines humoristischen Talents, in den Familienarchiven der englischen Aristokratie gewühlt haben, um die reiche Vergangenheit so mit ihren Details, mit ihren persönlichen Beziehungen, welche von der Geschichte schon vergessen sind, und mit dem Glanz der alten Farben, selbst dem eigenthümlichen Staub, welcher darauf lagert, wiederzugeben. Während das Buch als Roman ein selbstständiges Interesse hat, wo es vermöge seiner Charakteristik, Spannung, und in der reichen Mannigfaltigkeit der bunten Lebensscenen mit jedem neuern englischen Roman es aufnehmen kann, ist es für den Freund Shakspeare's zugleich ein Commentar zu den meisten seiner unsterblichen Dramen. Wir sehen das reiche, bunte Londoner Leben in allen seinen Abzweigungen, die englische Tapferkeit, Begeisterung und Gelehrtheit, seinen kriegerischen und seinen Ruhm als Entdecker zur See, wir sehen die königliche Elisabeth und ihren stolzen Hof, aber auch die wahre Elisabeth als schwaches Weib, und die Ränke ihrer Günstlinge als treues Spiegelbild vor uns.

Wenn das Werk eiligst in Frankreich, Amerika nachgedruckt, überall eine merkwürdige Theilnahme gewonnen und bereits Nachbildungen erlebt hat, so freuen wir uns, die ersten zu sein, eine gelungene Uebersetzung zu liefern. Bei der eigenthümlichen Schwierigkeit des alten Stils, und den vielen Wortspielen, in denen jene Zeit sich ergötzte, ist es nur der deutschen Sprache möglich, eine dem Original sich annähernde Bearbeitung davon zu geben, und wir zweifeln keinen Augenblick, dafs wie die Nachbildung treuer, das Interesse an Shakspeare in Deutschland gröfser ist als anderswo, auch die Theilnahme des Publikums sich bei uns noch stärker als dort an den Tag legen wird.

Duncker und Humblot in Berlin.

So eben ist erschienen:

Kurzgefasstes

exegetisches Handbuch

zum

Alten Testament.

Zweite Lieferung:

Hiob.

Von

Ludwig Hirzel,

der Theol. Doctor und Prof. an der Univers. zu Zürich.

Lex. 8. 1 Thlr.

Die erste Lieferung dieses Handbuchs erschien im October vorigen Jahres und enthält:

Die kleinen Propheten.

Von

F. Hitzig,

Doctor u. Prof. der Theologie an der Univers. zu Zürich.

Preis: $1^{1}/_{2}$ Thlr.

Leipzig, 1. März 1839.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1839. (Erstes Semester.) № 4.

Erklärung.

Der achtungswerthe Recensent des von Hrn. *v. Rotteck* und mir herausgegebenen *Staatslexikons* in B. II. No. 88—91 dieser *Jahrbücher* vom v. J. führt S. 713, um mich, neben sonstigem Lob, des gänzlichen Mangels an *staatsmännischem Blick* zu überweisen, nur meinen Artikel *Adel* an, und sagt in Beziehung auf denselben wörtlich Folgendes: „Dann (nämlich nach der historischen Untersuchung) „stellt er *vier* Gründe auf, aus denen nach seiner „Ansicht eine Bevorzugung des Adels vertheidigt werden „könne, und widerlegt sie natürlich. — In das wahre „Wesen des Adels und aller analogen Richtungen, in die „höhere politische Bedeutung, welche die aristokratischen „Elemente zu Gunsten wahrhafter Freiheit in den europäischen Staaten gehabt haben — hat er keinen Blick „geworfen. — Warum blickt er nicht hier mit gröfserer „Unbefangenheit und Aufmerksamkeit auf *England*, das „er doch bei Gelegenheit des freien Consenses aufrief? „Warum vergleicht er nicht die Pairie von *England* mit „jener Vereinigung der Verdienstaristokratie, welche die „*französische* Pairskammer darstellt?" — Hierauf folgt grofses Lob der englischen Pairie und die Erklärung: Recensent seinerseits möge nicht den Adel ganz aus der Gesellschaft verdrängt wissen, und dann unter Aehnlichem auch noch Folgendes: „Glaubt Hr. *Welcker* im Ernst, „dafs es irgendwo der Freiheit günstig sei, wenn nie„mand mehr im Staate einen äufseren erkennbaren Vorzug hat, den ihm nichts entreifsen kann?" — Hierdurch wie durch Anderes entsteht — sicher unabsichtlich, aber doch vermittelst eines sehr bedeutenden Uebersehens und Mifsverständnisses — ein so *wesentlich unrichtiges* Bild meiner Denkweise und politischen Theorie, dafs ich mich wenigstens in Beziehung auf den hier zunächst berührten Punkt, zu einer *rein historischen* Berichtigung, lediglich aus dem Artikel *Adel* selbst, verpflichtet fühle.

Die Einleitung schon jenes Artikels *Adel* enthält S. 260 wörtlich Folgendes: „Ebenso wenig aber soll von „der anderen Seite, es soll insbesondere nie durch eine „kleinliche, neidische, rohe oder revolutionäre Anfeindung und Partheileidenschaft die reine historische, und „die in dem wahren Rechte und Staatswohl begründete „Wahrheit (über die vortheilhafteste Seite der Adelsver„hältnisse) getrübt werden! — Wer möchte wohl seine „Augen verschliefsen für so manche schöne und vortheil„hafte Seite und Wirkung des Adelstandes, und wer „kannte und liebte und verehrte nicht Mitglieder dessel„ben von der alleredelsten Bildung und würdigsten Ge„sinnung! Wem wäre nicht mehr selbst als ein ver„kehrter Adelsstolz und ein adliger Uebermuth, das„jenige von ganzem Herzen zuwider, was jetzt zuweilen „seine Stelle vertritt, Geldstolz nämlich und eine, die „Nationen entwürdigende niedrige Krämergesinnung und „Krämerpolitik, als ein auf den eigenen Tagesvortheil ge„richteter gemeiner Materialismus, und als ein zugleich „knechtischer, übermüthiger und roher Beamtengeist! Für „die gegenwärtige Untersuchung möge hier aufserdem noch „von dem Resultate der praktischen Theorie des Vfs„ über „die deutschen Adelsverhältnisse soviel voranstehen, dafs „derselbe, indem er auch in dieser Beziehung seinen früher „ausgesprochenen politischen Ueberzeugungen treu bleiben „darf, keineswegs jemals auf eine Vernichtung des deutschen „Adels und der Adelsrechte hinausging, oder hinausgeht. „Vielmehr leitet ihn, so ungescheut er auch thörichte und „ungerechte Anmafsung und Lüge bekämpft, dennoch als „ein Hauptgesichtspunkt aller seiner politischen Bestrebun„gen, der Wunsch, dafs alle Klassen des Vaterlandes, in „freundlicher und billiger Ausgleichung ihrer Interessen, „sich fest und innig für Freiheit und Gesammtwohl vereini„gen möchten, und dafs nicht durch Zwietracht verdoppelt „unglückselige Kämpfe, Opfer und Gefahren herbeigeführt „werden! Und fast nicht zu begreifen vermag er es, wie der „blofse Schein eines an sich richtigen Princips eine ganze „Nation so sehr über die Forderungen einer *politisch weisen* „*Sicherung der Freiheit selbst verblenden* kann, als es neulich „in *Frankreich* bei Verwandlung der *erblichen* Pairskammer „in einen Verein ministerieller Creaturen der Fall war. —"

Später, S. 331, rühme ich, mit näherer Ausführung, die *englische Einrichtung* des *Majorats*- und *Pairs*-Adels als so zweckmäfsig und so sehr mit den übrigen Interessen ausgesöhnt, dafs ich mit *Justus Möser* für den deutschen Adel deren Nachahmuug *dringend anrathe*.

Jene *vier* Möglichkeiten einer Bevorzugung eines erblichen Adelsstandes aber, die ich S. 334 ff. untersuche, bestehn: „in Gründung des Adels 1) auf Verdienst, 2) auf kastenmäfsig abgesonderte Lebensbeschäftigung, 3) auf die Uebernahme einer besondern Stellung oder Funktion in der Verfassung oder Regierung, 4) endlich auf die Umgebung der Person des Fürsten am Hofe."

In Beziehung auf No. 3. sage ich S. 345: „Doch spre„chen wir, ohne an *Montesquieu's* hier offenbar unklare Dar„stellung uns weiter zu halten, unsere *von jeher* [67]) *beharr-*

[67]) „S. *Heidelberger Jahrbücher* 1815 S. 462 u. Protocolle der „II. Kammer d. *Bad. Stände* v. 1831, Sitz. 15, S. 179."

„*lich vertheidigte* Ueberzeugung für ein zum Theil wenigstens „durch *erbliche* Pairs gebildetes Oberhaus und für einen ihm „entsprechenden, in der Hauptsache nach dem *englischen* „gebildeten *Pairie-Adel* aus! Schon dazu, dafs die *so ganz* „*entschieden wohlthätige Erblichkeit des Fürstengeschlechts* „nicht gänzlich isolirt und ohne organische Vermittlung dem „Volk gegenüber stehe, sondern sich organisch anreihe an „eine andere *erbliche* Würde, läfst sich eine solche Pairie „empfehlen, *sofern sie nur überhaupt dem Volk und seiner* „*Freiheit als wohlthätig*, und nicht entgegengesetzt und ge„hässig, *mithin der Monarchie selbst höchst verderblich* sich „erweiset. *Alsdann* kann auch die Möglichkeit, zugleich auf „*diese Weise grofse Verdienste zu belohnen* und etwa auch für „eine Reihe von Familien, die durch eigenes Vermögen für „ihre ältesten Söhne *Majorate* gründen können, ohne dafs „die andern dem Staate zur Last fallen, eine Lage zu be„gründen, in welcher sie *leicht höhere und unabhängigere Bil*„*dung und Gesichtspunkte* erwerben und behaupten können, „mit jenem *ersten* noch als ein *zweiter* und *dritter Neben*„*grund* gelten."

„Dafs nun aber hauptsächlich eine *Pairie*, gleichsam „als ein *erbliches* Amt, dafs eine *erste* Kammer *heilsam seien*, „dieses glauben wir. Zwar soll keineswegs etwa nach einer „verbreiteten seichten Theorie die *zweite* Kammer das Prin„cip der *Beweglichkeit*, die *erste* das der *Stabilität* repräsen„tiren, oder die eine ihre Pferde vorn, die andere hinten an „den Staatswagen spannen, die *eine* ausschliefslich den *Frei*„*heits-*, die *andere* den *Thron-Wächter* machen. Vielmehr „müssen beide sich einigen, nicht in Stabilität, sondern in „*stetiger* oder regelmäfsiger *Fortbewegung*, in wahrer Liebe „für die *Freiheit* des Volks und für den *Fürsten*. Auch der „bedeutende Vortheil einer wiederholten, die Einseitigkeit, „Uebereilung und Leidenschaft mehr verhindernden Bera„thung würde vielleicht an sich noch nicht gerade diese Ein„richtung nothwendig machen, sondern auch nur einen wei„teren Nebengrund bilden. Die erste Kammer wäre nicht ge„rechtfertigt, wenn sie nicht eine *eigene, besondere* Bestim„mung im Organismus der Verfassung hätte. Diese besteht „nun aber meines Erachtens in Folgendem: Es ist ganz *na*„*türlich*, dafs die Regierung und das Volk, obgleich sie auf „*einen* gemeinschaftlichen Zweck friedlich hinwirken sollen, „doch *zunächst und vorzugsweise zwei verschiedene Richtun*„*gen*, die zu dem gemeinschaftlichen Ziele führen, im Auge „haben. Es wird natürlich sein, dafs die Regierung, von ih„rem hohen Standpunkte ausgehend, zunächst *Einheit* und „Ordnung des Staats im Auge hat. Es wird natürlich sein, „dafs die Abgeordneten des Volks zunächst die *Freiheit* der „Bürger im Auge haben. *Einheit* und *Freiheit* sind die zwei „Punkte, um welche sich das ganze gesittete, würdige Staats„leben dreht. In dem gemeinschaftlichen Streben nun nach „Gesetzen, die sowohl der Einheit als der Freiheit entspre„chen, kann es nach menschlicher Weise verschiedene An„sichten und Meinungen geben. In dem Kampfe, selbst in „dem ehrlichsten Kampfe, um verschiedene Meinungen, kön„nen die Regierung und die Abgeordneten des Volks in einen „scheinbaren und vorübergehenden Gegensatz kommen, in„dem hier das Volk denkt, in dieser Mafsregel zunächst die „Freiheit behaupten zu müssen, während die Regierung ge„rade hier zunächst für die Einheit sorgen zu müssen glaubt. „Die im Streit um Recht und Ehre entstehende Verstimmung „führt dann eben so leicht zu falschen Schlüssen über die „Absichten, zu hartnäckigem Beharren bei der eigenen Be„hauptung. Es ist gut und natürlich, dafs zwei streitende „Theile sich einen Obmann wählen, einen friedlichen Schieds„richter. Aber ich frage Jeden, wen er am liebsten zum „Schiedsrichter wählen würde? Sicher wohl einen Mann, der keinem von beiden Theilen fremd oder entgegen, der „vielmehr — ähnlich wie hier, eine zugleich durch die freie „Verfassung bevorzugte, also ihr besonders geneigte, zu„gleich aber auch *erbliche* und daher für den *erblichen* Thron „noch besonders interessirte Pairie — aus dem unmittelbar„sten, eigensten Interesse, *gleich sehr für beide* gestimmt „sein mufs, beiden Theilen gleich Freund ist, ein Mann, der „*unpartheiisch ist*, weil er *gleiche* Interessen mit *beiden* Thei„len hat. Wollte sich dagegen der *zweiten* Kammer die *erste* „*entgegensetzen*, als *vorzugsweise* Parthei nehmend für die „Regierung, als *vorzugsweise* dem Stetigkeits- und dem mo„narchischen Princip huldigend, als *gleichgültiger* gegen die „Freiheit, alsdann hätte sie sich in armseliger Kurzsichtig„keit schon moralisch vernichtet, ihre heilsame Wirksamkeit „selbst zerstört. Denn sie hätte sich ja selbst den Stand„punkt der Unpartheilichkeit und den Glauben an dieselbe „bei dem Volke zerstört und sich gehässig gemacht. Offen„bar aber würde eine von der *Regierung ernannte* erste Kam„mer oder auch eine ebenfalls *vom Volk gewählte*, eine sol„che mittelbare und vermittelnde Stellung nicht besitzen „wie *erbliche Pairs*, die durch *ererbten*, bedeutenden *Grund*„*besitz* eine *würdige, unabhängige Stellung* behaupten. *Dieser* „*Besitz müfste also Bedingung* des Rechts sein." — Hierauf nun bekämpft der Artikel S. 347 (s. auch S. 337) mit Nachdruck die bedeutendsten Einwendungen gegen die erblichen Adelsvorzüge, insbesondere die von *Klüber*, von *Schlötzer*, und selbst von dem altadligen *Freiherrn von Schlieffen* und die gegen eine erste oder Pairie-Kammer. Er erinnert die etwa *auch für diese Gründe unzugänglichen* Gegner des Adels die etwaigen Anhänger amerikanischer Grundsätze an höbere Billigkeit, an viele Verluste des Adels und „vor allem „auch an die sehr harten, ursprünglich sicher ungerechten „Verluste des mediatisirten Reichsadels," an die natürlichen Gefühle derer, die „das, was sie im besten Glauben besafsen, „ohne Ersatz aufgeben sollen" und fügt hinzu: „billig und „weise denkende Männer aber werden zugleich die vielen „vortrefflichen Glieder und die schönen Eigenschaften die„ses *Standes* und die *Vortheile ihrer Vereinigung mit unserm* „*Gemeinwesen erwägen*. Nun, so reichen wir uns abermals, „so weit es Ehre, Recht und Freiheit erlauben, in freundli„cher, billiger Ausgleichung und gemeinschaftlicher Bestre„bung die Hände! Ein *kleinlicher, leidenschaftlicher* Kampf „zwischen Adel und Bürgerstand, von *jenem* oft unter dem „*Deckmantel des monarchischen* Rechts, von *diesem* unter „dem *Schein reiner Freiheitsliebe* geführt, wird *die heilsame* „*Ausbildung der Verfassung für beide zerstören und sie selbst* „*das Land und den Thron verderblichem Bürgerkriege und* „*den Fremden preisgeben!*"

Hierdurch und durch die ausdrückliche Billigung der *grofsen Verbesserungen*, welche die *neuen constitutionellen*

Verfassungen in Vergleich gegen die *despotischen* französischen und Rheinbundszeiten für die Lage des Adels bewirkten (S. 351), begründet denn der Artikel in *zwei* von den erwähnten *vier* Beziehungen, in Beziehung nämlich auf Belohnung der Verdienste und die besondere Stellung im Organismus der Verfassung allerdings sogar *zwangsrechtliche politische Adelsvorzüge*. Aufserdem bekämpft er S. 352 noch ausdrücklich die neue französische Gesetzgebung, welche die gerichtliche Verfolgung eigenmächtiger Anmafsung adliger Namen und Titel und Wappen untersagt, vertheidigt die Ansprüche des Adels auf die seinigen, und auf seine Gutsrechte schon als *unentziehbares Privatrecht* und hebt „*alle* Vorzüge, welche sich, unserer Kultur und der öffentli- „chen Meinung entsprechend, *natürlich* und *frei* mit diesen „*historischen* und *juristischen* Verhältnissen, mit der als wohl- „thätig erkannten, besonderen landständischen Stellung, mit „dem grofsen Gutsbesitze (so wie auch mit der natürlichen, „wenn auch nicht ausschliefslichen Umgebung des Fürsten „am Hofe S. 348) *verknüpfen, als noch heute zulässige, beson-* „*dere Verhältnisse* des Adels" hervor. Er anerkennt wiederholt die schönen, wohlthätigen Wirkungen derselben, und die früheren und späteren Verdienste des deutschen Adels S. 334, 340, 341, 346, 352, und sagt am Schlusse, S. 352: „Eine „schöne, eine glückliche Stellung ist auch, ohne dafs er irgend „den Unwillen seiner Mitbürger auf sich zu ziehen braucht, „unserem deutschen Adel geblieben. Möge sie ihm willig „gegönnt sein von jedem würdigen Nichtadligen! Und möge „er sie selbst nicht durch Mährchen von deutschem Uradel „und vom Verdienst- und Tugendadel, überhaupt nicht durch „Prätension verletzender und beleidigender Privilegien ver- „hafst machen und nicht *seine Hauptmacht* verscherzen. Sie „aber besteht auf der *freien guten Meinung der Nation*. Jene „*freien*, auf freier Meinung beruhenden, sogenannten *natür-* „*lichen Adelsvorzüge*, welche da, wo kein wirklich *juristi-* „*scher* geschlossener Adelsstand bestände, niemals einen „solchen zu gründen vermöchten, erhalten eine *ganz andere* „Bedeutung, wenn jener Adelsstand — und hätte er nur das „*einzige juristische* Vorrecht auf seinen Adelstitel, sie — na- „türlich ohne Zerstörung ihrer wesentlich freien Natur — „für sich *als Stand* zu erwerben und zu behaupten weifs. „Dann, und in der heutigen Zeit vollends, *bilden sie gerade* „seine *wesentlichste* Kraft, die *moralische*, welche allein allen „menschlichen Dingen wahren Adel verleiht und sichert. „Möge also der Adel in der grofsen, gefahrvollen Zeit, in „welcher wir leben, in der Wiederausbildung und Befesti- „gung eines *wahren Rechts- und Freiheitszustandes*, welcher „überall *in dem Despotismus* auch *für den Adel verloren ging*, „und dessen Zerstörung grade *Thron und Volk kraft- und* „*wehrlos* machte und *alles Unglück der Zeit verschuldete*, „würdig benutzen! *Möge er, dessen würdige und edle Seite* „*grade in seiner Behauptung* der, freilich *feudalistisch* ver- „kümmerten und verunstalteten, doch ihrem Wesen nach „kostbaren, altdeutschen *Freiheits- und Verfassungsrechte* „*bestand*, nur *in diesem Bollwerk* für Fürst und Volk, seine „Stärke und sein Heil suchen! Möge er thun, was seine „*höchste Bestimmung und Ehre* von ihm fordern! Glorreich, „und allgemein und willig geachtet, kann er sich dann be- „haupten. Aber gewifs ist es auch, dafs er (ähnlich dem

„französischen Adel in der Restauration) sich und seine Für- „sten und sein Volk durch die entgegengesetzte Bestrebung „in furchtbares Unheil zu stürzen im Stande wäre — in „ein gröfseres, als das der *Rheinbundsepoche!*"

Sollte man nicht denken, *je offener und energischer* ein freigesinnter Schriftsteller alles, was er für unrecht und verderblich hält, bekämpft, je treuer er, unerschüttert durch vorübergehende Schwankungen, Gunsten oder Ungunsten der Tagespolitik, an klar erkannter Wahrheit und Gerechtigkeit festhält — die Recension nennt es ein „*starres*" Festhalten — *um so weniger* wäre es zu übersehen, wenn derselbe *gleich aufrichtig* mit der Freiheit, auch alle übrigen, ächt vaterländischen und sittlichen Grundlagen, und die monarchischen und gemäfsigten Grundsätze vertheidigt? Sollte man nicht *um so weniger* eine Theorie, die mit Vorliebe der meisterhaften *englischen* Entwickelung *urdeutscher* Verfassungsgrundsätze sich anschliefst, etwa darum mit *irgend* einer *undeutschen französischen* Richtung in Berührung bringen, weil man auch in Frankreich *zum Theil* demselben Vorbild huldigte? Und doch führt oft selbst bei den Besten die Befangenheit abweichender Systems- oder Parteiansicht zu dem grade Entgegengesetzten! — Meine Widersprüche übrigens gegen einige theoretische Urtheile und Ansichten der sehr interessanten Recension bleiben anderem Orte vorbehalten.

C. Th. Welcker.

Antwort des Recensenten.

Der sehr verehrte Herr Verf. des Artikel: Adel im Staatslexikon beschuldigt mich, dafs ich, durch ein sehr bedeutendes Uebersehen und Mifsverständnifs, ein wesentlich unrichtiges Bild seiner Denkweise und politischen Theorie gegeben und sucht diese Anklage durch einzelne, nicht ungeschickt ausgewählte Stellen aus meiner Recension, und durch einzelne, aus dem 94 Seiten langen Artikel zusammengesuchte Sätze zu erweisen, aus denen hervorgehen soll, dafs er dem Adel einen gröfseren politischen Werth beilege, als die Leser meiner Recension glauben müssen. Könnte ich erwarten, dafs alle Leser der Recension auch jenen Artikel zur Hand haben würden, so würde ich ganz ruhig um eine Vergleichung bitten und dem Urtheil der Leser die Entscheidung überlassen. Auch so halte ich nur für nöthig, zuvörderst darauf aufmerksam zu machen, dafs ich nirgends sage, Hr. W. wolle den Adel abgeschafft wissen, spreche ihm allen Werth, alle Bedeutung ab; sondern blofs: in das *wahre Wesen* des Adels und aller analogen Richtungen, in die hohe politische Bedeutung, welche die aristokratischen Elemente zu Gunsten wahrhafter Freiheit in den Europäischen Staaten gehabt hätten, aus denen die Freiheit bis zu einem gewissen Grade niemals zu verdrängen sein werde, habe er keinen Blick geworfen. *Ohne es zu ahnen*, führe er in seinem ganzen Systeme auf einen Zustand, wo Alles vom Staate des Augenblicks abhänge, und kein Mensch mehr auf eigenen Füfsen stehe u. s. w. Dieses Urtheil haben alle seine Anführungen nicht geschwächt. Denn was sagt er in den von ihm citirten Stellen? Dafs ihm Geldstolz, Materialismus und Beamtenrohheit noch mehr zuwider seien, als Adelsstolz. Dafs er eine Pairie empfehle, *sofern* sie nur überhaupt dem Volk und seiner Freiheit als wohlthätig und nicht entgegengesetzt und gehässig, mithin der Monarchie selbst höchstverderblich sich erweise. (Aber wer soll der Richter sein? Doch wohl Hr. W. und die Seinen? Und sobald die Pairie ihnen nicht zu Danke handelt, so ist sie, als dem Volke nicht wohlthätig, nicht mehr zu empfehlen!) Dafür, dafs die erste Kammer eine reine Adels-

kammer sein solle, — wofür ich, beiläufig gesagt, gar nicht in allen Staaten stimmen möchte, — führt es doch eigentlich in der langen Rede keinen Grund an, als dafs nun einmal der Adel unter uns ist, aus alter Gewohnheit politische Bedeutung hat und es an anderen Elementen für eine erste Kammer fehle. Aufserdem spricht er für die Erblichkeit der Pairie. Ferner führt er an, dafs er seine Achtung vor mancher schönen und vortheilhaften Seite und Wirkung des Adelstandes ausgedruckt habe. Warum hat er diese schönen Seiten und Wirkungen nicht geschildert? ihnen nicht wenigstens 1 Seite von den 94 gewidmet, die sich meist mit den Schattenseiten des Adels beschäftigen? Ferner: dafs Jedermann Mitglieder des Adels von der alleredelsten Bildung und würdigsten Gesinnung liebe und verehre. Wie grofsmüthig, dem Adel solche Mitglieder zuzugestehen! Ich habe Hrn. W. niemals nachgesagt, dafs er dem Adel die Tugenden des Menschen abgesprochen. Aber ich habe bezweifelt, dafs er die charakteristischen Eigenschaften des Adels richtig gewürdigt, und finde in all seinen Citaten kein Wort, was meinen Zweifel widerlegte. In einer Schlufsstelle endlich apostrophirt er die Adeligen und erklärt sich freundlich über sie, unter der Bedindung, dafs sie, um deutlich zu reden, die Vorkämpfer der liberalen Bestrebungen würden. Mit einem Worte, wenn die Adeligen liberal sind, so soll ihnen ihr Adel nichts schaden; so soll ihnen selbst ein Platz in der ersten Kammer werden. Nein, mein Hr. W., da haben sie mich nicht verstanden. Ich verlange von Ihnen. Sie sollen den Adel nehmen mit all seinen Standeseigenschaften, wie man durchschnittlich darauf rechnen kann, mit Vorzügen und Gebrechen; die Adelskammer, wo dergleichen am Orte sind, mit derselben Handlungsweise, wie sie in der Regel bei allen Adelskammern erlebt worden ist; und mir dann noch sagen, was dieser Stand, dieses Institut im Leben bedeutet; nach meiner Ueberzeugung, was es darin nützt. Sagen Sie mir dann, unter dieser Voraussetzung tauge das Alles gar nichts, so werde ich mich nicht darüber verwundern, wenn ich auch Ihre Meinung nicht theile. Aber wenn Sie behaupten, den Adel richtig gewürdigt zu haben, weil Sie ihn loben und dulden, wo er in Ihrem Sinne handelt und wo Sie ganz von seiner Eigenschaft, seinen Verhältnissen absehen, nicht einmal einen Grund anführen, welche besondere Wichtigkeit gerade ein liberaler *Adel* für den Liberalismus haben könnte, da möchte ich mich fast verwundern. — Noch in einem andern Punkte haben Sie mich nicht verstanden. Ich hatte Ihnen vorgeworfen, dafs Sie nicht die Englische Pairie mit der Französischen verglichen, und Sie glauben mich eines Uebersehens zeihen zu können, indem Sie anführen, dafs Sie Beide besprochen haben. Besprochen, ja; aber nicht verglichen, nicht den Schlufs daraus gezogen, den der „staatsmännische Blick" finden mufste; nicht das Räthsel gelöst, auf das ich in einer längeren, von Ihnen nur unvollständig mitgetheilten Stelle hinführte. Sie finden allen Grund, warum die französische Pairie Ihren Wünschen nicht entspricht, darin, dafs sie ein Verein ministerieller Creaturen sei. So viel berühmte, verdienstvolle, hochgestellte Männer, Alles blofs ministerielle Creaturen? Ich ging von einer andern Voraussetzung aus; ich behauptete, auch wenn man sich die Französische Pairie als eine Vereinigung der Verdienstaristokratie, das Englische Oberhaus als ein Organ der Geburtsaristokratie denke, und mit allen Fehlern behaftet, die man dieser nachsagt, so werde es doch einen grofsen politischen Nutzen vor Jener voraus haben. Das würde ich mir zu erklären getrauen, wenn ich über den Adel schriebe, und zwar ohne zu der Idee des „Vollbluts", zu dem Glauben, der Adel sei eine bessere Raçe, meine Zuflucht zu nehmen. — Ihre weitere Polemik mufs ich abwarten. Glauben Sie aber nicht, wenn ich vielleicht nicht darauf antworten sollte, dafs ich mich für widerlegt hielte. Wenn ich das thue, so will ich es ehrlich sagen. Aber von dem Polemisiren halte ich nicht viel; am Wenigsten unter Leuten, die in den Principien divergiren. Ich meine, es soll Jeder ruhig seine Sätze vortragen und abwarten was da wird. Unsere Enkel vielleicht werden wissen, wer Recht hatte.

Erwiderung.

Da eine Kritik eines theologischen Werkes nur in dem Falle, dafs sie die wesentliche Beschaffenheit des betreffenden Werkes nach allen Seiten hin gründlich erkennt und mit leidenschaftsloser Gerechtigkeit würdigt, auf dem Gebiete der an sich freien Wissenschaft einen realen Werth hat, so spricht sich die im diesjährigen Aprilhefte des Allgem. Repertoriums für theologische Litteratur, welches Hr. Dr. Rheinwald, mein sehr lieber, ehemaliger Zuhörer auf der Universität Berlin, herausgiebt, enthaltene Recension meiner christlich-kirchlichen Alterthumswissenschaft selbst das Urtheil, indem diese Recension mit einer Leidenschaftlichkeit verführt, bei welcher sie mehre wichtige, in meiner Alterthumswissenschaft wirklich bearbeitete, archäologische Artikel als solche, die in derselben nicht einmal erwähnt seien, darstellt. Der Verfasser der Recension bemerkt z. B. auf S. 49. des Repert.: „von der disciplina arcani, dem schwierigsten Probleme der ganzen Wissenschaft, wo der wissenschaftliche Mann sich zeigen kann, erfährt man — gar nichts," und dennoch ist im 2ten Bde. auf der 264. Seite der Alterthumswissenschaft in Text und Anmerk. der Name, Begriff und die Periode der Arcandisciplin besprochen, desgleichen mehr als eine über dieselbe erschienene Schrift S. 265. Anm. namhaft gemacht worden. Der Recensent behauptet S. 48. des Repert. „schwierigere Fragen, wie: was der προσμονάριος? seien weder beantwortet, noch auch nur erwähnt;" gleichwohl ist in der Alterth. Bd. I. S. 139. Anm. diese Frage nicht nur disertis verbis erwähnt, sondern auch der Begriff des προσμονάριος sorgfältig besimmt worden. Dafs mit dieser Verkennung des von mir Geleisteten ein Ton der Darstellung, der einer christlich-theologischen Zeitschrift nicht ganz würdig sein dürfte, sich in der Recension gepaart habe, erhellt z. B. daraus, wenn S. 50. des Repert. in Betreff meiner gesagt wird: „der Verf. will überall neu und pikant sein, in der That ist er aber nur — *bocksteif*," andere, nicht gerade von Humanität des Urtheils zeugende Epitheta, welche mir ibid. beigelegt werden, zu geschweigen.

Hrn. Dr. Rheinwald's kirchliche Archäologie, für welche der Recensent dagegen an mehren Punkten mit einem Eifer in die Schranken tritt, bei dem er in der Beurtheilung meiner Leistung ungründlich und hart wird, habe ich freilich in meiner Alterth. eben so, wie die archäologischen Produkte der H. H. Dr. Dr. Augusti, Binterim, Locherer und Schöne kritisch berücksichtigt, um, wie im 2. Bd. meiner Alterth., S. XIII. Anm. in Beziehung auf Hrn. Dr. Augusti ausdrücklich bemerkt worden ist, meine ungeheuchelte Achtung dieser Gelehrten und ihrer Geisteserzeugnisse zu manifestiren. Allein dafs meine kritische Berücksichtigung nicht übermüthig absprechend sei, sondern auf von mir wohl erwogene und mit Sorgfalt angeführte Gründe sich stütze, dafs sie nicht Leidenschaftlichkeit, Bitterkeit, mürrisches Wesen athme, sondern gemäfsigt, mild und besonnen sei, beurkundet mein Werk an sehr vielen Stellen, welche ich lediglich des beschränkten Raums halber hier nicht noch einmal abdrukken lassen kann. Hr. Dr. Augusti selbst hat im 3ten Bd. seines Handbuchs der christlichen Archäologie S. VIII. meine Kritik als eine „humane" bezeichnet.

Breslau, den 30. Mai 1839.

Wilh. Böhmer.

